Heidelberger Jahrbücher der Literatur

0912

Library of

Princeton University.

Theodore F. Sanxay Fund

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

Drei und sechzigster Jahrgang.

Erste Hälfte.

Januar bis Juli.

Heidelberg.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr

1870.

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

43 II
144.
41.

Drei und sechzigster Jahrgang.

Zweite Hälfte.

Juli bis Dezember.

Heidelberg.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1870.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 1. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Maçoudi. Les prairies d'or. Texte et traduction par C. Barbier de Meynard. t. V. Paris imprim. impériale. 1869. 515 p. in 8.

Fragmenta historicorum arabicorum. t. I. continens partem tertiam operis Kitabo-'l-Oyun wa 'l-hadaik fi akhbari 'l-hakaik quem ediderunt M. J. de Goeje et P. de Jong. Lugd. Bat. Brill. 1869. VIII u. 440 p. in 4.

Der vorliegende fünfte Band von Masudi's goldnen Wiesen erstreckt sich von dem Chalifate Alhasans Ibn Ali bis zum Ende des Chalifats von Hischam Ibn Abd Almelik. Der dritte Band des Kitab Aluyun vom Chalifate des Welid Ibn Abd Almelik, bis zum Tode des Chalifen Almutassim, Sohn des Harun Arraschid. Von Masudi's Werk war schon beim Erscheinen des vierten Bandes in diesen Jahrbüchern die Rede (Jahrg. 1867, S. 6 ff.). Vom Kitab Aluyun ist wenig zu sagen, denn man kennt weder den Verfasser desselben, noch lässt sich die Zeit, in welcher es geschrieben wurde, genau bestimmen. Die Leydener Bibliothek allein besitzt eine Handschrift, welche den hier edirten dritten Theil enthält und es lässt sich nur mit einiger Gewissheit annehmen, dass dieses Werk vor dem Untergange des Chalifats von Bagdad geschrieben worden ist.*) De Goeje, der gelehrte Herausgeber des grösseren Theils dieser Annalen — de Jong konnte, weil er eine Professur in Utrecht antrat, nur etwa einen Viertheil der Ausgabe übernehmen — verspricht, in einem folgenden Bande, der auch ein Fragment des Ibn Maskoweih, nebst Glossar und Index enthalten soll, sich weiter über dieses Werk auszusprechen, wir wollen daher auch bis dahin unsere Ansicht darüber zurückhalten. Wenn gleich diese Annalen wenig Neues enthalten, das nicht schon aus Ibn Al-Athir bekannt wäre, oder demnächst durch den zu erwartenden vierten Band dieser von Tornberg edirten Chronik bekannt werden muss, — Ref. hat die betreffenden Theile schon handschriftlich zu seiner Chalifengeschichte benutzt — so verdienen sie doch schon als Unicum durch den Druck veröffentlicht zu werden, um so mehr, als die Handschrift ziemlich correct ist und zur Verbesserung des Ibn Al-Athir sowohl als des Masudi dienen kann, als ferner der Herausgeber mit grosser Genauigkeit bei seiner Arbeit verfahren ist und als übrigens doch manche

*) Es heisst p. 208, wo von der Burdah die Rede ist, welche von den Omejjaden zu den Abbasiden überging: „es ist dieselbe, welche die Chalifen bis zu diesem Tage besitzen" und es ist nicht wahrscheinlich, dass er darunter die egyptischen Schattenchalifen versteht.

354894 (RECAP)

Einzelnheiten geboten werden, die sich anderwärts in solcher Ausführlichkeit nicht finden. Dass Masudi reich an neuem historischem Material ist, dass namentlich sein Werk durch die eingestreuten Anekdoten und Gedichte besonders für die Sittengeschichte der ersten Jahrhunderte des Chaliferts, sowie für die Charakteristik der hervorragenden Persönlichkeiten, wichtige Beiträge liefert, ist bekannt. Um so mehr ist zu bedauern dass, obgleich dem Herausgeber mehrere Handschriften zu Gebote standen, der Text dennoch nichts weniger als fehlerfrei ist und noch mehr, dass die Uebersetzung häufig den Sinn des Autors nicht treu wiedergibt. Wir haben diess schon mit Bedauern beim Durchlesen des vierten Bandes bemerkt und gehofft, der Uebersetzer werde in Zukunft bei schwierigen Stellen andre Orientalisten zu Rath ziehen, oder wenigstens seine eigene Unsicherheit bekennen, es scheint aber, dass ihm unsre Recension nicht zu Gesicht gekommen ist, oder dass er keine Notiz davon genommen hat, denn am Schlusse des fünften Bandes gibt er nur drei Verbesserungen zum vierten an, worunter zwei von ihm selbst und eine von H. Dernburg. In der Vorrede schreibt er: „Nous appelons de tous nos voeux les observations qui, en nous signalant les erreurs que nous n'avons pas su éviter, tendent à ameliorer cet ouvrage. Quant aux critiques lointaines, qui reposent sur un mal entendu ou sur le sentiment imparfait du génie de notre langue, on nous permettra de les considérer comme non avenues: il est difficile d'apprecier sur les bords de la Baltique jusqu'a quel point une traduction française peut être libre sans cesser d'être fidèle". Da Ref. am Ufer des Neckars wohnt, so ist er wohl nicht unter dem Kritiker gemeint, dem hier Missverständniss oder Mangel an genügender Kenntniss der französischen Sprache zum Vorwurf gemacht wird, auch sind die vom Ref. gerügten Fehler nicht der Art, dass er in solcher Weise abgefertigt werden könnte. Ref. verkennt nicht die Schwierigkeiten, die bei einer Uebersetzung Masudi's zu überwinden sind und ist weit entfernt, von einem Uebersetzer zu verlangen, dass er, namentlich bei Fragmenten aus längern Gedichten, überall den wahren Sinn errathe. H. Barbier de Meynard hat im Allgemeinen unsern Dank und unsre Anerkennung für seine mühevolle Arbeit verdient. Um so mehr wundern wir uns, dass er hie und da sich mit dem ersten besten Ohngefähr begnügt, statt, wie er es recht gut kann, sich über jedes einzelne Wort des Autors Rechenschaft zu geben. Der Leser, selbst der französische, mag darüber urtheilen, ob folgende Ungenauigkeiten etwa durch den Genius der französischen Sprache entschuldigt werden können.

Gleich S. 4 lautet die Uebersetzung des ersten Verses: „Pleure-le o Djâdab, et renonce désormais à chanter la gloire de ta race, aprés les larmes et les gémissements du chant funèbre". Der Uebersetzer hat fälschlich statt tasami (mit Hamza auf dem elif) tusâmi gelesen, was schon ein Verstoss gegen das Versmaas (Sari')

Digitized by Google

wäre. Ersteres bedeutet; ermüden, etwas satt bekommen, überdrüssig werden, Letzteres: wetteifern. Die wörtliche Uebersetzung des Verses wäre: „Beweine ihn (Hasan) o Djaada! und ermüde nicht nach dem Beweinen des Dahingeschiedenen. Thâkil bedeutet gewöhnlich „der oder die ihrer Kinder beraubte", doch heisst thukl auch Tod und folglich thâkil der Sterbende. S. Lane's Wörterbuch. S. 32 lautet die Uebersetzung des zweiten Verses: „non, je lui pardonnerai, malgré l'éclat de sa faute et le coup porté par lui à l'une de nos grandes gloires", wie diess zu „djudûd alawâthir" passt, weiss Ref. nicht. Athara djadduhu heisst, nach dem Kamus: „sein Glück nimmt ab" und zâla mit der Präposition bi so viel als nahadha bihi. Also ist der Sinn: ich verzeihe ihm, nachdem seine Schuld offenbar geworden und ihn das Glück verlassen hat". (Wörtlich: „und sich aufgemacht hat mit ihm eines der (vielen) Missgeschicke"). S. 34 muss statt: „son père a prodigué son sang dans le combat où il fut tué", „am Schlachttage von Muta" übersetzt werden. Muta ist der Name eines Ortes, bei welchem das Treffen stattfand, in dem Djafar, der Bruder Ali's, getödtet wurde. S. des Ref. „Mohammed" S. 206. S. 42 lautet der zweite Vers: „qui etait plus empressé à la paix" statt: „wer war am frühesten Moslim", und Vers 4: „et se prodiguait dans le danger, quand chacun etait avare de sa vie" statt: „und wenn Andere in Hungerjahren (azmatun) geizten, war er freigebig". S. 61 lautet die zweite Hälfte des zweiten Verses „cet amas de biens que la fortune lui prodiguait", atâha (mit ha) heisst aber nicht „prodiguer des biens", sondern überhaupt: „etwas bestimmen, zubereiten", das Object würde also fehlen, ausserdem passt das Wort „lamma" (als) gar nicht zu dieser Uebersetzung. Ref. liest mit der Handschrift M „anâha" und übersetzt: (nichts nützte ihm) „sein Güter sammeln, als das Schicksal die Klagefrauen für ihn bestellte", d. h. als er starb; liest man atâha, so müsste man übersetzen „als ihm das Schicksal (etwas) bereitete", da aber das Objekt fehlt, so ist anâha vorzuziehen. S. 62 ist im ersten Verse haunan oder haunun statt hawwin zu lesen. S. 71 lauten die vier letzten Verse: „Kisra est mort, vive Kisra! que trois rois se suivent a la file en peu de temps. Helas! nous tendons le nez au vent, mais sans rapporter ce que nous flairions. Qu'on vous frappe donc, afin que vous reveniez à la mecque en léchant votre maitre irrité. Nous craignons leur colère au point que tout le sang des omeyades ne saurait nous désaltèrer." Wir übersetzen; „Wenn ein Kisra (Kaiser, Chalife) starb, erhob sich ein Anderer und in kurzer Zeit folgten drei auf einander. O Jammer! hätten wir doch Männer, die mit Entrüstung jede Ungebühr zurückweisen! (— doch wir werden nie wieder zu unserm frühern thatkräftigen Eifer (für Unabhängigkeit) zurückkehren —) dann würdet ihr geschlagen werden, bis ihr in Mekka wieder heisses Wasser lecken müsstet. Wir sind so mit

Digitized by Google

Grimm angefüllt, dass alles Blut der Omejjaden unsern Durst nicht löschen könnte." Der Dichter widersetzte sich nämlich dem Begehren Muawia's, dass man bei seinem Leben schon seinem Sohne Jezid als Nachfolger huldige. Er sagt daher: es hat nach dem Tode eines Fürsten nie an einem Nachfolger gefehlt; es sind nach einander drei Fürsten in nicht langen Zwischenräumen auf dem Throne gesessen. Er meint wahrscheinlich darunter: Osman, Ali und Muawia, oder Hasan. Ueber die Bedeutung von anûf (= hamiju-l-anfi) S. Harîri u Lane; „heisses Wasser lecken" heisst soviel als „äusserst erschöpft sein", man sagt auch dharbun sachînun (ein heisser Schlag), d. h. ein schmerzlicher, brennender. Das Weitere bedarf um so weniger einer Erläuterung, als die französische Uebersetzung sich in keiner Weise mit dem Texte in Einklang bringen, oder dem Sinne nach rechtfertigen lässt. Wir bemerken nur noch, dass man vielleicht besser lima (zu dem was wir erstrebt haben) für kama liest. (Man muss wegen des Reimes anîna — nicht aneina — lesen, welches manchmal die Bedeutung der achten Form hat und „für etwas mit Eifer sorgen" heisst. S. 84 Z. 3 ist juhriz statt juhraz zu lesen. S. 97 wird manâr durch „Colonnes" übersetzt, es bedeutet „Wegweiser" was vielleicht der Uebersetzer darunter verstanden hat, doch vom Nichtorientalisten schwerlich dafür, sondern eher als Stütze genommen wird. S. 105 sagt der Dichter: „o Muawia! deine Leidenschaft spiegelt dir thörichterweise Dinge vor, die nie sein werden", dafür lautet die französische Uebersetzung: „dans ton avidité, o moawiah, tu désires ce qui n'est pas l'objet d'un doute". Djahlan bezieht sich nicht auf jakunu, sondern auf das Vorhergehende, bedeutet auch nicht „objet de doute" höchstens „objet d'ignorance", d. h. „das was jedermann weiss", dann hätte aber der Vers wenig Sinn. S. 110, Z. 6 ist das Wort tahaffazu durch „ne l'oublient jamais" statt „nehmen sie sich in Acht" übersetzt. Der Dichter sagt: „wenn die Männer (im Kriege) ihn erblicken, so sind sie auf ihrer Hut, ist er nahe, wie oft krächzt da der Rabe!" S. 118, V. 6 ist der Comparativ nicht ausgedrückt, auf dem doch der ganze Nachdruck ruht, es sollte heissen: „plus sinistre, plus déchirante". Den Vers S. 133 übersetzt H. Barbier de Meynard: „que de sages conseils ne voyons nous pas repousser, et cependant l'homme opiniâtre dans son insouciance rencontre encore un conseiller". Nassîhan heisst hier „einer der Rath annimmt", da bekanntlich die Form faîl eben so gut eine passive als active Bedeutung hat. Wir übersetzen daher: „Wie mancher aufrichtige Rathgeber findet kein Gehör, während des Fügsamen Rath befolgt wird" (dhanîn almudjûn heisst: zurückhaltend an Derbheit = fügsam, d. h. einer, der nicht nach innerer Ueberzeugung spricht, sondern nach dem Wunsche Anderer). Das Wahrscheinlichste und Einfachste ist aber, dass man Adhdhanînu (mit dem Artikel) lese, dann übersetzt man: „während der Eng-

Digitized by Google

herzige und der Unbedachte Gehör findet". (Das Versmaas (Sari') wird dann regelmässig, ist aber auch ohne Artikel nicht unrichtig). Der erste Vers S. 139 lautet: „tu as laissé ton oncle, pour combattre lâchement loin de lui, lorsque sans toi, il aurait été invincible" statt: „du hast aus Feigheit es unterlassen, für deinen Oheim zu kämpfen u. s. w." Abgesehen davon, dass kâtala dûna „für jemanden kämpfen" bedeutet, so bezieht sich ja dieser Vers auf Ibn Alaschath, der Moslim beredete, den Kampf aufzugeben, der aber keineswegs anderwärts kämpfte, da mit der Entwaffnung Moslims jeder Kampf aufhörte. Der letzte Vers S. 141 ist übersetzt: „ce brave est encore plus vivant que les guerriers alertes, plus meurtrier que l'épée polie, au double tranchant". Diess ist aber, da hier von dem getödteten Moslim die Rede ist, selbst für eine orientalische Phantasie zu stark. Man muss übersetzen: „er war ein Mann, schamhafter als eine schamhafte Jungfrau und schärfer als ein blankes, doppelschneidiges Schwert". Hajijjatun ist fem. v. hajijjun („schamhaft") und ahja Comparatif. S. 142 sagt Moslim zu Ibn Bukair: „Ist dir eine mir beigebrachte Abschürfung nicht genug als Sühne für dein Blut, du Sklave? Moslim hatte nämlich vorher den Ibn Bukair schwer verwundet, dieser wurde daher beauftragt, Moslim zu tödten, aber der erste Hieb, den er ihm versetzte, ging nicht tief, sondern ritzte ihn nur, darauf sagte ihm Moslim stolz, er könnte sich damit begnügen, da eine Schürfung an ihm (Moslim) mehr werth sei als das Blut, das er (Ibn Bukair) verloren. Die französische Uebersetzung lautet aber im Gegentheil: „Esclave, me dit il, une entaille n'est pas une réparation suffisante pour ton sang que j'ai versé". S. 144 sagt der Araber, der Husein getödtet, zu seinem Feldherrn: „belade meine Kameele mit Gold und Silber!" etc., dafür hat B. de M. „couvre d'or et d'argent mon étrier", rikâb bedeutet besonders Kameele, welche zum Reiten dienen, freilich an andern Stellen auch Steigbügel. S. 150, Z. 2 wird die erste Hälfte des Verses übersetzt: „si vous le suivez, lui, ce refugié de la maison sainte etc.", besser wäre es „tutbiuhu" in der vierten Form zu lesen und zu übersetzen: „wenn ihr ihm (dem Husein) den im Tempel Schutz suchenden (Abd Allah Ibn Zubeir) nachfolgen lasset u. s. w." S. 156, Z. 3 sagt Jezid zu Abd Almelik, der ihn um ein Stück Land bittet, das an dem seinigen angrenzt (nicht „das ihm gehört", wie die französische Uebersetzung lautet): „etwas Werthvolles erscheint mir nicht zu gross und etwas Geringes betrübt mich nicht", statt: „la richesse ne m'enivre pas, la médiocrité ne m'attriste point". Der wahre Sinn geht schon aus der Antwort Abd Almelik's hervor: „es gibt im Hedjas kein werthvolleres Gut". S. 163 sagt der medinensische Dichter zu den mekkanischen Kureischiten: „Wir haben euch bei Bedr gedemüthigt und sind mit Schwertern heimgekehrt, die ihr uns als Beute zurückgelassen", dafür lautet die französische Uebersetzung: „c'est nous qui avons vaincu à Bedr,

Digitized by Google

et quand nous nous sommes éloignés, nos sabres avaient répandu la mort dans vos rangs". S. 182 sagt der Keisanite Sejid: „Sage dem Wassi: (Mohammed Ibn Alhanefijeh) — gern opfere ich dir mein Leben, — sehr lang weilest du auf diesem Berge, deine siebzigjährige Abwesenheit schadet unsrer Gemeinde, die dich zu ihrem Herrn gewählt, dich Chalifen und Imam genannt und um deinetwillen sich alle Bewohner der Erde zu Feinden gemacht". Die französische Uebersetzung lautet: „Dis au Waçy: O toi, pour qui je donnerais ma vie, bien long est ton séjour dans cette montagne! On persécute ceux de nous qui t'implorent, ceux qui te proclament Khalife et Imam. Tous les peuples de la terre comptent soixante et dix années pour la durée de ton absence". (Maghlbuka ist das Subject von adharra und aadu ist die dritte Form von ada, mit ja am Ende und das Teschdid ist zu streichen). Die dritte Form von adda bedeutet nicht „zählen", sondern „sich wiederholen", ausserdem kann der Keisanite doch nicht sagen, dass alle Bewohner der Erde glauben, dass Mohammed siebzig Jahre verborgen bleiben wird. Von dem S. 187 angeführten Verse sagt der Uebersetzer in einer Note: „ce passage difficile par lui même se complique des erreurs du texte etc.", er übersetzt ihn jedoch folgendermassen: „Celui qui veut avoir un bloc de pierre doit le partager en deux morceaux", hätte er aber nur den Kamus unter dem Worte kârah nachgeschlagen, so würde sich ihm das Räthsel gelöst haben, der Vers bedeutet: „Kârah war billig gegen den, welcher im Pfeilschiessen mit ihm wetteifern wollte". Kârah ist der Name eines Stammes, der durch seine Fertigkeit im Pfeilschiessen ausgezeichnet war. Ein Mann aus diesem Stamme gerieth in Wortwechsel mit einem Abditen und als es zur Herausforderung kam, stellte es der Karite, trotz seiner Ueberlegenheit im Pfeilschiessen, dem Abditen doch frei, mit andern Waffen zu kämpfen und darauf bezieht sich dieser Vers, den Ibn Abbas anführt, weil Ibn Zubeir ihm nicht gerecht war. S. 191 sagt Hussein Ibu Numeir zu Ibn Zubeir: „ich schlage dir vor, dich zum Chalifen zu erheben, damit der Krieg ein Ende nehme, während du beabsichtigst, uns zu bekämpfen". Dafür heisst es: „je te propose le Khalifat et tu soulèves la question de guerre, tu menaces de nous combattre". Rafaa mit harb bedeutet: „den Krieg aufheben, beenden", S. Lane unter rafaa. Die Conjunction fa spricht auch schon für die angegebene Deutung. Gleich darauf wird erzählt, dass Hussein Mekka verliess und als er nach Medina kam, wurden allerlei Drohungen gegen die Syrer ausgestossen. „Da bestieg Ruh Ibn Sinba, der Djodsamite, der sich bei diesem Heere befand, die Kanzel des Gesandten Gottes u. s. w." Bei B. liest man aber: „Rouh, fils de Zinbâ le Djodamite, monta alors dans la chaire du prophète, qui se trouvait dans l'armée Syrienne". Darnach sollte man glauben, die syrische Armee habe die Kanzel Mohammeds, wie die Israeliten die Bundeslade, mit sich geführt,

Digitized by Google

während die syrische Armee sich in Medina befand, wo bekanntlich auch in der dortigen Moschee die Kanzel war, auf welcher Mohammed seine Predigten gehalten hatte. S. 194 sagt Kudhaa, welcher ungern dem Abd Allah Ibn Zubeir huldigte, in dessen Namen ihm Ibn Muti' den Handschlag abnahm: „Er (Ibn Muti') reichte mir eine Hand, die ich rauh fand, als ich sie mit meinen Händen berührte, die nicht zu den Händen Wortbrüchiger gehören". B. übersetzt: „il me tendit une main calleuse dont le contact fut rude à la mienne. Ce n'etait pas une main de Khalife". Da Ibn Zubeir nicht selbst die Huldigung empfing, so versteht sich von selbst, dass es keine Chalifenhand war. S. 199 heisst es: „Merwan war, wie berichtet wird, der erste, der die Huldigung gewaltsam mit dem Schwerte erzwang, gegen den Willen eines Theiles des Volkes, ja, er schüchterte sogar die Gesammtheit ein, und nur eine kleine Zahl Menschen spornte ihn an, die Huldigung zu fordern". Dafür hat B. de M.: „Merwan fut le premier qui dut son élection à l'emploi de la force, comme nous l'avons dit; loin d'accepter son autorité, la majorité du peuple garda une attitude menaçante, à l'exception d'un petit nombre, qui favorisa son avenement". Das Wort kila sowohl als chawwafahu scheint missverstanden worden zu sein. S. 202 liest man: „Comprenant que leurs chevaux et leur armure yéménite les rendaient inférieurs aux cavaliers de Merwan, qui les poursuivaient, ils dirent à Zofar: sauve toi etc." statt: „Ihre Pferde blieben zurück (waren träge) und die jemenitischen Reiter Merwan's waren ihnen nahe (bedeckten sie); da sagten sie ihm: rette dich! etc." Der Uebersetzer hat Ghaschiat (Decke) für „armure" genommen, das ginge noch an, aber die „armure Yemenite" passt nicht, da die beiden Männer Suleimiten waren und die Reiterei Merwan's aus Jemeniten bestand, wie auf S. 201 zu lesen ist, auch würde nach der Deutung B. de M.'s an und nicht min folgen. S. 205 liest man: Abou-Rochd avait dit à Merwan; „Si tu le veux, nous démembrerons cette contrée comme une brebis" faisant ainsi allusion à la journée de Dar à Medine. Wie aadnâha demembrer bedeuten soll, ist nicht klar, ebensowenig warum gerade wie ein Schaaf. Aadnâha djudsatan bedeutet: „fangen wir es auf's Neue an", d. h. — indem er auf die Ermordung Osmans durch die Egyptier anspielte, — nehmen wir volle Rache an diesem Lande, als wären wir in die Zeit der Ermordung Osmans zurückversetzt. S. Lane's Wörterbuch unter dem Worte djadsaa. S. 211 sagt Abd Almelik zu Schabi: „tadle mich nicht wegen eines Vergehens in Mitten einer Versammlung" und nicht: „ne me dirige pas vers l'erreur etc." S. den Kamus unter radda. S. 221 lauten die drei Verse: „nos cavaliers, nos défenseurs ne quittaient pas leurs rangs, quand les bracelets des jeunes filles brillaient sous leurs sabres. Ils ont péri, mais de la mort la plus généreuse et chaque soldat aura un jour un chant funèbre. Ils ont péri, mais non

Digitized by Google

sans avoir abattu des troupes de soldats, en courant tête baissée, à la mort, comme des beliers furieux". Wir übersetzen: „Ihr waret nicht fern, o ihr unsre Ritter und unsre Beschützer, wenn das Schwert uns den Weg zu den Fussringen schön geformter Frauen bahnte. Wurden sie getödtet, nun, jeder tapfere Mann wird eines Tages das Opfer eines Aufruhrs. Auch wurden sie erst dann getödtet, als sie feindliche Schaaren niedergeschlagen hatten, welche keusche Mädchen schänden, wie wilde Böcke". Idsa' l-bidu abdat etc. heisst wörtlich: als das Schwert zeigte, an's Licht brachte, die bis jetzt eingeschlossenen Frauen. Muhillîna hûran heisst: welche entweihten schöne Mädchen oder Frauen, wörtlich: Verbotene als gesetzlich erlaubte behandelten. Wie daraus „courant tête baissée à la mort" entstand, ist schwer zu errathen. Alles Uebrige bedarf keiner Erläuterung. S. 237 sagt Abd Almelik in Bezug auf Amr Ibn Said: „ich hatte ihn in meine Nähe gezogen, um seine Angst zu verscheuchen, und stürzte dann über ihn her, nach reifer Ueberlegung und meiner Sache sicher, aus Groll (gegen ihn) und um meinen Glauben zu schützen." (Bei Tabari Cod. Berol. t. X f. 4 liest man rauuhu für nafruhu). Dafür hat B. de M.: „Puis je me suis élancé sur lui en ennemi prudent, maitre de ma colère et defenseur de ma religion". S. 238 sagt Amr, nachdem ihn Abd Almelik gefesselt hatte: „ich beschwöre dich bei Gott, führe mich in meinem Halseisen vor das Volk". Bei B. de M. sagt er im Gegentheil: „Je t'adjure au nom de Dieu de ne pas m'exposer au public, le carcan au cou". Abgesehen davon, dass es in diesem Falle alla statt an heissen müsste, geht ja der wahre Sinn aus dem Folgenden hervor. Es heisst nämlich gleich nachher: „Encore une ruse! dit Abd Almelik, mais je suis plus rusé que toi. Veux tu que je téxpose aux regards du peuple, pour qu'il te défende et t'arrache de mes mains?" Hieraus sieht man doch, dass Amr herausgeführt zu werden verlangte. (Die Worte „le carcan au cou" brauchen doch nicht wiederholt zu werden). Den Vers S. 240 übersetzt B. de M.: „Nous payons aux rois le juste salaire de ce qu'ils nous donnent: il ne nous est pas défendu, à nous, de les tuer". Statt: „Wir leisten den Fürsten, was Recht ist, so lange sie gegen uns gerecht sind, (sind sie es nicht) so ist es uns nicht verboten, sie zu tödten". Das ma ist hier nicht Fürwort, sondern adverbium im Sinne von muddat. Die zweite Hälfte des ersten Verses S. 263 übersetzt B. de M.: „mais c'est un reproché dont la honte ne saurait t'atteindre", in einer Note sagt er: „peut-être serait il mieux de traduire" c'est un reproche dont la honte ne saurait m'atteindre". Beide Uebersetzungen, wenn sie sich auch dem Buchstaben nach rechtfertigen lassen, geben doch keinen befriedigenden Sinn. Ref. würde vorziehen: „diese Anklage enthält aber einen Tadel, der an dir (Geliebte!) ganz offenbar ist". Der Dichter will damit sagen, die bösen Zungen, die dir meine Liebe zum Vorwurfe machen, könnten ihre Mühe sparen, denn du

Digitized by Google

bist so liebenswürdig, dass Jedermann weiss, dass man dich lieben muss. Das an hat hier die Bedeutung von fi oder bi. S. Kamus unter an. Die zweite Hälfte des letzten Verses auf derselben Seite ist übersetzt: „ce n'est pas moi qui chercherais un refuge contre les angoisses de la mort". Dass sullam, wie B. de M. liest, „refuge" bedeutet, ist Ref. nicht bekannt, nach dem Kamus bedeutet Sullam, Leiter, Treppe, und man liest allerdings im Kamus, dass dieses Wort von Salâm abgeleitet wird, weil ein oberes Stockwerk oder ein erhabener Ort Sicherheit gewährt, dass aber dann Sullam selbst Zufluchtsort bedeute, wird nicht gesagt. Ref. liest Silman und übersetzt: „ich verlange nicht nach Frieden aus Todesangst". (Das Versmaas wird durch diese Leseart nicht verletzt, da in der dritten Art des tawil mefâi gestattet ist und auch der erste Halbvers bisubbah (nicht bisubbatin) lauten würde). S. 264 heisst es: „da traf ihn ein Stein an der Stirne, so dass sie blutete und die Haut vom Schädel abgeschürft war, Da sagte er: „die französische Uebersetzung lautet: „une pierre l'atteignit au front et l'inonda de sang; il découvrit sa blessure, en disant". Der Uebersetzer hat Abd Allah als das Subject von waandhabahu angesehen, dann müsste aber das fa vor audhabahu und das wa vor kâla stehen. Ueber die Bedeutung von audhaba s. den Kamus unter Mudhih.

S. 265 sagt ein Freigelassener: „Der Sklave beschützt seinen Herrn und er ist geschützt". Dafür hat B. de M.: „l'esclave protège son maitre lorsqu'il cesse (de combattre)". S. 267 übersetzt B. de M.: „Je prefère à la richesse le renoncement, lorsqu'ils se présentant ensemble, comme l'eau avec le lait pur". Ref. übersetzt: „und Wasser mit einem makellosen scharfen Schwerte". (S. Lane unter bârid). S. 293 lässt der Uebersetzer Haddjadj, bei seinem Aufbruch nach Kufa, den Koran in die Hand nehmen, statt des Firmans der Chalifen. Es heisst vorher: der Chalife schrieb ihm sein Investiturdiplom (kataba lahu ahdahu) und darauf: „er nahm die Schrift in seine Hand" (achadsa-l-kitâba bijadihi). S. 309 in der vorletzten Zeile heisst es: „mancher würgt, wenn er nur Wasser trinkt". Dafür übersetzt B. de M.: „souvent le buveur périt dans le torrent". In der vorletzten Zeile S. 311 sagt Haddjadj: „wenn ich nicht den Freund herangezogen wegen seines guten Raths und vollbracht, was er mir in der Nacht eingeflüstert". B. de M. hat dafür: „si je ne punis l'ennemi qui retourne son dard contre moi". (S. den Kamus unter akârib = namaim). Das Wort schahâdat (vorletzte Zeile S. 315) bedeutet hier nicht „vraie profession de foi", sondern „Märtyrthum", es heisst ja gleich darauf: er sei nur ein Sünder, aber kein Ungläubiger, bedarf daher auch keines Glaubensbekenntnisses. S. 341 werden die Worte min chilâfin durch „à petits coups" übersetzt, statt „von entgegengesetzter Seite", d. h. die rechte Hand und der linke Fuss. S. Koran Sura V. Vers 37. S. 344 sagen die Bewohner von Kufa

Digitized by Google

zu Ghadhban: djabanta „tu es un homme timoré", da aber Ghadhban nichts weniger als feig war, der von ihm ertheilte Rath auch keineswegs Feigheit verräth und die Lesearten, wie in einer Note bemerkt wird, schwanken, so ist wahrscheinlich hujjita (mit denselben Buchstaben, nur mit verschiedenen diakritischen Punkten) zu lesen, ein Wunsch, wie hajjaka-l-lâhu = Gott erhalte dich! Die letzten Worte S. 345 übersetzt B. de M.: „les femmes dont la nuque est longue" statt: „deren Kopf stark ist" (azamat hâmatuhâ). Auf der folgenden Seite bedeutet munkasirâti-th-thadii wahrscheinlich „mit gespaltenem Busen", d. h. breit, auseinanderstehend, aber nicht „à la gorge basse". S. 348 sagt Haddjadj zu Ghadhban: „mache deine Rechnung! wie lange haben wir dir deinen Gehalt nicht ausgezahlt? er antwortete: drei Jahre. Haddjadj befahl, dass man ihn ihm nachzahle und liess ihn frei". Dafür hat der französische Uebersetzer: „C'est bien, dit Haddjadj, combien d'années de prison nous as tu déja payées? — Trois ans, repondit Gadban. L'emir ordonna qu'on le mit en liberté". (Kam habasna atâaka heisst doch nicht: wie viel Jahre Gefängniss hast du uns bezahlt? und was soll das folgende faamara lahu bihâ bedeuten?) S. 351 liest man: „les amis de la selle, jusqu'à ce que l'ennemi soit repoussé", aber wo ist im Texte ein Feind zu finden? Es heisst: Freunde des Sattels, bis sie (in Folge langer Abwesenheit von ihren Frauen) Samen verlieren. (S. Lane u. Kamus unter radda). Die zwei letzten Verse S. 353 sind übersetzt: „O mes deux amis, les larmes ne peuvent rien obtenir de Hind. . . . . . pauvre suppliant, je désire qu'on me donne et je n'offre rien?" Statt: „o meine beiden Freunde! ich vergiesse nicht meine Thränen, um mehr dafür von Hind zu erlangen. . . . . . Wie ein Bittender hoffe ich auf ihre Gabe, erhalte aber nichts". Den Vers S. 368 übersetzt B. de M.: „Que d'indifférents, que de femmes désolées, les yeux baignés de larmes, qui souhaitent notre mort!" Wie aber weiter im Texte erläutert wird, meinte Abd Almelik mit den Gleichgültigen seinen Sohn Welid und mit den trauernden Frauen sein Harem und nur Ersterer wünschte seinen Tod, aber nicht seine in Thränen gebadeten Frauen. S. 371 liest man: „Dès qu'il (Abd Almelik) eut expiré Welid l'ensevelit, puis il monta en chaire". Das Wort sadjâhu bedeutet aber nicht beerdigen, sondern mit einem Tuche zudecken, wie es bei Verstorbenen zu geschehen pflegt, auch ist es nicht wahrscheinlich, dass Welid seinen Vater gleich beim Verscheiden beerdigen liess, oder gar selbst beerdigte. Den zweiten Vers S. 378 übersetzt B. de M.: „Peut être celui qui attend ma fin et qui l'appèle de ses voeux, sera-t-il, avant l'heure de ma mort, frappé par le trépas". Das Wort wajaddai bedeutet zwar auch „etwas herbeiwünschen", hier aber eher „Ansprüche auf etwas gründen", einmal wegen des folgenden bihi, dann weil das „herbeiwünschen" schon durch jardja ausgedrückt ist. Die Verse

Digitized by Google

beziehen sich auf Suleiman, von dem Welid gehört hatte, dass er als Thronfolger seinen Tod herbeiwünsche. S. 379 liest man: „Celui qui n'a pas d'indulgence pour son ami et pour certaines circonstances où il se trouve, meurt chargé de reproches. Celui qui poursuit de ses voeux impatients la mort de chacun la rencontre pour lui même, et aucun ami ne peut le sauver". Der Sinn ist aber: „Wer nicht nachsichtig ist gegen seinen Freund und nicht ein Auge zudrückt bei manchen Verhältnissen, wird bis zu seinem Tode Vorwürfe zu machen haben. Wer mit Eifer alle Vergehen verfolgt, wird sie finden und es wird ihm niemals ein Freund fehlerfrei erscheinen"; âtib ist doch partic. act. und bedeutet nicht „chargé de reproches", athara bedeutet: stolpern, einen Fehltritt machen, auch unglücklich werden, wenn es mit bacht oder einem ähnlichen Worte verbunden ist, aber nicht *sterben*. Endlich heisst doch juslim oder jaslam lahu nicht „sauver". S. 381 ist der zweite Vers nicht gerade unrichtig, aber ohne Noth nicht genau übersetzt, es heisst: „Chez eux les riches sont les débiteurs de ceux qu'ils nourissent", statt: „de ceux qui implorent leur secours". S. 406 liest man: „Quelle est l'oeuvre la plus louable? — donner à chacun la portion d'héritage qui lui revient, en évitant le dol et la fraude". Es wäre aber sonderbar, wenn der Vollzug des Erbrechts als das löblichste Werk angesehen werden sollte. Man muss übersetzen: „Was ist das Beste, was (der Mensch) thun kann? — Die göttlichen Gebote erfüllen und die Verbote meiden". S. 407 wird erzählt, dass Suleiman dem Abu Hazim Geld schickte, dieser aber es nicht annahm und den Ueberbringer beauftragte, dem Chalifen zu sagen: „bei Gott, Fürst der Gläubigen, ich sehe es (das irdische Gut) bei dir nicht gern, wie soll ich daran Wohlgefallen finden?" Die französische Uebersetzung lautet: „si je vous contentais, comment pourrais-je me contenter moi même", wie passt diess zum Texte: „ma ardhâhu laka keifa ardhâhu linafsi"? S. 408 liest man: „ne leur confiez donc pas ce que Dieu a placé sous votre garde, afin qu'ils n'en puissent délapider le depôt, ni accabler la nation d'injustices et d'exactions. Vous serez responsables de leurs fautes; mais ils ne le seront pas des vôtres". Aber fainnahum lan janâlu etc. heisst doch nicht „afin qu'ils ne puissent etc." Ref. liest in statt lan, und übersetzt: „wenn sie das Anvertraute vergeuden und dem Volke Schaden und Aerger zufügen, so bist du für ihre Verbrechen verantwortlich, sie aber nicht für die deinigen". S. 411 liest man: „demandez à Khalid ... à quelle époque la famille de Kasr a gouverné et conduit les Koreichites. Est-ce avant la venue de l'apôtre de Dieu ou après lui? Il a amaigri les gros richards de Koreich". Der Uebersetzer hat, wie es scheint, aghaththa auf Chalid bezogen und diesem Worte eine transitive Bedeutung gegeben, aber dann müsste man ja samînaha lesen, was nicht zum Reime passt, ausserdem hat nach dem Kamus die vierte Form

Digitized by Google

gleiche Bedeutung mit der ersten, heisst also „mager werden“ nicht „mager machen“, auch stände dieser Satz ganz abgebrochen, mitten in der Frage. Ref. übersetzt daher: „wann hat Kasr Kureisch beherrscht und unterworfen? Vor der Zeit des Gesandten Gottes oder später, so dass Kureisch's fette (wohlhabende, angesehene) Männer mager geworden wären?“ Den letzten Vers auf derselben Seite übersetzt B. de M.: „Sans Jezid, fils de Mohalleb, ta main, pourvue de griffes, aurait saisi le petit oiseau dans son nid“, statt: „wäre nicht Jezid Jbn Mohalleb, so würdest du mit deiner Hand im Kreise herum (wie ein junger Vogel) flattern, um zu dem Küchlein in das Nest zu gelangen“. Fatacha wäre von wacha abzuleiten und bedeutet „sich zu etwas hinwenden“. Dieses Wort muss übrigens, wenn das Versmaas richtig sein soll, falsch sein, ohne Zweifel ist taldjau (du flüchtest dich) zu lesen. Jezid Ibn Muhallab war nämlich der Beschützer Chalids. S. 428 liest man „Abadta-l-Maschakkata“ und H. B. de M. übersetzt: „tu t'es donné une peine infinie“. Ref. liest schikkata und übersetzt: „du hast einen weiten Weg gemacht“. Wollte man maschakkab lesen und abada in dem Sinne von „weit gehen“ nehmen, so müsste die prepos. fi darauf folgen — S. Lane unter bauda.

Die zweite Hälfte des Verses S. 429 ist übersetzt: „Le jeune homme qu'on implore est parfait, telle est aussi celle qui espère“. Da hier eine Frau spricht, so liest man besser muammal (der Uebersetzer scheint muammil gelesen zu haben) und übersetzt: „vortrefflich ist der Jüngling, auf den ich meine Hoffnung setze, vortrefflich der Gegenstand meiner Wünsche“. In einer Note zu diesem Verse bemerkt der Uebersetzer: „il est possible qu'il y ait une lacune entre les mots ila Chalid et le reste du vers“. Ref. glaubt, dass hier keine Lücke ist, dass aber hubbi (meine Liebe) statt hata zu lesen ist. S. 432 ist der vorletzte Vers übersetzt: „à celui qui nous aime nous donnons un amour double du sien, la supériorité de cet amour se manifeste sans être égalée“, statt: „Wir schenken doppelte Liebe dem, der uns liebt, das Verdienst dessen, der seine Liebe (zuerst) offenbart, kann aber nicht vergolten werden“. S. 436 heisst es im Texte: „irtaddat alarabu fakâtalahum“, besser wäre „wartaddat alarabu kâtalahum“ wie im kitab Alujjun, S. 44. Auf derselben Seite liest man in der Uebersetzung: „Les habitants de Koufah, lorsqu'ils marchèrent contre eux ont ils usé d'indulgence? n'ont ils pas au contraire, repandu leur sang, troublé leur sécurité, pillé leurs richesses? — Si fait. — Saviez vous que les habitants de Basrah (c'est-à-dire les insurgés de Nahrewan) quand ils s'avancèrent contre ceux de Koufah, sous les ordres de Cheïbani, d'Abd Allah, fils de Wehb Arracibi et de ses compagnons, les combattirent jusqu'à la mort etc.“ Der Uebersetzer hat das erste charadju ileihim „lorsqu'ils marchèrent contre eux“ übersetzt, d. h. als die Kufaner gegen die vorhergenannten Kämpfer von Nah-

Digitized by Google

rawan auszogen, und ebenso das zweite „charadju ileihim" als den Ausmarsch der Bassrenser gegen die Kufaner gedeutet und darum das Ganze missverstanden. Man muss übersetzen; „Wisset ihr, dass die Kufaner, als sie zu ihnen (zu den Männern von Nahrawan) als ihre Verbündete zogen, sich ruhig verhielten, kein Blut vergossen, keinen in seiner Sicherheit störten und nicht plünderten? — Ja wohl. Wisset ihr auch, dass die Bassrenser, als sie zu ihnen (zu denen von Nahrawan) zogen, mit Scheibani, Abd Allah Ibn Wahb Arrasibi und seinen Genossen jeden anfielen und tödteten etc.?" Ganz klar ist unsre Auffassung dieser Stelle im Kitab Alujun, p. 45, ausgedrückt. Hier sagt Omar: „Gebet mir Kunde von euern Vorfahren, den Männern von Nahrawan! ist euch bekannt, dass die Kufaner auszogen und kein Blut vergossen und sich kein fremdes Gut zueigneten, dass aber die Bassrenser, die zu ihnen (den Männern von Nahrawan) zogen, feindselig auftraten und Abd Allah Ibe Chabab und seine Sklavin getödtet haben? u. s. w." S. 441 ist der erste Vers übersetzt: „Qu'on remette ce message au prince des croyants: celui qui aujourd'hui te conseille, bientot ne s'inquiétera plus de ton sort", statt: „und der Rathgeber wird dir bald nahe sein, (um dich zu bekämpfen) wenn er kein Gehör findet". Jura (mit aïn) ist das passiv. der vierten Form, welche wie die dritte Gehör schenken, berücksichtigen bedeutet. Er droht dem Chalifen mit Krieg, wenn er auf seinen Rath nicht hört. Wie übrigens der Uebersetzer die Worte „in lam jura minka karib" nach seiner Art deuten konnte, ist ein Räthsel. Der letzte Vers S. 445 lautet bei B. de M.: „Celui qui, durant sa vie entière, n'avait trouvé de charmes ni à un regard qu'il aurait rendu impur, ni au nakhil (parure de femmes) ni aux courses de chevaux", statt: „in seinem ganzen Leben beschäftigten ihn weder sprudelnde Quellen, noch Dattelnpflanzungen, noch Pferderennen. Ainun jufaddjiruha heisst wörtlich „eine Quelle, die er aufsprudeln liess, daraus macht der Uebersetzer „un regard qu'il aurait rendu impur". Nachil bedeutet wohl irgend einen weiblichen Schmuckgegenstand, da aber von Quellen und von Pferden die Rede ist, so passt Dattelpflanzung besser. S. 468 sagt Abu Djafar zu seinem Bruder Zeid, welcher sich gegen Hischam auflehnte: „ich fürchte, o Bruder, du möchtest zu dem Gekreuzigten auf dem Dungplatz zu Kufa kommen", er meint damit wahrscheinlich zu Moslim, der für Husein geworben (vgl. S. 142). In der französischen Uebersetzung heisst es blos: „je crains que tu ne sois un jour attaché au gibet dans la voierie de Koufah". S. 469 sagt Zeid: „die Furcht hat ihn zum Flüchtling gemacht und der Verachtung Preis gegeben, so macht es, wer die Hitze des Kampfes scheut". Bei B. de M. sagt er: „tel le voyageur qui ne peut supporter l'ardeur du soleil brulant".

Zu dem Kitab Alujun haben wir Folgendes zu bemerken:

Digitized by Google

p. 40, Z. 2 v. u. ist wafi statt fi zu lesen und letzte Zeile jakûlu statt bikauli; p. 44, Z. 2 v. u. ist vor an alana das Wort illa einzuschieben, oder wie bei Masudi p. 438 illa la'na zu lesen (vergl. des Herausgebers Note p. VI); p. 45, Z. 6 v. u. lies Nahrawan statt Nahr.; p. 49, Z. 8 heisst es: wadharabu kubab alas maahum, zu dem Worte as bemerkt der Herausgeber: „non intelligo vocabulum . . . fortasse legendum alemir". Ref. glaubt, dass an dem Worte as nur das Medda fehlt und dass es Mirtenholz bedeutet. „Sie schlugen dem Jezid (den sie für den Emir hielten) einen Pavillon von Mirtenholz auf, das (oder den) sie mit sich führten". P. 104, Z. 9 ist ohne Zweifel Abu-l-Adj statt des zweiten Ibrahim zu lesen, dann hat das Ganze einen guten Sinn: „Die Ursache, warum Jusuf den Abu-l-âdj zum Statthalter von Bassrah ernannte, ist, weil dieser einst bei (dem Chalifen) Hischam war, als auch sein (des Chalifen) mütterlicher Oheim Ibrahim Ibn Hischam Ibn Ismail, der Machzumite zugegen war. Ibrahim sagte ihm (dem Jusuf) Schlimmes nach, da sagte ihm Abu-l-Adj: erwähnst du Jusuf in solcher Weise, du Sohn einer Schwarzen? Hischam (der Chalife) verstand diess nicht (die gegen seinen Oheim ausgestossene Beschimpfung, die ja auch seine Grossmutter traf, wahrscheinlich merkte er nicht darauf), man gab jedoch dem Abu-l-Adj einen Wink und er schwieg. Jusuf, dem diess hinterbracht wurde, war dankbar dafür und verlieh ihm die Statthalterschaft von Bassrah". P. 118, Z. 1 soll das letzte Wort wahrscheinlich Naïli (Gabe) heissen, das Wort ssadara kann auch in der ersten Form transitive Bedeutung haben „zurückbringen". P. 119, Z. 1 wird wohl „zeitaka" statt narnika zu lesen sein. Das Zeitwort rana bedeutet: jemanden stark fixiren, starr ansehen, das würde passen, wenn sie ihm hätte sagen lassen: du sollst uns nicht fixiren, dass sie aber sage: „wir wollen dich nicht starr ansehen", gibt keinen so guten Sinn wie zeitaka: „Wir wollen nichts von deinem Oehl" (vielleicht kann man auch bizeitika lesen, obgleich arâda gewöhnlich den Accus. regiert). P. 124, Z. 4 ist das fehlende Wort wahrscheinlich karmu, welches gleichbedeutend mit Sejid ist. P. 139, Z. 3 v. u. passt das Wort wajughdar nicht: (es ziemt dem Chalifen nicht sein Heer, seine Schätze und sein Harem preiszugeben, ehe er kämpfe und verrathen werde?) man lese lieber, wie es im Cod. steht, waja'dar (mit ain), welches tapfer und muthig sein bedeutet, (djarâat waikdâm eilemek) Muth zeige = tapfer kämpfe. P. 198, Z. 5 wird wohl nachfuhu besser sein als jachfuhu. P. 202, Z. 6 liest der Herausgeber mukaddamati für mukaddamatihi. Ref. würde vorziehen, das erste wahuwa zu streichen, so dass Abd Allah das Vordertreffen des Heeres Abu Aun's befehligte. Weiter unten wird ja auch gesagt, dass Abu Aun den rechten Flügel befehligte. Z. 10 ist kudûmihi für kudûmi zu lesen. P. 236, Z. 5 v. u. fehlt nach Sahib wahr-

Digitized by Google

scheinlich mâlin. P. 239, Z. 7 liest man, wenn doch eine in den Wörterbüchern nicht erwähnte Form gebraucht werden soll, des Reimes willen eher Djahîd als Djahud. P. 246, Z. 5 v. u. braucht man kein au einzuschieben, wenn man mirratun statt murhu liest. Mirratun bedeutet: Verstand und Energie. Auf der letzten Zeile kann das Wort Ala gestrichen werden. P. 248, Z. 6 v. u., wobei bemerkt ist „textus corruptus est“ bedeutet: „Alle die, an welche (von Mohammed und Ibrahim) geschrieben wurde, erhielten, bis zu Manssurs Tod keine andere Wohnung als das Innere der Erde“ (d. h. unterirdische Gefängnisse), wörtlich: „nicht hörte auf (zu sein) die Wohnungen derer, an welche geschrieben wurde, das Innere der Erde“. P. 287, Z. 8 v. u. ist aschakk zu lesen. Das Folgende, welches der Herausgeber für corrupt hält, bedeutet: „ich war, Gott weiss es, ihm als ein solcher bekannt, dass er wohl wusste, ich würde (wenn er mich nicht festnimmt) in seiner Gegenwart mein Pferd besteigen und mich nach einem Ende der Erde begeben, auf meinen Wohlstand verzichten und irgendwo verbleiben, wo er mich nicht erreicht, bis einer von uns stirbt“. P. 293, Z. 2 v. u. ist fahabasahu statt wahabasahu zu lesen. P. 310, Z. 6 fehlt etwas am Anfange des Briefes, etwa: „dein Gesandter ist zu mir gelangt“, oder, was noch wahrscheinlicher ist, muss kara'tu statt wakara'tu gelesen werden, da auch in andern Quellen der Brief Haruns so anfangt. P. 316 letzte Zeile fehlt wahrscheinlich das Wort „faghâbat“, P. 335, Z. 3 v. u. ist der erwähnte Ibrahim nicht Emins Onkel Ibrahim Ibn Almahdi, sondern der berühmte Sänger Ibrahim Almaussuli. P. 351, Z. 10 liest man: „In diesem Jahre (199) liess Harun in Rei seinem Sohne Kasim als drittem Nachfolger nach Abd Allah Mamun und Mohammed Emin huldigen“. Diess gehört offenbar nicht hierher, da ja Harun Arraschid schon im Jahr 193 gestorben ist.

Es ist von einem unsrer angesehensten Orientalisten der Wunsch ausgesprochen worden, dieses Werk möchte bald durch eine Uebersetzung auch dem grössern gelehrten Publikum zugänglich gemacht werden. Ref. ist der Ansicht, dass damit jedenfalls noch zugewartet werden möchte, bis zum Erscheinen des vierten Bandes der Chronik des Ibn Alathir, weil er, wie schon früher bemerkt, glaubt, dass der bei weitem grössere Theil des Inhalts dieses Werkes sich in jenem finden wird und nicht zweifelt, dass früh oder spät die ganze genannte Chronik, welche die Weltgeschichte bis in's dreizehnte Jahrhundert umfasst, einmal in eine europäische Sprache übertragen wird, das Mehr des kitab Alujun dürfte dann doch nur für Fachmänner von Bedeutung sein. **Weil.**

Digitized by Google

Philippi Melanthonis De legibus oratio ex recensione Theodori Muther, Iti Rostochiensis. Editio secunda. Vimariae impensis Hermanni Boehlau. Anno MDCCCLXIX. X und 47 S. in 8.

Bei der Melanchthonfeier an der Universität zu Königsberg im Jahre 1860 hatte der Herausgeber diese seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht wieder abgedruckte Rede in dem Festprogramm der Universität wiederum in einem correcten Abdruck publicirt, der jedoch, wie es in der Natur solcher akademischen Programme liegt, nur wenig bekannt und verbreitet worden ist. Er hat sich daher zu einem erneuerten Abdruck in vorliegender Schrift entschlossen, die auch durch eine vorzügliche äussere Ausstattung in Druck und Papier sich empfiehlt und so diese Rede auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat; denn diese Rede verdient es, nach Inhalt wie nach der schönen, lateinischen Form auch jetzt noch gelesen und beherzigt zu werden, namentlich von jüngeren Männern, welche der Herausgeber bei seiner erneuerten Ausgabe besonders in's Auge gefasst hat. „Legant igitur adolescentes, schreibt er im Vorwort S. IV, et videant quam honcifice praeceptor Germaniae de jure et disciplina nostra senserit admirenturque simul hominis paene divinum et incomparabile ingenium, quo quas nocentium peperit studium et furor sententias refutavit itaque perstrinxit, ut hodie novarum rerum studiosorum molimina et nefarios conatus nec fortius quisquam nec sapientius comprimere possit“. — Es bedarf wohl kaum noch einer besondern Erwähnung, dass der Text nach den drei ältesten Drucken aus den Jahren 1525, 1541 und 1564 gegeben ist, mit Berichtigung einzelner offenbar fehlerhaften Stellen, und sind sogar unter dem Text die abweichenden Lesarten mit aller Genauigkeit bemerkt, ebenso auch weitere Nachweisungen und erklärende Bemerkungen gegeben; zum bequemeren Citiren ist der Text in Paragraphen eingetheilt, die am Rande angegeben sind.

Digitized by Google

Nr. 2. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schliemann (Henry): Ithaque le Péloponnèse, Troie, recherches archéologiques. Paris, Rheinwald 1869. XVI. 232. 8. (Auch deutsch erschienen).

Ein Deutscher, der durch glückliche Operationen sich rasch vom armen Ladenjungen zum reichen Mann emporgearbeitet und nachdem er die Welt umsegelt, den Norden Europa's und Aegypten bis zur zweiten Katarrakte bereist, französisch, russisch, holländisch, spanisch, italienisch, portugiesisch und arabisch sprechen gelernt, sich dann der classischen Sagen seiner Knabenzeit erinnert, den Handel aufsteckt, um ganz der Litteratur und Archäologie zu leben; der dann nach zweijährigem Studium Homers sich aufmacht, um die heiligen Oerter der Ilias und Odyssee zu besuchen und daselbst im Sonnenbrand, buchstäblich bei Wasser und Brod neben seinen Arbeitern Hacken und Spate führt und am Abend die griechischen Dorfbewohner durch Vorlesen des Homer und improvisirte Uebersetzung in ihren Dialekt bezaubert — ein solcher Mann verdient über seine Ausgrabungen und topographischen Studien gehört zu werden, auch wenn deren Resultate der bisherigen Tradition mehrfach widersprechen.

Nach ihm ist der grosse Fluss Mendere, der die troische Ebene durchströmt, nicht der Simois, sondern der Scamander, und Simois ist der Doumbrek-Sou, welcher von einem Thal von Osten her sich am Fusse von Neu-Ilium in den Mendere ergiesst. Nach ihm ist Neu-Ilium das alte, ist ferner die Insel Asteria, welche die Odyssee zwischen Ithaka und Same versetzt, keineswegs in dem Eiland Daskalion zu erkennen, sondern jetzt spurlos versunken, während auf Ithaka die Quelle Arethusa noch fliesst, die Nymphen in der Tropfsteinhöhle des Phorkyshafens ihre steinernen Teppiche noch weben und die Kinder der κουροτρόφος jetzt noch auf den Namen von Telemach und Penelope getauft werden. Nicht nur stehen von der Burg des Ulysses auf dem Berg Aëtos noch kyklopische Mauern, sondern auch der Weg dahin ganz in den abschüssigen Felsen gehauen, 4 Meter breit und je nach 20 Schritt von einem Thurm vertheidigt, ist noch gangbar. Die Aussicht nach dem leukadischen Felsen und südlich nach den blauen Höhen des Peloponnes, rechts die ernsten Bergkuppen Akarnaniens und links die steil dem Meer entsteigende Küste von Cephalonia, diese herrlische Aussicht erklärt das Heimweh, welches einst den Inhaber dieses Schlosses immer wieder nach dieser steinigen Höhe zog. Ein Thurm aus grob behauenen Werkstücken, $6^m,66$ ins Ge-

Digitized by Google

viert, ist der Anfang der Schlossruinen. Zehn Meter unter ihm und von ähnlicher Bauart findet sich eine Umfassungsmauer und zwei andere, gewaltige Cyclopenmauern erstrecken sich im Süden östlich und westlich bergunter bis auf 60 Meter von der Bergspitze. Letztere oder vielmehr der Bergkamm zieht sich von jenem Thurm etwa 10 Meter breit und 74 Meter lang hin bis zu einem zweiten cyclopischen Thurm nebst ausgehauener Cisterne.

Hier erweitert sich die Höhe zu einer Breite von 37 Meter und als hätte hier das Wohnhaus gestanden, fanden sich zwei parallele Mauern mit einer kleinen Cisterne, während ein gewaltiger Wasserbehälter 10 Meter tief und 12 M. im Umfang etwas tiefer liegt. Schliesslich laufen auch vom Nordende zwei Mauern östlich und westlich bergunter. Im Burghof, wo sonst die Spate gewöhnlich bei 66 Centimeter auf den nackten Felsen traf, legte Verf. eine kreisrunde, gemauerte Vertiefung frei und fand darin 20 hübsche, sehr kleine Vasen von sonderbarer Form, alle einander unähnlich und voll Asche, zwei bemalt mit Menschenfiguren.

Am Ufer des Hafens von Polis, das Verf. aber keineswegs für die Stadt des Odysseus hält, war eine geräumige, nach dem Meer offene Grotte eingestürzt; man fand darin einen Sarcophag 3 M. lang mit archaistischer Inschrift. Er enthielt nebst den Knochen, Lanze nnd Schwert aus Erz, einen steinernen Ring, acht Kupfermünzen, worunter eine *ΑΙΓΙΕΩΝ*, zwei ägyptische Scarabaeen mit deutlichen Hieroglyphen; kleine Würfel und Stücke einer Flöte alles aus Stein.

Es ist der Mühe werth, die Gründe zu lesen, warum Verf. wie übrigens auch Frank Calvert, Eckenbrecher und Mac Laren, das alte Troia an die Stelle von Ilium novum (Hissarlik) und nicht, wie die meisten Neueren*) nach Bounarbaschi verlegt. Er hat den Umkreis des letzteren selbst umklettert und umkrochen und sich also überzeugt, dass da von einem Lauf des Hector und Achilles niemals die Rede sein konnte. Zudem liegt der Ort viel zu weit vom Meere. Das Eingangsthor zu der kleinen Akropolis, welche hier, d. h. auf Ballidagh 3 Kilomet. S. O. von Bounarbaschi durch den Consul Hahn 1865 blossgelegt wurde, hat bloss 1 Meter Oeffnung. Das ist nicht Pergamum, sondern einst die Burg von Scamandria, jener civitas parva, die man nach Plin. V. 33 von der troischen Ebene aus sah.

Hübsche Kärtchen von dieser Ebene und von Ithaka veranschaulichen die Ansicht des Verf. und seine Bilder des Thors von Mykene, des Schatzhauses des Atreus, der Akropolis von Tiryuth überheben uns des Aufenthalts bei diesen bekannten Dingen. Schliesslich nur das Bedauern, dass wir in seiner Benennung des Säulentempels von Aegina als des Jupiter Panhellenios nur einen

*) Lechevalier, Rennel, Forchhammer, Mauduit, Welker, Choiseul-Gouffier, Nicolaides.

Digitized by Google

längst allgemein aufgegebenen Irrthum Spons erkennen können. Auf der Höhe des heutigen St. Eliasberges, da, wo Aeacus um Regen gebetet, wurde dem Jup. Panh. allerdings ein ἱερὸν, wie Isokrates und Pausanias sich ausdrücken, geweiht, d. h. wohl ein τέμενος, ein heiliger Bezirk, aber kein Tempel, wofür auf der engen Bergspitze der heutigen Capelle auch kein Raum wäre. Hingegen jener Tempel mit 22 Säulen auf der Ostseite der Insel erwies sich 1811 durch den Fund seiner Giebelbilder — jetzt in München — als ein Heiligthum der Minerva. Und dass er ein Werk der Athener ist, welche ihn nach Eroberung der Insel und Vertreibung der tapfern Aegineten errichteten, scheint mir durchaus bündig erwiesen zu sein durch den trefflichen Kenner des Thucydides, Prof. Bétant, der als Secretär von Capodistria längere Zeit auf Aegina gelebt hat. Siehe Biblioth. universelle de Genève 1861. Nr. 48. **J. Zündel.**

Tabulae Ordinis Theutonici. Ex Tabularii Regii Berolinensis codice potissimum edidit Ernestus Strehlke. Berolini apud Weidmannos 1869. VIII u. 490 S. gr. 8.

Dr. Ernst Strehlke gehörte zu den ausgezeichnetsten jungen Historikern, und sein im vergangenen Frühjahr in seinem 35. Lebensjahr erfolgter früher Tod erfüllte alle seine Freunde mit lebhafter Trauer, wenn gleich der Zustand seiner Gesundheit schon seit Jahren auf ein solches Ereigniss vorbereiten musste. Seine Dissertation de Heinrici III imp. bellis Ungaricis (1856) erregte sehr gute Erwartungen; später veröffentlichte er noch einen von ihm entdeckten Brief des Abtes Bern von Reichenau, der sich auf jenen Gegenstand bezieht, hat aber dann dieses Thema nicht weiter verfolgt. Unendliche Mühe und Zeit verwandte er auf die Sichtung und Bearbeitung des Nachlasses von H. W. Schulz, welche er für Herr v. Quast übernommen hatte (s. Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien von H. W. Schulz, herausgegeben von Ferd. v. Quast, 1860). Dann aber fand er eine, seinem eigentlichen Studienkreise mehr entsprechende Beschäftigung als Mitarbeiter an dem schönen Quellenwerke der Scriptores Rerum Prussicarum, dessen drei Bände viele Denkmale seines unermüdlichen Fleisses und seines kritischen Scharfsinnes enthalten. Zugleich hatte er auch an dem preussischen Geh. Staatsarchive in Berlin eine Anstellung erhalten, welche es ihm möglich machte, sich ganz dieser gelehrten Beschäftigung zu widmen, und ihn auch veranlasste, sich immer mehr in urkundliche Studien zu vertiefen. Vielen ist seine Gefälligkeit und vielseitige Kenntniss zu Gute gekommen, so wie überhaupt seine völlig uneigennützige Liebenswürdigkeit und immer bereite Dienstfertigkeit seinen Verlust doppelt schmerzlich empfinden lassen.

Digitized by Google

Zu seinen näheren Freunden gehörte der Prof. Jaffé, welcher das vorliegende, von Strehlke fast schon fertig hinterlassene Werk vollendet hat. Es befindet sich nämlich im Berliner Staatsarchiv ein Copialbuch des Deutschen Ordens, aus welchem häufig Copien verlangt wurden; deshalb wurde endlich beschlossen, dasselbe vollständig abdrucken zu lassen. Strehlke aber, welcher die Arbeit übernommen hatte, suchte den Inhalt auch aus anderen Quellen zu vervollständigen, während Urkunden, welche schon anderswo correct gedruckt und hinlänglich bekannt sind, nur auszugsweise mitgetheilt werden. Am merkwürdigsten ist die erste Abtheilung, welche auch am meisten früher ungedruckte Stücke enthält, nämlich die Urkunden, welche sich auf die Besitzungen des Ordens im heiligen Lande, Armenien und Cypern beziehen, 128 Stück, denen 12 über die Romania oder das griechische Reich folgen; dann die aus Italien und Frankreich, die über das Burzenland nur im Auszug, etc. Zuletzt eine sehr umfangreiche Abtheilung allgemeiner Privilegien. Die Originale sind, so weit man sie hat, zur Benutzung herangezogen, ältere Drucke und deren Varianten sorgfältig beachtet. Es konnte der Natur der Aufgabe nach nicht auf ein vollständiges Urkundenbuch des Ordens abgesehen sein, auch kein sachliches Princip durchgeführt werden; man kann aber wohl sagen, dass die eigenthümliche Aufgabe, welche hier vorlag, so gut wie möglich und mit der ganzen bekannten Sauberkeit und Sorgfalt Strehlke's gelöst ist. Die Ausstattung ist sehr elegant und ein Register erleichtert die Benutzung; doch stört in diesem p. 481 ein Joh. ep. Agramensis statt Zagrabiensis. Für die Geschichte der christlichen Reiche im Orient wird diese Sammlung vorzüglich nicht zu entbehren sein. **W. Wattenbach.**

Indiculus Arnonis und Breves Notitiae Salzburgenses, nach den bekannten und bisher unbenützten Handschriften neu herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Friedrich Keinz, Assistenten an der k. bair. Hof- und Staatsbibliothek. München 1869. E. A. Fleischmann's Buchhandlung. VI u. 98 S.

Die beiden für die älteste Salzburger Geschichte wichtigsten urkundlichen Aufzeichnungen endlich einmal in zuverlässigem Abdruck zu erhalten, war schon lange ein lebhafter Wunsch aller Historiker, welche sich mit Fragen aus diesem Gebiete beschäftigen, und das Bedürfniss danach wurde um so dringender, weil bei der immer wieder neu auftauchenden, wichtigen Frage über das Zeitalter des h. Rupert diese Schriftstücke eine hervorragende Rolle spielen. Herr Keinz hat sich daher durch seine mühsame Arbeit entschiedenen Anspruch auf unsere Dankbarkeit erworben.

Auf eine kurze Einleitung und Bemerkungen über die Hand-

Digitized by Google

schriften folgen die beiden Texte, und darauf zuerst Varianten der Breves Notitiae, dann sachliche Bemerkungen, was leider sehr unbequem ist, weil man an drei Stellen zugleich lesen muss. Hierauf aus dem Traditionsbuch von S. Peter, dem berühmten Cod. M, welcher auch das Verbrüderungsbuch enthält, die wenigen Eintragungen aus agilolfingischer Zeit, welche bei der Anlage des neuen Buches im Jahr 1004 noch vorhanden waren, wichtig, weil sie sich bis auf die letzte in den Breves Notitiae wiederfinden, nach dem früheren Abdruck von Chmel im Notizenblatt. Endlich verschiedene Register, in denen auch die Ortsnamen gedeutet werden. Herr Keinz ist mit umfassenden Studien über die mittelalterliche Geographie Baierns beschäftigt.

Der Indiculus Arnonis ist bekannter unter dem Namen des Congestum nach der Aufschrift des Rotulus aus dem 12. Jahrhundert, der als älteste Abschrift im Stift S. Peter sich erhalten hat. Den Inhalt bildet eine durch Bischof Arno im Jahre 788 veranstaltete Aufzeichnung dessen, was von herzoglichem Gut an seine Kirche gekommen war, um nach der fränkischen Besitznahme die Bestätigung zu erwirken. Der Rotulus, an dessen Echtheit jetzt wohl Niemand mehr zweifelt, ist von dem Herausgeber im Stift S. Peter benutzt worden; zwei Münchener Abschriften stammen aus derselben Quelle. Keine Auskunft aber erhalten wir über ein viertes Exemplar im k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archiv in Wien, obgleich bei der wohlbekannten Bereitwilligkeit der dortigen Herren Archivare, wissenschaftliche Arbeiten zu befördern, Nachrichten darüber unschwer zu erhalten gewesen wären. Ich habe mich deshalb an den Herrn Dr. A. v. Meiller gewandt, und eine genaue Beschreibung und Vergleichung erhalten, von welcher ich hier Gebrauch mache.

Der Indiculus befindet sich im ersten Bande der Salzburger Kammerbücher, welcher nach dem von Keinz angeführten Nachweis Sickels noch im 13. Jahrhundert geschrieben ist. Die jüngste Urkunde, welche sich darin befindet, ist vom 4. Juli 1278, und die von Pertz im Archiv 6, 495 mitgetheilte Vorrede wird also von jenem Erzbischof Friedrich (1270—1284) herrühren, welcher als Bundesgenosse K. Rudolfs von Habsburg gegen Otakar eine so hervorragende Rolle gespielt hat, wie auch jene Zeit grosser Umwälzungen ebenso sehr, wie einst der Sturz des Herzogs Thassilo, zu einer Arbeit der Art mahnen musste. Der Erzbischof ist als Urheber zu betrachten; als Verfasser vielleicht sein Kanzler Rudolf, welcher ihm als Erzbischof folgte. Auf den Index der päpstlichen Privilegien folgt zunächst eben jene Vorrede, dann 224 Urkunden, alles von derselben Hand des ausgehenden 13. Jahrhunderts, und von derselben Hand folgt auch auf der Rückseite des 216. Blattes mit den Worten: De hoc vero etc. der Indiculus Arnonis. Nach diesem ist von einer Hand derselben Zeit ein Verzeichniss der Herzoge von Baiern geschrieben, fortgeführt bis auf die Söhne

Digitized by Google

Otto's des Erlauchten, Ludwig II. von Oberbaiern (1253—1294) und Heinrich von Niederbaiern (1253—1290), also ebenfalls für dieselbe Entstehungszeit beweisend. Von derselben Hand folgt der Anfang der Schrift de conversione Carantanorum, von mir bei der Ausgabe Mon. Germ. SS. XI p. 3 zum Cod. A 3 erwähnt; freilich hatte ich diese Hand für bedeutend jünger gehalten.

Die Abschrift des Indiculus Arnonis bietet wenig erhebliche Varianten, meistens geringe orthographische Abweichungen, wie Salzburchgoe statt Salzburchgaoe, Talgoe statt Talagaoe, doch sind hin und wieder auch die älteren Formen erhalten. Zuweilen ist die fehlerhafte Latinität etwas verbessert, statt tantomodo steht tantummodo, aber weit überwiegend ist die genaueste Uebereinstimmung. Aus dem Rotulus direct scheint jedoch die Abschrift nicht genommen zu sein, sondern mit diesem auf dasselbe Original zurück zu gehen.

In den Eingangsworten (p. 15 bei Keinz) bietet auch diese Handschrift dieselbe fehlerhafte Construction. I. 1 ist im Rotulus nach castro eine Lücke; die hier nothwendigen Worte pertinere videntur waren vermuthlich in der Vorlage unlesbar. Im Kammerbuch ist statt dessen Salzburch gesetzt, anscheinend eine unglückliche Conjectur. Im §. 2 zeigt die Variante Salzburchowe, ebenso wie in den Eingangsworten Labaocensium die Gedankenlosigkeit des Abschreibers.

V, 1 (p. 17) steht mansos XXXVIIII statt XXXVIII. Da aber auch Kleimayrn 39 hat, so liegt hier wohl nur ein Versehen des neuen Herausgebers vor. Die Lücke §. 6 p. 18 statt des Ortsnamens findet sich ebenso auch hier.

VI, 14 p. 19 Mallaking. Dass dergleichen Ortsnamen in der ursprünglichen Urkunde auf inga ausgingen, will ich nicht bestreiten, und die Analogie anderer Stellen spricht dafür, aber paläographisch kann man ein g am Schluss mit einem Strich darüber nicht wohl ga lesen. Thut man es, so ist es eine Emendation.

§. 15 steht auch hier fehlerhaft Muldorf. §. 21 Heralant.

§. 22 finden wir endlich eine wirkliche Verbesserung, vorausgesetzt nämlich, dass im Rotulus wirklich Idem steht, und nicht etwa nur die von mir in der Anleitung zur lat. Paläographie, Autogr. p. 25 erwähnte, so oft missverstandene Abkürzung. Dass der Sinn id est erfordert, wie im Kammerbuch steht, ist augenscheinlich. Nach dem Zwischensatz wird dann bei Tradidit die Construction wieder aufgenommen. Das qui ist im Kammerbuch in que berichtigt.

§. 24 p. 21 steht auch hier nur husir; §. 26 richtig: una cum servis sive de eorum territorio.

Bei der Kirche ad Achingas steht nur cm. also cum manso.

Auf p. 23 ist aber eine Abweichung, welche, wie es scheint, eine andere Vorlage erkennen lässt, nämlich:

ad Pohpah eccl. cum mansis III.
Item ad Pohpah eccl. cum mansis II.

Digitized by Google

Bei Keinz finden wir nur den ersten Satz, in dem jedoch Kleimayrn II hat. Offenbar liegt hier eine alte Confusion vor; es war aufgefallen, dass derselbe Name sich bald nachher wiederholt, und jemand hatte es für besser gehalten, die beiden Kirchen der gleichnamigen Orte neben einander zu stellen. Dafür hätte der weiter unten folgende Satz wegfallen müssen, allein das ist nicht geschehen.

Weiterhin ist zu bemerken, dass die in der Note p. 24 bezeichnete kleine Lücke sich auch hier findet. VIII, 8 p. 26 ist unter den Zeugen vor Cuffulus noch ein Latinus presbiter, allein der steht auch bei Kleimayrn und ist nur in dem neuesten Abdruck ausgelassen. Weiterhin sind die Varianten Julianus, Egilolf, Liupram, Gislolf, und Ambrao fehlt hier.

Auf den Indiculus Arnonis folgen die Breves notitiae, eine Zusammenstellung aller an die Salzburger Kirche gemachten Schenkungen nebst geschichtlichen Nachrichten, wohl ebenfalls durch den Erzbischof Arn veranlasst. Von dieser überaus wichtigen Aufzeichnung kannte man früher nur den Salzburger Codex H aus dem Ende des 13. Jahrhunderts; durch Herrn Keinz lernen wir nun noch einen zweiten Münchener kennen, welcher aus der bischöflichen Bibliothek in Passau stammt. Er ist aus dem 15. Jahrhundert, kann aber nicht aus dem Salzburger abgeschrieben sein, sondern ist selbständig. Die früheren Ausgaben der Notitiae waren viel schlechter, als die des Indiculus, und daher hier die neue Ausgabe nach den vermehrten Hülfsmitteln besonders dankenswerth.

III, 16 p. 30 finde ich leider das in so vielen Abdrücken mittelalterlicher Schriften vorkommende Quum wieder, welches immer eine falsche Auflösung der Abkürzung für Quoniam ist; die Schreibart quum ist dem Mittelalter völlig fremd, vgl. a. a. O. Autogr. p. 27. Zu VIII, 6 p. 34 ist zu bemerken, dass mit Cod. H zu lesen ist: hoc ipsum. Die in den Anmerkungen p. 50 angegebene Münchener Lesart pctum mit einem Abkürzungsstrich könnte peccatum heissen, aber nimmermehr predictum. XIV, 9 p. 40 ist auch die zweite Abkürzung für id est verkannt, s. die Anm. p. 51 und Autogr. p. 25. Auch des Sinnes wegen muss es heissen: res suas in vico qui dicitur Liueringe. id est colonia III, entsprechend dem Sprachgebrauch, wie er sich auch §. 23 findet. Zu p. 56 bemerke ich, dass die hier bezeichnete Abkürzung die völlig normale jener Zeit für communem ist, s. Autogr. p. 10.

Die merkwürdigste Variante findet sich p. 35 in dem Bericht über die Untersuchung, welche Bischof Virgil über die Cella S. Maximiliani anstellte. Da ist bei den Zeugen in der Salzburger Handschrift viel ausgefallen, und das werthvolle Document liegt uns jetzt vollständiger und besser gesichert vor. Der wichtigste Satz lautet jetzt:

Quidam vero ex eis, qui ista illi dixerunt, discipuli sancti Ruodberti episcopi fuerunt et iuniorum eius, quidam filioli. ex qui-

Digitized by Google

bus erat Isinhardus vir nobilis et filiolus beati senis Chunialdi presbyteri, et Maternus, Dignolus quoque discipulus et filiolus beati Gisilarii, atque Vitalis, Cencio atque Maurentius monachi sancti Ruodberti, atque Johannis.

Ich habe diesen Satz vollständig hierher gesetzt, weil man neuerdings wieder mit besonderem Eifer bemüht ist, den h. Rupert um ein bis zwei Jahrhunderte hinauf zu rücken. Da möchte ich nun doch jeden, auf welchen etwa die vorgebrachten Scheingründe einigen Eindruck gemacht haben könnten, ersuchen, sich darüber klar zu werden, ob dieses ganze Document als erdichtet betrachtet werden kann, und wenn das nicht gut möglich ist, ob der obenstehende Satz in irgend einer Weise anders verstanden werden kann, als so: Bischof Virgil, der von 745 an der Salzburger Kirche vorstand, jedoch erst 767 die Bischofsweihe empfing, und 784 gestorben ist, konnte noch Schüler des h. Rupert befragen, und von ihm eingekleidete Mönche, denn das sind monachi sancti Ruodberti. Chuniald und Gisilar aber sind bekannt als Ruperts Gehülfen, wie sich denn auch diese ganze Gesellschaft im Verbrüderungsbuch dicht bei einander befindet, die Geistlichen von erster Hand als monachi defuncti, Isanhart 42, 3 unter den noch lebenden vornehmen Laien. Chuniald und Gisilar sind eben die vorher bezeichneten Jünger, iuniores, S. Ruperts, und die Taufpathen des Isinhard und Dignolus; letzterer war zugleich Schüler des Gisilar, und findet sich 52, 49 unter den verstorbenen Mönchen. Er wird wohl derselbe sein, welchen, wie mehrere hier genannte, auch Arn noch befragen konnte.

Wie man sich dem Gewicht dieses Documentes entziehen kann, ist mir unbegreiflich, und die Geschichte jener Zeiten bietet wahrlich Schwierigkeiten genug, so dass man nicht nöthig hat, sie durch Sophistereien zu vermehren. Es geht hier aber ebenso, wie bei der Untersuchung über die österreichischen Freiheitsbriefe, wo auch erstaunlich viel Zeit, Mühe und Druckerschwärze vergeudet ist, weil die einfache Thatsache nicht überall gefiel, und Einige sich nicht entschliessen konnten, sie anzunehmen. Jetzt ist das verklungen, und mit der Frage über S. Rupert, die in Wirklichkeit keine mehr ist, wird es nicht anders gehen. Was man aber wirklich nöthig hat, das ist die richtige Erklärung jener Vorgänge zu finden. Es ist naturgemäss und leicht begreiflich, dass man in Salzburg Ruperts Wirksamkeit als möglichst gross darstellte, und ohne Zweifel sich auch wirklich so dachte, als ob er ein heidnisches Land zuerst zum Christenthum bekehrt habe. Das anzunehmen und zu glauben brauchen wir aber durchaus nicht. Das bairische Volksrecht sowohl wie das Verhältniss des Landes zu den Merovingern, lassen an einer früheren Einführung des Christenthums kaum einen Zweifel zu; s. darüber G. Waitz in den Nachrichten von der Gött. Ges. d. Wiss. 1869 Nr. 8. Wohl aber ist es sehr begreiflich, wenn in der stürmischen Zeit der Auflösung

Digitized by Google

der merovingischen Monarchie und des gleichzeitigen tiefen Verfalls der Kirche, in Baiern das nur oberflächlich eingeführte Christenthum fast vollständig wieder verschwand, und die vermuthlich niemals zahlreiche Geistlichkeit fast ganz ausstarb. Gerade ein solcher Zustand der Dinge konnte am ersten einen Herzog wie Theodo dazu bewegen, einen Bischof von bedeutendem Ruf zu sich einzuladen, und ihn zur Neubegründung der christlichen Kirche aufzufordern. Doch genug hiervon; ich will hier nur noch hervorheben, dass der Bischof Otto von Freising im zwölften Jahrhundert S. Rupert in die Zeit des Königs Pipin setzt, und ihn für einen Zeitgenossen des Bonifacius hielt. In meiner älteren Abhandlung konnte ich dieses Argument nicht anführen, weil die alten Ausgaben nebst einigen Handschriften statt Rupert, Virgil nennen. Das ist eine Wirkung der irrigen Meinung, welche durch trügerische Berechnung in Salzburg entstanden war, und sich in den Annalen festgesetzt hatte. Eben diese uns erhaltenen Berechnungen zeigen uns, dass in Salzburg sichere Kunde gar nicht vorhanden war; Otto aber muss doch eine Nachricht dieser Art gefunden haben; vielleicht hat er sie etwas flüchtig und oberflächlich benutzt, aber auch so bleibt sie doch der Wahrheit näher als die Versetzung Ruperts in das sechste Jahrhundert, welche ein völlig leeres Jahrhundert der Salzburger Kirche nach seinem Tode anzunehmen zwingt. **W. Wattenbach.**

Forschungen zur Geschichte des Abtes Hugo I. von Cluny (1049 bis 1109) von Dr. Richard Lehmann. Göttingen, Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht. 1869. 113 S. 8.

Die Aebte von Cluny nehmen in der Kirchengeschichte eine sehr hervorragende Stelle ein. Es gab eine Zeit, als die römische Kirche in tiefstem Verfall war und aller Einfluss der unwürdigen römischen Bischöfe geschwunden, in welcher die Augen der Gläubigen weit mehr und eifriger auf den Abt von Cluny gerichtet waren, als auf den Pabst zu Rom. Später hat auch die Congregation von Cluny dem Schicksal rascher Entartung nicht entgehen können, und ihr Einfluss in der Kirche ging auf den neuen Orden der Cistercienser über, der durch S. Bernhard mächtig gehoben wurde. Den Höhepunkt der Grösse von Cluny bietet uns die Zeit des Abtes Hugo dar, dessen Persönlichkeit den Anforderungen seiner wichtigen Stellung durchaus entsprach. Erfüllt von kirchlichem Eifer, aber frei von Fanatismus, befreundet mit Kaiser Heinrich III. und Taufpathe seines Nachfolgers, gab er sich viele Mühe, den verderblichen Bruch zwischen Staat und Kirche zu verhindern, und als er dennoch eingetreten war, den Frieden herzustellen. Wohl verdient er eine sorgfältige Biographie, welche ihm

in neuerer Zeit noch nicht zu Theil geworden ist, während gleich nach seinem Tode eine ganze Schaar von Biographen ihn zu verherrlichen bestrebt gewesen ist, freilich vorzugsweise in Bezug auf seine kirchlichen und klösterlichen Tugenden. Finden wir doch in diesen Leben der Heiligen, denn auch canonisirt wurde Hugo schon 1120, die geschichtliche Bedeutung dieser Männer nur äusserst selten einigermassen genügend gewürdigt.

Herr Dr. R. Lehmann hat sich nun dieser Aufgabe zugewandt, und zunächst eine genaue kritische Untersuchung über die verschiedenen alten Biographien angestellt, welcher sich die Lebensbeschreibung des Abtes bis 1072 anschliesst. Nirgends ist ein Wort darüber gesagt, ob eine Fortsetzung beabsichtigt wird, welche doch um so mehr zu wünschen ist, da der bei weitem wichtigere und reichhaltigere Theil noch fehlt, und nach der vorliegenden Probe können wir nur den lebhaften Wunsch aussprechen, dass der Verf. seine Arbeit fortsetzen möge. Dann aber wird es ihm hoffentlich auch möglich sein, sich über die ungedruckte älteste Lebensbeschreibung Hugo's von Gilo Auskunft zu verschaffen. Handschriften davon sind in Paris (Pertz' Archiv 8, 318. 11, 279) uud Strassburg (ib. 8, 465) und würden vermuthlich zur Benutzung zu bekommen sein. Bei anderen Vitae Hugonis ist der Verfasser nicht angegeben, und genauere Nachforschung würde vielleicht auch den Ezelo noch ans Licht bringen. Ob aber dieser mit dem p. 62 erwähnten Hezelo identisch ist, scheint mir doch zweifelhaft, weil eben in der dort angeführten Stelle er als Schriftsteller nicht gerühmt wird, sondern nur als Prediger und Baumeister.

W. Wattenbach.

Platon's Kratylus im Zusammenhange dargestellt und durch kritisch-exegetische Anmerkungen erläutert von Dr. Hermann Schmidt. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1869. 8. 98 pgg.

Den Lesern des höchst wichtigen platonischen Werkes, das die Sprachphilosophie gewissermassen zuerst begründet hat, wird hier eine sehr dankenswerthe Gabe geboten. Indem der Verfasser den Gang, welchen das Gespräch nimmt, auf's genaueste verfolgt und so seinen Inhalt vollständig mittheilt, befriedigt er einerseits die blos darauf gerichtete Wissbegierde und entwirft ein klares Bild von dem, was Plato mit demselben bezweckte, wie es nur immer die wünschen können, welche das Original selbst einzusehen nicht die Zeit oder auch nicht die erforderliche Sprachkenntniss haben; insbesondere aber lehrt er dieses richtiger verstehen. Man würde sich nämlich sehr täuschen, glaubte man in den Uebersetzungen sogar eines Schleiermacher und Deuschle überall den

Digitized by Google

richtigen Abdruck des platonischen Gedankens zu erhalten. Jener verliess sich auf seine des Griechischen kundigeren Freunde und dieser war noch sehr jung, als er sich an die Uebertragung des Textes machte, den Heindorf und Stallbaum zwar oft gut erklärt und berichtigt, oft aber auch durch ihr beschränktes Urtheil verdunkelt hatten. Viele fremde und eigene Missverständnisse dürften auch einen wesentlichen Theil der Schuld von Scharschmidts Polemik gegen den Dialog tragen, und haben meistens ihren Grund in nachlässiger Behandlung des Sprachlichen. Im Gegensatz zu diesem Kritiker, dessen Strenge bei der Beurtheilung des angeblichen Fälschers in einem seltsamen Contrast mit seiner eigenen Flüchtigkeit steht, beobachtet Verf. durchaus mit grösster Sorgfalt und schärfster Achtsamkeit Gedankengang und Ausdruck des Schriftstellers; so gelangen ihm viele überraschend glückliche Aufklärungen über bisher unverstandene Passagen im Kratylus. Was z. B. zu 388, d, e über den *νομοϑέτης*, der nur als Personification des die Sprache allmählig gestaltenden Volksgeistes zu betrachten ist, und über den weiteren Einfluss der Denker auf den früher so geschaffenen Sprachstoff p. 23—25 gesagt wird, sowie über die scheinbar inconsequente Schilderung der eigentlichen Wortschöpfer, welche bald hoch gestellt, bald wieder als *μετεωρολόγοι καὶ ἀδολέσχαι τινὲς* herabgezogen werden, ist sehr treffend und widerlegt schlagend den Tadel Deuschle's und Scharschmidt's (Rh. M. XX, 353 gegen 401, b). Wenn 423 b Heindorf *ὅταν* für *ὃ ἂν* verlangte, und Stallbaum mit vielen Belegen aus Plato diese Correctur zu bestätigen bemüht war, entging beiden, dass der Satz *ὀνομάζει ὁ μιμούμενος τῇ φωνῇ ὃ ἂν μιμῆται* nicht vom Relativ in dem unmittelbar vorhergehenden *ὄνομα ἄρ' ἐστίν, ὡς ἔοικε, μίμημα φωνῆς ἐκείνου, ὃ μιμεῖται* abhänge, was allerdings eine Aenderung nöthig machen würde, beide Sätze vielmehr, *ὄνομα — μιμεῖται* und *ὀνομάζεται — μιμῆται* parallel neben einander stehen; um das bisher irrig für Subject gehaltene Prädicat *ὄνομα* und *ὀνομάζει* gehörig hervorzuheben, sind beide Wörter vorangestellt und absichtlich derselbe Gedanke in verschiedener Form wiederholt. Ein ganz gleiches Versehen begingen die neuesten Uebersetzer eben da (423, b), und hielten *δήλωμα* für das Subject, *τὸ ἀπὸ τούτου γιγνόμενον* aber für das Prädicat, wozu in beiden Stellen das Hyperbaton des gewöhnlich nachfolgenden Prädicates verleitete. Mangel an Umsicht selbst in der nächsten Nähe zeigten Heindorf und Stallbaum, wenn sie 424, d zu *ἕκαστον* nicht *στοιχεῖον*, worauf die recapitulirende Darstellung in 424, e leiten musste (*καὶ ἡμεῖς τὰ στοιχεῖα ἐπὶ τὰ πράγματα ἐποίσομεν κτἑ*), sondern *ὄνομα* verstanden. Das Verständniss dieser Stellen ist aber für die richtige Beurtheilung des Hauptgedankens selbst von Wichtigkeit, wie die Analyse von 422, d bis 424, a, welche neben der allgemeinern Inhaltsangabe p. 35, sq. S. noch auf p. 56 gibt, erweisen kann. Bei der Bestimmung der Laute und ihrer Charakteristik

Digitized by Google

kömmt vorerst auch ihre Eintheilung in Betracht, in der sich Stallbaum u. a. merkwürdig geirrt haben, zu 424, c. Plato umfasst mit *ἄφωνα* und *ἄφθογγα* die mutae, für die semivocales hat er keinen eigenen Namen, sondern die hier und im Philebus 18, b, c gebrauchte Umschreibung *φωνήεντα μὲν οὔ, οὐ μέντοιγε ἄφθογγα*, oder *φωνῆς μὲν οὔ, φθόγγου δὲ μετέχοντα*, (wo Stallbaum verkehrterweise nach *μέν* interpungirt, und *οὐ φθόγγου δ. μ.* verbindet). Das Princip, nach welchem die Dinge durch Buchstaben und Silben nachgeahmt werden, hält Sokrates im Dialog 425, c, d keineswegs selbst für lächerlich; er meint nur, es könne manchen in der Ausführung so erscheinen, was an und für sich seinen guten Grund habe. Auch daran brauchte sich Scharschmidt (325) nicht zu stossen, wenn Sokrates bekennt, der 424, d gestellten Aufgabe nicht gewachsen zu sein und sich damit begnügt, einzelne Laute hervorzuheben und die durch sie bezeichneten Begriffe auf einzelne Klassen der Dinge anzuwenden. Wie hier die eigenthümliche Form des Ausdrucks verleitete, bei Plato eine Inconsequenz zu entdecken, verwundert sich Scharschmidt auch zu 391, a, wenn Sokrates, nachdem er im Widerspruch mit der bisher gepflogenen Untersuchung über die *ὀρθότης ὀνομάτων* „zu unserer nicht geringen Ueberraschung" erklärt, er wisse von keiner. Das soll *οὐδεμίαν λέγω* heissen; vielmehr meint Sokrates, er masse sich nicht an, eine solche aufzustellen, sondern strebe sie mit Hülfe des Hermogenes zu erforschen; die Nothwendigkeit, eine solche anzunehmen, deutet er sogleich in den folgenden Worten an.

Dass man aber mit dem Wissen der Namen auch das der Dinge selbst gewinne, durfte Sokrates dem Kratylus nicht einräumen, wenn uns gleich Scharschmidt 327 und 355, b, c versichert, dass es geschehe; dort soll es ein (436, c) von Socr. „bereitwillig gebilligter" Satz sein, hier berichtet Sch. „dieser handgreifliche Irrthum wird von Sokrates (433, d) nicht zurückgewiesen, sondern angenommen und erläutert". Diese von Kratylus behauptete Lehre der Identität von den Namen und Dingen konnte in subjectivem Sinne auch Hermogenes sich aneignen, indem er der Ansicht war, dass der von irgend Jemand einem Ding gegebene Namen auch der richtige sei; (354, d), womit der berühmte Kanon des Protagoras *πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος* (355, e) übereinstimmt, obwohl Hermogenes ihn nicht gelten lassen will. Um dessen Meinung zu widerlegen, konnte gar nichts passender angewandt werden; um so mehr dürfen wir uns über das 348 l. c. vorgebrachte Urtheil, jener Satz gehöre gar nicht hierher, verwundern. Man vergleiche hier die treffende Entgegnung unseres Verfassers p. 16 sq. Eine andere Widerlegung von Hermogenes willkürlicher Onomatothesie liegt in dem Wesen des Satzes, dessen Richtigkeit im Ganzen von der Richtigkeit seiner Theile (*ὄνοματα*) abhängt; diese wahre Behauptung, wie S. l. c. erweist, soll, wenn

Digitized by Google

wir Scharschmidt p. 332 folgen, so irrig und fehlerhaft sein, dass sie Plato nicht zugeschrieben werden dürfe. Freilich hat auch Stallbaum die Stelle 385, a—d in seiner Inhaltsangabe sonderbar missverstanden und da Beweise für die Meinung des Hermogenes gefunden, wo Sokrates vielmehr ihr opponirt. In der falschen Auffassung der Worte 385, d *ὃ ἂν ἄρα ἕκαστος φῇ τῳ ὄνομα εἶναι, τοῦτό ἐστιν ἑκάστῳ ὄνομα* worauf Hermogenes eine verneinende Antwort geben müsste, ist Sch. dem Vorgang St's. gefolgt, indem er p. 323 l. c., was Sokrates durch den Ton seiner Frage als verwerflich bezeichnet, ganz unbefangen für eine positive Folgerung hält; p. 348 nimmt er dann gar im Widerspruch mit den klaren Worten des Hermogenes 384, d an, dass an einen solchen Individualismus der Rede von diesem gar nicht gedacht worden war. Nicht verstanden hat derselbe p. 332 l. c. auch den Satz von den aus den Dingen als *πράγματα* hervorgehenden *πράξεις*, nämlich den ihnen gemässen Benennungen, die als Product der an den Dingen anzuerkennenden *βεβαιότης οὐσίας* die Willkür in der Anwendung der Sprache, wie sie Hermogenes für möglich hielt, ausschliesst. Die Worte sollen nämlich der Belehrung dienen, Belehrung besteht aber in der richtigen Unterscheidung der Dinge (*διδάσκειν* ist verwandt mit *δαίειν*), dazu ist vorzugsweise dem Dialektiker (vgl. Phaedr. 263, sqq.) das Wort Werkzeug. Vorlaute Beurtheiler Plato's glaubten 388, a ihn zurechtweisen zu müssen, wenn er sagt *ὄργανον ἄρα τί ἐστι καὶ τὸ ὄνομα* und nicht *ἡ φωνή*, vgl. Lersch's, H. Müllers, Deuschles p. 20 angeführte Ausstellungen; sie bemerkten nicht, dass hier nicht von der schöpferischen Bildung der Sprache, sondern nur von ihrem richtigen Gebrauch die Rede sei. In ähnlicher Weise geht wieder Sch. darüber fehl 332 l. c. und zieht ungehöriges herein. Den Gegensatz von *ὄνομα* und *λόγος* verkennt er ganz und gar 346 l. c. und findet eine viel höhere Anschauung in dem *λόγος* bei Plato, Phaed. 100, a, als der *ὀνόματα* in Cr. 439, b, als welche nur dazu dienen sollen, die sinnliche Wahrnehmung zu begründen; hier unterscheidet Plato vielmehr die blos auf Worte sich stützende Forschung von der, die feste Begriffe zur Grundlage hat, was eben mit *αὐτὰ* (*τὰ πράγματα*) *ἐξ αὐτῶν μαθητέον* gemeint ist. Lehrreich sind jetzt alle diese Verstösse durch S.'s Berichtigung geworden.

Einen grossen Theil des Dialogs nehmen die etymologischen Versuche ein, in welchen sich Sokrates, mitunter scherzhaft bemüht, die wichtigsten Wörter auf Stämme zurückzuführen, welche auf den Fluss der Dinge bezogen werden können. Durch manche gute Bemerkung wird uns hier der Weg durch das Gestrüppe dieses Lexilogus erleichtert, man sehe das zu 392, e über die Namen Astyanax und Hektor Gesagte, die Erklärung von *ἡ τύχη τῆς φήμης* = der in der Sage herrschende Zufall; die nach Buttmann wiederholte Ergänzung *καὶ εἴρειν* vor *ἱκανοὶ ὄντες* 398, d, zu-

Digitized by Google

gleich wird daselbst auf das Fehlen des Wortes aufmerksam gemacht, das mit *κατὰ τὴν Ἀττικὴν τὴν παλαιὰν φωνὴν* gemeint war, es muss zugleich an *ἥρως* und *ἔρως* angeklungen haben; die Interpretation von *Ἅΐδης* 403, b, die richtige Deutung des Sprichwortes von der Löwenhaut 411, a; die streng grammatische Behandlung der vordem immer falsch übersetzten Worte *ταῦτα μὲν ἀκηκοέναι κτλ.* 413, d; die Rechtfertigung der Breviloquenz 414, c; die wahre Construction in 416, c *τί οἴει εἶναι τὸ αἴτιον κληθῆναι ἑκάστῳ*, 416, c, welche Stallbaum nicht erkannt hat; die richtige Interpretation von *ἀπολαβὸν*, 421, b, die von Deuschle eingeleitete, hier weiter entwickelte Erörterung über *ὄνομα* und *ῥῆμα*, 421, d, e (siehe auch Benfey über die Aufgabe des platonischen Kratylus, p. 139—144); besonders ausgezeichnet ist die Behandlung von 412, a, wo S. sehr sinnreich *ἑπιστήμη* zu lesen vorschlägt und statt *τὸ ει* zu *τὸ Η* räth, welches sehr leicht aus ├┤ (= *ΕΙ*) entstand. Sokrates meint, der spiritus asper müsse eingereiht (eigentlich vorangestellt) werden, um die *ἑπιστήμη* als *ἑπιστήμη ὡς φερομένοις τοῖς πράγμασιν ἑπομένης τῆς φύσεως* zu charakterisiren. In der entsprechenden Stelle 437, a muss man dann lesen *ὀρθότερόν ἐστιν ὥσπερ νῦν τὴν ἀρχὴν λέγειν μᾶλλον ἢ ἐμβάλλοντας τὸ Η ἑπιστήμην, ἀλλὰ τὴν ἐμβολὴν ποιήσασθαι ἀντὶ τῆς ἐν τῷ ε ἐν τῷ ι* (d. h. *ἐπιιστήμην*, denn *ἵστησιν ἡμῶν ἐπὶ τοῖς πράγμασιν τὴν ψυχήν*). So wird die Deutung des Wortes nach dem Princip Heraklit's der, welche dem Eleatischen folgt, entgegengesetzt. Es erhellt, wie entfernt Stallbaum von der richtigen Auffassung beider loci war, wenn er Cornar's ganz verkehrtes *ἐκβάλλοντας δεῖ τὸ εἶ πιστήμην αὐτὴν ὀνομάζειν* billigte, und Heindorf's der wahren Lesart viel näher kommendes *ἐπεϊστήμην* ('nempe haec ratio mirum quantum alterius loci argumento adversatur') verwarf. Um ein anderes Bedenken Stallbaum's zu heben, welchem 412, c die Auslassung von *θοόν* unerträglich schien, erinnert sehr à propos S. an einen gleichen Mangel bei der Etymologie von *Λητώ*, 406, a, wo St. nichts vermisst; 413, d bemerkt er scharfsinnig die in *ἐξαπατήσαιμι* liegende Andeutung, dass Socrates in der That nicht aus eigener Fabrik die Etymologieen producirt, sondern nur den Hermogenes bei solchem Glauben erhalten will, und 414, d, dass in *αὖ* ein Wink liege, wie die Onomatologen in ihrer Kühnheit noch weiter gingen, als die Wortbildner selbst.

Betrachten wir nun noch einige Stellen, welche der grossen etymologischen Partie des Dialogs (391, d—421, c) vorhergehen oder folgen. Zu belehrenden Erörterungen gibt 383, a die Erwähnung der *ὀρθότης ὀνομάτων* und 390, a der von Scharschmidt missverstandene Ausdruck *θέσις ὀνομάτων* Anlass; über die Kritik von 384, d spricht sich S. nicht mit völliger Entschiedenheit aus, doch neigt er mehr dahin die anstössige Wiederholung in den Worten *οὐδὲν ἧττον — πρότερον κειμένου* zu streichen, als sie

Digitized by Google

mit C. F. Hermann durch ein vor ὥσπερ eingeschobenes εἰ zu conserviren; 390, d erinnert die Note daran, dass man οὐ nicht mit φαῦλον verbinden dürfe, obgleich kein anderes Wort dazwischen steht, denn die Negation bezieht sich auf ὡς σὺ οἴει. Es ist 429, c kaum glaublich, dass Kratylus meinen konnte, der Name könne durch Betrachtung des Gegenstandes entdeckt werden, weil die Natur der Sache dahin leite, und doch wird man ihm die richtige Ansicht nicht mittelst der Correctur οὗπερ καὶ ἡ φύσις, ἣν τὸ ὄνομα δηλοῖ octroiiren dürfen, sondern die seine dogmatische Verstocktheit einzig charakterisirende Phrase οὗπερ καὶ ἡ φύσις ἡ τὸ ὄνομα δηλοῦσα ihm lassen müssen, wie jetzt S. p. 75. In der Anmerkung zu 432, b wird Deuschle's Tadel der platonischen Auffassung mit Recht abgewiesen: P. hat den missbilligten Schluss gar nicht gezogen, sondern ihn nur durch ein sehr wohl gewähltes Gleichniss vermittelt. Irrig beziehen die meisten 432, c ὧν auf die nomina, wo Sokrates an die Quantitätsbegriffe denkt, von welchen eben die Rede war. Gegen Stallbaum wird 436, d die Lesart ψεύδους mit gutem Grund vertheidigt, wo jener vergebens das Adjectiv zu halten suchte. Treffend ist 438, e die Folgerung des δυνατὸν daraus abgeleitet, dass die Wahrheit der sprachlichen Bezeichnung durch etwas anderes als Worte gefunden werden muss. In 439, c glaubten wohl Ast und St., καὶ αὐτῷ sei zu lesen für καὶ αὐτοί, wenn es auch hier nicht ausdrücklich angegeben ist. Ausserdem erinnert S., dass τὸ δ' οὐχ οὕτως ἔχει noch nicht zum Nachsatz gehöre, welcher erst mit ἀλλ' οὗτοι beginnt.

Weniges, was bei wiederholter Lectüre des Dialogs Ref. zu bemerken findet, mag hier erwähnt werden. Die Frage τί δή ποτε, Cr. 392, e geht auf den Grund des ὀρθῶς ἔχειν καλεῖν κτέ. Das ist etwas Neues, und darum kann Hermogenes allerdings bekennen, auch er verstehe nicht, worauf diese ὀρθοέπεια beruhe. Dann fällt erst Sokrates auf die Erklärung aus dem Gebrauch, den Sohn nach dem Vater, wenn auch mit verschiedenen Namen, zu benennen, Astyanax aber und Hektor bedeute dasselbe. So gefasst braucht man weder mit C. F. Hermann eine Umstellung der Worte von τί δή ποτε — μανθάνεις vor σκοπῶμεν (in 392, d) vorzunehmen, welche S. mit Recht verwirft, noch auch an dem μὰ Δί' οὐκ ἔγωγε des Hermogenes anzustossen. Wenn kurz nachher 393, a Stallbaum den Satz βασιλικὰ ἀμφότερα εἶναι τὰ ὀνόματα für ein additamentum e glossemate natum erklärt, möchte man ihm zustimmen, da ohne denselben die Verbindung von ὁ γὰρ — σημαίνει und οὐ γὰρ — τούτου durchaus nicht leidet, sondern selbst ungezwungener ist. Vielleicht darf man aber eine nachlässigere Ausdrucksweise dem Pl. für ἀμφοτέρους βασιλεῖς εἶναι hingeben lassen. Mehrere Schwierigkeiten begegnen uns 393, c. Sollte nach ξυνδοκεῖ nicht ein Satz des Hermogenes ausgefallen sein, welcher einen Zweifel aussprach, worauf sich dann das φύλαττε γάρ με beziehen konnte? Denn εὖ λέγεις kann doch nicht

Digitized by Google

auf jenen einfachen Ausdruck der Zustimmung gehen. Demselben H. wird man 397, d die Worte ἦ δῆλον δή. ὅτι δαίμονάς τε καὶ ἥρωας καὶ ἀνθρώπους in den Mund legen dürfen, so dass dann Sokrates fortführe (mit Auslassung von δαίμονας): καὶ ὡς ἀληθῶς, oder auch diesen alles sprechen lassen von τί οὖν — δόξω εἰπεῖν, natürlich ebenfalls mit Uebergehung von δαίμονας. Dass 403, c zu ὥσπερ τὸν ἀκόλουθον mit Heindorf und Stallbaum noch δεῖ ὑπολαβεῖν zu suppliren sei, bestreitet S. mit gutem Grund, doch möchten wir die von ihm vorgeschlagene Uebersetzung „in Bezug auf die Musik müssen wir, wie bei ἀκόλουθος und bei ἄκοιτις, weil das ἁ oft" zusammen „bezeichnet, auch hier das zusammen sich bewegen annehmen" nicht unbedingt gut heissen, sondern lieber annehmen, dass sich ὅτι τὸ ᾱ von seinem ursprünglichen Sitze vor ὥσπερ in die nächste Zeile herunter verirrt habe. In 406, d wird οὐκοῦν nicht als Fragepartikel zu fassen sein, sondern eine Folgerung ausdrücken. Stallbaum's Umstellung von τὰ ὄντα (424, d) nach αὖθις δεῖ hat S.'s Beifall, wir glauben mit Recht, gefunden; statt des etwas zu fern liegenden von demselben conjicirten ἐπισκέψασθαι aber wird man wohl ἐπιδεῖν lesen dürfen, woraus leichter die corrupte Vulgate ἐπιθεῖναι entstand. Das etwas verwirrte Raisonnement über κίνησις 426, c läuft, wie es scheint, darauf hinaus, dass Urformen statuirt werden, die weder das κ, weil ξενικόν, enthielten, noch das η oder das ν, also nicht κίεσιν καλεῖσθαι ἢ εἶσιν, sondern nur ἴεσιν — ἢ εἶσιν, ähnlich dem anderswo postulirten οἶσιν ursprünglich hier gestanden haben mag. Das καὶ αὐτὰ τὰ δέκα 432, a ist nur in dem Sinn verständlich, wenn die Zehnzahl als eine besonders wichtige betrachtet werden soll. Unter βλέπειν πρόσσω καὶ ὀπίσσω dürfte sowohl in beiden homerischen Stellen Jl. α 341, γ 109, als auch im Kratylus selbst 428, d die Umsicht als solche ohne Unterscheidung der Gegenwart und Zukunft zu verstehen sein.

Nicht zu vergleichen ist mit dem eben besprochenen Buch ein anderes nicht ausschliesslich der Exegese Platon's gewidmetes, wir meinen

Studien zur Redekunst von Carl Schmelzer, Gymnasial-Oberlehrer. I. Band. Commentar zu Platon's Phaedrus, Demosthenes' olynthischen Reden und Luther's erster Rede gegen den Bilderstürmer. Guben. Druck und Verlag von Albert König. P. Ehrlichs Buchhandlung. 1869. 8. 134.

Das Verdienst des Verfassers, der übrigens nur Schülern bei der Lektüre beider griechischen Classiker behülflich sein will, besteht für den Phaedrus hauptsächlich in der Verfolgung des dramatischen Ganges dieses Dialogs; eine Uebersicht der Gedankenfolge zu geben, lag wohl weniger in seinem Plane; eben so wenig erhalten wir über die schwierigsten Stellen der Schrift neue Aufschlüsse.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 3. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schmelzer: Studien zur Redekunst.

(Schluss.)

Unter den guten Bemerkungen möchten wir die zu 235, d hervorheben, dass daselbst Phaedrus ganz in die Rolle falle, welche in der Einleitung Sokrates gespielt hatte; die Erklärung vom ἐπίσχειν des Daemonions, welches nicht ein retinere ac deterrere, sondern sistere bedeute, zu 242, b; dass man 244, d weniger auf die Labdakiden und Pelopiden als auf neuere Geschlechter, die der Entsühnung bedürften, beziehen müsse; dass 261, e dem Sokrates τῇδε δοκῶ ζητοῦσι φανεῖσθαι ein Vers entschlüpft sei. In der Erwähnung des Midas 264, d findet der Verfasser eine leise Anspielung auf den schlechten Geschmack des Phaedrus, welcher den Lysias eben so irrig in den Himmel erhob, wie jener den Marsyas; hierin mag er wohl Recht haben. Den ironischen Charakter des Sokrates weist derselbe sorgfältig in seinen mannichfaltigen Aeusserungen nach, ist nur zu sehr beflissen, überall Scherz und Hohn zu entdecken; wie z. B. 249, c, ein Scherz in den Worten εἶδος, ἅ ποτ' εἶδεν liegen soll, oder in der Etymologie des Himeros 251, e; die Schilderung der gemeinen Liebe soll 250, e mit einer „lachenden Grobheit eingeführt" werden, wo die derben Ausdrücke eben nur die niedrige Sinnlichkeit darstellen. In 234, e nimmt Sokrates keineswegs seinem jungen Freund den Einwurf scherzend vorweg, dass er (Sokr.) von der rhetorischen Technik nichts verstehe, auch das ist unrichtig, dass Lysias glaube mit dem Formalen seiner Kunst allein genügendes geleistet zu haben, vielmehr wird er von der Anmassung freigesprochen, zu glauben, dass der Gegenstand von ihm erschöpft sei. Das τοῦτο δὲ κτὲ in 235, a geht nicht, wie Stallbaum meint und unser Verf. mit ihm, auf das ῥητορικόν; auch ist mit Heindorf unter diesem nicht der wichtigere Theil der Rede, welcher sententiis continetur zu verstehen, offenbar ist nur das stylistische gemeint; mit jenem denkt Sokrates an den Inhalt, τὰ δέοντα, hinsichtlich welches er dem Phaedrus blos aus Artigkeit zugesteht, es könne lobenswerth sein; eigentlich schien ihm aber Lysias hauptsächlich mit seiner Geschicklichkeit zu paradiren dasselbe auf mancherlei Weise zu sagen; dies liegt in νεανιεύεσθαι, was S. sehr ungehörig übersetzt: „wie ein Schulknabe sprechen". Es galt das vielmehr immer als ein wesentlicher Bestandtheil rednerischer Virtuosität.

Digitized by Google

In der Kritik, welche hie und da versucht wird, hat der Verfasser kein Glück, es gelingt ihm nicht 242, b das Glossem ἡ δὴ καλουμένη σταθερὰ als eigenen Zusatz Plato's zu halten; dagegen erklärt er 260, c ἄνευ τοῦ ἀληθείας ἧφθαι vergebens für „Randglosse eines schwachen Abschreibers", da die Spartaner gewiss nicht den Satz aufstellten, es existire keine ἔτυμος τέχνη. Bald nachher 260, d wird man ἐμῇ ξυμβουλῇ = „auf meinen Rath" nicht billigen können, wenn nicht noch ein πείθεται beigefügt wird. Der Vorschlag 264, b τί δὲ τἄλλα noch dem Phaedrus zuzuweisen, entspricht dem Charakter des Jünglings wenig, der ungern seinen Meister getadelt sieht; Sokrates aber leitet damit ungezwungen seinen weiteren Tadel ein. Keineswegs geht 243, d τοῦτον auf Zeus zurück, mit Bezug auf die soeben mit νὴ Δί' ausgesprochene Betheuerung, sondern auf den fingirten Liebhaber edlerer Art. Einer Art von Anticipation begegnen wir 247, d in ἁπάσης ψυχῆς (διάνοια), weil hier, obgleich der Zusammenhang zu nöthigen scheint an göttliche Geister zu denken, wie 248, c, gottähnliche im Gefolge der Götter gemeint sein müssen, was wohl auch zu einer Aenderung wie ᾗ ἂν μέλλῃ oder ὅσαις ἂν μέλλῃ τ. π. δ. führt, Treffend hebt S. die Schwierigkeit der von Heindorf und Stallbaum unrichtig behandelten Stelle 231, d περὶ ὧν οὕτω διακείμενοι βούλονται durch die Bemerkung, dass man καλῶς ἔχειν zu βούλονται suppliren müsse.

Ueber den Commentar zu den olynthischen Reden des Demosthenes finden wir vielleicht anderswo zu sprechen Anlass.

Kayser.

Du principe vital et de l'ame pensante par Francisque Bouillier, correspondent de l'institut, doyen de la faculté des lettres de Lyon. Paris. J. B. Baillière et fils 1862. XIV u. 431 S. gr. 8.

Zu den bedeutendsten französischen Philosophen der Gegenwart gehört der Herr Verf. des oben bezeichneten Buches. Im Jahre 1843 wurde von der Académie des sciences morales et politiques seine Schrift: Histoire et critique de la revolution Cartésienne mit dem Preise gekrönt. Sein Buch: Histoire de la philosophie Cartésienne ist das Hauptwerk für die Geschichte des Cartesianismus. Schon im Jahre 1858 las dieser vorzügliche Schüler Cousin's in der Académie des sciences morales et politiques eine kleine, im Drucke erschienene Abhandlung vor, welche das Resultat seiner zu Lyon gehaltenen Vorlesungen enthält und von der Einheit der denkenden Seele und des Lebensprincips (unité de l'âme pensante et du principe vital) handelt. In eben so gründlicher, als geistvoller und erschöpfender Weise entwickelt derselbe die in diesem memoire enthaltenen Grundgedanken in dem vorliegenden grössern Werke, welches durch seine Gediegenheit und seine höchst

Digitized by Google

anziehende Darstellung die Beachtung aller Freunde der Philosophie, insbesondere der Psychologie, in hohem Grade verdient. Der gelehrte Herr Verf. stellt sich in diesem Werke die Aufgabe nachzuweisen, dass der Grund des körperlichen Lebens in uns auch der Grund unserer geistigen Entwickelung, dass die Seele der einheitliche individuelle Grund unseres Gesammtlebens ist. Er nennt diese seine Lehre Animismus. Der Animismus steht dem Duodynamismus entgegen, welcher zwei Seelen im Menschen, die Lebenskraft und die denkende Seele, unterscheidet. Die Seele darf vom Leben nicht getrennt werden. Die Seele ist der Grund des Lebens, wie des Denkens. Hier handelt es sich um eine Frage, welche dem Gebiete der Psychologie und Physiologie angehört. Die Irrthümer des einseitigen Spiritualismus müssen in der Beantwortung dieser Frage beseitigt werden. Die Seele ist eine „Kraft, eine bewegende, eine intelligente, eine frei thätige Kraft" (S. 29). Körper und Geist sind Entwicklungen einer und derselben thätigen Kraft der Seele. Wie der Mensch nur eine Person ist, nur ein Bewusstsein, nur ein Leben hat, hat er auch nur eine Seele, die sich in den Bewegungen der Muskeln, in den Nerven und allen Organen, wie in der Entwicklung der Gedanken und des Bewusstseins äussert. Geist und Bewusstsein sind Entwicklungen der Seele, nicht die Seele selbst. Das Lebensprincip (principe vital) kann von der Seele nicht getrennt werden, da es mit dieser selbst identisch ist. Die Seele baut sich ihren Körper, wie sie sich ihren Geist entwickelt. Das Leben darf nicht mechanisch, nicht materialistisch aufgefasst werden. „Inmitten des immer währenden Wechsels verändert sich Etwas in dem Leben nicht, heisst es S. 46, die Form des lebenden Körpers, welche, wie Cuvier gesagt hat, dem letzteren wesentlicher angehört, als der Stoff. Es ist also Etwas im Individuum, das über allen seinen Erscheinungen, das über allen flüchtigen Verbindungen steht, Etwas, das ihn in seiner Form erhält. Dieses Etwas ist das Leben. Sobald sich diese geheimnissvolle Kraft im ersten Keime zeigt, hört sie nicht auf, ihn von Innen nach Aussen zu bilden gemäss dem Typus des Keimes und seiner Gattung. Schon in diesem Keime sind alle Formen, welche im lebenden Wesen zur Erscheinung kommen sollen, in ihm liegt das, was er einst werden soll. Das Leben bildet zugleich, erhält, stellt wieder her, immer nach dem Urbilde, nach dem unveränderlichen Gesetze aller seiner Thätigkeiten." Deshalb ist aber das Leben nicht, wie die Anhänger des „Vitalismus" sagen, nur „eine Modifikation der Organe, eine Resultante besonderer Eigenschaften, welche mit allen Theilen der organischen Gewebe verbunden sind". Der Herr Verf. spricht sich mit gleicher Entschiedenheit gegen den Materialismus, wie gegen den einseitigen, die Seele von der Lebenskraft des Körpers trennenden Spiritualismus, aus.

Digitized by Google

Von Kap. IV, S. 56 an bis Kap. XX, S. 299 folgt die geschichtliche Behandlung der Aufgabe. Der Herr Verf. versucht nachzuweisen, dass die Grundgedanken des Animismus schon im Alterthum und im Mittelalter herrschend waren, und dass auch in der Neuzeit nicht nur Gegner, sondern auch Anhänger dieser Lehre aufgezählt werden können. Der Gegenstand ist mit Sachkenntniss und Urtheil behandelt, wenn man auch nicht immer mit dem letzteren einverstanden sein kann. Im Alterthume werden der „Animismus" des Hippokrates, Plato, Aristoteles, die Lehre der Stoiker von einer einzigen allgemeinen Lebenskraft, der „doppelte Dynamismus" der Epikureer, die Bekämpfung des Animismus durch Gallienus, der pantheistische Charakter des neuplatonischen oder alexandrinischen „Animismus", von den christlichen Ansichten die Lehre des Apostels Paulus, die Ansichten der griechischen Kirchenväter, des Gregorius von Nyssa, des Basilius, des Chrysostomus, Athanasius, Johannes Damascenus und der abendländischen Kirchenlehrer, besonders des Tertullian und Augustin, sodann des Gennadius, Cassiodorus, Boëthius, des Abälard, Alberts des Grossen, des Thomas von Aquino, Vincent von Beauvais, Wilhelm von Auvergne, Dante's, des vierten Concils von Konstantinopel und anderer Kirchenversammlungen, selbst mehrere Breven des Papstes Pius' IX., die Ansichten des Duns Scotus, Wilhelm Occam, der Jesuiten, insbesondere des Franz Suarez, sodann des Pomponatius, J. Scaliger und Stahl, hervorgehoben. In allen diesen Ansichten will der Herr Verf., was freilich nicht leicht durchzuführen ist, Uebereinstimmungspunkte mit dem Animismus, ja meistens wirklichem Animismus, finden (S. 56—148). Er weist nun auf die Reaction gegen die Seeleneinheit hin, erwähnt die Lehren van Helmont's, den Paulus Venetus, Paracelsus, den Zohar und die Kabala, Robert Fludd, Baco, Gassendi, Campanella, Descartes, Malebranche, im Gegensatze zum Mechanismus des Cartesius den „Dynamismus" und „Vitalismus" an der Hochschule zu Cambridge, Heinrich More, Cudworth, Glisson (S. 148—186). Besonders aber werden die Uebereinstimmungspunkte mit den Ansichten des Herrn Verf. in der Lehre von Leibniz und Stahl nachgewiesen (S. 186—246). Im achtzehnten Jahrhundert werden die verschiedenen Meinungen Buffon's, welcher den inneren Menschen in zwei Principien spaltet, Condillac's, Charles Bonnet's, Stahl's, Perrault's, des Bernardin de Saint-Pièrre, welcher fünf Seelen im Menschen annimmt, des Barthez und der medicinischen Schule von Montpellier, des Sauvages und seiner Nachfolger, welche den Vitalismus vom Animismus trennen, im neunzehnten Jahrhundert der Duodynamismus der französischen Spiritualisten, die Ansichten des Maine de Biran, Jouffroy, Magelhaens, Ahrens, Lordat dargestellt (246—299).

Gewiss geht der Herr Verf. zu weit, wenn er den Animismus oder die Lehre von einer Seele als dem Grunde des körperlichen

Digitized by Google

und geistigen Lebens bei Philosophen nachweisen will, welche unbezweifelt andere Ansichten hatten. So sagt er S. 68: „Die drei Seelen des Plato bilden in der That nach den Theorieen und wissenschaftlichen Definitionen der Republik, des Kratylus und Phädon nur eine, wenn man die dichterischen Bilder im Phädrus und Timäus hinweglässt". Plato ist nach dem Herrn Verf. „Animist". Ihm ist die Seele Grund des Körper- und Geisteslebens. Offenbar ist aber diese Ansicht unrichtig und widerspricht dem ganzen Systeme Plato's. Die Seele hat nach ihm schon vor dem Körper existirt. Sie steht zum Körper in keiner wesentlichen oder ursprünglichen Beziehung. Sie ist in der Verbindung mit dem Körper dem Meergott Glaukos gleich, der vor lauter Muscheln und Meerpflanzen, die sich um ihn gelagert und an ihm angesetzt haben, nicht mehr erkannt werden kann. Der Meergott ist die Seele, das Angeschlammte die Sinnlichkeit. Es ist nur eine Einartigkeit der Seele. Diese ist das vernünftige oder denkende Element. Die wesentliche und ursprüngliche Haupttheilung der Seele ist die Eintheilung in die vernünftige oder unsterbliche und in die unvernünftige oder sterbliche Seele. Diese Seelen sind also wesentliche und im entschiedenen Gegensatze begriffene Hauptheile der Seele und nicht etwa nur Gestalten oder Formen einer und derselben Seele. Dann folgt erst die Unterabtheilung der sinnlichen Seele als des Grundes des körperlichen Lebens in den edleren Theil, den Muth oder affectvollen Willen (ὁ θυμὸς — τὸ θυμοειδὲς), Sitz der edleren Leidenschaft, und in den unedleren Theil, den Sitz der sinnlichen Begierde und Leidenschaft (ἐπιθυμητικὸν). Gerade die von dem Herrn Verf. angeführte Republik beweist, dass diese Unterscheidungen wirklich verschiedene Theile und nicht, wie der Herr Verf. meint, nur Thätigkeitsformen der Seele sind. M. vgl. de republ. IV, 436 ff. Die sinnliche Erscheinung steht ja nach dem Systeme Plato's der Idee diametral gegenüber. So muss auch die unsterbliche oder vernünftige, Ideen habende Seele dem Körper und seinem Lebensgrunde gegenüberstehen. Allerdings kommt Plato bei der Annahme dieser Theilung in Widersprüchen. Wenn die Seele an sich körperlos ist, wie die präexistirende vernünftige oder unsterbliche Seele, so kann sie nicht am Sinnlichen hängen. Die Seele kann unmöglich in einer Metempsychose jenseits für ihre diesseitigen Vergehungen gestraft werden, wenn sie ihren eigenen Körper abgelegt hat, also ihre eigene Lust und ihren eigenen Schmerz, da diese ja nur in der sinnlichen, nicht in der vernünftigen (denkenden) Seele liegen. Alles Sinnliche ist zur vernünftigen Seele erst durch die Verbindung mit dem Körper hinzugekommen. Wie kann es nach der Trennung vom Körper fortdauern? Plato hat einmal diese Lehre. Wir dürfen ihm keine andere, wie den Animismus, unterschieben. Auch bei Aristoteles lässt sich ebensowenig der Animismus durchführen. Er nimmt einen wesentlichen Unterschied zwischen dem

Digitized by Google

Geiste oder der Vernunft (νοῦς) und dem leiblichen Leben des Menschen an, unterscheidet deutlich und entschieden, wie Plato, den vernünftigen und unvernünftigen Theil der Seele. Der vernünftige Theil der Seele ist unveränderlich und nicht leidend, nicht an den Körper gebunden, hat kein körperliches Organ, wird nicht gezeugt, dauert nach dem Tode fort, während Alles, was dem leiblichen Leben angehört und alle sinnliche Thätigkeit desselben vergänglich ist. Die thätige und leidende Vernunft werden unterschieden. Nur jene kommt von Aussen in den Menschen, ist die göttliche, unsterbliche Vernunft, diese, die leidende Vernunft, ist vergänglich, wie das Leben des Leibes (De anim. III, 5).

Als Anhänger des Animismus in der neuesten Zeit werden von den französischen Schriftstellern Franck Ravaisson, Charles de Remusat, Tissot genannt. Daraus, dass die Seele eine Kraft und mit dem Körper verbunden ist, folgt, dass sich ihre Thätigkeit auch auf den Körper erstrecken muss. Die Natur der Kraft ist unaufhörliche Thätigkeit. Die Kraft ist nicht mehr Kraft, wenn sie nicht thätig ist. Die Thätigkeit der Seele erstreckt sich auf alle Theile des Körpers. „Wenn eine Seele, die nichts ist, als ein Denkendes, unfähig jeder Einwirkung auf den Körper, ohne ein, sie mit diesem verknüpfendes Band, eingeschlossen in eine Hülle, wie ein Gefangener in seinen Kerker, ein Vogel in seinen Käfig, die grösste Einbildung ist, so ist eine Seele mit einer zu ihrem Wesen gehörigen Thätigkeit, demungeachtet unfähig auf den ganzen Körper, wenigstens auf die grösste Anzahl seiner Theile zu wirken, und dennoch mit allen Theilen verbunden, eine eben so grosse Grille, ja selbst ein Widerspruch" (S. 300 und 301). Wenn auch in der Seele ein Kampf der Vernunft und der Sinnlichkeit ist, so gibt es doch nicht in ihr zwei mit einander kämpfende, von einander verschiedene Wesen. Es gibt nicht nur einen Kampf zwischen den oberen und unteren Seelenvermögen, zwischen der vernünftigen und sinnlichen Seite, es gibt auch andere Kämpfe, die nicht minder lebhaft sind und nicht minder tief eingreifen, Kämpfe im Innern der vernünftigen Seele selbst zwischen dem Nutzen und der Pflicht. Wenn sich jeder Gegensatz in uns nur durch den Kampf zweier besonderer Wesen erklären lässt, dann muss man nicht nur das Leben neben der Seele sich persönlich vorstellen, sondern im Innern der denkenden Seele selbst eine gewisse Anzahl von mit einander kämpfenden Personen annehmen. Der eine hält sich an das Gute, der andere an das Schlechtere. So viel es Kämpfe in uns gibt, so viele Klassen von Kämpfern müsste es dann geben. Dahin führt der Duodynamismus oder die Annahme einer Seele und der von ihr abgesonderten Lebenskraft als des Grundes des körperlichen Lebens (S. 316). „Ja, ohne Zweifel, heisst es ebendaselbst, glaubt das menschliche Geschlecht an den Unterschied der Seele und des Körpers oder der Ursache und des Werkzeuges, ja noch glaubt es alle Tage durch die Er-

Digitized by Google

fahrung an den Widerstreit im Innern der Seele, an das Ja und Nein, das Für und Gegen, das Gute und das Uebel, aber nie hat es geglaubt und nie wird es glauben an die Existenz zweier Wesen, welche in seinem Innern einen Krieg führen sollen, an die substantielle Zweiheit, an den offenbaren Gegensatz gegen das tiefe Gefühl unserer individuellen Persönlichkeit. Sagt nicht Jedermann: Ich wachse, ich ernähre mich, eben so, wie er sagt: Ich gehe, ich denke, ich will, deutet er nicht damit entschieden an, dass wir alle diese Handlungen auf ein und dasselbe Princip beziehen? Das ist das Glaubensbekenntniss des menschlichen Geschlechtes. Keiner hat noch an jene zweite Seele geglaubt, ausser einige Philosophen und Aerzte, welche sie so zu sagen auf die Welt gesetzt haben, indem sie eine Abstraction zur Wirklichkeit machten und dabei Gefahr liefen, die wirkliche Seele durch diese bedenkliche Verbindung mit einem eingebildeten Wesen zu gefährden". Der Herr Verfasser unterscheidet mit Recht die Seele und das Ich (le moi). Unter Seele versteht er das Princip aller menschlichen Thätigkeiten, der bewussten, und unbewussten, der in ihrem Innern und in den Organen vorkommenden Veränderungen. Das Ich ist nach ihm auch die Seele, aber die Seele mit dem Gefühle ihrer Existenz, die bewusste Seele, die Seele als „Herrin" (maitresse) ihrer selbst „durch Intelligenz und Freiheit", die sich bejahende, erkennende, setzende Seele. Das Bewusstsein ist die Offenbarung unserer Existenz, aber es ist deshalb nicht der Anfang derselben, nicht die Existenz selbst. Das Bewusstsein setzt immer etwas voraus, auf das man zurückgeht. So setzt das Ich etwas voraus, von dem seine Realität abhängt. Wenn die Seele sich als Ich setzt, wenn sie auf sich zurückkommt, so muss sie doch schon vor diesem Setzen, vor dieser Rückkehr auf sich selbst existiren. Wenn im Bewusstsein eine Zweiheit unterschieden wird, das denkende Subject und das gedachte Object, so spaltet sich dabei die Seele nicht in zwei Theile, sie ist ihr eigner Gegenstand, sie ist zugleich Subject und Object. Die Unterscheidung setzt eine ursprüngliche, ihr vorausgehende Einheit voraus. Die Seele existirt als Lebensgrund, ehe sie weiss, dass sie existirt. Das Bewusstsein geht aus der Bewusstlosigkeit (de l'inconscience) hervor. Das Bewusstsein ist eine höhere, eine aufstrebende Entwicklung (évolution ascendante) der Seele. Die Seele umfasst in einer über dieser Entwicklung stehenden Einheit die beiden Sphären des Bewussten und Unbewussten (S. 322). Der Herr Verf. führt eine Reihe von Belegen für die Thatsache des bewusstlos in unserer Seele Vorhandenen an. Er zeigt, wie die Vorstellungen aus unserem Gedächtnisse schwinden und wie wir uns derselben wieder erinnern. Er macht auf die Unendlichkeit bewusstloser Eindrücke und auf die Gründe aufmerksam, welche das Bewusstsein aller dieser Eindrücke hindern. Er zeigt, dass auch das körperliche Leben für die Seele nicht bewusstlos vorübergeht. Allerdings ist die Seele, von welcher

Digitized by Google

die Bildung des ganzen lebendigen Körpers ausgeht, nicht von ihrem ersten Ursprunge an bewusst und denkend, aber sie ist bestimmt, es zu werden, sie hat die Fähigkeit dazu. Das erhebt schon den menschlichen Fötus über den thierischen (S. 326). Zuerst sind alle Erscheinungen des Lebens rein instinctiv und blind, aber viele dieser Erscheinungen werden später bewusst und willkürlich. So zeigt sich dieses bei den organischen Functionen der Ernährung und des Athmens. Sie haben theils einen mechanischen, theils einen physischen oder chemischen Charakter. Das Athmen fängt als reiner Mechanismus an. Das zeigt sich im Einathmen der Luft oder in der athmenden Bewegung, welcher der Chemismus der Verbindung der Luft mit dem Blute folgt. So hat auch in der Ernährung die Chylusbildung das Ergreifen der Nahrungsmittel, das Kauen, das Hinunterschlucken zu rein mechanischen Vorgängern. Wenn nun auch der Wille nur einen sehr indirecten Einfluss auf den chemischen Theil dieser Functionen hat, und wenn wir auch kein Bewusstsein vom Vollzuge dieses Theiles der organischen Functionen haben, so haben wir doch Bewusstsein vom mechanischen Theil derselben und halten diesen mehr oder minder in einer Abhängigkeit von uns. So müsste man, wenn man Lebensprincip und Seele trennte, einen Theil der Functionen, nämlich die Ernährung, dem Lebensprincip, den andern Theil, den mechanischen, dem Bewusstsein und Willen zuschreiben. Nicht nur die verschiedenen Functionen, sondern selbst dieselben Erscheinungen würde man nach Lebenskraft und Seele theilen müssen. So finden das Schlucken und andere Verrichtigungen einmal mit Bewusstsein, das anderemal bewusstlos statt. Unmöglich lassen sich Seele und Ich als identisch betrachten. Die Seele kann bewusstlos und unwillkürlich thätig sein. Das Ich setzt die Seele, aber die Seele nicht nothwendig das Ich voraus. Die Seele ist schon, ehe das Ich ist (S. 335). Die einen sehen die von der denkenden Seele getrennte Lebenskraft als einen Stoff an, wie Baco, Gassendi, Buffon, die Duodynamisten machen sie zu einem besonderen immateriellen Princip, wie Joseph de Maistre, Ahrens, Ubaghs. Vigan nimmt sogar zwei besondere denkende Seelen, die eine auf der rechten, die andere auf der linken Seite, an (S. 336), andere, wie Jouffroy und Maine de Biran, bestimmen die Natur dieses Lebensprincips nicht näher. Die Lebenserscheinungen sind nicht ganz und gar ausserhalb der Bewusstseinssphäre. Während die Erinnerung des Gedächtnisses an etwas, was uns längst entschwunden ist, zeigt, dass auch das Bewusstlose in unserer Seele nicht und nicht das Bewusstsein oder das Ich allein und einzig ihr Wesen ausmacht, während durch Wiederholung und Gewohnheit die Macht der Eindrücke sich in der Seele schwächt und sie allmählig in den Hintergrund des Bewusstseins, ja in das Unbewusste zurückdrängt, lässt sich auch auf direktem Wege die Einheit des Lebensprincips und der Seele erweisen. Schon Leibniz sagt in seinen

neuen Versuchen über den menschlichen Verstand: Dass in der Seele etwas ist, welches dem Blutumlaufe und allen innern Bewegungen der Organe entspricht und welches man nicht bemerkt, wissen alle die, welche in der Nähe einer Wassermühle wohnen; sie hören zuletzt das Geräusch derselben nicht" (S. 361). Wenn alle organische Thätigkeit von einem uns fremden Princip käme, so müsste sie ausserhalb unseres Bewusstseins liegen, und könnte nie zu unserer Kenntniss gelangen. Nur dann, wenn auch unser Bewusstsein sich derselben als unseres eigenen Lebens bemächtigt, erkennen wir die Einheit beider von der Psychologie getrennter Principien. Wir erkennen unsern Körper nicht bloss, wie andere fremde Körper, durch den äusseren, wir erkennen ihn als den uns angehörigen, auch durch den innern Sinn. Wir lernen durch Aufmerksamkeit auf ihn das unserem Körper Nützliche und Schädliche kennen. Dieser innere Sinn fühlt die Vereinigung der Seele mit dem Körper. Der innere Sinn empfindet lebhaft die Thätigkeit einzelner Organe, wenn die gewöhnliche, bewusstlos vor sich gehende Harmonie derselben gestört ist. Es gibt keine Verrichtung des Körpers, kein Organ, keinen Punkt im lebenden Körper, der nicht in pathologischen Zuständen Gegenstand einer deutlichen Wahrnehmung werden und in uns nicht Empfindungen einer ganz besondern Art hervorrufen kann (S. 370). Das organische Leben ist dem Bewusstsein nicht fremd, es ist für dieses die Quelle von Wahrnehmungen, Bewegungen, Begierden, von verschiedenen moralischen Stimmungen. Am meisten entgehen unserem Bewusstsein die Organe der Ernährung und doch wird dieses bei Störungen auf sie aufmerksam. Wir verlegen unsere Empfindungen in gewissen Zuständen an eine bestimmte Stelle, wir finden den Sitz eines Leidens in einem bestimmten Organe, im Kopf, im Herzen, im Magen und haben so ein Bewusstsein von ihnen als zu uns gehörigen Organen. Ebenso wirkt unsere Seele auf den Körper, der Wille bewegt ihn und seine Theile. Unsere Gedanken haben Einfluss, wie unsere verschiedenen Seelenzustände auf Erscheinungen und Verrichtungen im Körper, welche sonst nicht von unserem Willem abhängen, also unwillkürlich stattfinden. Wir können den Schmerz durch einen starken Willen vermindern. Wir können gewissen krankhaften Einflüssen durch seine Macht widerstehen. Leidenschaftliche Bewegungen haben Einfluss auf den Blutumlauf, auf die Thränendrüsen, die Speicheldrüsen, die Ausdünstung der Haut, die Verdauung, die Zeugungsglieder, den Schlaf u. s. w. So beherrscht die Seele den Körper. Die Willenskraft hat selbst in gewisser Hinsicht auf die längere Erhaltung des Lebens eine gewisse Macht. Wir erkennen selbst in uns die Ursache des Lebens. Offenbar erkennen wir die Seele als diese Ursache an ihrer immer währenden inneren Wirksamkeit auf alle Organe des Leibes. Es ist nämlich diese Ursache die den Körper bewegende Vollthätigkeit (l'énergie motrice). Es ist diese immer währende Kraftanstrengung

Digitized by Google

(effort), die sich auf unseren Körper bezieht. Das Leben ist für die Bewegung des Körpers eine Ursache, ein Streben, eine auf die Molecule des Körpers wirkende Kraft, welche nach einem bestimmten Plane, nach Gesetzen alle Organe bildet, verbindet und in ihrem Zusammenhange erhält, und diese nämliche Wirksamkeit, dieses nämliche Streben finden wir in der Seele. So weist selbst das Bewusstsein auf die Seele als die Ursache des leiblichen Lebens hin. Am meisten fühlen wir das immer währende Bewusstsein unserer Lebensthätigkeit, wenn durch irgend einen Umstand in einem einzelnen Theile des Körpers eine Lähmung oder Erstarrung eintritt. Es ist, als wenn das Glied nicht mehr zum eigenen Leibe gehörte, und es erscheint bei aufgehobener Lähmung als ein uns wieder gegebenes, zu uns gehöriges Organ (S. 380).

Der Herr Verfasser widerlegt die gegen den Animismus (Einheit der Seele und des Lebensprincips) erhobenen Einwendungen. Man kann von der Verschiedenheit der Organe und ihrer Funktionen nicht auf die Verschiedenheit der Principien schliessen. Das Bewusstsein spricht für die Einheit des Lebens der Person, für die Gesammtthätigkeit aller miteinander organisch zusammenhängenden Theile. Eben so wenig lässt sich durchführen, dass der Geist nicht altere, während der Körper altert. Lordat hat über das Nichtaltern des inneren Sinnes (l'insénescence du sens intime) geschrieben. Allein die Fälle von kräftigen, nicht abnehmenden Geistern im höheren Alter sind Ausnahmen. Dadurch wird die Gesammterfahrung nicht umgestossen. Auch sind die Charaktere des vegetativen und animalischen Lebens einerseits und des menschlichen Geistes andererseits verschieden, doch nur in einer gewissen Stufenreihe der Vervollkommnung, so dass sie deshalb doch in einem und demselben sich einheitlich fühlenden und wissenden Individuum auf ein Princip zurückgeführt werden müssen. Eben so wenig lässt sich behaupten, wie das Lordat gethan hat, dass sich nur eine Erblichkeit bei den physischen, nicht aber bei den intellectuellen und moralischen Beschaffenheiten der Individuen zeige. Es ist eine Thatsache, dass sich auch moralische und intellectuelle Anlagen vererben. Es gibt gewisse Familien, in deren Gliedern sich eine Anlage zu einer bestimmten Kraft, einer bestimmten Wissenschaft, einem bestimmten Lebensberufe geltend macht. Die moralische Vererbung ist leider noch sichtbarer; denn sie zeigt sich besonders in schlechten Eigenschaften. Durch viele Belege wird dieses nachgewiesen. Man behauptet ferner, dass sich nur die geistigen, intellectuellen und sittlichen Eigenschaften des Menschen immer mehr vervollkommnen, und dass dieses bei den organischen Thätigkeiten nicht der Fall ist. Die geistigen Fähigkeiten müssen allmälig durch Erziehung gewonnen werden, dieses kommt bei den körperlichen Organen und Funktionen nicht vor. Diese sind gleich im Anfange, was sie später sind, nicht so die geistigen. Allerdings sind die physiologischen Erscheinungen des Lebens der

Digitized by Google

Zeitordnung nach die ersten, allerdings haben sie, um Organe und Funktionen zu sein, keine Erziehung nöthig. Aber eben so gewiss ist es, dass sie nicht gleich im Anfange vollendet sind. Im Embryo und Fötus findet man nicht alle später sich entwickelnden Lebensfunktionen. So zeigt sich wohl Ernährung im Fötus, aber keine Verdauung, die Zeugung kommt erst mit der Geschlechtsreife. Perfectibilität zeigt sich auch in den Organen und ihren Verrichtungen. Man beruft sich auf die Fortdauer gewisser Lebenserscheinungen nach dem Tode, z. B. Reizungsfähigkeit der Muskeln, in Folge deren Bewegungen im Körper eines Enthaupteten entstehen. Das Band zwischen der denkenden Seele und dem Leibe ist gelöst und doch zeigt sich noch das Lebensprincip in den getrennten Theilen des Körpers. Das wird für die Verschiedenheit der Lebenskraft und der Seele angeführt. Alles, was aus der angeführten Thatsache hervorgeht, besteht in der Zusammenziehungsfähigkeit der Muskelgewebe und der Reizungsfähigkeit der Nerven. Das sind zwar noch einige Zeit andauernde, aber abgesonderte Lebenserscheinungen, in welchen sich kein Zusammen, keine Harmonie, kein gemeinschaftlicher Mittelpunkt zeigt, auf den sie sich beziehen. Die Lebenseigenschaften sind in allen Theilen des Körpers zerstreut; aber sie sind alle mit dem einen Lebensprincip im lebenden Körper durch ihre Concentration vereinigt. Bei der Trennung der Organe ist die vom Mittelpunkt ausgehende, die Lebenswirkungen leitende Macht (pouvoir directeur) nicht mehr vorhanden. Im Leichname oder in dem abgeschnittenen Theile, der sich zusammenzieht, ist das Leben nicht, es ist da nicht vorhanden, wo die Seele nicht vorhanden ist, weil beide als Princip eines sind. Die Seele ist die Wurzel und das Wesen aller wahren Lebenserscheinungen (S. 383—399).

Der Animismus vereinigt deshalb die Seele und den Körper, die Psychologie und Physiologie nicht. Das Denken ist eine höhere Stufe, eine vollkommenere Entwicklung des organischen Lebens. Es schadet seiner Würde nichts, dass dieses letztere als weniger vollkommen die Grundlage der höheren Entwicklung eines und desselben Lebensprincipes ist. Die Thiere sind nicht, wozu sie Cartesius gemacht hat, blosse Maschinen. Wenn der Mensch auch das organische Leben mit dem Thiere gemein hat, so bleibt ihm doch der ausschliessliche Vorzug der Vernunft und Freiheit. Wenn man die denkende Seele und das rein instinctive, blinde Lebensprincip im Menschen als zwei besondere Lebensgründe unterscheidet und nur das letzte Princip den Thieren zuerkennt, wie kann man mit dieser absoluten Zweiheit die Natur der Thiere erklären, bei welchen die Empfindung schon in einen Anfang der Intelligenz übergeht? Mit blossen mechanischen Funktionen des Organismus lässt sich solche Erscheinung nicht erklären. Man wirft dem Animismus Materialismus vor. Gerade dieses Losreissen der denkenden Seele vom lebenden Körper gab Veranlassung zur Verspottung des

Digitized by Google

Spiritualismus. Da entstanden die Fragen: Wenn die Seele in den Körper hineinkommt, was wird aus ihr, während der Epilepsie, der Erstarrung, des Scheintodes? Wann wurde sie erschaffen? Geschah dieses im Augenblick unserer Empfängniss, oder während des Embryozustandes, oder bei der Geburt, oder beim Anfang des Gefühles? Voltaire nannte diese Fragen lächerlich. Man entgeht ihnen mit der Einheit der Seele und des Lebens. Die Seele ist hier nicht ein „Wesen in einer Lade, in einem Behältnisse". Der Körper ist vielmehr in der Seele; er ist ihr Erzeugniss, ihre Bildung. Sie ist das alle Theile des Körpers umfassende Netz. Der einseitige dualistische Spiritualismus wird von dem Materialismus verspottet und vielfach mit Gründen bekämpft. Ganz anders verhält es sich mit dem Animismus, welcher der wahre Spiritualismus ist, indem er auch das organische Leben des Körpers auf die Seele als seine Quelle zurückführt. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele lässt sich mit dieser Ansicht vereinigen. Das Wesen der Kraft kann nicht untergehen. Immer wird sie die Fähigkeit behalten, unter andern Bedingungen, andere oder unter ähnlichen Bedingungen ähnliche Wirkungen hervorzurufen. Die Seele hört nicht auf; nur ihre äussere Erscheinung ändert sich. Im Gegentheile könnte man fragen, was aus zwei Seelen in einem Individuum nach dem Tode werden soll, wie solche die Duodynamisten annehmen. Man wirft ferner dem Animismus Pantheismus vor. Wenn man etwas in der Philosophie und Theologie verdächtig machen will, sagt S. 414 mit Recht der Herr Verfasser, rückt man sogleich mit dem Vorwurfe des Pantheismus heraus. Allein auch dieser übel angebrachte Vorwurf wird beseitigt, da es sich in der animistischen Lehre nicht um eine einzige allgemeine, sondern um eine von andern verschiedene, individuelle Seele handelt. Wenn auch Seele und Leben auf **ein** Princip zurückgeführt werden, wenn beide identisch sind, sind deshalb noch lange nicht alle Dinge identisch. Mit grösserem Rechte könnte man dem Dualismus Manichäismus vorwerfen. Wenn man zwei Seelen im Menschen annimmt, könnte man mit gleichem Rechte zuletzt auch zwei Götter im Universum annehmen (S. 416).

Treffend sagt in seiner Vorrede der Herr Verfasser, mit dessen Lehren der Ref. schon vor vielen Jahren in seiner Psychologie übereinstimmende Ansichten ausgesprochen hat: „Nichts interessirt die Psychologie mehr, als zu wissen, ob die Seele bloss ein denkendes Wesen, oder ob sie auch der Grund der Bewegung des Körpers und seines Lebens ist, zu wissen, ob im Menschen nur eine Seele ist, oder ob zwei Seelen in ihm sind. Ist diese Frage schon ein für allemal entschieden? Ist es wahr, dass unser eigenes Leben mit allem dem, was dazu gehört, so fremd für unsere Seele ist, als das Leben eines Hundes oder Fisches? Ist es wahr, dass in uns etwas nicht zu uns Gehöriges ist, dass wir nicht Einer, sondern Zwei sind? Wir hoffen, dass die Philosophie nicht länger

Digitized by Google

im Schoosse des Dualismus schlafen wird“...... Nichts ist wichtiger, als die Reinigung der spiritualistischen Philosophie von solchen Irrthümern, welche die wirkliche Existenz einer geistigen Seele nur gefährden können“..... „Es ist Zeit, die Psychologie von diesen beiden Seelen in einem Menschen zu befreien, von denen die eine keine Thätigkeit im Körper hat, und ein abstraktes Wesen ist, die andere ein ganz eingebildeter, besonderer physischer Lebensgrund sein soll, es ist Zeit, in der Psychologie dieser allein reellen und lebenden, der einzigen Seele, Raum zu geben, welche der Mensch selbst ist.“ **v. Reichlin-Meldegg.**

Philosophische Bibliothek. Berkeley's Abhandlung über die Principien der menschlichen Erkenntniss von Dr. Friedrich Ueberweg, ord. Prof. der Philosophie an der Universität zu Königsberg. Berlin, 1869. Verlag von L. Heimann. VIII u. 149 S. 8.

Die vorliegende Abhandlung bildet das drei und zwanzigste Heft der von dem durch seine philosophischen Schriften bekannten Herrn J. v. Kirchmann herausgegebenen philosophischen Bibliothek. Das Unternehmen ist ein höchst verdienstvolles, da es uns in einzeln verkäuflichen Heften mit den Hauptwerken alter und neuer Philosophie vertraut macht. Die Werke ausländischer Philosophie werden in Uebersetzungen und mit den nöthigen erläuternden Anmerkungen mitgetheilt. Dazu kommen noch die Lebensbeschreibungen der einzelnen Denker. Auch bei den deutschen Werken sind die nöthigen Erläuterungen gegeben. Einstweilen sind ausser der im ersten Hefte enthaltenen Einleitung in das Studium der philosophischen Werke von dem verdienten Herrn Herausgeber Kant's Kritik der reinen Vernunft mit Erläuterungen, Spinoza's Ethik in Uebersetzung mit den nöthigen Erklärungen, Kant's Kritik der praktischen Vernunft u. s. w. erschienen. Als demnächst erscheinend werden Kant's Kritik der Urtheilskraft und dessen Anthropologie, die Uebersetzung und Erklärung von Hume's Untersuchungen über den menschlichen Verstand und von Hugo Grotius über das Recht des Krieges und Friedens, Schleiermacher's Monologen und Ethik angekündigt. Gewiss muss der Freund der Wissenschaft sich über die Herausgabe einer Sammlung erfreuen, welche nach ihrer ganzen Ausführung und nach den bisher erschienenen und angekündigten Werken zur Verbreitung quellenmässiger allseitiger philosophischer Bildung in so hohem Grade geeignet ist. Ausser dem verdienten Herrn Herausgeber ist eine Reihe namhafter Gelehrter bei diesem Unternehmen thätig. Besonders ansprechend dürfen wir wohl das vorliegende Heft dieser Sammlung nennen, welches eine Uebersetzung und Erläuterung von

Berkeley's Principien der menschlichen Erkenntniss von dem durch seine Logik und Geschichte der Philosophie in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannten Herrn Dr. Ueberweg enthält, Die Dialoge zwischen Hylas und Philonous, welche das Berkeley'sche System mehr in populärer Form behandeln, wurden im vorigen Jahrhundert zweimal in deutscher Uebersetzung herausgegeben. Von dem gegenwärtigen, wissenschaftlichsten Werke des berühmten Denkers ist bis jetzt noch keine deutsche Uebersetznng verfasst worden. Um so verdienstlicher ist dieses Unternehmen, besonders aus der Hand eines so genauen und gründlichen Kenners der Geschichte der Philosophie. Berkeley's absoluter Immaterialismus ist zu genau bekannt, als dass wir es für nöthig fänden, uns über seine philosophische Methode und die Schwächen seines Systemes hier auszusprechen. Gerade in unserer Zeit bietet dieses Werk ein besonderes Interesse, wo der Materialismus mit zu den Strömungen des Tages gehört. Berkeley's System hat selbst jetzt noch in England Anhänger. Zu diesen gehören Collyns Simon und Fraser in Edinburg, welcher eine neue Gesammtausgabe der Berkeley'schen Werke angekündigt hat.

Gewiss werden wir dem gelehrten und scharfsinnigen Erklärer Berkeley's beistimmen, dass dessen Schriften in hohem Grade zu eigenem Denken anregen, dass Berkeley von den durch Ueberlieferung fixirten allgemeinen philosophischen Begriffen auf ihre Grundlage, die concreten Anschauungen zurückgeht. „Ich kenne, sagt der Herr Uebersetzer in der Einleitung (S. VII), unter den Schriften neuerer Philosophen kaum irgend welche, die so frei von ungeprüfter Hinnahme traditioneller Abstractionen, so selbstständig und kühn im Neubau, so mustergültig in der Darstellung und durch eben diese Vorzüge insbesondere zur ersten Einführung in die philosophische Forschung so geeignet wären, wie die Meditationen des Descartes und die Erkenntnissprincipien unseres Berkeley.“

Was die Behandlungsart des philosophischen Stoffes durch Berkeley betrifft, so möchte Refer., auch abgesehen von den Paradoxieen desselben, welchen der Herr Uebersetzer eben so wenig beistimmt, auf zwei Mängel aufmerksam machen, welche man mit Recht als solche bei einem Philosophen der Neuzeit zu rügen hat. Für das Erste wiederholt Berkeley gewisse Gedanken zu oft. So lesen wir z. B., dass die Dinge nur unsere Perceptionen sind, von dem Augenblick an, wo er durch seine Entwicklung auf diesen Gedanken gekommen ist, fast auf jedem Blatte. Dann aber schimmert überall zu sehr der Theologe durch und man erkennt deutlich, dass Berkeley seine Behauptung: Die Materie ist nur eine Perception des Geistes als Theologe der materialistischen Behauptung: Nichts hat Realität, als die Materie — entgegenstellt. So spricht er S. 70 von der „Materie oder körperlichen Substanz als

Digitized by Google

der Hauptstütze und Säule des Skepticismus", von den „unfrommen Systemen des Atheismus und der Religionsverwerfung", welche aus der Lehre von der Materie „hervorgegangen sind", S. 71 von „der Existenz einer Materie oder unwahrgenommenen Substanz" als der „Hauptstütze der Atheisten und Fatalisten", selbst des „Götzendienstes in seinen mannigfachen Formen". Er meint S. 72, dass die „aus der Natur ausgetriebene Materie" „so manche skeptische und unfromme Ansicht mit sich fortnimmt", und damit „eine unglaubliche Zahl von verwirrenden Fragen, die sowohl für Theologen als Philosophen Dornen gewesen sind". So heisst es S. 94: „Insbesondere ist gezeigt worden, dass die Materie oder die absolute Existenz körperlicher Objecte dasjenige sei, worin die erklärtesten und verderblichsten Feinde aller menschlichen oder göttlichen Erkenntniss immer ihre Hauptstütze gesucht und worauf sie ihr Vertrauen gesetzt haben". So sagt er S. 98, dass die Vorstellung von der Sterblichkeit der Seele „begierig ergriffen worden sei von dem schlechtesten Theile der Menschen als das wirksamste Gegenmittel gegen alle Eindrücke der Tugend und Religion", wozu der Herr Uebersetzer S. 148 die sehr richtige Bemerkung macht: „Diese auf eine Unterstützung des Beweises durch moralische Herabsetzung des Gegners ausgehende Behauptung wird keineswegs durchgängig durch die Erfahrung bestätigt, welche weder für die Bedingtheit des Unsterblichkeitsglaubens durch Charakterstärke, noch auch für die Bedingtheit der letzteren durch den ersteren spricht." So gibt Berkeley S. 107 den „Vorrang vor allen Studien" „der Betrachtung Gottes und unserer Pflicht" und bezeichnet die „Förderung" derselben als „Hauptabsicht und Ziel seiner Arbeit"; so hält er seine Arbeit für verfehlt, wenn er die Leser nicht mit einem „frömmeren Gefühl der Gegenwart Gottes erfüllt". Er will sie durch seine Schrift „geneigter machen zur ehrfurchtsvollen Annahme der heilsamen Wahrheiten des Evangeliums, deren Erkenntniss und Ausübung die höchste Vollendung des menschlichen Wesens ist".

Gewiss schmälern diese Bemerkungen die Verdienste des grossen Philosophen nicht; aber sie sind charakteristisch, weil eben das theologische Element ihn zu dem dem Materialismus entgegengesetzten Paradoxon führte; auch ist gewiss charakteristisch, dass bei Berkeley, was auch der Herr Uebersetzer hervorhebt, alle diejenigen Materialisten heissen, welche für die Existenz oder objective Realität der Materie auftreten.

Die Probleme der Philosophen treten gerade in Berkeley's wichtigstem Werke, den Principien der menschlichen Erkenntniss, am offensten zu Tage. Gewöhnliche Voraussetzungen müssen theils berichtigt und erweitert, theils aufgeklärt und begründet werden. Eine solche Voraussetzung ist das „naive Dafürhalten, dass Aussendinge existiren und dass dieselben eben da und eben so existiren, wo und wie unsere Wahrnehmungsbilder uns vorschweben". Solches

Digitized by Google

Dafürhalten bedarf „in gewissem Betracht einer Correctur“, in „anderem der Rechtfertigung“. Hiezu ist aber gerade Berkeley's in ihrer Art folgerichtig entwickelte Lehre besonders geeignet.

Bei der der Uebersetzung vorausgehenden Einleitung über „Leben und Schriften Berkeley's“ ist A. C. Fraser's memoir of Berkeley (1864) in dem imperial dictionary of universal biography zu Grunde gelegt. Hiernach ist George Berkeley am 12. März nicht, wie man gewöhnlich annimmt, 1684, sondern 1685 geboren. Von den nach dem Berkeley'schen Princip geschriebenen neuern Werken ist besonders hervorzuheben: On the nature and elements of the external world or universal immaterialism, London, 1848 und 1862, von Thomas Collyns Simon.

Hinter der Abhandlung folgen S. 108—149 einhundert und sechszehn theils geschichtliche, theils philosophisch erläuternde, mit Scharfsinn und genauester Sachkenntniss das Fehlerhafte berichtigende und widerlegende Anmerkungen, in welchen Refer. den schätzbarsten Theil des vorliegenden Heftes erblickt.

v. Reichlin-Meldegg.

Appenzellisches Landbuch vom Jahre 1409. Aeltestes Landbuch der schweizerischen Demokratien. Mit Erläuterungen herausgegeben von J. B. Rusch, Rathsherr und Landesarchivar zu Appenzell, etc. Zürich. Druck und Verlag von Friedrich Schulthess. 1869. 123 S. in gr. 8.

Der Verf. verdient gewiss allen Dank für die Veröffentlichung dieses ältesten, schweizerischen Landbuches nach einer Handschrift, die erst in neuester Zeit (1867) bei der Ordnung des Landesarchivs wieder zum Vorschein kam: er hat sich aber nicht auf einen getreuen und genauen Abdruck dieses in so manchen Beziehungen, auch sprachlich merkwürdigen Rechtsbuches beschränkt, sondern eine umfassende Einleitung (S. 7—65) vorausgeschickt, welche insbesondere unter der Aufschrift: „Grundzüge des appenzellischen Erbrechtes in seiner Entwicklung und Verwandtschaft mit ältesten und älteren übrigen schweizerischen, so wie mit dem germanischen Rechte“ eine ausführliche Darlegung der betreffenden Erbrechtsverhältnisse enthält und hier überall die Belege einer umfassenden Gelehrsamkeit, der wohl Nichts auf den Gegenstand Bezügliches entgangen sein dürfte, kund gibt. Eine Synopsis oder Uebersicht der appenzellischen Landbücher von 1409 und 1585 geht dem Abdruck des Landbuchs (S. 61) voraus, dessen Gebrauch dadurch eben so sehr gefördert wird, als durch die am Schluss S. 110 ff. beigefügte Erklärung der in dem Landbuch vorkommenden, nicht gemeinverständlichen Wörter, und das alphabetische auf den Inhalt bezügliche Register.

Digitized by Google

Nr. 4. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Philosophische Schriften von Dr. Franz Hoffmann, ordentlichem Professor an der Universität Würzburg, Ritter des Michaelordens erster Klasse und auswärtigem Mitglied der Academie der Wissenschaften in München. Zweiter Band. Erlangen. Andreas Deichert. 1869. XXXVI u. 453 S. gr. 8.

Ueber die Bedeutung Baader's hat sich neuerdings J. H. Fichte dahin erklärt*), dass derselbe vor allen Anderen die Einsicht wiederum geweckt hat, wie ohne die stetige und stets neu belebende Einwirkung des göttlichen Geistes in den menschlichen, dieser todt und in Selbstigkeit erstarrt und dem Einerlei des Naturlaufes und des Sinnenbewusstseins verfallen bleibt und wie namentlich jeder eigentliche Culturfortschritt im ganzen Geschlechte und im Einzelgeiste letztlich oder ursprünglich nur aus jener göttlichen Immanenz begreiflich wird. Auch hebt derselbe Kenner noch hervor, dass Baader den mit den seinigen scheinbar verwandten Lehren des Pantheismus auch nicht um eines Schrittes Breite ein Zugeständniss gemacht, sondern gerade den Pantheismus von Innenher widerlegt und hiemit seine eigene Lehre zu einem der wichtigsten Wendepunkte der neueren Philosophie erhoben hat. Derart urtheilt J. H. Fichte über die Bedeutung Baader's. Nun ist zwar die Einsicht, von welcher Fichte spricht, längst und immerfort vorgetragen worden von Seite der Theologie; allein Baader hat sie sammt der Offenbarung hereingenommen in das Ganze der Philosophie und hat Alles vom Standpunkt des christlichen Selbstbewusstseins aus zu beleuchten versucht, zu oberst aber hat er es durch seine theosophischen, mit Jacob Böhme's Anschauungen zusammenstimmenden Ausführungen begründen wollen. Was hiebei seinen Anregungen von Anfang an bis heute sehr im Wege steht, ist nicht nur seine ungeregelte Darstellungsweise — eine Darstellungsweise, welche zwar Alexander Jung (Ueber Fr. v. Baader's Dogmatik, Erlangen 1868) schön mit einem das Erdreich erquickenden prächtigen Gewitter vergleicht, welche jedoch den Einblick in das und den Ueberblick über das, was Baader in der einen und anderen seiner Aufsätze will, dem Ungewohnten ausserordentlich erschwert und nicht Wenige vom Studium jener Schriften gänzlich abzuschrecken vermag — es ist, wie gesagt, nicht nur solche Darstellungsweise ein grosses Hinderniss bislang gewesen, sondern

*) Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Neue Folge, LIII, 2.

Digitized by Google

auch und vielleicht noch mehr einerseits die anerkennende Stellung B.'s zur Offenbarung und andrerseits die falsche Ansicht der Leute, als ob lediglich eine gegen die Offenbarung sich sperrende Vernunft über die Offenbarung ein umfassendes und eindringendes Urtheil abgeben könnte: während doch die Philosophie, sofern sie mit der Offenbarung zu thun hat, nimmer zurecht kommen kann, ohne dass sie sich auf die Offenbarung und umgekehrt in sich diese einlasse, ähnlich wie sie an die anderen Erkenntnissgebiete, um derselben schliesslich mächtig zu werden, zuvörderst willig herantreten und ihnen sich eröffnen muss. Ebendarum ist hinwieder das Bedürfniss, den Geist mit der ihm nöthigen Lebensspeise zu nähren, früher und heutzutage solchen Lehren, wie denen B.'s entgegengekommen. Dazu haben, was B. speciell anbelangt, Männer, die sich als seine Schüler bekennen, unablässig bis heute für ihres Meisters Anerkennung gewirkt. Unter ihnen ist es bekanntlich Franz Hoffmann, welcher nicht nur an dem Zustandekommen der Gesammtausgabe von B.'s Werken in hervorragender Weise betheiligt ist, sondern auch seit Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit theils apologetisch und kritisch die Bestrebungen B.'s gegenüber den Lehren anderer Philosophen der Neuzeit in das Licht gesetzt, theils eklektisch z. B. in den „Grundzügen der Societätsphilosophie" (2. Aufl. 1865) und in den „Weltaltern" (1868) die Ideen B.'s zugänglicher gemacht hat. Von den gesammelten philosophischen Schriften aber dieses Hauptvertreters der Baader'schen Philosophie ist der erste Theil im vorigen Jahre erschienen*); mit dem zweiten Theile haben wir es gegenwärtig zu thun.

Der vorliegende Band enthält wieder eine Reihe interessanter Abhandlungen, welche namtlich die christlich theistische Weltanschauung B.'s gegenüber anderen Wendungen der neueren Philosophie und zwar grösstentheils in der Form von Recensionen darlegen. J. G. Fichte, Schopenhauer, Hegel, Schelling, J. J. Wagner, Herbart finden sich hier Baader'n gegenübergestellt. In solcher Absicht wird z. B. die Gotteslehre J. G. Fichte's vorgeführt. Oder so werden Schopenhauer's Bestrebungen auf Grund seines Werkes „Die Welt als Wille und Vorstellung" eingehend besprochen, sowie dieselben noch in einem anderen Abschnitt mit Bezug auf Gewinner's Schrift (A. Schopenhauer aus persönl. Umgange dargestellt) und in einer dritten Abhandlung mit Anknüpfung an die von Frauenstädt herausgegebenen Memorabilien, Briefe und Nachlassstücke bekämpft sind. Auf Hegel bezieht sich namentlich das Sendschreiben an Michelet über die Persönlichkeit des Absoluten. Hinsichtlich Schellings wieder, dessen Verhältniss zu Baader aufzuklären der H. Verfasser sich auch in anderen Schriften hat angelegen sein lassen, finden sich in gegenwärtigem Bande

*) Vergl. die Anzeige in den Heidelberger Jahrbüchern 1868, nr. 42.

Digitized by Google

mehrere Artikel, welche die Entwicklung der Gotteslehre jenes Philosophen bis hin zu deren Gestaltung in der Philosophie der Mythologie und Offenbarung verfolgen. Diejenigen Beziehungs- und Unterscheidungspunkte aber zwischen Baader und Schelling, auf welche der H. Verfasser allenthalben besonderen Werth zu legen pflegt, hat er schon in der lehrreichen Vorrede kurz folgendermassen zusammengefasst (XXVII ff.): „Beide geniale Forscher, bemerkt er dort, sind darin einig, dass jeder Begriff Gottes, der hinter der Erfassung Gottes als des absoluten Geistes, des Urgeistes, welcher der Herr seiner ewigen Natur ist, zurückbleibt, unwahr und schlecht ist. Beide sind auch darin mit einander einverstanden, dass das gesammte Weltall mit seinen Wesenarten und Formen seinen Ursprung aus Gott haben müsse, und sie sind himmelweit von der dürren und dürftigen Vorstellung Herbart's entfernt, nach welcher dem geglaubten Gottesgeist eine angeblich gewusste Welt von Realen entgegengestellt wird, bezüglich welcher der Glaube nicht verwehrt, sogar empfohlen wird, dass Gott als Weltbaumeister sie, die Widerspenstigen, in Zucht genommen habe. Aber Baader und Schelling unterscheiden sich wesentlich darin, dass B. die Weltschöpfung als freie wahrhaft schöpferische Hervorbringung des ewig in sich vollendeten Gottesgeistes und darum als Setzung einer von Gott unterschiedenen Wesenheit auffasst, während Sch. die Weltschöpfung doch nur als Selbstverwirklichung, Selbstausgestaltung des nach ihm zwar ewig selbstbewussten, aber nicht ebenso ewig in sich vollendeten Gottesgeistes gefasst wissen will. Schelling ist trotz seiner Erhebung zur Erkenntniss Gottes des Urgeistes noch von einem Rest naturalistischen Zuges beherrscht, während B. sich zur Erkenntniss der freien und schöpferischen Kraft des göttlichen Geistes erhebt." In diesem Sinne zieht dort der H. Verfasser eine Parallele zwischen Baader und Schelling. Weiterhin kommt auch der formalistische Pantheismus J. J. Wagner's zur Sprache. Die Herbart'sche Philosophie endlich ist in einem polemischen, gegen einen Angriff Thilo's gerichteten Artikel besonders behandelt; aber auch in anderen Artikeln fasst der H. Verfasser die Herbart'sche Richtung gerne in das Auge, wie er denn überhaupt das, was Baader anstrebt, immer nach möglichst allen Seiten hin abzugränzen und dadurch hervorzuheben sucht. Der Materialismus und Naturalismus der neueren Zeit, so auch die Atomenlehre in ihren mehrfachen Gestaltungen, sie alle werden eindringlich beleuchtet. Kurz, wir finden da eine kritische Rundschau über die hauptsächlichsten Richtungen der neueren Philosophie vom Standpunkt der Lehre Baader's.

Es sei uns aber gestattet, wenigstens an eine von den sämmtlichen Abhandlungen des gegenwärtigen Bandes noch ein Wort anzuschliessen, nämlich an jene, welche sich auf J. J. Wagner bezieht; wir wollen diess aber nicht nur darum, weil sie den genannten Philosophen auf Grund eines von uns verfassten Schrift-

Digitized by Google

chens behandelt und insofern uns näher angehen dürfte, sondern vielmehr desshalb, weil hiebei ein bei Wagner einseitig hervortretendes Problem von allgemeiner Bedeutung zu beachten ist, über welches sich die Philosophie endlich in das Klare wird setzen müssen, ein Problem, welches dem Geiste Baader's zwar nicht fremd ist, aber keine in das Detail eingehende Bearbeitung von Baader erfahren hat und auch von Seite des H. Recensenten in besagtem Artikel nach unserem Dafürhalten nicht die gehörige Würdigung gefunden hat.

Wir meinen, um es kurz zu sagen, die Kategorienlehre. In dem System der Kategorien, welches Wagner in fortgesetzten Ueberarbeitungen auszubilden versucht hat, liegt seine nicht nur eigenthümliche, sondern auch oberste Leistung. Er selbst schon hat diess so betrachtet, er selbst hat darin die wesentliche Aufgabe seiner wissenschaftlichen Bemühungen erblickt. Aber auch jeder Andere wird diess so finden, der es der Mühe werth hält zu sehen, mit welchen Anstrengungen Wagner seiner Kategorientafel mehr und mehr die nothwendige Vollendung zu geben und wie er sein Kategorienganzes auf die verschiedensten Gebiete anzuwenden und daselbst durchzuführen sich bestrebt. Nicht ist daher als das Eigenthümliche Wagner's seine pantheistische Anschauungsweise mit ihren Folgen hervorzuheben, nicht liegt seine Bedeutung in seiner glänzenden und dabei meist so populären Darstellungsweise: den Pantheismus theilt er mit vielen anderen Philosophen der früheren und neueren Zeit und insbesondere mit der Identitätsphilosophie, über welche er hinsichtlich des Princips und des Standpunkts nicht hinausgekommen ist, und die Sprache hinwieder, welche er spricht, erinnert an die besten Schriftsteller unserer Nation und ist eine für den Leser willkommene, jedem Philosophen aber zu wünschende Zugabe. Sondern durch seine auf die Kategorienlehre sich beziehenden Versuche nimmt er nicht nur eine mit dem Streben der Philosophie der Neuzeit enge zusammenhängende, sondern auch durch die Art, wie er solche Aufgabe löst, hervorragende Stellung ein — nicht als ob, wie allerdings W. selbst irrthümlich annahm, schon mit der Ausbildung des Kategoriensystems das Ziel der neueren Philosophie und der Philosophie überhaupt wesentlich erreicht wäre: denn Grösseres ist es, über den Standpunkt alles Philosophirens gewiss zu werden und von da aus in das Princip des Lebens selbst und in dessen Walten die mögliche Einsicht zu gewinnen; allein für unerlässlich gerade um solchen Zieles willen sind zu erachten die Bemühungen um das Wissen von den Mitteln und Wegen zum Ziele, daher insbesondere um das Wissen vom Erkennen und Denken und daher auch von den Kategorien, welche letztere in ihrer Wichtigkeit und Gesammtheit zu erfassen namentlich seit Kant eine erneute angelegentliche Aufgabe geworden ist.

Im Denken nämlich bethätigen sich, dem Denken selbst wesent-

Digitized by Google

lich angehörig, gewisse oberste Unterscheidungs- und Beziehungsnormen. Man hat sie Kategorien zu nennen von Alters her sich gewöhnt; nur ist es durch minder scharfe Abgränzung der Sache geschehen, dass unter dem Titel Kategorien noch mancherlei Vorstellungen oder Begriffe befasst wurden, welche sich nicht als jene immanenten Bestimmungen des Denkens selbst auszuweisen vermögen, sondern einem anderen Gebiete als dem Denken überhaupt oder doch nicht demjenigen Denken eigen sind, welches im Unterschiede von den übrigen Arten der Denkformen, im Unterschiede z. B. von den Urtheilsformen, lediglich das lebendige System eben jener obersten Normen ist. Immanent sind die Kategorien dem Denken freilich nicht insofern, als ob sie darin von Anfang an fertig vorlägen, sondern so, dass sie in Wechselwirkung mit den Gegenständen des Erkennens und im Zusammenhang mit dem gesammten übrigen Denken, demnach nur durch Evolution des Denkens selbst aus dessen Wesen und Grund hervortreten und walten. In diesem Sinne sind die Kategorien aprioristisch. Sie blos als von Aussen gekommene oder als abstrahirte Gattungsvorstellungen oder als dergleichen auszugeben, heisst ihre und des Denkens Natur verkehren. Wer dagegen einmal die dem Geiste entsprossene Selbstheit des Denkens erkannt hat, wird bei fortgesetzter Untersuchung auch das Vorhandensein der besagten immanenten Denkbestimmungen einräumen und wird dieselben weiterhin zu unterscheiden vermögen von den anderen Denkbestimmungen (dergleichen z. B. das Urtheil mit seinen verschiedenen Formen ist), also dass die Kategorienlehre als eine besondere Wissenschaft innerhalb des grösseren Kreises der Denkwissenschaft sich darstellt. Die Dinge in ihrem Zusammenhange, in ihren Beziehungen zu einander, in ihrer Einheit zu denken, das können wir ja im Grunde immer nur durch die Kategorien; die Kategorien an und für sich aber sind die in sich unterschiedene Einheit des Denkens selbst, ja die in sich unterschiedene Einheit ist die Kategorie der Kategorien, die Stammkategorie, welche, die einzelnen Kategorien in sich tragend, mit diesen dem ganzen übrigen Denkprocess zu Grunde liegt, ihn trägt und durchdringt und zusammenhält und regiert; mit Beziehung auf solche capitale Stellung, welche dem Kategorienganzen im Organismus des Denkens zukommt, wird die Kategorienlehre billig als die Krone der Denkwissenschaft zu betrachten sein.

Die neuere Philosophie nun hat thatsächlich als den Brennpunkt ihrer Bestrebungen die Erkenntnisswissenschaft anerkannt und hiemit der Wissenschaft vom Denken und dadurch auch der Kategorienlehre eine wichtige Rolle zugestanden. Ueberschätzung und Ueberhebung ist nicht ausgeblieben, wie denn solche sich mit der vorherrschenden Richtung auf einen Gegenstand leicht vergesellt: das Denken wurde verabsolutirt, der Gedanke der Einheit fand pantheistische Verwendung, die Formen des Denkens erwuchsen zum Weltgesetz, die Vollendung des Kategoriensystemes und dessen

Digitized by Google

Durchführung durch das Detail des Wissens galt als Vollendung und Durchführung der Philosophie selbst. Derartige Verwechslung des Organs mit dem Princip finden wir auch bei J. J. Wagner. Dazu kommt noch oder damit hängt zum Theil zusammen, dass wie bei Anderen, z. B. bei Hegel, so ähnlich bei Wagner öfters als Kategorie ausgegeben wird, was sich als solche nicht behaupten kann und dass umgekehrt die eine und andere Kategorie verschwiegen ist und vermisst wird, ferner dass hinsichtlich der allerdings ungemein schwierigen Entwicklung der Kategorien viel zu wünschen und zu fordern übrig bleibt, dass endlich das Verhältniss des Kategoriensystems d. h. des im Kategoriensystem bestehenden Denkens zu den übrigen Formen, Stufen und Arten des Denkens nicht richtig erfasst ist. Allein trotz solcher Ausstellungen, welche gegen Wagner's Versuche gemacht werden könnten, ist gleichwohl nicht zu bestreiten, dass keiner unter allen Philosophen den Grundgedanken der gesammten Kategorien, nämlich die in sich unterschiedene Einheit, so nahe gelegt hat — wir sagen: nahe gelegt; denn dass er jene Stammkategorie, die er übrigens nicht als Kategorie anführt, obschon sie seiner tetradischen Construktion und seinen Schematen durchweg als Lebensprincip innewohnt und zur Voraussetzung dient, nicht nahe gelegt, sondern erschöpfend behandelt und durchdrungen hätte, vermögen wir ihm schon nach dem bisherigen selbstverständlich nicht zuzugestehen. In Bergmann's Monatsheften (B. 3, Heft 6, S. 453) hat jüngst Delff bemerkt, dass sich in der Baader'schen Metaphysik die Gegensätze nicht aufheben, sondern sich gegenseitig perficiren und erhalten, dass demnach die Logik oder Metaphysik nicht zum Process wie bei Hegel, sondern zum Systeme werde. Wir räumen dieses ein, wenn schon Baader weder die Logik noch die Metaphysik eigens dargestellt hat, möchten aber hier hervorheben, dass jene im Unterschied vom fliessenden Process gemeinte Coexistenz und Cooperation der, sei es wesentlich, sei es formal oder sei es auf irgend andere Weise zur Einheit verbundenen Momente vielmehr in J. J. Wagner's Metaphysik (Kategorienlehre) sich erkennen lasse.

Es ist daher, wenn es sich um Beantwortung der Frage nach der Bedeutung Wagner's in der Geschichte der neueren Philosophie handelt, auf die Kategorienlehre dieses Philosophen hinzuweisen. Wer die Kategorienlehre fördert, fördert auch die Methodik; die Methode selbst aber hat in praxi den Gegenstand des Erkennens durch alle Stufen des Denkens bearbeitend hindurchzuführen und feiert ihren Triumph darin, dass sie die Dinge in ihrer Zusammengehörigkeit, in ihrer Entwicklung, in ihrer Wechselwirkung und in ihrem Grunde, mit Einem Worte in ihrer Einheit begreift. Letzteres hat W. fortwährend im Auge, wenn er die verschiedenen Gebiete des Wissens durchwandert. Demnach, wenn der Herr Recensent Wagner'n keine hohe Bedeutung in Rücksicht der Forderungen wissenschaftlicher Methode einräumen kann, so hat solches

Digitized by Google

einen berechtigten Sinn nur in Bezug auf ein scheinbar unvermitteltes Construiren und in Bezug auf jene einzelnen Gewaltthaten und Irrungen, welche sich W. bei seinem Bestreben, sein gewonnenes Kategoriensystem auf die unterschiedlichen Wissensgebiete anzuwenden und so zu erproben, hie und da zu Schulden kommen lässt; jedoch im Uebrigen soll nicht verkannt werden das eben in seiner Kategorienlehre und in der Verwerthung derselben liegende hohe Verdienst um Methode und Methodik.

Wir möchten diess erwähnt haben zum Behufe einer Feststellung der Bedeutung Wagner's. In Anderem dagegen liegen angegebenermassen die Leistungen Baader's, des substantiellen Genius, wie C. Ph. Fischer ihn nennt. Dem einen ist diese, dem anderen jene Gabe verliehen: sie beide sind uns werth im Interesse unserer eigenen Belehrung und im Interesse Aller, welche um Erkenntniss der Wahrheit sich mühen. Daher können wir uns nur freuen, dass Baader einen so gewandten und kundigen Vorkämpfer gefunden hat, als welcher der H. Verfasser der in vorliegender Sammlung enthaltenen Abhandlungen bekannt ist. **Rabus.**

Darstellung des Erziehungs- und Unterrichtswesens bei den Griechen und Römern von J. L. Ussing, Professor in Kopenhagen. Aus dem Dänischen übersetzt von P. Friedrichsen, Pastor in Hohenwestedt. Altona, 1870. Verlag von A. Mentzel. 166 S. in klein 8.

Bei der geringen Bekanntschaft, die in Deutschland mit der dänischen Sprache zu finden ist, welche in neuester Zeit, nicht absichtslos, wie es scheint, mehr als früher zur Behandlung von wissenschaftlichen Gegenständen, die sonst in lateinischer oder deutscher Sprache behandelt wurden, in Programmen, akademischen Gelegenheitsschriften u. dgl., angewendet wird, war eine deutsche Bearbeitung der vorstehenden in dänischer Sprache abgefassten Schrift, einer akademischen Gelegenheitsschrift, um so erwünschter, als sie sonst wohl von der Mehrzahl deutscher Gelehrten, die mit den Studien des Alterthums sich beschäftigen, unbeachtet, weil unverständlich, geblieben wäre. Sie verdient aber eine deutsche Uebertragung auch schon darum, weil sie nach Inhalt und Fassung nicht blos für den gelehrten Forscher geschrieben zu sein scheint, sondern auch ein weiteres, gebildetes Publikum im Auge hat, welches über die Erziehung und den Unterricht bei den beiden Völkern des classischen Alterthums belehrt werden soll, und zwar in einer angenehmen Weise, welche streng gelehrte Untersuchungen ausschliesst, und in einer Darstellung sich hält, wie sie eben für weitere gebildete Kreise sich eignet, ohne dass damit die faktische Grundlage aufgegeben ist, was die stets unter dem Text angeführten

Digitized by Google

Beweisstellen hinreichend zeigen können. Die deutsche Uebersetzung hat, soweit Ref. urtheilen kann, diesen Charakter bewahrt, sie liest sich gut und gibt in fliessender Sprache das fremde Original wieder, und zwar, wie uns bedünken will, mit aller Treue und Sorgfalt.

Was nun den Gegenstand der Schrift selbst betrifft, so ist bekanntlich das Erziehungswesen der Griechen wie der Römer in neuerer Zeit mehrfach in verschiedenen Schriften behandelt worden, die auch dem Verfasser nicht unbekannt geblieben sind; in diesen Schriften ist aber das Griechische meist getrennt von dem Römischen, beides mithin gesondert von einander und jedes für sich behandelt. Der Verfasser hat es vorgezogen, „Griechenland und Rom im Zusammenhang zu betrachten und die Sitten und Gebräuche des klassischen Alterthums von dem ersten Augenblick an, wo wir sie in dem alten Hellas erblicken, bis zu der Zeit zu verfolgen, wo sie durch den Untergang des Heidenthums in das Mittelalter übergehen. Besonders muss die Schilderung bei Athen in dem fünften und vierten Jahrhundert vor Chr. und bei Rom in dem ersten Jahrhundert vor Chr. und dem ersten und zweiten Jahrhundert nach Chr. verweilen, weil die Quellen hier einigermassen befriedigend sind; die einzelnen Züge aber, die uns von andern Seiten und Orten überliefert sind, mögen als willkommene Beiträge zur Vervollständigung des Bildes aufgenommen werden." In dieser Weise spricht sich über seine Leistung der Verfasser S. 9 und 10 aus. Allerdings hat Rom seine geistige, höhere Bildung in Wissenschaft und Literatur durch Griechenland erhalten und ist die geistige Erziehung und Bildung der Jugend der höhern Stände Rom's durch Griechen geleitet worden, Rom war in dieser Beziehung abhängig von Griechenland, und zwar von der griechischen Bildung nicht der alten Zeit der Freiheit Griechenlands, sondern der späteren Zeit, wo Griechenland keine politische Selbstständigkeit mehr besass und nur noch in Wissenschaft und Literatur tonangebend war. Wenn daher die römische Erziehung und Bildung Anknüpfungspunkte genug an die griechische bietet, so tritt doch wieder auf der andern Seite ein grosser Unterschied hervor, der in den Grundanschauungen beider Völker wurzelt und beide daher in Allem, was die Erziehung betrifft, in nicht geringem Grade von einander trennt, dadurch aber auch indirect zu einer getrennten Behandlungsweise des Erziehungswesens bei beiden Völkern geführt hat. In Griechenland hing die Bildung und die darauf gerichtete geistige Erziehung der Jugend mit dem ganzen Staatswesen zusammen, die Pädagogik war in dieser Beziehung gewissermassen ein Theil der Staatswissenschaft, der Politik: sie sollte zur Erreichung der Zwecke des Staates dienen, und war darum von diesem vorgeschrieben, so dass kein Glied des Staates sich ihr entziehen konnte. Ganz anders in Rom. Hier war die Erziehung keineswegs Sache des Staates, sondern des Einzelnen,

Digitized by Google

der Familie, und der Staat griff in das dem Familienvater hier zustehende Recht in keiner Weise ein. Am bezeichnendsten hat Cicero diess ausgesprochen in einer Stelle De republica, die auch unserm Verf. S. 80 nicht fremd geblieben ist, die aber doch bisher noch nicht die Beachtung gefunden hat, die sie in so hohem Grade verdient. „Principio, sagt Cicero De republ. IV, 3, disciplinam puerilem, de qua Graeci multum frustra laborarunt et in qua una Polybius noster hospes, nostrorum institutorum negligentiam accusat, nullam certam aut destinatam legibus aut publice expositam aut unam omnium esse voluerunt". Die in unsern Tagen so viel besprochene Freiheit des Unterrichts war also bereits in der alt-römischen Welt als Grundsatz, als Princip anerkannt und bei dem politisch klügsten Volke, das die Weltgeschichte kennt, in Geltung stehend.

In Folge dieses Wegfalls aller staatlichen Bestimmungen regelte der Einzelne die Erziehung nach seinen Bedürfnissen und Interessen und bestimmte ihn dabei eben nur die Rücksicht auf das, was förderlich und brauchbar erschien für den weiteren Lebensgang, namentlich für die dereinstige politische Wirksamkeit in der Erreichung der höchsten Staatsstellen, die das letzte Ziel eines jeden Römers war; und so nahm er gern auch aus der griechischen Bildung das, was zur Förderung dieser Zwecke geeignet erschien, und auf dieses allein hatte die Sorge des griechischen Lehrers, welcher den Unterricht leitete, sich zu erstrecken. So trat der römische Charakter keineswegs in den Hintergrund, wenn er auch griechische Bildung annahm; auch ferner blieb das römische Element die Grundlage, welcher das Griechische, so gut es ging, angepasst ward. Erwägt man diess in seinen weiteren Folgen, so wird sich auch daraus, bei aller Abhängigkeit von griechischer Bildung, doch das Eigenthümliche der römischen Bildung, wie sie in Wissenschaft und Literatur sich kundgibt, hinreichend erklären, und auch der Gegensatz sich besser erkennen lassen, der beide Völker in ihren geistigen Bestrebungen so scharf von einander trennt und uns zugleich mahnt, in der römischen Literatur keine blosse Nachahmung der griechischen zu finden, sondern ihr diejenige Selbstständigkeit zuzuerkennen, auf welche sie so gegründete Ansprüche hat. Dann aber wird das römische Erziehungs- und Bildungswesen, so weit wir es noch kennen, auch auf eine selbstständige Behandlung nicht verzichten können.

Wir haben nicht unterlassen wollen, auf diesen Punkt hier aufmerksam zu machen, und haben nur noch kurz den Inhalt oben verzeichneter Schrift anzugeben, die, wenn sie auch gerade nichts Neues bietet, doch das, was wir über griechische und römische Erziehung aus alten Schriftstellern, und zwar meist nur gelegentlich erfahren, in einer angenehmen Form und in fliessender Sprache darzustellen gesucht hat. Die erste Abtheilung behandelt „die Kindheit und die Kindererziehung bei den Griechen und Römern".

Digitized by Google

S. 13—74 in sechs Abschnitten, welche von der Aussetzung der Kinder, von den Festlichkeiten in Folge der Geburt und Aufnahme des Kindes in die Familie, von Wahrsagungen und Amuleten, von der Ammenstube, den Kinderspielen und der Kinderzucht handeln, hier aber meist nur die griechischen Verhältnisse und die griechische Sitte berücksichtigen. In der zweiten Abtheilung: das Unterrichtswesen bei den Griechen und Römern S. 75 ff. ist allerdings mehr Rücksicht auf das Römische genommen, wie diess zum Theil schon in der Natur des Gegenstandes liegt. Es ist hier ebensowohl von dem ersten Unterricht der Kinder in den Anfangsgründen, wie von dem weiter darauf folgenden Unterricht in der Grammatik die Rede, welcher ebenso die rein sprachliche Seite, wie die literär-historische befasste, und hier nach dem, was uns zunächst aus römischen Schriftstellern der Kaiserzeit darüber bekannt ist, dargestellt wird, desgleichen der Unterricht in der Rhetorik, wie er in der bemerkten römischen Kaiserzeit sich gestaltet hatte und uns aus den Declamationen des Seneca einigermassen bekannt ist, aus welchen hier einige Züge vorgeführt werden, welche darthun sollen, wie „hohl und ungesund dieser Unterricht in der Rhetorenschule war; es ist klar, dass die Frucht derselben Leerheit in Gedanken und Geschmacklosigkeit und Verschrobenheit im Vortrag werden musste. Es fehlte nicht an Männern, die diess einsahen und dagegen eiferten: aber ihre Stimme verlor sich bald und die Rhetorschule wurde nach alter Weise fortgesetzt. Die klassische Literatur war zu alt und schwach, um neue Schösslinge zu treiben; man strebte nur, die Reste von der Bildung der Vorzeit so lange als möglich zu bewahren und wirklich gelang es, das Leben in dem Greise einige Jahrhunderte hindurch zu erhalten. Was wesentlich dazu beitrug, war die Unterstützung des Staats" u. s. w. Also der Verfasser S. 157, und daran reihen sich noch einige, auch sonst bekannte Notizen über die Anlage von höhern Schulen oder Universitäten zu Athen und Rom, wie auch in Gallien, u. dgl. m. Allerdings wurde durch diese Anstalten die wissenschaftliche Bildung noch einigermassen erhalten, nur muss man stets festhalten, dass das, was von Seiten des Staates und einzelner Kaiser, oder auch, wie später in Gallien, von einzelnen Communen dafür geschah, nur die äusseren Verhältnisse, die Stellung und Besoldung der Lehrer u. dgl. betraf, von einem Eintreten in die Art und Weise des Unterrichts, von einem bestimmten Schulplan, wie wir diess jetzt nennen, ist nirgends die Rede, und ward in diesen Anstalten nicht anders gelehrt als in den Privatanstalten, um welche übrigens der Staat sich nicht kümmerte, sie also auch nicht seiner Aufsicht unterwarf, eben weil eine eigentliche Staatspädagogik der römischen Welt bis in die spätesten Zeiten herab ferne lag. Die Ausbreitung des Christenthums hat auch in diesen Verhältnissen eine Aenderung hervorgebracht, und den Unterricht mit der Kirche in eine Verbindung gebracht, die übrigens, wie

Digitized by Google

wir diess aus der karolingischen Zeit ersehen, sich noch an die Art und Weise der älteren römischen Zeit hielt und nach denselben Mustern der klassischen Zeit sich zu bilden suchte, dadurch aber eben zur Erhaltung der klassischen Studien, wie der altrömischen Literatur überhaupt beigetragen und diese dem Mittelalter überliefert hat. **Chr. Bähr.**

Pindari carmina recogn. W. *Christ. Lips. Teubner, 1869. XX u. 236 S. kl. 8.*

Eine neue Bearbeitung der kleineren Schneidewin'schen Ausgabe, welche dem durch mehrere gelehrte Abhandlungen zur Pindarischen Metrik und Textkritik rühmlich bekannten Prof. Christ in München übertragen wurde. Der neue Herausgeber hat in beiderlei Hinsicht, der Metrik und der Kritik, mit Benutzung der sichersten Ergebnisse der neueren Forschungen auf diesem Gebiete seiner Aufgabe soweit zu entsprechen gesucht, als es in einer hauptsächlich für Schüler und Liebhaber des Dichters bestimmten Handausgabe thunlich war.

In der Kritik des Textes geht er von der Scheidung der älteren Handschriften (Ambros. A, Vatic. B, Paris. VII, Medic. II), als deren Quelle Hr. Christ einen nach Herodian und dem Compilator der alten Scholien geschriebenen Urcodex annimmt, und der jüngeren (byzantinischen), wie sie Mommsen vorgenommen hat, aus und setzt aus den letzteren sowie aus den Scholien nur das, was sich als von früher (antiquitus) überlieferte Variante kundgibt, unter den Text mit der Bezeichnung *γρ.* (*γράφεται*), ausserdem offenbar fehlerhafte Abweichungen der alten codd. und Conjecturen der Neueren, soweit diese dem Herausgeber plausibel erscheinen, darunter auch eigene; die Varianten der edit. Heyn. sind, als werthlos geworden, mit Recht aus dieser Auflage weggelassen; wenn irgend etwas Aehnliches hätte an die Stelle derselben gesetzt werden sollen, so war es die scriptura Boeckhiana in der kleineren Ausgabe von 1835 (Lpz. Weigel), weil daran der Fortschritt der pindarischen Kritik seit der letzten Arbeit Boeckh's an unserm Dichter bemessen werden könnte. Die Abweichung wäre z. B. in Ol. I: v. 5 (Boeckh) *μήκεθ' ἁλίου* (jetzt mit Mommsen *μήκετ' ἀελίου* per synizesin) — 12 *πολυμάλῳ* (jetzt -*ή*-) — 19 *ὑπὸ* (Chr. *ὕπο*) — 23 *οἱ* (st. *Ϝοι*) — 32 *τοπολλάκις* (jetzt getrennt) — 47 *κρυφᾶ* und 114 *παντᾶ* (jetzt mit jota subscr.) — 48 *τε* (j. *σε* mit Bgk) *ἀμφ'* (j. *εἰς* mit M.) — 49 *κάτα* (j. *κατὰ*) — 50 *δεύματα* (j. *δεύτατα* e codd. vett.) — 53 *κακαγόρος* (Christ — *ρους*) — 57 *ὑπερκρέμασε* (j. *ὑπὲρ* getrennt Mommsen, *ὕπερ* Chr.) — 71 *ἄγχι δ'* (j. *ἐγγὺς* ohne *δ'*) — 80 *ἐρῶντας* (j. *μναστῆρας* codd. vett.) — 82 *τί* (*τά* codd. Ms. und Chr.) — 86 *ἐφάψατ' ὤν* (j.

Digitized by Google

ἐφάψατο codd. Ms. und Chr., letzterer mit Verschluss, Ms. mit folgendem Digamma *Fέπ.*) — 89 *τέκε τε* (*ἃ τέκε* mit codd.) — *Ἀρεταῖσιν μεμαλότας* (*ἀρεταῖσι μεμαότας* codd. Ms. Chr.) — 101 *ἱππίῳ* (*ἱππείῳ*) — 104 *τε ἴδριν ἄλλον ἤ* (codd. *ἅμα καί*, Ms. *τε Fίδριν ἅμμε καί*, ebenso Chr.). — Das *θέσσαν* v. 64 hat Christ mit Recht restituirt (vgl. meine Vertheidigung dieser Lesart in De Pindaro nuperrime emendato), wie er überhaupt die kühneren Aenderungen Mommsens zurückweist.

Der Text der neuen Ausgabe beruht auf einer massvollen Auswahl des Möglichbesten; an einigen verdorbenen Stellen könnte man sie fast ängstlich nennen, in welcher Beziehung jedoch der Herausg. selbst bekennt: iis quidem locis, qui aperte corrupti esse mihi videbantur, conjecturam aliquam in poëtae verba recipere quam falsam propagare codicum lectionem malui; iis autem versibus, qui utrum depravati an subtili explicatione enodandi sint, dubites, suspiciones cum aliorum tum meas textui subjicere cautius ac modestius duxi. Doch über Lesarten zu disputiren, ist nicht Zweck dieser Anzeige. Nur als Probe wollen wir Pyth. VI hersetzen:

4 *ἐς νάιον* Anm. *ἐς νάιον* Herm. *ἐς ναόν* codd. *ἐς λάινον* Bergk, ipse conjeci *εὐήρατον* — (vgl. was ich De Pindaro etc. p. 40 gegen das *ἐς* sowohl, als gegen *νάιον* bemerkt habe; demnach hätte ich lieber eine Lücke gelassen. als eine so untaugliche Conjectur aufgenommen) — 12 *ἄνεμος* Anm. *ἄνεμοι* schol. et codd. vett. — 14 *τυπτόμενον* Anm. *τυπτόμενον* Dawes: *τυπτόμενοι* codd. *κρυπτόμενον* Bergk — 19 *νυν* Anm. *γρ. νιν* — 21 *τά ποτ'* Anm. *τά* Schmid: *τάν* codd. vett. *ὄρεσι τάν ποτε* Dawes — 25 *θεῶν* Anm. *γρ. θεόν* — 38 *μένων δ' ὁ θ.* Anm. *δ'* ejecit Bergk — 46 *πάτρῳ γ' ἐπερχόμενος ἀγλαΐαν ἅπασαν* Anm. *πάτρῳ γ' . . . . ἅπασαν* Christ praeeunte ex parte Bergkio: *πάτρῳ τ' . . . . ἔδειξεν ἅπασαν* codd. *πάτρῳ τ' . . . . ἔδειξεν* Schmid, *πᾶσαν τ' . . . . ἔδειξεν* Hartung. — 44 *νῦν δὲ Α. δὲ νῦν* codd. vett. — 50 *Α. ὀργᾶς ὃς ἱππειᾶν ἐσόδων* Christ: *ὀργαῖς πάσαις ὃσ ἱππείαν ἔσοδον* codd. vett. *ὅσθ' εὗρες ἱππείαν ἔσοδον* ex scholiis interpolaverunt — 51 *προσέχεται* Anm. *προσέρχεται* codd. vett.

In der Schreibung der Textworte wendet der Herausgeber das Digamma an, soweit es zur Vermeidung des Hiatus nöthig ist, nur bei *Fοι*, *Fε* und *Fεός* durchaus (auch nach einem Consonant wie Ol. I 57 und IX 14, Nem. III 15, wo Mommsen es nicht setzte), und vermuthet auch Ol. IV 9 *Fέκατι* (übereinstimmend mit De Pindaro etc. p. 6), was übrigens der ohne Zweifel richtigen Bemerkung in der Abhandlung „über die metrische Ueberlieferung der Pind. Oden" S. 40 (Abh. der bayr. Akad. 1868, I. Cl. XI, 3 pag. 168), dass im Pindar das Digamma keine Positionslänge mache, keinen Abbruch thut. Doch schreibt der Hersg. Isthm. V, 42 *τοιοῦτον Fέπος*, was in der handschriftlichen Lesart *τι ἔπος* versteckt sei; während er sonst z. B. Ol. I 86 (89) *ἔπεσι* ohne Dig. schreibt, obgleich der vorangehende Vers auf – *το* aus-

Digitized by Google

geht. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, auf die unter den gebräuchlichen Lettern für die Zahl 6 noch vorhandene Form des Digamma ϛ (nicht zu verwechseln mit ϛ statt στ) aufmerksam zu machen, die der griechischen Currentschrift doch angemessener wäre als das unförmliche F. Dasselbe ist schon von J. Bekker in der praef. zur Ilias bemerkt worden, ohne dass er jene Form in Anwendung gebracht hätte. Dass sie sich gut ausnimmt, ist in De Pindaro n. emend. zu sehen.

Dass manche Fehler, welche schon vor der Zeit der alten Scholiasten, man wird sagen dürfen vor der alexandrinischen, sich eingeschlichen haben, daraus sich erklären lassen, dass der Dichter noch *O* geschrieben hat auch für ω und *ου* und *E* für η und *ει*, ist eine Bemerkung, welche schon Boeckh in der Abhandlung „Ueber die kritische Behandlung" etc. gemacht und Hr. Christ im Philolog. XXV S. 633 flg. weiter ausgeführt hat. Es ist daher nicht nöthig Ol. I 53 κακαγόρος zu schreiben, wohl aber Ol. II 71 νάσος (so Christ, sonst νᾶσος) und ἐσλὸς Nem. III 29, anstatt — ους. Die schwankende Prosodie des *O* nämlich habe dem Dichter diese Freiheit der Verkürzung gestattet, wie anderwärts die der Verlängerung in der Arsis (Ol. VI 28, Pyth. III 6, IV 184, V 39 und and.), erklärt Christ a. a. O. wozu auch Mommsen Suppl. annot. crit. pag. 57 und 95 zu vergleichen ist. Noch mehr Beispiele hat Christ in der Abhandlung über die metr. Ueberlieferung S. 40 gesammelt; darunter auch solche, die durch die hergebrachte Trennung der Verse, wie der Hrsg. sie in seinem Texte beibehalten hat, von selbst wegfallen, z. B. Ol. VIII 49 u. 50, 71 u. 72, Isthm. III 33 u. 44, welche Paare er in der ang. Abhdl. je zu einem Vers verbinden wollte.

Doch damit kommen wir auf das, was Hr. Christ als den Hauptzweck seiner Ausgabe bezeichnet, die metrische Abtheilung und Betonung. Wieviel gegenwärtig in der alten Rhythmik und Metrik gethan wird und welche Versuche schon zum Theil wiederholt gemacht worden sind, um die Ueberreste der antiken Lyrik für das musikalische Ohr in Rand und Band zu bringen, ist bekannt. Auch Pindar hat diess mehrfach erfahren und in dem neuesten Versuch dieser Art von Moritz Schmidt (Pind. Olymp. 1869) müssen sich seine Verse auf das Prokrustesbett von je 4 Takten des $^4/_4$ Taktes legen lassen, wobei eine Silbe den Werth von 1 Achtel bis zu einer ganzen Note bekommen kann; 4 Takte bilden ein Kolon, mehrere Kola eine Periode, 16 Kola (4 mal 4, auch 4 + 6 + 6 oder 6 + 6 + 4 oder 4 + 4 + 8 u. s. s. Takte) eine Perikope, die manchmal nur eine Periode umfasst. Diesem Aeussersten von Zwang gegenüber, den man den alten Versmaassen anthun kann, erscheint die metrische Behandlung des Textes in der vorliegenden Ausgabe sehr gemässigt. Hr. Christ hat zwar in der angegebenen Abhandlung die Kolentheilung nach Andeutungen der Alten für die pindarische Periode (den Boeckh'schen

Digitized by Google

Vers) wieder in Anspruch genommen, aber weder gleiche Länge derselben, noch überhaupt Takteinheit in den pindarischen Strophen behauptet, und in den Beiträgen zur Metrik der griechischen Lyriker und Dramatiker (Abh. der k. bayr. Akad. 1869, auch besonders abgedruckt) S. 40 sagt er: „Ein Versuch, Takteinheit in die Oden Pindars zu bringen, stösst auf unübersteigliche Hindernisse, die auch nicht durch mehrzeitige Messung der Längen und Einfügung von Pausen aus dem Wege geräumt werden können, man müsste denn zu nicht bloss willkürlichen, sondern auch ganz und gar unwahrscheinlichen Hypothesen seine Zuflucht nehmen wollen. Pindar hat nicht nur Verse und Kola aus ungleichen Füssen oder richtiger aus πόδες ὁμοιοειδεῖς gebildet, er hat auch und zwar ganz gewöhnlich Kola von verschiedenem Umfang mit einander verbunden". Diesem Grundsatz getreu hat der Herausgeber die Boeckh'sche Versabtheilung fast durchgängig beibehalten, nur die längeren Verse abgebrochen und die Kola innerhalb des Verses durch einen Zwischenraum getrennt, diejenigen Silben aber, auf welche der Jctus fällt, durch einen Punkt unterhalb des Vocals bezeichnet. Dieses dreifache Hilfsmittel mag für die Erleichterung des Scandirens genügen. In den Schematen ist ausser dem Punkt unterhalb einer Silbe noch das Zeichen für die dreizeitige Länge (—) und der einfache oder doppelte Accut über einer Länge oder Kürze gebraucht, so dass ″̲ den stärksten, ′̲ den zweiten, ⏗ den untergeordneten Jctus bedeutet. Pausen hat der Herausgeber absichtlich nicht bezeichnet, weil er nur metrische Schemate ohne Rücksicht auf musikalische Taktheile geben wollte. Und diess mit Recht, da man doch darüber nie einig werden wird, so lange nicht eine antike Partitur aufgefunden ist. Ueber die Gründe seiner Kolentheilung spricht sich Hr. Christ in der praef. p. VII —XI aus, übereinstimmend mit den obenerwähnten Abhandlungen. Sein Versuch ist aller Beachtung werth und seine Ausgabe wird ihre Freunde finden. **Schnitzer.**

Grundzüge der griechischen Etymologie von Georg Curtius. Dritte Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1869. XVI und 767 S. in gr. 8.

Die Wichtigkeit und Bedeutung des Werkes, dessen dritte Auflage hier vorliegt, nachdem die zweite erst vor wenigen Jahren (1866) erschienen war, ist allgemein anerkannt; und wenn dasselbe bereits in der zweiten Auflage manche Veränderungen und Zusätze erhalten, dadurch auch an äusserem Umfang zugenommen hatte, so kann dasselbe auch von der vorliegenden dritten gelten: eine durchgreifende Umarbeitung vorzunehmen, lag durchaus nicht in der Absicht des Verfassers (S. IX), wohl aber war er auch bei dieser

Digitized by Google

neuen Auflage bedacht, Einzelnes in der früheren Auflage zu berichtigen oder mit weiteren Zusätzen auszustatten, durch welche das Ganze in der bisherigen Gestalt seinem Zwecke entsprechender gemacht werden sollte. Man wird auch, wenn man einen Blick in die neue Auflage wirft, bald wahrnehmen, dass der Verf. sein Werk in Allem einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen, und dabei auch mehrere inzwischen erschienene Werke zu Rathe gezogen hat; als solche bezeichnet er selbst Pott's Wurzelwörterbuch, Fick's Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache und Corssen's Werk über die Aussprache und den Vocalismus des Lateinischen in der zweiten Auflage; für das Sanskrit kamen die Fortsetzungen des Petersburger Wörterbuchs zu Statten, ebenso für das Kirchenslavische Miklosich's Lexicon Palaeoslovenicum; ausserdem kamen von gelehrten Freunden und Schülern, deren das Vorwort dankbar gedenkt, manche Beiträge dem Verf. zu, in einzelnen Berichtungen, Zusätzen u. dgl., welche bei dieser neuen Auflage benutzt wurden. Wenn es nun auch an Widerspruch gegen einzelne Behauptungen des Verf. in den früheren Auflagen nicht gefehlt hat, so hat derselbe doch in dieser neuen Auflage, und wir freuen uns dessen, alle Polemik vermieden; er hat nur da, wo es unerlässlich schien, eine in wenigen Worten gefasste Entgegnung sachlicher Art angefügt, und die Gegengründe auf das Nothwendigste beschränkt, jede persönliche Polemik aber fern gehalten. Das Ganze ist in dem Geiste einer wahren Mässigung geschrieben, dabei klar und rein sachlich gehalten, um auf diese Weise, dadurch dass die Sache selbst für sich spricht, zu überzeugen, und Alles vielmehr fern zu halten, was irgendwie verletzen, und dadurch dem gewünschten Eindruck nur nachtheilig werden könnte.

In der Anordnung des Ganzen ist, wie schon aus dem Gesagten erhellt, keine Aenderung eingetreten, und sind sogar die Seitenzahlen der zweiten Auflage am Rande beigefügt, so dass Citate dieser Auflage leicht auch in der neuern, dritten gefunden werden können. So bildet auch hier das erste Buch (S. 1—119) gewissermassen die Einleitung, indem es die Grundsätze der griechischen Etymologie darlegt und die Methode der vergleichenden Etymologie in ihrer Anwendung auf das Griechische einer eingehenden Erörterung unterzieht. Das zweite Buch (S. 119—324) befasst dann die regelmässige, das dritte (S. 375—689) die unregelmässige Lautvertretung. Näher in das Einzelne einzugehen und das reiche Detail, welches hier sich entfaltet, vorzuführen und hier und dort auch mit weiteren Bemerkungen zu begleiten, zu denen es bei einem Werke der Art nie fehlen wird, kann nicht die Aufgabe dieses Berichtes sein, welcher vielmehr die Absicht hat, aufmerksam zu machen auf ein für die Sprachstudien überhaupt so wichtiges Werk, das, den Sprachforschern bereits in seinen früheren Auflagen bekannt, jetzt zum drittenmal, mit manchen Verbesserungen und Zusätzen ausgestattet, vorliegt, und mit der Grundlage, die es für diese Studien überhaupt geschaffen hat,

Digitized by Google

auch die Anregung zu weiterer Forschung in so reichem Maasse bringt, wie dies namentlich bei dem zweiten Buch der Fall ist, welches nach der vorausgeschickten Tabelle (S. 124 ff.) in der Form eines nach den Lauten geordneten Verzeichnisses der einzelnen Wörter gehalten ist, also zuerst *K*, dann *Γ*, *X*, *T*, *Δ*, *Θ*, *Π*, *B*, *Φ*, *N*, *M*, *P*, *Λ*, *Σ*, *Ξ*, *Ϝ*, Spiritus Asper und Vokale. Nicht weniger als sechshundert sechzehn Wörter und Wortfamilien werden hier besprochen, welche Zahl durch die im dritten Buch besprochenen auf sechshundert sieben und fünfzig erhöht wird. „Dabei (so schreibt der Verfasser) dient aber der grösseste Theil der aufgeführten Wurzeln und Wörter nicht blos als Beleg für eine einzelne, sondern bei weitem die meisten zur Bestätigung einer doppelten und dreifachen Lautvertretung. Mithin enthalten jene 657 Nummern eine bedeutend grössere Anzahl von Belegen für die regelmässige Lautvertretung" (S. 363). Will man von den Vokalen gänzlich absehen und nur die Consonanten berücksichtigen, so ergibt sich, wie die S. 328 aufgestellte Tabelle zeigt, die Gesammtziffer von 1167, „und da fast von jedem der angeführten Beispiele eine mehr oder minder grosse Anzahl abgeleiteter Wörter herstammt, welche nicht mit in Anschlag gebracht ist, so kann man ungefähr ermessen, wie ein bedeutender Theil des griechischen Wörterschatzes der regelmässigen Lautvertretung folgt, oder mit andern Worten, in welchem Umfang der griechische Wörterschatz dem der verwandten Sprachen entspricht, ohne dass wir dabei andere als die in jenem Grundgesetze angenommenen Lautübergänge voraussetzen" (S. 378). In Bezug auf die im dritten Buch (S. 378—689) dargestellte unregelmässige Lautvertretung hält der Verf. an den Grundsätzen fest, die er schon in den früheren Auflagen ausgesprochen hatte, ausgehend von der Thatsache, dass die einzelnen Laute der Sprache sich nicht verstärken, sondern vielmehr verwittern oder abnehmen, daher auch für die unregelmässige oder sporadische Lautvertretung der Satz gelten muss, dass nur ein Uebergang des stärkeren Lautes in den schwächeren, nicht umgekehrt zu erwarten ist (S. 395). Die Unterabtheilungen dieses dritten Buches sind dieselben geblieben, wie in der vorausgegangenen Auflage, wohl aber ist keine dieser Abtheilungen ohne Zusätze oder auch einzelne Berichtigungen geblieben. Sehr erwünschte Zugaben für den Gebrauch des Buches sind die fünffachen Indices, mit welchen diese neue Auflage ausgestattet ist, ein alphabetisch geordneter Realindex über die in dem Werke behandelten Gegenstände, ein griechischer und lateinischer über die in dem Werke besprochenen griechischen und lateinischen Worte, beides sehr genau und vollständig (von Dr. Ernst Berch), von S. 697—749 mit dreifachen Columnen auf jeder Seite, dann ein Sanskrit Index (von Dr. Constantin Angermann) und ein germanischer Index (von Dr. Ernst Windisch). Die äussere Ausstattung in Druck, Papier und Lettern wie der durchaus correcte Druck verdient die gleiche Anerkennung.

Digitized by Google

Nr. 5. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Sancta Agnes. Provenzalisches geistliches Schauspiel herausgegeben von Karl Bartsch. Berlin. Verlag von W. Weber. 1869. XXXII und 76 Seiten Octav.

Von den mancherlei Früchten, die Bartsch auf seiner neulichen italienischen Reise gesammelt haben wird, (möge er uns recht bald eine Uebersicht seiner ohne Zweifel reichlichen Lese mittheilen!) bietet er uns hier eine so schöne, so willkommene, dass wir den übrigen mit grösstem Verlangen entgegen sehen müssen. Zu den bisherigen Arbeiten auf dem Felde der provenzalischen Litteratur, durch welche sich Bartsch seine hervorragende Stelle auf derselben erworben, so wie das Studium und die Kenntniss jener so bedeutend gefördert hat, fügt er hier eine andere von nicht minderm Werth. Er hat nämlich in der Bibliothek des Fürsten Chigi zu Rom in einer lateinischen Mischhandschrift aus dem 14. Jahrh. das vorliegende Schauspiel entdeckt, welches, obwohl nicht eben in die beste Zeit der provenzalischen Literatur fallend, doch eine besondere Wichtigkeit dadurch erlangt, dass es eine in ihr bisher vorhandene Lücke ausfüllt und zeigt, dass auch das Drama dort nicht ohne Pflege geblieben ist; dass es sich hier von einem geistlichen Schauspiel handelt, versteht sich von selbst. Es gehört, wie der Herausgeber wahrscheinlich macht, dem nämlichen Jahrhundert an wie die Handschrift selbst; er erkennt dies besonders an gewissen metrischen und grammaticalischen Erscheinungen, so wie an der Behandlung der Reime, welche Puncte er sämmtlich mit der ihm eigenen Schärfe und umfassenden Sachkenntniss erörtert, so wie er auch eine orthographische Eigenthümlichkeit der HS. dazu benutzt, um zu dem an anderer Stelle weiter zu erörternden Resultat zu kommen, dass „eine doppelte Aussprache das provenz. j angenommen werden muss, einmal wie das ital. g i in g i o j a, anderseits wie unser deutsches j in demselben Worte, so dass prov. j o j a die beiden Arten der Aussprache in sich vereinigt.“ — Abgesehen von der bezeichneten sprachlichen Seite ist aber das vorliegende Denkmal auch noch litterarhistorisch wichtig durch die darin enthaltenen mit Musiknoten versehenen Gesänge, welche nach den Melodien zu jener Zeit bekannter provenzalischer Lieder gedichtet sind. Unter den genannten Originalen befinden sich theils geistliche, wobei auch einige lateinische, theils weltliche volksthümliche, und dies sind glücklicherweise die zahlreichern, obgleich allerdings zu bedauern ist, dass uns in dem Drama von fast allen diesen nur die Eingangsverse geboten wer-

Digitized by Google

den; doch erkennen wir jedenfalls daraus, wie B. bemerkt, dass es auch in Südfrankreich zahlreiche, wenn auch nur in kümmerlichen Resten erhaltene Volksromanzen gab, entsprechend jenen andern, die eine der schönsten Zierden der nordfranzösischen Lyrik bilden. Dass übrigens Bartsch die geringen Reste, die uns hier überliefert sind, gleichfalls auf jede Weise und namentlich in metrischer Beziehung verwerthet hat, dürfen wir kaum erwähnen. Was nun das Drama selbst betrifft, so hat der Verf. die Vita S. Agnetis von Ambrosius nach den Acta SS., die auch den lateinischen Dichtungen Hrosviths und Hildeberts zu Grunde liegt, benutzt und B. die schlagendsten Beweisstellen angeführt, andererseits aber auch auf die mancherlei Abweichungen von dem lateinischen Original hingewiesen, woraus sich ergibt, „dass im allgemeinen der Dichter seinen Stoff nicht ungeschickt behandelt hat, wenn er auch kein bedeutendes Talent bekundet und eine Armuth der Sprache und des Ausdrucks zeigt, wie sie bei den Legendendichtern des 14. Jahrh. sich meist findet". Auch den Text hat B. mit zahlreichen kritischen und andern Anmerkungen versehen, und also diese Arbeit auf die vollständigste Weise mit allem Nöthigen ausgestattet, wie wir das bei ihm gewohnt sind, so dass die Freunde provenzalischer Litteratur ihm durch diese Gabe wiederum zu nicht geringer Dankbarkeit verpflichtet sind. Auch zur Geschichte des geistlichen Schauspiels ist hier ein neues nicht unwichtiges und nicht uninteressantes Glied hinzugefügt, bei welcher Gelegenheit auch auf eine andere vor nicht gar langer Zeit herausgekommene, diesem Kreise angehörige Publication hinzuweisen wäre, die in Deutschland wie es scheint, noch nicht recht bekannt geworden ist; nämlich „Sainte Tryphine et le roi Arthur. Mystère breton en deux journées et huit Actes. Traduit, publié et précédé d'une introduction par T.—M. Luzel. Texte revu et corrigé d'après d'anciens manuscrits par M. l'abbé Henry. Quimperle, Paris, Nantes 1863." Der Stoff gehört dem ausgedehnten Sagenkreis der geduldigen Helena an und der Herausgeber ist der nämliche, der im vorigen Jahre die so wichtigen: „Gwerziou Breiz-Izel. Chants populaires de la Basse-Bretagne. Lorient und Paris" publicirt hat. Auf Bartsch's in Rede stehende Arbeit zurückkommend will Ref. schliesslich bemerken, dass S. 63 zu S. 431 ganz richtig gesagt ist, die Schreibung der HS. postribulum für prostibulum sei als eine bequemer auszusprechende wahrscheinlich im Mittelalter üblich gewesen, denn die italienische Form postribolo zeigt dies deutlich; so wie ferner, dass S. VIII Z. 12 v. u. ihm statt ihnen zu lesen ist.

Digitized by Google

La Materia del Morgante in un ignoto poema del secolo XV per **Pio Rajna**. *Bologna 1869. 95 Seiten Octav. (Estratto dal Periodico: Il Propugnatore. Studi Filologici, Storici e Bibliografici. Vol. II.)*

Pulci's Morgante ist eine der berühmtesten Dichtungen der italienischen Epik, der z. B. auch Lord Byron soviel Behagen abgewann, dass er, der selbst so schöpferische Dichter, einen Gesang derselben ins Englische übertrug, und daher verdient die vorliegende Abhandlung sicherlich, dass ihr eine besondere Aufmerksamkeit zu Theil werde, da sie uns auf die bisher verborgene Quelle jener heiteren Schöpfung hinweist. Der Verf. beginnt aber mit der Bemerkung, dass so bekannt und studirt auch die italienische Litteratur des XIV. und XVI Jahrh. bereits seit langer Zeit sei, man doch die des XV. fast gänzlich vernachlässigt habe, trotzdem es auch dieser Periode nicht an mancherlei Erzeugnissen, namentlich der Volkpoesie mangele und bei den mindesten Nachforschungen auf den italienischen Bibliotheken oft ganz unerwartete Funde gethan würden. Ein solcher nun hat auch den Eifer des Verf. belohnt und ihn auf der Laurenziana zu Florenz ein Gedicht entdecken lassen, welches Luigi Pulci des Ruhmes als Erneuerer der italienischen Ritterpoesie beraubt und ihn fortan nur in dem weniger glänzenden Licht als Umarbeiter des Erzeugnisses eines Vorgängers erscheinen lässt. Mit der eines wahren Gelehrten so würdigen Offenheit theilt übrigens Herr Rajna mit, dass ein früherer Bibliothekar der Laurenziana, Biscioni, wie aus einer der Handschrift eingehefteten Notiz desselben: „Vedi se fosse il Morgante“ hervorzugehen scheint, bereits die Aehnlichkeit des Stoffes erkannt, die weitere Aufhellung des Gegenstandes aber unterlassen hat. Die erwähnte Handschrift, welche Rajna näher beschreibt, stammt seiner Meinung nach aus dem zweiten oder dritten Jahrzehnt der zweiten Hälfte des XV. Jahrh., ist jedoch kein Autograph, wie aus mehreren Anzeichen erhellt, so dass sich auf die Zeit der Abfassung des Gedichts daraus nicht schliessen lässt. Letzteres ist in 61 Gesänge getheilt, enthält indess deren eigentlich nur 60, da der 33. irrthümlicherweise als 34. bezeichnet ist und dieses Versehen bis ans Ende so fortgeht. Das erste Blatt, so wie der Schluss und eine Anzahl Blätter der Mitte fehlen, so dass von den 2358 Octaven, welche die Handschrift nach Rajna's Berechnung enthalten müsste, nur noch 2150 vorhanden sind. Ein Titel des Gedichtes findet sich nirgends angegeben, weshalb Rajna es nach dem Hauptthelden des berühmten Neffen Kaiser Carls, Orlando genannt hat, wie es übrigens der unbekannte Verfasser selbst scheint haben nennen wollen; denn so z. B. spricht er von „il mio trattato — Cioè la storia del buon conte Orlando“ u. s. w.

Demnächst geht Rajna auf eine genaue Vergleichung des

Digitized by Google

Morgante und des Orlando ein, woraus zuvörderst erhellt, dass die ersten 25 Blätter des letzteren dem Stoff nach mit den drei ersten Gesängen des Morgante auf das genaueste übereinstimmen und nur in der Form abweichen. Von da ab aber wird die Verschiedenheit bedeutender, obwohl der Hauptinhalt noch immer der nämliche bleibt und häufig einzelne Verse und ganze Stanzen einander vollkommen entsprechen, wie dies alles Rajna ausführlich nachweist, woraus unter anderm erhellt, dass von der schönen Erzählung von Meridiana und Manfredonio, welche von Pulci's Erfindungsgabe und zartem Gefühl ein so schlagendes Zeugniss ablegt, in dem Orlando auch nicht die leiseste Spur sich findet. Die Hauptverschiedenheit jedoch besteht darin, dass in dem Orlando die ganze Erzählung von den Abenteuern des Morgante und Margutte fehlen, welche bei Pulci einen grossen Theil des 18. und den ganzen 19. Gesang ausfüllen, so dass man 275 Stanzen, nämlich bis zur dritten des 20. Gesanges, überspringen muss, um wieder zu einem Puncte zu gelangen, wo beide Gedichte sich begegnen. Die Figur des Morgante verschwindet indess von da ab ganz aus dem Orlando, obwohl er darin sicher wieder aufgetreten wäre, wenn wir das Gedicht vollständig besässen, trotzdem er für den Verf. des letztern keinesweg die ihm von Pulci beigelegte Wichtigkeit besitzt, der sogar seine Dichtung nach demselben benannt hat. Von jenem Puncte an scheint übrigens Pulci zu Ende geeilt zu sein, denn er kürzt nun die Erzählungen stärker ab als irgendwo vorher. Auch dies wie manches andere ist kein geringer Beweis von der Priorität des Orlando, denn wenn man den Morgante für eine Umarbeitung desselben ansieht, so begreift man leicht, wie Pulci, gegen Ende desselben angelangt, Kraft und Geduld verloren habe und sich angelegen sein liess, seine Arbeit so rasch wie möglich zu Ende zu führen, während man im umgekehrten Falle nicht recht einsähe, wie der Bearbeiter dazu kam, gerade gegen Ende seine Vorlage mit verdoppelter Energie zu erweitern und zu verlängern. Uebrigens kann der Vergleich beider Gedichte nicht weiter als bis zu dem zweiten Vers der Stanze 240 des XXII. Gesanges des Morgante fortgeführt werden, da die letzten Blätter der Handschrift des Orlando fehlen. Sehr viele sind diess wohl nicht; denn die letzten fünf Gesänge des Morgante, die man „la Rotta di Roncisvalle" betiteln könnte, haben mit den vorhergehenden 23 durchaus nichts gemein und sind, wie Rajna erkannt hat, ihrem Stoff nach den letzten Gesängen des Gedichtes „La Spagna in rima" entliehen; hat also Pulci hier einen andern Führer angenommen, so geht daraus hervor, dass ihn der bisherige, nämlich der Orlando im Stich gelassen, der demgemäss da aufgehört haben musste, wo Pulci jenem zu folgen sich gezwungen sah. Uebrigens mangelt es dem erwähnten ersten Theil des Morgante auch an einem eigentlichen Schluss und dies lässt sich nur durch die Annahme erklären, dass der Orlando

Digitized by Google

unvollendet geblieben ist, denn sonst hätte Pulci wohl die Katastrophe seiner Dichtung nicht anderwärts hergeholt, zumal sie mit den vorhergehenden Erzählungen in durchaus keinem Zusammenhang steht.

Ausser dem bisher Dargelegten kommt nun Rajna noch zu einigen andern Beweisen der Priorität des Orlando, so z. B. dass die in demselben kaum skizzirte Gestalt des Morgante bei Pulci vollständig ausgeführt erscheint; ferner finden sich in dem Orlando alle Augenblick blosse Flickreime, gewöhnliche Gedanken, mistönende unrichtige Verse und dergleichen Versehen vor, während in den entsprechenden Stellen des Morgante alle derartigen Mängel mit einer Sorgfalt beseitigt sind, die den Verbesserer und Umarbeiter deutlich zu erkennen gibt. Ein umgekehrtes Verfahren bliebe unerklärlich, abgesehen von der durch zahlreiche Ausgaben des Morgante bezeugten allgemeinen Beliebtheit desselben bei Pulci's Zeitgenossen, die eine Umarbeitung fast als Sacrilegium hätte müssen erscheinen lassen. Und gesetzt auch, es wäre begangen worden, wozu noch gar diese Production abschreiben? Ueberdies muss man auch bedenken, dass Rajna von der für seine Ansicht ungünstigsten Annahme ausgeht, dass nämlich die Handschrift, welche zudem offenbar eine blosse Abschrift ist, erst aus dem Ende des 15. Jahrh. stamme (die erste Ausg. des Morgante erschien 1481). Rajna weist demnächst ausführlich und bis ins Einzelne nach, wie Pulci bei seiner Umarbeitung zu Werke gegangen und wie weit er seinem Vorgänger überlegen ist, dass aber trotz der Umgestaltung des Ausdruckes und der Gedanken, so wie mannigfacher neuer Zuthaten er, was die Erfindung anlangt, sich nur selten von seinem Original entfernt, vielmehr dasselbe aufs genaueste wiedergegeben hat. Gleichwohl überragt der Morgante nicht bloss den Orlando, sondern die ganze frühere Ritterdichtung der Volkssänger bei weitem; zum ersten Mal tritt in Pulci ein wahrer Dichter auf und der bisher bloss erzählende oder schildernde Charakter jener Poesie erhält durch ihn in seinen zahlreichen Gesprächen und Betrachtungen voll tiefer Menschenkenntniss das Gepräge eines höhern Geistes, abgesehen davon, dass er eine umfassende klassische Bildung besass, die überall auf die mannigfachste Weise zu Tage tritt, wogegen im Orlando, was das Alterthum betrifft, bloss die mittelalterlichen Versionen der aus demselben stammenden Erzählungen vorkommen. Einer der Hauptunterschiede zwischen beiden Gedichten besteht jedoch in jener Eigenthümlichkeit des Stils im Morgante, die immer noch viele Leser in Ungewissheit darüber lässt, ob es eine ernste oder burleske Dichtung sei, denn auch in seinen ernsthaftesten Stellen mischt sich ein gewisser Hang zur Satire, der das Herz des Lesenden mit eisiger Kälte erfüllt und einen seltsamen Contrast widersprechender Empfindungen hervorruft, der sich nur schwer schildern lässt.

Digitized by Google

Inmitten so vieler Verschiedenheiten des Stils und der Darstellungsweise zeigt sich indess zuweilen auch eine leichte Aehnlichkeit zwischen Pulci und dem unbekannten Verf. des Orlando, was jedoch nicht viel sagen will; denn auch in den ernsthaftesten Rittergedichten der Italiener, wie La Regina Ancroja und Bovo d'Antona begegnen wir zuweilen satirischen Zügen. Ferner finden sich im Orlando auch Thierfabeln und zwar in denselben Stellen, wie im Morgante, nämlich die von der Ameise und dem Schädel, so wie von dem Fuchs und dem Hahn. Eine solche Aufnahme von Fabeln in ein Rittergedicht darf übrigens bei einem Volksdichter nicht Wunder nehmen; denn dergleichen waren auch in Italien allgemein bekannt und in Büchern anzutreffen, die leicht in Jedermanns Hände gelangen konnten.

Bisher hat Rajna den Beweis darüber geführt, dass der Morgante jünger ist als der Orlando; der letzte Theil jener Abhandlung zeigt, dass beide Dichtungen auch nicht das Werk ein und desselben Verf. sein können, worauf er übrigens im Vorhergehenden schon mehrfach hingewiesen. Zuvörderst widersetzen sich jener Annahme die dargelegten so bedeutenden Verschiedenheiten derselben, und wollte man den Orlando als einen ersten Entwurf betrachten, so widerspricht dem die schon hervorgehobene weitere Verschiedenheit in dem Bildungsgrade beider Autoren, so wie der Umstand, dass man von einem Entwurfe wohl kaum eine Abschrift gefertigt haben würde. Es bleibt aber noch die Möglichkeit, dass der Orlando eine Jugendarbeit, der Morgante hingegen das Erzeugniss reifern Alters gewesen sei; allein dieser widerstrebt hauptsächlich die Erwägung, dass in einem Jugendwerke Pulci's die Geistesgaben, die ihn später so berühmt machten, sich doch wenigstens im Keime finden müssten, was aber keineswegs der Fall ist; denn die von Rajna angeführten einzelnen Aehnlichkeiten in der Manier beider Dichter sind im Vergleich mit dem, was sie von einander trennt, zu gering, um in Betracht zu kommen. Das reifere Alter allein aber könne einen so gänzlichen Umschwung in der innersten Geistesanlage und Anschauungsweise eines Menschen nicht zu Wege bringen. Dass Jemand in seiner Jugend ein Spötter sei und später ernsthaft werde, geschieht wohl kaum, ist aber nicht unmöglich; dass dagegen ein Mann von reiferen Jahren, auf dessen Lippen Spott und Lächeln waren, in dem Alter, das zur Fröhlichkeit geneigt und von Leidenschaften bewegt ist, einen Hang zur Ernsthaftigkeit gehabt habe, geht über die Gränzen des Glaublichen hinaus.*) Was sonst Pulci an ernsten Dichtungen in späterer Lebenszeit geschrieben, wie den Driadeo, die Giostra, war das Erzeugniss eines Höflings, der seine freigebigen Gebieter feiern will und desshalb seiner satirischen Laune nicht die Zügel schiessen lassen konnte, was ihm dagegen in einem

*) Aber Wieland?

Digitized by Google

Rittergedichte freistand. Ueberdies war das Athen des 15. Jahrh. der Ort nicht, wo ein geistreicher lernbegieriger Jüngling aus vornehmer Familie das Studium des Alterthums hätte ganz vernachlässigen dürfen, um demselben erst in reiferen Jahren obzuliegen.

Zu all' diesen Beweisen für die Verschiedenheit der Verfasser der beiden in Rede stehenden Gedichte kommen aber noch einige weitere, wie z. B. die genauere Kenntniss des behandelten Stoffes, die sich in dem Orlando zeigt, wogegen der des Morgante zuweilen in Irrthümer und Widersprüche verfällt, was ihm, hätte er die Erzählungen selbst erfunden, sicherlich nicht zugestossen wäre; endlich aber führt Rajna einige Stanzen Pulci's an, in denen er auf den Verfasser des Orlando als seinen Vorgänger anzuspielen scheint, wie wenn er mit Hinsicht auf die bloss bei ihm vorkommende, ohne Zweifel seiner eigenen Phantasie entsprungene Episode von Morgante und Margutte am Schluss derselben, um nach der Weise der französischen Volksdichter für seine Erzählung einen Gewährsmann anzuführen, und nachdem er die widerstreitenden Meinungen der Autoren erwähnt, sich folgendermässen ausspricht: „Tanto è ch'io voglio andar pel solco ritto, — Chè in sul cantar d'Orlando non si truova — Di questo fatto di Margutte scritto, — Ed ecci aggiunto come cosa nuova; — Chè un certo libro si trovò in Egitto — Che questa storia di Morgante appruova, — E l'autor si chiama Alfamenonne, — Che fece gli statuti delle donne." — Das cantar d'Orlando, worin die Episode von Margutte sich nicht finden soll, ist ohne Zweifel das in Rede stehende Gedicht; wenn daher Pulci es als seine Quelle nennt und sich scherzhafterweise zu beweisen bemüht, dass obwohl seine seltsame Erzählung darin nicht vorkommt, sie dennoch wahr sei, so muss man ohne Weiteres anerkennen, dass der Orlando nicht seine eigene Arbeit war, sondern, als er dichtete, schon für ein vor langer Zeit verfasstes Gedicht gehalten wurde.

Hiermit schliesst Rajna die eigentliche Untersuchung, und wendet sich dann noch zu dem Verf. des Orlando selbst, indem er zeigt, dass dieser, muthmasslich ein geborener Florentiner, vielleicht in der ersten Hälfte des XV. Jahrh. schrieb und trotz der Rohheit in Form und Ausdruck kein gewöhnlicher Volksdichter war, sondern dem Mittelstande angehörte und zu seinem Vergnügen Verse machte, möglicherweise in der Absicht, später einmal sein Manuscript irgend einem Bänkelsänger zum Absingen auf öffentlichen Plätzen zu überlassen; kurzum, ein Dichter wie jener seltsame Antonio Pucci, der gegen Ende des XIV. Jahrh. lebte und dessen Rittergedicht Historia della reina d'Oriente unlängst von Anicio Bonucci (als no. 41 der zu Bologna erscheinenden Scelta di Curiosità Letterarie) zum ersten Mal herausgegeben worden ist. Rajna meint, es wäre ihm leicht nachzuweisen, wieviel der Verf. des Orlando dem Cavaliere del Leone (Chevalier au Lion?), der Storia di Rinaldo, der Entrée en Espagne

und andern derartigen Dichtungen entliehen habe, will dies aber erst bei anderer Gelegenheit unternehmen; rechnet man dann noch die Abwesenheit eines eigentlichen Grundplans im Orlando und also auch im Morgante hinzu, so darf man ohne Anstand einen Dichter von nur mittelmässiger Begabung und Bildung als ersten Verf. desselben annehmen; überdiess sagt er selbst, dass er den Stoff aus einem Prosaroman gezogen, was man ihm gern glauben darf, da eine grosse Zahl unserer Rittergedichte auf diese Weise entstanden ist.

Demnächst gibt nun Rajna noch grössere Proben des Orlando, damit der Leser selbst über die Sprache und Manier desselben zu urtheilen vermöge, worauf er zuletzt noch einige weitere Bemerkungen hinzufügt. Er sieht nämlich voraus, dass gar mancher Leser die Nutzlosigkeit seiner Untersuchung hervorheben werde, indem es gleichgiltig sei, ob man Pulci oder einem andern die Erfindung des Morgante schulde; die Hauptsache bleibe immer die Trefflichkeit dieser Dichtung selbst; worauf Rajna einwendet, dass dies immerhin sich so verhalten möge, dass aber gerade diese so oberflächliche Betrachtungsweise ohne alle Berücksichtigung der Kritik die Schuld trage, wenn zur Zeit noch keine wahrhafte Geschichte der italienischen Literatur vorhanden sei. So geschah es denn, dass Pulci bisher von den Literarhistorikern für den Erfinder oder doch für den gänzlichen Erneuerer und Umgestalter der Ritterdichtung gehalten worden ist. Letzteres war er nun zwar allerdings, wie wir gesehen, jedoch nur hinsichtlich der Form, nicht des Stoffes, in Betreff dessen der Morgante neben die Regina Ancroja zu stellen ist, die von manchen Gelehrten mit Unrecht für jünger gehalten wird. Auch die Frage, ob der Morgante ein ernstes oder burleskes Gedicht sei, ist nun, wie bereits angedeutet, zugleich mit der über die Originalität desselben durch die obige Untersuchung gelöst. Der Stoff, wie aus dem Orlando erhellt, ist ernst, die scherzhafte Form dagegen gehört dem Dichter an, ebenso wie die seltsame Figur des Margutte, eine Figur, wie sie vor Pulci in dem ganzen Gebiet der Ritterpoesie nirgends auftritt und auch nicht im Orlando erscheint; sie konnte nur aus der Phantasie eines Kunstdichters und einem so bizarren Gehirn wie dem Pulci's hervorgehen. Es genügte ihm nicht, die äussere Gestalt des Orlando umgebildet zu haben, er wollte einmal den bisher verfolgten Pfad verlassen und seinen eigenen Weg gehen; er wollte nicht die Ritterpoesie parodiren, sondern blos die Gesellschaft des herzoglichen Hofes belustigen. Wer also fortan über Pulci als Dichter urtheilen will, muss sich nicht mit dem eigentlichen Grundstoff des Morgante befassen, sondern mit den beiden Episoden, welche, wie die Vergleichung mit dem Orlando zeigt, ihm selbst angehören, nämlich die von Astarotte und Margutte. „Indem ich sein Eigenthumsrecht an denselben unangetastet lasse, glaube ich nicht ihn viel ärmer

gemacht, sondern seine wahren Verdienste ins rechte Licht gestellt, so wie dazu beigetragen zu haben, dass sein Bild fortan sich so zeigen kann, wie es in der That ist, nicht wie es bisher falsche und trügerische Züge hatten erscheinen lassen." — Mit diesen Worten endet die Abhandlung, deren fast immer treffende Beweisführung hier nur andeutend wiedergegeben werden konnte; jedoch wirkt sie überzeugend und lässt es als wünschenswerth erscheinen, die von Rajna in Aussicht gestellten Studien über Bojardo und Ariost baldmöglichst ans Licht treten zu sehen. Schliesslich noch die philologische Bemerkung, dass in einer der mitgetheilten Stanzen des Orlando (p. 36) das Wort afferante d. i. Ross, vorkommt, welche ital. Form bei Diez Etym. N B. 2, 292 f. s. v. Ferrant nicht aufgeführt ist.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Die Quellen des Decamerone von Marcus Landau. Wien 1869. VI u. 158 Seiten Grossoctav.

Der Verf. vorliegender Schrift ist, wie er in dem Vorwort sagt, mit einer Biographie des Vaters der italienischen Prosa beschäftigt und dadurch auch auf ein genaueres Studium der Quellen des Decamerone hingeführt worden. Dieser Theil derselben hat aber einen solchen Umfang gewonnen, dass er es vorgezogen, ihn von der Hauptarbeit abgelöst erscheinen zu lassen; eine günstige Beurtheilung werde ihm vielleicht Kraft und Muth verleihen, auch die zweite Hälfte „die Nachfolger und Nachahmer des De camerone" als selbstständige Schrift in die Welt zu schicken. Nun denn, er möge dies ja nicht unterlassen; sie wird ebenso willkommen sein wie die rubricirte erste, worin der Verf. alles geleistet hat, was ihm in seiner Lage möglich war, die keineswegs eine günstige zu nennen ist; denn er bemerkt: „Am äussersten Rande des deutschen Culturgebiets lebend, konnte ich zu den meisten literarischen Hilfsmitteln nur sehr schwer, zu manchen gar nicht gelangen, und Berufsarbeiten liessen mir nur sehr wenig Zeit für mein Lieblingsstudium". Was es heisst, fern von den genannten Hilfsmitteln wissenschaftlichen Untersuchungen obzuliegen, weiss Ref. sehr wohl zu beurtheilen und ist daher um so eher geneigt, dem Fleisse und der Sorgfalt, welche der Verf. trotz der erwähnten Hindernisse auf seine Forschungen verwandt, alle Anerkennung zu zollen. Neue Ergebnisse hat zwar letzterer nicht gewonnen, konnte sie auch unter den gegebenen Verhältnissen wohl nicht gewinnen, trotzdem aber hat er eine sehr dankenswerthe und willkommene Arbeit geliefert, welche alle bisher mit Bezug auf die Quellen des De camerone zu Tage geförderten Resultate zusammenfassend und übersichtlich bietet, soweit sie eben zu seiner Kenntniss gekommen

Digitized by Google

sind; denn dass manches in diesen Kreis gehörige wichtige Werk selbst gerüchtweise noch nicht bis nach Brody gedrungen, erhellt, um nur Ein Beispiel zu erwähnen, aus dem Umstande, dass dem Verf. blos noch die ersten fünf Bücher des Somadeva bekannt geworden sind (s. S. 34), während doch Prof. Brockhaus bereits 1862 und 1866 die Uebersetzung des sechsten bis zwölften Buches hat erscheinen lassen. Erst spät also dürfte wohl auch die abschliessende Untersuchung Erwin Rohde's über Lucian's Schrift *ΛΟΥΚΙΟΣ Η ΟΝΟΣ*, Leipz. 1869, sowie die Comparetti's über das Libro di Sindibad. Milano 1869 nach Galizien gelangen und so Landau's S. 10—28 und Anm. 114 (S. 151) eine andere Fassung geben. — Da es nicht meine Absicht ist, an dieser Stelle alles das nachzutragen, was dem Verf. etwa bei dem von ihm behandelten Gegenstande entgangen sein mag, so will ich mich hier auf einige beiläufige Bemerkungen beschränken. So wird S. 61 nach Busone da Gubbio's Avventuroso Ciciliano aus der Zeit Eduards von England ein Rebell Brundisburgo erwähnt, „von dem kein Geschichtschreiber Englands etwas weiss". Ich möchte diesen Namen für eine missverständliche Verschmelzung von (Robert) Bruce und Bannockburn halten; das Gerücht von dem berühmten Schottenhelden und der von ihm gewonnenen Schlacht mochte erst nach mancherlei seltsamen Verstümmelungen von Namen und Dingen bis zu Busone's Ohren vorgedrungen sein. — Die Geschichte von der abgebissenen und der Versucherin in's Gesicht gespieenen Zunge (S. 75) findet sich auch in der Leg. Aur. c. XV de S. Paulo eremita (p. 94 ed. Graesse), ist aber schon viel älter und wird von dem Philosophen Anaxarchos erzählt; s. zu Val. Max. 3, 3 ext. 4. — Der Redner Aeschines war nicht aus Milet gebürtig (S. 92, wahrscheinlich nach Pierer's Universallex. s. v. Miletos), sondern aus Athen. — Ueber die sybaritischen Erzählungen (S. 93 f.) s. Otto Keller, Untersuchungen über die Geschichte der griech. Fabel, in den Jahrb. für klass. Philol. Vierter Supplementb. S. 359 f. — In Betreff des Märchens von Amor und Psyche s. meine Abhandlung in A. Kuhn's Zeitschr. f. vergl. Sprachwissensch. XVIII, 56 ff. Dass eine genau verwandte Version desselben auch in Südafrika unter den Zulu's bekannt ist, habe ich gezeigt in den Heid. Jahrb. 1869, S. 502 f. „Untombinde". — Ueber Abfassungszeit und Verfasser der Gesta Roman. (S. 103 ff.) werden wohl erst Oesterley's hoffentlich bald erscheinende Untersuchungen endgültige Aufschlüsse bringen. — Mir Weiteres und Eingehenderes bis nach der Bekanntmachung des zweiten Theils der vorliegenden Arbeit vorbehaltend, wiederhole ich blos noch einmal, dass letztere ihrer Sorgfalt wegen alles Lob verdient; auch die beigegebene tabellarische „Uebersicht über die in den wichtigsten Bearbeitungen der Sieben Meister enthaltenen Erzählungen" zeigt, wie gewissenhaft der Verf. zu Werk gegangen und dass er weder Fleiss noch Mühe gespart hat. Die Fortsetzung

Digitized by Google

lässt also gleichfalls Willkommenes erwarten. — Ehe ich jedoch den in Rede stehenden Theil verlasse, will ich zuvor noch einige Druckfehler berichtigen. S. 6 Z. 1 statt „vergessen die Thiere selbst daran“ lies „vergessen dies selbst die Thiere“; — S. 78 Z. 22 l. „neben sein Bett“; — S. 79 Z. 18 st. „indem“ l. „in dem“; — S. 81 Z. 12 v. u. l. „hineinwarf“; — S. 90 Z. 14 v. u. st. „Liebrecht“ l. „Val. Schmidt“; — S. 99 Z. 13 v. u. l. „unter die Laster“; — S. 125 Z. 19 st. „18. Capitel“ l. „17. Cap.“; — S. 149 Z. 16 v. u. l. „l lamado“. — Noch will ich meine Verwunderung darüber ausdrücken, dass der Verf. immer schreibt „das De camerone“; man sagt wohl „das Decameron“ (τὸ Δεχάμηρον i. e. Δεχήμερον) und ebenso könnte man sagen „das Pentameron“; wer aber die italienische Form des Wortes braucht, thut doch wohl besser, auch das männliche Geschlecht desselben beizubehalten.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

---

v. Widdern Georg Cardinal, der Rhein und die Rheinfeldzüge; militär-geographische und Operations-Studien im Bereich des Rheins und der benachbarten deutschen und französischen Landschaften. Berlin 1869. XII u. 465 S. 8.

Der Verfasser, Premier-Lieutenant im vierten niederschlesischen Infanterie-Regiment, in Berlin wohnend, wundert in dem kurzen Vorwort, welches „den Kameraden jenseits wie diesseits des Mains“ gewidmet, vorerst sich, dass es nicht zwar an Broschüren fehlt, „die einen militär-politischen Charakter“ haben, die „den Rhein vom Augenblicksstandpunkt, nicht in seiner Gesammtheit behandeln und dem Publikum ein Urtheil aufnöthigen, ohne demselben durch wissenschaftliche, d. h. militär-geographische und kriegshistorische Deduktionen die Mittel zur eigenen Kritik in die Hand zu geben“. „Das persönliche Bedürfniss, fährt der Verfasser fort, dieses Urtheil zu erlangen, hat ihn zu Privatstudien veranlasst“, die er jetzt dem militärischen Publikum vorlegt; warum nur diesem? fragen wir; denn der Historiker, der einen genauen Einblick in jene Gegenden und deren Kriegsgeschichte erlangen will, wird es, ja muss es ebenfalls zu Rathe ziehen: und desshalb wollen wir auf dasselbe aufmerksam machen.

Das Werk zerfällt in einen historischen und in einen militärisch-geographischen Theil nebst einem statistischen Anhange. Die zwei Theile sind übrigens nicht getrennt behandelt, sondern indem der Verfasser die Feldzüge der einzelnen Jahre von 1792 bis 1814 vornimmt, wird der militär-geographische Theil den historischen Abtheilungen einzeln vorangestellt oder mit ihnen vereinigt. Ein besonderer Abschnitt bespricht die rheinischen Festun-

Digitized by Google

gen, wobei er „keine Geheimnisse enthüllt“, wie das Vorwort sagt; wie wenn es noch Geheimnisse über die rheinischen Festungen gäbe!

Wir können nun das inhaltreiche und höchst interessante Werk nicht einer ausführlichen Besprechung unterbreiten, sondern wollen, indem wir den historischen Gang vorlegen, nur einige Bemerkungen beifügen. Der Feldzug des Jahres 1792 ist ausführlich beschrieben und hier wollen wir nur anmerken, dass der Verfasser S. 31 meint, „bei der Trennung der österreichischen Armee im Okt. hätten die Preussen keine Neigung mehr gehabt, an der Maaslinie festzuhalten“. Man wusste schon damals, dass die Preussen nach einer geheimen Uebereinkunft mit Frankreich den Rückzug veranlassten; man könnte es doch jetzt eingestehn.

Custine's Zug könnte uns länger aufhalten, besonders da der Verfasser „nur aphoristisch referiren“ will (S. 35); wir wollen aber nur eines berichtigen: S. 46 heisst es, „Custine räumte das rechte Ufer“; bekanntlich behielten die Franzosen Kastel und befestigten es, wie sie auch Königstein erst 2. März 1793 räumen mussten. Bei dem zweiten Jahr fällt uns auf, dass der Verfasser den General Custine für einen tüchtigen Feldherrn zu halten scheint: Custine war ein Bramarbas, ohne Kenntniss und Ueberlegung, ja fast feige, wie man aus dem sogenannten „Hasentreiben“ abnehmen kann, wovon nur sehr Weniges S. 64 vorgebracht wird — das eben angeführte Wort gebraucht er nicht, wiewohl es zur Bezeichnung von Custine's Flucht damals aufkam.

Ehe der Verfasser den Feldzug vom Jahr 1794 betrachtet, fügt er, wie er in der Vorrede angezeigt hatte, „eine militär-geographische Recognoscirung“ ein, welche nicht nur den Rhein und die nächsten Flüsse und Gebirge bespricht, sondern auch den Spessart, Vogelsberg und angränzende Berge, welche hier, wenn auch „geographisch nicht correct“, wie er S. 119 selbst gesteht, „die Norddeutsche Main-Gebirgslinie“ genannt werden. Zur Belebung dieser Gegend werden zwei Operationsbilder angeschlossen, der Mainfeldzug 1866 und Napoleons Rückzug 1813. Zu jenem nur eine Bemerkung. Der Verfasser nennt hier gewöhnlich die Preussen Feinde. Mir ist stets der Franzose der Feind, bei Kämpfen muss man Gegner sagen; oder hält der Verfasser die Preussen für Feinde der Süddeutschen? Auch in spätern Erzählungen sehen wir, dass das Wort Feind auf verschiedene Weise gebraucht wird, was freilich auch andere Geschichtschreiber thun.

Die Feldzüge von 1794 und 1795 sind etwas kurz beschrieben, indem wahrscheinlich, wie in der Vorrede steht, ihm nur „unzuverlässiges Material“ vorlag; da der Verfasser nirgends seine Quellen angibt, so können wir nicht, was uns über jene Jahre bekannt ist, beifügen; wir kennen doch ziemlich viel Material namentlich über die Mainzer Entsetzung im Jahr 1795, die der Verfasser nur sehr kurz berührt.

Digitized by Google

Der Feldzug 1796 ist ausführlicher dargestellt, namentlich wird viel von den Thaten des Erzherzogs Karl und den Franzosen Jourdan und Moreau gesprochen; wir vermissen hier eine Schilderung, wenn auch eine kurze, der Contributionen, Plünderungen, Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten der Franzosen, indem man keine Gelegenheit vorübergehen lassen darf, ohne die Deutschen an diese Barbaren zu erinnern. Ebenso ist der Bauernaufstand im Spessart und Umgegend nicht erwähnt, der doch eben durch jene Abscheulichkeiten hervorgerufen wurde und die Oesterreicher nicht wenig unterstützte.

Der Feldzug des Jahres 1797, der am Rheine nur acht Tage dauerte, und die folgenden Jahre bis 1814, in denen der Krieg den Rhein nicht berührte, sind nur kurz behandelt, dagegen wird wegen der Jahre 1800 und 1805 Ulm in den Kreis der Darstellung gezogen und an die Beschreibung der Feldzüge dieser Jahre „Reflexionen über den Werth von Ulm für eine deutsche Landesvertheidigung nach Westen" angefügt, was wir in einem Werke über den Rhein und die Rheinfeldzüge fast für überflüssig halten.

„Die Entwickelung der Invasions-Armee vom Ober- und Mittel-Rhein nach Frankreich bis nach Ueberwindung der natürlichen und künstlichen Grenzhindernisse im Feldzug 1814", wie die Ueberschrift heisst, ist sehr ausführlich und besonders dem Unterwerfen und Vorrücken Blüchers, wie es sich gebührt, die geeignete Rücksicht gegeben worden. Auch die Linie bis Paris ist genau angegeben; hier wird bemerkt (S. 403): „Ein Bombardement duldet die Einwohnerschaft von Paris nimmermehr, ebenso wie sie eine Einschliessung auch nur auf die Dauer von einigen Tagen kaum dulden dürfte, weil eine eingeschlossene Million Menschen in ihrem Unterhalt zu sehr von den Waffen- und Naturalien-Transporten abhängt, die ihnen namentlich der Norden Frankreichs täglich (von der Hand zum Mund) zuschickt" etc. Wenn dies der einzige Grund ist, so könnte so ziemlich jede Festung eine Belagerung nicht dulden wollen; hier wie überall kommt es auf die Gewalt an, und diese findet sich bei dem Feuergewehr. Zum Schlusse dieses Feldzuges werden vorerst die deutschen Rheinfestungen besprochen, zunächst Rastatt sehr ausführlich, Landau, Germersheim; dann Mainz nicht genügend und die Entschuldigung (S. 420), dass dieselbe bekannt sei, und die Beschreibung schwieriger als die bisher behandelten, genügt uns auch nicht; ebenso der Umstand, dass die längst projektirte Erweiterung dieses „Bollwerks Deutschlands" noch immer „Gegenstand der Erörterung" ist. Hier hätte der Verfasser ein Wort mitsprechen sollen und das Verlangen an die Militärbehörde stellen müssen, dass sie die Erweiterung der Festung sofort vornehmen, besonders da der Verfasser bemerkt einmal, dass „die sanften Anhöhen den Belagerern gegenüber den bestehenden Vorwerken dominirende Batterieposi-

Digitized by Google

tionen geben würden" und dann, dass das Lager für grosse Armeemassen nicht genügt, auch jene Höhen nicht umfasst, von welchen die Belagerer bis in die Stadt herein schiessen können". Diese Punkte hätte der Verfasser mehr betonen müssen, um zu zeigen, wie es Pflicht der Militärbehörde sei, die Festung zu erweitern, abgesehen ob die Erweiterung dem Bürgerstand zum Nutzen gereiche; denn auch sonst sieht man davon oft ab; denn wenn man darauf sähe, gäbe es keine Festungen, überhaupt kein Militär.

Nachdem noch Coblenz und die Festungen des Niederrheins besprochen sind, wirft der Verfasser die Frage auf: „sollen wir den Rhein am Rhein vertheidigen, oder jenseits des Stromes?" Die Antwort ist natürlich für das letztere; da konnte man aber auf die Feldzüge der Jahre 1794 und 1795 hindeuten, wo in der Pfalz dieses missglückte, freilich zum Theil durch die Schuld von Preussen.

Der Anhang gibt statistische Notizen über Frankreich in Bezug auf Festungen, Fabriken, Pferde, Vieh, Ackerbau, Einwohner u. A. (warum sind ähnliche Notizen über die Rheinlande nicht beigefügt?) Dieses möge über den Inhalt genügen, Noch sagen wir überhaupt, dass uns das Werk besonders als das erste der Art und in jetziger Zeit nicht missfallen hat, wiewohl wir Gleichmässigkeit und Ordnung vermissen, und für besser hielten, wenn der geographische Theil ganz vom historischen getrennt wäre; auch loben wir nicht, dass überall, auch wo es nicht nothwendig ist, französische oder fremde Worte gebraucht sind; gerade im Kriege sollen wir den Franzosen nicht nachgeben!

Klein.

Ueber die Krystallformen der Blende. Von Dr. A. Sadebeck, Privatdocent an der Universität zu Berlin. Mit einer Kupfertafel. Berlin 1869. In Commission bei Mitscher und Röstell. 8. S. 22.

So häufig auch das Schwefelzink oder die Blende krystallisirt vorkommt, gehören einigermassen deutliche Krystalle zu den Seltenheiten. Der Verfasser hat daher, wie bei seiner früheren Arbeit über den Kupferkies, sich ein schwieriges Thema zum Gegenstand seiner Forschungen gewählt; aber wie dort seine Aufgabe sehr glücklich gelöst. Denn die vorliegende Abhandlung von Sadebeck enthält eine Menge schöner Beobachtungen und macht uns mit mehreren für die Blende neuen Formen bekannt. Dieselbe zerfällt in zwei Theile, in einen allgemeinen und speciellen.

Digitized by Google

Allgemeiner Theil. Es werden hier zunächst die einzelnen Formen in Bezug auf ihre Stellung und im Vergleich mit anderen Mineralien betrachtet. Bei der Blende finden sich nämlich; hemiedrische Formen erster und zweiter Stellung und holoedrische Formen. Der Verf. stellt jeden Blende-Krystall so, dass die Formen 1. Stellung in oberen rechten Octanten ihre Lage haben, die Formen 2. Stellung in oberen linken Octanten. Er geht dabei von den einfachsten Formen, den beiden Tetraedern, aus, indem das gewöhnlich vorherrschend entwickelte als $+\frac{O}{2}$, d. h. als erster Stellung angenommen wird. Die Formen erster Stellung sind ausser dem genannten Tetraeder drei Pyramidentetraeder, nämlich: $\frac{3O3}{2}$, das häufigste und für die Blende besonders charakteristisch; ferner $\frac{4O4}{2}$ und $\frac{12O12}{2}$. Ausserdem noch ein Hexakistetraeder $\frac{4O\frac{4}{3}}{2}$. Als Formen zweiter Stellung treten auf: $-\frac{O}{2}$; die Pyramidentetraeder $\frac{2O2}{2}$ und $\frac{\frac{3}{2}O\frac{3}{2}}{2}$, sowie die Deltoiddodekaeder $\frac{2O}{2}$ und $\frac{3O}{2}$, aber kein Hexakistetraeder. Von holoedrischen Formen finden sich: das Rhombendodekaeder, das Hexaeder und drei Pyramidenwürfel, nämlich $\infty O\frac{3}{2}$, $\infty O2$ und $\infty O4$, die aber nur ganz untergeordnet auftreten. Sehr interessant sind die Vergleichungen, welche Sadebeck zwischen der Blende und anderen tetraedrischen Mineralien anstellt. Der Boracit hat mit der Blende das Vorkommen von Hexakistetraedern gemein; beim Fahlerz ist bekanntlich $\frac{2O2}{2}$ das gewöhnliche, in erster Stellnng erscheinende Pyramidentetraeder, während $\frac{4O4}{2}$ — bei der Blende von Sadebeck nur in erster Stellung beobachtet – beim Fahlerz in zweiter sich zeigt. Das obengenannte Pyramidentetraeder $\frac{2O2}{2}$ findet sich aber beim Fahlerz auch in zweiter Stellung, während bei der Blende überhaupt Pyramidentetraeder nicht in doppelter Stellung getroffen werden. Endlich kommt bei dem Fahlerz das (bei der Blende fehlende) Deltoiddodekaeder $\frac{3}{2}O$ in 1. Stellung vor. — Was die Zwillings-Bildung der Blende betrifft, so kennt man nur solche, deren Zwillings-Ebene eine Fläche des Octaeders ist.

Im zweiten Theile seiner werthvollen Arbeit betrachtet **Sadebeck** die charakteristischsten Typen der Blende-Krystalle nach ihren Fundorten. Dieselben lassen sich in zwei grosse Grup-

Digitized by Google

pen bringen: 1) mit vorherrschendem Tetraeder und 2) mit vorherrschendem Rhombendodekaeder. Der ersten Gruppe gehören zumal die schwarzen (eisenhaltigen) Blenden an. Sadebeck beschreibt hier namentlich Blende-Krystalle von Freiberg, die beide Tetraeder zeigen; ferner beide Tetraeder mit Hexaeder von Rodna in Siebenbürgen, welche auch in Zwillingen, jedoch stets mit wiederholter Zwillings-Bildung vorkommen. Octaedrische Krystalle, den Unterschied der beiden Tetraeder deutlich zeigend, finden sich zu Essen an der Ruhr; endlich Krystalle mit vorwaltendem Tetraeder von St. Agnes in Cornwall, sowie solche, in welchen das Tetraeder 2. Stellung dominirt von Schlaggenwald und Schemnitz. — Unter den Krystallen mit vorwiegender Entwickelung des Dodekaeders seien hier die Combinationen des Dodekaeders mit $\frac{2O2}{2}$ erwähnt, ausgezeichnet durch das Fehlen der Tetraeder. Endlich gewisse, wegen ihres Flächen-Reichthums merkwürdige Krystalle von Oberlahnstein. Sie zeigen ausser den holoedrischen Formen $\infty O \infty$ und ∞O noch hemiedrische von erster Stellung: $+\frac{O}{2}$, $\frac{4O4}{2}$ und $\frac{12O12}{2}$ und von zweiter Stellung: $-\frac{O}{2}$, $\frac{2O}{2}$, $\frac{3O}{2}$ und $\frac{\frac{5}{2}O\frac{5}{2}}{2}$. Sie gehören gewiss zu den flächenreichsten Krystallen, welche bei der Blende beobachtet wurden. Nicht minder interessant sind noch Formen der gelben Blende von Kapnik; Combinationen der beiden Tetraeder mit dem gewöhnlichen Pyramidentetraeder, dem Hexaeder und dem Pyramidenwürfel $\infty O2$.

Wenn für unsere fortschreitende Kenntniss der Mineralien auch die kleinste Mittheilung über eine neue Form von Bedeutung um wie viel mehr solche vortreffliche krystallographische Monographien, gestützt auf ein gründliches Studium eines reichhaltigen Materials, wie sie Sadebeck in vorliegender Arbeit geliefert.

G. Leonhard.

Digitized by Google

Nr. 6. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Moos „Ueber eine totale nervöse wiedergenesene Taubheit" am 7. Januar 1870.

(Das Manuscript wurde am gleichen Tage eingereicht.)

Der Fall betrifft ein 17jähriges bisher nie krank gewesenes von gesunden Eltern stammendes Mädchen. Dasselbe wurde nach einer heftigen Erkältung von acutem Gelenkrheumatismus befallen. In der fünften Woche traten nervöse Erscheinungen auf: psychische Verstimmung, ungeheuere zuerst atypisch, dann typisch auftretende Hyperästhesien der rechten Körperhälfte, besonders in der Lendengegend, verbunden mit Ohnmacht und leichten Convulsionen. Die Anfälle endeten allmälig und liessen eine sehr bedeutende Hyperästhesie der Lendengegend zurück. Nach vergeblichen therapeutischen Versuchen blieben dieselben in der siebenten Woche gänzlich aus. Zu dieser Zeit waren auch die Gelenke frei. Aber es kamen jetzt trophoneurotische Störungen an der rechten Körperhälfte. Nachdem während sieben Wochen kein Nagel gewachsen und selbst eine leichte Hautabschärfung, die kurz vor dem Beginn der Krankheit entstanden, nicht geheilt war, stiess sich die Epidermis plötzlich in grossen Lappen ab, die Nägel wuchsen mit erstaunlicher Schnelligkeit und die kleinen Lanugohaare entwickelten sich an Arm und Bein zu langen schwarzen Haaren.

Zu Ende der siebenten Woche zeigte sich ausgebreitete Hyperästhesie im Bereich des linken Trigeminus mit wirklichen Schmerzanfällen wie in der Lendengegend, ferner ungeheuere Empfindlichkeit gegen Geräusche gleichzeitig mit Steigerung der Hörschärfe. Die Schmerzanfälle im Bereich des Trigeminus dauerten neun Tage, während welcher Zeit die Kranke immer auf der rechten Seite lag. Es entwickelte sish jetzt Decubitus der rechten Ohrmuschel, zugleich Anästhesie der letzteren und der benachbarten Region. In der achten Woche stetig zunehmende Schwerhörigkeit, so dass bis Ende der neunten jede Schallempfindung fehlte.

In der zehnten Woche Rückenschmerzen, Schmerzen im linken Ovarium, Anschwellung in dieser Region. In der elften Woche tetanische Anfälle mit Verlust des Bewusstseins von 2½stündiger Dauer und Uebergang in klonische, ½ Stunde dauernde Krämpfe.

Digitized by Google

Dauer über eine Woche. Anfälle täglich mit vorausgehender Exacerbation der Rücken- und Ovarialschmerzen. Nur der constante Strom schafft Linderung der Anfälle, der Schmerzen und nach der ersten Applikation tritt die seit zehn Wochen cessirende Menstruation ein. In der dreizehnten Woche ein 24 Stunden dauernder rechtseitiger Facialiskrampf, der auch im Schlafe andauert, ebenso eine 12 Stunden dauernde tetanische Starre des Vorderarms und der Hand linkerseits. In der vierzehnten Woche heftige Magenschmerzen, die aller Behandlung trotzen. In der siebzehnten Woche Genesung. In der dreizehnten Woche, nach mehr als drei Wochen dauernder totaler Taubheit erste elektrootiatrische Behandlung. Während der verschiedenen Sitzungen zeigte sich Folgendes. In den ersten Sitzungen reagirte der Gehörnerv nur schwach in der Kathode. Dann kam eine Periode der Hyperästhesie mit qualitativer Veränderung der Formel, später in Verbindung mit sogenannter paradoxer Reaction, endlich eine Periode der Hyperästhesie mit qualitativer Veränderung der Formel in Verbindung mit paradoxer Reaction, sämmtlich pathologische Reactionsweisen des Acusticus, wie sie Brenner zuerst beschrieben hat.

Nach längerer Behandlung in der Anodendauer kam wieder einfache Hyperästhesie und endlich zur Zeit der Wiedergenesung die von Brenner aufgestellte Normalformel; am Anfang hatte die Behandlung vorzüglich in Form der Volta'schen Alternative stattgefunden, um den Gehörnerven möglichst stark zu reizen.

Der Zustand des Gehörorgans vor der elektrischen Behandlung war folgender:

Rechts Anästhesie der Ohrmuschel und des äusseren Gehörgangs. Keinerlei Anomalie weder im äusseren Gehörgang noch am Trommelfell, noch im mittleren Ohre. Hyperästhesie der Muschel und des Gehörgangs links. Mangel der Knochenleitung für die stärksten Tonquellen. Dagegen hörte man den Ton der auf die Kopfknochen aufgesetzten Stimmgabel vermittelst des Doppeltotoskopf auf beiden Seiten. Die Kranke ist auf schriftlichen Verkehr angewiesen und hört ihre eigene Sprache nicht. Sie hat keine subjektiven Gehörsempfindungen.

Im Verlauf der elektrischen Behandlung kehrte die Function der Gehörnerven auf folgende Weise zurück.

Am 12. Tage der Behandlung bekam die Kranke zuerst wieder deutlich markirte subjektive Gehörsempfindungen unmittelbar nach der Anwendung des Stromes, nachher blieben sie auch in den Pausen. Diess war am 21. Mai. Am 22. hört sie ihre eigene Stimme unmittelbar nach der Behandlung auf dem linken, am 23. auf beiden Ohren. Am 24. hört sie die eigene Stimme auch ausserhalb der Behandlung während des Tages. Am 27. zum ersten Male tiefe Töne durchs Hörrohr, am 28. in tiefer Stimme gebrüllte kurze Worte, am 29. ohne Rohr, am 1. Juni entferntere Geräusche und hohe Stimmen. Dann kehrt die Knochenleitung zu-

Digitized by Google

rück und erst spät und zuletzt werden auch die höchsten Töne der musikalischen Skala wieder percipirt am 21. September, während am 4. Juli auf der linken Seite noch Taubheit für die 5 höchsten Töne eines Klaviers von 7 Octaven bestand. Für den höchsten Ton desselben war auf der rechten Seite zu dieser Zeit das Perceptionsvermögen noch nicht wiedergekehrt.

Der behandelnde Arzt der Kranken war Herr Dr. Picot in Carlsruhe. Wegen der anderweitigen schweren Erkrankung waren noch die Professoren Kussmaul und v. Chelius zugezogen. Der Vortragende hatte auf Grund günstiger Erfahrungen bei anderen nervösen Ohrenleiden auch in diesem Fall zur Behandlung vermittelst des constanten Stroms gerathen.

Vortrag des Herrn Prof. H. Helmholtz „Ueber die Gesetze der inconstanten elektrischen Ströme in körperlich ausgedehnten Leitern" am 21. Januar 1870.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Wenn leitende Körper von elektrischen Strömen von veränderlicher Intensität durchströmt werden, ist die elektromotorische Kraft im Innern derselben nicht blos abhängig von den elektrostatischen Kräften der freien Elektricität, die auf der Oberfläche oder auch vielleicht im Innern der Leiter verbreitet ist, sondern sie hängt auch von Inductionswirkungen ab, welche die elektrischen Ströme bei der Veränderung ihrer Intensität gegenseitig auf einander ausüben. In den meisten Fällen, so oft nämlich die Dichtigkeit der freien Elektricität an der Oberfläche oder im Innern der Leiter sich verändert, haben wir es nicht durchaus mit geschlossenen Strömen zu thun, für welche allein die Gesetze der Induction vollständig und genau bekannt sind, sondern die vorkommenden Ströme sind der Regel nach zum Theil, oder auch wohl alle, ungeschlossene.

Das mathematische Gesetz der elektrischen Induction ist in verschiedenen Formen gegeben worden; die erste derselben von Herrn F. E. Neumann (dem Vater)*), eine zweite von Herrn W. Weber**), mit welcher auch die Consequenzen der von Herrn C. Neumann (dem Sohne) aufgestellten Hypothese wenigstens für schwächere Ströme zusammenstimmen, eine dritte ist in den Arbeiten über Elektrodynamik von Herrn A. Maxwell***) enthalten.

Alle diese Formen geben für alle Fälle, wo der inducirende Strom geschlossen ist, vollkommen übereinstimmende Resultate,

---

*) Denkschriften der Berliner Akademie für 1845 und 9. August 1847.
**) Elektrodynamische Maassbestimmungen. Leipzig 1846.
***) London Philosophical Transactions 1865. P. I. p. 459.

Digitized by Google

aber sie differiren, wenn sie auf ungeschlossene Ströme angewendet werden Die bisher bekannten Thatsachen erlaubten nicht, eine sichere Entscheidung zwischen diesen verschiedenen Formen des Inductionsgesetzes zu treffen.

Es wird nur als natürlich angesehen werden dürfen, wenn zunächst die geistreiche Hypothese von Herrn W. Weber, welche den Vortheil hatte, alle bis dahin bekannten elektrischen Phänomene unter einem verhältnissmässig einfachen Gesichtspunkte zu vereinigen als Ausgangspunkt weiterer Untersuchungen bevorzugt wurde. Die Bewegungsgesetze der inconstanten elektrischen Ströme in körperlichen Leitern wurden aus der Weber'schen Hypothese von Herrn Kirchhoff*) abgeleitet, und auf die Ströme in dünnen Dräthen angewendet; ein Fall der Anwendung, bei welchem übrigens, wie ich hier gleich bemerken will, die Unterschiede der verschiedenen Theorien verschwinden, wenigstens wenn man gewisse faktisch unendlich klein bleibende Grössen, auch in der Theorie als unendlich klein voraussetzt. Dieselben Bewegungsgleichungen sind dann von Herrn Jochmann**) auf die Ströme in Leitern, die unter dem Einfluss eines Magneten rotiren angewendet worden; endlich von Hrn. Lorberg***) auf Bewegungen der Elektricität in einer Kugel, wie sie unter dem Einflusse periodisch wechselnder inducirender äusserer Kräfte zu Stande kommen müssen. In den Untersuchungen von Herrn Jochmann verschwindet ebenfalls das, was dem Weber'schen Gesetze eigenthümlich ist, weil er es wesentlich auch nur mit geschlossenen Strömen zu thun hatte. Die Untersuchungen von Herr Lorberg zeigen, dass in der Kugel unter dem Einflusse beliebiger periodischer Kräfte Integrale der Bewegungsgleichungen hergestellt werden können, welche stets endlich bleibenden Bewegungen entsprechen, aber es kann in diesem Falle nicht unterschieden werden, ob diese Bewegungen durch die betreffenden äusseren Kräfte hervorgerufen werden können, oder nur durch sie in ihrem Ablauf verändert sind, eine Unterscheidung, die in diesem Falle wesentliche Bedeutung hat.

Ich wurde zu den Untersuchungen, deren Resultate ich hier mittheilen will, geführt durch die Frage, wie elektrische Ströme im Innern von leitenden Körpern anheben zu fliessen, da ihre physiologische Wirkung wesentlich auf der Plötzlichkeit ihres Eintritts beruht. Dabei zeigte sich, dass die auf das Weber'sche Gesetz gegründeten Bewegungsgleichungen der Elektricität einer Revision bedürfen.

Es lassen sich alle bisher aufgeführten Formen des Inductionsgesetzes auf eine gemeinsame Form zurückführen, in welcher sie

*) Poggendorff's Annalen. CII. p. 529.
**) Journal für reine und angewandte Mathematik. Bd. LXIII.
***) Ebenda. Bd. LXXI. p. 53.

Digitized by Google

nur durch die verschiedenen Werthe einer darin enthaltenen Constanten verschieden sind.

Nennen wir i die Intensität in einem Stromelement $D\varsigma$, und j in einem andern $D\sigma$, positiv gerechnet, wenn die positive Elektricität in Richtung der wachsenden ς oder σ strömt, r die Entfernung zwischen $D\varsigma$ und $D\sigma$, ferner $(D\varsigma, D\sigma)$ den Winkel zwischen den Richtungen von $D\varsigma$ und $D\sigma$, $(r, D\varsigma)$ und $(r, D\sigma)$ die Winkel, welche die Richtung von r mit $D\varsigma$ und $D\sigma$ macht, so ist der allgemeinste Ausdruck p für das elektrodynamische Potential der Stromelemente $D\varsigma$ und $D\sigma$ aufeinander, wenn wir nur die Voraussetzung festhalten, dass die Wirkungen ungeschlossener Ströme nicht von einer anderen Function der Entfernung abhängen, als die geschlossener, folgender:

$$p = -\tfrac{1}{2}\frac{ij}{r}\left\{(1+k)\cos(D\varsigma, D\sigma) + (1-k)\cos(r, D\varsigma)\cos(r, D\sigma)\right\}$$

Darin ist k eine Constante von unbekanntem Werthe. Der mit k multiplicirte Theil dieses Ausdrucks ist gleich

$$-\tfrac{1}{2}\, i \,.\, j \,.\, \frac{d^2 r}{d\varsigma \,.\, d\sigma}$$

und verschwindet also, so oft ς oder σ eine geschlossene Strombahn ist, und wir über die geschlossene Bahn integriren. Es hat also der Werth von k keinen Einfluss auf alle diejenigen elektrischen Bewegungen, bei denen alle Ströme geschlossen sind.

Die Werthe von k sind:

bei F. E. Neumann	$k = 1$
bei Cl. Maxwell	$k = 0$
bei W. Weber	$k = -1$

Aus diesem Werthe von p habe ich also, wie Herr Kirchhoff aus dem Weber'schen Gesetze, die Bewegungsgleichungen der Elektricität in einem körperlich ausgedehnten Leiter entwickelt.

Diese Gleichungen lassen sich auf folgende Form bringen: Es seien U, V, W die Werthe des elektrodynamischen Potentials für die Einheit des Stromes, die an einem gegebenen Orte beziehlich den x, y oder z parallel fliesst, Φ die elektrostatische Potentialfunktion ebendaselbst, t die Zeit. Die Bewegung der Elektricität soll im Innern eines Leiters S bestimmt werden, dessen specifischer Widerstand $\varkappa$ sei; den äusseren Raum bezeichnen wir mit S^1, die Grenzfläche zwischen S und S^1 mit Ω, und die nach aussen gerichtete Normale derselben mit N.

Die Werthe der Functionen U etc. in S^1 bezeichnen wir mit U^1 etc. Wir setzen ferner voraus, dass die etwa vorhandenen Stromcomponenten, welche Bewegungen elektrischer Massen im äusseren Raume entsprechen, u^1, v^1, w^1 gegeben seien. Dann sind die Bedingungen des Problems folgende.

A) Im Innern von S und S^1:

$$\frac{dU}{dx} + \frac{dV}{dx} + \frac{dW}{dz} = -k\frac{d\Phi}{dt}$$

B) Im Innern von S:

$$\Delta U - (1-k)\frac{d^2\Phi}{dx\,.\,dt} = \frac{4\pi}{\varkappa}\left[\frac{d\Phi}{dx} + A^2 . \frac{dU}{dt}\right]$$

$$\Delta V - (1-k)\frac{d^2\Phi}{dy\,.\,dt} = \frac{4\pi}{\varkappa}\left[\frac{d\Phi}{dy} + A^2 . \frac{dV}{dt}\right]$$

$$\Delta W - (1-k)\frac{d^2\Phi}{dz\,.\,dt} = \frac{4\pi}{\varkappa}\left[\frac{d\Phi}{dz} + A^2 . \frac{dW}{dt}\right]$$

C) Im Innern von S^1:

$$\Delta U^1 - (1-k)\frac{d^2\Phi^1}{dx\,.\,dt} = -4\pi u^1$$

$$\Delta V^1 - (1-k)\frac{d^2\Phi^1}{dy\,.\,dt} = -4\pi v^1$$

$$\Delta W^1 - (1-k)\frac{d^2\Phi^1}{dz\,.\,dt} = -4\pi w^1$$

In B und C ist mit dem Zeichen ΔU u. s. w. gemeint die Operation:

$$\Delta U = \frac{d^2U}{dx^2} + \frac{d^2U}{dy^2} + \frac{d^2U}{dz^2}$$

D. Grenzbedingungen an der Fläche Ω:

$$U - U^1 = V - V^1 = W - W^1 = 0$$

$$\frac{dU}{dN} - \frac{dU^1}{dN} = \frac{dV}{dN} - \frac{dV^1}{dN} = \frac{dW}{dN} - \frac{dW^1}{dN} = 0.$$

E. Grenzbedingungen für unendliche Entfernung:

$$U^1 = V^1 = W = \Phi^1 = 0.^{*)}$$

Die Geschwindigkeiten u, v, w der strömenden Elektricität im Innern von S werden durch Gleichungen, die ganz von der Form, wie C sind, erhalten.

Hier ist eine Analogie hervorzuheben. Die Form der Gleichungen A und B für das Innere von S ist nämlich gleich den Gleichungen für die Bewegungen eines der Reibung unterworfenen Gases, dessen Geschwindigkeiten und Dichtigkeitsänderungen so klein sind, dass man die davon abhängenden Glieder zweiter Dimension vernachlässigen kann. Es vertreten dann in unseren Gleichungen die Componenten des elektrodynamischen Potentials U, V, W die Geschwindigkeitscomponenten des Gases, $k\Phi$ die Vergrösserung der Dichtigkeit des Gases, $\frac{\Phi}{A^2}$ die Vergrösserung des durch

---

*) In Herrn Professor Kirchhoff's Gleichungen werden meine übergeführt, wenn man setzt $k = -1$ und

$$\Phi = \tfrac{1}{2}\Omega$$

$$\varkappa = \frac{1}{4k}$$

$$A^2 = \frac{2}{c^2}$$

die Dichtigkeit dividirten Druckes. Es ist ferner $\frac{\varkappa}{4\pi A^2}$ die Constante für diejenige Reibung, die durch Verschiebung der Schichten entsteht, $\frac{\varkappa(1-k)}{4\pi A^2}$ die Constante der Reibung, welche durch Dichtigkeitsänderungen hervorgerufen wird. Diese Vergleichung ist aber direct anwendbar nur so lange, als k und 1 — k positive Werthe haben. Wenn k negativ wäre, würde ein solches Gas bei Verdichtung kleineren, bei Verdünnung grösseren Druck ausüben müssen, und deshalb labiles Gleichgewicht haben.

Art des Gleichgewichts der Elektricität. Der Gesammtbetrag P derjenigen Arbeit, welche durch Aenderung der elektrischen Strömung und Vertheilung in S verändert werden kann, lässt sich auf die Form bringen:

$$P = \tfrac{1}{2}\int\Big\{\frac{A^2}{4\pi}\Sigma\left[\left(\frac{dU_p}{dx_q}-\frac{dU_q}{dx_p}\right)^2\right]+\frac{1}{4\pi}\Sigma\left[\left(\frac{d\Phi}{dx_p}\right)^2\right] + \frac{kA^2}{4\pi}\left(\frac{d\Phi}{dt}\right)^2\Big\}(dS+dS^1)$$

Darin sollen U_p und U_q irgend eine der Grössen U, V, W und x_p wie x_q die entsprechenden Coordinaten x, y oder z bedeuten. Wenn k = o oder positiv ist, so ist P die Summe von lauter positiven Quadraten, und also nothwendig positiv. Wenn k negativ ist, kann P aber auch negativ werden z. B. in dem sehr allgemeinen Falle, wo $\Phi = o$ und U, V, W Differentialquotienten einer und derselben Function der Coordinaten nach x, y, z sind.

Aus den gegebenen Gleichungen folgt ferner, dass der Differentialquotient $\frac{dP}{dt}$ nothwendig negativ ist, wenn keine äusseren Kräfte einwirken. Nämlich es ist:

$$\frac{dP}{dt} = -k\int(u^2+v^2+w^2)\,dS.$$

Daraus folgt, dass wenn P bei negativem Werthe von k einmal negativ werden kann, es zu immer grösseren und grösseren negativen Werthen fortschreiten muss, wenn die Bewegung ohne Wirkung äusserer Kräfte vor sich geht. Auch lässt sich zeigen, dass $\frac{dP}{dt}$ unter diesen Umständen nicht unter einen gewissen endlichen Werth herabgehen kann, dass also P schliesslich negativ unendlich werden muss.

Das zeigt an, dass wenn k negativ ist, die oben aufgestellten Bewegungsgleichungen der Elektricität für diese ein labiles Gleichgewicht ergeben*); dagegen ist das Gleichgewicht stabil, wenn k positiv oder Null ist.

---

*) Dass bei gewissen Bewegungen im Innern einer leitenden Kugel sich

Ueber die Frage, ob die zu unendlich zunehmender Störung des Gleichgewichts fortschreitenden Bewegungen durch äussere inducirende Kräfte hervorgerufen werden können, habe ich erst in einem Falle*) entscheiden können, nämlich wenn in einer unendlich ausgedehnten ebenen leitenden Platte durch Annäherung oder Entfernung ihr paralleler unendlich ausgedehnter Elektricitätsschichten elektrische Bewegungen hervorgerufen werden. Es lässt sich zeigen, dass im Allgemeinen solche Bewegungen entstehen, so oft einer der Differentialquotienten der Geschwindigkeit der inducirenden Platten nach der Zeit genommen, discontinuirlich wird.

Ich folgere hieraus, dass die für die Elektricitätsbewegung aufgestellten Gleichungen mit der Annahme eines negativen Werthes von k nicht zulässig sind, während sie bei Annahme des Werthes Null (Maxwell) oder positiven Werthes (Neumann sen.) vollkommen entsprechende Resultate liefern.

Die auch von Hrn. Lorberg acceptirte Modification der Weber-schen Annahme, wonach die Elektricität Masse und Beharrungsvermögen haben soll, ändert an diesen Resultaten nichts Wesentliches.

Fortpflanzungsweise elektrischer Bewegungen in Leitern. Die Fortpflanzung geschieht, theils in Querschwingungen, die, wie schon Herr Prof. Kirchhoff nachgewiesen hat, sich nach Art der geleiteten Wärme verbreiten, wobei der Werth der Constante k ohne Einfluss ist. Zum Theil geschieht sie in Längsschwingungen, die einer nach der Schwingungsdauer und dem Widerstande des Leiters verschiedenen Dämpfung unterworfen sind. Bei grosser Schwingungsdauer oder sehr guter Leitung, wenn die Dämpfung unmerklich wird, ist die Fortpflanzungsgeschwindigkeit gleich $\frac{1}{A\sqrt{k}}$. Bei Maxwell's Annahme wird sie unendlich gross, und die Untersuchung zeigt, dass hierbei dann gar keine freie Elektricität in das Innere des Leiters eintreten kann, wenn sie nicht von Anfang an da war. Nach F. E. Neumann's Annahme $k = 1$, wird die Fortpflanzungsgeschwindigkeit gleich $\frac{1}{A}$, welche Grösse nach Weber's Messungen der Geschwindigkeit des Lichtes gleich zu sein scheint.

---

das Gleichgewicht der Elektricität nach dem Weber'schen Gesetze als labil erweist, hatte vor mir schon Herr Professor Kirchhoff bemerkt, wie ich aus mündlichen Mittheilungen von ihm weiss.

*) Nachträglicher Zusatz. Es ist mir seitdem der Beweis auch für die Bewegungen in einer leitenden Kugel gelungen, in der die Elektricität durch Annäherung und Entfernung eines elektrischen Körpers in Bewegung gesetzt ist.

Logik und Noëtik. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen, so wie zum Selbstunterrichte. Von Dr. Georg Hagemann, Docent der Philosophie an der Akademie zu Münster. Münster. Adolph Russell's Verlag. 1868. VII u. 144 S. 8.

Die vorliegende Schrift ist das erste Heft eines grösseren Werkes, welches der Herr Verfasser mit dem Titel: Elemente der Philosophie herauszugeben beabsichtigt. Das zweite Heft, »welches sich in der Presse befindet«, wird die Metaphysik, das dritte, »im Drucke schon beinahe vollendete« die Psychologie, das vierte die Ethik und Juridik, das fünfte die Aesthetik und das sechste die Geschichte der Philosophie in zwei Abtheilungen enthalten. Voraus geht dem ersten Hefte die allgemeine Einleitung in die Philosophie. Sie umfasst Vorbemerkungen, Begriff und Aufgabe, Verhältniss zu den übrigen Wissenschaften, Methode und Eintheilung (S. 1—10). Dann folgt die Logik oder Denklehre mit einer Einleitung über Begriff und Aufgabe, Verhältniss zu andern Wissenschaften, Methode und Eintheilung und geschichtliche Andeutungen (S. 10—17). Die Logik ist nach ihm nicht das, wozu sie die Hegel'sche Schule machen will, Wissenschaft vom Denkstoff oder Metaphysik. Auch die Erkenntnisstheorie oder Noëtik trennt er von ihr als einer lediglich formalen Wissenschaft, ohne dabei, wie die auf Schleiermachers Dialektik basirende Schule Ueberwegs und anderer den Parallelismus der Existenz- und Denkformen zu berücksichtigen. Ein Anderes ist es, mit Schelling und Hegel die Identität des Seins und Denkens behaupten, ein Anderes von ihrem absoluten Gegensatze ausgehen und das Denken an und für sich, losgetrennt vom Sein, betrachten. Beides ist gleich wenig haltbar.

Der Herr Verf. fasst die Philosophie vom »christgläubigen« d. i. hier vom katholischen Standpunkte auf und steht daher in einem ganz andern, nämlich im theologischen und zwar orthodox gläubigen Gesichtskreise der Philosophie, welche die Forschungen der Vernunft nur in so fern anerkennt, als sie nicht der Offenbarungsauctorität widersprechen und durch letztere erst ihre Ergänzung erhalten. Offenbar erscheint in diesem Falle die Philosophie für den Gläubigen höchst überflüssig, da sie ja nach der Behauptung des letzteren in den metaphysischen Erkenntnissen entweder nicht hinreicht, oder nur das herausbringen kann und darf, was ihr bereits die Offenbarung geboten hat. Das Object, die formale Logik, ist, abgesehen von diesem allerdings philosophisch nicht zu rechtfertigenden Standpunkte, kurz, deutlich und nicht ohne Sachkenntniss behandelt.

Die Logik zerfällt nach dem Herrn Verfasser in drei Theile, die Lehre 1) von den Denkgesetzen, 2) von den elementaren Denkformen und 3) von den systematischen Denkformen.

Digitized by Google

Die Lehre von den Denkgesetzen umfasst die Beschaffenheit des Denkens im Allgemeinen und die einzelnen Denkgesetze (S. 17—21). Als die elementaren Denkformen werden Begriff (S. 21—28), Urtheil (S. 28—38) und Schluss (S. 38—57) bezeichnet und im Einzelnen behandelt. Die Lehre von den systematischen Denkformen enthält die Definition, die Division, den Beweis und die Methode (S. 57—79).

Auch in der Noëtik oder Erkenntnisslehre schickt der Herr Verf. eine Einleitung voraus, welche in gleicher Weise, wie bei der Logik, Begriff und Verhältniss zu verwandten Disciplinen, Methode und Eintheilung und sich auf die Erkenntnissforschung bezügliches Geschichtliches entwickelt (S. 79—86).

Der erste Theil untersucht die Wahrheit und den Irrthum (S. 86—122), der zweite die Gewissheit und den Zweifel (S. 122—138), der dritte die Grenzen der Erkenntniss (S. 138—144).

Sehr richtig sagt der Herr Verfasser S. 2, wenn er zwischen natürlichen und übernatürlichen Wahrheiten unterscheidet und zu den letzteren diejenigen zählt, welche »die menschliche Fassungskraft übersteigen« und in denen »die Weisheit sich persönlich geoffenbart hat«, dass nur diejenigen Wahrheiten »der Philosophie verbleiben, welche durch das natürliche Licht der Vernunft eingesehen werden können.« Dadurch ist die Philosophie gegen die Theologie, das Wissen gegen das Glauben abgegrenzt. Wir stimmen mit dem Herren Verf. ganz überein, wenn er die Philosophie als die Wissenschaft vom Wesen, Grunde und Zwecke alles Erkennbaren bezeichnet, »so fern dieses der Vernunft aus sich erreichbar ist«, wir stimmen ihm völlig bei, wenn er die Philosophie »eine durchaus selbstständige Wissenschaft« nennt, welche »ihr eigenes Object und ihre eigenen Principien hat.« Aber eben deshalb können wir dem nicht beistimmen, was er von seinem katholischen Standpunkte beifügt, dass die Philosophie zur Theologie eine »untergeordnete Stellung« habe. »Denn, heisst es S. 2, die Theologie hat zum Gegenstande geoffenbarte Wahrheiten, die erhabener, weil tiefer und umfassender sind, als die natürlichen Wahrheiten der Philosophie. Die Erkenntnissquelle der Theologie ist die göttliche Offenbarung, während die Philosophie allein aus der menschlichen Vernunft schöpft. Die Gewissheit endlich, welche die Theologie gewährt, ist die höchste und grösste, weil sie auf der untrüglichen Auctorität beruht.« Die Offenbarung soll sich durch »Wunder« und »Weissagungen« legitimiren. Aber alle Völker haben auf einer gewissen Stufe ja religiöse Offenbarungen, Wunder und Weissagungen. Wer soll nun entscheiden, welche Offenbarungen, Wunder und Weissagungen die wahren, welche die falschen sind? Offenbar nur die Vernunft als unser Erkenntnissvermögen, und so wird auch die Philosophie die Religion nur in so ferne anerkennen, als sie ihr Wesen und ihren

Digitized by Google

Ursprung aus der Vernunft zu begründen im Stande ist. Wenn der Herr Verf. S. 5 andeutet, dass die Philosophie »für den gläubigen Christen nur so lange Anspruch auf Wahrheit machen kann, als sie in ihren Resultaten und Consequenzen mit der Theologie übereinstimmt«, so hat er gewiss Unrecht, wenn er damit die Behauptung verbindet, dass »diese Unterordnung der Philosophie unter die Theologie ihrer Selbstständigkeit keinen Abbruch thue«, und dass dieses Verhältniss daher »kein eigentliches Dienstverhältniss« sei. Wenn eine Wissenschaft keine andern Resultate und Consequenzen ziehen darf, als diejenigen, welche mit den Resultaten und Consequenzen einer andern ihr übergeordneten Wissenschaft übereinstimmen, ist eine solche Wissenschaft selbstständig, ist sie nicht vielmehr in einem wirklichen Dienstverhältniss zu dieser höher gestellten Wissenschaft, da sie eben wirklich das herausbringen muss, was man ihr vorschreibt? Sie ist nicht nur in einem Dienstverhältniss, wie das bei der Philosophie gegenüber der Theologie im Mittelalter der Fall war, sondern sie erscheint geradezu überflüssig, da ja die Wahrheiten der übergeordneten Wissenschaft »tiefer« und »umfassender« sind. Sagt doch der Herr Verf. S. 5 selbst: »An sich ist die Philosophie nicht christlich und nicht heidnisch, so wenig als die Mathematik und die übrigen Wissenschaften.«

Die Logik würde Ref. lieber Denkwissenschaft als Denklehre nennen, da das Denken über das Denken schon das Denken voraussetzt, also nicht gelernt und gelehrt werden kann. Man macht auf die in uns vorhandenen Thatsachen des Bewusstseins aufmerksam; man bringt das dem Denken bewusstlos zu Grunde Liegende, in allem Denken vor sich Gehende in der Wissenschaft zum Bewusstsein.

Die Geschichte der Logik weist mit Sachkenntniss auf die Hauptrichtungen und die ihnen entsprechenden Hauptwerke der Logik. Am Schlusse werden auch noch »folgende Werke der Ordenstradition« und zwar aus dem »Jesuitenorden« stammende Lehrbücher der Logik von Dmowski, Rothenflue, Boylesve, Liberatore; Tongiorgi, Sanseverino u. s. w. angeführt, die man wohl nicht als Musterbücher bezeichnen kann.

Es ist richtig, dass die progressive Schlusskette vom Allgemeinen zum Besonderen (Engeren) oder vom Grunde zur Folge fortschreitet, und dass bei der regressiven Schlusskette das Umgekehrte stattfindet. Aber es ist unrichtig, dass, wie es S. 51 heisst, die progressive die »prosyllogistische«, die regressive die »episyllogistische« Schlusskette ist. Man nennt die progressive die episyllogistische, weil sie, vom Prosyllogismus zum Episyllogismus vorschreitend, mit dem letzten Episyllogismus schliesst. Die regressive aber wird deshalb die prosyllogistische genannt, weil sie, vom Episyllogismus zum Prosyllogismus rückschreitend, mit dem ersten Prosyllogismus endigt. Die Schlusskette ist auch unter dem Namen des Polysyllogismus bekannt und darum der Kettenschluss ein ab-

Digitized by Google

gekürzter Vielschluss. Was daher von den Methoden in der Bildung der Schlusskette oder des Vielschlusses gilt, muss auch beim Kettenschluss seine Geltung haben. Der progressive Kettenschluss ist der episyllogistische, weil er mit dem letzten abgekürzten Episyllogismus schliesst, der regressive der prosyllogistische, weil seine letzte Prämisse der erste abgekürzte Prosyllogismus ist. Man kann darum den regressiven Kettenschluss nicht den gemeinen oder den Aristotelischen und den progressiven nicht den umgekehrten oder Gokleniaņischen nennen. Das Beispiel eines gemeinen oder Aristotelischen Kettenschlusses ist: Die Seele ist einfach; was einfach ist, ist nicht zusammengesetzt, was nicht zusammengesetzt ist, hat keine Theile, was keine Theile hat, löst sich nicht in Theile auf, was sich nicht in Theile auflöst, hört nicht auf zu sein, was nicht aufhört zu sein, ist unsterblich; also ist die Seele unsterblich. Hier gehe ich vom ersten Grunde zur letzten Folge, von der Einfachheit der Seele zu ihrer Unsterblichkeit vorwärts; denn der Grund ist der Zeit nach früher, als die Folge. Der Kettenschluss ist also progressiv. Ich beginne mit dem ersten Prosyllogismus: Was einfach ist, ist nicht zusammengesetzt, die Seele ist einfach, also ist sie nicht zusammengesetzt und höre mit dem letzten Episyllogismus auf: Was nicht aufhört zu sein, ist unsterblich, die Seele hört nicht auf zu sein; also ist sie unsterblich. Daher ist dieser Kettenschluss episyllogistisch. Was in der ersten Prämisse Prädikat ist, wird in der nächsten Subjekt, da ich von jedem Prädikat des Subjekts immer so lange ein neues Prädikat suchen, also das erste Prädikat zum Subjekte des folgenden machen muss, bis ich zuletzt zeigen kann, dass das Prädikat des Schlusssatzes auch wirklich das Prädikat aller in den Prämissen enthaltenen Prädikate des Subjekts ist. Das Prädikat enthält aber die grössere oder allgemeine Sphäre, und, da es in der folgenden Prämisse ein neues Prädikat erhält, so steige ich also von der kleineren oder besonderen Sphäre zur grösseren oder allgemeinen Sphäre bis zur allgemeinsten auf, welche das Schlussprädikat ist. Darum wird dieser Kettenschluss auch der aufsteigende genannt. Das genannte Beispiel ist aber auch zugleich ein Beispiel des gemeinen oder Aristotelischen Kettenschlusses, weil die gewöhnliche Art zu denken mit dem Grunde beginnt und zur Folge vorschreitet. Der umgekehrte oder Goklenische ist darum nicht der progressive, sondern der regressive, absteigende, prosyllogistische, in welchem man mit dem Episyllogismus beginnt und mit dem Prosyllogismus endigt, und in welchem das Subjekt der ersten Prämisse Prädikat der folgenden wird. Das obige Beispiel würde goklenisch also lauten: Was nicht aufhört zu sein, ist unsterblich, was sich nicht in Theile auflöst, hört nicht auf zu sein, was keine Theile hat, löst sich nicht in Theile auf, was nicht zusammengesetzt ist, hat keine Theile, was einfach ist, ist nicht zusammengesetzt, die Seele ist einfach; also ist sie unsterblich. Es wäre ferner besser, wenn in der Lehre von der

Definition die Beschreibung und Erörterung nicht unter die Definition gestellt und als besondere Art derselben angesehen würde. Denn die Definition ist die genaue, die vollkommene Erklärung des Begriffes, und die von dem Herrn Verf. aufgezählten Erfordernisse derselben beziehen sich auch nur auf die letztere. Die Beschreibung ist die Erklärung oder Veranschaulichung der Vorstellung, die Erörterung oder Umschreibung ist als unvollkommene Begriffserklärung immer noch keine Definition. Die Vermeidung der bloss negativen Merkmale in der Definition (S. 62) gehört unter das S. 61 angegebene Erforderniss der Klarheit; unter diese gehört auch das vvn dem Herren Verf. nicht angeführte Vermeiden bildlicher Ausdrücke, welche wohl in der Rede ihren Werth haben, für Begriffsbestimmungen aber ungeeignet sind. Die Erfordernisse der Eintheilung sollten nach gewissen Gesichtspunkten geordnet sein, so nach der Beschaffenheit des Theilungsgrundes, der Theilungsglieder, des Verhältnisses der Subordination der Arten unter die Gattung bei der Unterabtheilung u. s. w. Zu der »Einzigkeit« des Theilungsgrundes gehört der Beisatz, dass der Theilungsgrund ein wirklicher und ein wesentlicher sei. Die Eintheilung der Beweise wäre am zweckmässigsten nach den Beweisquellen, nach der Beweisart und nach der Beweiskraft zu fassen. Man könnte dann die Unterscheidung des progressiven und regressiven Beweisverfahrens, ferner der directen und indirecten Beweise unter die Beweisart, die apriorischen und aposteriorischen Beweise unter die Eintheilung nach der Quelle des Beweises und die sub- und objectiven Beweise (letztere als Demonstrationen und Probationen) unter die Rubrik der Beweiskraft bringen. Sehr richtig wird der Werth der Erkenntnisslehre für die Logik hervorgehoben (S. 79). »Gerade die objective Bedeutung oder reale Wahrheit bildet die wichtigste Seite des Erkennens (gegenüber den Normen der normalen Logik) und durch sie (die objective Bedeutung) ist auch der Werth der Logik bedingt.« Aber gerade darum sollte nach des Ref. Dafürhalten nicht, wie es der Herr Verf. thut, die Logik als selbstständige Wissenschaft ganz von der Noëtik getrennt und diese zu einer besonderen Wissenschaft gemacht werden. Die letzte muss ein wesentlicher Bestandtheil der ersten sein, weil diese ohne jene keinen Werth hat.

Der Herr Verf. verwirft S. 80 die kritische Methode Kant's, welche er als eine Methode »wesentlich skeptischer Natur« bezeichnet. Kant unterscheidet seine (die kritische) Methode selbst nicht nur von der dogmatischen und polemischen, sondern auch von der skeptischen Methode, und verwirft diese, wie jene, als zum Aufbau der Philosophie ungeeignet, während ihm nur die kritische die wahrhaft wissenschaftliche ist. Die skeptische Methode ist nach Kant nur eine vorbereitende, welche irrthümlich Geltendes zerstört. Erst die kritische Methode gibt wirkliche Resultate. Der Dogmatiker nimmt die Erkennbarkeit des Objects, so wie es vorliegt,

Digitized by Google

ohne weitere Untersuchung an; der Skeptiker hält diese Erkennbarkeit für unmöglich und verwirft sie; der Kritiker fragt nach der Möglichkeit des Erkennens und prüft das Erkenntnissvermögen selbst, um den Umfang und die Grenzen des Erkennens zu bestimmen. Der Skeptiker bleibt beim Zweifel stehen, der Kritiker kommt vom Zweifel zu einem Resultate. Der skeptische Zustand ist Kant ein vorübergehender, vorbereitender, der nur durch die Kritik zu einem bleibenden, dauernden wird. So sagt er in der Kritik der reinen Vernunft, im zweiten Abschnitt des ersten Hauptstückes der transcendentalen Methodenlehre: »Der Scepticism ist ein Ruheplatz für die menschliche Vernunft, da sie sich über ihre dogmatische Wanderung besinnen und den Entwurf von der Gegend machen kann, wo sie sich befindet, um ihren Weg fernerhin mit mehrerer Sicherheit wählen zu können, aber nicht ein Wohnplatz zum beständigen Aufenthalte; denn dieser kann nur in einer völligen Gewissheit angetroffen werden, es sei nun der Erkenntniss der Gegenstände selbst, oder der Grenzen, innerhalb deren alle unsere Erkenntniss von Gegenständen eingeschlossen ist.« Gegen die Kant'sche Methode wird S. 80 bemerkt: »Vorerst soll es unentschieden bleiben, ob wir irgend etwas mit Gewissheit erkennen können, und von dieser Unentschiedenheit eben die Kritik des Erkenntnissvermögens uns befreien. Indess, womit will denn Kant diese Kritik anstellen? Doch wohl nur mit seinem (menschlichen) Erkenntnissvermögen. Darf er aber diesem von vornherein nicht vertrauen, so ist seine geforderte und angestellte Kritik in ihren Resultaten rein werthlos, ganz abgesehen davon, dass eine apriorische, allem inhaltlichen Denken vorausgehende Ausmessung der Denkformen unmöglich ist.« Der Hr. Verf. stellt der kritischen Methode, »die ganz voraussetzungslos verfahren will«, die pneumatologische (sic) entgegen, welche »das Wesen des erkennenden Geistes voraussetzt«, um »aus diesem die Erkenntnissprobleme zu lösen.« Kant hat nirgends das Erkenntnissvermögen als ein Vermögen bezeichnet, »dem man nicht vertrauen kann«; er weist im Gegentheile schon in der Einleitung zu seiner Kritik der reinen Vernunft auf die Thatsachen allgemein gültiger und nothwendiger Vernunfturtheile, wie der mathematischen, oder auf das Urtheil, »aus dem gemeinsten Verstandesgebrauche«, dass »alle Veränderung eine Ursache haben müsse«, hin. Nicht das Erkenntnissvermögen der Vernunft bezeichnet er als zweifelhaft oder unsicher, sondern das Hinausgehen über Grenzen, welche diesem Erkenntnissvermögen gesteckt sind und welche er aus der wesentlichen Beschaffenheit des Erkenntnissvermögens an sich nachweist. Er setzt die Möglichkeit einer gewissen Erkenntniss voraus, und die Untersuchung der Bestandtheile und die Art und Weise unseres Erkennens muss ihm zeigen, was wir erkennen, was wir nicht erkennen können. Er setzt also allerdings die Vernunft als die Quelle unseres Erkennens und die Möglichkeit einer gewissen, zuverlässigen Ver-

Digitized by Google

nunfterkenntniss voraus. Deshalb, weil er an der Möglichkeit einer rationalen und transcendentalen Theologie, Kosmologie und Psychologie zweifelt, weil er diese Wissenschaften, als durch eine Selbsttäuschung, durch Fehlschlüsse, Widersprüche, Scheinbeweise entstanden, darstellt, bezweifelt er nicht die Wahrheit oder Zuverlässigkeit des ganzen Erkenntnissvermögens, sondern nur jene Wege, welche das Erkenntnissvermögen einschlägt, wenn es über seine eigenen Grenzen hinausgeht. Diese Grenzen können aber einzig und allein auf kritischem Wege abgesteckt werden. Wenn der Herr Verf. S. 87 sagt: »Der Mensch kann nicht nichts wissen (denn sonst hätte er niemals ein wahres Wissen), aber auch nicht alles wissen (denn sonst wäre der Irrthum bei ihm unmöglich), er ist also sowohl ein wahrheits- als ein irrthumsfähiges Wesen«, so betrachtet er ja die Vernunft ganz in derselben Weise, wie es Kant gethan hat. Wenn Kant das Glauben ein Fürwahrhalten aus für mich zureichenden Gründen genannt hat, hat er es nicht, wie ihm S. 113 vorgeworfen wird, mit dem Meinen verwechselt; er hat im Gegentheile das Meinen als die niederste Stufe des Fürwahrhaltens bezeichnet, da es ihm ein Fürwahrhalten ist, das überhaupt keine, weder sub- noch objectiv zureichende Gründe hat. Als Kriterien der Gewissheit unterscheidet der Herr Verf. das Kriterium 1) des Selbstbewusstseins (S. 129), 2) der Sinneswahrnehmung (S. 130), 3) der Vernunft (S. 130 und 131), 4) der Auctorität (S. 131 u. 132). Wir können wohl alle Kriterien in das Kriterum der Vernunft zusammenfassen, denn mit unserer Vernunft müssen wir die Thatsachen des Selbstbewusstseins, die Sinneswahrnehmungen und die fremden Zeugnisse der Auctorität prüfen, wenn wir sie als wahr erkennen wollen. Nach den Denkprincipien der Vernunft werden wir die Wahrheit oder Falschheit derselben einzig beurtheilen können. Sagt doch der Herr Verfasser selbst, was das Kriterium der Auctorität betrifft, S. 131: »Es muss uns vorher gewiss sein, dass der Mittheilende eine vernünftige Persönlichkeit, ein wahrheitsfähiges und wahrheitszeugendes Wesen sei, und (weil das äussere Zeugniss nur durch die Sinne vermittelt wird), dass wir den Sinneswahrnehmungen vertrauen können.« Es ist hier wohl nicht zu übersehen, dass auch die Offenbarung unter die Kategorie der Auctorität und des fremden Zeugnisses gehört und daher nach demselben Grundsatze zu beurtheilen ist. Kann man hier eine Ausnahme machen? »In Bezug auf die göttliche Offenbarung, lesen wir S. 131, bedarf es zum sicheren Fürwahrhalten nur der Ueberzeugung von der Offenbarungsthatsache, also davon, dass Gott wirklich eine bestimmte Offenbarung gegeben habe.« Die Ueberzeugung von der Offenbarungsthatsache kann aber doch nur aus einer Prüfung derselben hervorgehen, und prüfen können wir nur mit dem einzigen Organ alles der Prüfung unterworfenen Erkennbaren, mit der Vernunft. Nicht ganz gleichgültig ist es dabei, wie der Hr. Verf. meint, ob »der Offenbarungs-

Digitized by Google

inhalt, welcher niemals widervernünftig sein kann, übervernünftig ist oder nicht.« Denn die Vernunft wird sich weit eher von dem überzeugen können, und der Herr Verf. verlangt doch selbst Ueberzeugung, was ihr erkennbar ist, als von demjenigen, was ihr nicht erkennbar ist. Es wird Niemand bestreiten, dass, was über die Vernunft hinausgeht, auch von der Vernunft nicht erkannt werden kann. Könnte es von ihr erkannt werden, würde es auch über ihren Horizont nicht hinausgehen. Zudem ist die Grenzlinie zwischen Vernunftwidrigem und Uebervernünftigem nicht zu ziehen, da Beides für die Vernunft unerkennbar ist.' Von demjenigen, was über die Vernunft hinausgeht, kann die Vernunft nicht sagen, dass es ihr nicht widerspricht. Die so genannte unmittelbare Offenbarung öffnet dem Subjektivismus die Thüre. Wie soll man dem Andern darthun, dass man eine wirkliche unmittelbare Offenbarung hat? Jeder kann sich auf seine Offenbarung berufen. Die mittelbare aber fordert Prüfung des Zeugnisses und hat ohne das Kriterium der Vernunft keine Gewissheit. Wunder und Weissagungen aber verlangen, da sie sich auf fremde Zeugnisse stützen, die Beurtheilung der historischen Kritik, und auch hier ist es wieder die Vernunft, welche entscheiden muss und nur dasjenige annehmen kann, was die Denk- und Naturgesetze nicht aufhebt; denn die Naturgesetze sind göttliche Gesetze, wie die Gesetze des Denkens. Was der Herr Verfasser mit vollem Rechte gegen den Traditionalismus S. 125 sagt, welcher keinen andern Gewissheitsgrund, als den Auctoritätsglauben kennt, kann auch gegen das Kriterium der Auctorität überhaupt eingewendet werden, wenn man es zu einem über der Vernunft Stehenden machen will. Was dem Menschen als Gegenstand der Erkenntniss geboten wird, muss er mit seiner Vernunft als wahr oder falsch unterscheiden können. Diess kann aber die Vernunft nur bei denjenigen Gegenständen, welche ihre Grenzen nicht überschreiten. Gewiss ist es anzuerkennen, dass der Herr Verf. in seiner Stellung ein offenes Auge für den materiellen und formellen Inhalt der neueren und neuesten philosophischen Forschung zu bewahren suchte. Durch die genaue Scheidung der Theologie seines Standpunktes und der Philosophie wird eine vorurtheilsfreiere Behandlung allein ermöglicht.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

Nr. 7. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rig-veda-sanhita. The sacred hymns of the Brahmans translated and explained by F. Max Müller. Vol. I. London 1869. CLIII und 263 pp. 8vo.

Unserer Zeit ist es beschieden, so manche Güter zu geniessen, nach denen frühere Jahrhunderte vergeblich geschmachtet haben. Wie mancher unserer Vorfahren hat die Nachwelt darum beneidet, dass es ihr vergönnt sein werde, die Schätze von Weisheit zu kennen, welche die Brahmanen in ihren heiligen Schriften niedergelegt haben und von denen man im Voraus ahnte, dass sie uns die ursprünglichste und zugleich die vollendetste Poesie erschliessen würden. An unser Ohr dringen die Töne der Vedas zwar noch nicht vollkommen vernehmlich, aber doch deutlicher und reiner denn je vorher. Wie mit so manchem Jugendtraum, so geht es freilich auch hier: man sieht, dass der Besitz des ersehnten Gutes entweder nicht so wichtig ist als man geglaubt hatte, oder, wenn er wichtig ist, dass der Werth desselben nach einer ganz anderen Seite hin liegt als wo man ihn suchte. Der Werth der Poesie ist überhaupt in unserem nüchternen Zeitalter sehr gesunken, aber wir glauben auch, dass in unseren Tagen Niemand mehr in dem Veda ein Werk sucht, welches den Homer oder die Psalmen verdunklen könnte. Dagegen hat das Buch für uns ein erhöhtes Interesse erhalten, weil wir in ihm ein uraltes Werk entdeckt haben, welches einem Volke angehört, das mit uns gleichen Stammes ist, ein Werk, in dem wir auch Spuren der Geschichte unserer eigenen Vergangenheit wahrnehmen können, ein Buch endlich, welches uns einen Einblick in das Geistesleben eines indogermanischen Volkes in einer so frühen Zeit thun lässt, dass nirgends sonst beglaubigte Urkunden in dieselbe hinabreichen. So glauben wir denn, dass die Erforscher des Veda es nicht bereuen dürfen, ihre Zeit und ihre Kraft diesem Werke gewidmet zu haben. Es ist kein Phantom dem sie nachjagen, es ist wirklich ein Schatz gefunden, den es nun gilt zu heben, langsam und vorsichtig, damit uns nicht spätere Geschlechter vorwerfen können, es sei unsere Schuld, dass er uns entgangen sei. Unserer Zeit ist es vergönnt den Ausbau der Vedaphilologie zu beginnen, gewiss aber nicht ihn zu vollenden. Unser vornehmstes Bestreben muss die Herstellung eines tüchtigen soliden Grundes sein, auf dem künftige Geschlechter fortbauen können.

Natürlich musste die erste Sorge der jungen Vedaphilologie darauf gerichtet sein, aus den Handschriften einen correcten allge-

Digitized by Google

mein zugänglichen Text herzustellen. Diess ist nun bereits geschehen und zwar hat dabei die Vedaphilologie darnach getrachtet, für ihre Aufgabe die Erfahrungen zu verwerthen, welche die classische Philologie bei der ihrigen gemacht hatte. Wir finden diess gut und löblich, kein Vernünftiger wird es tadeln wollen, allein für ausreichend können wir es nicht halten. Solche Werke, wie der Veda eines ist, besitzt die classische Literatur nicht, nämlich eine heilige Schrift mit einer an diese sich anknüpfenden traditionellen Priesterliteratur. Wir haben schon vor Jahren angedeutet, woher sich die Vedaphilologie vorkommenden Falls noch Rath holen könne: bei den Erklärern der hebräischen Schriften. Die biblische Exegese ist seit Jahrhunderten mit nicht weniger Liebe und Sorgfalt angebaut worden wie die classische Literatur und die Verhältnisse sind dort oft so ganz dieselben, dass man bei der Bearbeitung des Veda kaum anders handeln kann, als wie die biblische Exegese auch gehandelt hat. So in Bezug auf die Textbehandlung, besonders in den Punkten, welche Hr. M. in seinem ausgedehnten Vorworte besprochen hat. Der Text des Rigveda ist anscheinend sehr wohl erhalten, nicht nur zeigen die Handschriften sehr wenige Varianten, auch die zur Erklärung geschriebenen Werke, unter denen manche (wie die Prâtiçâkhyas) von bedeutendem Alter sind, geben denselben Text, so dass man behaupten kann, die Textrecension des Rigveda sei mit Umsicht und Sorgfalt gemacht und habe mindestens schon 1000 Jahre in ihrer jetzigen Form bestanden. Man denkt hier sogleich an die Masorethen, die bei ihrer Behandlung des Bibeltextes mit nicht minder peinlicher Gewissenhaftigkeit zu Werke gingen. Nichts desto weniger zeigt das Studium des Rigvedatextes nach den Grundsätzen der höheren Kritik, dass derselbe keineswegs durchgängig correct sei, dass das Metrum, die Grammatik und der Sinn eine Menge Aenderungen gebieterisch erheischen. Dies ist eine Thatsache, der man nach den Arbeiten von Bollensen und M. Müller die Anerkennung nicht versagen kann. Auch in den hebräischen Urkunden finden wir ähnliche Verhältnisse, auch dort ist die Sorgfalt der Masorethen nicht im Stande gewesen, das Eindringen von Fehlern zu verhüten, welche zu entfernen man noch fortwährend bemüht ist. In beiden Fällen wird man aber erkennen, dass es leichter ist das Vorhandensein eines Fehlers nachzuweisen, als eine Verbesserung zu finden, welche allen Ansprüchen genügte. Wir möchten daher auch den Vedaphilologen dasselbe Verfahren anrathen, welches in der biblischen Exegese schon längst im Gebrauche ist. Dieses besteht darin, dass man die Verbesserungsvorschläge nicht sofort in den Text setzt, sondern in erklärenden Commentaren niederlegt. Auf diese Weise wird dem Forscher kein Vorschlag zur Textverbesserung vorenthalten, ohne dass man darum genöthigt wäre immer neue Texte herzustellen. In späterer Zeit, wenn man einmal über den Werth oder Unwerth der Verbesserungsvorschläge ins Reine gekommen sein

Digitized by Google

wird, mag es immerhin gerathen sein eine neue berichtigte Textausgabe zu versuchen.

Eine durchaus richtige und zuverlässige Uebersetzung des Veda kann natürlich nur das Endziel aller philologischen Bemühungen sein, und wenn sie jemals möglich werden sollte, so ist sie doch gewiss nicht unserer Zeit beschieden. Solche Erwägungen dürfen uns jedoch nicht abhalten den Versuch einer Uebersetzung zu wagen, so gut und so richtig als sie eben nach unseren Kräften werden kann. Eine solche Uebersetzung hält Ref. neben den Textausgaben für das erste und unerlässliche Mittel eines ferneren Gedeihens dieser Studien. Freilich handelt es sich dabei zuerst um die Methode, nach der man übersetzen soll. Ueber die richtige Methode einer solchen Uebersetzung ist seit mehreren Jahren ein ziemlich erbitterter Streit geführt worden, in welchem es sich vorzüglich um die Frage handelte, ob man den Vedatext getreu nach den Angaben der einheimischen Erklärer zu übertragen habe, oder ob es nach Umständen erlaubt sei von den traditionellen Ansichten abzugehen. Alle Uebersetzer des Rigveda, welche bis jetzt aufgetreten sind, haben in dieser Sache Partei genommen. Wenn wir von Langlois absehen, der nach allgemeinem Urtheile sehr willkürlich und unkritisch verfahren ist, so können wir doch Wilson im Ganzen, wenn auch nicht immer im Einzelnen, als den Vertreter der traditionellen Uebersetzung betrachten, während dagegen Benfey und M. Müller die entgegengesetzte Ansicht vertheidigen. Wer mit der Geschichte der biblischen Exegese einigermassen vertraut war, ist wohl niemals sonderlich im Zweifel gewesen, welches der Ausgang dieses Streites sein werde. Es ist allerdings nicht blos erlaubt, sondern selbst geboten, an vielen Stellen von den traditionellen Uebersetzungen abzuweichen und der Stimme der Wissenschaft mehr zu gehorchen als der Ueberlieferung. Die biblische Exegese ist der rabbinischen Ueberlieferung gegenüber ganz in derselben Lage und so wird es ziemlich überall der Fall sein, wo man mit einer priesterlichen Literatur zu thun hat. Falsch ist es bloss, wenn man diese Freiheit, die wir uns nothgedrungen nehmen müssen, für eine erfreuliche Errungenschaft hält; diess ist sie in der That nicht, sondern eher das Gegentheil. Es wäre nicht blos für uns bequemer, es wäre auch für die Sache selbst weit besser, wenn die Tradition so genau wäre, dass die Kritik nichts an ihr auszusetzen fände und wir nichts zu thun hätten als sie nachzuschreiben. Unsere Uebersetzungen hätten alsdann eine historische Beglaubigung und diese ist für ein Denkmal der Geschichte, welches zuletzt der Rigveda doch ist, von unschätzbarer Wichtigkeit. Sobald uns diese historische Beglaubigung verlässt, machen wir dieselbe Erfahrung wie bei den Textverbesserungen, nämlich, dass es unendlich viel leichter ist eine traditionelle Erklärung als unbegründet nachzuweisen als eine andere begründete an ihre Stelle zu setzen. Diese Umstände dürfen uns natürlich nicht

Digitized by Google

verhindern unsere Pflicht zu thun, das als unrichtig zu bezeichnen, was wir als unrichtig erkannt haben, ebenso zu trachten, dass man das Falsche durch etwas Besseres ersetze. Leider sind nur unsere Mittel zur Verbesserung äusserst mangelhaft, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, dass die Erkenntniss dieser Mangelhaftigkeit unter uns in den letzten zehn Jahren wesentliche Fortschritte gemacht habe, und dass aus dieser Erkenntniss die jetzige mildere Stimmung gegen die Tradition entspringe. Wir kennen in der That keine anderen Mittel als die Vergleichung aller einzelnen Stellen, in denen ein Wort vorkommt und dann die etymologische Zergliederung der einzelnen Wörter. Was nun das erste dieser Hülfsmittel betrifft, so ist die eigenthümliche Beschaffenheit des Veda ein grosses Hinderniss für seine Anwendung, denn viele Wörter sind so unbestimmt von den Verfassern der Texte selbst gebraucht, dass es schwer hält sie in einem scharfen Begriffe zu fassen und der Subjectivität des Auslegers bei der Bestimmung der Bedeutungen immer ein grosser Spielraum bleibt. In dem vorliegenden Werke findet der Leser für eine ganze Anzahl von Wörtern das Material vollständig mitgetheilt und kann sich selbst davon überzeugen, an wie wenig Stellen die angenommene Bedeutung mit zwingender Nothwendigkeit aus den Texten folgt, meistens kann man auch eine andere verwandte oder auch selbst nicht verwandte ebensogut annehmen. Was nun aber das zweite Hülfsmittel betrifft, die Etymologie, so denkt man auch über ihren Werth jetzt weit nüchterner als früher. Man hat angefangen einzusehen, dass ein Wort nicht nothwendig die Bedeutungen haben muss die es haben kann, man hat gefunden, dass man den Anschauungen des Einzelvolks, ja selbst dem Zufalle einen so grossen Antheil an der Begriffsbestimmung der einzelnen Wörter einräumen muss, dass Wortbedeutungen, die nur auf etymologischen Schlüssen beruhen, von vorneherein blos einen zweifelhaften Werth haben.

Nach diesen Bemerkungen wird wohl Niemand eine unserer Uebersetzungen des Rigveda in die Hand nehmen, in der Meinung, dass ihm eine für alle Zeiten mustergültige Uebertragung geboten werde und Herr Müller namentlich hat durch seine Bemerkungen (p. XII fg.) dafür gesorgt, seinen Lesern diese Meinung zu benehmen. Indem Hr. M. ferner bei verschiedenen Hymnen die verschiedenen Uebersetzungen neben einander stellt, hat er auch den Lesern, welche den vedischen Studien ferner stehen, die Gelegenheit gegeben sich eine Vorstellung von den Abweichungen der Erklärer in der Auffassung des Textes zu machen. Wir glauben nicht, dass sich diese Verschiedenheiten in der nächsten Zeit schon verringern werden, eher dürften sie sich noch vergrössern; es liegt dies in der Natur der Dinge und der durch die Mangelhaftigkeit der Tradition entstandenen Unsicherheit. Welches der Standpunkt sein werde, auf den sich die Vedaforschung durch ihre künftigen Arbei-

Digitized by Google

ten noch erheben kann, scheint Ref. mit Hinblick auf die biblische Exegese auch nicht zweifelhaft sein zu können. Ohne Frage sind schon jetzt von den Vedaphilologen eine gute Anzahl von Stellen richtig erklärt worden, während ebenso unzweifelhaft bei andern die Deutung eine unrichtige ist. Ueber diese beiden Kategorien von Stellen wird man am leichtesten ins Reine kommen, das Wahre wird als richtig erkannt, das Falsche als unrichtig beseitigt werden. Neben diesen Stellen wird aber eine gute Anzahl anderer bestehen bleiben, für welche sich eine ganz sichere Erklärung nicht finden lässt, wo zwei, drei und mehr Erklärungen neben einander bestehen, von denen jede etwas für sich anzuführen weiss, keine aber genug um die übrigen Erklärungen aus dem Felde zu schlagen. An solchen Stellen muss jeder neue Erklärer vom Neuen seine Kräfte versuchen; es werden die verschiedensten Wege eingeschlagen werden um zum Ziele zu gelangen, die Einen werden versuchen mit Hülfe der Tradition das Richtige zu finden, die Andern ohne dieselbe. Dass übrigens eine solche Unsicherheit in manchen Einzelnheiten mit einer gründlichen Kenntniss des Gegenstandes im Ganzen nicht unvereinbar sei, lehrt die biblische Exegese und sie ist wohl auch für die vedische Literatur zu erwarten, wenn nur einmal dieselbe mit gleicher Gründlichkeit durchforscht ist wie die biblische. Diess ist jetzt nur noch eine Frage der Zeit, vor der Hand war es nöthig, einmal das Arbeitsfeld im Ganzen zu umgränzen, ehe man innerhalb desselben die Einzelforschungen in Angriff nehmen konnte.

Aus dem Titel hatten wir geschlossen, dass der vorliegende erste Band der Müller'schen Uebersetzung der Anfang zu einer vollständigen Uebertragung des Rigveda sein werde, und es hat uns leid gethan aus p. XXV zu sehen, dass eine solche Absicht bis jetzt nicht besteht. Hoffen wir, dass Hr. M. seine Absicht noch ändert, denn eine vollständige nicht blos eine theilweise Uebersetzung des Werkes scheint uns durchaus geboten. Allerdings wird es einer vollständigen Uebertragung an zweifelhaften Uebersetzungen, unverständlichen Stellen u. dgl. nicht mangeln, denn für eine unfehlbare Uebersetzung ist die Zeit noch nicht gekommen, wie wir oben bereits gesagt haben. Wir geben auch zu, dass von Seiten des Uebersetzers eine gewisse Selbstüberwindung dazu gehört, eine Uebersetzung von Stücken zu veröffentlichen, die ihm selbst nicht überall genügt und deren Schwächen er besser kennt als die Leser; wenn er aber mehr für die Sache als für sich arbeiten will, wird er sich sagen müssen, dass er besser daran thut schwierige und theilweise kaum zu enträthselnde Stücke nach seiner besten Kenntniss, wenn auch mangelhaft, zu übertragen, als andere leichte vollkommen zu übersetzen. Auf einem so dunklen noch wenig betretenen Gebiete ist es auch ein Gewinn zu wissen, an welchen Stellen die Schwierigkeiten liegen, damit andere, später kommende Forscher gerade auf diese ihre Aufmerksamkeit len-

Digitized by Google

ken können. Sie haben es schon leichter, da sie auf den Schultern ihrer Vorfahren stehen, und die Schwierigkeiten, welche anfangs unüberwindlich schienen, werden sich durch ein solches Zusammenwirken bald erheblich vermindern. Durch solche gegenseitige Förderung und Duldung ist überhaupt der Fortschritt der Vedaphilologie bedingt. Nur wenige Vedahymnen wird es vor der Hand geben, welche so übersetzt werden können, dass man im Voraus die Gewissheit hätte es Allen zu Danke gemacht zu haben. Wer es nicht ertragen kann seine Ansichten getadelt, ja Fehler nachgewiesen zu sehen, der wende diesen Studien lieber gleich vom Anfange an den Rücken.

Vollkommen einverstanden sind wir mit Hr. M., dass die Uebersetzung eines so schwierigen Werkes wie der Rigveda ist nur wenig Nutzen bringt, wenn sie nicht von einem ausführlichen Commentar begleitet ist, und wir können es daher nur billigen, wenn Hr. M. die von ihm übersetzten Hymnen mit einem solchen versehen hat. Dieser Commentar ist dem Ref. aus naheliegenden Gründen der interessanteste Titel des Werkes. Ueber die äussere Einrichtung desselben können wir jedoch einige Bedenken nicht unterdrücken. Der vorliegende erste Band der Uebersetzung enthält nur 12 commentirte Hymnen, der ganze Rigveda besteht aber aus 1028 Liedern. Wir geben nun zu bedenken, aus wie vielen Bänden eine vollständige Uebersetzung bestehen wird, wenn sie auf diese Weise erklärt wird, und wir glauben nicht, dass bei den spätern Hymnen durch geringere Ausführlichkeit viel Raum erspart werden kann. Dazu würde mindestens ein Band Register kommen müssen, um das Nachschlagen einzelner Erklärungen zu ermöglichen. Auch hier scheint es uns wieder, dass sich die Vedaforschung am besten an die Methode der biblischen Exegese anschliessen würde, die Uebersetzung und den Commentar gesondert zu geben. Der Commentar könnte dann wesentlich verkürzt werden durch Verweisen von einer Stelle auf die andere bei gleichartigen Erscheinungen, vor Allem aber wenn man von der ausführlichen Mittheilung der Parallelstellen absieht, welche so viel Raum einnehmen. Diese kann man füglich einer vedischen Concordanz überlassen, ohne welche sich die Vedaphilologie ohnediess nicht lange mehr wird behelfen können. Was nun das Wesen des hier vorliegenden Commentars selbst betrifft, so nehmen in demselben die Worterklärungen die erste Stelle ein, seltener werden grammatische Erscheinungen berücksichtigt, auch gehören diese eher in eine ausführliche Vedagrammatik, deren baldige Veröffentlichung ein unabweisbares Bedürfniss ist. Von den Hülfsmitteln, welche uns in und ausser der Tradition zu Gebote stehen, macht Hr. M. den umfassendsten Gebrauch, nur einem Punkte hätten wir eine grössere Berücksichtigung gewünscht, nämlich der Vergleichung des Rigveda mit dem Avesta. Es ist die Sitte der Vedaphilologen bei allen Gelegenheiten den grossen Nutzen zu betonen, den die érâ-

Digitized by Google

nische Philologie aus dem Veda ziehen könne, und da dieser Satz natürlich auch umgekehrt Geltung haben muss, so darf man sich über diese karge Berücksichtigung des Avesta billig verwundern. Vielleicht aber mag es Manchem auffallen, dass gerade Ref. es ist, welcher die Abwesenheit dieser Vergleichung als einen Mangel in Erinnerung bringt, da er sich mehrfach ziemlich schroff gegen die Vergleichung des Avesta mit dem Veda ausgesprochen hat, und sich desswegen diese Feindschaft gegen den Veda als einen beschränkten Standpunkt vorwerfen lassen musste. Allein mit dieser Feindschaft hat es nur unter bestimmten Beschränkungen seine Richtigkeit. Wahr ist es, dass wir uns unbedingt gegen diejenige Art der Vergleichung erklären mussten, die wir bis jetzt fast ausnahmslos angetroffen haben, wenn man nämlich kurzweg festhält, die von den Vedaphilologen angenommene Bedeutung der angeblich verwandten Wörter sei die ursprüngliche, und wenn man dem Erklärer des Avesta zumuthet, auch bei seinen Forschungen von dieser Ueberzeugung auszugehen oder doch schliesslich zu demselben Resultate zu kommen. Ein solches Verfahren hat die grössten Nachtheile und entspringt auch erweislich meistens nicht aus dem Wunsche die Erklärung des Avesta irgendwie zu fördern, sondern mehr nur für manche gewagte Annahmen im Avesta die Stütze zu finden, deren sie bedürfen. Wenn man uns nun zugeben will, das eben gerügte einseitige Ausgehen vom Veda sei eben ein Missbrauch der Sache, nicht aber diese selbst, so sind wir vollkommen einverstanden. Natürlich wäre es ebenso verkehrt, wenn wir nun unsererseits von den Vedaphilologen verlangen wollten, sie sollten bei ihren Untersuchungen von Dem ausgehen, was im Avesta als das Richtige ermittelt worden ist, auch sind wir weit entfernt diess zu thun. Unsere Ansicht ist, dass die Forscher auf beiden Gebieten, jeder mit seinen eigenen Mitteln, wirken sollen, so weit diess nur möglich ist. Der Vedaphilologe wird also die indische Tradition zu befragen haben, dann vor Allem die Veda selbst, endlich die indischen Sprachen in ihrer ganzen Ausdehnung, ehe er sich an das Avesta wendet. Ebenso wird der érânische Philologe zuerst die Parsentradition und den Avestatext, dann die érânischen Sprachen zu berücksichtigen haben. Allein wenn auf dem speciellen Felde Alles geschehen ist was geschehen kann, dann mag man auch den Blick auf die verwandten Gebiete lenken und zusehen, was mit ihrer Hülfe noch gewonnen werden kann. Vielleicht ist es nicht ganz unnütz, mit einigen Worten zu sagen, was wir hier in unserem Falle unter der Benützung der verwandten Gebiete eigentlich verstehen. Wir meinen damit nicht, dass ein Vedaphilologe das altbaktrische Wörterbuch durchblättere und zusehe, ob er etwas in demselben findet was für ihn passt, oder dass umgekehrt der Avestaphilologe das Vedalexicon in ähnlicher Absicht gebrauche. Beide Gebiete sind noch lange nicht genug gesichert um eine solche Benützung zu erlauben, die entweder

Digitized by Google

kritiklos sein oder persönlichen Wünschen und Ansichten einen ungerechtfertigten Spielraum gewähren müsste. Vielmehr setzen wir eine genauere Bekanntschaft mit den Forschungen auf beiden Gebieten als selbstverständlich voraus, wäre es auch nur, damit man das Sichere vom Unsicheren unterscheiden könne. Eine solche Vertrautheit mit beiden Gebieten ist schon jetzt keine unmögliche Sache und mit dem Wachsen der Hülfsmittel wird sie immer mehr erleichtert werden. Wir wollen nun einige Fälle anführen, in denen nach unserer Ansicht die Vergleichung des Avesta von Nutzen gewesen wäre.

Das erste Wort, welches Hr. M. sehr ausführlich nach allen Richtungen bespricht ist arusha, welchem die Bedeutung »roth« gegeben wird. Vollkommen identisch ist damit das altbaktrische aurusha, das aber nicht roth, sondern vielmehr weiss bedeutet; dass diese von der persischen Tradition angenommene Bedeutung im Allgemeinen richtig sei, lehrt der Umstand, dass aurusha nicht blos von Pferden, sondern auch von den Armen der jungen Mädchen gebraucht wird. Dass nun arusha weiss heissen könne ist ganz unmöglich, da aber die Wörter nothwendig identisch sind, so muss man eben annehmen, dass das Wort in der Periode, als die Arier noch ein Volk waren eine etwas verschiedene Bedeutung hatte — etwa »glänzend« wie Hr. M. p. 15 richtig bemerkt — aus welcher sich dann die beiden Bedeutungen weiss und roth entwickeln konnten. Heisst aber das indische arusha wirklich roth? Wir bezweifeln, dass sich diese Erklärung aus der Tradition rechtfertigen lässt, von den Commentatoren wird das Wort auf verschiedene Art erklärt, das Gewöhnlichste ist wohl, dass es durch ârocamâna, glänzend, übersetzt wird. Nach wiederholter Durchlesung der Stellen, wo das Wort vorkommt, können wir nirgends eine Nöthigung finden von dieser Bedeutung abzugehen. Das Wort erscheint als Beiwort verschiedener Thiere, der Rinder, der Vögel, der Eber, der starken Thiere (vrishan) überhaupt, dann auch als Beiwort des Rauches, der Glieder, der Strahlen. Arusha wird der weissen, schwarzen und dunklen (çyâva) Farbe entgegengesetzt, allein ein Beweis dafür, dass es roth heisse, liegt darin nicht. — Mehr kann das Avesta zur Erklärung eines anderen Wortes beitragen, welches Hr. M. p. 25 bespricht, und gesteht, dass es vom blosen Sanskritstandpunkte aus schwierig zu erklären sei. Diess ist das Wort vahni, welches neben anderen Bedeutungen in den Vedas auch die des Feuers hat. Es ist nicht zweifelhaft, dass vahni von vah, vehere, abstammt und Hr. M. macht passend auf die Parallele von agni, ignis aufmerksam, welches von aj, agere abstammen muss. Nun heisst das éränische vaz nicht blos führen, sondern auch einher fahren, reiten oder fliegen; das neupersische vazîdan wird noch heute nicht blos vom Weben des Windes, sondern auch von der schnellen Verbreitung des Feuers gebraucht. Im Avesta ist vâzista der Name des Blitzesfeuers, weil dasselbe

schnell dahin fährt, und aus derselben Anschauung ist gewiss auch die Bedeutung von vahni, Feuer, entsprungen. Die zweite Bedeutung von vahni; Mittel zum Fahren, Wagen oder auch Pferd findet gleichfalls ihre Parallele im altbaktrischen vazemna, reitend, vastar Zugthier. Dagegen geht die dritte Bedeutung vahni, Priester, nicht mehr in die arische Zeit zurück und dürfte sich erst in Indien entwickelt haben. — Das vedische çardhas und çardha (p. 56) ist, wie schon lange gesagt wurde, das altbaktrische çaredha, Art, Gattung. — Wenn wir anders Hr. M. (p. 44 fg.) recht verstehen, so scheint er anzunehmen, dass zwischen unserer und der vedischen Zeit bedeutende Erdrevolutionen im westlichen Indien vorgegangen sein müssen, weil die vedische Beschreibung der Sarasvatî zu dem jetzigen Sachverhalte nicht stimmt. Für uns haben solche Annahmen immer etwas Missliches. Wahr ist allerdings, dass im Veda die Sarasvatî als ein bedeutender in das Meer einmündender Fluss geschildert wird, während die heutige Sarasvatî ein unbedeutendes Flüsschen ist, welches in den Sand versinkt; wir möchten aber daraus weiter nichts schliessen, als dass der Name Sarasvatî in der vedischen Zeit einem anderen Flusse gegeben worden sei. Sarasvatî heisst weiter nichts als die wasserreiche und dieses Beiwort passt auf viele Flüsse; dass es aber ursprünglich blos Beiwort, nicht Eigennamen eines bestimmten Flusses war, lehrt die Vergleichung mit dem Altbaktrischen, wo wir das Wort Sarasvatî wieder in der Form Haraqaiti antreffen und wo es den Arachotus, also einen ausserindischen Fluss, bezeichnet. — Zu dem, was Hr. M. p. 97 über dânu sagt, möchten wir bemerken, dass uns im Veda ebenso wie im Avesta ein doppeltes dânu zu unterscheiden scheint, das eine stimmt zu dem altbaktrischen dânu, welches Feind bedeutet und kommt im Veda als Bezeichnung von männlichen und weiblichen Dämonen vor. Das zweite dânu stimmt zu altb. dânu Fluss und dieses Wort dürfte auch im Veda Flüssigkeit bezeichnen; jedenfalls damit zusammenhängend ist das ossetische don, Fluss. Ob nun diese beiden Wörter trotz ihrer verschiedenen Bedeutung unter sich einen Zusammenhang haben, bleibt unsicher, denkbar ist aber ein solcher; wenn man nämlich dânu von do schneiden, ableitet und ihm die Bedeutung des Zerschnittenen, Zersplitterten gibt (cf. sûnu der Geborene von sû), diese Bedeutung würde für den Wassertropfen ebenso gut passen wie auf den Dämon, der ja von Indra zerschlagen wird. Eine gewisse Verwandtschaft hat auch Açtô-vîdhôtus, der Dämon, welcher die Knochen zertrümmert. — Bei dem Worte vâna (p. 120) möchten wir glauben, dass die Bedeutung Stimme die ursprüngliche sei, und trotz des cerebralen n das im Huzvâresch und Armenischen vorkommende vâng (neup. bânig) Stimme, Ton vergleichen. — Den Ausführungen über vrishan (p. 121 fg.) fügen wir noch bei, dass diesem vrishan nicht blos das altbaktrische arshan entspricht, welches wie das griech. ἄῤῥην das anlautende v verloren hat, sondern auch

Digitized by Google

das neuere gushan in dem es sich erhalten findet, und dass letzteres Wort sowohl das altbaktrische arshan, Mann, wie yavan, Jüngling, übersetzt. Dieses gushan wird von Neriosengh sehr passend theils mit sabîja (mit Samen versehen) theils auch mit utsâhin, stark, übersetzt. Im neupersischen ist gushan noch oft ein Beiwort des Heeres und bestätigt somit die Annahme, dass die Grundbedeutung stark sei. Es will Ref. scheinen als müsse man eine doppelte Wurzel vrish unterscheiden, die eine ist eine Erweiterung aus vri wehren von ihr stammt vrishan, arshan, vrishni und varsni, diese Wörter wären also mit vîra, vîrya verwandt. Eine zweite Wurzel vrish ist regnen, sie müsste aus einer Wurzel vri abgeleitet sein, welche dem altbaktrischen vâr entspricht, von welcher vâra Regen, kommt, im Sanskrit vâri und ûrmi, vgl. auch οὖρον, urina. — Die Adjectiva vithura und avithura (p. 145) sammt der Verbalform vithuryati sind gewiss mit dem altb. aiwithûra der Wurzel nach zu vergleichen und Ref. möchte daher dieses Wort nicht mehr an die Wurzel turv anschliessen, sondern eher eine Wurzel thur annehmen. Das Wort wäre auch dadurch von Wichtigkeit, dass hier altb. th dem sanskritischen th entsprechen würde ohne durch specielle euphonische Regeln bedingt zu sein, ein Fall der unseres Wissens für den Anlaut in einem gesicherten Beispiele bis jetzt nicht erhärtet ist. — Die Wurzel api-vat (cf. p. 189) nach der ersten Classe flectirt, findet sich auch im Altbaktrischen und heisst wissen, wie diess Burnouf Etudes p. 328 längst gezeigt hat. Daneben findet sich aber an einigen Stellen auch das Caussativum und dieses heisst nach der richtigen Angabe der Tradition kund thun. Diese Bedeutung dürfte auch für den Veda die richtige sein, und wie Ref. scheint, dürfte auch lat. vates zu dieser Wurzel gezogen werden müssen, die Ableitung von G. Curtius aus skr. gâ, singen, scheint uns sehr unwahrscheinlich. Gegen die hier wieder vorgetragene Ansicht, dass das sanskritische harmya in zairimyagura enthalten sei (p. 206), müssen wir uns aus etymologischen Bedenken erklären. Sie rührt zwar vom Ref. selbst her, ist aber bereits in seinem Commentare (zu Vd. 13, 15) von ihm zurückgenommen worden, da sie gegen die von F. Rückert gemachten Einwendungen nicht zu halten ist. Dass dem noch immer streitigen tyajas (cf. p. 255) das altbaktrische ithyêjagh vergänglich entspreche, haben wir schon mehrfach zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Auch in sachlicher Beziehung hätte nach unserer Ansicht das Avesta an einigen Stellen mit Nutzen verwerthet werden können. So ist die p. 36 angeführte Ansicht von der Dreitheilung der Welt gewiss nicht blos eine vedische, sondern bereits eine arische. Ihr entspricht auch im Avesta die Ansicht von einer Dreitheilung der Erde, die freilich nur noch in Spuren vorhanden und von der Eintheilung in sieben Theile bereits überholt ist, aber eine so wichtige Anschauung wie die Theilung der Erde unter die drei Söhne

Digitized by Google

Thraetaonas beruht auf ihr und ihr entspricht eine ganz ähnliche Eintheilung des Himmels und der Unterwelt in drei Theile, auch hier ist die siebenfache Theilung überall das spätere. Von grosser Wichtigkeit ist auch das Wort svadhâ (p. 19 fg.), als dessen Grundbedeutung ist wohl Charakter anzunehmen, aus welcher sich erst die Bedeutung Gewohnheit, Sitte entwickelt hat. Mit diesem svadhâ ist gewiss das neupersische khôi oder khô identisch, nicht blos den Bedeutungen nach, welche dieselben sind, sondern auch dem Laute nach, obwohl das Wort in einer älteren Form gegenwärtig nicht nachweisbar ist. Aus svadhâ hat sich aber auch unmittelbar der Begriff qadhâta gebildet, der hart an der Gränze der arischen Periode steht und wichtig genug ist.

Noch über einen wichtigen Punkt müssen wir einige Worte hinzufügen, ehe wir diese Anzeige schliessen. An einigen Stellen der Anmerkungen ist Hr. M. auf das Gebiet der vergleichenden Mythologie hinübergestreift, zwar nur sehr flüchtig, aber da gerade die Verwerthung des Veda für die vergleichende Mythologie von grosser Wichtigkeit ist, so mögen einige Bemerkungen hier Platz finden. Man hat entdeckt, dass so manche Wörter, welche im Veda eine mythologische Bedeutung haben, sich in gleicher Eigenschaft auch in andern Mythologien wiederfinden. Nicht mit Unrecht hat man auf das hohe Alter solcher Mythen geschlossen und gehofft, es werde gelingen mit ihrer Hülfe einen Einblick in den ältesten Vorstellungskreis der Indogermanen zu gewinnen, wenn es nämlich gelingt, sie in genügender Anzahl aufzufinden und zu sammeln. Nehmen wir beispielsweise das Wort dyâus, so wird Niemand bezweifeln, wer mit den Gesetzen der neuern Sprachwissenschaft vertraut ist, dass dasselbe lautlich Buchstabe für Buchstabe dasselbe Wort sei wie das griechische *Ζεύς*. Die Gleichheit geht aber über die lautliche Uebereinstimmung hinaus. Dyâus heisst im Veda oft genug der Himmel als Sache, nicht selten ist aber das Wort auch der Name einer mythologischen Person und an mehreren Stellen wird noch das Wort pitar, Vater, hinzugefügt. In dieser letzteren Eigenschaft wird nun Niemand Anstand nehmen, den griechischen *Ζεὺς πατήρ* und lateinischen Jupiter wieder zu erkennen. Wenn es nun aber weiter an einigen Stellen auch heisst, dass Zeus regnet, wenn der Lateiner noch sub Jove frigido sagen kann, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass auch das lateinische und griechische Wort schon die Bedeutung Himmel gehabt haben müsse, dass mithin beide Bedeutungen in eine Zeit zurückgehen, welche älter ist als die Trennung der indogermanischen Völker. Beispiele, wie das oben angeführte, würden auch von den Philologen kaum beanstandet werden, wenn wir deren nur genug hätten. Unglücklicher Weise sind sie ziemlich selten, und sie zu vermehren, kostet Arbeit und grosse Vorsicht; daher hat man neuerdings öfter einen anderen Weg einzuschlagen versucht, indem man von den mythologischen Eigennamen

Digitized by Google

einer indogermanischen Einzelsprache ausgeht und diese mit Sanskritwörtern zu vermitteln sucht, aus den auf diese Weise gefundenen Etymologien aber Schlüsse auf den Charakter der so bezeichneten Gottheit macht. Ueber das Gefährliche solcher Versuche zu sprechen ist hier nicht der Ort, auch können wir desswegen auf die Bemerkungen von G. Curtius (Grundzüge des gr. Et. p. 111 fg. 2 A.) verweisen. Nur einen Punkt wollen wir hervorheben, weil wir denselben noch nirgends genauer erörtert gefunden haben. Dass alle indogermanischen Sprachen von einer gemeinsamen Muttersprache abstammen, kann nicht bezweifelt werden, es ist eine historische Thatsache. Dass sich die einzelnen indogermanischen Sprachen zu verschiedenen Zeiten von der gemeinsamen Mutter abgelöst haben, kann zwar nicht strenge bewiesen werden, bleibt aber eine höchst wahrscheinliche Annahme. Um nun das Verhältniss jeder indogermanischen Einzelsprache zur Muttersprache zu bestimmen, müssten wir eigentlich immer wissen, wie die letztere bei der jeweiligen Trennung einer Sprache ausgesehen hat, denn das werden wir mit Sicherheit voraussetzen dürfen, dass auch die indogermanische Ursprache im Laufe der Jahrhunderte sich verändert hat, und also, wenn die indogermanischen Sprachen sich allmählig ablösten, sie bei jeder Trennung eine andere Gestalt zeigte. Leider aber sind wir über diese Gestalt ganz im Dunkeln, was um so mehr zu bedauern ist, als die Ansichteu über diesen Punkt sehr verschieden sein können. Fragen wir z. B. wie wohl die Ursprache ausgesehen haben möge zur Zeit, als das Griechische sich ablöste. Was die Formenlehre betrifft, so wird allerdings kein gegründeter Zweifel bestehen können, dass sie in der Ursprache damals in ihren wesentlichen Theilen schon vorgezeichnet war. Aber wie verhält es sich mit der lexikalischen Seite der Sprache? Ohne Zweifel war damals auch bereits ein Theil des Wortschatzes ausgebildet, aber da jede indogermanische Sprache und also auch das Griechische eine grosse Anzahl von Wörtern enthält, die nicht als der Ursprache angehörend nachgewiesen werden können, so scheinen mir nur zwei Fälle möglich zu sein. Entweder die indogermanische Ursprache war so reich, dass sie alle oder doch fast alle die Wörter besass, welche in sämmtlichen indogermanischen Sprachen vorkommen, die Töchtersprachen sind dann verarmt, und jede derselben hat nur einzelne Trümmer des früheren Reichthums bewahrt. Oder, wenn es doch bedenklich schiene solchen ungemeinen Reichthum zuzugeben, so wird man sich entschliessen müssen anzunehmen, dass auch die indogermanischen Töchtersprachen selbst nach ihrer Abtrennung noch eine Zeitlang mit höherer Fähigkeit zur Wortbildung begabt waren als in den Jahrhunderten, die geschichtlich beglaubigt sind. Nehmen wir diese zweite Möglichkeit an (und sie erscheint Ref. als die wahrscheinlichere), so erhalten wir eine bedeutende Anzahl von Wörtern und mithin auch von Begriffen und Anschauungen, welche

Digitized by Google

der Ursprache nicht mehr angehören, vielmehr der Sonderentwicklung des Volkes ihren Ursprung verdanken, wenn auch in einer Zeit, in die unsere Urkunden der Sprache nicht mehr zurückreichen. Es fragt sich dann weiter, wie sich die Mythologie zu diesen beiden Arten von Begriffen verhalte, den ursprünglichen und den nicht ursprünglichen. Sollen wir annehmen, die mythologischen Anschauungen seien zur Zeit der Abtrennung der griechischen Sprache schon vollkommen abgeschlossen gewesen, und die Griechen hätten weiter nichts thun können als das Vorhandene umzubilden, nicht aber Neues hinzufügen? Diess ist mehr als irgend einer der vergleichenden Mythologen über sich nehmen kann zu beweisen. Weiter fragt es sich auch noch, ob das, was zur Zeit der Abtrennung der Griechen bei den Indogermanen an Mythologie vorhanden war, schon im Wesentlichen der vedischen Religion ähnlich war. Diess ist eine Annahme die wir auf das Entschiedenste verneinen müssen, so allgemein sie auch ist, aus dem einfachen Grunde, weil man noch nicht einmal für die arische Periode eine solche Ausbildung annehmen darf und die arische Periode ist entschieden viel später zu setzen als die Abtrennung der Griechen. Nach diesen Bemerkungen wird es Niemand mehr wundern, wenn Vergleichungen wie arusha und Ἔρως (p. 11) oder Ἴλιος und vilu (p. 31) bei uns dem entschiedensten Unglauben begegnen.

Diess sind die Bemerkungen, zu denen der vorliegende erste Band der Rigveda-Uebersetzung den Ref. veranlasst hat. Indem wir dem Werke einen raschen Fortgang wünschen, hoffen wir, dass es zur Verbreitung der Kenntniss des Veda wesentlich beitragen werde.

Fr. Spiegel.

Elementar-Mechanik des Punktes und des starren Systems von Jul. Henrici, Professor an der höheren Bürgerschule in Heidelberg. Leipzig. Teubner 1869.

Mit Vergnügen machen wir den Leser dieser Blätter auf ein vor kurzem erschienenes Werkchen aufmerksam, welches namentlich in den Kreisen des höheren Schulunterrichts willkommen sein wird. Die Aufgabe, die sich der Herr Verfasser gestellt hat, ist die, die Grundlehren der Mechanik in einer Weise darzulegen, die der Fassungskraft und den Vorkenntnissen der Schüler unserer Mittelschulen entsprechend ist. Den Grundgedanken, der ein guter und richtiger ist, und den darauf gegründeten Weg, charakterisirt der Herr Verf. selbst in den ersten Zeilen des Vorworts wie folgt: »Diese Elemente der Mechanik sind ein Versuch, die Mechanik auf allgemeine Postulate nach derselben Methode aufzubauen, welcher die Elementar-Geometrie ihre Evidenz verdankt, und zugleich eine Grundlage zu geben für einen weiteren Ausbau durch die Analysis.«

Digitized by Google

Dieser Versuch ist unseres Wissens wesentlich neu, wenigstens ist ein ähnlicher bis jetzt wohl nicht in die Oeffentlichkeit gelangt. Ebenso wie in dem geometrischen Unterricht gewisse allgemein anerkannte Wahrheiten und allgemein bekannte, wenn auch nicht definirbare Begriffe die Grundlage bilden, auf welchen durch consequente Schlüsse das Gebäude der Geometrie aufgeführt wird, ohne dass weiter viel gefragt wird, woher nun diese fundamentalen Begriffe und die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Grundwahrheiten stammt, ebenso sollen hier aus gewissen gegebenen Begriffen und Sätzen durch ganz elementare Schlüsse die Lehren der Mechanik deducirt werden, und dieser Versuch gelingt bis zu einem gewissen Punkt ganz wohl, nämlich bis dahin, wo die Analyse des unendlich Kleinen unumgänglich wird. Es kann der Richtigkeit dieses Gedankens keinen Eintrag thun, dass hier vielleicht noch mehr von den Grundbegriffen und Grundsätzen aus der Erfahrung, aus allmählich vorgebildeten Anschauungen entnommen werden muss als dies bei der Geometrie der Fall ist, wo diese Grundlagen auch dem Ungebildetsten und Ungeübtesten von Natur eigen sind. Es wird einem gewandten Lehrer leicht gelingen, durch Experimente, durch zweckmässig unterstützte Anschauung, durch Beispiele aus der täglichen Erfahrung, Begriffe wie die der Bewegung, Geschwindigkeit, Beschleunigung dem Schüler ebenso zu eigen zu machen, wie es die räumlichen Begriffe von Hause aus sind. Damit sind dann die Grundlagen gegeben, um wie es in dem vorliegenden Werke geschehen ist, die Grundlehren der Mechanik nach derselben Methode, wie in der Elementargeometrie zu entwickeln. Und dass ein tüchtiger elementarer Unterricht in der Mechanik nicht nur für etwaige spätere Fachstudien, sondern auch für eine gründliche allgemeine realistische Ausbildung von grossem Werthe, wenn nicht unerlässlich ist, bedarf wohl keines weiteren Beweises.

Der erste Abschnitt des Werkes ist speciell der Erläuterung des Begriffes der Bewegung und der daraus unmittelbar fliessenden Begriffe der Geschwindigkeit und Beschleunigung gewidmet. Auch die relative Bewegung und die Zusammensetzung der Bewegung nach dem evidenten Princip des Parallelogramms haben hier ihre Stelle gefunden.

Auf Grund dieser Principien sind in diesem ersten Abchnitt vollständig entwickelt die Gesetze des freien Falles und der Wurfbewegungen, und zwar lediglich aus den Sätzen über die beschleunigte Bewegung, ohne Rücksicht zu nehmen auf die wirkenden Kräfte. Eine derartige Erörterung über die allgemeinen Sätze der Bewegung erscheint als völlig naturgemäss und zweckentsprechend, da unzweifelhaft der ursprünglichere und einfachere Begriff der der Bewegung ist, während der Begriff der Kraft erst aus diesem abgeleitet ist. So schliesst sich naturgemäss im zweiten Abschnitt die Definition der Kraft als die Ursache einer entstehenden Be-

Digitized by Google

wegung oder als die Ursache einer Veränderung in einen bestehenden Bewegungszustand an, und ebenso einfach ergiebt sich das Mass der Kraft als das Mass der von ihr erzeugten Geschwindigkeit oder Geschwindigkeitsänderung. Ebenso wird jede Schwierigkeit vermieden hinsichtlich des so viel diskutirten Princips des Parallelogramms der Kräfte, indem sich dasselbe als directe Folgerung aus dem evidenten Princip der Zusammensetzung der Bewegungen ergiebt. Es sind dabei die Ursachen von plötzlichen und allmähligen Geschwindigkeitsänderungen unterschieden als Stoss- und Zugkräfte, für welche beide die Grundsätze im Wesentlichen übereinstimmend gültig sind. Es sind ferner eingehend die allgemeinen Gesetze des Gleichgewichts der an einen Punkt wirkenden Kräfte, ihre Zusammensetzung und ihre Projektionen behandelt, und hierauf einige Anwendungen gemacht auf die unfreie Bewegung und auf die Wirkung veränderlicher Kräfte.

Der dritte, umfangreichste Abschnitt handelt von dem Gleichgewicht der Kräfte an starren Maschinen. An die Spitze ist die Theorie des Hebels gestellt, die dann zunächst angewandt ist auf verschiedene in der Technik wirklich vorkommende Maschinen, wie die Waage, die Rollenzüge und dergleichen. Um die allgemeinen Gleichgewichtsbedingungen der Kräfte an einem starren Körper vorzubereiten folgt nun zunächst eine eingehende Besprechung der Sätze über Kräftepaare, ihre Zusammensetzung und Zerlegung. Als specielle Fälle sind behandelt die Kräfte die in einer und derselben Ebene wirken und die parallelen Kräfte, welche zur Theorie des Schwerpunkts führen.

Die wirkliche Bestimmung des Schwerpunkts unter der Voraussetzung gleichförmiger Massenvertheilung ist durch elementare geometrische Betrachtungen in einer ziemlichen Anzahl von Fällen durchgeführt, zunächst die Schwerpunktsbestimmung von geraden Linien und Kreisstücken, ferner von Flächenstücken die durch solche Linien begrenzt sind, von krummen Flächen, die einer Kugel oder einem Kegel angehören, endlich von einigen Körpern, die durch ebene Flächen oder Stücke von Kugelflächen begrenzt sind. Als geometrische Anwendung ist die sogenannte Guldinische Regel zur Bestimmung des Inhalts von Rotationsflächen und Rotationskörpern dargelegt.

Im letzten Kapitel dieses Abschnittes sind in völliger Allgemeinheit die sechs Gleichgewichtsbedingungen eines beliebigen, an einen starren Körper wirkenden Kräftesystems entwickelt.

Der vierte und letzte Abschnitt des Werkes beschäftigt sich mit der Bewegung starrer Massen. Die vollständige Beantwortung der darauf bezüglichen Fragen gehören bekanntlich zu den schwierigsten, auch wenn man die höhere Analysis zu Hülfe nimmt, und es ist deshalb begreiflich, dass nur wenige einfache Fälle einer elementaren Darstellung zugänglich sind. Diese Fälle sind übrigens

Digitized by Google

in einer Weise ausgewählt und behandelt, die recht geeignet erscheint, wenigstens einige Einblicke in die verwickelte Natur solcher Bewegungen zu gestatten.

Aus dem Begriff der Arbeit einer Kraft (oder der bei einer Bewegung geleisteten Arbeit) sind einige besondere Fälle des Princips der Erhaltung der lebendigen Kraft entwickelt, welche eine Verallgemeinerung wenigstens ahnen lassen; es sind ferner Begriff und Bedingungen des stabilen und labilen Gleichgewichts erörtert und an einzelnen Fällen erläutert; endlich ist als die am leichtesten verständliche Form der Bewegung eines festen Körpers die Rotation um eine feste Axe eingehender besprochen.

Diese Betrachtungen führen endlich zu dem Begriff des Trägheitsmomentes, über welches die wichtigsten allgemeinen Sätze durch einfache Betrachtungen abgeleitet sind, und dessen wirkliche Bestimmung in mehreren Fällen durch geschickte elementare Behandlung durchgeführt ist.

Damit haben wir die Hauptmomente des Inhalts des vorliegenden Werkes gekennzeichnet, und es bleibt nur noch übrig, auf die zahlreichen, theils den Erfahrungen des täglichen Lebens, theils einfachen, technischen Anwendungen entnommenen Beispiele hinzuweisen, deren Resultate am Schluss des Werkes in einen Anhang zusammengestellt sind.

Nach alle dem glauben wir berechtigt zu sein, den Gebrauch des Werkes in Schulen angelegentlich zu empfehlen, und hoffen, dass durch dasselbe nicht nur in den Schulen, wo schon bisher die Mechanik gelehrt wurde, der Unterricht wesentlich unterstützt werde, sondern auch dass an den Anstalten, wo der Unterricht der Mechanik noch vom Lehrplan ausgeschlossen ist, die Einführung desselben durch das vorliegende Buch angeregt und befördert werden möge.

Heidelberg. **H. Weber.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Pott, Professor Dr. Aug. Friedr., Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen. Zweite Auflage in völlig neuer Ueberarbeitung. Zweiten Theiles dritte Abtheilung: Wurzeln mit consonantischem Ausgange.

Wurzel-Wörterbuch der Indo-Germanischen Sprachen. II. Bd. 1 Abthlg. Wurzeln auf r-Laute und l. Detmold, Mayer'sche Hofbuchhandlung. 1869.

Mit diesem Buche erhalten wir also die dritte Abtheilung vom zweiten Theil — nach dem allgemeinen — die erste Abtheilung vom zweiten Bande nach dem besonderen Titel eines Werkes, das wie nur irgend eines deutschem Fleiss und deutscher Gelehrsamkeit zu hoher Ehre gereicht. — So viel ich weiss, ist in diesen Blättern von den Werken des weitberühmten Verfassers noch gar nie die Rede gewesen. Und darum mag gestattet sein, hier etwas weiter auszuholen.

Im Jahre 1833, also im selben Jahre, in welchem das erste Heft der »Vergleichenden Grammatik« erschien, und zwar ganz kurz nach dessen Erscheinen trat Aug. Friedr. Pott mit einem Buche auf, genannt: Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen. Er war damals Docent an der Berliner Universität, einer von den ersten, die sich dem Altmeister Franz Bopp und den Mitbegründern seiner Wissenschaft, Jacob Grimm und Wilhelm von Humboldt, mit ebenso viel Eifer als Bescheidenheit anschlossen. Wie Einer, der auf neu erworbenem Gebiet überall reiche Beute gewahrt, werthvolle Dinge, die man früher nicht gekannt, nicht zu schätzen oder zu behandeln gewusst, so sammelt und sucht er emsig zusammen. Das Gebiet ist begränzt, aber gross und weit; nur die Oerter, die Stellen sind ihm angezeigt, aber aller Orten ist Neues und Merkwürdiges in grösster Menge. Mit dem Finden wächst ihm unter den Händen das Vermögen, aber auch die Kraft und das Verlangen. Und er kann des Suchens und Sammelns nicht satt werden und nicht zu Ende kommen. Das ist der allgemeine Character der Pott'schen Forschungen, und so hat er sie selbst schon characterisirt, als er die erste »Frucht mehrjähriger Anstrengungen« in die Welt schickte. — »Das Buch — sagt seine Vorrede — enthält nur Materialien; dem Verdienste einer guten Anordnung derselben hat der Verfasser beinahe entsagen müssen; der Stoff drängte sich, und zumeist noch während der Bearbeitung, in solcher Fülle zu, dass es in der That schwer wurde, demselben auch nur äusserlich immer einen schicklichen Platz anzuweisen, und bei der Voraussicht, dass eine neue

Digitized by Google

Ueberarbeitung auch wieder eine Menge neuen, schwer unterzubringenden Stoffes herbeiführen würde, blieb nichts anderes übrig, als einmal, wenn auch mit Zögern, abzuschliessen.« — Dies ist bezeichend, und so bleibt es durch das ganze reiche Schriftstellerthum des Mannes. Wie er arbeitet kommt ihm aus der reichen Fülle seiner Ideen und seines Wissens, das er aus den besten Quellen geschöpft hat, immer noch Neues. Und er knüpft dann an und schaltet ein, so gut es gehen mag, und überlässt dem Leser sich herauszufinden, nicht selten auch die Entscheidung. Beides wird mitunter gar nicht leicht. Aber den Verfasser kümmert das nur wenig, Aeusserlichkeiten, übersichtliche Anordnung, Uebersichtlichkeit des Stils und Klarheit des Ausdrucks so wenig als möglich. Das von ihm anders verlangen, hiesse von ihm selbst einen andern verlangen; und wer möchte das wollen und ihm darum zu nahe treten, weil er sieht, dass dies mit der Zeit und mit der Ausbreitung seines Wissens und Wirkens auf diesem Gebiete nicht gerade besser wird? Vielmehr kann er selbst verlangen, dass wir mit ihm studiren, forschen, selbstständig arbeiten und denken, und er hat ein wohlerworbenes Recht darauf, das von jedem Jüngern zu verlangen. Doch kommen wir zurück zu der ersten Ausgabe der Forschungen.

Enge gedruckt — wie das ganze erste Buch — ist die Einleitung, auf siebzig Seiten (p. XI—LXXXII), gewissermassen des Meisters Probestück. Einer trefflichen Darstellung, welche das Wesen und die Geschichte der Wissenschaft beleuchtet, sind zum Beschlusse »noch einige Bemerkungen, grösstentheils über Eigennamen« angefügt, welche im Munde der Alten und Neuern so viel verderbt und verdreht worden. Es sind das fünfzig Seiten gelehrter Arbeit. — Hiernach folgt nun als Inhalt des ersten Buches ein erster Abschnitt: Etymologischer Lautwechsel. Zuerst werden die Vocale behandelt und an Beispielen die Wandelungen nachgewiesen, welche die Vokale des Sanskrit in verwandten Sprachformen eingehen, dazu über Ablaut und Umlaut im Anschlusse an die grundlegenden Arbeiten Jakob Grimm's (D. Gramm. 2. Aufl. S. 5 ff. u. a.) und dessen eingehende Beurtheilung und Widerlegung durch Franz Bopp (Jahrbb. f. wissensch. Kritik, 1827). — Dieser Gegenstand hat bekanntlich ein Jahrzehnt später durch zwei Monographien Ad. Holtzmanns, davon die erste »Ueber den Umlaut« zuerst in diesen Jahrbüchern (1841. S. 770), nachher, wie die »Ueber den Ablaut« besonders (Carlsruhe 1843—44) erschienen, eine neue und helle Beleuchtung erfahren. — Aehnlich wie die Vocale behandelt Pott sodann die Consonanten, welche er nach Vorausschickung einer allgemeineren Betrachtung und einer »Etymologischen Lautvergleichungstafel« (S. 82 f.) zunächst in Nominen und Suffixen vergleicht. Darauf folgt — denn es genügt jetzt die blosse Uebersicht des Inhalts — die »Vergleichung der Verbalwurzeln« (S. 145). Nach einer Einleitung, die aber auch sogleich

Digitized by Google

in Specialia eingeht, folgt (S. 180 bis zu Ende S. 284) ein »Wurzelverzeichniss«, wofür des wenige Jahre nachher leider jung verstorbenen Fr. Rosen Radices sanscritae (1827) als Grundlage und Ausgang dienten. Nicht also was die indischen Grammatiker Alles als Wurzeln hingestellt haben, sondern allein solche, deren Dasein feststeht, und die sich auch in den verwandten Sprachen wiederfinden, werden aufgenommen und ihre Form und Bedeutung in den letzteren nachzuweisen versucht, überhaupt 375 Verbalwurzeln. Dass hier Manches noch sehr zweifelhaft ist, dass der Verfasser selbst in Vielem schwankt und in Anderem später abweichender Ansicht geworden, darf hier nicht mehr erörtert werden.

Zwei Jahre nach diesem ersten erschien zu Weihnachten 1835 ein anderer Theil etymologischer Forschungen, der jenen an Umfang weit übertrifft. Wehmuthsvoll legte der Verfasser, der inzwischen ausserordentlicher Professor in Halle geworden, seine Blätter an den frischen Grabhügel eines dahingeschiedenen Sprachforschers, den er als Meister und Gönner verehrte. Sein Buch ist den Manen Wilhelm von Humboldts gewidmet. — Hatte nun der erste Theil oder erste Abschnitt der Forschungen die Wandelungen in den Elementen der Sprache als solchen, in Lauten und Wurzeln betrachtet, so kommt der zweite Theil mit zwei Abschnitten zur Betrachtung des Lautwandels in der Formation der wirklichen Sprache, in den Wörtern, in Wort- und Satzgliedern, insofern die Flexion nicht blos Bildung eines Wortes, sondern eines Satzes voraussetzt. Pott hat diesen zweiten Theil zur Bezeichnung seines Inhalts »Grammatischer Lautwechsel und Wortbildung« überschrieben. In der Einleitung zum ersten Abschnitt macht es dem Verfasser aber einige Schwierigkeit, den »grammatischen« Lautwechsel von dem »mundartlichen« — früher »etymologischen« genannt — zu unterscheiden. Der Gegensatz ist nämlich darum nicht bestimmt, weil offenbar auch in der grammatischen Lautverbindung die individuelle Eigenthümlichkeit der einzelnen Völker und Mundarten sich geltend macht. Durch versuchtes Zurückführen auf den Grund der Erscheinungen, wie durch physiologische Möglichkeit oder Unmöglichkeit liess sich wenig ausmachen, ebenso wenig durch Berufung auf den Wohllaut, der in allen Fällen wieder auf der Individualität beruht. Endlich — da der Sprachlaut als solcher stets Bedeutung hat — bleibt es auch ein Behelf, wenn der Verfasser bemerkt: »Die Lautlehre im stricten Sinne hat es mit den genannten beiden Arten von Lautwechsel eigentlich nur in so fern zu thun, als diese lediglich im lautlichen Principe der Sprache ihre Wurzel haben, ohne aus diesem in das Gebiet des intellectuellen überzutreten.« Er nähert sich damit dem Bopp'schen Ausdruck, welcher mechanische und dynamische Lautveränderungen unterscheidet. — Indessen kann es zur Angabe des Inhalts dieses ersten Abschnittes hier genügen, wenn wir einfach die Titel der einzelnen Partien angeben. Zur vergleichenden Behand-

Digitized by Google

lung kommen nämlich folgende Figuren des grammatischen Lautwechsels, und zwar einerseits Assimilation und Dissimilation, Verschmelzung und Auflösung, Metathesis mit der Doppelseitigkeit des Vor- und Rückwärts; anderseits Zusatz und Mangel. In den ersteren werden Laute weder hinzugethan noch genommen, da sie, wenngleich verändert, doch »virtuell« bestehen bleiben. (So z. B. in der bekanntesten Erscheinung, wenn eine Muta vor einem Nasal in den Nasal ihres Organs übergeht, wie skr. tan na für tad na; lat. somnus gegenüber griech. ὕπνος, skr. svapnas, aschs. stemna, Stimme gegen got. stibna). Umgekehrt in den andern »Figuren des Ueberflusses und Mangels« (S. 125), darin je nachdem der »Zusatz« oder »Abwurf« vorn, in der Mitte oder am Ende des Wortes eintritt, drei Paar von Erscheinungen auftreten: Prothese und Aphärese, Epenthese und Ekthlipse nebst der Synkope — letztere auf Ausstossung eines Vocals zwischen Muta c. liquida eingeschränkt (S. 298) — Epithese und Apokope. — Um das völlige Zutreffen dieser Unterscheidung zu bestreiten, brauchte man wohl nur an die sogenannte Ersatzdehnung zu erinnern, da nach dem Wegfall eines Consonanten Naturlänge statt sonst vorhandener Positionslänge eintritt (Beispielsweise Nom. Sgl. skr. gîr statt girs, griech. πατήρ für πατερς, τιθείς für τιθεντς (kret. τιθένς) Acc. Pl. gr. -ους für -ονς, lat. ôs für ons u. a.). Doch keine Kritik; sie würde hier um mehr als dreissig Jahre zu spät kommen. Nur verdient bemerkt zu werden, dass sich der Verfasser bei Beobachtung dieser interessanten Lauterscheinungen in den Sprachen gar nicht durchaus auf die indogermanische allein beschränkt, sondern gelegentlich auch Belege und Beispiele zur Erläuterung aus manchen andern und entlegenen Sprachen und Mundarten heranzieht.

In der Einleitung zum dritten Abschnitt, zu der »Wortlehre«, werden nun das Wesen der Wörter, ihr Verhältniss zum Satze und unter einander, ihre Arten und Bildungsweisen im Allgemeinen oder sprachphilosophisch behandelt. Aber diese Philosophie oder diese allgemeinen Bestimmungen beruhen bereits auf ganz anderer Anschauung als früher, auf einer reichen Erfahrung und Beobachtung, und sind auch nicht wie ehedem a priori Vorausgesetztes oder »in die spanischen Stiefel einer Logik eingeschnürt.« Nur ist zu leugnen, dass dem Andersdenkenden noch in manchen wichtigen Punkten grosser Spielraum gelassen. — Es beschäftigt den Verfasser in diesem Abschnitte das folgende Dreifache: Composition, Ableitung und Flexion. Doch wollte er »in der Regel blosse Skizzen, keine Ausführungen« geben, und »im Allgemeinen nur die Form« berücksichtigen (S. 372). Wir sehen indess bald, was blosse Skizzen bei ihm zu bedeuten haben, obwohl die erste Partie — »Zusammensetzung« — ziemlich kurz behandelt ist. Soviel aber geht daraus hervor, dass es in der Natur der Sprache und der verschiedenen Sprachen vollkommen begründet ist, hiermit systematisch zu beginnen. Nur war dies vor Kenntniss des Sanskrit nicht

Digitized by Google

wohl einzusehen; denn erst hier zeigte sich die loseste Art der Zusammensetzung, wie im Dvandva (anna-pânam, Speis und Trank, sadevâ-sura-mânushâ: zumal Götter, Asuren und Menschen), die weitgreifende Fähigkeit und die deutlichen Fugen zwischen den Grundformen. Bei weitem umfangreicher ist das Kapitel von der »Ableitung« (S. 398—612), welche von früheren Grammatikern nicht nur immer sehr stiefmütterlich, sondern auch so lange unrichtig behandelt wurde, als das Verhältniss von Wurzel und Suffix nicht klar erkannt war. Nach Pott verhalten sich beide in Worte wie Stoff und Form, was nur darum nicht ganz zutreffend scheint, weil Stoff und Form einander bedingen, die Wurzel aber auch ohne Suffix in der Form eines Wortes erscheinen kann, und die Suffixe erst dadurch rein formellen Charakter erhalten, dass sie ihre selbstständige Bedeutung verlieren. Dies dahingestellte, bleibt höchst anerkennenswerth, wie der Verfasser hier für sich selbst und seine Leser überall nach Klarheit sucht. Das grammatische Geschlecht war noch nie in der Weise so eingehend beobachtend betrachtet worden als es hier (S. 407—408) geschehen. Aber auch noch nie war der Mechanismus der Sprache in der Weise dargelegt worden, dass der ungemein grosse Reichthum und Mannichfaltigkeit an Formen aus verhältnissmässig geringen Mitteln ersichtlich ward. Wie weit hier der Begriff der Ableitung genommen wurde, kann schon aus dem Gesagten hervorgehen. Sogar die Wurzelwörter als »Ableitungen ohne Derivationssuffixe« werden zuerst dahin gerechnet (S. 480). Daran schliessen sich die Wurzelbildungen durch Krit- und Taddhitasuffixe, zunächst als »vocalische«, dann drittens als »consonantische oder eigentlich gemischte Ableitung«, letzteres insofern viele Bildungen mit consonantischen Suffixen secundärer Natur sind und primäre mit »vocalischer Ableitung« voraussetzen. Auf eine Betrachtung des Einzelnen, darin nach den verschiedenen Suffixen Beispiele aus den verwandten Sprachformen vorgeführt werden, können und dürfen wir nicht mehr eingehen, auch nicht weiter auf das dritte Kapitel, darin nach der Ableitung die »Abbiegung« oder »Flexion« zur Sprache kommt. Nach den vorausgehenden Arbeiten Bopp's konnte es sich für Pott hier vornehmlich darum handeln, seinem Werke die erforderliche Vollständigkeit zu geben und dabei das Eine oder Andere, was ihm »minder genau aufgefasst« schien, zu berichtigen oder zu vervollständigen. So ist es z. B. in der Declination, welche (S. 620) nach einigen allgemeineren Ansichten folgt, schon trefflich, die Dativendungen ê und âi im Singular nicht mit Bopp als Vocalsteigerungen aus dem i des Locativ, sondern durch Elision und Contraction aus a-bhi, wie Instr. Pl. ais aus abhis entstanden anzusehen (S. 634 ff.). Ebenso in der Conjugation, wo Pott (S. 712) die secundären Endungen ma, va, tha, ta einfach als Verstümmelungen der primären mas, vas, thas, tas ansah, nicht wie Bopp früher als Neutra im Verhältniss zu Masculina und Feminina. (S. übr. Bopp, Vgl. Gr. 2. Ausg. II. §. 270).

Digitized by Google

Gegen Anderes liessen sich dagegen auch wieder gegründete Bedenken erheben. Bei der Endung der II. Sgl. Imper. Atm. sva zeigt doch das blosse, wenngleich ablehnende, Erinnern an skr. su generare, wohin sich beim Suchen nach Erklärung nicht überall kommen liess. — Dies kann indessen genügen, um im Allgemeinen mit dem Inhalte der »Etymologischen Forschungen« erster Ausgabe bekannt zu machen. Durch ein von Dr. Bindseil abgefasstes und dem zweiten Bande beigefügtes Wort- und Sachregister, ersteres nur griechische und lateinische Wörter berücksichtigend, ward das Werk erst für den Gebrauch bequem eingerichtet. Es war und blieb ein Hand- und Nachschlagebuch für jeden, der auf diesem Gebiete weiter zu forschen kam. Und auch Franz Bopp hat bei der neueren Abfassung zur vergleichenden Grammatik nicht selten diese Arbeit seines fleissigen und wackeren Schülers in Betracht gezogen.

Ein Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren liegt zwischen dieser ersten und der andern Ausgabe der »Etymologischen Forschungen.« — Das vergleichende Sprachstudium auf indogermanischen Gebiete hatte inzwischen einen Aufschwung genommen, welcher die kühnste Erwartung übertraf. Und auch Pott hatte sich mit einem Fleisse und Eifer daran betheiligt, der wahrlich seines Gleichen sucht. Abgesehen von fortwährend erschienenen Aufsätzen und Abhandlungen seiner Hand, trugen bereits eine Anzahl grösserer Werke — die Zigeuner in Europa und Asien 1844—45, die quinäre und vigesimale Zählmethode, 1847, die Personen- insbesondere Familiennamen und ihre Entstehungsarten, 1853, die Ungleichheit menschlicher Racen, 1856 u. a. — den Namen des berühmten Forschers, der als Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft zu Halle, zugleich Mitglied mehrerer Akademien, vieler gelehrter Gesellschaften u. s. w. geworden. Da nun, wie es heisst, »unmittelbar am Fusse des Teutoburger Waldes, und im Anblick des Hermann-Denkmals auf seiner Höhe« — doch nicht ohne die Parenthese: »schmählich genug ohne den Hermann« — da nun feierte das Werk »das Fest seiner Wiedergeburt« (Vorrede, Eingang). Wiederum auch war ein erster Band von Bopp's Vergleichender Grammatik in »zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage« der neuen Ausgabe der Pott'schen Werkes vorausgegangen. Aber die Umarbeitung jenes Werkes war doch anderer Art als wie sie bei diesem erschien, wo die »zweite Auflage in völlig neuer Umarbeitung« soviel bedeutete als ein neues Werk. Das zu sehen genügte schon ein Blick auf das Titelblatt: »Erster Theil: Präpositionen.« Zwar hatte der Verfasser schon einmal über diese Art von Wörtern geschrieben, seine Erstlingsschrift — de relationibus quae praepositionibus in linguis denotantur dissertatio, Cellis 1827. Doch jetzt, ein Menschenalter später, schrieb er einen Band von achthundert und etlichen fünfzig Seiten Text über eine Art Wörter, welche in den gewöhnlichen Schulgrammatiken höchstens ein paar Seiten einzunehmen pflegen, um dem Schüler einzuprägen,

Digitized by Google

welchen Casus a, ab, abs oder ἀντί, ἀπό, ἐξ oder aus, ausser, bei regieren. — Auch in der vergleichenden Grammatik nehmen die Präpositionen nicht mehr Raum ein als fünf und zwanzig Seiten (S. 1465 - 1490). Bopp ist Grammatiker; bei ihm handelt sich's durchaus um die grammatische Technik in den Sprachen. Nur weil es ihm nicht genügt, dass man verstehe, was in einer Sprache geschrieben ist, weil er es wissenschaftlich für geboten erachtet, »ad accuratam interni linguae organismi cognitionem ducere«, so kommt er mit Heranziehung der verwandten Sprachformen zur vergleichenden Methode seiner Forschung. In dieser — wenn man einmal das Historisch-Philosophische auseinander halten will — ist philosophisch die Kritik, dagegen historisch das Object seiner Forschung. — Anders bei Pott, seinem Schüler. Seine Forschung ist lexicalisch, entfernt von dem blos Grammatischen, soweit sich Grammatik und Lexicon einer Sprache oder ganzer Sprachengruppen von einander trennen lässt. — Historisch ist dabei der ganze umfassende Sprachschatz der indogermanischen und, so weit als möglich und angebracht erscheint, auch anderer Sprachen, philosophisch ein über das Gegebene Hinaus- und Zurückgehen auf die Anschauungen, welche den letzten Elementen der Sprachbildung zu Grunde liegen, kurz die Etymologie. — Speciell kommt hierbei noch folgender Gegensatz in Betracht. Nach Pott geht die Sprache in Nomen und Verbum nicht auf, das heisst, es gibt noch andere Wörter, welche ursprünglich entstanden, ohne Nominal- oder Verbalwurzeln gleich zu sein. Nun hat bekanntlich schon Franz Bopp erkannt — und es ist dies eine der bedeutendsten Entdeckungen des Meisters — dass es nicht nur »Verbalwurzeln« gibt, woraus Nomina und Verba entspringen, sondern auch »Pronominalwurzeln«, woraus nicht allein Pronomina entspringen, sondern auch die Partikeln, Conjunctionen und alle »Urpräpositionen« (Vgl. Gr. §. 105). Diese Ansicht war schon in seiner Akad. Abhandlung über den Pronominalstamm ta und den Ursprung der Casusendungen ausgesprochen, und ein Schüler — wie ich glaube — hatte dieselbe trefflich weiter ausgeführt, (Carl Gottlob Schmidt, Quaestiones grammaticae de praepossitionibus Graecis, Berol. 1829). — Pott hatte dieser Lehre, wie er sagt, »nie sonderlichen Geschmack abgewinnen können.« Ihm wurde bei derlei Ableitungen die Luft zu dünn, und kurz, er versucht die eigentlichen, die Ur-Präpositionen auf eigene Füsse zu stellen. Damit ist wohl im Allgemeinen Ursprung und Absicht des Buches angedeutet, und viel mehr, als hieraus für den Inhalt hervorgeht, möchte ich über ein vor zehn Jahren erschienenes Buch nicht erzählen. Aber der Leser gestattet wohl, ihm zu sagen, wie ich selbst nach dem Rathe Anderer es angefangen, und entschliesst sich vielleicht, mir wieder zu folgen, vorausgesetzt, dass er sich nicht schon auf diese oder eine andere Art mit dem Buche bekannt gemacht. — Zuerst wurde das Inhaltsverzeichniss vorgenommen, darin die ersten zehn Paragraphen auf allgemeinere Betrachtungen hinweisen, wie »Name und

Digitized by Google

Stellung der Präpositionen«, ihr »Verhältniss zu den Casus«, ihre etymologische Herkunft«, die »uneigentlichen Präpositionen, allgemeinste und reinste Grundanschauungen präpositionaler Art« u. s. w., darunter Eines oder das Andere wohl veranlasste, die Ansicht des Verfassers darüber näher kennen zu lernen. Dadurch gewöhnt man sich einigermassen an seine Anschauungs- und Darstellungsweise — bekanntlich keine gar leichte Sache — und wird in den Stand gesetzt, dem viel verwickelteren Gange seiner Specialforschungen besser zu folgen. Es ist dies §. 11 »die Präpositionen Indogermanischen Stammes«, nämlich skr. ati, adhi, anu (Pron. ana) apa, api, abhi, ava, a, vi — und den »Präpp. für mit, zusammen« (skr. amâ, sa-, saha, sam- u. s. w. S. 247 ff.). Da hierzu linguistisch nicht allein sämmtliche verwandte Präpositionen, sondern auch andere Partikeln, Präfixe u. s. w. zur Sprache kommen, da sich der Verfasser nicht versagt, gelegentlich auch auf abstracte logische Dinge, kantische Kategorien des Urtheils, Qualität, Modalität u. dergl., auf Verneinung und Bedingung in der Rede näher einzugehen, so ist es dann eine Art Erholung, wenn man wieder einmal eine Partie des allgemeineren ersten Theils vornimmt. Nicht anders, man wird auf diese Weise viel Neues und Interessantes lernen, Manches freilich auch mit dem Verfasser und wieder Anderes auch gegen ihn bezweifeln müssen, aber niemals ohne gerechte Bewunderung für die umfassende Sprachgelehrsamkeit dieses Forschers, für seine merkwürdige Combinations- und unermüdliche Arbeitsfähigkeit.

Schon 1861 erschien wieder des zweiten Theiles erste Abtheilung, womit das Hauptwerk, das Wurzelwörterbuch wenigstens vorbereitend seinen Anfang nimmt. Der Verfasser pflegt ein Motto aufs Titelblatt zu setzen, und auf diesem steht: »Um das Gewordene zu verstehen, suchen wir das Werden zu erfassen. Lewes, Göthe's Leben II.« — Gar nicht unpassend, denn das, warum es sich nun handelt, ist nicht die gewordene Sprache, sondern die Sprache im Werden, — Wurzeln, der ganze Band von 1023 Seiten, ohne Vorwort und Inhaltsverzeichniss, eine »Einleitung«. Wir besitzen in der neuern Sprachwissenschaft bekanntlich noch eine ziemlich umfangreiche Einleitung zu einem umfassend angelegten Werke, die berühmte Wilhelm von Humboldts in seine »Kawisprache«, — welche aber auch in seinen gesammelten Werken besonders gedruckt, ein selbstständiges Werk ausmacht mit dem selbstständigen Titel: »Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus« u. s. w. An Umfang freilich muss indessen auch diese Einleitung gegen die vorliegende von Pott zurückstehen; und sie würde es noch viel mehr müssen, wenn dieser seiner anfänglichen Absicht nach zwanzig Druckbogen mehr hinzugefügt hätte. Ihr Inhalt war nämlich verwandt mit dem schwierigen Kapitel über Wurzelvariation (Vorr. p. V). Ihr damals druckfertig gewordenes Thema: »Doppelung als einer der wichtigsten

Digitized by Google

Bildungsmittel der Sprache« ist dann nachher für sich erschienen. Dass der grosse Umfang aber doch in keinem Missverhältnisse zu dem Wurzelwörterbuche selbst stand, haben die ersten Bände desselben schon bewiesen. — Für den Inhalt dieses Einleitungsbandes ist es diesmal der Verfasser selbst, welcher den Leser einladet, »nur einen flüchtigen Blick auf das Inhaltsverzeichniss« zu werfen, um die »Menge von Gegenständen« zu bemerken, welche »entweder schlechthin als Neuigkeiten oder doch in neuer Verbindung und ausführlicher (als in der ersten Ausgabe) hier zur Sprache kommen«. — In der That bietet sich hier eine so einladende Menge und Mannigfaltigkeit, dass auch der Zurückhaltendste wohl nicht leicht vorbeigeht, und einmal zugelangt schwer davonkommt. Man sehe nur auf das Verzeichniss der ersten fünf Paragraphen, welche neunzig Seiten, ungefähr ein Zehntel des Ganzen ausmachen. Daraus sieht man zugleich, wie sehr dem Verfasser an »Ermittelung statistischer Verhältnisse« in der Sprache gelegen ist, und wie er solche aus allem erreichbaren Sprachstoff zu gewinnen strebt. Ueberhaupt ist es ihm bei aller allgemeinen Betrachtung eigen, nicht beim Allgemeinen stehen zu bleiben, sondern zu Stütze und Beleg für seine Ansichten Einzelheiten aus »dem weiten Ocean aller nur erreichbaren Sprachen«, d. h. aus dem weiten Bereiche seiner Erfahrungen und Kenntnisse beizubringen, wobei denn Eines das Andere nach sich zieht. Daher grossentheils das Umfangreiche seiner Darstellung, daher freilich auch der Mangel an leichter Uebersichtlichkeit. »Sonst — erklärt Pott — dreht das Ganze sich um die Wurzel als Kern unserer Untersuchung. — Man gestatte *mir* auf diesen Kernpunkt statt alles Andern etwas einzugehen.

Was versteht man unter »Sprachwurzeln«? — fragt Pott (S. 188) und geht sogleich auf die verschiedenen Bezeichnungen ein, welche das Morgen- und Abendland für diesen Begriff und überhaupt für Sprachelemente gebraucht hat, ebenso auf deren etymologische Bedeutung. »Was ist nun — wiederholt demnach der Verfasser — die sprachliche Wurzel, und wodurch unterscheidet sie sich von dem einfachen Buchstabenlaute und von der Sylbe, trotzdem dass sie mit dem einen oder mit der andern (z. B. Lat. i, geh; es, dic, duc, fer; fac schon fraglich wegen Mangels von c in fio), freilich immer nur dem Aeussern nach, zusammenfallen kann?« (S. 193.) Die Antwort von Georg Curtius (Gr. Etym. I. 44) — »Wurzel ist derjenige Lautcomplex, welcher übrig bleibt, wenn man alles Formelle von einer gegebenen Wortform abstreift« — heisst eine »augenscheinlich nicht sehr befriedigende und einseitige« Definition. Sie ist auch vielleicht gar keine und sollte auch wohl weniger Definition sein, als die Methode angeben, nach welcher die Wurzeln in den Flexionssprachen gefunden werden. Aber dass sie, wie es bei Pott weiter heisst, »nur verneinend verfährt und uns keine positive Erklärung gibt, auch sonst sehr wenig Stich halte« — lässt sich wohl noch bezweifeln.

Digitized by Google

Pott hat indessen die einsilbigen Sprachen ins Auge gefasst, wo von den Wörtern nichts Formelles mehr abzustreifen ist und »die abgeschlossenen Lautganzen doch etwas anderes und mehr sind als blosse Wurzeln«; auch findet er keine strenge Scheidung vom nominalen Thema, falls dieses mit dem Wurzelkörper (duc von dux = duc-s) überein lautet. Hier ist der Gegensatz bereits principiell. Buchstabe und Laut, erklärt nämlich Pott, schliessen an sich »das Moment characteristischer Bedeutsamkeit« nicht aus, kehren jedoch in ihrer Vereinzelung »zunächst nur die physische Seite der Sprache« hervor. »Buchstaben sind der körperliche Anfang der Wörter«, die Wurzel deren »intellectueller«, welche »das Moment der Bedeutsamkeit in schon potenziirtem Grade, und zwar in einer, obschon noch keineswegs zum fertigen Worte abgeschlossenen, doch erhöhten Bestimmtheit für sich ganz eigentlich beansprucht«. Ihre Bedeutsamkeit ist »allgemeinerer und deshalb vagerer Art als die des Wortes oder einer Wort-Form«. — Hiermit nähert sich Pott der Steinthal'schen Ansicht. (Zeitschr. f. Völkerps. II, 458 ff., vgl. III, 250 ff.) Aber er geht noch weiter. Wurzeln — auch wenn sie lautlich mit einer Wortform vollkommen übereinstimmen — sind doch von dieser immer durch eine merkliche Kluft geschieden; sie sind »stets nur ideale, vom Grammatiker zu seinem Geschäft nöthige Abstractionen, die er indess unter strengem Anschliessen an die gegebene Wirklichkeit aus der Sprache zu finden hat«. Daher: »können die Wurzeln als solche — rein und ungemischt — in den Sprachen überhaupt nicht vorhanden sein«. Wurzeln sind ein »Produkt« oder richtiger gesprochen, wie Pott meint, »Edukt grammatischer Kunst, einer, so zu sagen, chemischen Analyse«. Diese Ausscheidung ist aber dem Sprachforscher »eben so nöthiges und wichtiges Bedürfniss« als dem wirklichen Chemiker »Kenntniss der Elementarstoffe in der Natur, der Verbindungen, welche jene eingehen«. (S. 195.) — Mit Recht wird hinzugefügt, man habe dies Alles zu oft ausser Acht gelassen, und daher fälschlich irgend eine Form, namentlich des Verbums, die durch Kürze oder sonstwie dazu angethan schien, als Wurzel angesetzt. — Indessen kann dieser Vorwurf der neuern Sprachforschung seit Bopp nicht wohl mehr gelten; aber gleichwohl werden ein Curtius und auch Steinthal, welcher doch jenem an der angeführten Stelle entgegentrat, diese Sätze Pott's nicht unterschreiben. Auch Steinthal sieht in den Wurzeln, — von welchen wir zufolge grammatischer Analyse bis jetzt allein auf indogermanischem Stammgebiete reden können — Sprachelemente, »welche nicht nur einen abstract theoretischen Werth haben, welche nicht nur zum Behufe grammatischer Rechnung und Formulirung hypothetisch angesetzt werden«. Auch nach ihm stellen die Wurzeln — in so weit sie richtig aufgestellt sind — nicht blos ideale, sondern »wirkliche Sprachelemente der Urzeit dar und kommen den ersten Erzeugnissen der Sprachschöpfung sehr nahe,

mögen oft genug mit ihnen zusammenfallen. So — heisst es bald darauf weiter — können wir uns z. B. von vorn herein des Gedankens gar nicht entschlagen, dass zu einer bestimmten Zeit, es sei 4000 oder 5000 vor Chr., der sanskritische Stamm eine reine Wurzel-Sprache gesprochen habe, die der chinesischen innerlich sehr ähnlich gewesen sein wird (Charakteristik der haupts. Typen des Sprachbaus, S. 276 f.). Wenn ich nun einfach sage: „Wurzeln sind die ursprünglichen Formen der Wörter", — so dürfte gegen diese Erklärung seitens Georg Curtius kaum Etwas einzuwenden sein, weil ich nach seiner Methode eine positive Definition gegeben. Auch Steinthal erklärt (Ztschr. f. Völkerpsych. II, 251) „die ‚Wurzeln für die wirklichen Wörter einer Ur- und Muttersprache". — Dagegen könnte dieser Forscher immerhin einwenden, dass Wurzeln doch nicht unsere Wörter seien, insofern auch die lautlich übereinkommenden Wurzelwörter — denn zunächst können nur solche gemeint sein — als Wurzeln von mehr vager, unbestimmter Bedeutung waren. Zugegeben nun, dass sich die Bedeutung der Wurzelformen in den Wörtern und mit der Zeit und im Gebrauch der übrigen Sprachen mehr und schärfer eine von den andern sich differenzirt habe, dass Wurzelwörter wie dhī, bhī, mud, ruk, vāk in der Urzeit noch nicht so bestimmt wie im Sanskrit Einsicht, Furcht, Freude, Licht, Wort bedeutet, so musste doch schon qualitativ diese Bedeutung in ihnen enthalten, eben so wohl enthalten sein, als ein Etwas in den einsilbigen Wurzeln der Sanskritsprachen, wodurch sich diese als die bedeutsamen Elemente der einsilbigen Sprachen entwickeln konnten. Um bei dem an der angeführten Stelle erwähnten Beispiele zu bleiben — auch in dem Eichen der Thiere und Menschen, obwohl chemisch oder mophologisch noch kein Unterschied wahrgenommen, muss etwas qualitativ Verschiedenes sein, wonach sich aus dem einen diese aus dem andern jene Species entwickelt. In den qualitativen Wurzeln der Sanskritsprachen aber eine Bedeutung anzunehmen, welche nicht nominaler und nicht verbaler Natur ist, keines von beiden und doch beides zugleich, ungeschieden und unbestimmt, ein solches Ding-Unding vermochte Steinthal, vermag auch ich nicht zu begreifen. — Im Gegentheil kann ich diese Wurzeln sogar nur als Ausdrücke mit nominaler Bedeutung begreifen. Wie diese sich in der indogermanischen Ursprache aneinanderfügten, die einen damit ihre selbstständige Bedeutung aufgaben, — kurz, wie die Sprache sich zur Flexionssprache heranbildete, da wurden die bedeutsamen Lautcomplexe das, was wir jetzt Wurzeln nennen, die Wurzelformen des indogermanischen Sprachstammes. (Vgl. Steinthal a. a. O. p. 468 ff.) — Dazu scheint nicht nur die Analyse der Verbalformen, namentlich die abgeleiteten Verba und die Formen der Präsensstämme, die ich in der That nur als Denominativbildungen ansehen kann, sondern überhaupt die ganze Entwickelung dieser Sprache zu führen, welche eben dadurch aus einer Wurzelsprache zur Flexionssprache hatte werden können

Digitized by Google

Dass sie dies aber geworden und schon in der indogermanischen Grundsprache gewesen, in einer Zeit, in der es noch keine Schrift gegeben, ist die Ursache, weshalb nur eine verhältnissmässig geringe Anzahl von Wurzelwörtern in selbstständigem Gebrauche erhalten blieb, aber genug, um nach ihrer Analogie und bei dem durchsichtigen Gefüge der älteren Sprachform auch die andern herauszustellen. Wir sind dabei durch die normale Kritik vergleichender Forschung in den Stand gesetzt, dies Geschäft anders und besser auszuführen, als es den indischen Grammatikern möglich gewesen. Auf der Stufe aber, auf der wir sie finden und mit Sicherheit ansetzen, scheint Nichts zu hindern, die einen wie die andern immerhin als Wortformen zu bezeichnen, und zwar als die letzterreichbaren, ursprünglichen Formen der Wörter. — Anders aber Pott. Nicht allein sind die Wurzeln nach ihm gar nicht Wortformen, sondern auch überhaupt nicht Form. Sie sind, was Heyse (System der Sprachwiss. S. 144) noch von den „Urwörtern" — Wurzelwörtern — sagt, die im Laute — nicht begrifflich, bemerkt Pott hinzu — mit den Wurzeln zusammenfallen — sind „Stoff ohne Form." Was hierzu von Schmitthenner (D. Etymol. Kap. 3) als ganz treffend und wahr angeführt wird: „die Wurzel in der Sprache ist das Indifferente, das in dem Gegensatze Identische, das Allgemeine in dem Besonderen" — das mag dahingestellt bleiben. Aber „ferner Heyse (System, S. 111) so: „Die Wurzel entspricht der noch rein stofflichen, in sich ungesonderten und formal unbegrenzter Anschauung, und ist wie diese ein verschwindendes Moment [!]. Wie sich aus der Anschauung die Vorstellung entwickelt [sehr schön!], so aus der Wurzel das Wort." Die Paranthesen sind von Pott. „Man möchte — fügt dieser hinzu — die Wurzel dem einheitlichen (weissen) Lichte vergleichen noch vor seiner prismatischen Besonderung" (S. 197). Auch dies ist wohl Alles „sehr schön", doch nur eigentlich — für den Philosophen. Stoff ohne Form, eine Dynamis, die zur Energie kommen kann und kommt, aber gleich damit aufhört zu sein was sie war, kurz Etwas, das als solches in Ewigkeit nicht wirklich ist und sein darf und jenseit der Erscheinung fällt, entzieht sich der Beobachtung des Sprachforschers, dessen sprachliche Elemente oder Sprachwurzeln doch dasselbe sein sollen was die Elemente des Chemikers sind und ebenso reell. Auch „die in der Folge und im Sprachbewusstsein aufgehobene Wirklichkeit" war einmal und so zu sagen für allemal — wirklich. — Nun liegt in der Erklärung, die Wurzeln sind eine Hyle, formlose Materie und bloss für den Grammatiker nöthige Abstractionen, ein offenbar idealer Zug der Forschung, damit freilich auch die Intention, die Zahl der Elemente möglichst zu verringern, ihre Angehörigkeit aber nach Umfang und Inhalt zu vermehren. An sich ist hiergegen gewiss nichts einzuwenden, ja, vielmehr Ziel und Aufgabe der Wissenschaft scheint es zu sein, hier soweit als mög-

Digitized by Google

lich vorzudringen, und eben daher dürfen wir auch wohl nicht mit Schleicher den Stab über diejenigen ohne Weiteres brechen, welche die eine oder andere Wurzelform, kurz Vieles „nur als Veränderung einer Grund- oder Urform" gelten lassen, was Andere für „alt und ursprünglich" ansehen. Nur dass wir von dem Sprachforscher hier dasselbe verlangen können und müssen, was man in ähnlicher Weise von dem Chemiker verlangt, — den gesetz- und erfahrungsmässigen Beweis. Und wenn dieser nun den Vortheil hat, einen Versuch anstellen und die selbst bewirkte Erscheinungen beobachten zu können, so ist jener nur auf gegebene Thatsachen angewiesen, die je weiter rückwärts gehend um so mangelhafter, dunkler, wenn überhaupt vorhanden sind. Hier die drohende Gefahr, welcher die etymologischen Forschungen bei ihren bekannten Reizen mehr als irgend andere ausgesetzt sind und auch unabwendbar hinein gerathen, sobald sie die Grenze des Festen, thatsächlich Gegebenen im Geringsten überschreiten und sich auf den abschüssigen Pfad der Vermuthungen und Voraussetzungen begeben.

Mit diesen allgemeinen Bemerkungen dem hochverdienten Sprachforscher zu nahe treten zu wollen, kann uns natürlich nicht in den Sinn kommen, — auch dann nicht, wenn wir ihn selbst auf dem bezeichneten abschüssigen Wege irgendwo zu treffen meinten. Hierzu bedarf es auch nicht Herders (S. 185) angeführter Apologie: „Sehr nothwendige und nützliche Leute!" — sagt Herder von den „Wurzelgräbern." — „Sie können nicht umhin, sie müssen wo möglich alle Wurzeln und Adern jedes Baumes entblössen, selbst wo man nur seine Blüthen und Früchte sehen wollte." Und weiter oben, was schon ernsthafter klingt. „Herder hat ganz Recht — sagt Pott — um die jedesmalige Wurzel muss sich die Schaar ihrer Kinder, und zwar, wo möglich, sämmtlicher von ihr ausgehender Schösslinge und Weiterbildungen, gruppiren, damit die Wörter der Sprache nicht bloss in ihrer sporadischen Verstreuung .... sondern in allen ihren natürlichen Gemeinschaften und Verwandtschafts-Bezügen erkannt und überblickt werden können." Und von Neuem dann anhebend: „Ein Wurzelwörterbuch — sagt der Verfasser — soll die genealogische Verzweigung der Wörter, gleichwie durch einen Stammbaum, veranschaulichen" u. s. f. — Kommen wir nun, ohne noch auf den überreichen Gehalt und Inhalt des Einleitungsbandes weiter einzugehen, auf Pott's Ausführung dieses Zweckes.

Der erste Band seiner „grossen Bibel" — so nennt der muntere Verfasser mit Bezug auf das bekannte *μέγα βιβλίον* sein Werk — erschien 1867 in zwei Abtheilungen: „Wurzeln auf a und i-Laute" und „Wurzeln auf u, û, und v — zusammen 1379 Seiten. Vergleicht man damit die erste Ausgabe, darin auf 104 Seiten (I. S. 180—284) das vollständige Verzeichniss der vocalisch und consonantisch auslautenden Wurzeln, natürlich auch mit Rücksicht auf ihre Stammesangehörigen, gegeben war, so sieht man die „völlig

neue Umarbeitung." Freilich ist der ganze Plan ein anderer, als Aufstellung der sicher vorhandenen und auch ausser dem Sanskrit nachweisbaren Wurzeln (s. o.), und freilich hatte der gelehrte Verfasser, der er schon damals war, statt Rosen's Radices und Wilson's Dictionary jetzt Westergaard's treffliche Radices, Böhtlingk's und Roth's Sanskritwörterbuch — so weit es erschienen — Benfey's Griech. Wurzelwörterbuch und Glossar zum Sama-Veda, Justis' altbaktrisches und Vuller's neupersisches Wörterbuch, Lerch's kurdische und Sjögrens ossetische Forschungen und in den andern Zweigen die Arbeiten von Miklosich, Nesselmann, Schleicher, Bielenstein, von Zeuss, Morris, Ebel, von Graff, v. d. Gabelentz und Löbe, Diefenbach und anderer, die in der Vorrede (p. VIII, IX) bei ihm genannt sind, vor und — was nicht weniger bedeuten will — ein dreissigjähriges anhaltendes Studiren, Vergleichen und Forschen hinter sich. Und dennoch: „Plus on a étudié, plus on a appris; plus on a comparé, plus on voit qu'il reste à faire" — wie sich Pott nach Girault-Duvivier, dem Verfasser einer Grammaire des Grammaires ausdrückt, also dennoch unvollständig? — Nun, dass es einem einzelnen Manne, auch von dem Fleisse und der Gelehrsamkeit eines Pott, nicht wohl mit einem Wurfe gelingen kann das Ziel zu erreichen, ein „vollständiges corpus radicum und ein sich daraus ergebendes systema vocabulorum für den gesammten Indogermanischen Sprachstamm" (Vorr. I) zu geben, das begreift sich. Auch der Hauptvorwurf, welchen sich der Verfasser selbst in dieser Hinsicht macht, dass er es bloss auf „die stark abbeugenden Verba mit ihren Derivaten abgesehen, „die schwachen, selbst schon der Ableitung verdächtigen Verba, insofern sie keine starke gleichwurzelige zur Seite hatten", unberührt gelassen, wird seinem „Wurzel- (nicht Etymologisches) Wörterbuch" als solchem, dem ohnehin lehr- und umfangreichen Werke nicht in gleicher Weise von andern gemacht. — Was man ihm vorwirft und wohl auch in Hinsicht der Unvollständigkeit vorwirft, ist anderer Art. Man sagt sich, die systematische Vollständigkeit besteht nicht sowohl darin, dass Alles und Jedes, Grösstes und Kleinstes, Ausgemachtes und Zweifelhaftes oder Muthmassliches herangezogen und besprochen werde, — etwa wie auf einer Spezialkarte, wo man sich vor lauter Angaben und Bezeichnungen in die Kreuz und Quer nicht zurechtfinden kann, sondern dass Jedes und Alles, seine gehörige Stelle habe und finden kann, dass man den Stammbaum einer Wortfamilie klar übersehen und in seiner weiten oder engeren Verzweigung genau verfolgen kann. Man sagt sich ferner, dies Alles hätte bei viel geringerem Umfange, aber ohne alle Streifzüge und Excursionen zu denen sich der Verfasser gelegentlich veranlasst sieht und ohne dass viel zu sachlichen Bemerkungen und von einer Sprache zur andern hin und wieder übergegangen wird, gegeben werden können. — So, um die vom Verfasser selbst der Beachtung empfohlenen Wurzeln hervorzuheben, so sthâ (S. 812—72),

Digitized by Google

da unter andern die Derivata mit l (Suff. la) gleich anfangs (S. 325) und wieder gegen Ende (S. 362) aus verschiedenen Idiomen und in verschiedenem Zusammenhang angereiht erscheinen; so bei i (S. 396—454), wo nach Darstellung aller Flexionseigenheiten, die sonderbare Verbindung mit yâ, die mannigfachen Composita in den verschiedensten Sprachen und Wortarten ohnehin den Ueberblick erschweren und nun bei Gelegenheit von *οἴομαι*, nach Pott skr. avâimi die unselige Controverse mit G. Curtius über Partikelcomposition wieder Platz greift (S. 430—442 vgl. II, 297 ff.) und zu einer Abschweifung über Contraction, Elision, Verwitterung, trennbare und untrennbare Präpositionen Anlass gibt; so bei bhû (S. 1143—1201), wo unter andern das Grimm'sche bauen (Wörterb. I, 1170) Haus, Feld und Wald, allerhand Bäume, Bauten und Bauern heranbringen macht (S. 1174—78) und dann zu Ende noch die „lat. Suff. mit b: bundus, bilis, bulum" angeschlossen werden und zwar als „in hohem Grade wahrscheinlich" — was mir bei den letzteren sehr unwahrscheinlich ist, wenn man immer skr. sthâvara, sthavira mit stabulum, stabilis (s. auch S. 300) vergleichen darf; so bei tu (S. 793—903), wo bei Gelegenheit der Wörtergruppe goth. thiuda (Volk) fries. djue, djoe (multitudo, populus) (S. 797) des gelehrten Verfassers etymologisches und patriotisches Interesse einen längern Excurs über deutsche und nicht deutsche Völker und Völkernamen veranlassen, dabei (S. 860) der vielbesprochene Name Germani mit allen versuchten Erklärungen wieder aufs Tapet kommt, den er schon in der ersten Ausgabe (II, 533 f.) und ebenso hier aus dem Keltischen deutet, gael. oir, ear (M. Lat. gera, *ἱερά*, the east) — etwa mit Präpos. go = engl. to und man (vielleicht lat. manere) wenn nicht maon, man aus magon Volk, magen Ort; kurz, Germani (Go-ear-man) = „Bewohner des Ostens" (S. 873); so endlich div (S. 913—1063), wo das Wurzelwort div mit dem Grundbegriff des Leuchtens (Himmel, Gott, Tag) uns alle Licht- und Nachtgottheiten, den ganzen Pantheon der griechischen, römischen, überhaupt indogermanischen Götterwelt, bis hinab zu den Asmodi, zu Hölle und Teufeln in buntestem Namengewirr vorüberführt, wozu dann die Tage und Tagesnamen und Zeiten (div, dyu, divasa — ist dies) und endlich mit Fug und Recht oder mit Unrecht und Zweifel alle Zeitpartikeln und Adverbia aus lateinischer, griechischer, deutscher u. a. Sprachen herankommen. Unterlassen wir Einzelnheiten anzuführen, für oder gegen die eine oder andere herangezogene Deutung zu plaidiren. Das erklärt einigermassen den Umfang. Auch wird man gewiss durch diese inhalt- und lehrreichen Auseinandersetzungen auch sachlich vielfach belehrt, doch bei dem Allem und Mancherlei auch mitunter „so dumm, als ginge" u. s. w. Mussten denn diese Excurse so lang und breit dazwischen kommen? Und — sagt man sich endlich — wie ist doch Alles bei Weitem sauberer, übersichtlicher und klarer in G. Curtius herrlichem Werke, in den „Grundzügen" gegeben und an-

geordnet! Wir wissen zwar wohl, was Pott erwidert. Auf seinem beschränkteren Felde nach so vielen Vorarbeiten war das Alles für Curtius leichter möglich. Das ist aber ein Einwand, den man doch nicht wohl gelten lässt, wenn man überhaupt eine Vergleichung der beiderseitigen Arbeiten meint anzustellen zu dürfen. Pott verfährt so, dass er die Wurzelform, das starke Verbum, an die Spitze stellt, gewissermassen als Ueberschrift für jede Nummer seiner Forschungen. Wo eine altindische Wurzel nicht vorlag, oder nicht aus der Reihe der altindischen Wurzelsammlung herzustellen war, wird blos das betreffende Wort mit der ihm angehörigen Gruppe von Wörtern angeführt, die Abstammung aber von der jedesmaligen Wurzel oft stillschweigend vorausgesetzt. Dabei folgt Alles, wie auch natürlich und richtig, in der Ordnung des systematisch angelegten altindischen Alphabets. — Nun ist freilich auch richtig, um solche Wörter, wie lat. quiesco, quietus, griech. *κοῖτος*, *κοίτη*, got. haims, ahd. heim, lit. keimas, lett. kĕmas (Dorf), zeemins (Nachbar) unter Wurzel çi (jacēre, cubare), zu suchen, — oder unter çru (audire), irisch clo, cluin, cual, got. hliuma (Gehör), ahd. hluti, hlud unser laut, hlûtan (sonare), lat. cla-mare, ahd. hruo-m (clamor) und alle unsere mit Hören und Hörigkeit, — oder endlich ahd. giiēn, ags. ginan (hiare), unser Gaumen ahd. guomo und andere „rückständige Bewerber“ (S. 87) unter hâ, — der muss den ganzen Lautwandel und seine Gesetze beständig bei der Hand und im Kopfe haben. Angaben, wie sie bei Curtius jedesmal an der Spitze stehen, sind nicht gemacht. Register sind noch nicht vorhanden. Schon hieraus folgt, dass sich die Werke beider Gelehrten eigentlich gar nicht vergleichen lassen. Nicht weil das eine ein griechisches, das andere ein indogermanisches Wurzelwörterbuch sich zur Aufgabe stellt. Wer immer auch nur eine Sprache des ganzen Stammes grammatisch, lexicographisch, etymologisch behandelt, muss heutzutage auf einem Standpunkt stehen, von welchem er die ganze historische Entwickelung dieser Sprachverwandtschaft zumal übersehen kann, oder sein Standpunkt wird ein überwundener genannt. — Aber die „Grundzüge der griechischen Etymologie“ sind ein Schulbuch, ein Hand- und Nachschlagebuch für den Fachmann, für den Laien so gut wie für den Sprachforscher und Philologen, für Lehrer und Schüler — während die „Etymologischen Forschungen“ allein für den Forscher eingerichtet erscheinen. Darum konnte und durfte auch dort nur Sicheres und Ausgemachtes gegeben werden, — nur „sicherer Gewinn“, wie Curtius Vorr. p. I sagt — hier dagegen konnte und durfte die Forschung so weit gehen als sie immer, wenn auch kühn, sich wagen wollte; auch Muthmassliches war ihr nicht entzogen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 9. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Pott: Etymologische Forschungen.

(Schluss.)

Hierin und wenn man hinzunimmt, was oben im Allgemeinen über die begriffliche Auffassung der Sprachwurzeln gesagt worden, scheint mir Ursache und Anlass zu der beregten Controverse in den Ansichten der beiden Lehrer und Gelehrten zu liegen. Unselig nannte ich sie, weil in einem Streite, der auf Principien gestellt wird, kein seliges Ende abzusehen, und unerquicklich möchte ich sie nennen, weil der Streit zwischen zwei Männern besteht, die nun einmal beide dem deutschen Namen zur Ehre und der deutschen Wissenschaft zur Zierde gereichen, die doch beide im Ziele ihres Strebens eins sind. Wie die Ansichten einmal liegen, muss auch jeder Jüngere sich sein Verhalten zu der Frage klar machen, auch wenn das blosse Wissen um alles Pro und Contra ihn zu einem Urtheil noch nicht berechtigt. — Nur Weniges hierüber.

In der ersten Ausgabe seiner „Grundzüge" (I, 35 ff.) erhebt sich Curtius gegen die Art von weiterer Wurzelauflösung, welcher auch Pott (Etym. Forsch. I, 159 ff.) zugestimmt, und die hauptsächlich darin besteht, eine angebliche Wurzel in eine ältere kürzere und ein mehr oder weniger verstümmeltes Präfix zu zerlegen. „Alle Präpositionen des Sanskrit mussten herhalten — sagt Curtius — um vocalisch anlautende Wurzeln wieder in derselben Weise vorn anschwellen lassen zu können, wie es die ältere Etymologie in ihrer unklareren Weise versucht hatte." — Angeführte Beispiele sind: pinj (colorare), lat. pingere aus api-anj (oblinere); pâpa-s (κακό-ς) aus apa-âp (abgelangen), bhrâj, griech. φλεγ, lat. fulg aus abhi-râj (an-glänzen), dhyâi (θεάομαι) aus adhi-i (über-gehen), vrdh (crescere) aus vi-rdh, snushâ, ahd. snuor, gr. νυός, lat. nurus aus sam-vas (mit-wohnen), svâd (gustare) aus su-â-ad (gut anessen), kârava-s lat. corvus aus ka-ravas (mit welchem Tone!) u. a. Wie billig wird anerkannt, dass die „interne griechische Etymologie" in diesen Versuchen eben so weit und noch weiter gegangen, auch dass diese Combinationen bei Pott nur als Muthmassungen auftreten. Aber Gründe sprechen gegen dieses ganze Verfahren, vor allem der Entwickelungsgang der Sprache unseres Stammes. Die Präfixe im Sanskrit sind nicht als solche und in derselben Form schon vor der Sprachtrennung als vorhanden anzunehmen. Auch finden sich keineswegs alle Sanskritpräpositionen in getrenntem Gebrauche bei allen Völkern wieder; â, ava, adhi „sind specifisch

Digitized by Google

sanskritisch". Das Präfix su, muss nach griech. εὖ vor der Trennung asu (?) gelautet haben, vi aus dvi, das nur im Lateinischen zu belegen, zeigt sich bald mit bald ohne d (viginti für dviginti) und griech. nur durch διά vertreten. Aber auch diese Schwächung ist keinesfalls älter als die Sprachtrennung. Ueberhaupt nicht älter als diese erscheint der präfixale Gebrauch der früher selbstständigen Präpositionen, und Composita mit ihnen sind zwischen zwei nahe verwandten Sprachen nur selten, „im Allgemeinen" aber und „ohne Zweifel" in der Periode der individuellen Ausbildung jeder Sprache geprägt. Dasselbe muss von den allerdings im Sanskrit, in germanischen und slavischen Sprachen vielfach nachweisbaren Verstümmelungen der Präfixe gelten. Man sieht, diese Einwände waren erheblich, dabei, wie es bei Curtius durchaus zu geschehen pflegt, mit klarer, ruhiger Besonnenheit und streng sachlich dargelegt. — Nicht also Pott, der in seinem Einleitungsbande (II, S. 297—334) den „Zuwachs durch Präpositionen" bespricht, aber im Eifer für seine Sache nicht immer ohne Bitterkeit. — Der Satz, dass bei „Schwester-Wurzeln" (nach Curtius S. 47), dass also bei Wurzeln „von längerer oder kürzerer Fassung im Anlaut" unter andern „häufig verdunkelte Präfixe" anzunehmen seien, steht ihm „felsenfest". Seine weiteren Beweise dafür sind eben dies, dass solche gleichbedeutende Wurzeln, wie râj und bhrâj (griech. φλέγω, lat. flagro, fulgeo, vgl. Westerg. Rad. p. 119 abhi-râg M. Bh. III, 10960) neben einander vorkommen; ferner, dass solche Verstümmelungen, wie sie anerkannt neuere Sprachen, romanische, germanische, slavische massenhaft erfuhren, auch vergleichsweise in früheren Stadien ihres Daseins die ä l t e r e n Sprachen treffen konnten; und endlich zu den früheren eine Menge neuer Beispiele, Nomina skr. taskara aus atas-kara (auferens, hinwegnehmend, daher Dieb vgl. übr. Petersb. Wörterb.) und Verba skr. ati-man, lat. temno (im Denken über den andern hinweggehen, daher verachten) aus älteren und jüngeren Sprachformen. — Gegenüber den Einwänden aus der Chronologie bemerkt aber Pott, wie noch u n g e h e u e r v i e l daran fehle, „dass man durch v e r e i n z e l t e und e i n s e i t i g e Wahrnehmungen schon das Recht sich erkauft hätte, zu raschen Schlüssen fortzueilen". (S. 329.) Sieht man sich nun in der That — um von nominalen Compositionen, gegen welche auch Curtius weniger zu erinnern hat, abzusehen — solche Beispiele an wie wiederholt s v a d aus su-ad (mit Rücksicht auf I. Mos. 3, 6 tôb le-maachôl, „gut zu essen"), dazu die Analogie svâdita (well eaten) und suâçita (well fed, aus su-â-aç, comedere), svad nach Westerg. sapere, daher ἥδομαι Med. „sich etwas gut schmecken lassen"; p r â c h (fragen, begehren) aus pra-icch (iccha Präsensth. von ish wünschen) [vgl. yâc (poscere, petere) c. pra M. Bh. III, 8780]; d u h (melken) aus ud-vah (evehere, educere) lat. duc-s (dux) ital. doge u. a., daher skr. duhitar (Tochter, die Melkende) altbaktr. dughdhar, pers. dokhter, gr. θυγάτηρ, got. dauhtar, engl. daughter,

Digitized by Google

schwed. dotter u. a., dazu skr. ud-vaha Sohn, Zögling, — vah wie ras, yag u. a. mit Rücksicht auf Samprasârana — sieht man sich diese Beispiele an, welche aus der Sprache nicht so passend gesucht, sondern — wie ganz richtig bemerkt wird — von ihr gegeben sind: so scheint es, als könne die Streitfrage für Pott doch nicht so ganz ungünstig liegen; sein süsses „Schoosskind" mindestens ein wenig zu hätscheln, dürfte man sich ungern versagen. Wie wenig denn auch Pott im Ernste gewillt ist, verloren Spiel zu geben, selbst nach der in Form und Inhalt höchst achtbaren und gediegenen Kritik von Curtius in der Vorrede zum zweiten Bande der „Grundzüge", auch nach der zweiten Auflage, — von der wir doch nicht zweifeln dürfen, dass sie Pott eingesehen — das bewies, wie bemerkt, der erste Band seines Wurzelwörterbuchs. — Allerdings lassen sich nun auch zu dieser Stelle (S. 433 ff.) gegen Einzelnes gegründete Einwendungen erheben, wie Curtius gegen skr. nîda, lat. nîdus (für nisdus), daher dessen Zurückführung auf ni-shad (niedersetzen) ksl. gnězdo (Nebenf. gnězno) und lit. lizda anführt. Und allerdings muss man zugeben, dass die Annahme, „Griechen und Römer" konnten „selbst bei Verben mit altüberkommener Partikel-Composition je nach dem später bei ihnen üblich gewordenen Gebrauche gemodelt und diesem angepasst haben", denn doch eine missliche ist, wenn dieses Modeln und Anpassen eben „die principielle Verschiedenheit in Behandlung von Präfixen" betrifft. Dass ein Wort, wo nicht gar ein einsilbiges, im lebendigen Sprachgefühl von Alters her als Compositum bleibe, und demgemäss behandelt werde, ist ganz gewiss nicht denkbar.

So ist es nun wahr, dass wir uns mit jener „Präfixtheorie" bei aller Vorsicht und bei allem Schein von Sicherheit auf sehr schlüpferigem und schwankendem Boden befinden; so ist es ferner wahr, dass wir auch bei der historischen Sprachforschung eine möglichst bestimmte Scheidung und scharfe Characterisirung der einzelnen Bildungsperioden bedürfen, weil historische Forschung ohne chronologischen Anhalt gänzlich haltlos erscheint; und so ist es endlich wahr, dass wir keineswegs berechtigt sind, von dem Zustande neuerer Sprachen, welche ihr Eigenthum invidueller Bildung, der Verwitterung und Zersetzung älteren Sprachguts verdanken, ebenso durchweg von diesem auf die Zeit vor der Sprachtrennung zurückzuschliessen. Aber — und diese Frage wird immer noch gestattet sein — müssen wir nach allem jenes Vorgehen im Princip verwerfen, mit andern Worten die ganze Sache auf das aut aut der Principien stellen? Ist unsere Kenntniss von dem Zustande der indogermanischen Ursprache, also der Sprachperiode vor ihrer Trennung, ihren Elementen, Compositionsmitteln und Fähigkeit bereits eine so bestimmte und abgeschlossene, dass wir aus der Beobachtung und Vergleichung der einzelnen Data und nur aus diesen, seien ihrer wenige oder viele, nichts Entscheidendes mehr herausbringen können, auch dann nicht, wenn Begriff und Laut die erforderliche Analogie und Uebereinstimmung

Digitized by Google

bieten? Sind wir, noch allgemeiner gefragt, durchaus berechtigt, der Forschung hier ein entschiedenes Halt, so weit und nicht weiter, zuzurufen? — Diese Fragen scheinen mir noch immer möglich und unmöglich, einfach zu bejahen, zumal da die Wichtigkeit des streitigen Gegenstandes von Curtius anerkannt wird, und Pott auch in dem neusten Bande seiner Forschungen sich gar nicht willens gezeigt, seinem alten „Freunde" und Gegner viel nachzugeben.

Dieser neueste Band von Pott's Wurzel-Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen ist vor wenigen Monaten — ungefähr gleichzeitig mit der dritten Auflage von Curtius Grundzügen der griechischen Etymologie — erschienen. Er bildet die erste Abtheilung des zweiten Bandes und enthält auf 740 Seiten die Wurzeln auf r-Laute und l, in Allem zweihundert Nummern. — Nach einigen Bemerkungen über die etymologische Berechtigung Wurzeln mit r und l gemeinschaftlich zu behandeln und gegen die Art nach Bopp's Vorgang nun stets R-Vocal als Kürzung von consonantischem r mit begleitendem Vocal anzusetzen, kommt der Verfasser (S. 3) zu der Wurzel ar, (r, nach den indischen Grammatikern), die ihre Specialtempora sechs Classen entnimmt (Westerg. p. 57, Pet. Wb. I, 399), indem sie am häufigsten den inchoativen Präsensstamm arch arcchati (Cl. I) substituirt, und damit griech. *ἔρχ-ομαι* (Curtius, Grundz. 508) entspricht, dann mit Suffiix na (Cl. IX) und nu (Cl. V), zu deutsch rinnen, gerinnen, rennen, got. rinnan, urrinnan, (ausgehen, aufgehen) u. a., griechisch *ὄρνυ-μι* (skr. r-nô-mi) führt, endlich, ausser ved. ranta (Cl. II) und âryate vielleicht Compos. mit â (Cl. IV) noch mit Reduplication (Cl. III) iyarti, was in den allg. Tempp. âra = a-ara griech. *ὄρωρα*, lat. ortus sum, or-igo etc. vergleichen lässt. — Schon hieraus ist ersichtlich und ohne noch auf Ableitungen (Caus. arpayati) und Composita zu achten, dass wir es hier mit einer von den vielen Wurzeln zu thun haben, die im Allgemeinen „gehen, bewegen", d. h. vorläufig noch Alles bedeuten. Auch lautlich ist dann diese Wurzel so angethan, dass sie dem sprachgelehrten Etymologen und Forscher grössten Spielraum gewährt, denn ar, r-Vocal kann sich überall leicht anhängen und damit wäre der „Präfix-Composition" wieder Thür und Thor geöffnet. Doch können wir bei „Thür und Thor" gleich stehen bleiben. — Thür, unser deutsches Wort, und Thor (porta), got. daur dauro, ahd. duri, turi, tura (auch Plur.), mhd. tür tor, alts. dor; lit. durys (Pl.) dváras (Hofraum), lett. durris, durwis; ksl. dverĭ, dvorŭ, dvor (aula), russ. dvěri, osset. dyar, kurd. der, dêr; irisch dorus, welsch drws, dôr, korn. darat (the door), bibern. tar; umbr. vero (Thor), lat. fores (ital. fuora, — ri, prov. foras, fors, frz. hors); griech. *θύρα*, *θυρίς* (arkad. *θύρ-δα*), altbaktr. dvara, skr. dvâra, dvâr, ved. dur (porta) u. a. — das sind alles Formen, die offenbar auf einen Ursprung zurückführen; aber auf welchen? Die altind. Grammatiker wussten sich zu helfen; sie stellten eine Wurzel dvr (tegere) auf (Westerg. p. 68), aber

Digitized by Google

wohl eigens für ihr dvâr, dvâra präparirt. Doch woher kommt das Wort? Bopp (Gloss. s. v.) sagt „fortasse e tvâr, cf. tôrana“ und hierzu „ab intrando dictum r. tar“, die aber (Westerg. p. 245) nur festinare bedeutet. — Pott hat auch nur Vermuthungen. Bei der Menge von slavisch-lettischen Wörtern (S. 14) mit wer (lit. werti), die freilich nicht ohne Präpos. auf- und zuthun bedeuten, wird vor allem an vi (aus dvi) und ar (gehen) also „auseinandergehen, aufthun“ gedacht, also alte Präfixcomposition. — Nun ist aber die Frage, ob nicht jenen Wörtern allen skr. var vr, tegere, operire (Westerg. 65) zu Grunde liegt, wobei die Composition aus vi-ar doch etwas bedenklich scheint. An ud-var (vr), — skr. nur im Sinne von eligere — zu denken, verbietet auch nicht die Partikelcomposition, sondern vielmehr dies, dass magyar. udvar (Hof) mit nur prosthetischem u keine Bestätigung gibt. Darum kommt der Verfasser doch auf seine alte Erklärung zurück (S. 21), wonach „dvâr etwa: zweigängig wäre, des Ein- und Ausgehens, wo nicht der Getheiltheit wegen, aus welchem Grunde wir nicht nur bei den Wörtern für Thür sehr oft dem Plural (und im Skr. Dual) begegnen, sondern auch der Thürgott Janus (vgl. II, 964) mit zwei Köpfen dargestellt wurde.“ — Abgesehen nun davon, was hier der Bifrons zu thun hat, und davon, ob die alten Indogermanen nur Flügelthüren gekannt, und auch davon, dass mit Ausnahme von Zahlwörtern, nur dvi, nicht dva in Compositen gebräuchlich, und von Anderm noch abgesehen scheint, dieser Deutungsversuch überhaupt zu künstlich, um etwas für sich zu haben. Was nämlich ferner gegen die Annahme einer ursprünglichen Media im Anlaut zu sprechen scheint, ist die Aspirata im Griechischen und Lateinischen, worauf auch das Deutsche hinweist; *ϑύρα* und dvâra sind eben die einzigen, welche man für die Analogie von griech. *ϑεός* und lat. deus, skr. deva-s (für daivas) geltend gemacht, eine Ableitung, für welche nach Curtius (Grundz. S. 470) „nicht einmal der Schatten einer Wahrscheinkeit bleibt.“ Wie manche Versuche von der einen Seite gemacht wurden, um die lange für ausgemacht geltende Uebereinstimmung doch (besonders durch den Einfluss des Spirans v) zu halten, und anderseits um eine andere Wurzel für *ϑεός* aufzufinden, ist a. a. O. zu sehen. In entsprechender Weise glaubte Curtius (S. 243) auch für unser dvâr auf eine „Urform dhur, dhvar mit Ausfall des Hauches im Sanskrit schliessen, und mit andern früher die Wurzeln hvar (curvum esse), mit h aus dh (dhvar heisst auch curbare) voraussetzen zu müssen. Sollte die Bedeutung des Krummseins oder Krümmens nicht auf die Thürpfosten, sondern auf den Eintretenden gehen, so wiese das allerdings auf das gerade Gegentheil von dem hin, was nach der Vermuthung Pott's für die Thüren der alten Indogermanen anzunehmen schien. — Wenn es sich indessen bloss um Vermuthungen handelt, so möchte ich, auf die Gefahr hin ebenfalls gegen die griech.-lat. Aspirate zu sündigen, auch noch eine und zwar meines Wissens funkelnagelneue wagen. Also

Digitized by Google

Folgendes. Im Hebräischen — man erschrecke nicht — heisst Thür deleth, Dual delathajim, pl. delathoth, constr. dalthoth, dazu ein anderes Wort dal heisst elend, gering, dürftig, Einer der Nichts hat, dal warik, arm und ohne. Nun fürchte man aber nicht, es sollte hier noch skr. dara (Höhle, Oeffnung) und das redupl. daridra (arm sein) heranziehen; es kommt lediglich auf die Beziehung an, welche zwischen der lautlich gleichen Bezeichnung für gering, dürftig und der Thür herrscht. Umgekehrt wird auch wohl Fülle, Reichthum, Schatz — mit gut in Beziehung stehen, zumal wenn Benfey recht hat skr. su (gr. εὐ) nicht mit Curtius aus asu, sondern aus vasu (res, salutas, divitiae, daher vasudhâ Erde, die schätzetragende) abzuleiten. Wenn dies richtig, könnte auch altind. dur dus (δυς) gering, schlecht, (dur-bala kraftlos debilis, vgl. Wrz. dush) mit dur (Thür) in Verbindung gebracht werden und Thür dur, wovon dvâr die verstärkte, dvâra die abgeleitete Form, wäre dann das Leere, die Oeffnung, das Loch in der Wand. Doch genug damit. — Dass aber ein Wort, welches in allen Familien des indogermanischen Stammes bekannt und zu Hause ist, und überall noch allerlei Verwandte hat, Verbindungen und Bedeutungen eingeht, — man denke nur an lat. fores, foris, foras, forum und Forculus — einen Pott über zwanzig Seiten hindurch beschäftigt, ist begreiflich.

Hierauf folgt (S. 37) Einiges über zend. ar (gehen) und seine Composita, z. B. mit paiti (gegen): „paityâra, Opposition, die Schöpfung der bösen Geister.“ — Skr. arana (fremd, fern) u. a. bringt den Verfasser dazu, seine Ansicht über Suffix ra zu entwickeln, das er wohl gewiss richtig nicht aus tara gekürzt glaubt. Nun wissen wir, dass er überhaupt nicht mit Bopp den Ursprung der Suffixe aus Pronominalstämmen annimmt, was namentlich bei ra schwierig erscheint, weil es keine Pronomina mit r gibt. Ob aber unser verehrter Weber, der bekanntlich (Ind. Stud. II, 406) auch für die Suffixe verbalen Ursprung behauptet, ra mit Pott aus Wurzel ar, r ableiten wolle, möchte ich doch stark bezweifeln. Denn angenommen auch, wobei wir wieder die Präpositionalcomposition voraussetzen müssen, angenommen, dass Wörter wie apara, adhara, avara (ähnlich unserm abwärts, auswärts u. a.) der Richtung wegen den Begriff des Gehens einschliessen, und so zu erklären seien, wo bleiben dann die vielen andern Bildungen mit ra, la — Wörter wie çukra, çukla, dîpra, çubhra, candra, capala, bhidura, vidura, darin doch keine Spur von Gehen und Richtung steckt? Freilich ra als verkürztes tara ansehen, möchte auch ich nicht, ebenso wenig es mit Schleicher (Comp. §. 233) als Comparativsuffix neben tara ansetzen; bei den dort wie oben angeführten Wörtern apara, avara u. a. liegt die Comparation im Begriff des Stammes nicht in der Form des Suffixes. Wenn nun aber auch Bopp das Suff. tara aus einer Verbalwurzel, und zwar tar, tr (transgredi) herleitet, so geht Pott insofern über ihn hinaus, als er tar, tr selbst durch Präfigirung von ati (trans) zu ar (ire) entstanden meint (S. 14). Ebenso

Digitized by Google

durch Verlust des i wird (S. 39) das Suff. tar tr, fem. trî (lat. -tor, -trix), und tra (-trum) „aus einer Verbindung mit dem Abstr. auf -ti (im Slaw. Inf.) und r (gehen)“ erklärt. Angenommen nun, es sei die Bildung des Part. Fut. Act. auf tar tr — Wörter wie bhavitar, — tr (futurus), kartar (facturus), dâtar (daturus) — auf diese Art möglich, wegen des Zukunftsbegriffs, also des Gehens, der Richtung, — wie ist es denn mit dem Nom. ag. derselben Bildung? Ist auch in diesen Wörtern auf târ (tr), lat. tor, griech. τηρ, wie dhâtâr (creator), janitâr (genitor), dator (δοτήρ), Gehen und Richtung? Pott sagts, denn piscator, venator — „qui venatum it“ —, als ob auch hier überall „die Form des Sup. (tu-m)“, des skr. Infinitiv stecken müsste. Und wenn dies, wie ist es denn endlich mit allen den bekannten Verwandtschaftsnamen auf tar tr (pitâr, mâtâr, svâs[t]âr, nâptâr, bhârtâr (Gatte), wohin sollen diese gehen? — Gewiss, für alle diese Annahmen fehlt wohl noch manchem wie mir der Glaube. Und der Hauptgrund für meine Skepsis bleibt immer der, dass es mir durchaus undenkbar scheint, der Sprachgeist eines Volkes könne auf die Art bei seiner Wortbildung verfahren sein. So mag der Etymologe hinterher die Wörter seciren und künstlich analysiren, aber so sind sie unmöglich entstanden. — Wie sie entstanden, ist freilich eine andere Frage, und ebenso, ob wir diese Suffixe anders erklären müssen oder können. — Nur soviel scheint mir ausgemacht, dass wir weder für tara, tar auf die Verbalwurzel tar noch für alle -ar, -ra auf ar kommen dürfen, vielmehr scheint bei dem bekannten Wandel des auslautenden s in r auch bei den andern die Rückkehr zu einem ursprünglichen Pronominalstamm nicht unmöglich zu sein.

Ein schönes Beispiel für ar, nicht als Ableitungssuffix, sondern wie es im skr. ara, aram (schnell, geschwind) erscheint, bietet das angeführte deutsche Aar (der schnelle Vogel), in unserm Adler, adel-are (aquila), wie Edel-Falke, mhd. adel-spar (S. 40); ebenso ist got. airus (ἄγγελος) schon wegen des nord. ari hierher zu ziehen. Das i erklärt sich durch Epenthese, wie sie bekanntlich im Altbaktrischen so häufig auftritt. — Skr. artha (causa) mit seinem Denomin. arthay (causare) ist allerdings wohl hierher zu ziehen, denn auch die sonst angegebene Wurzel arth (petere, postulari) und art, rt (ire, aemulari), geben sich als Differenzirung aus ar zu erkennen. Griech. αἰτία, αἰτέω, bei Bopp (Gl. „dissoluto r in vocalem i“), bei Curtius fehlend, scheint noch hierher zu gehören. Ist aber auch skr. râi (res), demnach lat. ratio; reor, ratus u. a, (Wurzel ra (dare) Pott II. S. 289—292) stammverwandt? Nach den Angaben im Petersb. Wbch. ist eine Metathesis von ar nicht wohl auszuschliessen. Eben dahin führen auch skr. und altbaktr. ratha (Wagen) und aritra, das Steuerruder, „einen Theil des Wagens“, bedeutet (Pet. Wb. s. v.), und damit die Menge anderer Formen, wie rota, rotare, rotundus, griech. ἐρέσσω, ἐρετμός, mhd. rad, rat u. a. aus verwandten Sprachfamilien, die Pott (S. 41—44) behandelt. Auch

Digitized by Google

unser Pferd (mhd. pfaerit), lat. paraveredus, veredus, reda muss aus dem Keltischen stammend hierher gehören.

Weiterhin (S. 45) wird angeführt: „R-ti f. Angriff, Streit (vgl. ad-orior, allein kaum ἔρις)." Dazu in einer Anmerkung: „Acc. ἔριν und ἔριδα. Gehört δ zum Suffix oder ist es radical?" — Letzteres, wie mir scheint, so wenig als in ἐλπι-δ, ὀπι-δ; das δ ist später entwickelt. (Vgl. Curtius, Grundz. S. 585). Auch die Grundbedeutung der Wurzel (das. S. 318) „der Bewegung zu etwas hin", scheint dieser besondern Bedeutung des griech. ἐρ um so weniger zu widersprechen, als wir skr. ari-s Feind, griech. Ἄρης haben. Demnach ist die Zurückführung dieses griech. Wortes auf die in Rede stehende Wurzel durch Leo Meyer wohl nicht unrichtig. — Was nach einigen andern Formen die Part. rte (praeter) angeht, so schliessen sich die Erklärungen Potts und der Herausgeber des Petersb. Wb.'s begrifflich wohl allerdings nicht aus; nur dass die erstere „mit dem Abl. im Gange von einem Gegenstande weg, und mit dem Acc. neben ihm hin" weniger künstlich und einfacher sei, als die andere — „in der gehörigen Ordnung, im wahren Verhältniss bis zu d. i. von hier an nicht mehr in der gewöhnlichen Ordnung" — liesse sich bezweifeln, wofern man nicht absolut rta auch in dieser Locativform als „Gang, Richtung" festhalten will. — „Unerklärt — sagt Pott — ist bis jetzt das anscheinend ephelkytische n in sûnrtra (true etc.)" — Einen Augenblick dachte ich an su-nr-ta (edle Männlichkeit, Biederkeit) und fand eine Bestätigung an Benfey (Gloss. s. v.); das lange û hätte seine Analogie in sûnarî (a respectable woman). Doch scheint mir richtiger sûn-rta zu trennen; rta (ratus) wie in den in Rede stehenden Formen, und sûn aus svan (sound), svana (sound, song) zu erklären. Damit stimmt die Bedeutung im Rigveda „excellent song", ein ritueller, nach regelmässiger Ordnung vorgetragener Hymnus; aus dieser speciellen Bedeutung konnte sich bei den religiösen Anschauungen leicht die allgemeine „auspicious, gentle, true and agreable" entwickeln. Dann wäre auch das „anscheinend ephelk. n" erklärt.

Die altbaktr. Wörter areta (vollkommen) und airya, altpersisch ohne die Assimilation ariya („treu, wachen, gesetzlich, arisch; Subst. Arier") veranlassen den Verfasser zu einem längern Excurs (S. 48—73) über persische Eigennamen, darin jene Wörter ihm enthalten scheinen. — Wir müssen es uns versagen, ihm hier zu folgen, doch ohne die staunenswerthe Fülle von Gelehrsamkeit unerwähnt zu lassen, die dabei zu Tage tritt. — Natürlich gehören auch die Namen Erân und Irân hierher und wie schon bemerkt den interessanten und vielbesprochenen Namen der Arier, griech. Ἄριοι (Herod. VII. 62) auch Ἄρειοι, lat. Arii (Pl. VI, 25. 29). — Skr. aryá, Adject. anhänglich, treu, zugethan; das beste (ἄριστος); Subst. Herr, Gebieter; Rad (wie ari), später „Mann" der dritten Kaste"; dann gleichbedeutend mit dem abgeleiteten und vriddhir-

Digitized by Google

ten ârya, „Mann des eigenen Stammes der berechtigten Nation, der Arier“ (Vgl. Pet. Wtb. I, 448 u. 696). — Wurzel ar ist für alle diese Formen unzweifelhaft; fraglich ist nur unter welcher speciellen Bedeutung der Wurzel und nach welcher Art der Bildung. — Aryá mit secund. Suffix a gebildet, würde dem Accente nach möglich sein, aber nicht wohl ohne Vriddhi. Daher würde die Ableitung aus ári (Feind), woran gewiss nicht zu denken, und ari (aufstrebend), worauf das Pet. Wtb. hinweist, immer nur âryá ergeben. Dieses freilich ist mit a in der secund. Form aus aryá gebildet, doch hierfür bleibt uns demnach nur Suff. ya übrig. — Aber schon die Vorfrage macht Pott Sorge, ob mit dem nominalen Taddhitasuffix ya oder als Part. fut. pass. — Ersteres erfordert zwar kein Vriddhi, doch woher soll die Ableitung geschehen? Wir kennen ar eben nur als Wurzel. Pott weist auf Adv. ara-m hin (S. 74), das auch „zurecht, recht, passend“ bedeute; aber den Begriff „der Hingebung an den rechten Glauben, treuer Ergebenheit aus dem des „Beiderhandseins“ herzuleiten, scheint von Allem abgesehen auch dann gezwungen, wenn wir der Grundbedeutung „gläubig — im Gegensatz der Ungläubigen, der Bewohner von An-iran, Turan u. s. w.“ (S. 48) sicher sein dürften. — Demnach bleibt ganz allein die primäre Form im Sinne eines Part. fut. pass. übrig. — Der Einwand „betreffs der Accentuirung“ ist hinfällig; dass ferner Wurzeln auf ar, r, wie bhar bhârya, kar kârya u. a. vriddhirt werden, kann immer nur auf solche mit initialem Consonanten gehen; ad (edo) z. B. hat adya (Panc. IV. v. 79. Pet. Wtb. I. 131) ohne Vriddhi. — Nachdem also grammatisch gegen die Bildung als Part. fut. pass. nichts mehr einzuwenden, handelt es sich um die Bedeutung. — Lassen erklärt (Ind. Alterth. I, 5 ff.) ârya als der zu Besuchende, adeundus — wie âcárya, was einmal nur für ar mit präfigirtem â, und dann auch kaum zur Erklärung passend ist. — Pott meint nun, man müsse „auf einen activen Sinn rathen: gern gehend, strebend nach etwas, und demgemäss: sich an dasselbe anschliessend“ — offenbar, um in ar seinen Grundbegriff der Richtung und in arya seine Grundbedeutung „gläubig“ zu halten. — Einen trefflichen Hinweis zum Rechten hat uns der Altmeister Bopp (Gloss. s. v. ârya) gegeben. Er sagt: ârya (ut videtur a r. ar r, vel simpl. vel cum praep. â comp. s. ya, nisi corruptum est ex ârcya vel arcya a r. arc q. v.) venerandus, nobilis, generosus (cf. germ. vet. êra, nostrum Ehre). — Der Corruptionsannahme werden wir nicht bedürfen. Da ar zu seiner Präsensform arch, rch substituirt, so muss es auch mit dieser stammverwandten Wurzel arc gleiche Bedeutung haben können. Wurzel arc heisst nun aber honorare, venerari, — also arya (wie arcya) honorandus, venerandus. Und die Arya sind demnach die Herren, Gebieter, die Ehrbaren und Verehrungswürdigen des Landes, und nach ihnen ihre Abkömmlinge (patron.) ârya benannt. — Diese Erklärung stimmt nun vortrefflich mit der von Spiegel (Altp.

Digitized by Google

Keilinschr. s. v.) gegebenen Grundbedeutung für altp. **ariya** (ohne die altbaktr. Assimilation in airya), nämlich „würdig." Und diese Bedeutung hat derselbe Gelehrte schon (Beitr. I, 131) aus dem Parallelismus von altb. arathwya mit anairya nach Vendid. I, 71 vermuthet. Sie stimmt aber auch (vgl. ἀρετή) mit unserm mhd. êran u. s. w. vollkommen. Mit Rücksicht hierauf fragt Pott schliesslich: „Das Gehen (S. ar) als ehrfurchtsvolles Nahen specialisirt? Vgl. ἱκέτης." — Pott möchte nur diesen allgemeinen Begriff erhalten wissen.

Nach Anführung einiger hierzu begrifflich und lautlich stehender Wörter aus keltischer Familie, wie gael. airidh (worthy), wird zuletzt des skr. **aryaman** gedacht, nach dem Pet. Wtb. Busenfreund, Gespiele, sodalis bedeutend. Das Wort ist doch wohl mit Suff. man (gr. μεν, μον, lat. men, ahd. mon, Bopp Vgl. Gr. §. 795 ff.) und nicht, worauf Pott „eher riethe" durch eine Composition mit man (denken) gebildet; es kommt ihm dabei die Vergleichung mit ara-manas (dienstbereit), selbst Zend. airyaman als „eigentlich folgsamen Geistes", und seiner Voraussetzung, dass arya mit Adv. ara-m in Verbindung stehe, zu statten. Nur scheint oder ist das Wort wirklich mit mehren bekannten Eigennamen verwandt, wie altpers. Armaniya (Armenien), Arminiya (Armenier), vielleicht auch mit Arminius, got. airmana —, ahd. ermun, erman, irmin (got. -sûl, vgl. Grimm, Gramm. II, 448, der dabei an Germani gedacht), so dass uns der alte Halbgott Aryaman, Irmino noch zu unserm Hermann zurückbringt. — Genug. Pott schliesst hiermit den ersten Artikel, auf welchen wir unsere specielle Betrachtung hier beschränken müssen. — Dadurch abgethan ist es mit den Bildungen aus dieser weitverzweigten Wurzel noch keineswegs. Allein das Griechische könnte uns noch lange beschäftigen, wo nach Curtius bekannter und trefflicher Auseinandersetzung (Grundz. S. 48) sich **ar** in die drei Formen: ἀρ, ἐρ, ορ spaltet, an deren jede sich dann eine specielle Bedeutung knüpft, „an die mit α die des Passens und Ackerns (ἀραρίσκω und ἀρόω), an die mit ε die des Ruderns (ἐρέσσω), an die mit ο die der Erhebung oder Erregung" (ὄρνυμι), ähnlich im Lateinischen, wo artus, remus, orior zu vergleichen. (S. das. No. 448, 490, 492). So benutzt eine jüngere Sprache den Lautwandel und die darin möglich gewordene Differenzirung zur Differenzirung eines allgemeinen Grundbegriffs in specielle Bedeutungen, und ist damit selbstständig und in der Lage, ihren eigenen Weg zu gehen. Um diesem hier noch weiter zu folgen, hätten wir auch diejenigen Partien und Artikel zu betrachten, welche bei Pott „als mit r (ar) unstreitig nicht ausser Beziehung" sogleich angeschlossen werden (S. 77). Es handelt sich hier, um in Kürze einige Andeutungen zu geben, um Wurzeln und Wörter, wie: Skr. ir (bewegen, erregen, heben, werfen), wahrscheinlich aus redupl. iyar, wozu griech. αἴρω, hom. ἀείρω (Curtius, Grundz. S. 318) noch zweifelhaft, aber ahd. illan, ile (eilen); — skr. il

Digitized by Google

(ruhen, zur Ruhe kommen), — nach Benfey's Gloss. auch to throw); griech. ἀραρίσκειν, bei dessen Betrachtung Pott auf den Namen Ὅμηρος und andere Eigennamen und Formen auf ήρης, ηρός, ερός, ρος u. a. kommt (S. 81—91), — von da zu — Partikel ἄρα, ἄρ, ῥά, natürlich auch γάρ und andere Comp.; griech. ἄρθρον, ἀρθρόω mit Ableit. und Comp., lat. artus, -uum und artus (knapp), ar-s, in-er-s u. a., griech. ἀρτίζω, ἀρτύω und Comp., ἄρτυς, ἁρμός, ἁρμή u. a. (mit Bedeutungen, welche sich nach Curtius (a. a. O.) aus dem Begriff, „fügen" entwickeln); ferner ἄρνυμαι (also ar Cl. V), ahd. arnen, ags. earnjan (mereri), aran, arn (Ernte); αἴρω, ἀείρω mit weitgreifender Verbindung (S. 102—113); ἀπαύρω, ebenso das noch unerklärte αἱρέω, ἁλίσκομαι schwerlich in diesen Zusammenhang gehörend; auch ἔραμαι weiss Pott nicht recht unter zu bringen (Bopp, Gl. s. v., bringt es bekanntlich zu var (wählen), nur ist nach Curtius, Grundz. S. 502, das Digamma nicht zu erweisen); endlich — nach lit. yru (auftrennen) und yra, yr" (est, sunt) — noch lat. alere, unser alt, Alter u. dgl., gr. ἀλθαίνω, θέσσω, ἀλδαίνω, ἀλέω (S. 130) — deren Zusammenhang mit ar (al) nur dann anzunehmen, wenn, wie es scheint, ard, ardh specielle Erweiterungen sind. — Damit wäre einigermassen die Ausbreitung einer Wurzel angedeutet, die mit der nächstfolgenden kar (machen), mit bhar (φέρω, fero, baira) und var (velare und velle, wahren und wollen) von den in diesem Bande behandelten am weitesten „ihre Arme ausstrecken." Dass ein leichtfertiger und leichtgläubiger Schüler auch hier noch den Unitarier spielen könnte, ist nicht zu leugnen, doch das hat der Meister trotz seiner „Partikelcomposition" nicht gewollt und — genug davon. Wer kritisiren will, findet überall zu thun. — Uebrigens haben wir den Verfasser zu nehmen, wie er sich uns gibt, und auch Grund genug, freudig und mit Dank anzunehmen, was er uns gibt. Ihn anders haben wollen, auch nur in der äusseren Anlage und Darstellung seiner Forschungen anders haben, hiesse dem eifrigen und wackern Forscher Unrecht thun. — Das Ciceronische: „Nihil est simul inventum ac perfectum" sagt er uns ja selbst; und wenn das von aller Wissenschaft gilt, so gewiss am meisten von der Etymologie, die, so zu sagen, mit der Sprache Anfang erfunden und erst mit der Sprache Ende vollendet wird. Aber jeder, der ein Stück Sprachgeschichte weiter zu erforschen und zu bearbeiten unternimmt, findet in jedem Bande des Pott'schen Werkes eine reiche Fülle von Belehrung. Und jeder wird nur wünschen und hoffen, dass es dem Verfasser gelinge, sein Werk möglichst bald und heiter und glücklich zu Ende zu führen.

Was uns in dieser schönen Hoffnung bestärkt, das ist der rüstige Kampfesmuth, womit wir den eifrigen Verfasser auch jetzt wie ehedem auftreten sehen. Hievon zum Schlusse noch ein kurzes Wort. Schon beim ersten Auftreten mit seinen „Etymologischen Forschungen" eifert Pott gegen diejenigen, welche noch von dem Sans-

Digitized by Google

kritstudium als einem „der Mode unterworfenen Diletantismus" reden möchten" (Vorr. p. X). Und dann im andern Bande: „So gewiss Athen und Rom nicht die Welt sind, noch je waren, eben so gewiss ist die classische Philologie weder die Philologie — allein, noch die Philologie — überhaupt" (Vorr. p. XVI). — Wie er mit seinen Forschungen wieder auftrat, da meinte Steinthal (Ztschr. f. Völkerps. II, 455): Es sei ihm ein schönes Schauspiel, „den halbgrauen aber noch immer nicht nur rüstigen, sondern heissen Kämpfer im Streite gegen junges und doch höchst nüchternes Blut — und Blut von seinem Blut." — Man lese die Vorrede im neuesten Bande seiner Forschungen, und wird bald sehen, dass der Streitesmuthige noch wie in seiner Jugend sich gegen andere Widersacher zu stellen weiss und dass ihm für den Kampf um eine gerechte Sache das Schwert nicht zu schwer und nicht schartig noch rostig geworden. Pott weist auf die Namen der Männer hin, die der Sache, für welche er streitet, entgegenstehen. — „Männer und Germanisten, welche unter dem Schilde ihres Namens und ihrer Stellung glauben zu machen versuchen, als bringe eine solche, auswärts vielgepriesene Wissenschaft, welche freilich nicht den blossen Germanismus, sondern den gesammten Indogermanismus zu umspannen sich unterfängt, ich weiss nicht, ob einer bestimmten oder den Universitäten überhaupt, der Himmel mag übrigens wissen welchen, Schaden." (Vorr. p. IX.) — Georg Curtius am Ende der Vorrede zur neuesten Auflage seiner Grundzüge nennt einfach die Sache, um welche es sich handelt: „Es wird erlaubt sein darauf hinzuweisen, wie schmerzlich alle Freunde der vergleichenden Sprachwissenschaft es empfinden, dass fast zwei Jahre nach dem Tode des gefeierten Mannes — Franz Bopp's — vergangen sind, ohne dass dessen Lehrthätigkeit nach dieser Richtung hin ersetzt ist." — Sie mögen in wissenschaftlichen Dingen Gegner sein, aber über den Lehrstuhl des verklärten Begründers und Altmeisters ihrer Forschung haben sich unsere beiden wackersten Vertreter derselben einmüthig die Hand gereicht.

Und nun möge man mir die etwas umfassende Darstellung hier nicht verargen. Es galt gegen diese Blätter eine längst übernommene Pflicht erfüllen. Wo einst und zuerst der Name Franz Bopp öffentlich genannt (1815. No. 56), wo er dann selbst seine erste Recension über Sanskritgrammatik niederzulegen veranlasst ward (1818. No. 30 f.): da meinte ich, auch wohl einmal über des verewigten Lehrers und Meisters Schriftthum (1867. No. 51), über das was ihm vor allem am Herzen lag, Lehre und Kenntniss des Sanskrit (1869. Nr. 4 f.), und zuletzt noch über die berühmten Forschungen einer seiner ersten und besten Schüler reden zu dürfen.

Lefmann.

Digitized by Google

Diether von Ysenburg, Erzbischof von Mainz. 1459—1463. Ein Beitrag zur Geschichte der staatlichen und kirchlichen Reformbestrebungen des fünfzehnten Jahrhunderts. Grösstentheils nach ungedruckten Quellen von Dr. Karl Menzel, Sekretär am Grossh. Sächs. Geh. Staatsarchiv zu Weimar. Erlangen 1868. Verlag von Eduard Besold. VIII. und 226 S. 8.

Es ist ein unerquickliches Bild, welches die Opposition des fünfzehnten Jahrhunderts bietet, so die kirchliche wie die politische. Nicht der geringen Erfolge wegen, deren sie sich zu rühmen weiss, sondern des schmählichen Handels halber, den sie mit den heiligsten Gütern trieb. »Die Reform war ihr Panier, die Pression ihr Mittel, die Abfindung ihr Zweck.« Der Habgier und masslosem Eigennutz räumten edlere Motive das Feld. Nur selten erfreut uns ein reines Bestreben. War der Primas des deutschen Reiches, Erzbischof Diether von Ysenburg, dessen Reformbemühungen die treffliche Monographie beleuchtet, welche wir hier zur Anzeige bringen, von einem solchen beseelt? Es will uns nicht so bedünken. Halt- und rathlos sehen wir ihn zwischen den Reichsparteien schwanken. Wo der grössere Vortheil winkt, pflanzt er seine Fahne auf. Wohl gelingt es dem Verf., die Beschuldigung Georg Voigts (Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II. Bd. III, S. 254 u. 272 ff.), als sei Diether gesonnen gewesen, vor dem Kurfürstentage zu Mainz im Juni 1461 seine Opposition gegen Rom sich abkaufen zu lassen, auf Grund neuer Acten zurückzuweisen (S. 119). Aber diese schön durchgeführte Rettung betrifft doch nur einen einzelnen Fall. Alles in Allem erwogen wird man auch jetzt noch dem abschätzigen Urtheil, welches über Diethers Character im Schwange ist, besser bei- als entgegentreten. Gern nahm Diether hohe Dinge in die Hand, sein leitendes Motiv aber war ein schaler Eigennutz; darum liess er, sobald sich die Aussichten auf Vortheil änderten, seine Anstiftungen schnell wieder fallen und wechselte die Farbe. Diese politische und persönliche Characterlosigkeit hat dem Papste zuletzt den Triumph über ihn bereitet (Voigt a. a. O. S. 268).

Sehr umfassend ist das archivalische Material, welches dem Verf. zur Verfügung stand. Als einstiger Mitarbeiter bei der Herausgabe der deutschen Reichstagsacten hat er den grössten Theil der deutschen Archive besucht und mit dem glücklichsten Erfolge ausgebeutet. So finden wir denn in der vorliegenden Darstellung eine Fülle des Neuen und Interessanten. Um nur das Wichtigste auszuheben von dem, was uns hier geboten wird, erinnern wir an den langen und vielgesuchten Abschied des Nürnberger Kurfürstentages vom März 1461, welchen der Verf. so glücklich war, im Dresdener Archive aufzufinden; an die Nachrichten über den Mainzer Kurfürstentag vom Juni 1461; an den Friedensvertrag zwischen Diether und Adolf von Nassau vom 5. Octbr. 1463; an die Unter-

redung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit dem päpstlichen Legaten zu Ansbach. Unter dem reichen neuen Detail scheint uns die Nachricht beachtenswerth, dass Markgraf Albrecht Achilles nach Mantua zum Congress gegangen, vor Allem um bei Pius II. die Bestätigung Diethers von Mainz zu betreiben.

Den ungelenken spröden Stoff, welchen die Actenmassen boten, wusste der Verf. mit grossem Geschick zu einem harmonischen Bild zu verweben. Klar und ruhig fliesst seine Rede dahin. Bei der Darstellung der Schlacht von Seckenheim und der Eroberung von Mainz erhebt sie sich zur Lebendigkeit und Anschaulichkeit antiker Meister. Störend wirkt nur die Erzählung dessen, was wohl geschehen sein wird (S. 20. 21. 26. 27. 29. 37. 65 ff.). Im Ganzen ist nach Form und Inhalt die Leistung eine so tüchtige, dass wir sie mit Freuden begrüssen. **W.**

Die erste Zerstörung der Stadt Mannheim 1622. Ein Beitrag zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges am Oberrhein. Von C. B. A. Fickler. Freiburg im Breisgau. Druck und Verlag von Fr. Xav. Wangler 1869. 50 S. in 8.

Es ist schon mehrfach in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, wie eine quellenmässige Geschichte des 30jährigen Krieges nur durch einzelne Monographien aus den Orten und Ländern, welche der Schauplatz dieses Krieges waren, unter Heranziehung gleichzeitiger schriftlicher Aufzeichnungen, zu Stande kommen kann: schon aus diesem Grunde wird man der vorstehenden Schrift, welche eine solche monographische Darstellung einer derjenigen Gegenden bringt, welche von diesem unseligen Kriege so schwer betroffen worden sind, alle Beachtung zuzuwenden haben. Sie verdient dieselbe in vollem Grade als ein höchst dankenswerther Beitrag zur Geschichte dieses Krieges, indem sie durchweg auf eben so sorgfältiger als genauer Erforschung von gedruckten wie ungedruckten Quellen beruht, und insbesondere das, was der nächste Gegenstand derselben ist, die Einnahme von Mannheim im November des Jahres 1622, nachdem wenige Monate zuvor Heidelberg eingenommen und geplündert worden war, aus bisher unbenutzten Quellen das erstemal in allen Details uns vorführt. Bei dem innigen Zusammenhang, in welchem eben dieses Ereigniss mit den übrigen vorausgegangenen Ereignissen, und der ganzen wider die rheinische Pfalz unternommenen Kriegführung steht, musste auf diese selbst zurückgegangen und mussten die Verhältnisse, wie sie sich hier seit der Annahme der böhmischen Krone durch Friedrich V., und seit der Prager Schlacht gestaltet hatten, näher erörtert werden. Auch dieser allerdings nothwendigen Erörterung hat sich der Verf. nicht entzogen: seine den ersten Theil der Schrift füllende quellen-

mässige und unparteiische Darlegung wirft vielfach ein neues Licht auf diese Verhältnisse, die für die folgende Zeit so wichtig und bedeutungsvoll geworden sind; sie lässt das Ereigniss selbst, welches zunächst hier dargestellt werden soll, in seinem wahren Lichte und Zusammenhang erscheinen, damit aber auch richtig würdigen. Wir können nur wünschen, ähnlicher monographischer Darstellungen uns noch öfters zu erfreuen, namentlich was die Geschichte der rheinischen Pfalz aus jener Zeit betrifft, welche noch mancher solcher Aufschlüsse bedürftig ist, wie sie in dieser Schrift über ein einzelnes, immerhin wichtiges Ereigniss gegeben werden.

Korssakoff und die Betheiligung der Russen an der Schlacht bei Zürich 25. u. 26 Sept. 1799. Von Dr. Alfred Ritter v. Vivenot, k. k. Hauptmann. Wien 1869. Wilh. Braumüller k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. 23 S. in gr. 8.

Diese Schrift — ein in dem militärwissenschaftlichen Verein zu Wien gehaltener Vortrag — behandelt eine Episode der russisch-österreichischen Bundesgenossenschaft aus dem Feldzug des Jahres 1799 und ist dieselbe zunächst bestimmt, die durch russische Berichte, wie sie in dem grösseren Werke von Miliutin über diesen Feldzug vorliegen, verbreitete Darstellung zu widerlegen, und zwar aus gleichzeitigen, handschriftlichen, oder vielmehr aktenmässigen Aufzeichnungen, unter welchen die Berichte des österreichischen Diplomaten, welcher dem russischen Hauptquartier zugetheilt war, des späteren Minister von Wessenberg, in erster Linie zu nennen sind, indem durch diese Alles in einem ganz anderen, von der russischen Darstellung wesentlich verschiedenen Lichte erscheint. So wird dieser Vortrag, indem er ein einzelnes wichtiges Ereigniss jenes Feldzugs in das richtige Licht setzt, zugleich zu einer Vertheidigung der österreichischen Waffenehre, welche durch die erwähnten russischen Angaben vielfach verletzt worden ist, insofern nach diesen Angaben man fast glauben sollte, dass Alles Gute in diesem Feldzug von den Russen, alles Schlechte von den Oesterreichern ausgegangen sei. Wie irrig aber diess bei näherer Beleuchtung erscheint, wird in einem einzelnen, besonderen Falle, der freilich als eines der wichtigsten und auf die ganze Kriegführung einflussreichsten Ereignisse erscheint, nachgewiesen, an der so unglücklich für die Alliirten ausgefallenen Schlacht bei Zürich, durch welche alle Hoffnungen der Coalition vernichtet wurden und der Verlust der ganzen Schweiz, welche der Erzherzog Karl während des ersten Theils des Feldzugs gegen Massena glänzend behauptet hatte, für Oesterreich herbeigeführt ward. Wenn wir freilich hier lesen (S. 7), wie der russische Feldherr sich um die von Erzherzog Karl ihm zugekommenen Dispositionen gar nicht kümmerte, und unter Andern Bataillone und Compagnieen verwechselte und auf

Digitized by Google

Einwendungen keine Rücksicht nahm, dann bei Zürich eine gänzlich fehlerhafte Aufstellung nahm, in Folge der es dem französischen Feldherrn (Massena) möglich ward, trotz aller persönlichen Bravour, mit der sich die russischen Soldaten schlugen, einen so glänzenden und in seinen Folgen so bedeutsamen Sieg zu erringen, der unter andern die ganze Bagage des russischen Heeres sammt der Kasse, Archiv u. s. w. so wie fünfzig Kanonen, und Tausende von Gefangenen in die Hände der Sieger brachte, so werden wir uns über einen solchen Ausgang kaum verwundern, wenn wir der überaus genauen und sorgfältigen Darstellung, wie sie hier über den Verlauf dieser Schlacht im Einzelnen gegeben wird, mit einiger Aufmerksamkeit folgen. Man wird dem Verf. aber auch weiter gerne folgen in der Charakteristik, die er von dem russischen Heere nach dessen einzelnen Waffengattungen gibt, insbesondere in dem, was über die Führer derselben bemerkt wird; dass diese Schilderung im Ganzen wenig günstig ausgefallen, wird nicht befremden. Wenn dem Führer des Heeres, dem Fürsten Korssakoff, persönliche Tapferkeit zuerkannt wird, so fand doch der ihm beigegebene österreichische Diplomat »in seinen Vorkehrungen nichts weniger als Verstand und Einsicht« und fügt ausdrücklich hinzu, dass auch die andern russischen Generale nicht weniger Antheil an der Misstaktik und an der Unordnung der grässlichen Flucht hatten (S. 16); und wenn den einzelnen Soldaten Kraft und Ausdauer im Kampfe, Unerschrockenheit und Tapferkeit zuerkannt wird, so trifft die Officiere der Vorwurf der Rohheit und Unwissenheit (S. 17). Und nicht besser fällt das Urtheil aus selbst über den so vielfach belobten und bewunderten Führer des Ganzen, den Fürsten Suwarof, auf den der Verf. noch am Schluss seiner Darstellung einen Blick wirft. »Unbändig in seinem Hass und in seiner Liebe, über alle Massen eitel auf seine Originalität und europäische Berühmtheit, hat dieser Feldherr, dem Miliutin mit grossem Unrecht den Namen eines neuen Belisar gibt, der Freundschaft Russlands und Oesterreichs die gefährlichsten Wunden durch seine Intriguen geschlagen. Während er unter lauter Bücklingen und Kratzfüssen tiefunterthänigste Berichte an Kaiser Franz unterzeichnete, schrieb er an seinen Czaren im Sinne eines enragirten Oesterreicher Feindes. Unzweifelhaft wäre es besser gewesen, Oesterreich hätte diesen Moskowiter nie an die Spitze jener Armee berufen, die im selben Jahre und noch ein Jahr später bis zur Ankunft Bonaparte's österreichische Feldherrn eben so gut zu führen wussten« (S. 21—22). Das Weitere mag man in der Schrift selbst nachlesen, die durch eine frische und lebendige Darstellung nicht weniger sich empfiehlt, als durch ihren Inhalt, welcher uns zugleich die wahre Quelle der Uebel des unglücklichen Ausganges des Feldzuges von 1799 erkennen und würdigen lässt. Möchte durch ähnliche aktenmässige Darstellungen ein Licht auch über so manche andere Ereignisse von dem unermüdlich thätigen und dabei eben so einsichtsvollen Verfasser dieser Schrift verbreitet werden!

Digitized by Google

Nr. 10. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Poetarum Scenicorum Graecorum Aeschyli Sophoclis Euripidis et Aristophanis fabulae superstites et perditarum fragmenta ex recensione et cum prolegomenis Guilelmi Dindorfii. Editio quinta correctior. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXIX. Pars I. XIV u. 127 S. Pars II. XIV u. 172 S. Pars III. 376 S. Pars IV. 232 S. in klein Folio mit doppelten Columnen auf jeder Seite.

Bei einem Werke von dem Umfang und der Bedeutung, wie das vorliegende, welches das gesammte Drama der Hellenen befasst, und das, was sich davon erhalten hat, in einem nun zum fünftenmal revidirten Text vorlegt, damit aber einen gewissen Abschluss in die Kritik des Textes überhaupt zu bringen sucht, der zugleich die Grundlage für jede weitere Forschung auf diesem Gebiete bildet, haben wir uns, in Betracht des uns hier zugewiesenen Raumes und der Bestimmung dieser Blätter, zu beschränken auf eine genaue Angabe dessen, was in diesem Werke geboten, und was durch dasselbe erreicht werden soll. Wie Vieles auch jetzt noch auf diesem Gebiete zu thun ist, wenn es gilt, einen urkundlich getreuen Text der alten hellenischen Dramatiker zu geben, der von allen Fehlern der Zeit wie von allen Interpolationen bereinigt ist, hat der Herausgeber selbst sich am wenigsten verhehlt, und liegt der Grund davon hauptsächlich in der Beschaffenheit der uns überlieferten Textesquellen, die von vielfachen Nachlässigkeitsfehlern eben so wenig frei sind, als von absichtlichen Aenderungen, sogenannten Interpolationen der späteren, byzantinischen Zeit. Und doch wird jede Kritik, wenn sie nicht zur reinen Willkür werden soll, auf diese Quellen zurückgehen müssen; sie wird sie vor Allem näher zu untersuchen und zu prüfen haben, um hiernach den Gebrauch zu bestimmen, welcher bei der Feststellung eines der Urschrift möglichst entsprechenden Textes davon zu machen ist. Dieser Aufgabe hat sich der Herausgeber vor Allem in der Praefatio unterzogen, in welcher er die handschriftliche Grundlage des Textes der hier vereinigten Dramatiker näher bespricht. Hier erscheinen nun an erster Stelle die hundert vierzig Euripideischen Verse, aus dem verlorenen Phaethon, welche in einer jetzt zu Paris befindlichen Handschrift des fünften oder sechsten Jahrhunderts vorkommen und insoweit die älteste handschriftliche Ueberlieferung enthalten; daran schliesst sich die zu Florenz befindliche Handschrift aus dem Anfang des eilften Jahrhunderts (Cod. Mediceus oder Laurentianus XXXII, 9), welcher die vierzehn Stücke des Aeschylus und Sopho-

Digitized by Google

cles enthält, und gleichsam als das Original anzusehen ist, nach welchem die übrigen, noch vorhandenen Handschriften beider Dichter, als Copien, genommen sind. Der Herausgeber hat schon früher diess nachzuweisen gesucht; auch Cobet und Andere haben diess anerkannt und scheint nach unserer Ueberzeugung darüber kein weiterer Zweifel obzuwalten, zumal wenn wir damit das verbinden, was der Herausgeber noch weiter darüber hier S. IV. V bemerkt hat, namentlich auch in Bezug auf die metrische Abtheilung der einzelnen Verse, die nicht sowohl von den alexandrinischen Kritikern ausgegangen scheint, als von den Dichtern selbst, welche durch gewisse Zeichen diess andeuteten in den für die Schauspieler bestimmten Exemplaren, zumal den letztern doch nicht eine solche Kenntniss der Metrik zuzutrauen war, um hiernach die richtige Abtheilung des Verses überall zu treffen.

Nicht besser, ja eher schlechter verhält es sich mit der handschriftlichen Ueberlieferung der Dramen des Euripides. Für drei Stücke (Helena, Elektra, Hercules furens) ist eine Florentinische Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts, welcher die übrigen Handschriften dieser Stücke entstammen, die Quelle, für sieben weitere Stücke (Bakchen, Heraclidae, Supplices, die beiden Iphigenien, Jon und Cyclops) kommt ausser dieser Handschrift nur noch eine vielfach interpolirte Vaticaner (Palatinus 287) aus derselben Zeit in Betracht; von den neun übrigen Stücken enthält die Florentiner nur acht, der Palatinus sechs; doch kommen hier noch einige ältere und bessere Handschriften in Betracht, eine Venetianer des zwölften, eine Vaticaner (nr. 999) des dreizehnten, und zwei Pariser (2713 und 2712) desselben Jahrhunderts; auf diese vier Handschriften hat die Kritik des Euripides sich vorzüglich zu stützen. Bei Aristophanes kommt die Ravennatische des eilften Jahrhunderts und die ihr an Alter und Werth fast gleich stehende Venetianer (nr. 474), welche sieben Stücke enthält, fast allein in Betracht; dagegen können die ältesten gedruckten Texte, wie sie in den Aldiner Ausgaben dieser vier Dichter vorliegen, kaum in Betracht kommen, da sie nach jüngeren Handschriften gemacht sind. Im Hinblick auf diese Dürftigkeit und selbst Mangelhaftigkeit der ältesten handschriftlichen Ueberlieferung ergeht sich der Herausgeber in einer Betrachtung über die Ursachen und Gründe dieser Erscheinung, auf welche wir besonders aufmerksam machen möchten. Denn es ist nicht blos die natürliche Nachlässigkeit gebildeter wie ungebildeter Copisten, welche so manche Fehler gebracht hat, sondern fast noch mehr die Lässigkeit derjenigen, welche diese Copien durchcorrigirten und hier nach reiner Willkür und subjectiven Anschauungen verfuhren. Indessen gehen diese Verderbnisse bis in das Zeitalter der Dichter selbst zurück, in Folge der Vervielfältigung der Copien, wie selbst der in späteren Zeiten wiederholten Aufführung gerade der bedeutendsten und beliebtesten Stücke dieser Dichter, wobei Veränderungen, Zu-

Digitized by Google

sätze, Weglassungen, Einschiebsel kaum zu vermeiden waren. Und selbst die durch den Redner Lycurgus veranlasste Aufstellung eines Musterexemplars der Dramen der drei Tragiker, scheint nicht den gewünschten Einfluss auf die Erhaltung der Reinheit des Textes gehabt zu haben, wiewohl dasselbe unter Ptolemäus Euergetes nach Alexandria kam und nach Athen nicht mehr zurückkehrte; »exemplaris Lycurgei, schreibt der Herausgeber S. VIII, ab nemine praeter Plutarchum et Galenum memorati adeo obscurata est memoria, ut sola perdurarent exemplaria interpolata, ex quibus nostri quoque codices omnes derivati sunt, aucto per medii aevi secula omnis generis vitiorum numero et dialecto Attica et orthographia vetere, illatis cui librarii adsueti erant dialecti recentioris, quam τὴν κοινὴν διάλεκτον appellant grammatici, formis magis magisque depravata.« Der Herausgeber hat die nähere Erörterung dieses Gegenstandes einer Appendix vorbehalten, welche das dieser Ausgabe beizufügende Lexicon begleiten soll: hier soll eine vollständige und genaue Erörterung über den Dialekt dieser vier Dichter, über Orthographie und Prosodie gegeben werden, und sollen dabei auch die Reste der übrigen, verloren gegangenen Dichter, der tragischen wie der komischen, Berücksichtigung finden. Um aber zu zeigen, wie Vieles in dieser Beziehung noch in den Texten zu thun ist, folgt dann die Besprechung einer Anzahl von Stellen des Aeschyleischen Prometheus, oder vielmehr die Berichtigung einer Anzahl von falschen, auf die vorher bemerkte Weise in den Text eingedrungenen Lesearten; zuletzt kommen noch die verschiedenen, verhältnissmässig minder zahlreichen Fehler gegen den Dorismus zur Sprache, welche der Verf. in die kurz der mediceischen Handschrift des Aeschyleischen Textes vorausgehende Zeit, also kurz vor das eilfte Jahrhundert verlegt wissen will*), da in dem Euripideischen Fragment der oben erwähnten Pariser Handschrift kaum ein oder der andere falsche Buchstabe vorkommt.

Auf die Präfatio folgen nun die Prolegomena zu dem Texte der vier dramatischen auf dem Titel genannten Dichter, und ist dabei in der Art verfahren worden, dass von einem jeden derselben die alte Biographie gegeben wird, begleitet mit theils kritischen, theils erklärenden Bemerkungen, die auf den Inhalt des in der Biographie Bemerkten sich beziehen und diese bald berichtigen, bald erweitern: daran schliesst sich unmittelbar eine von dem Herausgeber gelieferte Vita, welche das Wesentlichste, was von dem Leben und den Dichtungen eines Jeden zu unserer Kenntniss gelangt ist, in einer Weise darlegt, welche zeigen kann, wie hier

*) Es heisst S. XII: „In universum autem monendum frequentia librariorum contra dialectum Doricam peccata proximis demum ante codicem Aeschyli et Sophoclis Mediceum, qui seculo undecimo ineunte scriptus est ceterosque libros illata videri“, wo allerdings noch „proximis demum“ ein Wort wie annis oder temporibus ausgefallen erscheint.

Digitized by Google

eine kritisch gesichtete Darstellung gegeben ist, in der die Ergebnisse der neuesten Forschung, so weit sie sicher sind, die verdiente Berücksichtigung erhalten haben, von so Manchem höchst Problematischen, was die neuere Zeit zum Theil hier vorgebracht oder ersonnen hat, aber Umgang genommen ist. Zuerst hat sich der Herausgeber des Näheren über Aeschylus, sein Leben und seine Dramen verbreitet, wobei auch die ihm vorausgegangenen Versuche in der Tragödie in Betracht kommen, insbesondere auch die Chronologie berücksichtigt ist. Das Gleiche ist der Fall bei Sophocles und Euripides, wie bei Aristophanes, und werden dabei einzelne Streitfragen, die hier von Belang sind, nicht umgangen; so um nur eins zu erwähnen, bei Euripides die Frage nach der Aechtheit des Rhesus, hinsichtlich welcher der Herausgeber sich der schon früher von Valckenaer ausgesprochenen Ansicht zuneigt, mithin die Aechtheit bezweifelt, aber auch den Alexandrinischen Ursprung nicht anerkennt (S. 21). Die Zeit der Abfassung und Aufführung der einzelnen Stücke ist ebenfalls angegeben, so weit diess zu eruiren überhaupt möglich ist: insbesondere ist bei den Dramen des Aristophanes darauf sorgfältige Rücksicht genommen.

An diesen biographischen und literärhistorischen Theil der Prolegomena reiht sich unter nr. V eine Erörterung, deren Wichtigkeit Niemand übersehen wird: De metris poetarum scenicorum S. 31—58 mit doppelten Columnen auf jeder Seite. Die Metrik der scenischen Dichter Griechenlands, die uns hier nach ihren Grundzügen dargelegt wird, enthält die sicher gestellten Ergebnisse der genauen über diesen Gegenstand angestellten Untersuchungen so mancher Gelehrten unserer Zeit, die sich entweder im Ganzen oder im Einzelnen mit derartigen Fragen beschäftigt haben, und wenn hier weniger im Ganzen auf das, was über diesen Punkt aus dem späteren griechischen Alterthum sich erhalten hat, Rücksicht genommen ist, so erklärt sich diess zur Genüge aus der Beschaffenheit dieser Angaben selbst, die keineswegs tiefer eingehen, sondern an das Gewöhnliche sich halten.*) Wir können begreiflicher Weise hier nicht in das Detail dieser Metrik eingehen, und in eine Besprechung der einzelnen hier aufgestellten Vorschrif-

---

*) Was der Verf. darüber S. 31 schreibt, darf wohl auch hier eine Stelle finden: „Quae Hephaestio Alexandrinus, saeculi aerae nostrae secundi grammaticus, in Ἐγχειριδίῳ aliique vel antiquiores, velut Heliodorus, quorum fragmenta tantum supersunt, vel posteriores de metris poetarum scenicorum tradiderunt, etsi magna ex parte vera sunt neque inutilia, quum multa contineant ex poetarum fabulis nunc perditis annotata, tamen non ultra leges metrorum in ipsa numeri natura positas, quae etiam sine illis magistris perspiciuntur, procedunt, omissis legibus subtilioribus omnibus, a quibus metrorum elegantia et artificiosa compositio pendet, quales non paucae ab nostrorum temporum philologis sunt investigatae. Ab hujusmodi enim quaestionibus prorsus alieni fuerunt grammatici Graeci“ etc.

Digitized by Google

ten uns einlassen: aber damit man den Umfang und die Bedeutung dieser ganzen Erörterung erkenne, mag es genügen, wenigstens die einzelnen Abschnitte anzugeben, in welche diese Metrik zerfällt. Der erste, umfassende Abschnitt betrifft den Jambischen Senar der Tragiker, wie er uns noch in mehr als dreissigtausend Versen vorliegt — über viertausend des Aeschylus, über siebentausend des Sophocles und über siebenzehntausend des Euripides, — und bespricht auf das genaueste die hier vorkommenden Manipulationen und Abweichungen; dann folgt in der zweiten Nummer der jambische Senar der Komiker, welcher, schon in seiner Beziehung auf die Sprache des gewöhnlichen Lebens, freier gehalten ist, und werden hier diese grösseren Freiheiten näher angegeben. Dann folgt 3: de caesura senarii; 4 de jambico trimetro catalectico, wie er in melischen Abschnitten der scenischen Dichter vorkommt; 5 de jambico tetrametro; 6 de metris jambicis praeter trimetros et tetrametros reliquis (insbesondere über den öfters angewendeten dimeter acatalecticus); 7 de metro trochaico tetrametro et trimetro; 8 de trochaicis dimetris aliisque brevioribus versibus trochaicis; 9 de metro cretico; 10 de metro bacchiaco et palimbacchiaco; 11 de metro molossico; 12 de metro dochmiaco (ein sehr wichtiger Abschnitt, gleich dem folgenden); 13 De metro dactylico; 14 de metro anapaestico; 15 de anapaestis legitimis; 16 de anapaestis spondiacis; 17 de anapaestis tetrametris catalecticis; 18 de metro glyconeo; 19 de metro Priapeo, Eupolideo et Cratineo; 20 de metro ionico a minori. Schon aus dieser Anführung der Aufschriften der einzelnen Abschnitte mag deren Umfang und Bedeutung erkannt werden: auch hier fehlt es nicht an manchen Verbesserungen des Textes einzelner Verse, die hier als Belege der gegebenen Vorschriften angeführt und hiernach behandelt werden.

Nach diesen Prolegomenen folgten nun zuerst die Dramen des Aeschylus in folgender Reihe: Prometheus, Sieben gegen Theben, Perser, Hiketides und die Orestias: der Druck des Textes ist zwar etwas klein, aber doch sehr deutlich, in doppelten Columnen auf jeder Seite und mit beigefügter Versezahl, unter dem Text findet sich die kritische Annotatio, welche in der Angabe der hauptsächlicheren Abweichungen oder Veränderungen, welche die Scholien, oder die Mediceische Handschrift in Verbindung mit den bedeutenderen Verbesserungsvorschlägen der Gelehrten bringen, besteht; auch die eigenen Verbesserungen des Herausgebers sind bemerkt, so dass, wenn auch nicht jede geringe Textesabweichung hier angegeben ist, was am Ende auch kaum nöthig war, doch von dem, was einigermassen wesentlich oder doch beachtenswerth ist, nichts vermisst wird. An die sieben noch erhaltenen Tragödien reiht sich dann noch unter der Aufschrift *Ἀποσπασμάτια* eine Zusammenstellung der Fragmente der verlorenen Stücke, die hier und dort auch mit weiteren Bemerkungen verbunden ist, wie z. B. bei den des Prometheus Namen weiter tragenden Stücken, dem *πυρφόρος* und

Digitized by Google

λυόμενος, wo der Herausgeber sich an die in der Hypothesis zu den Persern enthaltene Angabe hält, wornach der *Πρ. Πυρφόρος* für ein Drama Satyricum einer ganz andern Trilogie anzusehen ist, und nicht, wie die gewöhnliche Annahme lautet, dem erhaltenen Stück vorausgegangen ist: wenn es nun bei dieser Gelegenheit heisst: »licet in *δεσμώτῃ* res Promethei ita exponantur, ut nullam aliam fabulam praecessisse appareat«, so dürfte diese Behauptung wohl gerechtem Bedenken unterliegen, da in dem noch erhaltenen Stück mehrfach Beziehungen auf Etwas, was vorausgegangen sein muss, vorkommen, mithin der *δεσμώτης* keinesfalls die erste Stelle eingenommen haben kann. Diess erscheint uns eben so sicher, als auf der andern Seite ungewiss, ob diess vorausgegangene Stück der *Πυρφόρος* gewesen, oder irgend ein anderes, uns nicht bekanntes, falls wir nemlich der Angabe in der Hypothesis der Perser folgen und diese für richtig halten. Uebrigens ist diese Zusammenstellung der Fragmente des Aeschylus, welche auch die wenigen Reste elegischer Dichtung befasst, eine sehr genaue und kritisch gesichtete, die im Einzelnen manche Verbesserung des Textes bietet.

In zweiter Reihe folgt mit neuer Seitenzahl Sophocles, ganz in derselben Weise behandelt, überdem noch mit einer Praefatio ausgestattet, welche über die Verderbnisse des Textes insbesondere die Interpolationen in den noch erhaltenen Handschriften, den Grund und Ursprung dieser Interpolationen, und den bei Berichtigung dieser Verderbnisse einzuschlagenden Weg sich verbreitet, und in diese Besprechung eine Reihe von Stellen einschliesst, in welche derartige Interpolationen meist durch irrthümliche Correcturen Eingang gefunden haben. Aber auch von älteren Interpolationen scheint dem Herausgeber der Text nicht ganz frei zu sein, wie er denn, um ein derartiges Beispiel anzuführen, die bekannte und vielbesprochene Stelle in der Antigone, und zwar nicht blos die Verse 905—913 (*οὐ γάρ ποτ' οὔτ' ἂν εἰ τέκνων μήτηρ ἔφυν κτλ.*), sondern auch die Verse 900—928 als ein solches Einschiebsel einer alten Interpolation an Stelle der von Sophocles gesetzten (also vertilgten) Verse betrachtet, und daher die ganze längere Stelle in eckige Klammern gestellt hat. Im Uebrigen ist das gleiche Verfahren eingehalten und folgen auch hier auf den Text mit der darunter gesetzten Annotatio die Fragmente der verlorenen Dramen, mit Einschluss der wenigen Reste der elegischen Dichtungen (*Ἀποσπασμάτια*), in einer sorgfältigen und vollständigen Zusammenstellung.

Mit neuer Seitenzahl folgt nun Euripides, sowohl die noch erhaltenen Dramen, welche mit dem Rhesus beginnen, als die *Ἀποσπασμάτια*, die Reste der verlorenen Dramen, auf deren Zusammenstellung und Anordnung gleichfalls eine besondere Sorgfalt verwendet ward, wie man z. B. aus der Behandlung des in der Pariser oben erwähnten Handschrift erhaltenen Fragmentes des

Digitized by Google

Phaethon ersehen kann. Ausgeschieden und besonders aufgeführt sind einige Fragmenta dubia et spuria, denen noch ein Abdruck der unter Euripides Namen gehenden Briefe, aus der Aldiner Sammlung, angereiht ist. An vierter Stelle erscheinen die Dramen des Aristophanes mit den Resten der verlorenen Stücke, welche überall die gleiche Sorgfalt erkennen lassen und auch Manches weiter, d. h. über die Kritik des Textes hinausgehende, behandeln, wie z. B. die Erörterung über das Verhältniss der ersten, wirklich aufgeführten Ausgabe der Wolken, die wir nicht mehr besitzen, zu der später erfolgten Ueberarbeitung, die sich noch erhalten hat, aber nicht auf die Bühne gekommen und wirklich aufgeführt worden ist.

Wir sind, wie schon oben bemerkt worden, genöthigt, uns auf diesen allgemeinen Bericht zu beschränken, aus welchem hinreichend die Bedeutung dieses ganzen Unternehmens, welches die sämmtlichen noch erhaltenen Reste des hellenischen Drama in einer möglichst berichtigten und gereinigten Gestalt vorlegt, erkannt werden mag. Und so möge dasselbe den Freunden des hellenischen Drama's bestens empfohlen sein. Die ganze äussere Ausstattung, die grosse Correctheit des Druckes verdient nicht minder alle Anerkennung.

Theokrits Idyllen. Mit deutscher Erklärung von Ad. Th. Hermann Fritzsche, Professor an der Universität Leipzig. Zweite neu bearbeitete Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1869. VIII und 306 S. in gr. 8.

Wer die Mühe nicht scheut, in eine nähere Vergleichung dieser neuen Ausgabe mit der früheren, im Jahr 1857 erschienenen und auch in diesen Blättern (Jahrg. 1858. S. 605 ff.) besprochenen Ausgabe einzutreten, wird sich bald überzeugen, dass diese neue Auflage in Vielem als eine neu bearbeitete, wie der Titel angibt, sich bezeichnen kann: denn abgesehen von dem, was ganz neu hinzugekommen ist, wird man kaum eine Seite finden, in welcher nicht die Zeichen einer wiederholten Durchsicht und zwar einer sehr genauen wahrnehmbar sind, herbeigeführt durch eine den Dichtungen Theocrits gewidmete, unausgesetzte Thätigkeit, welche in der grösseren, mit kritischen und erklärenden Noten ausgestatteten Ausgabe, die inzwischen zu Leipzig 1864—1868 erschienen ist, Ausdruck fand. Auf diese konnte sich der Verf. in Vielem beziehen, namentlich was die Texteskritik betrifft, die in dieser Ausgabe, vermöge deren Bestimmung, nur in so weit berücksichtigt ist, als sie mit der richtigen Auffassung einzelner Stellen in Verbindung steht, und selbst in dem exegetischen Theil konnte manche Bemerkung wegfallen und der so gewonnene Raum zu andern Bemerkungen benutzt werden, welche zur Erklärung in sprachlicher wie sachlicher Hinsicht hinzugekommen sind und keineswegs als

Digitized by Google

überflüssig erscheinen werden, da sie zum richtigen Verständniss wie zur sprachlichen Erklärung so mancher Ausdrücke unter Hinweis auf die Sprache anderer Dichter, so wie insbesondere auch auf die Nachbildungen römischer Dichter dienen. Es wird daher nicht Wunder nehmen, wenn die neue Auflage nahmhaft stärker geworden ist in ihrem äusseren Umfang, an circa acht und dreissig Seiten; die Einleitung ist geblieben, aber sie hat, ausser manchen Veränderungen auch Zusätze, namentlich in den literärischen Nachweisungen erhalten, aus denen wir wohl ersehen, wie nicht das Geringste, das in diesen Kreis einschlägt, dem Verfasser entgangen ist; in seiner Ansicht über den Dorismus des Theocrit ist sich der Verfasser, wie auch nicht anders zu erwarten war, gleich geblieben: aber er hat in einem eigenen, am Schlusse beigefügten Anhang S. 274 ff. unter der Aufschrift: »Einleitung in den Dorismus Theokrit's« eine genaue Darlegung dieses Dorismus im Einzelnen gegeben und hier alle die abweichenden Formen in Declinationen, Conjugationen, Pronomina, Partikeln u. dgl., zugleich mit weiteren Nachweisungen derartiger Formen bei andern Dichtern verzeichnet, und damit gewissermassen den Beleg zu dem in der Einleitung aufgestellten Satze geliefert, dass wir den Dorismus des Theokrit nicht als einen naturwüchsigen, sondern künstlerisch gehandhabten zu betrachten haben. Es ist das Ganze eine sehr verdienstliche Arbeit, die zur richtigen Einsicht in den Dorismus des Theokrit führt und selbst in kritischer Hinsicht für manche bestrittene Formen die Mittel der Entscheidung an die Hand gibt, um so mehr als der Verfasser bei dieser erneuerten Auflage auch in kritischer Hinsicht manche Veränderungen vorgenommen hat, worüber in den Noten sich das Nöthige bemerkt findet. Als eine Veränderung in der Anordnung des Textes haben wir zu erwähnen, dass auf das Gedicht *Παιδικά*, welches in beiden Auflagen mit nr. XXIX bezeichnet ist, nun als nr. XXX, das von Ziegler aus einer Mailänder Handschrift erstmals hervorgezogene, in äolischem Dialekt abgefasste Gedicht (Anecdoton Zieglerianum = *Παιδικά*) folgt, und zwar zuerst in einem wörtlichen Abdruck dessen, was die Handschrift enthält, und dann in einer berichtigten Gestalt mit erklärenden Noten unter dem Text; darauf folgen unter der Aufschrift *Ἀποσπασμάτια* drei Fragmente, darunter an dritter Stelle das von Athenäus erhaltene Bruchstück eines Lobgedichtes auf Berenike, welches auch in der ersten Auflage Platz gefunden hatte, und daran reihen sich die Epigramme, in der neuen Auflage vermehrt mit dem auf die Sammlung der bukolischen Gedichte bezüglichen Epigramm des Artemidorus als nr. XXVI. Den Schluss bildet das in der ersten Auflage unter nr. XXX der Idyllen gebrachte Lied auf den todten Adonis, das als unächt jetzt allgemein anerkannt ist, und das mit der Aufschrift *Σύριγξ* versehene Räthsel, oder wie man jetzt sich ausdrückt, Rebus, das unser Verf. ebenfalls für ein Werk des Theo-

Digitized by Google

kritos nicht ansehen zu können glaubt, aus Gründen, die wohl gewichtig genug erscheinen; er hat aber durch gute, erklärende Noten das in seiner Art merkwürdige Gedicht verständlich gemacht. — Zwei Indices, ein Index Graecus und ein Index grammaticus sind am Schlusse beigegeben: dass beide im Vergleich zu den Indices der ersten Ausgabe, umfangreicher ausgefallen sind, wird nach dem, was oben bemerkt worden, nicht befremden.

Elektron oder über die Vorfahren, die Verwandtschaft und die Namen der alten Preussen. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte des Landes Preussen. Von Dr. William Pierson, Oberlehrer an der Dorotheenstädtischen Realschule zu Berlin. Berlin 1869. Verlag von W. Peiser. 128 S. gr. 8.

Der Verfasser dieser Schrift bietet hier denjenigen Kreisen, welche für vaterländische Geschichte ein Interesse haben, »eine Reihe von Abhandlungen, die zwar im Einzelnen gewisse gelehrte Fragen erörtern, im Ganzen aber als eine neue, quellenmässige Vorgeschichte des Landes Preussen dienen sollen, insofern eine solche durch Sammlung und Bearbeitung aller der Nachrichten, die von den ältesten Zeiten bis auf die Ankunft des deutschen Ordens in Preussen über Land und Leute der Bernsteinküste uns erhalten sind, überhaupt hergestellt werden kann.« Demzufolge werden in dem ersten der sieben Abschnitte oder Abhandlungen, aus welchen das Ganze besteht, die ältesten Nachrichten über das Bernsteinland, von Homer und Herodotus an bis zu Ptolemäus herab besprochen. Wenn der erste den Bernstein bereits kennt, und auch Herodotus, dessen Eridanos man gewiss am sichersten mit dem Verf. in der Weichsel wieder finden kann, den Bernstein kennt, ohne jedoch über das Land, woher der Bernstein kommt, Etwas Sicheres angeben zu können, so bieten die Angaben des Pytheas, der um 320 vor Chr. in die Gegenden, aus welchen der Bernstein den Alten zukam, eine Reise unternahm, die Nordsee befuhr und von der Ostsee Nachrichten erhielt, einigermassen einen Anhaltspunkt, und ist es daher sehr zu bedauern, dass die Berichte des Pytheas, die schon im Alterthum so grosses Aufsehen erregten, und bei dem Mangel aller näheren Kunde des Nordens von Europa, mehrfache Zweifel an der Wahrheit dieser Nachrichten und an der Treue dieses Autors erregten, nicht mehr uns vollständig vorliegen, sondern aus einzelnen, zerstreuten, nicht einmal völlig klaren Auszügen, welche bei Plinius insbesondere, bei Strabo u. A. vorkommen, entnommen werden müssen. Und doch ergibt sich daraus so Viel, dass er die Lage des Bernsteinlandes im Ganzen richtig bestimmte, da das von ihm mit dem Namen Abalus (Haffland) bezeichnete und als Insel dargestellte Land sich als das

Digitized by Google

heutige Samland darstellt, das noch im eilften christlichen Jahrhundert den Ostseefahrern als Insel galt. Die Bewohner von Abalus, von Pytheas als Gutten bezeichnet, sind (nach unserm Verf. S. 17) die Stammesvorfahren der von Tacitus in der Germania cap. 45 geschilderten Aestier, und damit die Urahnen der alten Preussen, das Wort Aestii aber bedeutet nichts Anderes als die Ostleute (S. 20). Mit dieser Auffassung sucht der Verf. auch die übrigen bei Pytheas vorkommenden Ortsnamen in Uebereinstimmung zu bringen: dass hier Manches noch nicht über allem Zweifel erhoben scheint, wird man sich nicht verhehlen wollen.

Die zweite sich unmittelbar anreihende Abhandlung hat die Aufschrift: »Die guttische Verwandtschaft im Süden während des Alterthums« S. 26 ff. Nach der hier entwickelten Ansicht wohnten die guttischen Stämme früher am schwarzen Meer, von wo aus sie, und zwar nicht auf einmal, nordwärts gezogen und in das Bernsteinland eingewandert sind: dazu gehören die Jazygen, dann die Galinder, unter welchen der Verf. das von Herodot und Andern mit dem Namen der Gelonen bezeichnete Volk versteht (S. 27), das jedoch nach Herodots Angabe als ein hellenisches anzusehen ist, das unter den Budinen lebte, die unser Verf. auf mongolische Abstammung (?) zurückführt. Die Neuren, zu welchen die Untersuchung dann weiter fortschreitet, scheinen dem Verf. mit den späteren Velten für eins, für die Vorfahren der Littauer (S. 31), was selbst etymologisch zu begründen versucht wird; dann wendet sich der Verf. zu den Geten, die schon früher vom schwarzen Meere hierher gekommen, deren religiöser Glaube sie als verwandt mit den alten Preussen und Littauern erscheinen lässt, deren Hauptdogma ebenfalls der Glaube an Unsterblichkeit gewesen. Wir können dem Verf. in der weiteren Ausführung dieses Gegenstandes nicht folgen, zumal dieselbe, wie uns scheinen will, von manchen gewagten Etymologien, Vergleichungen und Combinationen nicht frei ist; wir erinnern hier, abgesehen von so manchen anderen Namen, wie Zamolxis (das übrigens schon Bessel in ähnlicher Weise erklärt hat) u. s. w. nur an den Namen Elektron, welcher hier zuletzt noch in Untersuchung genommen wird, und da er aus dem Griechischen sich nicht befriedigend erklären lasse, durch die Phönicier den Griechen mit der Sache zugekommen sein soll; da nun im Altpreussischen der Bernstein genitar hiess, so hätten die Phönicier El Gentar oder El Getar gesagt, die Griechen dann durch Umstellung Elektron daraus gebildet, S. 47 ff. Das Gewagte dieser Erklärung wird Niemand verkennen; wie viel einfacher stellt sich das Wort nach Curtius (Grundzüge der griech. Etymologie 3. Aufl. S. 131) etymologisch heraus in dem Sinne von glänzendes Metall.

Der dritte Aufsatz S. 53 ff. bringt »die Nachrichten über das Bernsteinland von Ptolemäus bis Wulfstan.« Der Verf. geht von den Gothen aus, die im zweiten Jahrhundert n. Chr. in die Geten-

Digitized by Google

länder an der Donau und dem schwarzen Meer eindrangen, die alten Besitzer verdrängten, und, von Römern und Griechen auch Geten genannt, an Macht und Ruhm so zugenommen, dass der Guttenname fast verscholl, dagegen für den Stamm, der die Bernsteinküste bewohnte, der von Tacitus schon gebrauchte Name Aestii um so mehr Eingang fand, weil er sich zum Gebrauch besser eignete, als das Wort Guttones; die Aestii treten sogar um 500 n. Chr. in Berührung mit Theodorich in Italien. Weiter kommen zur Sprache die Ansiedelungen skandinavischer Gothen an den Weichselmündungen im ersten Jahrhundert nach Chr., und als diese im dritten Jahrhundert weiter herunter nach den Karpathen zogen, bleiben einzelne Familien zurück und vermischen sich mit den Ureinwohnern; dasselbe ist der Fall mit den im neunten und zehnten Jahrhundert aus Dänemark an diese Küste Eingewanderten. Die weiteren Eröterungen über die Vidiovaren des Jornandes, wie über die Berichte Wulfstans, der um das Jahr 890 diese Gegenden bereiste, mögen besser in der Schrift selbst nachgelesen werden.

Der vierte Abschnitt gibt die Berichte über die Missionen Adalberts und Bruns S. 74 ff., welche beide hier ihren Tod fanden. Der Verf. folgt in seiner Erzählung zunächst der Vita Adalberti von Gaudentius aus dem Schluss des zehnten Jahrhunderts und der nur wenige Jahre jüngeren Vita Adalberti des Erzbischofs Brun, was um so eher geschehen konnte, als beide Erzählungen im Wesentlichen übereinstimmen, und sich gegenseitig ergänzen oder auch erläutern. Daran reiht sich im fünften Abschnitt S. 84 ff. der Bericht Adams von Bremen, wobei dann der Verf. auch über den heidnischen Cult der Pruzzi — welcher Name seit den im vorhergehenden Abschnitt erzählten Missionen vorkommt, sich verbreitet. Dieser Name Pruzzi = Preussen ist der Gegenstand der im sechsten Abschnitt S. 96 ff. geführten Untersuchung, nach welcher Pruzzi so viel bedeuten soll, als die Klugen, die Wissenden. Der letzte, siebente Abschnitt S. 108 ff. erzählt die Kämpfe der Preussen mit den Polen im eilften und zwölften Jahrhundert; auch in diesem Abschnitt, der die Erzählung bis zur Ankunft des deutschen Ordens führt, fehlt es nicht an manchen kühnen Etymologien u. dgl., wie solche schon in den vorhergehenden Abschnitten mehrfach vorkommen. Wir wagen es nicht, wie schon oben angedeutet worden, dem Verf. in diesen Erklärungen, durch welche in die dunkle Geschichte der Vorzeit einiges Licht gebracht werden soll, zu folgen, da uns gar Manches hier noch problematisch und gerechten Bedenken unterworfen erscheint: aber der gelehrten Forschung, wie sie sich hier insbesondere auch in dem umfassendsten Studium der Quellen kund gibt, dürfen und wollen wir die gerechte Anerkennung nicht versagen. Wer in das gelehrte Material, wie es in den dem Text untergesetzten Noten — fast vierhundert der Zahl nach — sich zusammengestellt findet und zugleich zum Beleg für die von dem Verf. im Texte aufgestellten Behauptungen dienen

Digitized by Google

oder weitere literärische Nachweisungen dazu bringen soll, einen Blick werfen will, wird sich davon bald überzeugen. Selbst die am Schlusse beigefügten Indices, ein (alphabetisch geordnetes) Verzeichniss der Namen und Sachen, die in dieser Schrift behandelt werden, dann ein eben so geordnetes Verzeichniss der Quellen und der benutzten oder verglichenen neueren Schriftsteller, können Zeugniss geben von dem Umfang der gelehrten Forschung, welche auch manche andere mit dem Hauptpunkt mehr oder minder in Verbindung stehenden Gegenstände in die Erörterung gezogen hat.

Die Annalen des Tacitus kritisch beleuchtet von Dr. phil. Wilh. Pfitzner, Oberlehrer am Gymnasium zu Parchim. I. Buch I—VI. Halle, Verlag von Richard Mühlmann. 1869. VIII u. 194 S. in 8.

Diese Schrift enthält eine äusserst genaue und eingehende kritische Untersuchung über den Text der sechs ersten Bücher der Annalen des Tacitus auf Grundlage der mediceischen Handschrift, welche unsere einzige Quelle für diesen Theil der Annalen bildet und erst in neueren Zeiten durch die genauere Vergleichung der Handschrift, welche Baiter und insbesondere Ritter angestellt haben, näher bekannt geworden ist. Auf diese Collation stützt sich die vorstehende Untersuchung, welche ausgehend von der Verschiedenheit dieser Handschrift von der andern mediceischen, welche die übrigen Bücher der Annalen enthält, die Textesüberlieferung, wie sie für die sechs ersten Bücher in jener Handschrift uns gegeben ist, einer Prüfung unterzieht, und hier in Bezug auf die Gestaltung des Textes zu manchen, von den neuesten Ausgaben, welche hier stets eine sorgsame Berücksichtigung finden, abweichenden Resultaten gelangt. Der Kritiker wie der Erklärer der Annalen des Tacitus, dem es darum zu thun ist, den wahren und ursprünglichen Text, wie er aus der Hand des Tacitus hervorgegangen, zu ermitteln und darauf dann auch seine Erklärung desselben zu begründen, wird daher der hier geführten Untersuchung nicht entbehren können, welche nicht in der Art eingerichtet ist, dass zu diesem Zweck Buch für Buch und Capitel für Capitel der Reihe nach durchgangen wird, sondern eine sachliche Anordnung ist es, die der Behandlung der einzelnen Stellen und Lesearten zu Grunde gelegt wird. Das erste Capitel (S. 1—69) bezieht sich auf die in der Handschrift befindlichen Randbemerkungen, Interlinearcorrecturen, Punctirungen, Linearcorrecturen und behandelt in eben so vielen Abschnitten alle die einzelnen Stellen, welche hiefür in Betracht kommen. Das zweite Capitel (S. 70 ff.) behandelt die späteren Textesänderungen, und zwar in erster Reihe (S. 72 ff.) die Glosseme, welche man in dieser Hinsicht hat entdecken wollen, bald in geringerer,

Digitized by Google

bald in grösserer Zahl. Der Verf. unterzieht alle diese angeblichen Einschiebsel einer eingehenden Prüfung, die ihn dahin führt, das Vorkommen von Glossemen in der Handschrift verneinen zu müssen; eben so findet er auch in dem nächsten Abschnitt, welcher die von verschiedenen Herausgebern angenommenen Lücken zum Gegenstand hat, bei einer eben so sorgfältigen Untersuchung aller einzelnen Stellen, dass die Zahl der wirklichen Lücken sehr zusammenschrumpft und in den meisten Fällen die Annahme einer Lücke nicht als gerechtfertigt erscheinen kann. Wir glauben auf beide Abschnitte einen Werth legen zu müssen, weil sie auf's Neue den Beweis liefern, wie wenig eine rein subjective Kritik in der Behandlung des Textes von Erfolg ist, und wie wenig sie es vermag, den ursprünglichen Text des Autors wiederherzustellen, vielmehr nur zu leicht in rücksichtslose Willkür ausartet. Der dritte Abschnitt dieses zweiten Capitels (S. 122 ff.) bespricht die Emendationen des Textes, wie sie, abweichend von der handschriftlichen Ueberlieferung in der sogenannten Vulgata, d. h. in dem früheren, mit Bekker's Ausgabe gewissermassen abgeschlossenen Texte, dann in der Ausgabe von Nipperdei und in der Ausgabe von Ritter vorkommen und meist dem Bestreben der Herausgeber, einen annehmbaren Sinn in die Stelle zu bringen, ihren Ursprung verdanken. Das Bestreben des Verf. geht nun bei der Besprechung der einzelnen hier in Betracht kommenden Stellen dahin, der handschriftlichen Ueberlieferung überall wo möglich zu ihrem Rechte zu verhelfen und in so fern trägt diese kritische Erörterung einen wesentlich conservativen Charakter. Wir können hier nicht in das Einzelne dieser Kritik eingehen, was wir denen überlassen, welche speciell mit der Kritik und Erklärung der Annalen des Tacitus sich beschäftigen: aber wir wollen nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, wie diese kritische Besprechung auch zu manchen guten Bemerkungen in sprachlicher und grammatischer Hinsicht, ja selbst in sachlicher Hinsicht geführt hat; wir erinnern beispielshalber nur an die längere Erörterung S. 127 ff. (zu I, 26) über mehrere, die damaligen Verhältnisse des Militärwesens betreffenden Punkte, insbesondere über die vielbesprochenen Vexillarii. — Ein beigefügter Index führt alle die einzelnen, in der Schrift behandelten Stellen in ihrer natürlichen Reihenfolge auf und erleichtert dadurch dem Kritiker die Benützung der auch äusserlich gut ausgestatteten Schrift.

Digitized by Google

Die Glossen in der Lex Salica und die Sprache der Salischen Franken. Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprachen von Dr. H. Kern. Haag. Martinus Nijhoff. 1869. 186 S. in gr. 8.

Die umfassenden Untersuchungen der neueren Zeit, nicht blos den Text der Lex Salica festzustellen, d. h. auf seine älteste und treueste Ueberlieferung zurückzuführen und Inhalt wie Vaterland derselben näher zu erörtern, haben die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die (sogenannt Malbergischen) Glossen gerichtet, welche sich dem lateinischen Texte dieser Lex in mehreren Handschriften beigefügt finden, aber leider in einer vielfach entstellten, auch in den einzelnen Handschriften verschiedenen Gestalt, und dabei nicht an dem Platze immer beigefügt, welcher das lateinische Wort, worauf die Glosse sich bezieht, mit Leichtigkeit und Sicherheit erkennen lässt, zumal da wir es hier meist nur mit einzelnen Wörtern zu thun haben, welche dazu dienen sollten, bei der Anwendung des Gesetzes, den Richtern, welche der lateinischen Sprache gar nicht, oder doch nur in ungenügender Weise kundig waren, die zum Verständniss der gesetzlichen Bestimmung nöthige Erklärung zu geben. Diese Missstände der handschriftlichen Ueberlieferung vermehren allerdings die grosse Schwierigkeit der richtigen Auffassung und Erklärung dieser Glossen, welche der Verf. dieser Schrift der Sprache oder Mundart der salischen Franken, die in den Niederlanden, südlich und westlich vom Rheine und in Frankreich wohnten, zuweist. Der Verf. dieser Schrift hat einen neuen Versuch einer Erklärung dieser einzelnen Glossen unternommen, wobei er zwar auf dem Grund und Boden der Grimm'schen Forschung steht, aber doch im Einzelnen vielfach zu abweichenden Resultaten gelangt ist. Wir können der rein sprachlich gehaltenen, gründlichen und gelehrten Erklärung nicht in ihren Einzelnheiten hier folgen, wo wir blos die Absicht haben, auf diese wichtige Erscheinung aufmerksam zu machen, aber wir können es uns nicht versagen, das Gesammtergebniss der ganzen Untersuchung mit den eigenen Worten des Verfasser's am Schlusse seiner Schrift S. 185 f. mitzutheilen: »Die Sprache der salischen Franken, wie sie sich in den Glossen zeigt, steht ungefähr auf derselben Stufe, lautlich und grammatisch, als das AS, im Heliand; sie sieht etwas älter aus als das Angelsächsische der letzten Hälfte des 8. Jahrh., besonders in lautlicher Beziehung, u. A. durch die geringe Entwicklung des Umlauts. Wiewohl dieselben Glossen in den verschiedenen Hdschr. einen Unterschied in der Sprachperiode zeigen, kann man doch sagen, dass durchschnittlich die Glossen die Sprache der salischen Franken, d. h. der Niederländer südlich vom Rheine, um etwa 600—800 n. Chr. Geburt vorstellen. Damals wie noch jetzt, steht das Niederländische dem Niederdeutschen in Norddeutschland am nächsten, doch zeigt es auch Berührungspunkte mit dem

Digitized by Google

Friesischen, obgleich die Physiognomie der Sprache, so zu sagen, der der Hochdeutschen ähnlicher ist, als der Friesischen.«

Dass der Verf. sich der Ausgabe der Lex Salica von Merkel stets bedient, war allerdings zu erwarten. Hinsichtlich des lateinischen Textes der Lex ist auch er der Ansicht, dass derselbe für eine Uebersetzung des ursprünglichen Textes oder wenigstens eines fränkischen Textes zu halten sei, indem in der Lex Salica (bis zu Cap. LXVI) manche Bestimmungen stehen, welche unmöglich in der ursprünglichen Redaction können gestanden haben (S. 150. 185).

Der Verfasser, ein gelehrter Holländer, hat sich in dieser Schrift nicht seiner Muttersprache, sondern der deutschen Sprache bedient, um die Ergebnisse seiner Forschung darin niederzulegen, und es bedarf deshalb von seiner Seite keiner Entschuldigung, da er der deutschen Sprache in einer solchen Weise mächtig ist, dass kein deutscher Leser daran irgend ein Anstoss nehmen kann, und die ganze Darstellung rein und klar gehalten ist: wohl aber verdient er darum den Dank des deutschen Publikum's, da die »niederländische« (holländische) Sprache in Deutschland im Ganzen doch nur Wenigen bekannt ist, und durch die Fassung in deutscher Sprache jedenfalls der Schrift ein viel grösserer Leserkreis geöffnet ist, den sie auch in der That verdient.

Atlas antiquus. Zwölf Karten zur alten Geschichte, entworfen und bearbeitet von Heinrich Kiepert. Fünfte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von Dietrich Reiner. 1869. Folio.

Dieser Atlas der alten Welt, wie er hier in seiner fünften Auflage, in berichtigter und selbst vermehrter Gestalt vorliegt, hat bereits eine solche Verbreitung gefunden, dass es kaum nöthig sein dürfte, noch ein weiteres Wort zu seiner Empfehlung beizufügen, zumal der sehr billig gestellte Preis von anderthalb Thalern die Anschaffung, und damit die Einführung auf der Schule erleichtert. Es sind im Ganzen zwölf Blätter, von welchen das erste eine Uebersicht der ganzen alten Welt (orbis terrarum antiquis notus) bringt, auf welcher die Länder der Arischen oder Indogermanischen wie die der Semitischen Völker durch besondere Farben von den übrigen Nationen unterschieden, und eben so durch besondere Farben die Gränzen des Römischen Reichs, des Parthischen der Arsaciden und der Scythischen Stämme angezeigt sind; an der Seite ist eine Uebersicht der Ptolemäischen Welttafel beigefügt. Das zweite Blatt enthält das Reich der Perser und Macedonier; Alexander's Zug ist darauf eingezeichnet, eben so die von Herodot beschriebene alte Persische Strasse, die von Sardes nach Susa führte; das dritte Blatt bringt auf der einen Hälfte

Digitized by Google

Aegypten, auf der andern Palästina und Phönicien, mit den Plänen von Tyrus und Jerusalem und einem besonderen Kärtchen von Palästina nach den zwölf Stämmen; das vierte Blatt Asia citerior; das fünfte Griechenland mit den Inseln und der gegenüberliegenden von Griechen bevölkerten Küste Kleinasiens; das sechste, das eigentliche Griechenland mit zwei Plänen von Athen und dessen nächsten Umgebungen; Blatt VII und VIII bringen Italien, mit Plänen von Syracus und Rom mit seinen Umgebungen; der letzten Stadt ist ein besonderes Blatt (IX) gewidmet, auf das wir hier aufmerksam machen möchten, auch wegen des beigefügten Planes vom Forum; Blatt X enthält Spanien mit dem gegenüberliegenden Africa; Blatt XI Gallien, Britannien und Germanien; Blatt XII schliesst das Ganze ab mit einer Uebersicht des gesammten römischen Reiches und dessen Provinzen. — Alle diese Blätter lassen eine vorzügliche künstlerische Ausführung erkennen und geben zugleich Zeugniss von der wiederholten Durchsicht, welche dieser neuen Auflage in allem Einzelnen zu Theil geworden ist.

Römische Ausgrabungen im letzten Decenium. Von Dr. Th. Gsell-Fels. Die Callistus-Katakomben. — Der Palatin. — Die Unterkirche San Clemente. Mit drei Plänen und 2 Ansichten. Hildburghausen. Bibliographisches Institut. 1870. 112 S. gr. 8.

Die in diesem Hefte beschriebenen Alterthümer Rom's gehören zu den denkwürdigsten des alten Rom, des kaiserlichen wie des christlichen, und verdienten schon darum die genaue Beschreibung, welche ihnen hier zu Theil geworden ist, und zwar nach den neuesten, hier gerade so ergiebig ausgefallenen Nachgrabungen. Im ersten Aufsatz ist eine Beschreibung der Katakomben im Allgemeinen, so wie eine Geschichte derselben gegeben; dann wendet sich die Beschreibung zu der in der neuesten Zeit durch De Rossi's Bemühungen uns näher bekannt gewordenen Katakombe des heiligen Callistus (S. 20 ff.), einer der wichtigsten und merkwürdigsten; ein Plan und selbst zwei eingedruckte Abbildungen der Papstgruft und der Gruft der heiligen Cäcilia dienen zur Erläuterung. An zweiter Stelle wird S. 71 ff. von dem Palatinischen Hügel und den dort in neuester Zeit angestellten Nachgrabungen mit deren Funden mit gleicher Genauigkeit gehandelt. Der dritte Aufsatz S. 99 ff. behandelt eines der ältesten und ehrwürdigsten Denkmale des christlichen Rom's, die Unterkirche von San Clemente, die uns ebenfalls durch die Bemühungen von De Rossi jetzt näher bekannt geworden ist, und werden insbesondere die freilich verschiedenen Zeiten angehörigen Fresken dieser Unterkirche hiernach mit gleicher Genauigkeit beschrieben. Das Ganze empfiehlt sich in jeder Hinsicht.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rainardo e Lesengrino per cura di E. Teza. Pisa 1869. 77 SS.

Diesen sehr interessanten Beitrag zur Thiersage glaubt Ref. um so mehr anzeigen zu müssen als derselbe, weil auf Kosten des Verf. gedruckt, nicht allen Fachgenossen zugänglich sein möchte.

Im cod. Bodl. canon. Ital. XLVIII, einer Handschrift des XIV. Jahrhunderts findet sich ein italienisch-französischer Text einer Branche aus der Renartsage von 814 kurzen und paarweise gereimten Zeilen. Oder vielmehr zweier Branchen; denn die zwei hier vereinigten Geschichten werden sonst jede für sich erzählt. Die erste ist die wichtigste in der Sammlung, die man nach den Handschriften den roman de Renart zu nennen pflegt, die XX., das Gericht des Löwen über Renart, der vom Wolfe wegen Ehebruchs, vom Hahne wegen Mordes angeklagt wird. Aber nicht nur ist im Rainardo die ganze Erzählung bedeutend abgekürzt (es fehlen namentlich die Botschaften des Bären und Katers); sondern auch der Schluss ist verändert, indem der Fuchs freigesprochen wird. Dabei ist namentlich merkwürdig seine Vertheidigung wegen des an der Henne verübten Mordes. V. 355 sagt er vom Hahne, seine Klage dürfe nicht gehört werden: Che i no e de nostra religion. Nu semo bestie et el osello. El sa volar e ben e bello.

An die Bedingung dieser Freisprechung, dass Renart fortan Friede halte, knüpft sich die andere Branche, etwa von 402 an. Ihr Inhalt findet sich bis jetzt nur in einem Mscr. einer Prosachronik des XIII. Jahrhunderts, woraus die Stelle in der altfranzöschen Chrestomathie von Bartsch Sp. 321 fg. abgedruckt ist. Im einzelnen und namentlich in den Namen weicht die Chronik ab von unserem Gedichte. In diesem wird erzählt, dass Raynaldo (dies die Namensform für Renart, obschon letztere häufig durch den Reim bestätigt wird) der Ziege als seiner Frau Gevatterin seine Noth um künftigen Unterhalt klagt. Sie verabreden sich ein Feld zusammen zu bestellen. Die Ziege stiehlt das Satkorn ihrem Herrn, wobei Raynaldo sich sehr feig benimmt. Sie zieht R. der sich in ihren Schwanz festbeisst als Pflugschar hinter sich her. Die Sat geht auf, die Ziege frisst das junge Grün. R. will nun das Korn für sich, und die Ziege soll nur das Stroh und die Spreu haben. Sie verabreden sich auf den nächsten Tag gerichtlich zu verhandeln. R. holt Lesengrino zu hilfe, die Ziege aber die Hunde Bonaprexa und Fortinello (welche sie gesäugt hat). Als Raynaldo und Lesengrino (letzterer als pelegrino 700) sich nahen, merkt R. die versteckten Hunde und bleibt zurück. Lesengrino stürzt sich

Digitized by Google

auf die Ziege, wird aber von den Hunden ergriffen und fast zu Tode gebissen. Endlich hetzen zwei Bauern die Hunde auf R., der sich nur dadurch rettet, dass er sich an einem Baumast festklammert. Zu spät erfahren die Hunde von der Ziege die List R.'s

Die ganze Erzählung ist roh und verworren. Zahlreiche Wiederholungen bezeugen die Unsicherheit der Ueberlieferung. So werden namentlich die Anklagen in ganz gleicher Weise in Abwesenheit des Fuchses und dann wieder in seiner Gegenwart vorgebracht: 21—32=205—216. 33—48=299—314. 53—56=315—318. So auch später 398. 399 = 424. 425 u. s. w. In vielen Fällen lässt sich das französische Original in Versen des rom. de Renart nachweisen, worauf der Herausgeber in den Anmerkungen vielfach aufmerksam gemacht hat; aber nicht überall würde es möglich sein den Dialect der Aufzeichnung, der nach der Einleitung dem venetianischen besonders nahe steht, ins altfranzösische zurückzuübersetzen. Eigenthümlich ist namentlich die Behandlung der Namen. Der Artikel ist in Lesengrino als Theil des Namens angesehen und in V. 550 Lo Lesengrino sogar nochmals vorgesetzt worden. Chantacler scheint der Aufzeichner ebenfalls als Appellativ angesehen zu haben; denn er setzt un davor: 10. 33. 99. 112 ff. Dieser Uebergang vom proprium zum appellativum hat sich bekanntlich bei renard in der französischen Sprache festgesetzt, indem das alte Wort goupil dadurch ganz verdrängt worden ist. Bereits im roman de Renart findet sich V. 22026 un renart. Aber für Chantecler ist dieser Uebergang wohl sonst nicht bezeugt. Ein seltener Thiername ist aber der des criaor Busnardo V. 57. Ohne Zweifel ist es derselbe Name wie Botsaert, der im Reinaert 3377. 3380 als clerc des Königs vorkommt. Im Reineke ist Bokert der Biber. Nun lässt sich zwar in den altfranz. Branchen der Name (Bouchard?) nicht aufweisen, sein Vorkommen in einem afr. Gedichte ist aber aus der Uebereinstimmung eines mnl. und eines italienischen mit Sicherheit zu erschliessen. Wir erkennen hier eine Lückenhaftigkeit in unseren Denkmälern der Renartdichtung die wohl auch sonst anzunehmen ist.

Dem Herausgeber, der den stellenweise sehr schwierigen Text lesbar und verständlich gemacht und mit höchst interessanten Vorbemerkungen und Anhängen begleitet hat, gebührt die Anerkennung der Wissenschaft ebenso wie der persönliche Dank derjenigen, die er auf das liberalste mit seiner Publication beschenkt hat.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Digitized by Google

Herzog Ernst herausgegeben von Karl Bartsch. Wien 1869. S. CLXXII. 308.

Die Sage von Herzog Ernst ist uns in mehreren poetischen und prosaischen Bearbeitungen überkommen. Die älteste ist ein Gedicht in niederrheinischer Mundart aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts; wovon jedoch nur 5 kleine Bruchstücke erhalten sind (bei Bartsch als A bezeichnet). Das ganze Gedicht ist jedoch in zwei mhd. Umarbeitungen vorhanden, von denen die eine (B) noch dem XII., die andere (D) dem Ende des XIII. Jahrhunderts angehört. Auf Grund dieses niederrheinischen Gedichtes stehen zwei lateinische Werke, eines in Prosa aus dem XIII. Jahrhundert (C) und ein Gedicht in Hexametern (E), welches ein Geistlicher Namens Odo dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg (1206—1233, wahrscheinlich im Anfang dieser Periode, da die Wirren des Reiches erwähnt werden) gewidmet hat. Die lateinische Prosa ist im XV. ja vielleicht schon, wie Bartsch will, im XIV. Jahrhundert, in deutsche Prosa (F) übertragen und in dieser Form als Volksbuch gedruckt worden. Dagegen beruht auf der lebendigen Volkssage das Bänkelsängerlied von Herzog Ernst (G), wovon eine abgekürzte Fassung in der Handschrift des Kaspar von der Rön 1472 sich findet.

Von diesen Bearbeitungen waren bisher veröffentlicht worden: A, dessen Fragmente theils in Hoffmann's Fundgruben I, theils in Pfeiffer's Germania 6 abgedruckt worden waren; C, von Haupt in seiner Zeitschrift 7 edirt; D in v. d. Hagens Gedichten des deutschen Mittelalters I; E in Martenes thesaurus novus anecdotorum III; G, in Haupt's Zeitschrift 8, und die abgekürzte Fassung in v. d. Hagen's Heldenbuch. Bartsch hat nunmehr B, wovon bisher nur einzelne Stellen von Haupt citirt vorlagen, und F zum ersten mal herausgegeben, A und G kritisch bearbeitet und zu C aus den Handschriften, namentlich aus einer alten aber unvollständigen Strassburger, Nachträge und Besserungen gegeben. Beiläufig bemerkt sind die von Haupt zuerst bezeichneten, jetzt von Bartsch vermehrten Citate der Recension C aus den klassischen Schriftstellern noch nicht vollständig: 214, 18 moriamur et in media arma ruamus ist aus Vergil Aen. 2, 353 entnommen.

Das wichtigste unter den neuen Stücken ist ohne Zweifel B. Diese Umarbeitung gibt den Urtext i. A. gewiss am treuesten wieder. Daher hat auch Bartsch in den Anmerkungen hauptsächlich auf die Uebereinstimmungen mit den andern Texten und auf die daraus sich ergebenden Restitutionen des alten Gedichts aufmerksam gemacht.

Die Fragmente des alten Gedichtes (A) haben namentlich durch Ergänzung der vielen Lücken gewonnen. Die Zeit, in welcher das alte Gedicht entstanden ist, hat Bartsch ebenfalls näher zu bestimmen gesucht, indem er es nach der Kreuzfahrt Heinrichs des

Digitized by Google

Löwen 1172—1173 verfasst sein lässt. Da nun der terminus ad quem durch den bekannten Brief Bertholds von Andechs an den Abt Ruprecht von Tegernsee († 1186) gegeben ist, so wäre etwa um 1175 die älteste Dichtung von Herzog Ernst anzusetzen. Ref. muss gestehen von dieser Zeitbestimmung noch nicht überzeugt zu sein. Zwar die früher in Haupt's Zeitschrift 7, 262 geltend gemachte Benutzung des Herzog Ernst in dem um die Mitte des VII. Jahrhunderts anzusetzenden Ruther ist in der That abzuweisen, da, wie Bartsch bemerkt, die blatvuoze schon in der Milstatter und Wiener Genesis, wenn auch nicht genannt, doch deutlich beschrieben sind. Allein die ganze Art des Herzog Ernst steht allerdings der des Ruther sehr nahe, obschon dieser, aus der lebendigeren Heldensage erwachsen, weit frischer und volksthümlicher ist. Die Verbindung orientalischer Wunder mit ursprünglich deutscher Sage und historischen Elementen der ebenerstvergangenen Zeit ist ganz dieselbe; ebenso die Berufung auf klösterliche Aufzeichnungen, mit welcher der Vorwurf der Lügenhaftigkeit zurückgewiesen wird (Ernst B 4470, Ruther 3483. 4785). Auch die Form ist in den Fragmenten von A doch so frei, wie sie gegen 1180 kaum sonst noch erscheint. Reime wie burge: verderven, hôrten: sagete, kêrden: beleifden würden einen hinter der damaligen Kunst weit zurückgebliebenen Dichter verrathen. Endlich sind die positiven Gründe, auf welche Bartsch seine Zeitbestimmung stützt, doch nicht zwingend. Die Beziehungen auf die Kreuzfahrt Heinrichs des Löwen treffen nur zum Theil zu. Das Gedicht erzählt (B 2010) dass der König von Ungarn Ernst freundlich aufnahm und geleitete. Dies geschah wohl beim Kreuzzuge Konrads III., aber nicht bei dem Heinrichs. Auch die Schilderung der Zustände Jerusalems, in welcher ein König nicht erwähnt wird, entspricht am meisten der Zeit vor dem zweiten Kreuzzuge, da Melisende ihre unmündigen Söhne bevormundete. Die Aufnahme Ernsts in Constantinopel ist allerdings eher der ähnlich, welche Heinrich, als der, welche Konrad fand: aber irgend eine hervorstechende Einzelheit, die nicht auch nach allgemeiner Wahrscheinlichkeit vom Dichter erfunden sein könnte, findet sich nicht. Heinrichs Verhältniss zu den Türken war ferner ein wesentlich anderes als das im Herzog Ernst geschilderte. Letzterer hat den König von Babilonien (der Name erinnert wieder an den Ruther) im Kriege bezwungen, was bei Heinrich natürlich nicht der Fall war. Ernsts Bekehrungsversuch, den er an diesem König anstellte, ist nur in der lateinischen Bearbeitung überliefert, also schwerlich dem alten Gedichte angehörig: er beruht auf der allgemeinen Anschauung der Kreuzfahrer seit Saladin.

Eher möchte Ref. der Ansicht über den ersten Theil der Sage beipflichten, welche der Verfasser durchzuführen sucht, nachdem bereits Docen u. a. darauf hingewiesen haben. Die Grundlage ist freilich entschieden der Kampf Herzog Ernsts von Schwaben und

Digitized by Google

seines Freundes Wernher gegen den Stiefvater Ernsts, Konrad II. Wohl aber ist sicher vieles einzelne aus der Ottonenzeit beigemischt. Otto der Grosse und Adelheit sind schon durch ihre Namen sicher gestellt. Bartsch zeigt nun, dass der Kampf Liudolfs gegen seinen Vater in vielen Zügen mit der Sage von Herzog Ernst übereinstimme: namentlich seine Gegnerschaft gegen seinen Oheim Heinrich, seine Kämpfe in Regensburg und seine endliche Versöhnung. Vgl. nun auch Haupt's Zeitschr. 14, 265.

Am Schlusse der Einleitung gibt der Verfasser reiche Nachweise über die einzelnen sagenhaften Bestandtheile des zweiten Abschnittes, namentlich auch über ihre Verbindung mit der später an Heinrich den Löwen angeknüpften Sage von der Rückkehr eines Verschollenen zu der wankelmüthigen Gattin. Es hätte vielleicht in dieser Abhandlung über die Sage mehr hervorgehoben werden können, dass die meisten dieser Sagengestalten, die dem Dichter des Herzog Ernst einerseits durch die dürren Notizen bei Isidor, andererseits durch die orientalischen Märchen zugekommen sind, am frühsten in der griechischen Literatur erwähnt werden. Aus Homer holte man die Pygmäen und ihre Kämpfe mit den Kranichen; Pytheas zuerst erzählte vom Lebermeer, und für Greifen und Arimaspen hätte der älteste Zeuge, dessen Werke auf uns gekommen sind, wohl angeführt werden sollen, Aeschylus in Prometheus 803: *ὀξυστόμους γὰρ Ζηνὸς ἀκραγεῖς κύνας γρῦπας φύλαξαι, τόν τε μουνῶπα στρατὸν Ἀριμασπὸν ἱπποβάμον', οἳ χρυσόρρυτον οἰκοῦσιν ἀμφὶ νᾶμα Πλούτωνος πόρου.*

Freibnrg. **Ernst Martin.**

Die Ruhlaer Mundart dargestellt von Karl Regel. Weimar, Böhlau 1868. SS. VIII. 314.

Wenn Untersuchungen über deutsche Mundarten das Intereese der deutschen Philologen und ein wenig auch das des gebildeten Publikums beanspruchen dürfen, so ist dies beim vorliegenden Werke gewiss ganz besonders der Fall. Die Ruhlaer Mundart ist in ganz Thüringen als eine der sonderbarsten, als eine von ihren Nachbarn durchaus abweichende bekannt. Die Fülle ihres Laut- und Wortvorrathes, ihre eigenthümlichen Wendungen erregen das Erstaunen aller, die auch nur flüchtig mit ihr in Berührung kommen. Dieser sprachlichen Eigenthümlichkeit entspricht das lebendige und frische Wesen des ruhlaischen Volkes, welches seit längerer Zeit und selbst über Thüringen hinaus, in Norddeutschland ihm einen besonderen Namen verschafft hat. Dazu kommt endlich, dass bei der lebhaften Industrie des Thales sich ein Wohlstand und eine Bildung entwickelt hat, welche dennoch mit der volksthümlichen Art zusammenhängen. Dichter und Schriftsteller von Verdienst haben auch ihre heimische Mundart in die Literatur eingeführt.

Digitized by Google

Das Material, welches sich so interessant und reichhaltig zugleich darbot, hat Prof. Regel nunmehr trefflich bearbeitet. Er hat es verstanden wissenschaftliche Gründlichkeit zu vereinigen mit einer Klarheit und Einfachheit, welche das Buch zu einer wahrhaft anziehenden Lectüre macht. Das Schema, welches nach den heutigen, gewiss richtigen Grundsätzen der Wissenschaft, aus dem mittelhochdeutschen Sprachgebrauch entnommen ist, ist leicht übersichtlich, die Terminologie und Lautbezeichnung einfach und deutlich, die Beispiele so gewählt, dass sie zugleich ein Bild vom Leben und Denken des Völkchens gewähren.

Das Resultat der einzelnen Forschungen ist dieses. Die ruhlaische Mundart gehört den hennebergischen, den fränkischen am Südwestabhang des thüringer Waldes zu. Als ein vorgeschobener Posten hat sie einige ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeiten noch stärker entwickelt, andererseits aber auch von den thüringischen Nachbarn vieles angenommen. Eigenthümlich ist eine Beimischung slawischer Elemente. Namentlich weist (p. 157) der Ortsname selbst (Ruhla = böhm. role ἄρουρα Satfeld) darauf hin, dass die ursprüngliche Ansiedelung des Thales von Slawen ausging. Die sinnlich lebhafte Art der Slawen scheint noch jetzt im ruhlaischen Volkscharakter nachzuwirken.

Auch auf die Züge altgermanischer Anschauung hat der Verf. ein scharfes Augenmerk gehabt und eine Reihe alter mythischer Reste noch aufdecken können.

Ueber das Einzelne will Refer. sich nur zu einer Stelle aussprechen. p. 182 heisst es: »Für das steigernde er (in der Bedeutung des mhd. je) tritt wechselnd an einer oder auch an beiden Stellen neben dem Compar. auch in ein; z. B. in länger hä gelät hät, er schülliger is ä worrn, in länger in liwwer. . . Dieses in beim Comparativ ist auch sonst in Thüringen sehr gebräuchlich, z. B. ömmer in bässer." Es lässt sich in mit dem Comparativ aber auch mnl. nachweisen: in lanc so bet, Reinaert 1222. Walewein 8608; in lanc so mere Wapene Martijn 1, 74. Der Leken Spieghel 2, 22, 71. Jans Teesteye in Jonckbloets Gesch. (1. Ausg.) 2 p. 223; in lanc so min Flore 446. 540. 1069. 1073, wo das von Hoffmann eingesetzte ie von de Vries zurückgewiesen worden ist.

Ref. schliesst mit dem Wunsche, dass die vom Verf. angekündigte Bearbeitung aller thüringischen Mundarten recht bald dieser ersten schönen Probe nachfolgen möge.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Digitized by Google

Ein Weihnachtsspiel aus einer Handschrift des XV. Jahrhunderts unter Benutzung einer Abschrift derselben von Vilmar und mit dessen Anmerkungen zum erstenmale herausgegeben von K. W. Piderit. Parchim 1869. V. 57 SS.

Die vorliegende Publication ist ohne Zweifel von grossem Werthe sowohl für die Kenntniss des hessischen Dialekts im XV. Jahrhundert, als auch für die Geschichte der Literaturgattung der es angehört. Hervorzuheben ist namentlich das Vorwiegen der volksthümlichen Bestandtheile, indem Joseph, die Wirthe in Bethlehem, die Hirten, die Mägde in fast bäuerischer Weise geschildert werden, mit einer Derbheit die stellenweise an den Charakter des gleichzeitigen Fastnachtsspieles streift. In sofern ist die Lektüre des Stückes auch für Freunde alterthümlicher und volksthümlicher Laune zu empfehlen.

In Bezug auf die Behandlung des Textes von Seiten des Herausgebers wäre vielleicht zu wünschen gewesen, dass durch Interpunktion u. a. wenigstens der letztgenannten Classe von Lesern der Genuss erleichtert worden wäre. Der Text, der deutlich auf eine ältere Vorlage schliessen lässt, worüber die Einleitung spricht, ist mehrfach gebessert worden. Ist vielleicht in v. 184 ginet anstatt des durchaus nothwendigen niget nur durch einen Druckfehler in den Text gekommen? Auch v. 863 muss anstatt allenn sicher alten oder vielmehr aldin (cf. v. 101) gelesen werden. Die Anmerkungen, namentlich die Vilmars, geben berichtigende Aufklärungen über einzelne Ausdrücke. In Bezug auf die Erklärung von v. 607 »susse liebe ninne« ist vielleicht ein anderer Vorschlag als die Ableitung Vilmars von dem romanischen nino (spanisch) zu machen. minne ist im mhd. Anrede an Geliebte, insbesondere auch an Wiegenkinder: vgl. Gottfried von Neifen 52, 15 minne, minne, trûte minne, swîc, ich wil dich wagen. Nun findet sich gerade in der Kindersprache oft die Angleichung des Stammanlautes an den Auslaut, vgl. Bob für Robert, Dudo für Ludolf, Dade dialectisch für vader u. a. Ist nicht ebenso ninne aus minne geworden? Vergl. Hoffmann von Fallersleben, Geschichte d. deutschen Kirchenliedes (Hannover 1861. Dritte Ausg.) S. 420.

Eine Seite der Erklärung hätte wohl mehr berücksichtigt werden können: die Vergleichung mit der gleichartigen Literatur. In Weinholds Weihnachtspielen findet sich p. 48 das Wiegen des Kindes Jesu mit denselben Worten Josephs und der Maria wie in unserem Spiele v. 155 fg. Die Aufführung der Worte beim Mönch von Salzburg zeigt die weite Verbreitung des Liedes. Auch die Hirtengespräche v. 352 fg. erinnern an das bei Weinhold p. 116 mitgetheilte, und die Hartherzigkeit der betlehemischen Wirthe v. 101 an die dort p. 143 abgedruckte Scene.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Digitized by Google

Sigurds-ristningarna a Ramsundsberget och Göks-stenen. Tvänne fornsvenska minnesmärken om Sigurd Fafnesbane. Beskrifna af **Carl Säve.** *(Sonderabdruck aus den Verhandlnngen der Akademie zu Stockholm 1868.) 44 SS. und zwei Steindrücke.*

Am Mälarsee in Schweden sind eine Reihe von Runeninschriften auf Felsen vorhanden, von denen hier zwei, die denselben Bilderschmuck zeigen, von Prof. Säve in Upsala in sorgfältigen Zeichnungen und mit einer ebenso überzeugenden als interessanten Erklärung veröffentlicht worden sind. Die eine, besser ausgeführt und erhalten, befindet sich am Ramsundberg, die andere auf einer Klippe, den Göksten. Die Bilder sind beidemale von Runeninschriften umzogen, von denen die am Ramsund Sigrid als die Erbauerin einer Strassenbrücke verewigt, die andere nicht ganz sicher zu lesen und zu deuten ist. Das Band, auf dem die Runen stehn, hat die Form von zwei Schlangen, die eine in den Schwanz der andern beissend. Durch den Leib der einen Schlange sticht von unten eine menschliche Figur ein Schwert. Innerhalb des von den Schlangen eingeschlossenen Raumes von etwa 8 Fuss Höhe, 5 Fuss Breite sind folgende Figuren zu erkennen: ein Mann, dessen Kopf abgehauen ist, Schmiedewerkzeuge, ein Schmied, ein Fuchs oder eine Fischotter, endlich ein Pferd an einen Baum angebunden, auf welchem zwei Vögel sitzen. Prof. Säve deutet diese Figuren auf Ottr, Reginn (der freilich zweimal dargestellt zu sein scheint), Fafnir, Sigurd, Grani und die weissagenden Vögel. Mit Recht hebt Säve hervor, dass die Denkmäler um so wichtiger sind, als bisher in Schweden ein literarisches Zeugniss für das Bekanntsein der Sigurdsage in der altnordischen Fassung noch nicht aufgefunden worden war. Für die deutsche Heldensage erscheint die Abhandlung Säves so wichtig, dass Referent sie hier anzeigen zu müssen glaubte, obschon eine deutsche Uebersetzung bereits in Aussicht gestellt worden ist.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Ricerche intorno al libro di Sindibâd per Domenico Comparetti, socio corrispondente del R. Istituto Lombardo di Scienze e Lettere, professore nella regia università di Pisa. Milano 1869 (Estratto delle Memorie del R. Istituto ecc. Vol. XI, II della serie III). 54 Seiten Grossoctav.

Der durch seine trefflichen Arbeiten auf dem Gebiete der klassischen wie der romantischen Litteratur auch in Deutschland rühmlichst bekannte Verf. vorliegender Untersuchung hat durch dieselbe einen neuen Beweis seiner gründlichen Forschung, so wie seiner umfassenden Gelehrsamkeit gegeben und sich so wiederum

Digitized by Google

Ansprüche auf die Dankbarkeit der Mitforscher dies- und jenseits der Alpen erworben. Es handelt sich hier nämlich, wie die Rubrik zeigt, von einem der verbreitetsten Volksbücher, dem der sogenannten Sieben Weisen Meister, über dessen erste Quelle zur Zeit noch ein dichter Schleier ausgebreitet liegt, welchen Benfey allein bisher nur bis zu einem gewissen Puncte gelüstet, Comparetti jetzt aber noch weiter und eingreifender entfernt hat. Davon ausgehend, dass die in den Kreis jenes Volksbuches fallenden vielfachen Bearbeitungen sich in zwei Hauptgruppen scheiden, die östliche und die aus derselben hervorgegangene westliche, deren ersterer ausser den in orientalischen Sprachen abgefasste Versionen auch einige andere in europäischen Idiomen deswegen angehören, weil sie orientalische jetzt aber verlorene Texte als mehr oder minder freie Uebersetzungen mittelbar repräsentiren, hat Comparetti es unternommen, was bisher noch nicht geschehen, das gegenseitige Verhältniss dieser verschiedenen Zeiten und Literaturen angehörigen, vielfach von einander abweichenden orientalischen Fassungen festzustellen und so ein möglichst klares Bild von der Beschaffenheit des ältern Textes, dem sie alle auf eine oder die andere Weise entstammen, zu gewinnen, auch so weit es angeht die Zeit, in die er hinaufreicht, zu fixiren. Die älteste Erwähnung eines Sindibadbuches kommt aber bei einem arabischen Schriftsteller des X. Jahrhunderts vor, und gerade in dieselbe Periode fällt das von Comparetti gewonnene präsumtive Original der bisher bekannten orientalischen Versionen, welches er als Sindibadbuch bezeichnet. — Dies das wichtige Ergebniss von Comparetti's Untersuchung, welche jedoch hierbei stehen bleibt, ohne sich auf den eigentlichen indisch-buddhistischen Urtext zu erstrecken, dessen jetziges Vorhandensein übrigens Benfey in Zweifel gestellt hat.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, die ich so eben in Kürze mitgetheilt, unternimmt nun Comparetti in seinem ersten Kapitel die Gestalt und den Inhalt des Sindibadbuches, so wie die Reihenfolge der darin enthaltenen einzelnen Erzählungen festzustellen. Die dabei herangezogenen orientalischen Versionen sind der Syntipas, die Parabeln des Sendabar, das Sindibad-nâmeh, die achte Nacht von Nachschebi's Tûti-nâmeh, die Sieben Veziere und der Libro de engannos et assayamientos de las mugeres, eine im J. 1253 nach einem arabischen Original angefertigte spanische Uebersetzung, von welcher Amador de los Rios in seiner Hist. crit. de la literat. espanola 3, 536 ff. zuerst Nachricht gegeben und durch dessen Vermittelung Comparetti in Stand gesetzt worden ist, dieselbe nach der einzigen freilich sehr verdorbenen Handschrift hinter seiner vorliegenden Abhandlung bekannt zu machen. Die Zehn Veziere und die Vierzig Veziere dagegen hat Comparetti bei Seite gelassen, denn obwohl in den Kreis des Sindibadbuches gehörig, bewahren sie jedoch zu

Digitized by Google

geringe Spuren desselben, um bei der Untersuchung von Nutzen sein zu können.

Das zweite Kapitel handelt von den in den verschiedenen Versionen enthaltenen Erzählungen, zu welchem Behufe Comparetti eine übersichtliche Zusammenstellung derselben ausgearbeitet hat, vermittelst deren man die ursprünglichen Erzählungen einer jeden Version leicht erkennt. Man ersieht ferner, dass eine jede theils mit andern gemeinschaftliche, theils eigenthümliche Erzählungen enthält, dass die gemeinschaftlichen sich sämmtlich im Syntipas wiederfinden, welches, wie Comparetti zeigt, die älteste Version ist, so wie endlich, dass der spanische Libro de los engannos, das heisst also sein vor dem J. 1253 abgefasstes arabisches Original dem Syntipas am nächsten steht. Demnächst geht Comparetti auf jede der erwähnten orientalischen Versionen näher ein und erörtert ihr gegenseitiges Verhältniss. Hier wäre auch, wie er bemerkt, der Ort gewesen, die Gestalt zu fixiren, welche jede Erzählung in dem alten Sindibadbuche gehabt; jedoch der beschränkte Raum gestattete ihm nicht auf diese für seinen Hauptzweck überdies weniger dringliche Untersuchung einzugehen. Gelegentlich will ich erwähnen, dass Comparetti bei Besprechung der Sieben Veziere nach den drei Versionen bei Habicht und Scott, so wie in der Ausgabe Bulacq 1863 darauf aufmerksam macht, dass die von Habicht (Nacht 993 s. Tausend und eine Nacht. Breslau 1836. XV, 146) ihrer Unanständigkeit wegen ausgelassene „Geschichte des Mannes, der da wünschte die Nacht El Kader kennen zu lernen", nichts anderes ist als die von den „Wünschen" (s. Keller Romans des Sept Sages S. CLXXXI ff.), was bisher noch Niemand bemerkt hat. Diese Erzählung findet sich in allen von Comparetti besprochenen Versionen mit Ausnahme Nachschebi's.

Im dritten Kapitel unternimmt Comparetti eine genauere Untersuchung, der achten Nacht von des letztgenannten Tûtinâmeh und kommt im Gegensatz zu Prof. Brockhaus und andern Gelehrten, die dessen Meinung angenommen, zu dem Ergebniss, dass Nachschebi durchaus nicht die älteste Gestalt der Sieben Weisen Meister darbiete, vielmehr keine andere Redaction des Sindibadbuches gekannt habe als die übrigen fünf oben erwähnten orientalischen Versionen sie kannten. Bei dieser Gelegenheit zeigt Comparetti auch, dass die zweiten Erzählungen der Veziere des Sindibadbuches, die sich bei Nachschebi finden, ohne Zweifel in seiner Vorlage enthalten waren und von ihm, der dies ganze Buch in eine einzige Nacht zusammendrängen wollte, einfach weggelassen worden sind. Das indische Original des Sindibadbuches enthielt dagegen nach Comparetti's Ansicht die genannten Erzählungen nicht, vielmehr seien sie erst später, und zwar nicht in Indien, aus der Çukasaptati nebst der Rahmenerzählung dieser selbst hineingekommen, wodurch es sich auch erkläre, dass ein

Digitized by Google

arabischer Schriftsteller des X. Jahrh. in einer oft angeführten Stelle von einer zweifachen Fassung des Sindibadbuches spricht, einer kürzeren nämlich und einer weiteren, unter welcher letztern man also eine jüngere durch jenen Zusatz aus der Çukasaptati vermehrte zu verstehen habe. Für den Verf. derselben hält Comparetti einen arabischschreibenden Perser, wie ja auch der Perser Abdallah Ibn Almokaffa das Kalilahve Dimnah aus dem Pehlvi ins Arabische übertrug, wobei nicht zu übersehen ist, dass das syrische Original des Syntipas sich auf die Urschrift eines Persers Namens Musa beruft, der wahrscheinlich, wie Comparetti zeigt, in oder vor dem X. Jahrh. lebte, und da die Sprache, worin er schrieb, nicht nambaft gemacht ist, so mag es leicht die arabische gewesen sein. „War also etwa, frägt Comparetti, dieser Musa der Verfasser des Textes, aus welchem die uns bekannten orientalischen Versionen herstammen?"

Das vierte Kapitel erörtert die Abfassungszeit des Syntipas und der hebräischen Uebersetzung. Dass ersterer mit geringer Ausnahme das alte Sindibadbuch auf das treueste wiedergibt und in dieser Beziehung alle andern Versionen übertrifft, ist bereits bemerkt, und in einer Reihe scharfsinniger und gelehrter Nachweise zeigt nun Comparetti, dass der in dem Prolog des Syntipas erwähnte Gabriel *δοὺξ σεβαστὸς πόλεως μελωνύμου*, welcher Andreopulos beauftragte, den Syntipas aus dem Syrischen zu übersetzen und bis jetzt unnachweisbar geblieben ist, aller Wahrscheinlichkeit nach jener Gabriel war, der gegen Ende des XI. Jahrh. zwar im Namen des byzantinischen Kaisers, aber doch fast ganz unabhängig die Stadt Melitene im dritten Armenien mit dem Titel Herzog (dux) regierte, so dass also der Syntipas jener Zeit d. h. den letzten Jahren des XI. Jahrh. entstammt. Andererseits ist Comparetti geneigt, den Rabbi Joel, den hebräischen Uebersetzer des Sindibadbuchs (Mischle Sendabar) mit jenem andern Rabbi Joel dem Uebersetzer des Kalilah und Dimnah, welcher seine Arbeit um das J. 1250 verfasste, für identisch zu halten und zeigt, dass sich dieser Annahme nichts widersetze.

Hiermit schliesst die eigentliche Abhandlung Comparetti's und auf diese folgt dann der bereits oben erwähnte spanische Text des Libro de los engannos et los assayamientos de las mugeres, de arávigo en castillano trasladado por el Infante Don Fadrique fizo de Don Ferrando et de Dona Beatris, zu dessen Abschrift Amador de los Rios, der sie für Comparetti hat anfertigen lassen, folgendes bemerkt: „Die Handschrift gehört dem Herrn Grafen von Punonrostro; sie stammt aus dem XV. Jahrh. und ist der Text derselben offenbar sehr verdorben gleich dem des Conde Lucanor, der darin unmittelbar vorhergeht. Gleich als ob aber dies noch nicht genügt hätte, um das Original des XIII. Jahrh. zu verunstalten, hat der Besitzer oder irgend ein anderer Leser des XVI. Jahrh. ohne Sinn und

Digitized by Google

Verstand Wörter und ganze Sätze abgeändert, um dieselben der Unwissenheit fassbarer zu machen. Die gegenwärtige Abschrift hat sich jedoch streng an den ursprünglichen Text gehalten mit Uebergehung aller Besserungen, die stets überflüssig und unnütz, ganz besonders aber dem Grundtext fremd sind." Freilich befindet sich dieser selbst in einem sehr traurigen Zustande, obwohl Comparetti es nicht für räthlich erachtet hat, an denselben irgend wie eine bessernde Hand zu legen. Trotzdem aber hegt er, und zwar mit vollem Recht, die Ansicht, dass die Kenntniss eines arabischen Textes, der bereits vor dem J. 1253 vorhanden war und mehr als jeder andere mit dem Syntipas übereinstimmt, für die Forschungen über das Buch von den Sieben Weisen Meistern von ganz besonderer Wichtigkeit ist, und demgemäss hat der treffliche italienische Gelehrte sich auch in dieser Beziehung durch die Bekanntmachung des einen solchen repräsentirenden spanischen Libro etc. Anrecht auf den grössten Dank erworben, der ihm dafür sowohl wie für die oben mitgetheilten bedeutenden Ergebnisse seiner vorliegenden Untersuchung auch sicher zu Theil werden wird.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Beiträge zur Kenntniss der Rom-Sprache von Dr. Friedrich Müller, Prof. an der Wiener Universität. Wien. In Commission bei Carl Gerold's Sohn 1869. (Aus dem Jännerhefte des Jahrganges 1869 der Sitzungsber. der phil.-hist. Cl. der kais. Akad. der Wissensch. [LXI. Bd. S. 149] besonders abgedruckt.) 56 Seiten Grossoctav.

Der Herausgeber hebt in dem Vorworte mit vollem Rechte hervor, dass trotz der namentlich in neuester Zeit von mehreren Seiten gelieferten Beiträge zur Kenntniss der Romsprache der vorliegende schon deswegen nicht unerwünscht sein dürfte, weil er grössere Originaltexte umfasst und daher abgesehen von dem Vortheile, welche diese den Uebersetzungen gegenüber darbieten als authentische Quelle zur Kenntniss des Charakters des merkwürdigen Zigeunervolkes dienen könne. Die linguistische Ausbeute für eine spätere Arbeit aufbewahrend, hat er sich zunächst auf eine getreue Interlinearversion beschränkt, welche für das Verständniss der Originale vollkommen genügt. Diese sind von einem ehemaligen Zuhörer des Herausgebers Herrn Fialowski unter den in Wien garnisonirenden ungarischen und kroatischen Regimentern, da sich unter diesen auch Individuen des in Rede stehenden Volkes befinden, gesammelt worden, und umfassen 5 Märchen, 29 Liedchen und einen Brief. Der poetische Werth der zigeunerischen Muse ist, wie Müller selbst bemerkt, gleich oder noch weniger als Null, und auch die Märchen bieten der Mehrzahl nach nur verworrene

Reminiscenzen, zusammengeflickte Brechstücke, aus denen man nicht recht klug werden kann, obwohl die einzelnen Züge oft bedauern lassen, dass die Märchen, denen sie ursprünglich angehörten, nicht vollständig geboten werden konnten. Dies ist z. B. der Fall bei no. 3 „Der wallachische Zigeuner", wo der Zauberring und die seltsamen Kräfte desselben, ferner der auf dem Grabe des erschlagenen Vaters wachsende Apfelbaum mit wunderbaren Früchten, das Wiederaufleben des Todten u. s. w. derartige Fragmente enthalten. Vollständiges bieten nur zwei Märchen, nämlich das zweite (S. 158), welches in seinem ersten Theile dem bei Grimm no. 40 „Der Räuberbräutigam" ziemlich genau entspricht, obwohl es einen ganz eigenthümlichen Schluss hat. Der Bräutigam nämlich und seine Spiessgesellen werden bei der Hochzeit von den herbeigeholten Soldaten gefangen genommen, aber nicht ums Leben gebracht. Bald danach stirbt das Mädchen, und eine auf ihrem Grabe wachsende Pfingstrose wird von einem vorüberkommenden Könige gepflückt, der sie auf den Hut steckt. Der Diener desselben nimmt wahr, dass die Blume sich in der folgenden Nacht in ein schönes Mädchen verwandelt, welches von den im Schlafgemache des Königs befindlichen Speisen geniesst und dann wieder zur Blume wird. Er theilt dies dem Könige mit, der nun in der *nächsten* Nacht die Metamorphose mit ansieht und nach der Anweisung des Mädchens so verfährt, dass sie ihre menschliche Gestalt behält, worauf er sich mit ihr vermählt. Als er sie aber einst wider das ihr gegebene Versprechen mit ihm in die Kirche zu gehen nöthigt, wird sie beim Hinausgehen von ihrem ehemaligen Bräutigam, dem Räuberhauptmann, der ihr mit seinen Genossen auflauert, jämmerlich umgebracht. — Das f ü n f t e Märchen (S. 185) zerfällt gleichfalls in zwei Theile, in derem erstem erzählt wird, wie zwei umherirrende Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, in einem Walde zu einem von zwölf Räubern bewohnten Schlosse gelangen; der Knabe tödtet jene mit Ausnahme eines, den er nur am Halse ritzt, und wirft sie in einen Schweinestall. Während er dann auf der Jagd ist und die Schwester in dem Stalle Brennholz sucht, lässt sie sich durch den noch lebenden Räuber überreden, ihn und seine Genossen vermittels einer gewissen Salbe wieder gesund und lebendig zu machen, wobei sie ihr mittheilen, dass sie des Mädchens heimkehrenden Bruder tödten wollen. (Die zwischen ihr und dem einen Räuber begonnene Liebschaft fehlt hier nämlich.) Der Bruder rettet sich jedoch durch eine List und die zwölf Thiere, die er gefangen von der Jagd mit nach Hause gebracht, zerreissen alsdann die Räuber, während er selbst die treulose Schwester am Leben straft. — Dieser erste Theil des Märchens entspricht dem Eingang der zweiten Variante von Hahn's Neugr. Märch. no. 65 „Die Strigla" (2, 283), so wie dem eines cyprischen Märchens bei Sakellarios, das ich anderwärts mittheilen werde. In dem vorliegenden Zigeunermärchen wird dann weiter

Digitized by Google

erzählt, wie die Thiere des Jünglings in einem fernen Lande zwölf Drachen erlegen, welche dort eine Wassernoth verursacht hatten, worauf jener bedungenermassen die von den Ungethümen als Frass verlangte Tochter des Königs zur Frau bekommen soll; allein ein Nebenbuhler vergiftet ihn. Die treuen Thiere scharren ihn jedoch wieder aus dem Grabe heraus, eins von ihnen, der Hase, holt ein Heilkraut herbei, welches er einer Schlange abnimmt, und dann machen sie mit Hilfe desselben ihren Gebieter wieder lebendig. Dieser schickt durch den Löwen einen Zettel an seine Braut, die eben wider ihren Willen mit jenem Nebenbuhler vermählt werden soll. Er kommt darauf selbst mit den übrigen Thieren herbei, und nachdem die Prinzessin ihn erkennt und der neue Bräutigam fortgeschickt worden, feiert er statt des letztern seine Hochzeit mit der Königstochter. — Man sieht leicht in diesem zweiten Theile eine Variante von Grimm no. 60 „Die zwei Brüder". Drachen, welche Wasser zurückhalten und nur zeitweise gegen eine Jungfrau laufen lassen, auch bei Hahn no. 58 „Von dem Manne u. s. w." und no. 98 „Perseus"; ebendas. no. 70 „Der Goldäpfelbaum u. s. w." (2, 55) ist es eine Schlange. Wegen des wiederbelebenden Schlangenkrautes vgl. Hahn 1, 56 no. 29. Er erwähnt nach der Völsungas die Buschkatzen; im Original heisst das Thier allerdings hreisiköttr d. i. jedoch Hermelin oder vielmehr Wiesel, auch jetzt noch norweg. röskatt. Dass hier mit Bezug auf dieses Thier eine naturgeschichtliche Thatsache zu Grunde liegt, habe ich gezeigt in den Gött. Gel. Anz. 1865, S. 1190 ff.; vgl. auch Paulus Cassel Drachenkämpfe I, 56. Berlin 1868.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Die Höhlen und Grotten in Rheinland-Westphalen. Nebst Beschreibung und Plan der neu entdeckten prachtvollen Dechen-Höhle. Von Professor Dr. C. Fuhlrott. Iserlohn. Druck und Verlag von J. Baedeker. 1869. 8. S. 110.

Es ist bekannt, dass das Rheinisch-Westphälische Gebirge eine grosse Anzahl von geräumigen Höhlen enthält. Dieselben finden sich in einem Kalkstein, welcher der sog. devonischen Formation angehört.

Prof. Fuhlrott, welcher durch langjährigen Aufenthalt und gründliche Forschungen mit seinem heimathlichen Boden wohl vertraut, gibt uns in vorliegendem Schriftchen eine in ansprechender Weise abgefasste Schilderung der Höhlen. Es werden zunächst die Höhlen im Allgemeinen, so wie deren wahrscheinliche Entstehungsweise besprochen. Der Verfasser geht hier von den Beziehungen des Kalkgebirges zu den Flussthälern aus; er zeigt: wie es eine Zeit gab, in welcher die Sohlen der Thäler viel höher lagen als

Digitized by Google

heutzutage und die unterirdischen, die Gesteine durchsickernden Wasser auch in einem höheren, auf kürzeren Thalstrecken fast gleichem Niveau nach Aussen hin durchbrachen und abflossen. Die thalwärts gerichteten, oft portalähnlichen Mündungen der Höhlen lassen sich als ehemalige Durchbruchstellen der angesammelten Gewässer erkennen, wo also in einer früheren Periode Quellen und Sprudel des Gebirges hervorbrachen und sich in die anstossenden Thäler ergossen. Man braucht hier nur den unablässig thätigen Einflüssen der Atmosphärilien Rechnung zu tragen, um Form und Weite dieser Mündungen sich zu erklären.

Eine eingehende Betrachtung wird den Vorkommnissen im Innern der Höhlen gewidmet. Da fesseln zunächst die Tropfstein-Gebilde unsere Aufmerksamkeit; aber von noch grösserem, wissenschaftlichen Interesse sind die erdigen Schuttablagerungen mit ihren Einschlüssen thierischer Knochen. Durch ansehnliche Fluthen gelangten die, bald aus feinerem, bald aus gröberem Material bestehenden Schuttmassen in die Höhlen; aber auch mit ihnen die erstaunliche Menge thierischer Reste, die in buntem Gewirre dem Gerölle-, Kies- oder Lehmschutt eingebettet. Schädel und Knochen von Raubthieren — Höhlenbär, Hyäne — liegen hier neben den Gebeinen von Pferden, Hirsch, Nashorn, Elephant. Der Verfasser widerlegt mit triftigen Gründen die früher so beliebte Ansicht als hätten diese Thiere, deren Knochen sich in den Schuttlagern der Höhlen finden hier massenweise zusammengelebt; er beweist, dass die ganze Erscheinung der Knochen-Vorkommnisse sich nur durch die Annahme grosser Fluthen erklären lässt, welche Schlamm, Gerölle und thierische Reste in Spalten und Klüften des Gebirges absetzten und durch weitere Mündungen den Höhlen zuführten. Was aber das Räthsel der Menge dieser fossilen Knochen betrifft — so bemerkt Fuhlrott — so lässt sich dasselbe wohl annähernd lösen, wenn wir annehmen: dass die Thiere von denen sie stammen, die damaligen Herren der Schöpfung, bevor sie im Kampfe ums Dasein und den klimatischen Veränderungen erlagen, in grosser Zahl über unser Vaterland verbreitet waren. In Folge ihrer Kämpfe sowohl wie ihres natürlichen Todes lagen ihre Gebeine unter Geröllen und Schutt allenthalben umher; sie wurden bei anhaltenden Regengüssen, starkem Schneeschmelzen, überhaupt beim Eintritt der atmosphärischen Ursachen, welche die grossen Ueberfluthungen zur Folge hatten, von den Gewässern aufgewühlt, immer tieferen Terrain-Punkten zugeführt bis sie in die Strömung der Hauptfluth geriethen und in den Höhlen die letzte Ruhestätte fanden.

Unter den verschiedenen Höhlen, deren Geschichte der Verf. uns nun mittheilt, verdient zunächst die Neanderhöhle Beachtung. Hier war es, wo — bereits 1856 in einer compacten Lehmmasse ein menschliches Skelett aufgefunden wurde. In einer im Jahre 1865 von ihm herausgegebenen Schrift: „Der fossile Mensch aus dem Neanderthale" machte Fuhlrott auf das hohe Alter des Skelets

Digitized by Google

aufmerksam, indem er — gestützt auf Lage und Beschaffenheit des Fundortes und seiner nächsten Umgebung behauptete, dass der Menschen-Rest der sog. Diluvial-Periode angehöre. Fuhlrott fand damals viele Gegner; allein das Jahr 1868 sollte ihn rechtfertigen als durch Steinbrucharbeiten in der Nähe der Fundgrotte eine an den Schichtenköpfen beginnende mehr als fussbreite Rinne bloss gelegt wurde, die nach unten hin unmittelbar in die Höhle verlief und so über den Weg der Einführung der menschlichen Gebeine und der diluvialen Schuttmasse jeden Zweifel beseitigte. Unter den übrigen von Fuhlrott beschriebenen Höhlen seien hier namentlich noch die von Sundwig erwähnt, weil sie bereits seit den zwanziger Jahren durch die Ergiebigkeit an Knochenfunden Aufmerksamkeit erregten. Unter denselben waren die Reste des Höhlenbären am häufigsten. Ferner die Höhlen des Hönnethales, in welchen neben den thierischen Resten aus Feuerstein gearbeitete Messer, Pfeile und andere Geräthschaften aufgefunden wurden. Aber unter allen rheinisch-westphälischen Höhlen ist die Balver von wissenschaftlicher Bedeutung geworden wegen der Ausgrabungen, die von Seiten des Oberbergamtes statt fanden und den Nachweis lieferten: dass die Schuttablagerungen in der Balver Höhle nebst den Knochen-Einschlüssen zwar zu verschiedenen Zeiten, aber alle durch Einschwemmung in die Höhle gelangten. Den Schluss des vorliegenden Schriftchens bildet die Erläuterung des (beigegebenen) Planes der Dechen-Höhle. Bekanntlich wurde diese merkwürdige, durch ihre schönen Tropfstein-Bildungen ausgezeichnete Höhle erst im Juni 1868 in der Grüne, zwischen Iserlohn und Lethmathe entdeckt.

Jedem, der die in vieler Beziehung interessanten Höhlen des rheinisch-westphälischen Gebirges besuchen will, sei die Schrift von Prof. Fuhlrott als ein belehrender und getreuer Führer empfohlen.

G. Leonhard.

Digitized by Google

Nr. 12. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ueber die Krystallformen des Kupferkieses. Von Dr. A. Sadebeck. Mit einer lithographirten Tafel. 8. S. 26. Berlin. In Commission bei Mitscher und Röstell.

Die Krystallformen des Kupferkieses wurden bis zum Jahre 1822 dem regulären Systeme zugezählt. Erst Haidinger zeigte, dass das Mineral dem quadratischen System einzureihen sei, gestützt auf Messungen, welche er mit dem Reflexions-Goniometer ausgeführt hatte. Unsere ganze Literatur über den Kupferkies beschränkte sich zeither auf die Haidinger'schen Arbeiten; die Zeichnungen in den verschiedenen Handbüchern der Mineralogie sind Copien der von Haidinger entworfenen Figuren.

Um so grösserer Dank gebührt dem Verf. vorliegender Abhandlung, dass er sich die Aufgabe stellte: die Krystallformen des Kupferkies einer neuen und eingehenden Untersuchung zu unterwerfen. Es ist aber diese Aufgabe eine sehr schwierige; denn bekanntlich sind einigermassen deutliche Krystalle von Kupferkies Seltenheiten; bei wenigen Mineralien hemmen Zwillings-Bildungen und Verzerrungen so sehr eine genaue Bestimmung. Viel und gutes Material war daher erforderlich und bot sich dem Verfasser in der reichhaltigen Sammlung der Berliner Universität und in der des Dr. Tamnan, welche sicherlich zu den bedeutendsten Privatsammlungen in Deutschland gehört.

Sadebeck's Abhandlung zerfällt in drei Abschnitte. Der erste beschäftigt sich mit der Hemiedrie des Kupferkieses. Haidinger hat bekanntlich die beiden Tetraeder nicht scharf unterschieden; Sadebeck schlägt daher die Namen Tetraeder erster und zweiter Stellung vor, indem er unter dem Tetraeder erster Stellung dasjenige versteht, welches aus dem Grund-Octaeder entsteht, wenn die dem Beschauer rechts liegende obere Fläche mit ihren zugehörigen sich ausdehnt; Tetraeder zweiter Stellung ist daher jenes, welches durch Wachsen der oben links liegenden Octaeder-Fläche mit ihren zugehörigen hervorgeht. Das erstere zeigt meist hervorragende Entwickelung und ist gestreift. — Sadebeck hat ferner den beim Kupferkies auftretenden Skalenoedern eine nähere Untersuchung gewidmet und ist zu dem wichtigen Resultat gelangt: dass die von ihm beobachteten Skalenoeder das Tetraeder erster Ordnung bezeichnen und nur in einer Stellung auftreten. Es sind besonders zwei: S_3 und $\frac{1}{3}S_5$; durch ihr Erscheinen lassen sie namentlich den Hemiedrie der Krystalle erkennen. Die Formen zweiter Ordnung erscheinen nur holoedrisch; am

Digitized by Google

häufigsten zeigen sich P∞ und 2P∞; ferner noch ∞P und OP: der leichteren Uebersicht wegen hat Sadebeck alle bis jetzt beobachteten Formen in einer Tabelle zusammengestellt mit Angabe der Winkel.

Der zweite Abschnitt handelt von der Zwillingsbildung des Kupferkieses. Das gewöhnlichste Gesetz ist: die Individuen haben eine Fläche der Grundform gemein. Wenn die beiden Tetraeder im Gleichgewicht so haben die Zwillinge völlig das Aussehen wie die bekannten regulären des Magneteisenerzes und des Spinells. Ungleich seltener begegnet man dem zweiten Zwillings-Gesetz: die Individuen haben eine Fläche von P∞ gemein, obwohl dieses Gesetz bekanntlich sonst das häufigste im quadratischen System. Sadebeck macht besonders aufmerksam, dass Haidinger die bekannten Fünflinge von Neudorf am Harz zu diesem Gesetz gerechnet hat — eine Darstellung, welche in alle Lehrbücher übergegangen; sie müssen aber dem ersten Gesetz zugezählt werden. Die Art, wie die Octaeder nach dem zweiten Gesetz verwachsen — so bemerkt Sadebeck — ist für die Theorie der Zwillingsbildungen von Wichtigkeit. Man ersieht daraus, dass man nicht immer von einer absolut parallelen Stellung der beiden Individuen ausgehen kann, um die Zwillinge zu erklären. Das wesentliche ist der fertige Zwilling, d. h. die Stellung der beiden Individuen gegen einander in Bezug auf eine Ebene, die Zwillingsebene. Das Mohs'sche Gesetz lautet: man geht von der parallelen Stellung beider Individuen aus und gibt die Regel an, nach welcher das eine Individuum gegen das andere verdreht werden muss; dies hat für die holeoedrischen Krystalle vollkommene Gültigkeit, erstreckt sich aber nicht auf alle hemiedrischen.

Der dritte Abschnitt ist den Entwickelungs-Typen bei den verschiedenen Fundorten der Kupferkies-Krystalle gewidmet und enthält eine Menge werthvoller Beobachtungen. Sadebeck hebt zunächst die grosse Seltenheit einfacher Krystalle hervor; sie finden sich zu Angangueo in Mexico und Elster County in New-York. Unter den Zwillingen nach dem ersten Gesetz verdienen die Zwillinge von Spinell artigem Aussehen Erwähnung, wie sie zu Schlaggenwald in Böhmen, Kupferberg in Schlesien, Tavistock in Devonshire vorkommen. Eine nähere Betrachtung lässt indess bei solchen den tetraedrischen Habitus der Individuen, die physikalische Verschiedenheit der beiden Tetraeder erkennen. Auch die fortgesetzten Zwillings-Bildungen, bald mit geneigten, bald mit parallelen Zusammensetzungs-Flächen sind merkwürdig.

Ferner beschreibt Sadebeck Zwillinge mit vorwaltendem 2P∞, von Müsen und vom Harz, so wie Zwillinge von tetraedrischem Habitus, deren beide Individuen stets eine verschiedene Entwickelung zeigen; Schlaggenwald, Daaden, Cornwall. — Nach dem zweiten Gesetz verbundene Zwillinge hat Sadebeck von Freiberg beobachtet.

Digitized by Google

Die Tafel, welche vorliegende Abhandlung begleitet, verdient um so grössere Beachtung, da sie eine Anzahl Abbildungen von Kupferkies-Krystallen enthält und wir, wie oben bemerkt, ausser der älteren von Haidinger entworfenen Figuren keine neuere in den Lehrbüchern der Mineralogie treffen. **G. Leonhard.**

Handbuch der Edelsteinkunde. Von Dr. Albr. Schrauf, erstem Custos des k. k. Hofmineralien-Cabinets, Docent für Mineralogie an der Wiener Universität. Mit 43 Holzschnitten. Wien. Druck und Verlag von Carl Gerolds Sohn. 1869. 8. S. 252.

A. Schrauf, welchem die Wissenschaft schon so manche treffliche Forschungen verdankt — wir erinnern nur an sein Lehrbuch der physikalischen Mineralogie, an seine krystallographischen Monographien des Columbit und Kieselzinks — hat sich in vorliegender Arbeit die Aufgabe gestellt: mit den geringsten Hülfsmitteln und kürzestem Zeitaufwande über die Aechtheit und Werth eines Edelsteins zu entscheiden. Er hat diese schwierige Aufgabe mit vielem Glück gelöst, unterstützt von seinen bedeutenden Kenntnissen in der Mineralogie und der grossen Erfahrung und Praxis, welche er sich durch seine amtliche Stellung als erster Custos eines der reichhaltigsten Mineralien-Cabinete erworben. Denn wenn überhaupt zur schnellen Erkennung und Unterscheidung der Mineralien öftere Anschauung und Uebung erforderlich, so gilt dies ganz besonders von denjenigen Mineralien, welche als Edelsteine bezeichnet werden.

Die Anordnung in Schraufs »Handbuch der Edelsteinkunde« ist folgende. Das Ganze ist in 22 Capitel eingetheilt. Im ersten schildert der Verf. die allgemeinen Verhältnisse der Edelsteine, im zweiten die Form derselben in ihrem Naturzustande (wobei die Krystalle durch Holzschnitte erläutert werden); das dritte Capitel handelt von der Härte und Gewicht, welche Eigenschaften bekanntlich für die praktische Diagnose der Edelsteine von grosser Bedeutung; das vierte und fünfte Capitel bespricht Wärme, Electricität, Magnetismus, so wie die optischen Eigenschaften. Mit Ausführlichkeit wird im sechsten Capitel die Form der Edelsteine im geschnittenen Zustande beschrieben und durch Abbildungen weiter veranschaulicht.

Die nächsten Capitel (11 bis 14) sind nun der speciellen Schilderung der Edelsteine mit Rücksicht auf ihre Eigenschaften, Vorkommen, Gewinnung, Werth u. s. w. gewidmet. Als Schmucksteine ersten Ranges werden aufgeführt: Diamant, Rubin und Sapphir; Spinell, Chrysoberyll und Beryll (Smaragd); daran reihen sich die Schmucksteine zweiten Ranges: Opal, Zirkon, Topas, Euklas, Phe-

Digitized by Google

nakit; dann jene dritten Ranges: Granat, Turmalin, Dichroit, Chrysolith, Vesuvian, Türkis und endlich die Schmucksteine vierten Ranges: Dioptas, Andalusit, Axinit, Cyanit, Epidot, Nephelin, Augit, Staurolith, Feldspath und Quarz. Dann werden noch die sog. Halbedelsteine, Lasurstein, Hypersthen, Fussspath u. a. besprochen.

Ein besonders lehrreiches Capitel ist das 15. über die künstliche Erzeugung von Edelsteinen und deren Imitationen. Dieselbe ist nach zwei Richtungen zu unterscheiden. Einerseits stellt man auf künstlichem Wege wahre Edelsteine dar, die in allen ihren Eigenschaften den Naturproducten gleichen; bekanntlich eine Erfindung der Neuzeit, welche aber schon schöne Erfolge erzielt und der noch ein weites Feld offen steht. Der andere Weg betrifft die Nachahmung der Schmucksteine durch Glasflüsse — eine Kunst die fast so alt ist die Liebe zu Edelsteinen, denn schon Plinius gedenkt der Glasflüsse. Schrauf theilt viele Angaben mit über das zur Imitation der Edelsteine verwendete Material.

In den letzten Capiteln werden mit grosser Gründlichkeit die verschiedenen Methoden zur Bestimmung farbloser und farbiger Edelsteine abgehandelt. Schrauf hat sich auf diesem Gebiete reiche Erfahrungen gesammelt und theilt eine grosse Anzahl neuer Thatsachen und erprobter Angaben mit, welche eine vielseitige Quelle der Belehrung gewähren.

Die Ausstattung von Schraufs Schrift ist, wie solches bei den Verlags-Artikeln von Carl Gerold gewöhnlich der Fall, eine geschmackvolle.

G. Leonhard.

Leben, Schriften und Philosophie des Plutarch von Chäronea von Dr. Richard Volkmann. Zweiter Theil. Plutarch's Philosophie. Berlin. Verlag von S. Calvary & Co. 1869. XVI und 342 S. in 8. (Auch mit dem besondern Titel: Philosophie des Plutarch von Chäronea von Dr. Rich. Volkmann.)

Von dem ersten Bande dieses verdienstlichen Werkes ist in diesen Jahrbb. 1869. S. 451 die Rede gewesen. Der an ihn sich anschliessende zweite ist in demselben Sinn und Geist abgefasst, und beruht in dem, was er bringt, auf umfassenden Studien der Schriften Plutarch's, dessen Philosophie er darlegen soll, d. h. die philosophischen, theologischen, politischen und wissenschaftlichen Anschauungen und Ansichten, wie sie sich in Plutarch's Schriften hier und dort niedergelegt finden. Denn von einer Philosophie, d. h. von einem eigenen philosophischen System kann bei diesem Schriftsteller nicht die Rede sein, da er, wie der Verf. ganz richtig am Eingang dieses Bandes bemerkt, kein System gehabt hat, und daher auch keines in seinen Schriften überhaupt darstellen konnte; »vielmehr behandelt er blos gelegentlich philosophische,

Digitized by Google

meist ethische Probleme und Gegenstände im Geiste platonischer Philosophie im bewussten Gegensatz zur stoischen und epicureischen Lehre. Das Ganze der platonischen Philosophie setzt er aber bei seinen Lesern als bekannt voraus und seine in vielen Punkten eigenthümliche Auffassung derselben wird nur dann und wann auseinandergesetzt. Er lehrt eben Nichts Eigenes, selbst Gefundenes, sondern er popularisirt fremde Gedanken durch das Medium einer freien, selbständigen Reflexion. Deshalb gewinnen wir aus dem, was er geschrieben hat, wohl eine ungefähre Ansicht von seiner philosophischen Weltanschauung, die auch bisweilen die Umrisse des ihr zu Grunde liegenden Systems leise durchschimmern lässt, keineswegs aber als eine in sich systematisch gegliederte und abgeschlossene erscheint.« Man wird diese Auffassung im Ganzen wohl als eine richtige anzusehen haben, und daher es auch angemessen finden, wenn der Verf. es als seine Aufgabe betrachtet »im Allgemeinen Plutarch's philosophischen Standpunkt zu erörtern, seinen polemischen Gegensatz zur Stoa und epikureischen Philosophie und seinen Anschluss an Plato als die eigentliche Grundlage seiner Philosophie in's Auge zu fassen, und dann im weiteren auf analytischem Wege, d. h. mittelst einer paraphrasirenden Analyse seiner Schriften zuzusehen, wie er von dieser Grundlage aus seiner negativen Polemik auch positive Ausführungen an die Seite gestellt hat.«

Wie Plutarch überhaupt die Philosophie aufgefasst hat, ohne welche ihm wahre Bildung unmöglich erscheint, und was ihm als Ziel und Aufgabe derselben erscheint, hat der Verfasser aus einzelnen, in verschiedenen Schriften vorkommenden Stellen näher nachgewiesen, um dann sein Verhältniss zu Plato, in dessen Philosophie er den Höhepunkt aller Philosophie erblickt, darzustellen, so wie zu der Lehre der Akademie, unter deren verschiedenen Richtungen er der älteren unbedingt vor der neueren durch Carneades begründeten, den Vorzug gibt; unter den Vertretern der akademischen Lehre steht ihm Xenokrates am nächsten, in welchem er den ächtesten Schüler Plato's erkennt, während, wie hier S. 22 f. gezeigt wird, auf Aristoteles und dessen Lehre Plutarch »so gut wie gar keine Rücksicht nimmt.« Gegen die Lehre der Stoiker und eben so der Epikureer, am meisten aber gegen die letztere tritt Plutarch in einen Gegensatz, der fast in allen seinen hierher einschlägigen Schriften mehr oder minder sich hindurchzieht, was von dem Verf. im Verfolg noch weiter im Einzelnen nachgewiesen wird. Indessen wird man Plutarch, wie auch der Verf. S. 25 hervorhebt, doch nicht für einen Eklektiker oder für einen Synkretisten halten dürfen, und noch weniger an einen Einfluss oder eine Vorliebe für orientalische Philosophie und Theologie zu denken haben. Dazu war Plutarch viel zu sehr Hellene und gewohnt, Alles vom hellenischem Standpunkt aus aufzufassen und zu beurtheilen; und was die Polemik gegen die beiden, eben ge-

Digitized by Google

nannten Hauptrichtungen der Philosophie seiner Zeit, die stoische und die epikureische betrifft, so erkennen wir daraus in Plutarch, wie der Verf. S. 51 will, »einen Idealisten vom reinsten Wasser. Daher befand er sich den Stoikern gegenüber immer noch auf einem gleichen Boden der Anschauung und ist zu einer gewissen Anerkennung ihrer Lehre bereit. Nur wurzelt seine Ethik auf einer ganz andern psychologischen, schliesslich auch metaphysischen Grundlage als die stoische, und daher sein Gegensatz zu diesen Philosophen; denn was er sonst an ihnen tadelt, bezieht sich auf Aeusserlichkeiten und einzelne Behauptungen. Von Epikur dagegen trennt ihn eine tiefe, unübersteigliche Kluft. In seiner Lehre sah er einen oberflächlichen trostlosen Materialismus, der zu platten Consequenzen führte. Epikurs Pessimismus war ihm unverständlich und seiner ganzen mild und heiter gestimmten Persönlichkeit zuwider. Sein frommer, tief religiöser Sinn führte ihn vom Atheismus Epikur's und dem Pantheismus der Stoa zurück zum platonischen Theismus« (S. 52). In diesen Worten, wie wir sie hier wörtlich mitgetheilt, scheint uns der Verf. das Verhältniss des Plutarch zur Philosophie, und seine ganze innere Seelenstimmung ganz richtig aufgefasst zu haben. Mit dem nächsten, zweiten Capitel (S. 51—91) wendet sich der Verf. näher diesem Platonismus des Plutarch zu, indem er aus einzelnen Schriften und Stellen desselben nachweist, wie Plutarch in Folge seiner eingehenden Studien Plato's nicht blos allgemeine Anregungen daraus gewonnen, einzelne Sätze und Ansichten daraus entlehnt, sondern in das Ganze der Philosophie Plato's eingedrungen und diese sich anzueignen gesucht hat, mit besonderer Vorliebe für die ethischen und religiösen Theile derselben. Die Platonische Anschauung von Gott und Welt, welche von Gott getrennt als dessen Schöpfung betrachtet wird, ferner von der Materie, von der Seele, deren Unsterblichkeit und Palingenesie, theilt, wie hier aus den einzelnen Schriften Plutarchs, insbesondere aus der für diesen Gegenstand so wichtigen Schrift über die Erschaffung der Weltseele im Platonischen Timäus nachgewiesen wird, Plutarch vollkommen. In dem vierten Capitel S. 91 ff. geht dann der Verf. über zu einer näheren Auseinandersetzung der Ansichten Plutarch's über die Tugend und die ethische Aufgabe des Menschen, über die Leidenschaften und die Vernunft, welche dieselben beherrschen soll, über das Gewissen und so fort. Auch dieser Abschnitt bietet des Anziehenden nicht wenig und lässt die Platonische Auffassung eben so klar erkennen als das reine, wahrhaft edle Gefühl des Chäroneischen Denkers. Wenn es nun zunächst die Philosophie ist, welche der Vernunft zur Herrschaft über die Leidenschaft verhilft und den Menschen zur Tugend führt, ihn dadurch innerlich gesund macht, so wird dieselbe darum als Seelenheilkunde von Plutarch betrachtet und in diesem Sinne mehrfach in seinen Schriften dargestellt; das vierte Capitel bringt uns darüber eine eingehende Untersuchung und Zusammenstellung der hierher

Digitized by Google

gehörigen Aussprüche Plutarch's S. 128 ff. Man kann daraus zugleich ersehen, welche Anforderungen Plutarch an das sittliche Leben des Menschen im Allgemeinen stellt. »Der Mensch soll, so fasst der Verf. S. 163 das Ganze zusammen, sich an der Hand philosophischer Erkenntniss zur Tugend erheben, durch eine unablässige Arbeit an sich selbst, durch Bekämpfung seiner Fehler und Schwächen, nicht so, dass die ihnen zu Grund liegenden Triebe und Affecte, wie die Stoiker es wollten, vollständig unterdrückt und vernichtet werden, sondern so, dass der Mensch ihnen eine Richtung auf das Gute und Vernunftgemässe giebt, durch einen ununterbrochenen Fortschritt in der Tugend, durch vernünftige Ascese, in Folge deren mit den Jahren das Schlechtere abnimmt und das Bessere die Oberhand gewinnt.« Da nun der Mensch in diesem seinem Bestreben zur Erreichung der Tugend nicht auf sich allein, sondern auf den Verkehr mit Andern, auf das Leben in der Gemeinschaft angewiesen ist, und das, was er zur Erreichung der Tugend an sich thut, auch der Gesammtheit zu Gute kommt, so folgt daraus, dass der Mensch sich keine grössere Tugend erwirbt, als die staatsmännische; denn der Staat ist das menschliche Gemeinwesen in seiner Vollendung (S. 164). Deshalb bespricht der Verf. in den beiden nächsten Abschnitten, dem fünften (S. 163 ff.) und sechsten (S. 213 ff.) Capitel Plutarch's Ansichten über das Leben des Menschen in der Familie und im Freundschaftsverkehr, so wie im Staate, in der politischen Gesellschaft. Die edle und würdige Auffassung der Ehe wie des gesammten Familienlebens, wie diess aus so vielen Stellen der verschiedenen Schriften Plutarch's ersichtlich ist, sichert dem Plutarch eine um so hervorragendere Stellung in der alten heidnischen Welt, als von einem Einfluss christlicher Anschauungen hier nicht die Rede sein kann. Was die politischen Ansichten des Plutarch betrifft, so hat der Verf. der Erörterung dieses Gegenstandes die richtige und zum Verständniss allerdings nothwendige Bemerkung vorausgeschickt, dass bei Plutarch die Begriffe der Stadtgemeinde und des Staates fortwährend zusammenfliessen, und dass er unter den Begriff des politischen Lebens sowohl das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft als das eigentliche Staatsleben subsumirt, dass er das Bürgerthum vom Staatsbürgerthum nicht unterscheidet, und daher auch die politische Thätigkeit als eine für Alle Freien gleich verbindliche Pflicht betrachtet (S. 213), insofern der Mensch in dem Staatsleben am ersten die Tugend, das höchste Gut, zu verwirklichen im Stande ist. Diese Auffassung des Plutarch wird aber um so begreiflicher erscheinen, als die römische Staatsklugheit auch unter der Kaiserzeit die einzelnen Landschaften, Städten und Communen in ihrer freien Verfassung und Verwaltung ganz belassen hatte, und sie in dieser Beziehung völlig unabhängig gestellt waren, so dass sich hier der Thätigkeit des Einzelnen immerhin ein genügender Wirkungskreis darbot, den Plutarch selbst in der Uebernahme

Digitized by Google

höherer Verwaltungsstellen seiner Heimath, bei aller seiner Hingebung an gelehrte Studien und literärische Thätigkeit, in anzuerkennender Weise bethätigt hat. Das siebente Capitel, welches die religiösen Ansichten Plutarch's darlegt (S. 247—249), und das achte (S. 292—323), welches zunächst mit der Dämonenlehre sich beschäftigt, schliessen sich gewissermassen an das oben besprochene zweite Capitel an, und es mag hier wohl auf die Bemerkung des Verfassers (S. 248) verwiesen werden, welcher den Plutarch, weil er vorzugsweise Platonische Gedanken und Anschauungen auf das religiöse Gebiet übertrug, als den eigentlichen Vorläufer des Neu-Platonismus betrachtet. Nur dürfen wir auch hier an kein fest abgeschlossenes System denken, Schwankungen und Widersprüche treten auch hier mehrfach uns entgegen, und zeigen eben dadurch, »dass der griechisch-römische Polytheismus an der Platonischen Philosophie doch nur eine sehr morsche und wenig haltbare Stütze gewinnen konnte, wie denn im Grunde genommen das Hauptverdienst derselben darin zu suchen ist, dass sie gerade in den gebildeten Kreisen der heidnischen Gesellschaft dem Evangelium den Weg gebahnt hat, und dass sie später für die Ausbildung der christlichen Theologie von der weitreichendsten Bedeutung gewesen ist.«

Der Verf. geht dann näher ein in die Darlegung der Ansichten Plutarch's über die Götter des Volks- und Staatscultus, als deren Schöpfer ihm der höchste Gott, der auch die Welt geschaffen, erscheint, die ihm daher als Quelle alles Guten, als die seligen Regierer und Aufseher der Welt erscheinen, die nicht blos als Elementarkräfte aufgefasst werden, wie diess bei den Stoikern der Fall ist, sondern auch als persönliche Wesen. An dem überlieferten Volksglauben hält Plutarch im Ganzen fest, und dieser Glaube an die einzelnen Götter bildet nach seiner Ansicht die feste Grundlage für die wahre Frömmigkeit; im Anschluss an die Ueberlieferung nach Erkenntniss des Göttlichen zu streben, ist des Menschen heiligste Pflicht, und daher das Gebet um Erkenntniss der Götter, so weit sie dem Menschen erreichbar ist, das würdigste Gebet eines vernünftigen Menschen. »Denn der Mensch kann Nichts grösseres empfangen, Gott Nichts Würdigeres verleihen als Wahrheit. Alles Andere, dessen der Mensch bedarf, gibt ihm Gott, Vernunft und Denken theilt er ihm mit von dem, was sein eigenes Wesen ausmacht.« — »Das Streben nach Wahrheit, namentlich in Betreff der Götter ist Streben nach Göttlichkeit selbst, heiliger als alle Kasteiung und Tempeldienst.« Daher verlangt Plutarch, »man solle die Mythen von den Göttern philosophisch auffassen und nach der Bedeutung ihrer allegorischen Hülle forschen, übrigens die üblichen Gebräuche ausüben, aber von der Ansicht ausgehen, dass man den Göttern kein angenehmeres Opfer, keinen besseren Dienst erweisen kann, als wenn man über sie eine wahre Ansicht hat. So wird man dem Aberglauben entgehen, keinem

Digitized by Google

geringeren Uebel als dem Atheismus« (S. 254). — In Folge dessen »scheut sich Plutarch überall, den Mythus absolut zu verwerfen und als reine Fiction hinzustellen. Er will es eigentlich sich selbst nicht eingestehen, dass er ihn häufig im Grunde für Nichts weiter hält und verbirgt daher seine eigentliche Ansicht hinter allerlei offen gelassenen Möglichkeiten. Er ist eben seinem ganzen Wesen nach ein Feind der reinen Verstandeskritik und ihrer Schärfe, er macht ihr allerlei Concessionen, erkennt ihre Berechtigung an, aber um sofort mit der andern Hand wieder zurückzunehmen, was er mit der einen gegeben. Ohnehin glaubte er in seiner Dämonenlehre ein bequemes Auskunftsmittel bei allen schwierigen Fragen der Kritik zu haben. Stets aber hielt er an der positiven Grundlage des Ueberlieferten, dessen Richtigkeit er natürlich nicht allzu ängstlich untersuchte, nach Möglichkeit fest« (S. 258). Der Verf. geht bei dieser Gelegenheit in eine nähere Erörterung der Schrift *περὶ δεισιδαιμονίας* ein, um Plutarch's Ansicht über Aberglauben und Unglauben darzulegen. Beides erscheint ihm als Folge der Unwissenheit und Unkenntniss hinsichtlich der Götter. Der Unglaube (Atheismus), welcher »Nichts Seeliges und Unvergängliches anerkennt, führt zu einer Apathie, welche die Götter nicht fürchtet, weil er an sie nicht glaubt; der Aberglaube glaubt zwar an Götter, hält sie aber für grausam und feindlich gesinnt, er ist also Furcht vor den Göttern, und jede Furcht verdammt den Menschen zur Unthätigkeit« (S. 260) u. s. w. Man soll daher den Aberglauben fliehen, oder darum nicht in den Atheismus, das andere Extrem, verfallen und die in der Mitte gelegene wahre Frömmigkeit überspringen; und da diese in der Wissenschaft von der Verehrung der Götter besteht, zur Wissenschaft aber ohne vorhergegangene Untersuchung der Gründe für und wider, also ohne Skepsis Niemand gelangen kann, so geht Plutarch dieser Skepsis nicht aus dem Wege, er sucht sie vielmehr möglichst zu überwinden, und dadurch »eine Versöhnung zwischen Glauben und Wissen zu Stande zu bringen« (S. 265). Es werden nun die auf diesen Punkt bezüglichen Schriften Plutarch's noch näher durchgangen, und namentlich auf die schöne Schrift De sera numinis vindicta hingewiesen, worin die Einwürfe der Skepsis wider die Lehre von der göttlichen Vorsehung und Weltregierung beseitigt werden. Für die Dämonologie Plutarch's wichtig sind insbesondere die beiden Schriften desselben, über Isis und Osiris, und über das Dämonium des Socrates: beide bilden daher die Hauptunterlage zu der im achten Kapitel gegebenen Darlegung. Wenn das tiefe religiöse Gefühl Plutarch's, worin er kaum seines Gleichen unter den alten, von christlichen Einflüssen noch nicht berührten Schriftstellern findet, hier überall hervortritt, so treten auf der andern Seite doch auch wieder manche Schwächen und innere Widersprüche hervor, die man sich nicht verhehlen und die man auch nicht verdecken kann. Während er manche Mythen oder wunderbare Sagen in keiner

Digitized by Google

Weise preisgeben, sondern einen tieferen Hintergrund des Göttlichen finden will, werden manche andere Mythen als unwürdige Fictionen der Dichter verworfen, so dass in seiner Kritik der Mythen sich am Ende nur eine subjective Willkühr erkennen lässt (S. 308). Mit Recht bemerkt daher der Verfasser, »dass Plutarch's religiöser Standpunkt ein unentschiedener, innerlich unklarer war. Ueber die Volksreligion war er hinaus, die Philosophie aber gab ihm nicht die klare Erkenntniss des Göttlichen, die er verlangte, desshalb kehrte er wieder zur Volksreligion zurück, die er sich mittelst eines mystischen Eklekticismus zurecht legte. Wenn die Zeitgenossen glaubten in dieser Art von Theosophie, die allerdings dem religiösen Bedürfniss Einzelner immerhin genügen mochte, eine haltbare Stütze des wankend gewordenen Polytheismus zu finden, so täuschten sie sich. Einen Schritt weiter ging Plotin, indem er das unmittelbare ekstatische Schauen des höchsten Gottes als eigentlichen Zielpunkt des philosophischen Lebens und Denkens hinstellte, und mit Umgehung der Volksreligion die Philosophie unmittelbar in ascetische Mystik ausmünden liess. Seine Nachfolger suchten das ekstatische Schauen durch Magie und Theurgie zu erzwingen, und fielen gar bald von der Höhe einer schwindelnden Speculation in den crassesten Aberglauben zurück. Wirklich zum Ziele ihres Strebens kamen erst diejenigen Platoniker, die wie Athenagoras, Justin der Märtyrer, Origenes und späterhin Augustin sich der Religion Jesu Christi in die Arme warfen. Das Christenthum aber hat Plutarch nicht gekannt« u. s. w. (S. 309).

Wir haben nun noch des letzten, neunten Capitels zu gedenken, welches die ästhetischen Ansichten Plutarch's darzulegen bestimmt ist, und allerdings nachweist, wie bei Plutarch Ethik und Aesthetik zusammenfallen, gerade wie bei Plato und Plotin. »Das Aesthetisch-Schöne ist nur eine niedere Stufe des Ethisch-Schönen und hat keinen selbständigen Werth. Wie nun das Wissen von dem Aesthetisch Schönen und die Hervorbringung von Werken, die dieser Einsicht entsprechen, die Künste gibt, so gibt das Wissen von dem Ethisch-Schönen und das Hervorbringen ethisch-schöner Werke die Tugenden, die eben auch Künste, also für Plutarch wesentlich reflectirende Thätigkeit sind« (S. 324). Der Verfasser knüpft daran weitere Erörterungen über Plutarch's Ansichten von der Poesie und von der Lectüre der Dichter, welche nach seiner Ansicht bei der Jugend unter moralische Gesichtspunkte zu stellen ist, wenn sie nicht schaden soll; ferner über die Geschichtschreibung, die er noch höher als die Dichtkunst stellt, und zuletzt noch über Plutarchs Abneigung gegen Herodotus.

Wir schliessen damit unsern Bericht über den Inhalt dieses zweiten Bandes und die darin gegebene Darstellung der philosophischen und religiösen Ansichten Plutarch's, zunächst nach den in seinen Schriften darüber niedergelegten Aeusserungen; wir haben diess vielfach mit den Worten des Verfassers selbst gethan, um

Digitized by Google

daraus die Art und Weise der Behandlung wie die daraus gezogenen Resultate, besser erkennen zu lassen. Insbesondere verweisen wir auch auf das, was über die religiösen Ansichten Plutarch's hier aus dessen Schriften ermittelt ist, indem gerade diese so hervorragende Seite dieses Schriftstellers bisher im Ganzen nicht so beachtet worden ist, wie sie es doch verdient, hier aber in ihrem wahren Licht und in ihren weiteren Beziehungen und Einflüssen zur gerechten Würdigung eines Schriftstellers dargelegt wird, welcher als eine der edelsten Erscheinungen des sinkenden Heidenthums gewiss unsere Hochachtung und Anerkennung verdient, abgesehen selbst von der Bedeutung und von dem Werth, den seine zahlreichen Schriften durch die in ihnen enthaltenen Notizen über alte Mythologie und Philosophie, wie über Geschichte und andere Zweige gelehrter Bildung und Wissenschaft eben so unleugbar verdienen. **Chr. Bähr.**

---

1. *Neujahrsblatt den Mitgliedern des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main dargebracht am 1. Januar 1868. Frankfurt a. M. Druckerei von Carl Krulhoffer 1868. Unter dem besondern Titel: Grabschrift eines römischen Panzerreiterofficiers aus Rödelheim bei Frankfurt a. M., erläutert von Dr. phil. J. Becker, Professor an der Selektenschule, d. Z. Schriftführer des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main, auswärtigem Secretär des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn, correspondirendem Mitglied des archäologischen Instituts zu Rom, des Vereins zur Erforschung Rheinischer Geschichte und Alterthümer zu Mainz und des Historischen Vereins für das Grossherzogthum Hessen zu Darmstadt, Ehrenmitgliede der archäologischen Gesellschaft des Grossherzogthums Luxemburg. Mit zwei lithographirten Tafeln. Frankfurt a. M. Im Selbstverlag des Vereins 1868. 45 S. 4.*
2. *Castellum Mattiacorum. Das römische Castell, von Prof. Dr. J. Becker in Frankfurt. Mit 1 Steindrucktafel. 16 S. gr. 8.*
3. *Die ältesten Spuren des Christenthums am Mittelrhein. I. Nachtrag zu seiner frühern Abhandlung über denselben Gegenstand. Von demselben Verfasser. 16 S. gr. 8.*

Der in der römischen Geschichte der Mittelrheingegenden und deren Inschriftenkunde mit Recht als Autorität geehrte Verfasser tritt uns hier mit drei Schriften zumal entgegen, wovon die erste als Neujahrsblatt des Frankfurter Geschichts-Vereins, die andern als Sonderabdrücke der Jahrbücher der benachbarten Geschichts- und Alterthumsforscher uns zur Einsicht gekommen sind.

Digitized by Google

In allen dreien hat der Verf. den alten Ruhm der Forschung bewährt, hat recht viel Neues und Interessantes vorgeführt und in der gewandten und scharfsinnigen Weise, die wir an seinen Schriften zu beobachten gewöhnt sind, behandelt und erörtert.

I.

Die erste derselben besteht aus zwei Abtheilungen nebst einem Anhange; indem zuerst von den römischen Alterthümern in der Umgegend von Frankfurt überhaupt, dann von der obenerwähnten Grabschrift auf einen römischen Panzeroffizier, endlich von den Bogenschützencorps in den Heeren der römischen Kaiserzeit gehandelt wird.

Das Vorkommen römischer Alterthümer am Main und Nidda geht nach des Verf. klaren Darstellungen von der Niederlassung am Novus vicus (Rödelheim), wohl die Hauptniederlassung der civitas Taunensium, und von dem Castell (Saalburg) am römischen Grenzwalle aus und begleitet die aus beiden kommenden, beziehungsweise zu ihnen hinziehenden Strassen.

Dass Frankfurt selbst keine römische Mauerüberreste und nur überhaupt wenige Spuren von römischen Anticaglien aufzuweisen hat, ja dass auch in Zukunft wegen der damaligen Unsicherheit des Mainlaufes überhaupt keine zu erwarten seien, ist S. 6 in überzeugender Weise dargethan und der wirklich sichere Fund unterhalb der Eisenbahnbrücke, aus Halsringen, Sicheln und Fragmenten eines Gefässes bestehend, wird als Hinterlassenschaft eines galloromanischen Hausirers in Broncewaaren zugeschrieben.

Was die Zeit der Gründung der Rödelheimer Niederlassung betrifft, so wird sie — S. 7 — vom Verf. nach dem Vorkommen der XIV. Legion und vielleicht auch der 22. in die Jahre 71—100 n. Chr. gesetzt.

Es wird dieses nach unserer Ansicht durch die Angabe Frontins bestätigt, der (Strategematic. L. I. c. III. p. 42 Oudendorp.) sagt:

»Imperator Caesar Domitianus Augustus quum Germani more suo e saltibus et obscuris latebris subinde impugnarent nostros tutumque regressum in profunda silvarum haberent, limitibus per 120 millia passuum actis non (solum) mutavit statum belli, sed subjecit ditioni suae hostes, quorum refugia nudaverat.«

Dass jene Germani die Chatten und die Anfänge des limes folglich in der Nähe des Mains waren, dürfte aus L. II. c. 3. XXIII klar hervorgehen, wie denn überhaupt der vielgeschmähte, weil offenbar von den höfischen Schmeichelеien allzuhoch gepriesene Chattensieg einer genauern Untersuchung werth sein dürfte.

Von den übrigen Spuren römischen Alterthums namentlich bei Rödelheim, Hausen etc. wird S. 7—8 Aufzählung gegeben. Namentlich sind die von Herrn v. Cohausen und Dr. Häberlin be-

Digitized by Google

schriebenen Ausgrabungen römischer Begräbnissplätze besonders bemerkenswerth.

Die darauf folgende Grabschrift eines römischen Panzerreiterofficiers ist leider nicht mehr vorhanden; sie ist uns nur durch die Abschrift Gottfried Anton Schenck's, des 1779 im achtzigsten Lebensjahre verstorbenen ehemaligen Pfarrers von Rödelheim, dem Gedächtnisse überliefert worden, dessen »Geschichtbeschreibung der Stadt Wissbaden« und »Memorabilia urbis Wisbadenae« mit ihren Nachträgen (das Handexemplar ist in der Bibliothek des Vereins für Nassauische Geschichtsforschung und Alterthumskunde aufbewahrt) eine Abschrift des Steines enthält. Sie lautet nach des Verf. Wiederherstellung des Textes:

MEMORIAE BI
RIBAMI ABSEIDECAL
AE FIRMAE CATAFR
ACT BELLO DESIDER
ATI ORIVNDO EX PR
OVINCIA MOESOPO
DAMIAE DOMO RAS

»Dem Andenken des Biribamus, des Absens Sohn, Officier des Geschwaders der Panzerreiter, der im Kriege vermisst ward, gebürtig aus der Provinz Mesopotamien aus dem Orte Rasaina (?).«

Eine Deutung der semitischen Personen-Namen Biribamus und Absens hat der Verf. (S. 15) nicht versucht, wohl aber ähnlich klingende oder gebildete orientalische Namen zur Vergleichung beigebracht. Ref. stimmt zuvörderst darin mit ihm überein, dass in dem letzten Namen ein Abed (Obed = Diener) versteckt sein dürfte; bei dem ersten Namen hat er unwillkührlich an den biblischen Räuber Barrabas gedacht und die Deutung, welche die Exegeten seinem Namen gegeben haben.

Die andern schwierigen Stellen; der Dativ oriundo nach dem Genitiv Desiderati, Moesopodamiae und domo sind von dem Verf. (S. 15—17) scharfsinnig und genügend erklärt.

Die Stelle domo Ras. hat durch die Schreibung Rasaina — (Ptolem. V. 2. 18 Ῥεσαῖνα), eine in demjenigen Theile von Mesopotamien, der Osrhoëne hiess, gelegene Stadt — vollkommen sichere Deutung erhalten.

Die Deutung des Namens der Stadt als Ras-Ain (Haupt der Quelle) und die Geschichte derselben als eine von Septimius Severus angelegte, oder ihm zu Ehren sich benennende, römische Colonie bildet am Schlusse der Abhandlung eine interessante Zugabe.

Die nächste Abhandlung über die Panzerreiterei in den Heeren der römischen Kaiserzeit beschäftigt sich im Eingange zunächst mit den Namen equites clibanarii, oder cataphracti, cataphractarii, auch wohl ferrati, welchen Namen Rich (illustr. Wörterbuch der röm. Alterthümer) übergangen hat.

Die Anwendung des Namens cataphractarii auf schwer gepan-

zertes Fussvolk gibt der Verf. zu (S. 21. Anm. 86). Wir haben wegen des Unpraktischen einer solchen Waffengattung ein Bedenken gegen diese Ansicht nicht unterdrücken können.

Was über die Herbeiziehung solcher Panzerreiter durch Alexander Severus, aus dem Oriente und zwar gerade aus der Landschaft Osrhoëne, und ihre weitere Gestaltung unter Philippus Arabs und herab bis auf Constantin und Julian (S. 22—27) gesagt wird, ist eben so anziehend, als belehrend; — die Ausrüstung (S. 28—31) wird nach Stellen der Klassiker und Abbildungen, vorzüglich nach unseres Landsmanns, W. Fröhner's, Schrift »la colonne Trajane« erschöpfend dargestellt. Auch bei den Abbildungen könnte man indessen zu dem Schlusse kommen, dass die Cataphractarii auch zu Fusse dienten, wenn die betreffenden Bilder nicht ein besonderes durch die Umstände — hier die Nähe eines Waldes — gebotenes Manöver darstellten, wie ein solches bei Frontin von Domitian angegeben ist, und im Mittelalter noch aus ähnlichen Ursachen in der Schlacht bei Sempach vorkam.

An diese Abhandlung schliesst sich (S. 35—45) ein Anhang »Zur Geschichte der Bogenschützencorps in den Heeren der römischen Kaiserzeit.«

Der Verf. belegt diese Waffengattung als Fussvolk und Reiterei aus Inschriften und Abbildungen. Beide haben für uns noch ein besonderes Interesse, da Taf. II Fig. 4 die Inschrift und Abbildung eines Ituräischen Tubicen mit seinem clarinettähnlichen Instrumente nach einem Steine des hiesigen Antiquariums gegeben ist.

II.

Dass das heutige Castell bei Mainz seinen Namen von einem römischen Castellum — zum Schutze der dortigen Rheinbrücke — führe, war bisher ohne irgend einen Zweifel angenommen. Welches aber der Name dieses Castells bei den Römern gewesen sei, fiel in das weite Feld der Vermuthung. »Castellum Drusi«, »Castellum Romanum«, so taufte ein oder der andere Gelehrte dasselbe; — Dilthey zu Darmstadt war der erste, der ihm den Namen »Castellum Mattiacorum« gab, in richtiger Vermuthung, dass es von dem Volksstamme, in dessen Gebiete es lag, den Namen erhalten habe. Unabhängig von ihm war auch der Verf. zu dieser Schlussfolgerung gekommen, deren glänzende Bestätigung ihm ein in Oberolm — zur Einfassung eines fränkischen Grabes — gebrauchter Inschriftstein gab. So fragmentarisch derselbe ist, so unbestritten ist die Stelle

RIS · CASTELI · AI
TIACORVM · AVR
CANDIDVS etc.

auf Castellum Mattiacorum zu beziehen und man kann die Frage für nahezu vollständig gelöst ansehen.

Nun gibt aber der Verf. gleichsam als Anhang einen weitern

Digitized by Google

vervollständigten Beweis, wenn auch nicht für den Namen, so doch für die Existenz des Castells (S. 5—16). Derselbe ist freilich von weit her gekommen. Es ist nemlich ein aus dem Bette der Saonne, mitten in Lyon hervorgezogener Probe-Jetton, oder Bleiabklatsch einer Medaille, auf welcher oben zwei Imperatoren im Friedenskleide umgeben von Soldaten und einer Gruppe von Frauen und Kindern mit der Umschrift SAECVLI FELICITAS abgebildet sind. Der untere Theil der Medaille zeigt zwei Castelle; das eine links unter einem mit einem Baume besetzten Hügel, mit der Inschrift Mogontiacum, das andere rechts, mit der Inschrift CASTEL, zwischen beiden eine dreibogige Brücke über einem hervorstürzenden Fluss mit der Bezeichnung FL RENVS. Ueber die Brücke geleiten zwei weibliche Figuren mit fliegenden Gewändern, die eine mit einem Kinde, einen unbewaffnet einherschreitenden Imperator.

Der Stil der Medaille ist derjenige der illyrischen Kaiserzeit und sohin, mit der obern Umschrift zusammengenommen, die Deutung der beiden Imperatoren auf Diocletian und Maximian als gesichert anzusehen.

Die Aechtheit der Abbildung vorausgesetzt — und sie ist schon durch de la Saussaye bis zur Evidenz nachgewiesen — gewinnen wir zuerst die sichere Schreibung des Römerorts Mainz und *eine* Abbildung des Castellums als eines länglichen von Thürmen bewehrten Vierecks, wie in neuester Zeit das nahe Castell bei Kreuznach sich ebenfalls durch die Nachgrabungen des antiquarisch historischen Vereins für Nahe und Hunsrücken ergeben hat.

Auch das dürfte als Fingerzeig für künftige Nachgrabungen dienen, dass die Thore am Castell, wie auch bei der Stadt Mogontiacum, den Zwischenraum zwischen zwei, zu ihrem Schutze erbauten, Thürme bilden.

Was die Deutung der bildlichen Darstellungen auf der Medaille betrifft, so hat der Verfasser wohl unbestreitbar richtig die untere, zwei weibliche Figuren vor dem unbewaffneten Imperator über die Brücke schreitend, auf eine Friedenshandlung gedeutet. In sinniger Auslegung bezeichnet er die beiden Frauen als die Genien der beiden Städte, welche dem einen der Imperatoren bei seiner Rückkehr über die Brücke das Gebiete gegen die trevirische Hauptstadt geben. Ref. möchte sogar beifügen, dass die vordere der Figuren mit dem vor ihr einherschreitenden Kinde Mogontiacum als die Metropole des gegenüber liegenden Castellum bedeuten dürfte.

Auch die Construction der Brücke — über den drei steinernen Bogen ein Balkengeländer — scheint beachtenswerth. Sie dürfte andeuten, dass die ältere steinerne Brücke, sei's durch die Feinde, sei es durch die Römer selbst, um jene abzuhalten, theilweise zerstört war, bei der Anwesenheit Maximians aber nothdürftig wieder hergestellt wurde. In der obern Abtheilung der Medaille aber, wo zwei Imperatoren von Kriegern umgeben, mit einem Nimbus

Digitized by Google

auf dem Haupte, sitzend sich durch eine behelmte Figur — vom Verf. wohl ganz richtig als Dea Roma gedeutet — eine Anzahl Frauen und Kindern vorführen lassen, möchte Ref. eine Gruppe Römer erblicken, die aus germanischer Gefangenschaft erlöst den Kaisern vorgestellt und mit ertheilten Gnaden in die alte Heimath entlassen werden. So passt die Vorstellung einer, wie es scheint, erzählenden Mutter mit dem am Boden sitzenden nakten Kinde, der fröhliche Abzug einer jugendlichen Gruppe, die zuwartende Stellung einer andern, im Hintergrunde stehenden, ganz wohl zu einer Handlung, wie sie vor und nach Diocletian von den Schriftstellern erwähnt wird. Als höchst bedeutenden Beitrag zur Culturgeschichte Deutschlands in der an schriftlichen Quellen so armen Zeit der absterbenden Römerherrschaft in unsern Gegenden haben wir die Schrift jedenfalls willkommen zu heissen.

III.

Die dritte Abhandlung bewegt sich in der Zeit, da das Christenthum, sei es noch verfolgt, sei es schon vollkommen gleichberechtigt, in den römischen Legionen und in den römischen Städten schon Eingang gefunden hatte.

Lange Zeit waren von der gelehrten Forschung die Zeugnisse einer so wichtigen Culturperiode, welche freilich fast ausschliesslich aus spärlichen und weniger Aufschluss gebenden Inschriften bestehen, stiefmütterlich behandelt worden; erst in neuester Zeit wieder haben theils grössere Werke, wie Friedrichs Kirchengeschichte Deutschlands, theils kleinere Ausarbeitungen deutschen Forscherfleisses, wie P. Münz'z Arbeit über das Monogramm Christi, Dr. Kraus' Vorarbeiten und Sammlung der christlichen Inschriften frische Bahn gebrochen.

Auch der Verf. selbst hatte eine Zusammenstellung der ältesten Spuren des Christenthums (Annal. VII, 2. S. 1—72) veröffentlicht, zu welcher er in vorliegender Schrift einen ersten Nachtrag gegeben hat.

Derselbe enthält ausser der Aufführung und Erklärung eines päpstlichen Bleisiegels die Beschreibung eines Grabsteins aus Lehmen an der Mosel, einer fragmentirten Steininschrift aus der Nähe von Coblenz, eine mit der vorhergehenden zu Coblenz im Conferenzsaal des dortigen Gymnasiums aufbewahrte, ebenfalls nicht vollständig erhaltene Grabschrift auf weissem Jurakalk. Dazu drei Excurse, deren erster eine christliche Inschrift von Genf behandelt, während der zweite und dritte Nachträge zu den bei Trier und Cöln gefundenen Inschriften gibt.

Sämmtliche Inschriften sind mit der scharfsinnigen und besonnenen Weise behandelt, welche die Untersuchungen des Verf. so sehr auszeichnet und daher ganz dazu angethan, auch das Interesse derjenigen zu fesseln, welche die christliche Inschriftskunde auch nicht zum Fache ihrer speciellen Studien gewählt haben.

Mannheim. **Fickler.**

Digitized by Google

II. Zur griechischen Historiographie. Γεώργιος Καραϊσκάκης ὑπὸ Παπαρρηγοπούλου. Ἀθ. 1867.

Zu den besten Leistungen auf dem Gebiet der neueren griechischen Historiographie gehört die Lebensbeschreibung des Karaiskakis von Professor Paparrigopulos in Athen, und wir wollen, in Anknüpfung an unsere früheren Artikel, versuchen den Inhalt derselben hier zu analysiren, zumal dieselbe frühere Darstellungen z. B. die von Brandis (Mittheilungen aus Griechenland II. S. 255) wesentlich modifiziren und ergänzen.

Wie unter den Staatsmännern Kolettis, so ragen unter den Kriegern und Seeleuten, die der griechische Aufstand hervorgebracht hat, Kolocotronis, Miaulis und Karaiskakis hervor. Jene beiden ersten blieben sich stets gleich, von glänzenden Anfängen gelangten sie zu einem kümmerlichen Ende. Karaiskakis aber wuchs mit dem Aufstand; und war im Verlauf desselben grösser als die Umstände. Anfangs war er nur ein habsüchtiger Klefte; seine Mittel gemein, seine Rede niedrig, seine Sitten nichts weniger als wählerisch und unbefleckt. Sein Ehrgeiz beschränkte sich anfangs darauf das Armatolik Agrafa für sich zu erhalten. Das Jahr 1825, die Belagerung Mesolonghi's, weckte den edlen Kern des Patrioten, der in ihm schlummerte. In der allgemeinen Noth, da das Festland dem Kiutagi unterworfen schien, nimmt Karaiskakis Sinn einen hohen Aufschwung; er lässt sich nun selbst von der Regierung zum Anführer ernennen, sammelt die Rumelioten, erringt Sieg auf Sieg, sammelt das grösste Heer, das während des Aufstandes von den Insurgenten aufgestellt ward. Zwei Jahre zuvor kannte Hellas kaum seinen Namen; jetzt, so konnte man sagen, fiel es mit ihm auf der Wahlstatt. So hat der Aufstand ihm Vorzüge geliehen, die seine frühere dunkle Vergangenheit nicht kannte.

Georg Karaiskakis ward 1782 im Skuli Karia, in der Provinz Arte geboren, und war einer Nonne Kind, der Vater unbekannt. Die Mutter gehörte einer angesehenen*) Familie an, war eine Cousine des Kapitän Gogos Bakolas. Karaiskakis rühmte sich seiner Abkunft: »wie die gepfropften Bäume schöner als die gewöhnlichen, so sind oft die Bastarde mehr werth als die echten Söhne.« Er

*) Prokesch-Osten, dessen thatsächliche Mittheilungen überhaupt mit grosser Vorsicht aufzunehmen sind, sagt in seiner unklaren Weise: „Der Sohn einer armen Wittwe, die im Gebirge von Agrafe als Nonne wohnte, hatte sein Ursprung Etwas Abenteuerliches.“ Griechischer Befreiungskampf Bd. II, S. 181.

Digitized by Google

schulte sich und erstarkte in den Kämpfen Ali's meist als klephtischer Gegner desselben, doch hier und da auch als sein besoldeter Diener. Er zog 1798 gegen Paswan Oglu mit Ali, lief über, ward gefangen und mit der Bastonade bestraft. Ein andermal, da er sich hatte unter den Klepften erwischen lassen, schenkte Ali ihm der Mutter wegen das Leben. Dann gehörte er zu Katsantonis Bande, unterwarf sich, da Katsantonis 1811 gefangen und mit Hammerschlägen zu Tode gemartert worden war, nach 1815 und ward von Ali, soweit der das vermocht, milde behandelt.

Im letzten Entscheidungskampf zwischen Ali und der Pforte 1820 desertirte Karaiskakis zu den Türken: bald darauf aber auch von diesen.

Die Art, wie er sein heissgeliebtes Weib aus den Klauen Ali's rettete, erhöhte die herrschende Meinung von seiner Keckheit; obwohl er indess die Gattin, die er jung gefreit, stets als seinen höchsten Schatz bezeichnete, hinderte das nicht, dass er später, da er während des Kampfes fern von ihr war, sich in der Amazone Marion einen Ersatz suchte. In Uniform und in den Waffen eines Soldaten war Marion während der folgenden Feldzüge sein steter Adjutant.

1820 befreite er sein Weib und schaffte sie von Janina nach Kalamos. Er selbst ging nach Vonitza. Da die türkischen Truppen hier zu nah standen, um zu insurgiren, ging er nach Zamoka und pflanzte die Fahne des Aufstandes auf. Er nahm Anfang Juli 1821 an dem Kampf gegen Ismael Pascha bei Makrynoros Theil. Da die Türken flohen, stieg er auf eine Anhöhe, verhöhnte sie, zog sich aus und zeigte ihnen den Hinteren. Ein Gegner schoss ihm in den Schenkel und verwundete ihn schwer.

Die Kleften hatten einen starken Hang zur individuellen Freiheit; jedoch keine Entsagungskraft.

Die Regierung wollte centralisiren: am 22. Februar 1822 erliess sie ein Dekret, dass die Armatoliks aufgelöst würden und statt ihrer nach Dekret vom 9. Januar 22 die Militärs nach ihren Graden von der Regierung abhängen sollten. Stratege von Westhellas ward Georgakis Nicolis und 21 Chiliarchen, worunter Karaiskakis. Aber das Dekret blieb auf dem Papier.

Der Aufstand blieb nach wie vor von lokalen Mitteln unterhalten. So suchte Karaiskakis sich eine solche Lokalmacht, auf die er sich stützen konnte, zu schaffen. Er strebte lange vergeblich danach, das Armatolik Agrafa zu erhalten. Dort herrschten die unwürdigen Nachkommen der tapferen Kleften Bukuwallas. Von der Wunde bei Kompoti kaum geheilt fiel Karaiskakis in Agrafa ein, ein Theil der Bewohner und die Paschas von Larissa, die den Aufstand auf Suli und Morea beschränken wollten, erkannten ihn an. Selbst da er im Dezember 1822 die von Messolonghi zurückfliehenden Türken bei St. Vlassis angegriffen und zersprengt

Digitized by Google

hatte, blieb die benachbarte türkische Regierung aus Schwäche freundlich gegen ihn.

Im Jahr 1823 brach Mustai der Pascha von Skutari mit 16000 Mann in Westhellas ein, kriegerischen Albanesen. Karaiskakis, zur Unterwerfung aufgefordert, befand sich physisch und geistig in sehr deprimirtem Zustand. Entweder musste er sich offen zu den Feinden seines Volks gesellen, oder er musste das gewünschte Agrafa aufgeben. Er sandte den Türken eine unfläthige grobe Weigerung; schickte seinen kleinen Haufen von 300 Mann nach Karpenisi, wo derselbe mit dem Scodrier unter Botsaris focht, und liess sich selbst zur Heilung nach Ithaka transportiren.

Man gab wenig Hoffnung zum Aufkommen. Er kehrte zurück, da er die Unthätigkeit nicht länger ertrug: nach dem Scheitern des Scodrier's vor Anatoliko erschien er vor A. Maurocordatos in Mesolonghi um Agrafa zu erbitten. Da aber Rangos sich Agrafa's bemächtigte, konnte M. die Bitte nicht gewähren.

Karaiskakis wandte sich nun an Kolocotronis, bat um 800 Peloponnesier hier, womit er den Maurocordatos zum Teufel jagen wolle. Dann werde er mit ganz Westhellas noch dem Peloponnes zu Hilfe kommen. Kolocotronis schlug die sonderbare Bitte ab.

Karaiskakis hielt sich so wenig im Zaum, dass er, obwohl von Maurocordatos im Dezember 1823 nach Mesolonghi zur Primaten- und Kapitaniversammlung berufen, und von dieser Versammlung der Regierung empfohlen, die ihm Sold schickte und bald erhöhte, mehr Soldaten hielt, als ihm gestattet waren, wegen Verletzung eines Verwandten zwei Vorsteher von Mesolonghi in der Stadt selbst festnehmen, Vasiladhi Angesichts des Feindes überrumpeln liess und so den ersten schlimmen Beweis des Haders und der Privatzänkereien gab, die sogar vor der Nähe des Feindes nicht ruhten.

Die Regierung nahm energische Massregeln. Sie besetzte Vasiladhi wieder. Karaiskakis liess zwar die zwei Vorsteher frei; aber in Mesolonghi ward am 24. März K. Vulpiotis ein Agent von ihm verhaftet, der mit Aufträgen an Omer Vrionis Mesolonghis und Anatolikos Uebergabe versprechen sollte.

Wenn auch, wie Paparigopulos anführt, nicht nachweisbar ist, dass Vulpiotis Briefe von K. an Omer mit sich hatte, weil ein solcher Umstand gewiss von der Regierungspresse ausgebeutet sein würde, so war doch so viel wahrscheinlich, dass K. wie auch das officielle Blatt besagte, heimliche Correspondenz mit den Türken pflog und Agrafa auf diese Weise zu erlangen gesucht habe. Am 30. März trat der Militärausschuss (Vlachopulos, Tsonkas u. s. f.) zum Bericht über K. zusammen.

Aber ein Verdammungsurtheil ward nicht gefällt; die in der Zeitung von 1824 und bei Trikupis erwähnte Akte, welche Karaiskakis verurtheilt, ist eine Verwaltungsmassregel, und kann nicht als zureichend angesehen werden; um so mehr als der Aus-

Digitized by Google

schuss am 30. März zusammentrat; jene Verordnung aber nur 2 Tage später, am 2. April, erlassen ward. Es ist eine Verordnung, kein Urtheil; ist auch »provisorische Regierung« über- und von A. Maurocordatos unterschrieben. War Karaiskakis schuldig, so war Vulpiotis zu mindest mitschuldig. Dieser aber ward nicht verurtheilt, sondern erhielt bald eine Anstellung unter Scaltsas.

Die Wahrheit ist: Karaiskakis erstrebte Agrafa: sah aber, dass er es durch die Regierung nicht erhalten werde. Er erfuhr, dass der damalige Archege von Agrafa mit dem türkischen Gouverneur von Trikala Kortsa unterhandle und auf dessen Hülfe rechne. Dagegen beschloss er die Hülfe von Omer Vrionis, des Feindes des Kortsa anzurufen.

Zwischen dieser Hülfsanrufung und dem schwärzesten Verrath ist ein weiter Abstand. Sein späteres Benehmen widerspricht. Jene Proklamation aber degradirte ihn; man befahl, dass er sofort Anatoliko verlasse; jede Gemeinschaft mit ihm solle aufhören, bis er reuig sich an das Mitleid des Volkes gewendet habe. Er verliess am 3. April mit all seinen Begleitern Anatoliko. Sein Zustand war erbärmlich, 4 Mann trugen ihn auf einer Bahre. Die Regierungszeitung verkündete, er sei im 3. Stadium der Schwindsucht.

Sein Ehrgeiz blieb aber stetig: er wandte sich an Kortsa, um Agrafa zu erlangen; Rangos setzte durch, dass er abgewiesen ward. Alles war gegen ihn, auch die Türken verfolgten ihn damals und vollzogen so die Beschlüsse der griechischen Regierung.

Umringt von allen Seiten, musste er sein Vorhaben aufgeben und floh nach Karpenisi. Obwohl er noch manche Freunde fand, war er tief gebeugt.

Am 27. Mai 1824 schrieb er an A. Maurocordatos und bat (S. 35) um Verzeihung. Von da ab ward sein Thun freier, sein Wesen allgemeiner. Er sah, dass es sich nicht blos um individuelle Freiheit einiger tapferer Kleften handele: noch um die Leitung eines Distrikts, sondern um die Freiheit eines ganzen Volkes. Seine zügellose Zunge, seine Sarcasmen behielt er jedoch bei.

Sein Gesuch ward nicht erhört. Wahrscheinlich beugte sich A. Maurocordatos unter den Einfluss der feindlichen Kapitanys.

Er begab sich nun nach Nauplia, wo er zwar keine officielle Verzeihung, aber Befehl erhielt mit 300 Söldnern nach Osthellas zu ziehen. Die Regierung hatte, um den verdächtigen Odysseus zu beaufsichtigen G. Aenian nach Salona geschickt. Anfangs wollte Karaiskakis gegen diesen mit Odysseus gemeinschaftliche Sache machen: dann aber überwog das Allgemeine: er löste sogar jedes Band der Freundschaft mit Odysseus. Er veranlasste nun eine Petition der Bewohner von Agrafa; und die Regierung, die den beiden genugthuen wollte, theilte nun Agrafa zwischen Karaiskakis und Rangos.

Wegen des 2. Bürgerkriegs rief die Regierung die Truppen

Digitized by Google

aus Osthellas zurück. Karaiskakis setzte nach Vostitsa über. Im Juli und September 1824 hatten sich seine Truppen bei Ampliani hervorgethan. Nun vom November 1824 an nahmen sie Theil am Bürgerkrieg: die Regierung stützte sich auf die Irregulären. Es war das Schicksal und Unheil Griechenlands, dass es keine regulären Vertheidiger gab. Die Regierung in Nauplia triumphirte durch die Rumelioten. Im Februar 1825 stand Karaiskakis, nachdem er fast den ganzen Peloponnes durchzogen, in Messenien.

Da landeten die Egypter bei Modon. In Kremmydion koncentrirten sich die Griechen: G. Konduriottis führte an, und da er es nicht verstand, war er thöricht genug, dem Hydrioten Scurtsis das Commando zu übergeben. Karatassos weigerte sich ihm zu gehorchen, bemächtigte sich eigenmächtig des Orts Ikinolaka und errang am 16. März einen Vortheil über die Egypter.

Die Niederlage bei Kremmydion verbreitete den Gedanken der Ueberlegenheit egyptischer Taktik. Die Rumelioten verschwanden. Karaiskakis liess seiner bösen Zunge freien Lauf, verlangte Erlaubniss mit 200 Mann nach dem Festlande zurückzukehren; zog eigenmächtig nach Nauplia und verliess das gefährdete Messenien.

G. Konduriottis schrieb erzürnt an die Executive: sie möge *ihn nicht* aufnehmen und seine Corps zersprengen. Aber die Executive sah, dass dies leichter anbefohlen als vollzogen sei: der Kern der griechischen Wehrkraft, die Rumelioten, da die Belagerung von Mesolonghi abermals begann, dort von Nutzen sei. Mit Erlaubniss der Legislative gab man den Rumelioten Geld und Munition und sandte sie auf ihren Wunsch nach dem Festland.

Kolettis hat offenbar eingewirkt jenen Brief von Konduriottis zu vereiteln. Ihm war anfangs die Leitung der Rumelioten übergeben; ward ihm aber, da die Egypter landeten, entzogen. Er ward nach Nauplia zurückgerufen, und der Oberbefehl statt seiner dem Conduriottis anvertraut. Er gehorchte, die Rumelioten gehorchten ebenfalls der Regierung: da sie aber nun den Misserfolg sahen, kehrten sich beide vereint gegen die Regierung.

Da Karaiskakis bei seiner Ankunft in Osthellas im Mai 1825 mit Gura in Streit kam, weil dieser den Ueberläufer Odysseus gefangen genommen und dadurch ein gefährliches Beispiel der gesetzlichen Strenge für die Indisciplin der Rumelioten statuirt hatte; so sandte die Regierung ihn Anfang Juli nach Westhellas. Mesolonghi war seit Ende Juli auch zur See blokirt. Am 16. Juli war Kintagi's erster Sturm zurückgewiesen. Am 21. versuchte er einen neuen Sturm im Glauben, die Stadt vor Ausladung der Hülfsmittel, welche die Flotte brachte, zu nehmen; ward aber mit 500 Mann Verlust abgeschlagen; und die griechische Flotte löste vom 23. Juli die Belagerung zur See.

Karaiskakis vereinte sich inzwischen in Platanos mit Tsavelas. In Ampla ward ein nächtlicher Ueberfall der Türken verabredet.

Digitized by Google

In 4 Nachtmärschen schlichen sich auf den Zygos 2000 Griechen, nur mit Proviant auf 4 Tage versehen, schlichen Nachts auf steilen Gebirgspfaden vorwärts, verbargen sich Tags über im Dickicht des Waldes oder an öder Stätte. Niemand entdeckte sie. Solche Disciplin herrschte unter diesen Irregulären! Um 2 Uhr Nachts am 25. erfolgten 3 verabredete Feuersignale. Karaiskakis theilte die Angreifer in 3 Colonnen; er selbst wählte sich das feindliche Feldherrnzelt. Die Türken schliefen fest. Als die Griechen einbrachen und mit einer lebhaften Salve das Gelingen ihres Unternehmens begrüssten, fuhren sie aus dem Schlaf. 1000 Elitetruppen der Belagerten brachen zugleich aus dem Ost- und Mittelthor der Stadt. Die Feinde flohen nach dem Feldherrnzelt, tiefe Gräben und Schanzen stellten sich hier, wo Karaiskakis eindringen wollte, entgegen. Die Türken schöpften Muth. Die Griechen begannen zu plündern. Die türkische Reiterei drohte Karaiskakis von hinten anzugreifen und da der Mond aufging, befahl er den Rückzug. Die Belagerten kehrten um. Der missglückte Angriff verbreitete dennoch Schrecken. Kiutagi musste die Zelte näher zusammenziehen, welche bisher an dem Fuss des Zygos standen. Ethisch fühlte man sich gehoben.

Am 28. ward Miaulis mit Jubel und Salven als Retter begrüsst. Die Regierung that aber Nichts, um Karaiskakis zu verproviantiren. Seine Truppen litten in der Oede oft mehr als die Belagerten.

Karaiskakis sandte der gelichteten Besatzung Anfang August eine Verstärkung von 600 Mann unter K. Tsavelas; und schlug mit dem geringen Haufen, der ihm übrig am 7. August den Muchurdar von Petrochorion zurück.

Freilich beschränkte sich Alles, was er thun konnte, darauf, die Zufuhr des Kiutagi zu behindern. Nach schwierigen Forcemärschen erreichte er Dragamestos; kam selbst nach Mesolonghi. Die *Ἑλληνικὰ χρονικὰ*, das Belagerungsjournal, vom Schweizer Meyer redigirt, priesen ihn als Retter. Er beschloss einen Angriff gegen Karvasara. Dorthin wurden die Lebensmittel der Türken geschafft, um von da zu Lande nach Mesolonghi gebracht zu werden. Er überfiel am 28. September die dortige Wache von 500 Türken; bemächtigte sich aller Vorräthe, nachdem er jene zur Flucht auf die Schiffe getrieben und 200 Kameele.

Ein zweiter glücklicher Ueberfall zwischen Laspi und Eribi, Ende Oktober, ward von ihm selbst auf 515000 Grosien geschätzt.

Nun aber war Kiutagi ernstlich auf Sicherung seiner Zufuhr bedacht. Er stellte von Karvasara bis Mesolonghi eine Postenkette auf, 800—1000 Soldaten; 1 oder 2 Stunden von einander entfernt. Jede Abtheilung hatte die Zufuhr von ihrem Posten zu dem Standorte der Andern zu bringen.

Karaiskakis war zu schwach, um so grosse Abtheilungen an-

Digitized by Google

zufallen. Rangos und Tsonkas hatten sich nicht einmal mit ihm vereinigen wollen; aus Neid.

Bald war die Noth so gross, dass wunderbar! Karaiskakis' eigene Truppe von Mesolonghi aus verproviantirt werden musste.

Bald aber war die Noth in Mesolonghi selbst zu gross für solches Auskommen. Noch einmal im November und im Januar durchbrach Miaulis die Blokade: aber unter Ibrahim's und Kiutagi's vereinter Anstrengung musste Mesolonghi fallen.

Karaiskakis, der dies voraussah, verliess Dragamesto, um der Stadt näher zu sein. Mitte März 1826 nahm er Posto bei Kravara. In Platanos ergriff ihn abermals das schwerste Leiden. Die Krankheit war verhängnissvoll. Vom 20. März an war für Mesolonghi alle Zufuhr abgeschnitten. Selbst die Fische waren durch das Feuer abgeschreckt. Die Belagerten assen Leder, Ratten und Gewürm. Die Aerzte fehlten. Haufenweis fielen die Männer auf den Wällen und Strassen todt nieder. Miaulis versuchte am 31. März vergebens die Blokade zu durchbrechen. Die Verabredung am 10. April mit Karaiskakis fand denselben krank. Seine Befehle wurden nicht befolgt. Kaum 300 besetzten die Spitze des Zygos und auch diese gaben das erwartete Signal nicht.*) Alles war durch einen Bulgaren verrathen. Nur wenige schlugen sich durch zu Karaiskakis, wo sie Hunger und Noth fanden; so ging der Leichenzug nach Amfissa.

Am 18. April 1826 waren nur 60 Grosien in der Regierungskasse. Das Festland verfiel in Verzweiflung nach dem Fall Mesolonghi's. Kiutagi beutete das durch milde Behandlung der Unterwürfigen und strenge Aufrechterhaltung der Ordnung geschickt aus.

Karaiskakis erholte sich etwas und begab sich nach Lajos; sah aber solche Noth und Verzweiflung, dass er beschloss nach Nauplia zu der neuen Regierung sich zu wenden. Mit 800 Mann überschritt er den Isthmus und erschien Mitte Juni in Nauplia. Er fand viel Zuspruch und freundliche Worte: keine Mittel. Endlich verschafften die ersten Sendungen der philhellenischen Comites ihm die Möglichkeit auszuziehen nach Osthellas.

Am 26. Juni gab er Kolocotronis ein Rendezvous in Astros. Dort ward die Grundlage des gemeinsamen Wirkens gelegt. Kolocotronis versprach Hülfe, Truppen, seinen eigenen Sohn, um Athen zu befreien, Kiutagi zu schlagen und dann sich zurückzuwenden gegen Ibrahim.

Die Noth war so gross, aller Augen wiesen so offenbar auf Karaiskakis als den einzigen, der Hülfe bringen konnte, dass im Rath selbst sein persönlicher Feind Zaïmis ihm das Generalcommando zu übertragen vorschlug. Sie umarmten sich im Wasserthurm.

---

*) So stellt Paparigopulos beschönigend den Vorfall dar, während alle verlässigen Zeugen einstimmig berichten, dass das erste Signal vom Zygos gegeben ward und in Mesolonghi trügerische Hoffnungen erweckte.

Digitized by Google

Dem Buduris versprach er fortan »ein Engel zu werden«. Am 19. Juli zog er aus: in Salamis aber hatte er nur noch 30 Mann. Er hielt hier Kriegsrath mit Vassos und Kriezotis. Da der Piräus und St. Spyridion schon besetzt war, beschloss man die Truppen in Eleusis zu sammeln; wo sie die Zufuhr abschneiden und mit dem übrigen Hellas mehr in Verbindung bleiben konnten als am Piräus. Er trat mit dem Ausschuss der Psarioten zu Egina in Verbinduug. Sie besteuerten Fremde und Flüchtlinge; mit ihren kleinen Mitteln kamen in Eleusis 3500 Mann zusammen. Fabvier, der unter Karaiskakis mit 1000 gestellt war, zeigte zuerst in Salamis grosse Bereitwilligkeit. Aber beide Elemente waren zu verschieden. Mitternacht am 5. August stand Karaiskakis in Chaïdari, 1 Stunde von Athen, eine Stellung, deren Nachtheil darin bestand, dass sie in einer hohlen Senkung lag; der Vortheil, dass ein fest ummauerter Garten und reichliches Wasser vorhanden war.

Die Schüsse, wodurch sie ihre Ankunft kund gaben, ermuthigten die Griechen in der Akropolis. Wenige Tage früher würden sie Aufhebung der Belagerung bewirkt haben. Nun aber hatte Kiutagi schon die untere Stadt besetzt.

Am 6. a. St. siegreiche Attake der Hellenen. Bajonnetangriff der Philhellenen erfolgreich. Auch am 8. Erfolg; grosse Verluste der Türken: so dass Fabvier Sturm nach der Akropolis und direkten Entsatz vorschlug, was Karaiskakis ablehnte, da er die Zerstreuung in der Ebene fürchtete. Mangel an Reiterei würde ihnen dort freilich geschadet haben. Hieraus entstand der Zwist mit Fabvier. Doch hatte Karaiskakis Recht; ohne Cavalerie würde eine Niederlage aus der Verfolgung geworden sein. So schrieb er an Kolocotronis ihn um Cavallerie zu bitten; dann wolle er Kiutagi zum Euripos und noch weiter zum Teufel jagen und dann sich auf Ibrahim werfen. (*καὶ τότε ἀφοὺ δώσωμεν τοῦ διαβόλου τὸν κιονταχῆν ἔρχομεθα συστωματωμένοι καὶ πέφτομεν εἰς τὸν Ἰβραΐμεν.*)

Am 7. stiess Omer pascha von Karystos mit 5000 Mann und zahlreicher Reiterei zu Kiutagi.

Am 8. griff er an. Er zeigte sich, dass Fabvier's Rath verderblich gewesen wäre: am rechten Flügel stand er verschanzt, während Karaiskakis am linken verschanzt stand.

Fabvier aber ging aus den Schanzen heraus, liess Carré formiren, das von den Delhis gesprengt ward und musste froh sein, sich mit Verlust in die Schanzen retten zu können. Karaiskakis aber wies den Feind zurück. Abends zogen die Griechen in Unordnung, aber ohne lebhafte Verfolgung nach Eleusis zurück. Karaiskakis' Plan war ja nur eine einfache Recognoscirung gewesen.

Am 9. traf er durch einen Zufall auf Rigny's Admiralschiff mit Kiutagi zusammen: beide waren höchst überrascht. Karaiskakis gestand es selbst in einem Brief an Kolocotronis ein. Er grüsste zuerst nach türkischer Sitte und setzte sich. Kiutagi erwiderte mit leichtem Kopfnicken. Es folgte eine Unterhaltung,

Digitized by Google

aus der hervorging, »dass Kiutagi die Idee hatte, die Griechen seien Rajah, Karaiskakis sie seien frei.

In Eleusis fand Karaiskakis die ärgste Verwirrung. Fabvier hatte die Taktiker eigenmächtig nach Salamis gebracht: verlangte unabhängiges Commando, kam über Taktiker und Irregulären mit Karaiskakis in heftigsten Wortwechsel.

Das Gerücht eines türkischen Angriffs gegen Eleusis veranlasste massenweise Desertion. Unter den Irregulären erhoben sich murrende Stimmen, man wolle nicht Opfer des Ehrgeizes von Karaiskakis werden. Er beschwor die Seinen wenigstens nicht eher Eleusis zu verlassen, als bis man den Feind herankommen sehe. Vergebens. Der Unwille lieh ihm Worte, der den Plutarch nie gelesen, wie sie ehemals Sulla in Orchomenos gesprochen — oder wie Suwaroff zu seinen Grenadieren in der Schweiz.

Aber das Heer des Karaiskakis, noch eben prahlerisch auf 15000 angegeben, zerstob vor blossen Fantomen, meist nach Salamis; er blieb mit 300 allein in Eleusis. Die Feinde beschränkten sich auf eine Demonstration gegen ihn: und kehrten, da sie ihn zum Kampf entschlossen fanden, zurück. Nun fanden sich auch die nach Salamis Geflohenen wieder ein, nachdem sie Verzeihung erbeten.

Ein Brief Karaiskakis' vom 12. August an Kolocotronis bewies, wie unverzagt er war. Die Ereignisse hatten ihn das Unkluge einer offenen Feldschlacht gelehrt.

Er beschloss dem Kiutagi die Zufuhr durch Rumelien abzuschneiden und so die Belagerung von Athen aufheben zu lassen.

Nach Guras' Tode war ein neuer Anführer und Mannschaft für die Acropolis erforderlich. Karaiskakis bestimmte den Kriezotis mit 450 Mann; die am 4. Juni von Ampelakia an der Mündung des Ilyssus geschafft und zugleich von Norden eine Diversion gegen Patissia gemacht werden sollte mit 3000 Mann, um Kiutagi's Aufmerksamkeit abzuwenden. Aber nur 150 Mann folgten dem Karaiskakis zum Sturm auf das türkische Lager. Dennoch gaben diese eine gemeinsame Salva, die zurückgebliebenen ebenfalls: so dass die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese Seite gelenkt ward. In grösster Spannung hatte Karaiskakis auf die verabredeten Kanonenschläge gelauscht, die Kriezotis Einzug in die Acropolis melden sollten. Erst um 4 Uhr, als er schon auf dem Rückmarsch nach Eleusis war, erfolgten sie.

Nun dachte er an die Besetzung Rumilis. Nach vielen Zwistigkeiten mit den widerspänstigen Sulioten — gelang es ihm ein Détachement zusammen zu bringen. Fabvier, der Karaiskakis sein Misslingen bei Theben zuschrieb, weigerte sich mit den Taktikern mitzuziehen und zog nach Methana. Karaiskakis schärfte die strengste Disciplin ein. Die Abgehenden mussten schriftlich versprechen, dass Jeder, der plünderte, streng bestraft werde.

Mit 2500 Mann brach Karaiskakis den 25. Oktober 1826

Digitized by Google

Nachts von Eleusis auf. Die Belagerung von Dobrena, wo die Türken sich in den 3 Pyrgi hielten, nahm lange Zeit in Anspruch. Zum Trost sagte er zu einem Freiwilligen Gelehrten, der diesen Mühsalen beiwohnte: er möge sie der Nachwelt überliefern. Eine Scheinflucht, die Karaiskakis am 12. November den Seinen anbefohlen, ward eine wirkliche; der Tod des an diesem Tage schwer verwundeten Sultanis ward ein herber Verlust.

Da Mustafa Bei von Talanti aus die Olympier zurückschlug und sich anschickte die zerstreuten griechischen Haufen aufzurollen, drohte grosse Gefahr. Karaiskakis sah ein, dass er die unnütze Belagerung von Dobrena aufgeben und die wichtigsten Punkte, durch die Mustafa marschiren konnte, besetzen musste: Distomo und Arachova.

Am 18. November war er in Distomo, nachdem er die Misshelligkeiten unter den Sulioten glücklich beigelegt hatte.

Mustafa wollte mit den Albanesen in derselben Nacht nach Salona ziehen und stand in Ober-Daulia; da verrieth ein Diakon des Klosters sein Vorhaben dem Karaiskakis. Dieser liess sofort Arachova durch 500 Mann besetzen und verschanzen: versandte überall Späher, um den Feind zu beobachten.

Am 19. theilte sich der Feind. Die Infanterie zog nach Arachova. Die Cavallerie durch den Hohlweg Zemenos. Dort hatte sich aber Karaiskakis, der inzwischen auch Arachova verstärkt, mit 800 Mann festgesetzt und zugleich Dyobiniotis u. a. bei Salona befindliche Kapitäne entbieten lassen.

In Arachova fanden die türkischen Infanteristen energischen Widerstand. Da kam auch ihre Cavallerie hinzu: aber zugleich von hinten Karaiskakis, von vorn die von ihm geschickte Verstärkung: die Türken mussten auf einem Hügel über Arachova zurückweichen. Sie beschlossen aber das den andern Tag wieder einzubringen und sandten nach allen Seiten, vor Allen zu Kiutagi um Hülfe. Aber die Hülfstruppen wurden zurückgewiesen und Karaiskakis hatte am 20. die Türken von allen Seiten umstellt.

Die Versuche der Türken sich durchzuschlagen, wurden zurückgewiesen. Schon schlugen die Albanesen vor, er möge sie abziehen lassen, aber Karaiskakis verlangte die Waffen der Türken, Livadhia Salona und die 2 Anführer Mustafa Bei und Kechagia Bei. Das schien zu hart. Doch es kam auch die erwartete Hülfe nicht.

Am 22. 23. 24. November fiel starker Regen. Mustafa Bei ward tödtlich verwundet. Am 23. fiel Schnee. Am 23. um 3 beschlossen die Türken nach dem Kloster St. Jerusalem zu fliehen. Die Griechen waren durch den Schnee in den Häusern gehalten: da sie aber die Flucht bemerkten, fielen sie auf den Feind. Die Flinten waren bei diesem Wetter nutzlos, das Schwert wüthete unter den Türken. Karaiskakis glaubte, da er kein Schiessen hörte, anfangs — er war zurückgeblieben, um Truppen nachzusenden — die Türken seien entkommen: bald erfuhr er die Wahrheit. Kaum

Digitized by Google

300 von 2000 Feinden entkamen. 4 Anführer, darunter Mustafa von seines eigenen Bruders Hand, damit er den Hellenen nicht lebend in die Hände falle!

Karaiskakis liess für jeden türkischen Kopf einen kleinen osmanischen Gulden, für Mustafa und Kechagia 4 doppelte spanische Gulden zahlen, und eine immense Pyramide von Köpfen, worauf geschrieben stand »Trophäe der Griechen über die Barbaren«.

Kiutagi beauftragte Omer pascha Salona und Livadhia zu retten. Aber Karaiskakis liess Distomo verschanzen; überfiel am 5. Dezember 700 Türken bei Turkochori und machte reiche Beute.

Mitte Januar gelang es ihm, da Omer pascha mit 4000 Mann Distomo angegriffen, rechtzeitig sich in den bedrohten Platz zu werfen. Er wollte das Manöver von Arachova wiederholen und erliess Befehle nach allen Seiten, um Omer zu umzingeln: aber dieser entfloh mit Hinterlassung von Gepäck und Kanonen am 5. Februar.

Als Karaiskakis am 21. Februar Distomo verliess, war das ganze Festland bis auf Mesolonghi, Vonitsa und Naupaktos befreit.

Am 26. Januar 1827 ermahnte er von Distomo aus die getheilte Regierung zur Eintracht. (110. Wortlaut des Briefs)

Die Truppen, welche die Regierung nach Eleusis und Phaleron (6000) schickte, um die Acropolis zu entsetzen, wurden nach einander von Kiutagi geschlagen (Februar 1827). Da kam Karaiskakis 21. Februar (a. St.) auf Bitten der Regierung wieder nach Eleusis mit 1000 Mann. Bei Keratsini schlug er einen Angriff Kiutagi's ab. Am 4. März (a. N.) schlug er die Reiterei desselben. 2000 Peloponesier stiessen zu ihm. Alles ging gut. Da erschienen Mitte April Cochrane und Church. Karaiskakis hatte bitter, aber edel erklärt: »Athen möge befreit werden, d. h. es möge dem Heer nicht an Mitteln fehlen und ich bin bereit jeden Feldherrn, den man mir bestimmt, zu nehmen.« Er gab diese Erklärung auf Verlangen schriftlich. Der Fehler war, dass die Versammlung den Church nicht lieber bei sich behielt und von Trözen aus das Heer mit Lebensmittel versehen und Alles leiten liess. Anfangs wollte Church dies auch; und blieb auf einem Schiff im Piräus. Aber so nah bei dem Heer musste er sich bald einmischen und nun konnten Händel mit Karaiskakis nicht ausbleiben. Andrerseits machte den Engländer sein Fernbleiben bei den Soldaten unbeliebt.

Am 7. April hatte Karaiskakis im Piräus eine Zusammenkunft mit Cochrane, wo dieser ihn bezauberte. Dagegen verbitterte sich sein Verhältniss zu Church, da dieser zu rekrutiren und damit in Karaiskakis' Stellung einzugreifen anfing. Noch schlimmer ward es, als er die Intendantur veränderte und statt der von Karaiskakis eingesetzten andere Beamten einsetzte.

Da der Belagerten Lage kritisch ward, berief Karaiskakis einen Kriegsrath in sein Zelt. Cochrane nahm Theil. Man beschloss das Kloster Spyridion zu nehmen, damit die Griechen in

Digitized by Google

Phaleron und Keratsini sich vereinigen könnten. Mit vielen Schmeicheleien bat Karaiskakis den Cochrane die Vernichtung des Klosters von der Seeseite zu übernehmen.

Am 19. April nahmen die Griechen mit Sturm 9 Schanzen von St. Spyridion. Die Uebergabe des Klosters war nahe vorauszusehen. Aber statt sich, wie Karaiskakis wollte, damit zu begnügen, war Cochrane getragen von dem 1. Erfolg darauf aus zum Sturme gegen die Akropolis vorzurücken. Die Stunden schienen ihm Wochen, die Tage schienen ihm Jahre, bis er in Akropolis einzog.

Da Karaiskakis sich bestimmt weigerte, so lange St. Spyridion im Rücken blieb, gegen die Akropolis vorzugehen, bestand Cochrane auf Sturm des Klosters als Minimum; das von selbst genöthigt worden wäre, zu kapituliren. Am 14. wurden 5 Attaken abgeschlagen; die Kanonade von der »Hellas« that keinen Schaden. Die Vorschläge der Türken wurden abgeschlagen; Cochrane gestand ihnen blos das Leben zu.

Um so heftiger bestand er trotz Karaiskakis' Gegenrede auf erneutem Sturm: drohte andern Falls abzufahren. Der Vermittelungsvorschlag, dass man den Türken Abzug mit Waffen und Gepäck gestatten solle, ward, so sehr er den griechischen Kriegssitten zuwiderlief und so sehr er durch die Noth des Klosters unnöthig war, angenommen; am 16. April zogen die Türken ab, Karaiskakis an der Spitze sie zu geleiten; aber die umstehende Menge verlangte die Waffen, es entstand eine Weigerung, man schoss zuerst auf türkischer, dann auf griechischer Seite, nur 70 Albanesen entkamen dem Blutbad: Karaiskakis selbst lief die äusserste Gefahr. »Tödtet mich, wie ich Euch tödte«, rief er verzweifelnd den umgebenden Türken zu. Karaiskakis ward fast rasend, mit Mühe bewog man ihn, da er das meineidige Heer verlassen wollte, zu bleiben. Er hatte gerade eine Untersuchung eingeleitet: da lief der Protest von Church ein. Sein Zorn war unbeschreiblich. Seine zügellose Zunge ergoss sich in bittrer Ironie.

Besonders unpassend war freilich der Protest: zumal dass man ihn Karaiskakis einhändigte. Cochrane drohte nun gar mit der Flotte abzuziehen. Mühsam beschwichtigte Karaiskakis den Sturm; gab aber nun den beiden Engländern unglücklicherweise insofern nach: als er seine Meinung Oropos und Marathon zu verschanzen und Kiutagi die letzte Zufuhr abzuschneiden, nicht durchsetzen konnte und man nun den Sturm beschloss.

Karaiskakis setzte mit Mühe durch, dass statt Alles auf 1 Karte zu setzen, nun der Angriff wenigstens in 2 Colonnen verabredet ward. Die eine sollte von Phaleron, die andere vom Oelwald aus aufbrechen. Jede mit 8 Tagen Lebensmittel versehen. Den Sulioten gab er nach ihrem ehrgeizigen Wunsch den rechten Flügel, die gefährlichere Arbeit. Der 23. war bestimmt; Cochrane sagte: »Heute also werden wir auf der Acropolis zu Abend essen.«

Digitized by Google

Karaiskakis, dem man nicht genügende Lebensmittel sandte, den sein Verhältniss zu den Fremden und die Ereignisse bei St. Spyridion verbittert hatten, wünschte sich den Tod.

Am 22. d. h. 4. Mai ergriff ihn ein hitziges Fieber.

Er fuhr Vlachopulos, der Verstärkung wollte, weil er als Avantposten fortwährend Verluste erhielt, hart an; der Unwille, dass dieser von Church Löhnung erhalten, sprach aus ihm. »Er möge mit seinen 600 Mann fliehen; 200 Palikaren genügten, um den Posten zu halten.«

Bald darauf riss ihn die Kunde und der Lärm eines durch undisciplinirte Kreter begonnenen Scharmützels am Phaleron aus dem Schlaf. Er sah die Seinen fliehen, warf sich zu Pferde, drängte die Türken in die Schanzen zurück, fiel aber, da er sich zu weit vorwagte, fast in die Hände der türkischen Reiterei, ward verwundet, fiel vom Pferd.

Bald aber schwang er sich wieder auf, es gelang ihm die Reiterei zu sammeln, so dass unter ihrem Schutz das Fussvolk sich zurückziehen konnte. Man trug ihn schwerathmend an's Meer, auf das Schiff von Church. Der Chirurg sagte, die Wunde in den Unterleib sei nicht tödlich: er selbst aber sah, dass er nur wenige Stunden zu leben habe; bat Verzeihung von allen Anwesenden, nahm das Abendmahl und unterschrieb das Testament. Er ermuthigte seine Freunde Chatsi Petros, und Grivas. »Vor Allem dürft ihr alten Kämpfer nicht zurück. Hier ist mein Testament. Meinem Sohn meine Flinte, jetzt mein einziges Besitzthum. Meine Töchter übergebe ich meinen Mitkämpfern.« — So viel von den Meinen. Was soll ich von Euch sagen? Ich wollte, ich hätte das hellenische Volk vor mir, um ihm zu sagen, was Ihr werth seid. Grüsst mir all die Officiere und morgen früh kehrt zurück, dass ich Euch Alle sehe.« Doch es ward ihm nicht. Er starb um 4 Uhr Nachts. Der Jammer war unbeschreiblich.

Im Heer halfen die Zureden von Church Nichts. Man wollte zwar noch die Pflicht erfüllen, sagt Paparrigopulos, mit einer die desolate Stimmung der Truppen beschönigenden Wendung. Doch man erfüllte sie ohne Freude und mit der Ueberzeugung: es sei zum Verderben. Freude herrschte unter den Türken, da ein egyptischer Regulärer, der übergelaufen war, zurück desertirte und das grosse Ereigniss meldete. »Karaiskakis ist nicht mehr, ihr müsst Trauer tragen!«, riefen die Türken von den Wällen den Griechen zu. »Wir haben einen Kiutagi und die Hellenen einen Karaiskakis. Zwei Löwen kämpfen, dass einer den andern verschlinge. Die Albanesen fürchten keinen anderen griechischen Kapitän als den Karaiskakis.«

»Wohin fliehst du«, sagt das albanesische Sprichwort, wenn Jemand rasch davonläuft, »als ob dich Karaiskakis jagte?«

Nun ward Cochrane's tollkühnes Unternehmen, gegen Karaiskakis Plan blos von Kap Kolias und in einer langen Colonne

Digitized by Google

ohne Reiterei (die im Piräus blieb), unternommen und es folgte am 5. Mai die schwerste Niederlage, die die Griechen im ganzen Befreiungskrieg erlitten haben.

Von dem Moment an, wo Ali Pascha ihm die Bastonade geben liess, bis er als die Seele des griechischen Heeres vor Athen fiel, welch' ein Abstand! was kann die Freiheit aus den Menschen machen! **Mendelssohn-Bartholdy.**

P. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae Liber. Erklärt von Dr. Carl Tuecking, Gymnasialoberlehrer. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schoeningh. 1869. 72 S. gr. 8.

Die günstige Aufnahme, welche die von dem Herausgeber veranstaltete Ausgabe der Germania fand, veranlasste ihn auch eine Bearbeitung des Agricola in ähnlicher Weise zu liefern; sie ist, wie jene, zunächst für das Bedürfniss der Schule berechnet, insofern der Agricola ganz besonders, wie der Verfasser glaubt, zur Lectüre in der obersten Classe sich eigne. Er hat daher nicht blos die nöthigen sachlichen Anmerkungen unter dem Text in deutscher Sprache gegeben, sondern auch alle die ungewöhnlichen Ausdrücke, Redewendungen u. dgl. zu erläutern gesucht. In wie weit das richtige Mass in allem hier eingehalten, wird um so schwerer zu bemessen sein, als über das, was in eine für Schüler und zum Gebrauch in der Schule selbst bestimmte Ausgabe gehört, selbst unter den Schulmännern die Ansichten sehr auseinander gehen. Wir würden z. B. lieber manche Erklärungen, wie »casus, Abentheuer« (cp. 25) oder cp. 29 »vulnere, Verlust« oder cp. 46 »sapientibus, philosophis« oder cp. 40 »militare nomen, Kriegsruhm« cp. 41 »funeribus, Todesfälle« und Aehnliches ganz weggelassen haben; der Herausgeber selbst Schulmann, mag aber wohl seine Gründe gehabt haben, derartige Erklärungen nicht zu unterdrücken. Was nun die Erklärung selbst betrifft, so wird man dieselbe im Ganzen für richtig und begründet anzusehen haben, auch wenn die näheren Belege oder eine ausführlichere Begründung, wie sie in den grösseren Ausgaben, auf die der Herausgeber überall Rücksicht genommen hat, gegeben wird, hier in einer Schulausgabe keinen Platz ansprechen konnte. So ist z. B. cp. 24 hier ganz richtig bei »Saepe ex eo audivi« ex eo erklärt ex Agricola; eben so richtig im ersten Cap. incusaturus beibehalten und erklärt: »si incusaturus essem«; überhaupt ist der von Wex gegebene Text meist hier beibehalten, an einigen, aber wenig zahlreichen Stellen sind Verbesserungen von Haase und Halm aufgenommen; eine kurze Angabe darüber oder vielmehr eine Zusammenstellung derartiger

Digitized by Google

Abweichungen auf einem besondern Blatt am Schluss würde wohl nicht unerwünscht gewesen sein.

Dass in so manchen schwierigen Stellen die Ansicht über das, was richtig und was in den Text aufzunehmen ist, noch keineswegs so festgestellt ist, dass jeder Zweifel für gehoben erachtet werden könnte, ist bekannt, und so hätte auch Ref. bei manchen Stellen eine abweichende Ansicht und Erklärung aufzustellen, wenn dazu hier der Ort wäre; das Urtheil über diese Ausgabe würde damit auch im Allgemeinen nicht geändert werden. Und so wünschen wir lieber, dass durch diese Ausgabe, die sich für die Privatlectüre ganz gut eignet, die Lectüre des Agricola immer mehr Verbreitung finden möchte.

Die Germania des Publius Cornelius Tacitus. Deutsch von Dr. S. Dyckhoff. Paderborn 1869. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 45 S. in klein 8.

Weder ein Vorwort, noch eine Erklärung ist dieser Verdeutschung beigefügt; aber man sieht bald, dass sie auf Richtigkeit und Treue allen Anspruch machen kann und in einer deutschen Sprache sich bewegt, die keine Härten erblicken lässt, oder sonst wie Anstoss erregt. Wir wollen diess mit einigen Belegen darthun und greifen hier gleich auf den Anfang des cp. 12, der in der hier gegebenen Uebersetzung also lautet: »Das Herkommen gestattet, vor der Versammlung auch Anklage zu erheben und Untersuchungen auf Leben und Tod anhängig zu machen Die Bestimmung der Strafe richtet sich nach dem Vergehen: Verräther und Ueberläufer knüpfen sie an Bäumen auf; Feige, Kriegsflüchtige und verrufene Lüstlinge versenken sie in Schlamm und Sumpf und werfen ein Weidengeflecht darüber. Die verschiedene Art der Hinrichtung weiset darauf hin, als müsse man bei der Bestrafung Verbrechen dem Blicke darstellen, Schändlichkeiten entziehen. Aber auch leichtere Vergehen trifft die Strafe nach dem Masse der Schuld: nach der Stückzahl von Pferden und anderen Hausthieren wird der Ueberführte gebüsst.« Oder cp. 26. »Von dem Ackergrund ergreift nach Verhältniss der Zahl seiner Besteller zu wechselweiser Benutzung die gesammte Gemeinde Besitz; worauf sie ihn unter sich nach würdigendem Ermessen (»secundum dignationem«) vertheilen. Leicht wird das Theilen bei der Weitläufigkeit der Fluren. Alle Jahre nehmen sie andere Saatfelder; und es bleibt noch Ackerland übrig. Denn mit der Kraftfülle und Ausdehnung des Bodens ringen sie nicht in angestrengter Thätigkeit durch Anpflanzung von Ostbäumen, Abscheidung von Wiesen und Bewässerung von Gärten: einzig die Staat wird der Erde auferlegt. Daher ordnen sie auch das Jahr selbst nicht nach denselben

Digitized by Google

Abschnitten: für Winter, Frühling und Sommer finden sich Verständniss und Wörter; vom Herbst sind Namen und Gaben gleich unbekannt.«

In dem Schluss des Cap. 29 heisst es: »Denn das grosse Römervolk hat über den Rhein und über die alten Marksteine hinaus des Reiches scheu gebietende Würde getragen. So gehören sie (die Mattiaken) durch Besitz und Grenzscheide dem anderseitigen Ufer, mit ihrem Sinnen und Trachten uns an, in Allem den Bataven ähnlich, ausser dass sogar schon ihres Landes Boden und Himmel sie mit schneidigerem Muthe beseelen.« Hier wird man mit dem schneidigerem Muthe, wodurch das Lateinische »acrius animantur« wieder gegeben werden soll, sich kaum befreunden können, so gut auch sonst diese ganze Stelle deutsch wieder gegeben ist. Wir wollen noch an Eine andere Stelle erinnern, die auch kritisch mehrfach besprochen worden ist; wir meinen den Anfang von cp. 30, welcher hier folgendermassen wiedergegeben ist: »Hinter diesen nimmt der Wohnsitz der Chatten am Herzynischen Bergwald seinen Anfang, ohne so zu verflachen und zu versumpfen, wie die übrigen Landschaften, in welche Germanien sich aufthut (? patescit), es halten die Hügel eben an, nur nach und nach vereinzeln sie, und seinen Chatten gibt der Herzynische Bergwald Geleit zu gleicher Zeit und Entlassung.« Man sieht, dass der Uebersetzer hier der Lesart »durant« folgt, und als Subject dazu aus dem folgenden colles heranzieht, was schon wegen des dazwischen stehenden siquidem seine Schwierigkeit hat, und dann auch ein paulatimque nothwendig erheischt, abgesehen, dass durant hier nicht wohl aus- oder anhalten bedeuten kann; nun hat aber die Lesart durant gar keinen urkundlichen Grund, sondern in der Handschrift, oder vielmehr in der Abschrift, die wir jetzt als die letzte Quelle der Ueberlieferung zu betrachten haben, steht durans, was desshalb auch Halm wieder aufgenommen und zu den vorhergehenden Worten »in quas Germania patescit« gezogen hat, wobei es freilich einer weiteren Erörterung überlassen bleibt zu bestimmen, was »Germania durans« hier heissen soll: will man darum durant verbessern, so wird man es nicht zum folgenden »siquidem colles etc.« ziehen dürfen, um ihm dann eine Bedeutung zu geben, die es nach unserer Meinung nicht haben kann, sondern man wird es dann in der Bedeutung eines verstärkten agunt, vivunt zu fassen und Chatti als Subject dazu zu nehmen haben.

Digitized by Google

Nr. 14. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hermann Hüffer, Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskriege bis zum Frieden von Campo Formio. Münster 1869. 242 S. 8.

Wenn Bücher, welche von Irrthümern und unbegründeten Anklagen voll sind, immerfort neue Auflagen erleben, so ist es Pflicht, dem dadurch sich vergrössernden schädlichen Einflusse auf die öffentliche Meinung, durch Aufklärungen über ihren Inhalt zu begegnen. Mit dem ungerechten Richter steht der parteiische Geschichtschreiber auf gleicher Stufe. Darum wird mit einer Schilderhebung gegen den einen, wie gegen den andern, der Wahrheit und Gerechtigkeit der ganz gleiche dankenswerthe Dienst geleistet.

Wohl dürften H. Professor Hüffer derartige Anschauungen geleitet haben, als er voriges Jahr den 1. Band seiner diplomatischen Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution (mit dem *Nebentitel*: Oesterreich und Preussen etc.) erscheinen liess. In der Darstellung des Thatsächlichen mit Vivenot, seinem Vorgänger in dieser Geschichtspartie, meist übereinstimmend, erfuhren die zahlreichen von H. v. Sybel in seiner Geschichte der Revolutionszeit gegen Oesterreich erhobenen Anklagen und Ausfälle eine so gründliche Widerlegung, dass H. v. Sybel sowohl in seiner Zeitschrift als in einem Ergänzungsbande zu seiner Geschichte, eine Polemik anknüpfte, welche Hüffer aufnahm und in dem überschriftlich genannten Werke auf Grundlage von neuem, selbstgesammelten und ihm durch Vivenots Publicationen (Thugut, Clerfayt und Wurmser) zu Theil gewordenen Materiale so schlagend entschied, dass sie nun um so eher für geschlossen betrachtet werden kann, als die nächsten Publicationen von Aktenstücken des Wiener Staatsarchives nur neue Zeugenproben für Hüffer und Vivenot liefern dürften.

Wir haben diese nicht Allen bekannten Vorgänge hauptsächlich desshalb recapitulirt, damit die Benützung der genannten Hüffer'schen Duplik von künftigen Geschichtschreibern nicht unterlassen oder wohl gar auf Sybels Replik, aus der jedenfalls zu ersehen ist, w e l c h e r Waffengattungen derselbe zu seiner Vertheidigung sich bedient, fortgebaut werde.

Im ersten Abschnitte seines Werkes behandelt Hüffer das Zerwürfniss Oesterreichs und Preussens, welches aus Anlass der zweiten Theilung Polens, von welcher Oesterreich gänzlich ausgeschlossen wurde, entstand. Er weist die Beschuldigung Sybels: »dass der Rhein nur desshalb an die Franzosen verloren ging, weil in der

Digitized by Google

grossen Allianz, welche ihn zu vertheidigen hatte, Oesterreich trotz aller Vertragspflichten die polnischen Wünsche Preussens zu kreuzen suchte«, als unerwiesen zurück, und da Sybel hieran die Aeusserung knüpft: »Dieses Widerstreben würde es Preussen zu einer selbstmörderischen Handlung gemacht haben, Oesterreich zu entscheidenden Triumphen über Frankreich zu verhelfen«, d. h. am Kriege ferner Theil zu nehmen, so beruft sich Hüffer ausser seiner Auseinandersetzung auf Waitz, der Sybels Auffassung als eine »fast naive« bezeichnet, und auf Herrmann (Correspondenzen der Revolutionszeit) der sagt: »Preussen und Russland beeilten sich, die neue Theilung durch einen förmlichen Tractat zu einer unwiderruflichen zu machen, ohne Oesterreich, welches keineswegs auf den Anspruch verzichtet hatte, an der Art der Ausführung des von ihm erst im Allgemeinen genehmigten Planes sich zu betheiligen, nur die geringste Kenntniss davon zugeben zu lassen.« Nach Haugwitz und Cobenzl hatte Oesterreich seine Einwilligung zur Theilung im Allgemeinen gegeben, aber verlangt, dass ihm Preussen und Russland dafür den baierisch belgischen Tausch garantiren. Da Preussen diese Garantie nicht geben wollte, so erfolgte Oesterreichs Ausschluss von der Theilung, so wie auch, dass es bei den Verhandlungen mit Russland gar nicht zugezogen wurde. Wie hieraus zu ersehen, war es Preussen, welches die Absichten Oesterreichs durchkreuzte, nicht aber, wie Sybel vorgibt, durchkreuzte Oesterreich die preussischen auf die Theilung. Diese Verdrehung diente demselben, um daraus eine Brücke zum Basler Frieden für Preussen zu zimmern. Diese schwebt aber in der Luft, denn wo sind die zum Unterbau dienenden Beweise vom Durchkreuzen der preussischen Theilungspläne gegeben, und dann: stand dies in Oesterreichs Macht, nachdem Preussen und Russland sich geeingt hatten? Weil Oesterreich geschehen lassen musste, was es schlechterdings zu verhindern ausser Stand war, darum ist selbst der Versuch zu letzterem undenkbar. Uebrigens hat das zwischen den beiden deutschen Mächten entstandene Zerwürfniss die Tragweite, welche H. v. Sybel ihm gibt, ebensowenig gehabt, als es wahr ist, dass Oesterreich von den Aussichten zu Erwerbungen in Polen oder in der Türkei sich bestimmen liess, Belgien den Franzosen Preis zu geben und den Rhein unbeschützt zu lassen.

In Beziehung auf Polen müssen wir aber auch H. Hüffer entgegentreten. S. 31 sagt er: »Keineswegs hatte ich die österreichische Politik in Polen gerechtfertigt und leider sagen müssen, was Gesinnungen angeht, habe keiner der beiden deutschen Staaten vor dem andern etwas voraus.« Erstreckt sich dieses Urtheil auf die leitenden Grundsätze der Politik des Kaisers Franz im Allgemeinen, so genügt zur Widerlegung eine einzige Thatsache. Preussen schloss in seinem Interesse den Basler Frieden mit Frankreich und gab damit die deutsche Sache auf, während Oesterreich für sie den Krieg noch jahrelang, auf sich

Digitized by Google

allein beschränkt, fortsetzte und daran verblutete. Sollte sich aber dieses Urtheil auf Polen allein beziehen, so wäre es ebensowenig zutreffend. Welche Rolle Preussen bei der ersten Theilung Polens spielte, ist bekannt. Als nun der Entwurf des Theilungsvertrages der Kaiserin Maria Theresia vorgelegt wurde, unterzeichnete sie ihn mit dem Beisatze: »Placet, doch gebe Gott, dass mir und meinem Hause aus dieser Theilung kein Unglück erwachse.« Solche Gesinnungen hegte auch Kaiser Franz, dessen reges Rechtsgefühl Polens Untergang nicht billigte. Hierzu kamen noch politische Gründe. Man betrachtete und nannte Polen eine »Vormauer gegen Russland« und hielt desshalb seine Erhaltung für wünschenswerth. Aus dieser damals herrschenden Anschauung darf aber ohne zu irren, nicht die Folgerung gezogen werden, Oesterreich habe Cabalen geschmiedet, um Preussens Gelüste auf die polnische Beute zu nichte zu machen. Damit wäre den österreichischen Diplomaten ein gewaltiges Armuthszeugniss ausgestellt. Man hätte sie Thoren schelten müssen, wenn sie Unmögliches angestrebt hätten. Wohl zu merken ist auch, dass der Sinn des Kaisers Franz nicht auf Eroberungen, sondern lediglich auf Entschädigungen für die ungeheueren Verluste im Kriege mit Frankreich stand, Verluste, welche den Staatsbankerott von 1811 herbeiführten und deren Nachwirkung bis auf die Gegenwart sich erweisen liesse.

Sybel, nicht bloss bestrebt Oesterreich um das unläugbare Verdienst zu bringen, die deutsche Sache im Revolutionskriege mannhaft und mit Aufopferung aller Geld und Menschenkräfte verfochten zu haben, verwandelte dieses Verdienst in die Anklage: »Oesterreich habe den schönsten Theil Deutschlands aus neidischem Hasse gegen Preussen den Franzosen in die Hände geliefert.« Den Beweis für diese Behauptung, die, irren wir nicht, von Vivenot als Verleumdung bezeichnet wurde, führt er durch die angeblich freiwillige Räumung Belgiens, die geschehen sein soll, weil sich Oesterreichs ganzes Interesse bei dem polnischen Aufstande dem Osten zuwandte, d. h. weil Oesterreich dort Eroberungen machen wollte. Stützpunct für diese Behauptung soll sein, dass Oesterreich im Jahr 1794 »ein mächtiges marschbereites Heer von 70000 Mann in Galizien unterhalten habe« und keinen Mann »zur Verstärkung der Armee in Belgien verwenden wollte«. Thatsache ist, dass an dieser Truppenanhäufung in Galizien kein wahres Wort ist, dass die Truppen daselbst kaum zur Gränzhuth hinreichten, und dass H. v. Sybel in der 3. Auflage seiner Geschichte der Revolutionszeit selbst sagt: »Die österreichische Regierung sei zu Feindseligkeiten gegen Polen desshalb nicht geschritten, weil es in Galizien nur wenige Truppen gehabt habe.«*) Mit kräftigen

*) Die Leser der 3. Auflage erfahren also das schnurgerade Gegentheil von dem, was denen der vorhergehenden Auflagen gesagt wurde, beide aber überdiess einen falschen Beweggrund.

Digitized by Google

Worten zeigt Hüffer im 2. Abschnitte: »Die Rüstung für den Krieg in Belgien«, diese Widersprüche. Er sagt: »Die Oesterreicher lassen also die Rüstungen für Belgien unvollendet, um an den östlichen Gränzen, ehe nur an einen polnischen Aufstand zu denken ist, grosse Truppenmassen anzuhäufen. Sie räumen jene wichtige Provinz, liefern dem Feinde die unermessliche Beute und alle Mittel zur Fortsetzung des Krieges in die Hände, lassen auch Holland in seine Gewalt fallen, geben das linke Rheinufer und damit die Reichsverfassung und die kaiserliche Stellung in Deutschland preis, alles um die marschbereiten Truppen für den Osten und die Aneignung der zu erwartenden polnischen Beute verfügbar zu halten. Unterdessen bricht der Aufstand aus, greift um sich, die Preussen rücken ein, nehmen Krakau in Besitz, belagern Warschau, aber die angehäuften österreichischen Heeresmassen, die 70000 Marschbereiten, bleiben unthätig und unsichtbar.« Um aus der Sackgasse, in welche die Thatsachen Herrn von Sybel versetzten, herauszukommen, erklärt er die Unthätigkeit der Oesterreicher dadurch, dass Thugut einen Bruch mit Preussen vermeiden wollte. Darauf antwortet Hüffer wieder mit einer anderen Thatsache, damit, dass sowohl die Russen als die Preussen die österreichische Hilfe auf das dringendste und sogar unter schweren Vorwürfen und Drohungen vergeblich anriefen.

Ist also die Prämisse: Oesterreich hat Eroberungzwecke in Polen verfolgt, falsch, so ist auch die Schlussfolgerung: dieser Zwecke wegen hat es Belgien aufgegeben, sammt allen hieran geknüpften Beschuldigungen falsch.

Unaufgeklärt ist bisher die Frage, ob die Armee in den Niederlanden zu einer den feindlichen Streitkräften angemessenen Stärke gebracht war? Wir vermögen hierauf nicht mit Ziffern zu antworten, bemerken aber, dass, wenn sie zu schwach gewesen sein sollte (was nicht wahrscheinlich ist), nicht an eine Fahrlässlichkeit und vollends nicht an eine absichtliche, zu denken ist, sondern an die grosse Schwierigkeit, die beiden Heere, das belgische und das Reichsheer, stets vollzählig zu unterhalten. In den deutschen Erbländern, wozu Böhmen gehört, hatte die Regierung allerdings freie Hand bei Aufbringung der benöthigten Mannschaft, in Ungarn aber, dessen Contingent für den Bedarf den Ausschlag gab, war sie an die Landtagsbewilligung gebunden. Da der Landtag nicht regelmässig jedes Jahr zusammentrat, und wohl auch nicht immer die geforderte volle Summe bewilligte, so konnte sehr leicht in dem einen Feldzuge ein empfindlicher Abgang eintreten, während in dem nächsten ein Ueberfluss an Truppen da war. Im Jahre 1797 bewilligten die Ungarn 50000 Mann und stellten sogleich 35000, im Jahre 1802 verlangte die Regierung 48000 Mann, aber, heisst es in einem uns vorliegenden Berichte, die Ungarn bezeigen einen solchen Eifer, dass sie wohl 70000 geben dürften. Auf diese eigenthümlichen Verhältnisse ist demnach die Wahrnehmung zu

Digitized by Google

setzen, dass der Stand der Armeen einmal nicht vollzählig und ein andermal überzählig war.

Im vierten Kapitel: »Der Rückzug aus Belgien« schildert Hüffer das willkürlibhe Verfahren Sybels bei Behandlung dieser Frage und überzeugt die Leser mittelst der Kaiserschreiben vom 15. Juli, daran mit Recht die Bemerkung knüpfend, »es sei unmöglich, dass, wer am 15 Juli so geschrieben, früher an Belgiens Räumung gedacht haben könne.« Die späteren Schreiben bestätigen diesen folgerichtigen Schluss. Der geringe Werth aller übrigen Behelfe, die Berufung auf Mercy, die Correspondenz Waldecks mit Thugut, Lascys Kriegsplan, Macks Denkschrift, leuchtet, da sie meist Privatansichten enthalten, von selbst ein, vollends vernichtet werden diese Hülfsmittel durch das, was Hüffer von Seite 64 bis zum Schlusse dieses Abschnittes mittheilt. Lascy, den Herr v. Sybel zu den »einflussreichsten Personen Wiens« zählt, gehörte, wie Hüffer richtig bemerkt, keineswegs dazu; er genoss im Gegentheil weder bei der Armee noch im Publikum das mindeste Vertrauen. Im frischen Gedächtnisse Aller war seine schmähliche Kriegführung im türkischen Feldzuge unter Joseph II. Wie Thugut ihn in einem Schreiben an Colloredo (bei Hüffer S. 73) schildert, schilderte er ihn wahrheitsgemäss. Gehört und selbst befragt wurde er indessen doch, denn es war eine Gewohnheit des Kaisers die Meinungen Aller einzuholen, von denen er glaubte, dass sie befähigt seien, ein Urtheil abzugeben. Wenn Lascy wirklich den Plan des Rückzuges der Armee aus Belgien offen vertrat, so ist darauf nicht das mindeste Gewicht zu legen, weil der Kaiser sich nicht davon bestimmen liess. Die Thugut feindselige Partei drang mit Lascys Wiederanstellung ebenfalls nicht durch, weil der Kaiser, obgleich erst 26 Jahre zählend, viel selbstständiger handelte, als man in Erwägung seines jugendlichen Alters vermuthet. Den überzeugendsten Beweis gab er eben dadurch, dass er trotz unaufhörlicher Intriguen der Friedenspartei am Hofe und in der Aristocratie, Thugut, den unbeugsamen Vertreter der Kriegspolitik, immerfort festhielt. Der Kaiser pflegte dem Intriguenspiel der Hofparteien aufmerksam aber gleichgiltig zuzusehen und es bisweilen auf die überraschendste und empfindlichste Weise eben dann zu durchkreuzen, wenn es schien, gewonnen zu sein. Eine andere seiner Eigenschaften war die, dass er Denjenigen nicht fallen liess, dem er sein Vertrauen geschenkt hatte. Daraus entsprangen aber auch Nachtheile. Der physisch und moralisch verkommene Clerfayt, dieser Cunctator aus Feigheit, musste nach den ersten besten handgreiflichen Erfahrungen von seiner Unbrauchbarkeit sofort entfernt werden, allein ein so rascher Entschluss lag nicht in der Gewohnheit des Kaisers.

Hüffer schliesst diesen Abschnitt mit der Frage: Hat die österreichische Regierung, hat Thugut immer die geeigneten Massregeln ergriffen, hat er für Belgien genug oder nicht genug gethan, und

Digitized by Google

schliesst an diese Frage die Bemerkung: »Denkt man wie kräftig dieser erschöpfte Staat im folgenden Jahr (nach dem Rückzuge), wie unerschöpflich er sich im Kriege von 1796 erweisen konnte, so empfindet man doch wie viel mehr für Mantua als für Brüssel geschehen ist.« Was wir hier oben hinsichtlich der Aufbringung der Truppen mittheilten, dürfte diese Wahrnehmung, wenn sie richtig sein sollte, erklären. Da übrigens die Thatsache feststeht, dass die Erhaltung Belgiens des Kaisers lebhaftester Wunsch war, so ist es kaum denkbar, dass die Beischaffung der Mittel dazu unterlassen worden sei. Den Verlust Belgiens verschuldete hauptsächlich die schlechte Heerführung und die ebenso schlechte Verwaltung dieser Provinz, doch ist dabei in Rechnung zu bringen, dass das Wegbleiben der versprochenen 20,000 Preussen einen wesentlichen Antheil daran hatte.

Sehr interessant sind die im 5. Kapitel zum ersten Male mitgetheilten Verhandlungen zwischen Cobenzl, den russischen Bevollmächtigten und Tauenzien, dem preussischen Gesandten, über die dritte Theilung Polens.

Zunächst wendet sich Hüffer gegen Sybels Behauptung, dass Thugut, immer begierig nach einer polnischen Erwerbung, die Nachricht vom Aufstande mit lebhafter Freude begrüsst und sich in Petersburg wie für die Pläne gegen die Türkei, so auch für die gänzliche Theilung Polens ausgesprochen habe. Die Einwendung, dass Thugut gegen Eden zu widerholten Malen sein Missvergnügen über die russischen Kriegsgelüste geäussert habe, weiss Herr v. Sybel damit zu entkräften, dass er sagt, »Thugut habe unter diesen Betheuerungen nur jene Pläne gegen die Türkei versteckt.« Treffend äussert diessfalls Hüffer: »Hätte Thugut dem englischen Gesandten gegenüber für den Türkenkrieg sich ausgesprochen, so konnte Sybel ihn der fieberhaften Lüsternheit nach fremdem Gut bezichtigen, betheuerte Thugut das Gegentheil, so kann er ihn als kolossalen Lügner und Versteller fangen. Kurz, der österreichische Minister mag sagen und betheuern was er will, Herr v. Sybel wird wird immer, wie der Patriarch von Jerusalem, antworten können: Thut nichts, der Jude wird verbrannt.«

Inzwischen führt Hr. v. Sybel den Beweis von Thuguts Lügenhaftigkeit, indem er aus Ssolowjoffs: Fall Polens folgende Stelle mittheilt: »Weder bei Hof noch in der Stadt verhehlte man sich die Freude darüber, dass dieses Ereigniss (der polnische Aufstand) zur Theilung des Restes von Polen führen müsse.« Diese in der Depesche Thuguts an Cobenzl vom 10. April 1794 sich findende Stelle lautet wie folgt: »Kaum war die Nachricht von einigen Gewaltthätigkeiten, die Madalinsky längs der preussischen Gränze sich erlaubte, nach Berlin gelangt, als Befehl ertheilt wurde in Polen einzurücken; indessen gab man bei Hofe und in der Stadt öffentlich seine Freude kund über ein Ereigniss, das nach den preussichen Wünschen und Ansichten die Theilung des Restes von

Polen herbeiführen müsste.« *) Also nicht der Wiener Hof und die Wiener, sondern der Berliner Hof und die Berliner sind entzückt über die Aussicht auf den Erwerb des Restes der polnischen Beute. In der angeführten Depesche instruirt Thugut den Grafen Cobenzl, wie folgt: »Der Kaiser wünscht nicht, dass in Polen irgend etwas an der Lage der Dinge verändert werde, wie sie in Folge der letzten Verträge sich gebildet hat. In dieser Voraussetzung, wird er keinen territorialen Anspruch zum Nachtheil der Republik erheben, und sich auf die Forderungen beschränken, dass die zwischen beiden Kaiserhöfen verabredete Uebereinkunft in Bezug auf das Besatzungsrecht in einigen zu befestigenden Plätzen für die Sicherheit seiner galizischen Gränzen zur Ausführung komme.« Weiter liest man: »Aller Billigkeit, allen kaiserlichen Interessen würde es widersprechen, wenn Preussen in den jetzigen Ereignissen einen Vorwand zu neuen Erwerbungen zu finden suchte. In Gemässheit der letzten Verträge hat Russland die Republik in ihrem Gebiete unverletzt zu erhalten, und wird gewiss Preussen gegenüber alle Energie an den Tag legen, für welche eine überlegene Macht die Mittel gewährt. Aber der Kaiser muss wünschen, vertraulich in Kenntniss gesetzt zu werden, welche Schritte der Petersburger Hof beabsichtigt, um der preussischen Habgier entgegen zu treten, und die sofortige Abberufung der preussischen Truppen zu bewirken.«

Hiernach mögen die Leser beurtheilen, was von der angeblichen Raubsucht Oesterreichs in Polen und von dem für diesen Zweck angeblich geschehenen Rückzug des Heeres aus den Niederlanden zu halten ist. Wir glauben übrigens hier an der geeigneten Stelle fragen zu sollen, ob die Meinung, »was Gesinnungen anbelangt, habe keiner der beiden deutschen Staaten vor dem andern etwas voraus« eine richtige sei?

Möglich, dass Herr v. Sybel sagte, Thugut habe für den Verzicht auf Polen beabsichtigt, mit reichlichen Erwerbungen in der Türkei sich zu entschädigen. Auch über diesen Punkt gibt seine Depesche an Cobenzl Aufschluss. Er sagt: »Ein anderer dringender Gegenstand der Wünsche des Kaisers besteht darin, recht bald jeden Anschein eines möglichen Bruches zwischen dem kaiserlichen Hofe von Petersburg und der Pforte verschwinden zu sehen. Der Kaiser ist weit entfernt von dem Gedanken die Pläne zu kreuzen, welche die Weisheit der Kaiserin in Rücksicht auf das ottomanische Reich gefasst haben könnte. Er wird sogar nicht anstehen, zu ihrer Ausführung mit aller Loyalität eines treuen Verbündeten beizutragen. Aber bei der gegenwärtigen Lage würde es sehr schwer sein, sich über die unberechenbaren Folgen zu beruhigen, welche ein Krieg mit der Türkei nach sich ziehen würde. Nicht genug

*) Die Depesche bei Hüffer im Anhange.

Digitized by Google

können wir auf der unumgänglichen Nothwendigkeit bestehen, die franzischen Angelegenheiten zu Ende zu bringen, ehe man an einen Krieg mit der Türkei denkt.« — Schwerlich irren wir, wenn wir sagen: Auch nach Beendigung des französischen Krieges dürfte keine Lust bestanden haben, sich in einen Türkenkrieg zu stürzen. Thugut, der die russische Politik scharfsinnig durchschaute und über ihre Ziele bei einem anderen Anlasse sich deutlich aussprach, zog es gewiss weit aus vor, statt den Russen die Türken zu Nachbarn Oesterreichs zu haben; sehr wohl mag er aber eingesehen haben, dass er in hohem Grade unpolitisch verführe, wenn er den heissblutigen Wunsch Katharinens, die Türkei zu erobern, zur ungelegentsten Zeit bekämpfen wollte. Seine diessfällige Ablehnung der Meinung, Oesterreich widerstrebe den russischen Plänen, scheint darzuthun, dass man an dessen guten Willen dabei mitzuwirken, in Petersburg Zweifel hegte. In einer geheimen Instruction von Cobenzl äussert Thugut: »In der traurigen Lage, in welcher Oesterreich sich befinde, sei es durchaus auf russischen Beistand angewiesen, müsse desshalb den als unumgänglich hingestellten Forderungen dieser Macht sich fügen.« Diese Aeusserung erklärt das Eingehen Oesterreichs auf die Forderungen Russlands hinsichtlich der Türkei.

Steht es, wie diese Auseinandersetzung zeigt, schlimm mit diesen Auslassungen über Oesterreichs Lüsternheit nach polnischem und türkischem Gute, so bessert sich die Sachgestaltung auch nicht durch die Consequenzen, welche man aus der dem Vertrage Oesterreichs mit Russland vom Jahre 1795 angehängten geheimen Declaration vom 3. Januar dieses Jahres zieht. In diese ist die in Thuguts Instruction an Cobenzl vom 29. Nov. 1794 vorkommende Stipulation aufgenommen »que dans tous les cas, ou la Prusse attaquerait l'un des deux hauts Alliés, l'autre ne se bornerait point aux secours stipulés dans le traité d'alliance, mais agirait sans délai, avec toutes les forces contre l'ennemi commun.« Wie der Wortlaut dieser Stipulation klar darthut, bezweckte sie nicht, wie Herr v. Sybel behauptet, einen Angriff auf Preussen, sondern ein Vertheidigungsbündniss gegen Preussen, falls dieses eine der beiden Mächte, Oesterreich oder Russland, angreifen sollte. Wir übergehen seine weitere Angabe, Oesterreich habe es dabei auf die preussischen Ostseeprovinzen abgesehen gehabt, weil das Lächerliche keiner Widerlegung bedarf, erklären aber den Ursprung dieser Defensiv-Allianz aus der Befürchtung, Preussen werde vom Basler Frieden zu einem Kriegsbündnisse mit Frankreich fortschreiten, zu welcher Besorgniss Grund allerdings vorhanden war. Herr v. Sybel zieht aus der Declaration übertriebene Folgerungen. Er schildert sie als ein »tiefeingreifendes weltbewegendes Ereigniss, von dem die Geschicke Europas in neue völlig ungeahnte Bahnen gedrängt und der Welttheil einer des Rechts und der Freiheit beraubten Zukunft entgegengeführt werden musste.« Diese

Digitized by Google

schauerliche Prognosis ging nicht in Erfüllung, weil die geheime Declaration nie zum Vollzug kam, und dann konnte sie unmöglich Entstehungsursache des Baseler Friedens sein, weil sie, bis Miliutin sie veröffentlichte, sechzig Jahre für Preussen und alle Welt geheim blieb. Diese Grundangabe bestreitet Herr v. Sybel auf das Entschiedenste und »beneidet Herr Hüffer nicht darum.« Die Declaration wurde den 3. Januar 1795 abgeschlossen, der Baseler Frieden den 5. April des nämlichen Jahres. Sollte jene auf diesen einen Einfluss gehabt, ihn veranlasst haben, so musste sie in dieser kurzen Frist bekannt geworden sein, weil nur auf diesen Zeitraum, nicht auf einen späteren die behauptete Wirkung passt. Wie kann endlich Oesterreich nach Sybel, durch »Wortbruch und Hinterlist« Preussen zum Baseler Frieden gedrängt haben, da Preussen schon einige Jahre vorher zu Frankreich in ein friedliches Verhältniss getreten war und seinen Separatfrieden vorbereitete? Wie es dabei zu Werke ging, hat Vivenot klar genug gezeigt um einzusehen, dass der österreichische Theilungsvertrag und die geheime Declaration nicht Bestimmungsgrund für den Baseler Friedensschluss sein konnte.

Wir haben weiter oben gezeigt, dass Oesterreich den die dritte Theilung Polens herbeiführenden Krieg nicht billigte, dass es die Aufrechthaltung des letzten Vertrages mit der Republik und die Zurückweisung der eingerückten Preussen von Russland nachdrücklich verlangte. Wie kann man es also Oesterreich verargen, dass es, nachdem es ihm nicht gelang, Polens Verhängniss abzuwenden, seinen Antheil an der Theilung beanspruchte, und für den Fall als es nicht gelänge eine Kriegsentschädigung in Frankreich zu nehmen, venezianisches Besitzthum dafür bedingte? Hüffer sagt diessfalls: »Es charakterisirt nur zu deutlich die habsüchtige gewissenlose Politik jener Zeit, wenn ohne den Schein eines Rechts über fremde Länder verfügt wird, und es ist das traurigste Schauspiel, wenn die deutschen Mächte eine nach der andern zur Förderung russischer Pläne gegen einander sich gebrauchen lassen. Von allem das Bezeichnendste ist die beinahe naive Unbefangenheit, mit welcher der österreichische Minister sich berechtigt hält, nach den Gewaltthaten der beiden anderen Mächte nun auch seine Hände wohin er wolle, auszustrecken, um das Idol der Zeit, das angebliche höchste Recht des Gleichgewichts wieder herzustellen.« Wir bemerken Hr. Hüffer, dass das politische Gleichgewicht (damals nicht als höchstes Recht, sondern als sogenannte Staatsraison massgebend) keineswegs eine Fiction ist. Im Interesse seiner eigenen Sicherheit konnte Oesterreich nicht zugeben, dass Preussen durch die letzte Theilung ein Uebergewicht erstrebe; es nahm also was es Preussen oder Russland nicht lassen durfte, unterschied sich aber von beiden dadurch, dass es aus eigenem Antriebe nichts nehmen wollte. Das venezianische als Entschädigung vorgeschlagene Gebiet war in früherer Zeit von Oesterreich besessen,

Digitized by Google

und da es mit der Republik augenscheinlich zu Ende ging, besser in den Händen der Oesterreicher als der Franzosen.*) Endlich bemerken wir, dass die Neutralität Preussens im französischen Krieg, Oesterreichs Anschluss an Russland herbeiführte.

Wie grell die Thatsachen von den Anklagen gegen Oesterreich abstechen, davon erhält man auch im sechsten, »das linke Rheinufer« überschriebenem Kapitel, überzeugende Beweise. So z. B. wurde behauptet, Oesterreich habe, seiner Absichten auf Polen wegen, Holland geopfert. In Vivenots Documentensammlung trifft man aber ein Schreiben des Kaisers an Clerfayt, worin er sagt: »Bestimmte Verpflichtungen gegen meine Verbündeten und die wichtigsten Rücksichten des Staats machen es mir gebieterisch zur Pflicht, die Sorge für die Rettung Hollands nicht ausser Acht zu lassen, und alles zu versuchen, um seinen Untergang zu verhindern.« Er soll, heisst es weiter, 50,000 Mann zur Vertheidigung Hollands verwenden, dazu die besten Regimenter auserlesen und die Leitung dieses wichtigen Unternehmens zu seiner eigenen Aufgabe machen. »Noch einmal sagt der Kaiser am Schlusse, weise ich auf die dringende Nothwendigkeit hin, Holland zu schützen und ohne den geringsten Zeitverlust, ans Werk zu gehen.« — Unverkennbar macht es Hüffers Auseinandersetzung über die Kriegführung am Rhein, dass die Schuld nicht den Kaiser, nicht Thugut, nicht den Hofkriegsrath, sondern einzig und allein den von den kleindeutschen Geschichtschreibern so sehr gepriesenen, in Wahrheit aber ganz untüchtigen Clerfayt trifft. Die Leser von Hüffers Werk werden wissen, was von Sybels Ausspruch: »Wie Thugut 1794 Belgien, so hat er 1795 das linke Rheinufer den französischen Armeen nach politischer Erwägung, weil er dafür nicht kämpfen wollte, überlassen, zu halten ist!«

Im siebenten Kapitel widerlegt Hüffer das abgeschmackte Märchen von Carlettis, des toscanischen Gesandten, Friedensunterhandlungen für Oesterreich in Paris. Wir halten uns dabei nicht auf, wollen auch nicht hersetzen, wie Kenner der politischen Gesinnungen des Kaisers und Thuguts die Zumuthung, diese beiden haben mit den »Jakobinern« Unterhandlungen anknüpfen lassen, und zudem sich hierzu eines Mannes bedient, dessen Hof mit dem Wiener Hofe auf gespanntem Fusse stand, bezeichnen würden.

Gleich im folgenden Kapitel: »Die Präliminarien von Leoben« gewinnen die Leser die Ueberzeugung, wie entfernt der Kaiser von dem Gedanken eines Separatfriedens mit Frankreich war und vollends vom Anerbieten dazu. Als er sich endlich nach langen Bemühun-

*) Weder zur Zeit der Republik, noch unter französischer Herrschaft gab es im Venezianischen einen Elementarunterricht. Oesterreich führte sogleich bei der Besitzergreifung Volksschulen mit einem Aufwande von fünf Millionen ein.

Digitized by Google

gen zu einem allgemeinen Frieden herbeiliess, geschah auch dies nur unter der Bedingung, dass er ein für ihn ehrenvoller sei, und England miteingeschlossen werde. Der neapolitanische Gesandte de Gallo, von seinem Hofe zu Barthelemy nach Basel geschickt, hatte grosse Mühe von Thugut die Erlaubniss zu erwirken, dass er die Unterhandlungen für Neapel zu einem Antrage der Vermittelung seines Königs für einen allgemeinen Frieden benützen könne. Anerbietben durfte er keine machen, ja selbst nicht merken lassen, dass man in Wien durch seine Vermittelung Eröffnungen annehmen würde. Man kann dieses unwirksame Zugeständniss als ein solches betrachten, welches der Kaiser dem Drängen der Friedenspartei an seinem Hofe und dem Könige von Neapel oder richtiger der Königin, zu machen für gut fand. — Selbst als Buonaparte gleichsam vor den Thoren Wiens stand, liess der Kaiser sich kaum bewegen, auf die Präliminarien von Leoben einzugehen. Die Kaiserin bat ihn knieend darum, aber in der Conferenz, welche darüber berieth, waren er und Thugut von allen Räthen die einzigen, welche dagegen stimmten. Wenn daher Thugut gegen Eden, den englischen Gesandten, äusserte, er sei vom Abschlusse der Präliminarien nicht weniger als Eden überrascht worden und habe den Kaiser um seine Entlassung gebeten, so zeiht ihn Herr v. Sybel mit Unrecht einer Lüge. Dies um so gewisser, als die Unterzeichnung der Präliminarien auf Buonapartes Drängen, bevor eine Antwort aus Wien angelangt war, erfolgte. — Im Schlusskapitel: »Der Friede von Campo Formio« widerlegt Hüffer die Behauptung: Thugut habe die Reichs-Integrität aufgegeben, wahrheitsgemäss und beweiskräftig. Thugut wird später eine Rechtfertigung in Beziehung auf den Frieden von Campo Formio erfahren, welche alles, was diessfalls gegen ihn vorgebracht wurde, niederschlägt und als offenbare Feindseligkeit darstellt. Räthselhaft erscheint bei dieser diplomatischen Verhandlung die Mitwirkung des Marchese de Gallo und sein eigenmächtiges Verfahren. Da die Verwendung eines fremden Diplomaten für derartige Negociationen nicht üblich ist, so wird die Wahl des de Gallo nicht von Thugut geschehen, sondern dieser von der Friedenspartei ihm aufgedrängt worden sein.

Herr v. Sybel verbindet mit seiner wissenschaftlichen Polemik persönliche Angriffe seiner Gegner, indem er ihnen, weil sie keine Lehrkanzel einnehmen, nicht Professoren der Geschichte sind, alle Befähigung zu irgend welchen Leistungen in diesem Fache abspricht. Da er sich dieses längst verbrauchten Hilfsmittels auch gegen Herr Hüffer bedient, und wiederholt ausspricht, dass derselbe als Professor des Kirchenrechts gar nicht die Befugniss besitze, über historische Dinge ein Urtheil abzugeben, so frägt Hüffer in der Vorrede, ob es darauf ankomme, wer ein Buch geschrieben habe, oder darauf, was darin steht? »Sollen wir, äussert er mit Recht, den Zunftgeist, den wir aus den Gewerbgesetzen glücklich ausgetrieben, mit sieben anderen bösen Geistern wieder zurück-

Digitized by Google

rufen, und darf, wer es versucht, die Freiheit der Wissenschaft noch auf seine Fahne schreiben? Uebrigens ist zu erinnern, dass die grössten Historiker des Auslands keine Fachmänner waren. Gäbe es in Deutschland neben der Aristokratie der Geburt auch noch eine privilegirte Classe der wissenschaftlichen Productivität, so hätte die Gegenwart vor den finstersten Zeiten des Mittelalters wahrlich nichts voraus.

Der Eindruck, den die Leser von Hüffers Buch empfangen, ist der der Wahrhaftigkeit, der Schärfe des Urtheils und der vollständigsten Sachkenntniss. Dass seine Streitführung von der des Gegners grundsätzlich verschieden ist, wird Unbefangenen eben so leicht und deutlich wie aus seiner Argumentation einleuchten, wer recht, wer unrecht hat. **M. Koch.**

Die Lusiaden des Luis de Camoens. Deutsch in der Versart der portugiesischen Urschrift von J. J. C. Donner, Dritte, vielfach verbesserte Auflage. Leipsig. Fues's Verlag (R. Reisland) 1869. XIV und 410 S. in 8.

Wenn in diesen Blättern mehrfach der verschiedenen Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter gedacht worden ist, welche wir dem Verfasser verdanken, und wenn diese Uebersetzungen mit gutem Grunde als wahre Meisterwerke bezeichnet worden sind, welche, ohne dem deutschen Genius irgendwie ungerecht zu werden, doch das fremde Original mit aller Treue wiedergeben, so wird um so mehr auch eines andern ähnlichen Meisterwerkes hier gedacht werden können, welches unter den Schöpfungen des modernen Epos eine so hervorragende Stellung einnimmt, und in dieser deutschen hier zum drittenmal erneuerten Gestalt zu den frühesten Versuchen der Art zählt, welche ihrem Verfasser eine so hohe Stellung und eine so gerechte und wohlverdiente Anerkennung verschafft haben: denn die erste Auflage dieser Verdeutschung geht bis zu dem Jahre 1833 zurück: wir finden in ihr schon das gleiche Bestreben, das in den weiter folgenden Bearbeitungen der Dichter des Alterthums zu immer grösserer Vollendung gelangt ist: wir finden in ihr bereits alle die Vorzüge, durch welche die Bearbeitungen eines Sophocles, Euripides, Aeschylus, um nur an diese zu erinnern, sich auszeichnen; denn dieselben Grundsätze haben ihn schon damals geleitet, als er die erste Hand an sein Werk legte, und sich überzeugt hatte, »dass die ursprünglichen technischen Formen des nachzubildenden Gedichts beibehalten werden müssen, oder dass wenigstens eine so nahe verwandte Form, als die Natur der Sprache nur immer gestattet, an die Stelle der ursprünglichen treten muss, indem nur hierdurch diejenige Eigenthümlichkeit des Urbildes erhalten werden kann,

Digitized by Google

auf welcher jede höhere beruht. Dieses Gesetz gilt eben so wohl bei Uebertragung der neueren wie der alten Dichter.« Wenn diese Ansicht allgemein anerkannt jetzt ist, und nur die Ansichten auseinandergehen über die Anwendung der männlichen und weiblichen Reime, so hat sich der Verfasser darüber schon in dem hier mit Recht wieder abgedruckten Vorwort der ersten Auflage, des Näheren verbreitet, um damit sein eigenes Verfahren zu rechtfertigen, welches die Regel des unverbrüchlichen und gleichförmigen Wechsels der weiblichen und männlichen Reimendungen befolgte: und so liegt uns auch hier eine Uebertragung des fremden Originals vor, welche Ton und Färbung desselben wiedergiebt und den Geist, in dem es gedichtet worden, auch in der deutschen Nachbildung erkennen lässt, welche sich durchweg so viel als möglich an das fremde Original anschliesst, und die vor Allem gebotene Treue mit einer fliessenden, würdigen, ja ergreifenden deutschen Ausdrucksweise verbindet, durch welche das Ganze uns näher gerückt ist, ohne dass wir einen Anstoss nehmen an so manchen Eigenthümlichkeiten, die das Werk des uns fremden Dichters auszeichnen. Mit Recht hat der Verfasser die alte, aus Unkenntniss hier und da in Abgang gekommene Bezeichnung des Gedichts unter dem Namen der Lusiaden (im Plural statt des irrigen Singulars Lusiade) wieder zurückgeführt: denn der Gegenstand des Gedichtes sind eben die Lusiaden d. i. (als Patronymicum) die Söhne des Lusus, des mythischen Stammvaters der Lusitanen oder Portugiesen, deren Heldenthaten es zu verherrlichen bestimmt ist, namentlich ihre Züge in die Gegenden des fernen Ostens, nach Afrika und nach Indien, wo sie sich als so kühne Seefahrer und tapfere Kämpfer mit den Heiden bewährten. Und bei all dieser christlichen Tendenz, die das Ganze durchzieht, ist die Einkleidung und die äussere Form, in welcher dieser Heldengesang vor uns tritt, eine ganz antike, heidnische, an der wir darum aber keinen Anstoss nehmen dürfen, da sie mit im Geiste dieser Zeit der wiederbelebten Studien des Alterthums lag, in welchem die ganze Jugendzeit des Dichters befangen war, und in der plastischen Kunst wie in der Poesie sich überall kund gab. Von diesem Standpunkt aus werden uns dann die Anrufungen der Musen, die Einführung der alten Götter der Griechen und Römer in alle die Kämpfe und Begebnisse, die uns hier geschildert werden u. dgl. m., weniger befremden, und erinnern wir hier, um zugleich eine Probe des Ganzen zu geben, nur an die Worte, welche die Göttin Tethys an Vasco de Gama richtet, als er die Himmelskugel erblickt, und von Wunsch und Staunen ergriffen wird. Sie ruft ihm dann (Strophe 80 des zehnten Gesanges) zu:

Du schauest hier des Weltbaus grosse Gleise.
Mit Elementen, von der Luft umkränzt;
So schuf die Göttin ihn, die hohe, weise,

Digitized by Google

Die anfangslose, die kein Ziel begränzt.
Was jene Kugel rings umgiebt im Kreise
Und ihre Fläche, die so schön erglänzt,
Ist Gott; doch das, was Gott sei, fasst nicht Einer,
Denn soweit dringt von Menschenkindern Keiner.

81.

Der erste Kreis dort, der die andern kleinen
Ringsher umwindet, die er in sich schliesst,
Der weithin strahlt mit solchen Glanzes Scheinen,
Dass Aug' und Geist erblindend sich verschliesst,
Heisst Empyreum, wo den engelreinen
Geschiedenen Geistern jene Wonne spriesst,
Die nur der Edle fasset und erreichet,
Der auf der Welt nichts Anderes sich vergleichet.

82.

Hier sind der wahren Götter hehre Reihen;
Denn ich, Saturn und aller Götter Schaar
Sammt Jupiter sind eitle Fabeleien,
Die blinder Wahn der Sterblichen gebar.
Wir dienen nur dem Liede Reiz zu leihen;
Und bot uns Menschenwitz ein Bess'res dar,
War's diess, dass ihr uns zu den Sternen stelltet,
Und diesen unsere Namen zugeselltet.

83.

Und da die Vorsicht, heilig und erhaben,
Die hier in Jupiter sich dargestellt,
Durch tausend Geister, voll besondrer Gaben,
Das ganze Weltall ordnet und erhält,
Wie die Propheten uns bekundet haben
Durch manches Beispiel, das sie aufgestellt,
Dass gute Geister leitend uns beglücken,
Die bösen, wo sie können, uns berücken:

84.

Schmückt hier des Bildners wechselvolle Weise
Ergötzend jetzt, nur lehrend den Verstand,
Mit Namen sie, die, zu der Götter Preise,
Für diese schon die alte Kunst erfand.
Der Engel Schaaren in des Himmels Kreise
Sind Götter auch im heiligen Lied genannt,
Wo selbst, obwohl sie ihnen nicht gebühren,
Die bösen solch' erhabene Namen führen.

Digitized by Google

Aus dieser Probe mag entnommen werden, in welchem Fluss der Sprache in wahrhaft poetischer Fassung diese Verdeutschung gehalten ist, die darum wohl im Stande ist, von dem fremden Meisterwerke uns einen würdigen Begriff zu geben, während es von dem patriotischen Sinn des Dichters überall Kunde gibt. In dieser Beziehung können wir es uns nicht versagen, aus dem Schluss des Ganzen noch einige Strophen hier mitzutheilen, deren Uebertragung uns eben so gelungen erscheint; wir meinen die Verse, mit welchen der Dichter von der Muse Abschied nimmt, die ihn bisher geleitet und an dem König sich in folgenden Worten wendet (Strophe 146 des zehnten Gesangs):

Desshalb o König, den der Himmel Walten
Zum Throne rief, zu königlicher Pflicht,
O trachte du, kund sei's den Völkern allen,
Nur Herr zu sein von trefflichen Vasallen.

147.

Schau, wie sie froh auf allen Pfaden eilen,
Mit wilder Löwen, tapfrer Stiere Muth
Ihr Leben bietend Kugeln, Wachen, Pfeilen,
Dem Schwert, dem Hunger und der Sonne Glut,
Dem Eispol und des Erdrunds heissen Theilen,
Der Götzendiener und der Mohren Wuth,
Dem Schiffbruch und den Fischen und den Tiefen,
Und wo sie sonst verborgne Fahren riefen.

148.

Bereitet, dir in Jeglichem zu dienen,
Gehorchen sie dir stets, wenn noch so fern,
Wie hart auch immer die Gebot erschienen,
Sich Ruhe nicht vergönnend, frisch und gern;
Wohl wissend, dass dein Auge weilt auf ihnen,
Beständen sie mit dir den schwarzen Herrn
Der Hölle selbst, dass du unfehlbar siegtest,
Und Sieger stets, an ihrer Seite kriegtest.

149.

Beglücke sie mit deiner Huld, erfreue
Mit Gnaden sie, mit heitrer, milder That;
Erleichtre sie, wo streng die Satzung dräue,
So öffnet sich zur Heiligkeit der Pfad;
Erhebe Männer von geprüfter Treue,
Die Sanftmuth einen mit erfahrnem Rath,
In deine Nähe, weil sie wohl verstehen,
Wie, wann und wo die Sachen steh'n und gehen.

Digitized by Google

150.

Die Deinen alle schirm' in ihren Pflichten,
Vertheile sie nach Wandel und Talent;
Der Priester mög auf Nichts die Sinne richten,
Als Gott zu bitten für dein Regiment,
Die Sünde tilgen, fasten, unterrichten,
Tand achten, was die Welt als Ruhm erkennt;
Ein Priester, heimisch in dem Heiligthume
Des Herrn, strebt nie nach Gold und eitlem Ruhme.

151.

Die tapfern Ritter halt' in hohen Ehren,
Weil sie mit heissem, unerschrocknem Blut
Nicht nur sich müh'n des Glaubens Reich zu mehren,
Nein, auch das Reich, geschirmt von deiner Hut;
Denn Jene, die nach weit entlegenen Sphären
In deinem Dienste zieh'n voll Heldenmuth,
Besteh'n zwei Feinde: rohe Männerschaaren
Und, (was noch mehr ist) furchtbare Gefahren.

152.

Nie dulde, Herr, dass Gallier, Deutsche, Briten,
Dass Welsche sagen in des Stolzes Wahn,
Dem Portugiesen zieme nicht Gebieten,
Nein, das Gehorchen steh' ihm besser an.
Lass Rath dir nur von Wohlerfahrnen bieten,
Die lange Monde, lange Jahre sah'n;
Denn wissen Viel und Manches auch die Weisen,
Mehr weiss ein Kluger in des Lebens Kreisen.

Nach diesen Proben wird es wahrhaftig keines weiteren Eingehens in das Einzelne und keiner weiteren Einladung bedürfen, das fremde Meisterwerk in einer so ausgefallenen deutschen Uebertragung näher kennen zu lernen, und sich den geistigen Genuss zu verschaffen, den ein solches Werk in der That zu bieten vermag.

Digitized by Google

Nr. 15. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Sage von Tanaquil. Eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien. Von Dr. J. J. Bachofen, Professor in Basel. Heidelberg. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. 1870. LVI u. 356. 8.

Es wird nicht leicht Jemand in Abrede stellen, dass kein Zweig der römischen Alterthumskunde bisher weniger erforscht worden ist als die Religion. Der Grund liegt theils in der Natur der Sache selbst, theils in äusseren Verhältnissen. Wenn der Glaube als die innerlichste aller geistigen Thätigkeiten sich schon an und für sich der Betrachtung entzieht, so haben wir gerade in dieser Beziehung die allergrössten Verluste zu beklagen. Denn abgesehen von dem Festkalender Ovids, der die darauf bezüglichen Fragen mehr verwirrt als dieselben löst, ist das Hauptwerk Varros die sechszehn Bücher »de antiquitatibus rerum divinarum« verloren gegangen, so dass wir uns nur aus einzelnen Anführungen bei Dionysius und bei den Kirchenvätern eine Vorstellung von der Grösse dieses Verlustes bilden können. Nicht minder bedeutend würden die Bücher Hygin's de penatibus und de proprietatibus deorum gewesen sein und um der annosa volumina vatum und der reichen Literatur der priesterlichen Genossenschaften, der Commentarii pontificum, der libri augurales, der libri sacrorum und caerimoniarum nicht zu gedenken, ersehen wir aus den dürftigen Auszügen des Festus, welcher Schatz alterthümlicher Gelehrsamkeit in dem Werke des Verrius Flaccus verborgen war. Sind wir daher hinsichtlich der Literatur auf einzelne abgerissene Notizen beschränkt, so bietet der Gegenstand an und für sich bedeutende Schwierigkeiten. Bei der vorherrschenden Geistesrichtung der Römer versteht sich von selbst, dass die Gestaltung des Cultus und der Religion überhaupt mit der Gesammtentwickelung des Volks in engster Verbindung steht, und dass wenn auch starres Festhalten des Rituals und der äussern Form der Gottesverehrung Gesetz war, dann doch die Deutung und richtige Auffassung, überhaupt das Dogma grossen Veränderungen unterworfen war, und dass das Verständniss uralter Gebräuche dem Bewusstsein des Volkes entging. Es kam hierzu die Geneigtheit der Römer fremde Culte aufzunehmen, wenn sie der Wohlfahrt des Staates förderlich erschien, wie die Verehrung der Juno Regina, des Vertumnus, des Aesculapius, der Cybele und so vieler anderen Gottheiten beweist. Es schien eben erspriesslich, die göttliche Macht, welche sich bei irgend einem Volke als hülfreich erwiesen, den Interessen des römischen Staates dienstbar zu machen.

Digitized by Google

Wozu dann endlich noch die welthistorische Bestimmung Roms kam, alle günstigen Bestrebungen der früheren Jahrhunderte in Rom wie in einem Centralpunkt zu vereinigen, und somit auf die Nachwelt zu verpflanzen.

Die nothwendige Folge davon war, dass von einer Vereinigung verschiedener Elemente in den Gebräuchen so ein Synkretismus in den religiösen Vorstellungen entstand, welcher nicht weniger von den Griechen gepflegt wurde, welche die Römer als Hellenen darstellen wollten, als von den Römern, welche den Bemühungen der Griechen entgegenkamen. An diese Verschmelzung griechischer und römischer Vorstellungen haben die Neuern gewöhnlich angeknüpft, um das National-Römische auszuscheiden, welche Bemühungen mit mehr oder weniger glücklichem Erfolg begleitet waren. Aber so verdienstlich auch die Forschungen von Ambrosch, Gerhard, Merkel, Walz, Klausen und Preller genannt werden mögen, so fehlte es bisher an einer erschöpfenden Behandlung der Grundlage. Diess hat in jüngster Zeit der Hr. Verfasser des oben angeführten Buches, Hr. Prof. Bachofen, versucht, und ein Werk geliefert, welches ich wegen der Gründlichkeit der Forschung, wegen der wissenschaftlichen Methode der Untersuchung, wegen der umfassenden Kenntniss der gesammten darauf bezüglichen Literatur, endlich wegen der gewonnenen Resultate nicht anstehe zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Erscheinungen der Gegenwart zu zählen. Das Ergebniss, um es mit wenigen Worten zu sagen, besteht in der Nachweisung des unmittelbaren Zusammenhanges der ältesten Cultformen in Italien und Rom mit der Auffassung des Orients. Da die Sprachvergleichung hinsichtlich des Etruskischen noch zu keinem bestimmten Resultate gelangt ist, da auch die Denkmäler nicht in ihrem orientalischen Charakter anerkannt sind, so will der Herr Verfasser durch die Analyse des Mythus die fehlenden oder nicht anerkannten Beweismittel ergänzen. Und zwar wird der Mythus gefasst als Darstellung der Volkserlebnisse im Lichte des religiösen Glaubens. Diesen Glauben wechselt kein Volk zugleich mit den Wohnsitzen. Daher die Uebereinstimmung der Sagenideen und der Sagenform für weit entlegene Länder einen Culturzusammenhang beweist. Jetzt zeigt sich unverkennbar in der Sage von Tanaquil eine Verwandtschaft mit asiatischen Königssagen, so dass der Gedanke eines inneren Zusammenhangs sich unwillkürlich aufdrängt. So weit nun der assyrische Culturkreis reicht, wird die Ertheilung der Krone als That eines Weibes aufgefasst, welches als Hetäre gedacht wird, immer mit Hercules verbunden und stets als Gebieterin des Mannes. Dabei tritt aber hinsichtlich der Tanaquil eine Verschiedenheit hervor, weil sie im Sinne der spätern römischen Ansicht von der Stellung des Weibes aufgefasst ist. Hier muss also eine Abschälung der spätern Umbildung eintreten, um den ursprünglichen Kern der Sage zu entdecken. Die spätere römische Matrone muss auf ihren hetärischen Ursprung

zurückgeführt werden. Denn da das spätere Rom der asiatischen Gedankenwelt mehr und mehr sich entfremdete, ging hier auch der Schlüssel für die richtige Erklärung verloren. Aber die sacrale Tradition blieb in Kraft. Wenn nun schon hier die Kraft des sich Alles assimilierenden römischen Geistes sich zeigt, so ist um so merkwürdiger, wenn die Sage von der Tanaquil auch in der sabinischen Sage reflectirt erscheint.

Eben so entspricht dem lydischen Hercules der sabinische Semo Sancus oder Deus Fidius. Aber weit grösser als in dem Aeussern ist die Uebereinstimmung in den Ideen, welche so tiefe Wurzeln in Italien geschlagen hat, dass man nicht nur eine assyrische Culturperiode, sondern auch die Anwesenheit asiatischer Völker auf italischem Boden annehmen muss. Aber was in Italien in aufgelösten und zerstreuten Bruchstücken und vielfach überarbeitet sich darstellt, das erscheint im Orient lückenloser, zusammenhängender und in reiner Ursprünglichkeit. Weil nun aber das spätere Rom dem Orientalismus völlig entwachsen war, so konnten auch die aus dieser Zeit stammenden Erklärungsversuche unmöglich den ursprünglichen Zusammenhang auch nur errathen. Wenn wir aber den in dem Mythus selber gegebenen Andeutungen nachgehen, so stellt sich als Resultat heraus: »König Servius, der Gründer der römischen Gemeinde, der Urheber der Volksfreiheit ist ein Sprössling jener hetärischen Sclavenfeste, welche die assyrischen Völker als die Rückkehr zu den Geboten der grossen Mutter, des Lebens zur Freiheit und Gleichheit Aller betrachteten.« Wir haben also die Umbildung religiöser Ideen und Gebräuche zu einem Gewebe menschlicher Verhältnisse und Schicksale an eine historische Persönlichkeit geknüpft, wobei nur zu bemerken, dass die religiöse Symbolisirung nur auf Geburt, Tod und Erhebung des Königs sich bezieht und seine übrige staatliche Bedeutung ganz ausser Acht lässt. Wenn wir daher annehmen müssen, dass zur Zeit der Könige die assyrisch-asiatische Symbolisirung in der religiösen Auffassung oder die Historisirung cultlicher Handlungen noch herrschend war, wie denn in der Geburt und dem Tode des Romulus und in der Geschichte Numa's ähnliche Anklänge erscheinen, so müssen wir auf der andern Seite hervorheben, dass die römische Lebensanschauung im schroffsten Gegensatze zu dieser Vergötterung des weiblichen Princips steht, ja recht eigentlich das Wesen Roms ausmacht. Daher jene unbeschränkte patria potestas, die Ausstattung der Töchter durch die dos, daher die strengen Ritualgesetze, namentlich für den Flamen und die Flaminica, endlich die unbedingte Herrschaft der Staatsideen über die Religion. Rom ist die bewusste Reaction gegen den assyrischen Hetärismus. Italien war der Sammelplatz aller asiatischen Ausströmungen und aus seiner Mitte ging Rom hervor. Wenn nun alle geschichtliche Entwickelung durch den Anschluss an das früher Gewesene und die eigenthümliche Entwickelung des Empfangenen bedingt ist, so haben die

Digitized by Google

Römer mit dem vollen Bewusstsein der Eigenart nicht nur die Sage in ihrem Sinne umgestaltet, sondern namentlich die Consequenzen des asiatischen Cultus, in der Ehe, der Familie, im Staate und in der Religionslehre bekämpft und sind daher gerade am entgegengesetzten Ziele angekommen. Wir werden schwerlich irren, wenn wir die bewusste Gegenwirkung in den Beginn der Republik setzen, wo das römische Bürgerthum über seine Ziele sich klar ward. Der Hr. Verf. nimmt keinen Anstand, die Erhebung des geschichtlichen Bewusstseins über den Naturgedanken, die Idee eines geschichtlichen Staats und seines Rechtes als einen eminent sittlichen Erwerb und überhaupt als das Sittlichste zu betrachten, was das Alterthum hervorgebracht hat. Alles was diesem Gedanken widerstrebt, sucht Rom zu unterjochen und nach errungenem Sieg sich dienstbar zu machen. Während die ältere Geistesstufe Alles im Lichte des Glaubens betrachtet und die religiöse Wahrheit über die menschliche setzt, so hat römische Weltanschauung zwar den Staat nicht der Gottheit entfremdet, im Gegentheil die Mitwirkung der Götter in allen Lebensverhältnissen in Anspruch genommen, aber dieselbe dem römischen Staatszweck untergeordnet.

Diess mögen wohl die Grundgedanken sein, welche durch die ganze Darstellung hindurchgehen und dieselbe beleben, und es bleibt nur noch übrig über die Methode des Hrn. Verf. ein Wort zu sagen. Diese steht zuerst im Gegensatz zu der gemeinen, welche auch die Geschichte als ein von materiellen Kräften in Bewegung gesetztes Naturgeschiebe betrachtet. Da ferner alles menschliche Thun schnell vorübereilt, so kann niemals das Ereigniss selbst in seinem realen Verlaufe Gegenstand unserer Beobachtung bilden. Vielmehr muss, um das flüchtige zu fixiren, die Tradition ins Mittel treten. Aber auch diese theilt die Natur des zu Grunde liegenden Ereignisses. Gleich der äusseren That, ist die innere der Auffassung und der Ueberlieferungsgestaltung das Product einer weiter gehenden, keiner stabilen ewig unwandelbaren Potenz, fliessend und flüchtig wie die Handlung und daher gleich Allem, worin Leben wirkt, selbst der Geschichte verfallen. Woraus er dann die Schlussfolge zieht, »dass für die Geschichte der Vergangenheit nie eine reale aber stets eine geistige Wahrheit erlangt werden kann.« Denn die Erforschung drehe sich nicht um die Ermittelung des Factischen, sondern um den in der Ueberlieferung enthaltenen Zeitgedanken. Indem wir die tiefe Wahrheit, die in dem Gesagten liegt, nicht verkennen und die Vorzüge dieser naturhistorischen Methode, wie sie der Herr Verf. nennt, vollkommen zu würdigen wissen, hätten wir gewünscht, der Herr Verf. hätte sich bestimmter gegen Missdeutung verwahrt.

Leicht könnte man auf den Gedanken kommen, der Hr. Verf. wolle dem bekannten Satze des Gorgias das Wort reden, »der Mensch ist das Maass aller Dinge, der Seienden wie sie sind, und der Nichtseienden wie sie nicht sind.« Kurz, indem er die Objectivität der

Digitized by Google

Ueberlieferung befürwortet, wolle er die Subjectivität auf den Thron setzen. Wenn derselbe sagt, »die Wahrheit wird in der nothwendigen Verknüpfung und in dem Zusammenhang des Ganzen erkannt, und sie ist nicht mehr die rein empirische der äussern Thatsächkeit, sondern die höhere. im Grunde einzig reale, die sich über die flüchtigen Dinge zu der in ihnen erschienenen Idee erhebt«, so können wir dieser ächt platonischen Auffassung unsere Beistimmung nicht versagen, müssen aber doch für die Geschichte eine entschiedenere Berücksichtigung des Thatsächlichen und der Persönlichkeit fordern. Alles was geschieht, geschieht in bestimmten Zeiten, unter bestimmten Verhältnissen, durch bestimmte Personen, und die Aeusserungen des Weltgeistes kommen auch Menschen zur Offenbarung. Diese in ihrer Individualität sind die Träger und die Pfeiler des Volkslebens. Endlich hinter der verschiedenartigen und mit den Zeiten wechselnden Auffassung der Thatsachen liegt die ewige Wahrheit, welche unabhängig von aller Veränderung allein Geltung hat. Zu derselben durchzudringen ist Aufgabe der Wissenschaft. Die Grundbedingung zu derselben zu gelangen ist Congenialität des Geistes, oder das höhere Ahnungsvermögen, das unmittelbare Schauen, dagegen die wissenschaftliche Methode der Mittheilung, die Dialektik. Und eben die naturgemässe Zerlegung des historischen Stoffes kann nicht ohne diesen geistigen Process zu Stande kommen.

Wenn wir zur Betrachtung des Einzelnen übergehen, so müssen wir vorerst den streng systematischen Gang anerkennen, indem er in der ersten Abtheilung die Sagen von dem Thronerwerb des Königs Tarquinius mit den ähnlichen Asiatischen, den Lydischen, Phrygischen, Karischen, Troischen, Assyrischen; in der zweiten Abtheilung die Geburtssagen des Königs Servius Tullius mit verwandten Erscheinungen; in der dritten Abtheilung die römische Umgestaltung der asiatischen Ueberlieferung behandelt, und in einer Beilage das damit in engster Verbindung stehende Maternitätsprincip der etruskischen Familie erläutert.

Der Herr Verfasser anknüpfend an die in seinem Mutterrechte dargelegten und immer allgemeiner in ihrer Bedeutsamkeit anerkannten Ideen, geht von dem Grundsatze aus, dass das zügellose Naturprincip, welches in dem Dienst der babylonischen Mylitta ausgeprägt ist, als massgebendes Vorbild die ursprünglich auf einer abweichenden Auffassung ruhenden Culte in ihrem Sinne umgestaltet hat. Nun folgt Mylitta dem Princip des sich selbst überlassenen Naturlebens in seiner vollen durch keine menschliche Einrichtung beeinträchtigten Schöpfungsthätigkeit. Also ist die beengende Fessel der Ehe ihrem Wesen zuwider. Aus diesem Grundcharakter erklären sich alle die Gräuel, welche an den Dienst der unter den verschiedensten Namen verehrten Göttin geknüpft sind. Während man nun bisher diesen Dienst auf Asien und einige Inseln wie Cyprus beschränkt glaubte, hat der Hr. Verf. nicht nur die Allgemeinheit der Ausbreitung dargelegt, sondern namentlich auch

Digitized by Google

dessen Verpflanzung nach Italien nachgewiesen und dessen Spuren im Tanaquil-Mythus entdeckt. Hier ist nun in der That bewundernswürdig, wie er in der durch römische Tradition völlig umgestalteten Sage die tiefern Beziehungen aufzufinden und durch Combination und Vergleichung mit asiatischen Cultformen in ihrer ursprünglichen Bedeutung darzustellen weiss. Mit Recht hat er als den vorherrschenden Gedanken in dem Tanaquil-Mythus die Uebertragung der Herrschaft an zwei durchaus unberechtigte Persönlichkeiten erkannt. Demselben Gedanken begegnen wir in einer Anzahl asiatischer Culte und Traditionen, wo derselbe Act nur in anderer Fassung wiederkehrt. Hier werden nun die ältesten Königssagen der Lydier einer sorgfältigen Prüfung unterworfen und in ihnen derselbe Grundcharakter, nämlich die Uebertragung der Herrschaft durch ein buhlerisches Weib nachgewiesen. So tritt die lydische Tydo, Damonno und Omphale der Tanaquil gegenüber. Auf gleiche Weise werden die ältesten Königssagen der Assyrer analysirt und in der Verehrung der Derceto, der sidonischen Astarte, der tyrisch-karthagischen Dido, der persischen Anahit und Nanaia ähnliche Grundanschauungen hervorgehoben. »Mit der assyrischen Religion zeigt die persische besonders in ihrer Auffassung des weiblichen Naturprincips eine so nahe Verwandschaft, dass die Uebereinstimmung beider in der Annahme des weiblichen Ursprungs der Königsmacht sich von vorn herein erwarten lässt. Auch die phrygischen Königssagen zeigen Spuren einer ähnlichen Auffassung. Das Augurium durch die Vögel, die deutende Frauengestalt, und der Wagen erscheinen als eben so viel Grundformen der ältesten Tradition, die sich bei der Tanaquil wiederholen. Auch die Mysier und Karier weisen dem Königthum denselben weiblichen Ursprung an, wie sie denn auch als Bruderstämme der Lydier erscheinen. Die Mythen von der Auge und die historische Erscheinung der Ada weisen ebenfalls darauf hin, dass die Frauen die königliche Gewalt verleihen, insofern sie die Göttin repräsentiren, welche die religiöse Legitimation für die oberste Gewalt verleiht. Den phrygischen, karischen und mysischen Mythen schliessen sich die troischen an, um so mehr als auch Troja als ein Vasallenstaat des assyrischen Reiches erscheint und einer Dynastie assyrischer Heracliden gehorcht. Priamus Thron ist ein Geschenk des Heracles. Auch in den Aeneaden ist die Beziehung auf Heracles unverkennbar. So auch bei den Frauen. Hesiones Schleier ist das Symbol der Uebertragung des Königthums. Im gleichen Verhältniss erscheint Aphrodyte zu Anchises Geschlecht. An ihr göttliches Mutterthum ist der Herrscherberuf der Aeneaden geknüpft und dies kehrt wieder in den Sagen von Ascanius, Ilia, Romulus, ja bis auf Julius Caesar pflanzt sich diese Ansicht fort. In der Begegnung des Aeneas mit der Dido liegt die gleiche Vorstellung zum Grunde, nur dass Vergil die Emancipation aus der orientalischen Legitimationsform im römischen Sinn unternommen hat, und den Aeneas einem höhern Götter-

Digitized by Google

spruch gehorsam dargestellt hat. Alle Länder nun, wo Cultformen den obengenannten gleichbedeutend gefunden werden, müssen auf irgend eine Weise mit der assyrischen Dynastie in Verbindung gedacht werden, wenn man nicht dieselbe als die in einer gewissen Periode allgemein verbreitete Cultusform ansehen will, welcher wie im Orient das Weib der Hebräer, so in Italien die Römer mit der ganzen Schroffheit eines bewussten Gegensatzes entgegengetreten sind. Dann auch in Abydos, Cythere, Korinth, bei den Epizephyrischen Lokrern, ja selbst in Sparta finden sich ähnliche Festgebräuche, und in der Erzählung von Demaratus hat der Hr. Verf. sogar eine Parallele mit Servius Tullius entdeckt.

Dass nun in der Tanaquil-Sage alle die Grundgedanken jener Festfeier wieder vorkommen, hat der Hr. Verf. auch in der Betrachtung der Attribute, der Sandalen, des Rockens und der Spindel, des Gürtels dargethan. Auch das Fenster wird in seiner hetärischen Bedeutung nachgewiesen. Weniger Werth möchte ich auf die Deutung von Gaia Caecilia, Vicus Cyprius und sceleratus legen, welche vielleicht zu gesucht und zu künstlich ist. Dagegen ist auf jeden Fall bedeutsam die Verbindung der Tanaquil mit Hercules durch deren Aufstellung in dessen Tempel, oder eigentlich des Semo Sancus, der ausdrücklich für Hercules erklärt wird. Denn überall erscheint neben der Hetärenmutter der Heracliden Geschlecht. Dadurch erhält auch der sabinische Hercules den ganz gleichen Charakter, wie dies schon durch die Sage von Tarrutius und Larentia angedeutet wird. Wenn nun aber dieser sabinische Deus Fidius zugleich mit dem uranischen Lichtreich in Verbindung gesetzt wird und eine zugleich kosmische und ethische Deutung nicht nur gestattet, sondern fordert, so ist dies eben ein unauflösliches Räthsel, welches wohl den meisten Widerspruch hervorrufen wird, wiewohl mir die Ansicht des Hrn. Verf. die durchaus richtige scheint. Wir müssen eben eine höhere und reinere Ansicht von den göttlichen Dingen als die ursprüngliche setzen, welche dem vergötterten Hetärenthum vorausging. Und allerdings tritt sowohl der asiatische wie der sabinische Hercules als Gottesstreiter auf gegen die typhonischen Gewalten, der selbst den Tod bekämpft; es ist nun die Frage, ob diese Gedanken ursprünglich dem Cultus zum Grunde lagen oder später mit hineininterpretirt worden sind. Einen grossen Gegensatz zwischen ältern und spätern Cultus und Religionslehren, zeigt die Auffindung und die vom Senat verfügte Verbrennung der Bücher Numas, und die von den Kirchenvätern anerkannte Aehnlichkeit des mosaischen Gottesdienstes mit den alten religiösen Satzungen Numas. Wenn endlich die Ausschliessung der Frauen von den Opfern an der ara maxima auf eine Reaction gegen den Hetärismus, umgekehrt das Bild der Tanaquil im Herculestempel eine Bestätigung der asiatischen Auffassung zu sein scheint, während doch der Mythus von der Tanaquil selbst ganz im römischen Sinne umgebildet worden war, so darf man schwerlich ein

Digitized by Google

allgemeines Verständniss dieses Gegensatzes voraussetzen, weil gemeiniglich die Masse sich den Formen des Cultus gegenüber sehr gedankenlos verhält und dergleichen höchstens einen Bestandtheil antiquarischer Gelehrsamkeit ausmachen konnte.

Von S. 133 an hat der Hr. Verf. die Geburtssagen vom König Servius von dem gleichen Gesichtspunkt aus behandelt und überall die Bestätigung der früher bewiesenen Sätze gefunden. Hier sind nun zuerst alle darauf bezüglichen Stellen gesammelt, sorgfältig erläutert, das Wesentliche hervorgehoben und die allmählige Umgestaltung nachgewiesen, so dass das Ganze als ein aus religiösen Vorstellungen hervorgegangener Mythencomplex erscheint, der auf die Religionsidee Asiens, einer im zügellosen Hetärismus sich kund gebenden Naturmutter zurückzuführen ist. In der römischen Sage erscheinen die charakteristischen Merkmale der hetärischen Sclaven- und Freiheitsfeste Babyloniens und Assyriens wieder; die Functionen der Tanaquil sind Nachbildungen der durch die Sakäenkönigin dargestellten Festgebräuche. Daher werden auch die Sclavenfeste, namentlich die Compitalien auf Servius zurückgeführt, wie denn auch die No nae caprotinae und die Horalia deutliche Spuren ganz ähnlicher Vorstellungen auf unverkennbare Weise errathen lassen. Diess hat endlich der Hr. Verf. noch anschaulicher gemacht durch Analyse des Namens Tanaquil, welchen er mit Retana, Thana, Morthana, Athana zusammenstellt, wie auch die Namen Anna und die persische Nanaia und Anahit früher als ganz gleichartig erkannt worden sind.

Die dritte Abtheilung, welche die römische Umgestaltung der asiatischen Ueberlieferung behandelt, ist mit nicht weniger Gründlichkeit und Genauigkeit durchgeführt. Wenn nämlich das Ergebniss des Vorhergehenden war: »Servius sollte nach der Auffassung seiner Zeitgenossen an einem der grossen Freiheitsfeste gezeugt worden sein, in welchen das assyrische Volk die jährliche Wiederherstellung der ursprünglichen Naturordnung mit taumelnder Lust feierte«, so ist nun das Bestreben des Hrn. Verf. nachzuweisen, wie von dem Standpunkt der Römer aus diese ihrem Wesen widersprechende Ueberlieferung zu einer ächt nationalen umgeschaffen werden konnte. Das dabei beobachtete Verfahren hat der Hr. Verf. durch eine sehr passende Parallele, nämlich der priesterlichen Würde des Flamen in seinem Verhältniss zur Flaminica erläutert, welche offenbar noch eine orientalische Grundlage verräth. So wird also die Tanaquil zur Göttin Fortuna, und der vom Lar familiaris gezeugte Servius ihr Liebling; die Idee der Häuslichkeit an den Namen Tanaquil und an ihre Symbole Rocken und Spindel zu knüpfen, ist offenbar eine der späteren Umbildungen, um der Sage ein ächt nationales Gepräge zu geben. Tanaquil wird das Vorbild der ehelichen Tugend, die Beschützerin der nationalen Rechte, der Mittelpunkt des reinen Familienlebens. Italien hat den Naturgedanken, den es als Erbschaft des Orients angetreten, in den

Digitized by Google

staatlichen verwandelt und in dieser Neugestaltung seinem occidentalen Lebensprincip dienstbar gemacht.« Der Hr. Verf. erklärt sich zum Schluss mit Recht gegen die herrschende Ansicht, welche die Arbeitstheilung als Vorbedingung jeder Meisterschaft zu preissen pflegt, und in örtlicher und zeitlicher Beschränkung der Forschung die Möglichkeit der Vervollkommnung erkennt, während doch in solcher Isolirung Nichts begriffen wird, weil Alles aus dem Zusammenhang mit der übrigen Menschheit herausgerissene nothwendig verkümmert wird, und es überhaupt in der Geschichte Nichts Absolutes, sondern nur Relatives gibt. Daher zur Bildung jedes neuen Gedankens die Mitwirkung der gesammten ältern Menschheit gefordert wird. Wenn der Hr. Verfasser endlich mit den Worten schliesst: »Es scheint uns, dass die Geschichte, die es überall mit flüchtigen Erscheinungen zu thun hat, vorzüglich auf die Genesis der Ideen in der Menschheit ihr Augenmerk richten und das Wie? noch höher achten muss als das Was? Denn nur durch die Idee gewinnt die alte Welt Berührung mit der heutigen, und diese wie jene Zusammenhang mit dem Unendlich Göttlichen.« so können wir dieselbe mit voller Ueberzeugung unterschreiben, vorausgesetzt dass die Träger der Ideen die Menschen nach Zeit, Ort, Staat, Volk, endlich nach ihrer Persönlichkeit und Eigenart gehörig gewürdigt werden.

Es folgt endlich noch eine Beilage: »Das Maternitätsprincip der Etruskischen Familie«, wo der Hr. Verf. wiederum mit derselben Besonnenheit die einzelnen Data aufgezählt, zusammengestellt und in solche Verbindung gebracht hat, dass das Ergebniss sich als unwiderlegbare Thatsache herausstellt.

Zuerst hat er die Inschriften in systematischer Ordnung aufgeführt, welche unzweifelhaft die Abstammung von mütterlicher Seite hervorheben, und durch deren gründliche Analyse hat er sich den Weg zur Erklärung der übrigen gebahnt, so dass der stufenweise Fortschritt ebenso den denkenden Leser festhält, wie er den Gegenstand selber zu immer grösserer Klarheit erhebt. S. 280—290. Dann weist er dasselbe Princip in dem Mythus von der Tagesgeburt nach. Besonders gelungen ist die Behandlung der sechsten Satire des Persius, welche ebenfalls eine Beziehung auf das Mutterrecht enthält, wo ich die Erklärung als eine durchaus gelungene bezeichnen muss, vielleicht nur die Bemerkung über j u x t a ausgenommen S. 296. Wiederum zeigt sich die Einwirkung des Muttersystems auf die Lehre von der Städtegründung und Seculum, wodurch die verschiedenen symbolischen Handlungen eine überraschende Deutung gewinnen. Aber auch noch in vielen andern Erscheinungen weiss der Verfasser Spuren des gleichen Systems zur Anschauung zu bringen, so in der Gleichstellung der Menschen mit der Erdvegetation, in den Verhältnissen der Kinder, in der Stellung der Frau, namentlich in dem Schwesterverhältniss, wo sehr umfassende Aufschlüsse über die Verehrung des Janus, sein Wesen

Digitized by Google

und seine ursprüngliche Deutung gegeben werden. Auch die Stellung weiblicher Geisseln wird aus dem gleichem Princip erklärt; wobei es in der That bewundernswürdig, wie der Verfasser das scheinbar fern liegende in den Bereich der Untersuchung hineinzieht, und zur Erläuterung des Hauptgedankens zu benutzen versteht.

Wenn wir jetzt noch einen Rückblick auf das Ganze werfen, so muss constatirt werden, dass der Hr. Verf. den räthselhaften Mythus von der Geburt und der Erhebung des Servius Tullius, der den bisherherigen Forschern nur als ein Beweis mehr für den apokryphischen Charakter der römischen Königsgeschichte gedient hatte, dadurch gerechtfertigt hat, dass er denselben mit asiatischen Cultgebräuchen in Verbindung gesetzt' und als eine historisirte festliche Handlung dargestellt hat. Dabei trat ihm natürlich die Frage entgegen, wie eine dem Orient angehörige Vorstellungsweise in dem fernen Westen habe Boden gewinnen können. Der Hr. Verf. steht keinen Augenblick an diese Verwandtschaft mit den asiatischen Einwanderungen in Verbindung zu bringen, von denen die historische Ueberlieferung die der Heneter, die der Etrusker und die der Troer nennt. Dass diese Einwanderer ihre eigenthümlichen Begriffe von der Gottesverehrung und ihren Cultus mit in die neuen Wohnsitze herüber gebracht, sieht der Hr. Verf. als selbstverständlich an. Aber nicht allein diess muss zugestanden werden, sondern die Fortdauer dieser Festgebräuche oder wenigstens die religiöse Anschauungsweise muss noch längere Zeit bis in die römische Königszeit fortgedauert haben.

Dahin deuten auch mehrere Züge der Ueberlieferung über Romulus und Numa, und selbst ähnliche Festgebräuche erhielten sich in der Form der Compitalia, der Floralia und der Nonae Caprotinae, wodurch namentlich die Einwendungen derer beseitigt werden, welche wohl die religiöse Auffassung wollten gelten lassen, aber den Fortbestand der Festfeier selber in Abrede stellen möchten. Gleichwohl ist die Reaction gegen diesen asiatischen Cultus so im Wesen der ganzen römischen Lebensanschauung begründet, dass dieselbe nicht zu spät hinausgerückt werden, sondern sicherlich mit der Entstehung des römischen Bürgerthums siegreich hervortreten musste. Wenn daher die Entstehung der Nonae Caprotinae auf die Zeit des Camillus bezogen wird, so muss dies wohl als ein Anachronismus bezeichnet werden; denn eine ähnliche Festfeier konnte nicht als alterthümliche Einrichtung noch fortbestehen, aber schwerlich in jener Zeit erst gestiftet werden. Eine andere Frage entsteht, in welchem Verhältniss diese religiöse oder priesterliche Auffassung geschichtlicher Thatsachen zu der objectiven Geschichtschreibung gedacht werden müsse. Denn Viele müssen glauben, dass durch diese mythisch-religiöse Darstellungsweise die römische Königsgeschichte noch viel mehr in das Gebiet des Märchenhaften verwiesen würde.

Digitized by Google

Dies beruht indessen auf einem entschiedenen Irrthum. Es würde dies gerade so viel heissen, als wenn durch die Legenden der Heiligen die gleichzeitig beglaubigte Geschichte ihre Bedeutung verlieren sollte. Die religiöse Sage bemächtigt sich nur solcher Gegenstände, welche entweder nicht durch geschichtliche Zeugnisse gehörig beglaubigt werden können, oder welche sich der Natur der Sache nach einer klaren Einsicht und Erkenntniss entziehen. Also sind namentlich Geburt und Tod oder sonst wunderbare und dem gemeinen Menschenverstande unerklärliche Ereignisse die Gegenstände ihrer Wahl. Die äussere Geschichte, die Verhältnisse des Staates und Volkes, die politischen Beziehungen zu andern Völkern bleiben von der religiösen Tradition unberührt. Allerdings aber umfasst die Wundererzählung namentlich grosse Männer, deren Erscheinen und Auftreten sehr häufig über das Maass allgemeinen Verständnisses hinausgeht. So mochte also Romulus Geburt und Tod in ein undurchdringliches Geheimniss gehüllt sein, und von der religiösen Sage dem historischen Wissen völlig entrückt sein, damit wird der Gründer der Stadt nicht zum Phantasiebild. Numas Weissheit mochte Vielen als ein Geschenk der Göttin erscheinen, seine Satzungen bestanden nichts desto weniger.

Der Tod des Tullus Hostilius war Vielen ein Räthsel, aber seine Eroberung von Alba Longa und die Verpflanzung albanischer Geschlechter nach Rom kann nur ein aberwitziger Skepticismus in Zweifel ziehen. So mochte die Erhebung des Servius Tullius zur königlichen Würde den Zeitgenossen unbegreiflich erscheinen, und sie mochten daher die Mitwirkung der Götter für nöthig erachten, aber deswegen die Servianische Verfassung in Zweifel zu ziehen, oder auch nur einzelne Bestimmungen in Abrede zu stellen, konnte doch Niemanden in den Sinn kommen. Also neben einer ganz schlichten prosaischen Tradition, welche durch schriftliche wie durch andere Denkmäler geschützt war, ging eine dem religiösen Wunderglauben entstammende Ueberlieferung zur Seite, welche ohne eine einzige geschichtliche Thatsache zu erschüttern, durch eine phantastische märchenhafte Auffassung der Neigung des römischen Volkes entgegenkam, Alles und Jedes unter religiösem Gesichtspunkt aufzufassen und in dieser Gestalt dem Gedächtniss der Nachwelt zu überliefern. Diese beiden verschiedenen Arten der Auffassung auseinander zu halten ist Aufgabe des Geschichtschreibers und indem er einer jeglichen ihr Recht einräumt, wird er das Wesentliche nur um so klarer erkennen.

Der Hr. Verf. verdient daher den Dank der Geschichtsforscher, dass er die Quelle der einen dieser Richtungen an einem passenden Beispiel nachgewiesen und ihren Einfluss auf die Gestaltung der geschichtlichen Ueberlieferung gründlich entwickelt hat. Diese Art der Forschung ist also namentlich gerichtet gegen das beliebte Modernisirungsprincip einer immer mehr zur Dienerin der Tagesinteressen sich erniedrigenden Wissenschaft, gegen die immer mehr ver-

Digitized by Google

wässernde Flachheit der Alterthumsforschung, sowie »gegen die Herabwürdigung derselben zu einem blosen Appendix der Sprachkunde, wodurch es dahin gekommen ist, dass man Silbenstecherei und Buchstabenkram nicht mehr als den Anfang, sondern als das Letzte und Höchste betrachtet, und in den Wortformen eines eingebildeten Indogermanismus das Palladium für die richtige Erkenntniss des Fortgangs der geschichtlichen Entwickelung zu besitzen Alles Ernstes vermeint.«

Solchen Grundsätzen wird kein besonnener Forscher seine Zustimmung versagen, und ist daher das Studium dieses Buches besonders denen zu empfehlen, welche jeden Gedanken verwerfen, welcher nicht in dem Fahrwasser moderner Begriffsbildung sich bewegt. Sie werden reichlich Gelegenheit finden ihren kritischen Skepticismus zu erproben.

Basel. **Gerlach.**

Propädeutik für wissenschaftliche Studien von Dr. Ernst Kuhn. Berlin, 1869. W. Weber. X und 120 S. 8.

Der Herr Verfasser, dessen Schrift über den Freiheitsbegriff Ref. in dieser Zeitschrift anzeigte, macht in der Vorrede zu der vorliegenden Brochüre mit Recht die Bemerkung, dass Logik, Psychologie und Geschichte der Philosophie selbstständige Wissenschaften sind und nicht in den propädeutischen Unterricht gehören, dass das Bedürfniss nach einer Propädeutik weder »durch das gewöhnliche Schattenbild der formalen Logik«, noch durch einen »marklosen Schematismus der rationalen Psychologie«, noch durch »Anekdoten über die sieben Weisen Griechenlands« gestillt werden könne. Mit Recht wird hervorgehoben, dass die Propädeutik ein Hülfscursus für die wissenschaftlichen Studien sein müsse, dass sie nicht irgend eine einzelne philosophische Wissenschaft in kurzen Umrissen abzubilden oder etwa mehr oder weniger kurze Auszüge aus solchen Wissenschaften zu geben habe, dass ihre Aufgabe sei, »in dem jungen Geschlechte den Heucheldienst aller Scheinwissenschaft zu tilgen und die ehrenhafte Gesinnung des wissenschaftlichen Ernstes und der wissenschaftlichen Wahrheit zu wecken.«

In der Einleitung entwickelt der Herr Verf. die Aufgabe der Propädeutik und die Einrichtung und Behandlung derselben. Mit vollem Rechte unterscheidet er zwischen dem Lernen der wissenschaftlichen Elemente und dem Studium der Wissenschaft selbst. Bei dem Lernen der Elemente handelt es sich lediglich um den Gewinn der nothwendigsten Vorkenntnisse zu einer wissenschaftlichen Bildung. Hier tritt die Aufgabe der Propädeutik ein. Die Encyklopädie kann hier auf Akademieen nicht allein helfen. Besonders ist eine planmässige Einführung in die allen Sonderdisciplinen gemeinsame Terminologie der Wissenschaft von hoher Wich-

Digitized by Google

tigkeit, nicht minder die Entwickelung der logischen und psychologischen Voraussetzungen alles wissenschaftlichen Erkennens, wobei natürlich Logik und Psychologie als Einzelwissenschaften abzusondern sind. Es handelt sich um das Wecken des Interesses am wissenschaftlichen Studium, nicht um den Vortrag der Wissenschaft. Die Propädeutik hat die allgemeine wissenschaftliche Bildung zum Zwecke. Der Herr Verf. will seine Propädeutik als abgerundetes Ganzes geben, frei von ermüdender Nomenclatur. Sie soll ihren eng begrenzten Stoff zur lebendigen Anschauung und zum fasslichen Verständnisse bringen. Um den Gang der Entwickelung nicht zu unterbrechen, sollen die Erläuterungen in einer besondern Abtheilung gegeben werden.

Die Propädeutik selbst zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste enthält das Wesen und den nothwendigen Charakter des wissenschaftlichen Erkennens, der zweite den Zweck, der dritte die Grundformen und Arten, der vierte die Gegenstände desselben, der fünfte die Einheit und Gliederung der Wissenschaft.

Im ersten Abschnitte wird der Unterschied der Erfahrung und des Denkens und der Inhalt und die Form des wissenschaftlichen Erkennens dargestellt. Die Grundelemente aller Erkenntniss sind nämlich die Erfahrung und das Denken. Aus dem Wechselverhältnisse von Denken und Erfahrung geht das Wissen hervor. Der Anfang des Erkennens ist die Empfindung oder Wahrnehmung. Diese zerlegt sich in den sinnlichen Reiz und in die intellectuelle Assimilation. Durch stetig gesteigerte und wiederholte Erfahrung und Denkthätigkeit entstehen die Anschauungen oder Vorstellungen. Die Grundthätigkeit des Denkens ist dabei die Bejahung oder Verneinung. Sie sind Aeusserungen der spontanen Denhthätigkeit. In ihrer Anwendung liegt die Quelle alles Erkennens. So vollziehen sich Urtheile. Dabei ist die sich entwickelnde Denkthätigkeit die Abstraction, welche Begriffe bildet. Der Widerspruch zwischen den realen und idealen Verhältnissen nöthigt zur Reflexion. So entwickelt sich das beherrschende Princip alles Denkens, die Causalität. Durch skeptische Uebung wird die Reflexion kritisch. Man geht vom subjectiv-intellectuellen zum realen Verhältnisse, vom Erkenntnissgrunde zum Sachgrunde über. Man erhebt das Meinen zum Wissen. Man gelangt hiezu durch Folgern oder Schliessen. Die Wissenschaft hat die reinen Erkenntnissziele im Auge. Sie ist sich selbst Zweck. Sie geht auf die ursachliche Ableitung und die objective Beziehung des Erkannten. Ihr Wesen besteht in der principiellen Entdeckung der allgemeinsten Gründe, Ursachen und Gesetze. Der Inhalt ist gegeben, ist Erfahrung. Die Art der Aneignung und Darstellung entscheidet über die Wissenschaftlichkeit des Inhaltes. So ist die Form für den Inhalt in der Wissenschaft nothwendig. Ohne Erfahrung entsteht aus dem reinen Denken oder dem blossen Selbstbewusstsein keine Wissenschaft.

Digitized by Google

Selbst Punkte, Linien, Körper werden ohne Erfahrung nicht erkannt. Zur wesentlichen Form des wissenschaftlichen Inhaltes gehört ausser der ersten Anordnung die Unbeschränktheit und Allseitigkeit der Aneignung und die Schärfe und Gründlichkeit der Auffassung. Ref. würde hier die Auffassung der Aneignung vorausgehen lassen, da man zuerst auffassen muss, wenn man aneignen will. Das Allgemeine ist Form und Inhalt der Wissenschaft, es wird aus dem Besonderen gewonnen.

In dem zweiten Abschnitte, welcher den Zweck des wissenschaftlichen Erkennens umfasst, wird der noëtische und der praktische Zweck unterschieden. Der noëtische Zweck liegt nicht ausserhalb des wissenschaftlichen Erkennens, sondern in demselben. Damit ist nicht die »inhaltsleere« und »bodenlose« Speculation, sondern das durch die Erfahrung gewonnene Erkennen gemeint. Nur nach erster Berücksichtigung des noëtischen Zweckes, nach welchem die Wissenschaft ihrer selbst wegen da ist, kann wissenschaftlich mit Erfolg zu den praktischen Zwecken übergegangen werden.

Im dritten Abschnitte, den Grundformen und Arten des wissenschaftlichen Erkennens, werden die Grundbegriffe, Grundgesetze und Methoden desselben unterschieden. Die Grundbegriffe entstehen durch Abstraction, durch Fixirung der allgemeinen »Verhältnisse des Denkens zur Erfahrung oder gewisser Beziehungen von Erfahrungsmomenten unter einander im Denken.« Entweder sind diese Grundbegriffe Grundbegriffe des Erkennens, vorwiegend in der Subjectivität des Denkens begründet (1. reale Kategorieen unter dem Gesichtspunkte der Qualität, Begriffe der Identität oder »Selbigkeit« und der Verschiedenheit, der Wirklichkeit (Realität) und »Nichtigkeit« (Negation), der Einschränkung oder Limitation, 2. modale Kategorieen unter dem Gesichtspunkte der Modalität, Dasein, Möglichkeit, Nothwendigkeit), oder sie sind Grundbegriffe des Erkennens, vorwiegend in der Objectivität der Erfahrung begründet (reale Kategorieen unter dem Gesichtspunkte der Relation, Substantialität und Inhärenz oder Ding und Eigenschaft, Stoff und Kraft, Inhalt und Form, Causalitätsbegriff, Ursache, Wirkung, Gemeinschaft, formale Kategorieen unter dem Gesichtspunkte der Quantität, Einheit, Vielheit, Allheit, Grösse und Gestalt, Zahl und Maass, Räumlichkeit und Zeitlichkeit). Den Grundbegriffen liegt der Gegensatz des Allgemeinen und Besondern zu Grunde (S. 24 und 25).

Die Grundgesetze des wissenschaftlichen Erkennens werden als Principien betrachtet, »nach denen ganz allgemein und formell fertige Urtheile des Erkennens oder begründende und folgernde Urtheilsverbindungen auf ihre Richtigkeit und Gewissheit hin geprüft werden können« (S. 28). Es handelt sich dabei nicht um den realen Sachverhalt, sondern nur um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Verbindung. Die Form des Urtheils nach Inhalt

Digitized by Google

und Umfang wird durch das Princip der Identität, die Form aller inductiven und deductiven Schlüsse durch das Princip der Causalität beherrscht. Das Princip der Identität wird an sich dargestellt, sodann in der Form des Princips der Convenienz, in der negativen Form des Widerspruchs und als Princip der Disjunction. Auf das Identitätsprincip werden die Definition und die Klassifikation zurückgeführt hinsichtlich der Sicherheit und Richtigkeit beider (S. 29—36). Das logische Causalitätsprincip, das alles Erkennen aus zureichenden Gründen begründet, entspricht dem kosmologischen Causalitätsprincip, nach welchem jedes Moment der Erfahrung aus zureichenden Ursachen und Bedingungen abgeleitet wird (S. 39).

Die Methoden stellen den wissenschaftlichen Process dar. Die Hauptseiten desselben sind die Forschung und die Entwicklung. Darum werden die Methoden der Forschung und Entwicklung unterschieden. Zu jenen gehören die heuristische und kritische, zu diesen die Methode der Theorie als Vorbereitung des Systems und die Methode des Systems« selbst. Hier gestaltet sich das Wissen zu einheitlicher und organisch gegliederter Form (S. 40—44).

Der vierte Abschnitt enthält die Gegenstände des wissenschaftlichen Erkennens. Der Anfang wird mit der *Eintheilung* der Erkenntnissobjecte gemacht. Der Herr Verf. wählt als Eintheilungsgrund »das doppelte Verhältniss des bewussten menschlichen Subjectes zur Welt, oder das Verhältniss nach der Receptivität des Erkennens und Spontaneität des Willens« (S. 47). Nach dem ersten Verhältnisse sind die Erkenntnissobjecte empirische, nach dem zweiten teleologische (S. 47—52).

Der fünfte Abschnitt hat die Einheit und Gliederung der Wissenschaft zum Gegenstande. Die Spaltung in einzelne Disciplinen hebt die Einheit des an sich gleichen wissenschaftlichen Erkenntnissprocesses in keiner Weise auf; denn allen liegt ein und derselbe Gedankenprocess zu Grunde, durch welchen die Disciplinen allein Wissenschaften werden. Was die subjectiven Unterschiede der Wissenschaften betrifft, so kann man sie nach ihrer Verwendungsart oder nach der methodologischen Rücksicht eintheilen. Bedeutender sind natürlich die objectiven Unterschiede der Wissenschaften. Die empirischen Objecte haben den exacten, die teleologischen den constructiven Charakter. Zur Gruppe der exacten Wissenschaften mit empirischen Objecten werden die Mathematik, die Naturwissenschaft, die historische und die Sprachwissenschaft, zur Gruppe der constructiven Wissenschaften mit teleologischen Objecten die Theologie oder Religionswissenschaft, die Ethik, Politik, Technologie, Medicinal- und Kunstwissenschaft gezählt. Die »Totalität der Erkenntnissobjecte« umfasst die Philosophie (S. 53—61).

In einer besondern Abtheilung folgen von S. 65—120 die Erläuterungen der einzelnen Paragraphen der Propädeutik. Der

Digitized by Google

Herr Verf. unterscheidet hier (S. 88) ausser den bejahenden und verneinden Urtheilen auch »limitative« oder »unendliche«. Als Beispiele gibt er folgende an: »Zu den Rosaceen rechne ich diese Pflanze nicht« und: »Gott ist nicht ein Mensch«, »Kriege hält Niemand für Culturmittel.« Man sieht, dass limitativ oder unendlich hier in einem andern Sinne genommen wird, als dieses bei Kant geschieht. Bei Kant sind die Urtheile mit negativem Prädicat limitativ oder unendlich, die negativen haben ihre Negation in der Copula, während doch bei jedem Urtheile die Verneinung in der Copula liegen muss, da bei der Verneinung das Prädikat vom Subjecte getrennt wird. In propositione negativa negatio debet afficere copulam. Deshalb werden Kant's limitative Urtheile im Falle der Verbindung unter die positiven, im Falle der Trennung des Prädicats unter die negativen gehören müssen. Nach dem Herrn Verf. unterscheiden sich die limitativen Urtheile von den negativen dadurch, dass der negirte Begriff deshalb »negirt wird, um gerade allein aus der Gedankenverbindung ausgeschlossen zu werden.« Nicht die ganze Gedankenverbindung, sondern nur ein einzelner Begriff derselben, auf welchem der Ton liegt, wird hier vom Subjecte ausgeschlossen. Offenbar ist aber ein solches Urtheil ein verneinendes, weil das Prädikat von dem fraglichen Begriffe getrennt wird und hierin das Wesen der Verneinung besteht. Das Limitative, in diesem Sinne genommen, hätte nicht bloss, wie der Hr. Verf. meint, eine Beziehung auf die verneinenden, sondern auch auf die bejahenden Urtheile und gehört unter die Kategorie der versteckt zusammengesetzten Urtheile, welche man auch Ausnahmsurtheile nennt, wie z. B. Nur die Tugend macht uns wahrhaft glücklich. In diesem Urtheile ist schon das Urtheil eingeschlossen: Andere Güter, wie Reichthum, Schönheit, äussere Ehre, machen uns nicht wahrhaft glücklich. Es ist gleichgültig, ob die Ausnahme sich auf das Subject oder Prädicat bezieht. Immer hat man es mit einem versteckt zusammengesetzten oder Ausnahmsurtheile zu thun. So liegt in dem Beispiele des Hrn. Verf.: »Zu den Rosaceen rechne ich diese Pflanze nicht«, schon das andere Urtheil eingeschlossen: Ich rechne diese Pflanze zu einer andern Pflanzenart, eben so in dem Urtheile: »Kriege hält Niemand für Culturmittel« das Urtheil: Dem Kriege entgegengesetzte Zustände, wie die des Friedens, hält man für Culturmittel, in dem Urtheile: »Gott ist nicht ein Mensch« das Urtheil: Mit Gott können nur solche Eigenschaften verbunden werden, welche zu seinem Wesen gehören. Unangenehm für den nicht daran gewohnten Leser und von der allgemeinen Schreibweise abweichend ist das ausnahmslose Schreiben aller Substantiva und Eigennamen mit kleinen Buchstaben. Als sprachlich unrichtig müssen wir die überall vorkommende Schreibweise bezeichnen: »Wiszenschaft« anstatt Wissenschaft, »Bewusztsein« anstatt Bewusstsein, »Schlüsze« anstatt Schlüsse u. s. w. Auch wären wohl für »Staffel« (Stufe) und »gedenklich« (ideell oder in das Gebiet der Gedanken gehörig) andere Ausdrücke zu gebrauchen.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

Nr. 16. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Des Quintus Horatius Flaccus Episteln und Buch von der Dichtkunst mit Einleitung und kritischen Bemerkungen von Otto Ribbeck. Berlin 1869, 260 S. 8.

Q. Horatius Flaccus mit vorzugsweiser Rücksicht auf die unächten Stellen der Gedichte, herausgegeben von K. Lehrs. Leipzig 1869. 281 S. 8.

Welch hoher Werth der kritischen Bearbeitung des Horatius von den Herrn O. Keller und A. Holder beizulegen ist, wurde zwar schon vielfach anerkannt, zeigt sich aber gerade jetzt in seiner ganzen Bedeutsamkeit, wo Bestrebungen in ganz entgegengesetzter Richtung immer entschiedener hervortreten. Zwar kritisch nennen sich auch diese Bemühungen, ja sie nehmen sogar diese Benennung vorzugsweise für sich in Anspruch, aber gleichwohl ist ihre Wirksamkeit eine ganz verschiedene. Denn während die erneuerte und genauere Vergleichung der besten Handschriften für den traditional überlieferten Text eine entschiedene Bestätigung und eine mächtige Stütze ist, wodurch die frühere Annahme, dass der Text des Horaz zu den am wenigsten verfälschten gehört, auf's Neue bewahrheitet wird, glaubt die subjective Geschmackskritik ein um so freieres Feld zu haben, weil sie consequenter Weise zu der Annahme einer schon früher eingetretenen Corruption gedrängt wird. Man hatte nun gemeint, es wäre durch Herrn Hofman Peerlkamp das Mögliche in dieser Beziehung geleistet worden, besonders nachdem Herr Gruppe in seinem »Minos« diese Art von Kritik mit dem Stempel seiner Autorität besiegelt hatte. Aber die unglückliche Aeusserung von Gottfried Hermann: »Accidit autem litteratis hominibus, ut ea, quibus a puerili aetate assueverunt, omni erroris suspicione exclusa, pro veris habeant. Insigne exemplum praebent carmina Horatii, quae omni tempore lectitata explicamus, laudamus, admiramur tanta credulitate, ut etiam ad claram lucem caecutiamus. Coepit tamen soporem illum excutere vir acuti iudicii P. Hofman Peerlkamp; quamquam ille mea sententia nunc longius quam par erat nunc non eo usque, quo oportebat progressus.« Dieser Ausspruch des genialen und gelehrten Mannes, der für jede vermeinte Corruption des Aeschylos, Sophocles und Euripides jedes Jahr eine neue Emendation in Bereitschaft hatte, ist auf fruchtbaren Boden gefallen und muss nun der trivialsten Rabulisterei als Folie dienen. Allerdings bedurften die Berliner Kritiker dieser Aufforderung nicht, denn auf dürrer Haide wachsen, wenn auch nicht die Dichter, doch die Kritiker der

Digitized by Google

Dichter, und die Lachmann, Buttmann, Meineke, Gruppe, deren poetische Leistungen bisher noch nicht zur Oeffentlichkeit gelangt sind, haben sich eine Autorität errungen, dass wir bedauern müssen, dass Horaz nicht Gelegenheit gehabt, sich durch ihre Belehrungen leiten zu lassen. Sie können sich dabei auf den Dichter selber berufen: »ego fungar vice cotis acutum | reddere quae ferrum valet, expors ipse secandi.« Aber was bei dem Horaz feine Ironie ist, nehmen die Herrn für billigen Ernst, und meinen somit den Freibrief für ihre Verkehrtheit in der Tasche zu haben.

Also was bei Richard Bentlei Aeusserung eines genialen Uebermuthes war, der mit Horaz in die Schranken treten zu können vermeinte, und bei dem Holländer für eine späte Reaction gegen das geistlose Aufspeichern von abgerissenen Brocken von Realien angesehen werden konnte, das wird bei dem Deutschen zum Handwerk, welches mit einer gewissen Methode und Emsigkeit betrieben wird. Kann doch das Diplom der Geistreichigkeit nur noch durch rücksichtlosen Widerspruch gegen das bisher Gültige erkauft werden, daher frisch auf! Nur alle Blödigkeit beseitigt und die alten Lehrmeister mit jugendlicher Keckheit verhöhnt und zurecht gewiesen! Sollte einer noch in dem alten Vorurtheil einer gewissen Bescheidenheit befangen sein, so muss er mit dem Epithet »bornirten Köhlerglaubens« stigmatisirt werden; und das müsste schon ein starker Geist sein, der nicht lieber eine alte Jugenderinnerung opfern, als dem Wunsch entsagen wollte, in den Kreis der jüngern Adepten aufgenommen zu werden. Diese Betrachtungen drängen sich unwillkührlich auf, wenn wir die neuere Litteratur über Horaz verfolgen. Denn die Arbeit der Herrn O. Keller und A. Holder steht in so schneidendem Widerspruch mit den andern, dass nur ein ganz verschiedener Standpunkt sie zu ihrem mühevollen und erfolgreichen Werke befähigen konnte; aber das hindert keineswegs die Andern ihre ganz entgegengesetzte Ansicht mit nicht minderer Zuversicht zu Markte zu bringen. Durch die Anführung der Scholiasten und Grammatiker wird wenigstens so viel bewiesen, dass wir den Horaz im Wesentlichen in der gleichen Gestalt haben, wie er im 2ten, 3ten, 4ten, 5ten Jahrhundert gelesen wurde, so dass also jene unbesiegbare Neigung zur Corruption entweder vor dieser Zeit oder noch in spätere Jahrhunderte fallen muss, wo nicht einmal die Möglichkeit eines solchen Versuchs wahrscheinlich gemacht werden kann; aber das kann für einen kühnen Kritiker von ächtem Schrot und Korn kein Hinderniss sein, entschieden aufzutreten. »Es wäre ja auch schlimm, wenn wir, von einem ganzen Strom herrlichster Lyrik umgeben, ausheimischer und einheimischer, nicht Urtheil und Empfindung für wahre Lyrik berichtigt hätten.« (sic! K. Lehrs.) Da haben wir den Schlüssel. Mit dieser neugewonnenen Erkenntniss treten wir an Horaz heran, und wehe ihm! wenn er unsern Erwartungen und der gewonnenen Einsicht nicht entspricht. Aber wird man entgegnen, das Wesen

Digitized by Google

Horazischer Dichtung wird viel leichter aus den Sermonen und den Briefen, als aus den Oden erkannt. Daher diese vorzugsweise Berichtigung verdienen. Also wird das Urtheil, welches auf die frühesten und die spätesten Dichtungen gegründet ist, einen viel sicheren Maassstab abgeben als die Versuche in der Lyrik. Dieser Einwendung Rechnung tragend wollen wir zunächst die neueste Bearbeitung der Briefe von Herrn Otto Ribbeck betrachten, um auf dieser Grundlage eine bestimmte Ansicht Horazischer Dichtung und seiner Beurtheiler zu gewinnen. Vorerst ist bemerkenswerth, dass H. Ribbeck diessmal viel bescheidener auftritt, als bei seinem Juvenal, wo er mit nicht gerade attischem Witze eine alte Ausgabe als Grundlage seiner Neuerungen fingirte, (welches Vorgeben wirklich bei einigen gutmüthigen Seelen Glauben gefunden, weil sie eine so dumme Lüge von einem gebildeten Manne für unglaublich hielten) hingegen jetzt, vielleicht durch die allgemeine Missbilligung etwas vorsichtiger gemacht, spricht er nur von der zwingenden Gewalt innerer Evidenz gegenüber äusserlichen Zeugnissen von unsicherer Autorität. Er hofft dadurch auf jeden Fall der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, wenn er die nach seiner Ueberzeugung einzig geniessbare und vernünftige Gestalt poetischer Kunstwerke in Druck darstellt und Kennern zur Prüfung empfiehlt. Diessmal hatte er nun aber wirklich eine positive Grundlage, nämlich den Codex Gothanus, welcher durch Versetzungen eine bedeutende Verwirrung zeigt und somit eine scheinbare Basis zur Entschuldigung für ähnliche Versuche bietet. Von dieser Freiheit ist nun auch gleich im ersten Briefe der ausgedehnteste Gebrauch gemacht, wobei wir, weil der Herr Herausgeber nicht nöthig findet, überall seine Gründe anzugeben, häufig in den Fall kommen, uns selber die Beweggründe hinzuzudenken. So werden gleich im Anfang Vs. 20—26 vor 13—20 gesetzt, dann steht wieder Vs. 41—48 vor Vs. 27, dann folgt Vs. 52—59, dessen 2te Hälfte, sowie Vs. 56 und 60 für unächt erklärt werden; dann folgt Vs. 61—68, dann 49—57, dann Vs. 28—40, jetzt Vs. 27 und dann der Rest des Gedichtes in bisheriger Ordnung. Nun scheint es, wenn jemand eine neue Aenderung der Gedankenfolge eines Gedichtes vornimmt, so hätten vor Allen die Grundsätze dargelegt werden sollen, aus welchen die Nothwendigkeit der Umgestaltung hervorgeht. Denn dass hier eine gewisse Verschiedenheit der Anschauung möglich ist, das beweisst ja des Herrn Verfassers eignes Beispiel, der aber ganz andern Gesetzen folgt. Der Gedankengang im Sinne des H. R. scheint nun folgender zu sein. Der Dichter, der poetischen Tändeleien überdrüssig, will sich ernstem Studium zuwenden 1—12. Diese Sehnsucht wird durch eine Reihe von Bildern erläutert und das Zweckmässige angedeutet —19. Der Gegenstand dieses ernsten Strebens ist die Philosophie und zwar der Eclecticismus — 26. Die Tugend, die mit aller Anstrengung erstrebt werden muss, besteht in dem Meiden des Lasters. — Vs. 35. Dieser Lehre ent-

Digitized by Google

gegen lautet die Stimme der grossen Menge — 42. Widerlegung dieser Mahnung mit Berufung auf die Kraft der Weisheit. Wenn Anstrengung für triviale Zwecke gemacht werden, warum nicht vielmehr für das Höchste? — Vs. 53. Selbst wenn das Ziel nicht erreicht wird, bleibt das Streben löblich, denn die Philosophie bietet Heilmittel für jede Schwäche. — 66 etc. Niemand wird diesen Gedankengang missbilligen; ja man ist sogar geneigt zu glauben, Horaz hätte so geschrieben, wenn er diese Frage mit dem Ernst eines philosophischen Vortrages und in streng logischer Folge hätte abhandeln wollen. Das hat er aber eben nicht gewollt, sondern er wollte in einer humoristischen Laune seinem Freunde zu verstehen geben, dass er manchmal noch ernstere Regungen in sich verspüre, in die er sich mit komischem Pathos und einer fingirten Gründlichkeit recht hineinredete. Also auf die Ankündigung seines Entschlusses folgt unmittelbar die Beseitigung etwelcher Einreden, wodurch er sein Vorhaben dem Freunde glaubhafter macht und nun erst kommt er auf die pathetische Schilderung seiner Sehnsucht zurück. Weil er aber die Schwierigkeit der Sache wohl fühlt, so will er sich einstweilen mit einem desultorischen Erlernen der Anfangsgründe begnügen. Denn die Hälfte oder noch weniger ist doch immer noch besser als völlige Unwissenheit. Und er beweist die Möglichkeit und Nützlichkeit auch einer nur theilweisen Erreichung seines Zweckes. Diesem gemäss lautet denn auch die einladende Definition der Tugend, dass sie eine Vermeidung des Lasters sei und daher wohl desselben Strebens werth sei, wie viel geringere Güter. Und dieser Widerspruch im gewöhnlichen Leben stimmt den Dichter immer ernster, so dass er seine von der gewöhnlichen Meinung abweichende Ansicht entschiedener ausspricht etc. Ich möchte fragen, ob diese Gedankenentwickelung logisch weniger richtig, ob sie nicht in den Ueberzeugungen weniger schroff und deren Form des Gesprächs- oder des Briefstils angemessener, leichter, natürlicher und gefälliger ist. Horaz schreibt keine philosophischen Abhandlungen, sondern ergeht sich in geistreichen Reflexionen mit der genialen Leichtigkeit, welche jedes langweilige Räsonnement überspringt und frei und ungezwungen mit der Sicherheit überlegener Geisteskraft von verschiedenen Standpunkten den Gegenstand beleuchtet und wo möglich von jeder ernsten Erörterung wieder in das bequeme Fahrwasser humoristischer Schilderung hinüberspringt.

Diese Art der Mittheilung, der einzig möglichen in den höhern Kreisen der Gesellschaft, denen Horaz angehörte, passt nun durchaus nicht zu den schulgerechten Lehren, welchen H. Ribbeck dem Dichter aufnöthigen will, und man darf nicht reden von »zwanglosen Plaudereien, Unterhaltungen, Causerien«, um hinterher den strengen Lehrton eines Schulmeisters von dem Dichter zu fordern. Bei dieser völligen Verkennung des Charakters des Dichters und seiner gesellschaftlichen Stellung ist dann namentlich die Umstel-

Digitized by Google

lung von »virtus est fugere vitium« ein schlagender Beweis völligen Missverständnisses, welche dem am Buchstaben klebenden Kritiker in seinen berichtigenden Bemerkungen gar nicht in den Sinn gekommen ist. Es kam ihm nur darauf an, diejenige Gestalt des Gedichtes herzustellen, welche ihm allein »geniessbar und vernünftig« schien. Dass andere Menschen in dieser Beziehung etwas anders organisirt sein könnten, scheint dem gemüthlichen Kritiker nicht einmal im Traum eingefallen zu sein. Natürlich muss bei einer solchen Geistesrichtung jeder Einfall eines neuern Kritikers mehr Autorität haben als die Handschriften. Also Vs. 21 das von Bentley vermuthete lenta für longa. Eben so wenig finden die Worte »restat ut his me consoler elementis« Gnade vor seinen Augen. Dagegen sind die Worte in dem Zusammenhang, wie ihn H. R. sich denkt, geradezu unmöglich, während sie gerade an der Stelle, wo sie jetzt stehen, allein Sinn haben, wo der Dichter den Gegensatz zwischen der Lust und der Kraft bemerklich gemacht hat, und wie er mehr tändelnd als ernsthaft strebend zwischen verschiedenen Schulen hin und herschwankt. Zu Vers 46 wird bemerkt, »zu verbinden ist per mare pauperiem fugiens u. s. w. nicht currere ad Indos per mare, pauperiem fugiens, per saxa, per ignes.«, was *wohl* noch Niemanden in den Sinn gekommen ist. Vs. 56 »laevo suspensi loculos tabulamque lacerto« offenbar aus Serm. 1, 6, 74 wiederholt, fehlt bereits bei H. Meinecke und wurde schon von Guyet getilgt und von Lehrs verurtheilt. Dieselben meint H. Ribbeck, können höchstens als ein frostiger Scherz gefasst werden. Darüber lässt sich nun gar nicht streiten, denn was dem einen als witzig erscheint, wird der andere albern finden, und nur der heitere congeniale Zuhörer wird hier das richtige Verständniss haben. Dass H. R. nicht zu diesen gehört, hat er schon durch seine schulmässige Anordnung des ganzen Gedichtes bewiesen. Ein anderer würde wenigstens keinen Anstoss daran nehmen, wenn die Gläubigen und Verehrer des Mammon gegenüber den Orakelsprüchen seiner Priester den Schulknaben verglichen werden, die mit der Rechentafel und den Rechensteinen sich in die Schule begeben. Aber Niemand wird sich über diese Dinge ereifern: denn freilich hätte der Vers auch wegbleiben können.

Bedenklicher aber werden die kritischen Ausstellungen des H. R., wenn er nach dem Vorgang des H. Meineke den Vers 60 und 61 tilgte, wenigstens die Worte: »hic murus aeneus esto, nil conscire sibi, nulla pallescere culpa« geradezu aus dem Texte ausstrich. Nachdem er die Rechtfertigungen von conscire und pallescere als zulässig anerkannt hat, schliesst er mit den Worten: »Dass nun, wenn man sich entschliesst, diese anderthalb Verse mit Meineke als Interpolation zu tilgen, eine Lücke entsteht, kann man beklagen, aber ein Argument gegen diese Annahme ist es nicht.« Das nenn ich Kritik üben! Also die Ausdrücke conscire wie pallescere sind gerechtfertigt und gewiss keine Er-

Digitized by Google

findungen gemeiner Interpolatoren, der Zusammenhang mit den vorigen ist unleugbar, der Ernst durch den tiefen Sinn, der in dem Knabenspiel liegt, völlig berechtigt; aber sich dem Verdacht aussetzen, weniger kritisch als H. Meineke zu fühlen, das kann der angeborne Zweifelsinn nicht ertragen, und so huldigt man der Schablone. Vs. 91 quid pauper? ride: mutat coenacula, lectos etc. Dazu H. R. »Bentley's schöne Verbesserung viden ut (vor mutat) befreit uns von dem schiefen ride der Handschriften, dessen Unverträglichkeit mit dem folgenden, im Gedankengange wie in der Form, er nachgewiesen hat« etc. Die Wahrheit ist gerade das Gegentheil, denn viden ut würde auch mutet zur Folge haben müssen, und dann fragt man mit Recht, was gewonnen würde. Endlich zum Schluss kommt noch einmal eine conservative und rechtfertigende Aeusserung. H. Lehrs hatte Rh. Mus. XVII. 489. den Vers 101 »insanire putas solemnia me neque rides« für verkehrt und unmöglich erklärt, diess bekennt H. R. nicht einzusehen. Denn so erscheine der populus, den H. R. auch hier noch in der zweiten Person versteht. Nun, wer das verdauen kann, der hätte auch Herrn Lehrs beistimmen können. Sonst ist allerdings psychologisch merkwürdig, wenn solche Ungeheuerlichkeiten, wie man sich nämlich ausdrückt, von einem andern herrühren, da wird der Unverstand selbst von dem entschiedensten Freunde maassloser Conjecturalkritik bemerkt, dagegen die eignen kritischen Erzeugnisse nicht nur in dem Gewande der Probabilität, sondern absoluter Gewissheit erscheinen. Der zweite Brief enthält keine Versversetzungen, dagegen zwei Auslassungen, indem 46 und 57 als unächt erklärt werden. Der erste, weil er nach Lehrs den Zusammenhang stört Rh. Mus. XVII. 488, er würde in der monotonen Weise einzeiliger Sentenzen der 4. sein und Vs. 57 werde in Vs. 58 nicht nur dem Inhalt nach wiederholt, sondern auch durch Wiederkehr desselbigen Wortes am Anfange sehr lästig in die Ohren fallen. Mit solchen Gründen werden offenbare Textverfälschungen gerechtfertigt. Der Verfasser hat nicht einmal gefühlt, dass in der Wiederholung von invidia ein grosser Nachdruck liegt.

Ebenso vermittelt der Vers 46 sehr gut den Uebergang von dem Vorhergehenden zu dem Folgenden, und an den einzeiligen Sentenzen wird sich doch kein vernünftiger Leser stossen. Dagegen ist erfreulich zu sehen, dass H. R. hier mehrmals als Vertheidiger des Dichters auftritt, wo ihm Andere zu nahe getreten sind. So hatte H. Prien als Vertheidiger der Symmetrie und Responsion der römischen Elegie (für welche sonst auch H. R. schwärmte) den Vs. 14 tilgen wollen »quicquid delirant reges plectuntur Achivi«. Mit Recht wird geurtheilt, einer vermeintlichen Symmetrie zu Liebe dürfe dieser klassische Vers nicht zum Opfer fallen. Ebenso entschieden und bestimmt erklärt er sich gegen H. Lehrs, der den Schlussvers »nec tardum opperior nec praecedentibus insto« »in diesem Zusammenhang und in dem Verhältniss, in welchem Horaz

zu Lollius diese Epistel schrieb, abgeschmackt« genannt hatte. Hätte H. R. überall, wie hier, sich bemüht, den Standpunkt des Dichters sich klar zu machen, wir würden ein gut Theil Conjecturen und Versetzungen weniger haben. So gerne wir hier dem H. Verfasser folgen, so entschieden müssen wir ihm widersprechen, wenn er Lachmannische Meinungen vertheidigt, wie Vs. 45 pacantur silvae, welches nach Lachmann zu Lucretius S. 338 nur heissen soll »sie werden von wilden Thieren befreit« und desswegen wird »perarantur« horribile dictu! vorgeschlagen. Denn »ferro mitigat agrum, terram rastris domare, terra mansuescit arando« sind keine genügenden Analogien. (sic!)

Wenn nun aber pacare ganz gleichbedeutend mit mansuefacere gebraucht wird, »miraris si voce feras pacaverit Orpheus« Claudian, wenn sogar pacifico in gleichem Sinne öfters vorkommt, »Pieriis aures pacificare modis«, wenn ferner die Erde der Arbeit des Menschen gegenüber feindlich gedacht wird, daher die Ausdrücke, domare, subigere, imperare, exercere gebraucht werden, da endlich mit dem Begriff des Waldes der Gedanke der Wildniss unwillkürlich sich verknüpft, so möchte ich wohl fragen, ob die Urbarmachung des Waldes nicht unter dem Bilde der Wiederherstellung des Friedens gedacht werden konnte. Wenn Valerius Flaccus sich zu sagen erlaubt hat: fatigare silvas venando, so wird Horaz auch sagen dürfen pacare silvas arando. Aehnlich Statius silv. 11, 43. Metari Balanus agros, aperire malignas tot veprum nemorumque moras. Ebenso Lucret. V. 1367 fructusque feros mansuescere terra cernebant. So spricht Propert. von mansueta litora 1, 17, fin. Ja Varro de r. r. 11, 1, 4 stellt silvestria und mansuescerent einander entgegen. Also den silvis gegenüber mit den saltibus und lustris ferarum, den dumetis, fruticetis, repribus, sentibus, spinis sind die Ausdrücke domare, subigere, mitigare, mansuescere, mansuefacere, pacare ganz entsprechende Ausdrücke, zumal wenn incultae auf der einen Seite, vomere auf der andern jede Missdeutung unmöglich machten.

Ganz derselbe Fall ist mit Vs. 66, wo H. R. lacerare statt latrare einführen will. Es scheint, ihm sind ganz ähnliche Vorrichtungen unserer Jäger unbekannt, die nicht auf das lacerare abgesehen sind, sondern nur die jungen Hunde gewöhnen sollen, den ausgestopften Balg als eine feindliche Erscheinung zu betrachten. Denn das lacerare würde sich der Jäger gar sehr verbitten und mit empfindlichen Züchtigungen verbinden, wie es denn auch bei der wirklichen Jagd gar nicht auf das lacerare abgesehen ist. Daher es wundern muss, dass hier sogar ein Vers aus Schillers Kampf mit dem Drachen paradirt. Es ist aber etwas ganz anderes einen Hund zu dressiren, um das Wild aufzuspüren, als ihn gegen Raubthiere hetzen. Daher latrare unzweifelhaft seine Stelle behauptet.

Wir gehen zum 5. Brief über, wo der Herr Verfasser wieder

Digitized by Google

auf die Art der Kritik zurückkommt, von der er bei Behandlung des Juvenal so glänzende Proben abgelegt hat, nämlich auf das Princip der Auslassung. Zehn Verse in dem Briefe an Torquatus hatten das Missfallen von H. Gruppe erregt, dem H. R. beizustimmen sich gemüssigt sieht. Ich hätte ihm einen bessern auctor gewünscht und überhaupt eine bessere Sache. Um hier zu einem bestimmten Resultate zu kommen, wäre vor Allem erforderlich Genaueres über die Persönlichkeit des Manlius Torquatus zu erfahren, worüber wir so gut wie Nichts wissen. Aus dem Briefe selbst entnehmen wir erstens, dass er ein etwas verwöhnter, wohlhabender Mann war, bei dem eine einfache Mahlzeit Entschuldigung bedurfte. Dass er nicht gleichgültig gegen den Reichthum war, dürfen wir ebenfalls annehmen; ferner dass er als Rechtsgelehrter wirkte, geht aus dem Ende des Briefes klar hervor.

Dass Horaz mit ihm auf einem vertraulichen Fusse stand, zeigt der 6. Vers ganz deutlich, wenn schon der Dichter ihm eine höhere Stellung einräumt. Mehr Form gewinnt das Ganze, wenn wir uns den Torquatus etwas vornehm, bequem und zugleich etwas ängstlich und haushälterisch denken. Dadurch wäre denn gerade die fragliche Stelle »quo mihi fortunam« hinlänglich gerechtfertigt. Der Dichter, indem er sich selbst ganz leichtsinnig anstellt und selbst vor einem kleinen Rausche nicht zurückschreckt, will ja dadurch offenbar den Freund über einige Bedenklichkeiten hinweg heben; darum überlässt er ihm auch die Wahl der Gäste und empfiehlt die Hinwegräumung aller Hindernisse, Alles mit einem gewissen Bewusstsein geistiger Ueberlegenheit, welches er dem wohlhabenden Manne gegenüber mit scherzhafter Laune geltend zu machen weiss. Dahin gehört die Aeusserung »patiar vel inconsultus haberi«, so wie die mit komischem Ernste durchgeführte Empfehlung der Trunkenheit. So scheint es, liesse sich der ganze Inhalt des mit sichtbarem Behagen geschriebenen Briefes wohl fassen als eine Aeusserung jenes Humors, wodurch der Dichter die schwarzen Sorgen sich ferne hielt. »Aber (entgegnet H. R.) Vs. 6 nimmt sich selbst als Parenthese gefasst gar trocken und kurz angebunden, ja so allein und an ihrer Stelle so zu sagen patzig aus.« Also der Vers muss erst vor »haec ego procurare« gesetzt werden. Auf die freundliche Einladung und die anmuthige Aussicht freundlichen Beisammenseins folgt dann die Alternative, oder »wenn du etwas besseres hast, lade du mich ein«. So also erklärt H. R. das arcesse scil. me. Wie er diess in diesem Zusammenhang vor der Latinität verantworten will, ist mir unbegreiflich. Noch räthselhafter aber ist, wie er die Worte »si melius quid habes« an die Worte »aestivam sermone benigno tendere noctem« anreihen will. Endlich in wie fern folgende Bemerkung gegründet ist: »Aber welcher Mensch von einigem Tact und Geschmack wird überhaupt in einem Einladungsbillet, gleichsam als ob es ihm einen Kampf mit seinem Geize gekostet habe, zu motiviren suchen, dass er recht

thue, den Beutel einmal aufzuthun und seinen Freunden leidlich guten Wein und Hausmannskost zu bieten?« Diess zu rechtfertigen will ich gerne Andern überlassen. Es ist aber auf Leute gerechnet, welche Spass verstehen und nicht jede Aeusserung auf die Wagschale legen, ob sie auch allen Forderungen der Logik und wohlanständiger Rhetorik und Aesthetik genüge. »Das Alles ist nicht freie Laune, Uebermuth, der etwa den ernsten Freund mit fortreissen konnte, sondern nüchterner, mühsamer Schulton, der sich auch in der Uebertragung des Begriffs von adsidet l. c. eodem ordine habendus est verräth.« Vielmehr eine solche Kritik ist offenbar Schulton. Aber wer mit solchen Gründen gegen den Horaz fechten will, dem müssen wir rathen, sich vor allen Dingen selbst zu prüfen, ob er auch wirklich den Geist alterthümlichen Lebens in sich aufgenommen hat, und ob er nicht theils durch persönliche, theils durch zeitliche Verhältnisse veranlasst, sich eine Begriffswelt geschaffen hat, wo eben die freien Ergüsse muthwilligen Scherzes das Bürgerrecht nicht erhalten können. Das Maass und die Gränzen der Ironie, des Spottes, des Witzes wird immer durch die beiderseitigen Persönlichkeiten und ihr Verhältniss bestimmt. Da wir nun den Horaz für einen Mann halten dürfen, der wenigstens eben so viel Tact als seine Ausleger besass, so müssen wir eben schliessen, dass er diese Art des Scherzes nicht für unangemessen gehalten habe, und damit dürfen wir uns beruhigen.

Noch viel gewaltsamer ist indessen die Umgestaltung, die H. R. mit dem 6. Briefe vornimmt. Hier soll nicht nur die Reihenfolge der Zeilen innerhalb desselben Gedichtes verrückt sein, sondern es werden auch eine Anzahl Verse aus dem 10. Briefe hinzugefügt, wodurch natürlich auch der 10. Brief verstümmelt wird. In der That man muss erstaunen über die Sicherheit des ästhetischen Urtheils, welches unbeirrt durch den traditionellen Text, durch das Ansehen so vieler frühern Ausleger sich für berechtigt hält, solche gewaltsame Veränderung auf eigne Faust einzuführen. Wenn Vielen eine solche Selbstgefälligkeit unbegreiflich erscheint, so haben sie eben keine Vorstellung von dem Dünkel, der sehr häufig mit der Handhabung der sogenannten höhern Kritik verbunden ist, und dass für diese Herrn gerade ein grosser Reiz darin liegt, etwas zu sagen, was noch Niemand in den Sinn gekommen ist. Doch betrachten wir das neue Machwerk etwas näher. Vers 1—15 bleiben stehen; dann folgt Vs. 28—66. Dann aus Ep. X, 26—41 und dann Vs. 17—27; endlich Vs. 67 und 68. So glaubt der H. R. ein wohlgeordnetes und in sich zusammenhängendes Gedicht geschaffen zu haben, welches allen Anforderungen der Logik und Aesthetik genüge.

Jetzt ist Niemand unbekannt, dass dieser 6. Brief den Auslegern Viel zu schaffen gemacht hat, und dass vielleicht die Lösung der mannigfachen Schwierigkeiten, die derselbe bietet, noch nicht gefunden ist: gleichwohl musste das Verfahren, das H. R. einge-

Digitized by Google

schlagen hat, Vielen als das allerabentheuerlichste erscheinen, welches gedacht werden konnte. Offenbar hat hier Horaz in höchst origineller Weise die Rolle des Rathgebers gespielt, wahrscheinlich mit ganz bestimmter Beziehung auf den Charakter dessen, an welchen dieser Brief gerichtet ist. Aber gerade diese Persönlichkeit ist uns durchaus unbekannt, so dass wir im Gegentheil aus diesem Briefe sie erst construiren müssen. Denn die Ueberzeugung kann ich durchaus nicht theilen, dass der Namé nur fingirt sei und eine allgemeine Richtung der Zeit darin personificirt wäre, wenn ich auch nicht in Abrede stellen will, dass sich viele Zeitgenossen daran wieder erkannt haben mögen. Dieser Numicius scheint allerdings zu der Klasse von Menschen gehört zu haben, von denen Plaut. Epid. 1, 1, 15 sagt: »qui varie valent, caprigenum genus, non placet mihi, neque pantherinum genus« d. h. eine unglückliche Halbheit, welche zwischen weltlicher Lust und ernstem Lebenszweck beständig hin und herschwankt, und die widersprechendsten Zwecke zu vereinigen sucht. Gegenüber dieser Krankheit, dem Kampf zwischen ernsthaftem Wollen und schwacher Nachgiebigkeit geisselt der Dichter aufs schärfste, indem er zuerst den unerschütterlichen Gleichmuth und die über alles leidenschaftliche Begehren erhabene Ruhe charakterisirt und selbst ein leidenschaftliches Streben der Tugend als eine Art Verrücktheit darstellt — 16 und daran die Bemerkung reiht: Wie viel mehr sind zu tadeln die übertriebene Bewunderung der Kunst, das Streben nach Reichthum, der falsche Ehrgeiz, wo doch Alles vergänglich ist und der Tod aller dieser Herrlichkeit ein Ende macht — Vs. 27. Da nun der Tod das allgemeine Loos der Sterblichen ist, so fragt sich, was allein dem Leben Werth und Bedeutung geben kann? Wenn diess nur die Tugend vermag, so ist dieselbe allein des Strebens werth. Wer diess für leere Worte hält, der muss nach dem streben, was allein bei den Menschen Ehre und Ansehen bringt. Also treiben wir Handel, und streben nach Reichthum, welcher als die Quelle aller Glückseligkeit erscheint. Das Ziel dieses Reichthums kennt keine Gränzen, im Gegentheil nur der Ueberfluss gewährt Befriedigung. Ein anderes Ziel ist Befriedigung des Ehrgeizes, Würden und Aemter. Oder er legt einen Werth darauf, sich möglichst viel materielle Genüsse zu verschaffen; nun der muss sich eben einem üppigen, schwelgerischen Leben ergeben und den Genüssen des Gaumens fröhnen. Endlich wer sein Glück in der Liebe sucht, muss sich dieser ergeben. Ein dritter Weg ist unmöglich. Also entweder musst du der Tugend leben oder dem Vergnügen; Beides mit einander zu vereinigen ist unmöglich. Diese Gedanken, sollte man meinen, seien klar und deutlich und lassen keinen Zweifel über die Meinung des Dichters. Aber H. R. vermisst die Vermittelung und hat daher aus der 10. Epistel, wo ein ähnlicher Gedanke ausgesprochen ist, eine Anzahl Verse eingeschaltet, welche die Nichtigkeit aller Bestrebungen darthun, die auf das Vergäng-

Digitized by Google

liche und Irdische gerichtet sind, und die Vorzüge eines bescheidenen Daseins vor den drückenden Sorgen des Reichthums hervorheben Ep. 10, Vs. 20—41; und dann erst lässt er die Verse VI, 17—27 folgen und fügt dann als Schluss hinzu die Verse 67, 68 vive vale etc. In der That für einen Unbefangenen ist es undenkbar, wohin Einbildung, Selbstüberschätzung und vorgefasste Meinungen sogenannter Aesthetiker führen können. Wir haben gesehen, wie der Gedankengang des 6. Briefes ein durchaus logisch consequenter ist. Es kann höchstens die Form des Ausdrucks Bedenken erregen bei solchen, welche mit der Horazischen Darstellung nicht vertraut sind. Der Dichter hat, nachdem er jede leidenschaftliche Erregung als im Widerspruch mit der Weisheit getadelt, ja das Streben nach der Tugend selber, wenn es nicht mit Besonnenheit verbunden ist, als ein unsinniges bezeichnet hatte (wozu ihn die Extravaganzen der damaligen Stoiker berechtigen mochten), ferner den Kunstenthusiasmus, die Prachtliebe, den Ehrgeiz und die Habsucht als Lächerlichkeiten bezeichnet, weil doch der Tod allen diesen Auszeichnungen ein Ende macht und überhaupt Alles dem Wechsel unterworfen ist. Daraus hatte er dann die richtige Folgerung gezogen. — Wenn nun diese Leidenschaften allgemein als Krankheiten angesehen werden, so ist auch das Streben nach Heilung gerechtfertigt. Wenn diese nur die Tugend gewähren kann, so ist sie das alleinige Ziel, wenn nicht, so muss man eben nach Reichthum streben — Vs. 48; wenn dagegen Ansehen und Gunst, wenn Gastronomie, wenn Liebesgenuss, so muss eben der dahin führende Weg eingeschlagen werden — 66. Hier kann nur die scheinbare Wiederholung des Gedankens von Vers 17—28 und Vs. 32—66 den Unachtsamen befremden. In beiden Stellen hebt der Dichter den Gegensatz zwischen dem sittlichen Streben und dem sinnlichen Lebensgenuss hervor. Aber an der ersten Stelle folgert er mit Recht aus einem leidenschaftlichen, also unvernünftigen Streben nach der Tugend die Unvernünftigkeit der Kunstraserei, der Prachtliebe, der Eitelkeit, der Habsucht und schildert sie daher von ihrer lächerlichen Seite; an der zweiten Stelle, wo schon durch den Vordersatz: »virtutem verba putas ut lucum ligna« die Frivolität angezeigt ist, schildert er mit angenommenem oder affectirtem Ernste die Nothwendigkeit sinnlicher, äusserlicher Bestrebungen, natürlich um so ausführlicher, um eben die nothwendige Consequenz klar vor Augen zu stellen, immer mit der Ironie, welche jeden Feinfühlenden auf den richtigen Standpunkt stellt. Also in der Schilderung selber liegt schon die Widerlegung. Wer nun dieses nicht einzusehen vermag, dem müssen wir den Rath geben, sich mit gröbern Stoffen zu beschäftigen, und dort die wohleinstudirten Regeln der Aesthetik geltend zu machen; aber den Horaz mögen sie mit ihren Verbesserungen verschonen.

Der H. R. legt endlich besondern Werth auf seine Versetzung der Verse 73—85 d. Ars Poetica und Vers 391—407 ebendaselbst,

Digitized by Google

welche er in dem ersten Briefe des 2. Buchs einschaltet. Hier ist er durch die wiederholte Handhabung der Kritik schon so sicher, dass er sich kaum die Mühe nimmt, Gründe beizubringen, sondern der subjective ästhetische Tastsinn wird allein als genügender Grund der Versetzung uns entgegengehalten. Es wird zu Ep. II, 1, Vs, 98 bemerkt: »Um zu überzeugen, welche Fülle eigenthümlicher Schöpfungen eben aus dem Wettstreit der Nachkommen mit ihren Vorfahren gerade auf diesem Felde in Griechenland aufgesprossen sei, bedurfte es eines genauern Eingehens in die Geschichte der Poesie. Das Vermisste eben so erschöpfend für diesen Zweck als gedrungen (?) findet sich in der ars poetica Vs. 73—85 etc. In den Handschriften freilich ist dieses Kapitel verschlagen an eine Stelle, wo es ganz unstät und haltlos unter andern Trümmern schwimmt. Nachdem das Aufkommen und Verschwinden der Worte nach der Laune des usus durch die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, der Blätter des Waldes wie der menschlichen Werke erklärt ist, sollen nun (doch nicht zur Veranschaulichung dieses Satzes) die verschiedenen Gattungen der griechischen Poesie und ihre Versmaasse — dargestellt werden?« Mit diesem Fragezeichen meint H. R. die Unvernünftigkeit der Annahme dargethan zu haben. Doch kommen S. 208 noch folgende Nachträge, um das Gewicht des oben Gesagten zu verstärken. »Wer die Verse hier (d. h. in der A. P. Vs. 73) behalten will, muss sich gefallen lassen erstens, dass ohne jede Brücke übergesprungen wird — auf was denn? Zu einer Aufzählung der für jede Gattung der Poesie passenden Versmaasse? Aber wo bleibt denn die Beschreibung der metrischen Rhythmen? Nur dass die Muse das Saitenspiel dazu bestimmt hat, erfahren wir. Und was geht uns für jenen Zweck die Controverse über den Erfinder der Elegie an? Ferner wie viele Gattungen der Poesie fehlen noch, für die eine Bestimmung des Metrums dem Anfänger wenigstens ebenso wünschenswerth hätte sein müssen! — Sollten überhaupt die Pisonen so unwissend gewesen sein etc.« In diesem Tone geht es fort. Horaz muss sich wie ein unwissender Schulbube von H. R. meistern lassen, dass er so und nicht anders geschrieben. Und wer gibt dem H. R. die Berechtigung in dieser Weise aufzutreten? Die Zuversicht, der Glaube an seine Untrüglichkeit, das Bewusstsein eines durch moderne Novellistik und Dichtungen neuern Stils geläuterten Urtheils? Gegenüber solchen Aussprüchen lässt sich nun weiter nichts thun als auf den natürlichen Zusammenhang hinweisen. Dass in dem 1. Briefe des 2. Buchs nach Vs. 98 eine weitere Entwickelung der Geschichte der Poesie, die ja ohnedem nach H. R. ganz unvollständig und mangelhaft ist, absolut nothwendig sei, wird Niemand dem H. R. zugeben. Im Gegentheil sie wäre ganz am unrechten Orte, wo nur der Satz über den beständigen Wechsel des Geschmackes und das beständige Streben nach Neuerung sollte bemerklich gemacht werden. Es sollen ja nicht ausschliessend die

Digitized by Google

verschiedenen Phasen der Poesie, sondern der Wechsel der Geschmacksrichtung überhaupt nicht geschildert, sondern nur angedeutet werden. Hier wäre also eine ausführliche Entwickelung von verschiedenen Gattungen der Poesie geradezu ein Fehler und verkehrt. Und wo blieb denn der Parallelismus oder die Symmetrie mit der Schilderung des römischen Lebens? Noch unglücklicher sind aber die Ausstellungen, die gegen die Zweckmässigkeit der Stellung in der Ars Poetica gemacht werden. Der Dichter hat den sehr verständigen Rath gegeben, dass jeder den seinen Kräften angemessenen Stoff wählen soll; dadurch wird sowohl die zweckmässige Anordnung als der richtige Ausdruck und ebenso die Wort- und Satzfügung bestimmt. Auch die Bildung neuer Worte ist durch die Neuheit des Gegenstandes gerechtfertigt, wie diess in allen Zeiten geschehen ist. Dieses Gesetz ewigen Wandels und immer neuer Schöpfungen behandelt der Dichter mit sichtlicher Wärme, wie denn auch darin seine eigne Rechtfertigung liegt. Dieser Wechsel zeigt sich nun auch in dem Wechsel der Form für die verschiedenen Gattungen der Poesie, des Epos, der Lyrik, der Satire, des Drama, mit Andeutung der verschiedenen Arten der Lyrik, Hymnen, Epinikien und der Erotischen Poesie. Alle diese Dichtungen, wie sie dem Inhalt nach verschieden sind, unterscheiden sich auch in der Form und in der Wahl des Ausdrucks, und folgen ganz verschiedenen Gesetzen und Regeln, welches nun im Einzelnen ausgeführt wird. Also sieht man, wie an dieser Stelle die kurze Entwickelung des Ganges der griechischen Poesie eben so passend und zweckmässig ist, als sie in dem ersten Briefe überflüssig und störend gewesen wäre. Dieser Auffassung gegenüber mögen geduldige Leser nachsehen, was H. R. Alles dem Dichter zum Vorwurf macht, was er für Anforderung an ihn stellt, was er vermisst, was er als unumgänglich nothwendig erkennt. Wenn die alten Grammatiker den überlieferten Text bestätigen, so stört das unsern Kritiker gar nicht, »denn die allermeisten Schäden, welche die höhere Kritik des Horaz zu heilen hat, rühren aus einer Zeit her, die vielleicht dem Dichter näher war, als selbst den Grammatikern des hadrianischen Zeitalters«. (sic!)

»Vers 118—130 spricht Horaz von den Vorgängen des vates und ihrem Nutzen für das Gemeinwohl sehr bescheiden; er konnte aber unbeschadet der Demuth gebietenden Gegenwart die Werke und Verdienste des Poeten um die Cultur der Menschheit an bedeutenden Beispielen aus der Vergangenheit darlegen und eben dieses Thema behandelt ein Abschnitt a. p. Vs. 391—407 so übereinstimmend mit dem Ton und der Absicht unseres Briefs, dass er ohne Weiteres nach Vs. 125 eingeschaltet werden kann.« So H. R. Dieses Können genügt. »Denn in der a. p. ist es nicht zu gebrauchen.« Wenn Döderlein und Spengel die Stelle zu rechtfertigen suchten, »so hat Sp. nur Recht, dass er sich gegen die Döderlein'sche Auffassung erklärt, wiederum Döderlein, wenn er

Digitized by Google

die Erklärungsversuche der übrigen als ungenügend erklärt.« So mit liebenswürdiger Bescheidenheit H. R. Aber so wie die Stelle vorliegt, will sie H. R. doch nicht einschalten, sondern er märzt vorher Vs. 396—401 aus. Denn diess ist eine im Ausdruck mehrfach verunglückte Tirade, eine Rhetorenübung angefertigt nach S. 1, 3, 103, und für H. R. überzeugend nachgewiesen von Mich. Zink in der Eos 1, 316 folgg. Entscheidend ist der enge Anschluss »post hos«. Aber in dem Einschiebsel selbst verräth jede Zeile den Stümper etc. So wiegt sich der glückliche Kritiker in seinen Träumen und muthet verständigen Lesern zu, an solche abgeschmackte Illusion zu glauben. In diesem Ton geht es nun weiter. Ueberall findet H. R. etwas, was seinen Gefühlen widerstrebt, was desshalb ungehörig oder lieber ungeheuerlich ist, und was zufällig ein anderer Liebhaber negativer Verbesserungen vorschlägt, einen ähnlichen Gedanken geäussert, wie z. B. H. Gruppe, so wird er belobt, wenn schon H. R. früher dessen Art zu perhorresciren schien. Es ist einfach die Frage nicht was der Dichter gesagt hat, sondern was er nach H. R. hätte sagen sollen. Diese innere Nöthigung selbst beruht auf einer ganz subjectiven Stimmung, auf einem absonderlichen Geschmack, auf Sympathien und Antipathien, die sich jeder Berechnung entziehen. Uebersieht man die vergleichende Tabelle S. 256 folg. der Verszahlen, wie sie bei R. und in der Vulgata erscheinen, so traut man seinen Augen kaum, dass es möglich gewesen sei, einen solchen Wirrwar anzurichten. Natürlich wird Niemand dem Herrn Ribbeck zutrauen, dass er hiermit glaube den ursprünglichen Thatbestand, d. h. den von dem Dichter selbst herrührenden Zusammenhang im Ganzen und Einzelnen hergestellt zu haben. Er wollte ja nur die nach seiner Ueberzeugung einzig geniessbar und vernünftige Gestalt poetischer Kunstwerke herstellen. Da nun aber nicht nur der Geschmack, sondern auch die Vernunft des H. R. mit der von so vielen hunderten und tausenden Lesern, Auslegern, Kritikern in Widerspruch steht, so ist diess auf jeden Fall als eine psychologische Thatsache zu bemerken. Dass die Wissenschaft des klassischen Alterthums durch diese Thätigkeit nicht gefährdet sei, wollen wir ihm gerne glauben; dass er damit der Wissenschaft einen Dienst geleistet habe, können wir in so fern zugeben, als, wie die Geschichte der Wissenschaften zeigt, noch niemals selbst der barrockeste Gedanke ausgesprochen worden ist, ohne irgend eine Anregung hervorgerufen oder eine Widerlegung veranlasst zu haben. Im vorliegenden Falle fürchte ich nur, dass Viele vorziehen werden, den H. R. in seinem Lieblingsgeschäfte nicht zu stören als Thatsachen und Wahrheiten noch einmal zu beweisen, welche zu fest begründet und zu allgemein bewahrheitet sind, um gegenüber ästhetischen Tändeleien der Rechtfertigung zu bedürfen.

In welchem Geiste H. L. unsern Dichter behandelt, hat er gleich in der Vorrede kund gethan, wo er den Satz, »dass der ge-

Digitized by Google

sunde Menschenverstand sich zu richten habe nach der Ueberlieferung, nicht die Ueberlieferung ihr Urtheil zu erwarten habe aus dem gesunden Menschenverstande«, (der offenbar in dieser Fassung des H. Verf. eigene Erfindung ist,) als menschliche Schwachheit formulirt und von Kleinbürgern der Ueberlieferung redet, »welche dieselbe unter grossem Wichtigthun auch wohl unter charlatanischem Ausruf als Universalmittel von Hand zu Hand verbreiten«. Denn objective Kritik gibt es nicht, »jede Kritik, sobald sie ihren rechten Ehrennamen des Urtheils verdient, ist natürlich subjectiv, ein gescheites Subject macht gescheite Kritik, was nicht dasselbe ist mit irrthumsloser« u. s. w. Schon aus diesen wenigen Worten kann man annehmen, dass wir es mit einem Kraftgenie zu thun haben, welches kühn über die Schranken gemeiner Vorstellungsweise hinwegschreitet. Das wird noch deutlicher durch die Worte p. VI. »Wir sollten mit dem Armuthszeugniss vor ein Publicum treten, das Schiller und Göthe hinter sich hat und uns bei Kunstwerken das Kriterium des Geschmacks versagen.« Da haben wir's. Die Herren haben von Schiller und Göthe gelernt, wie sie den Horaz erklären müssen. Anstatt dass sie von Horaz oder von dem Alterthum überhaupt hätten lernen sollen, wie sie Göthe und Schiller beurtheilen sollten. Die Armen! Das erinnert ja ganz an das bekannte Wort eines Berliner Gelehrten, der meinte, wir hätten nun die Alten genug tractirt, um endlich auf eigene Füsse stehen zu können. Diess hat H. Hofman Peerlkamp erkannt, und H. Meineke war ihm in dieser Ansicht begegnet. Wie sehr hatte H. L. gehofft, dieser würde der Forderung einer neuen Ausgabe des Horaz genügen. Weil er es nicht gethan, hat H. L. diese Mühe unternommen. Er will den Horaz von dem Unsinnigen, Absurden, dem Läppischen und Blödsinnigen befreien. Also die Aufgabe, die er sich gestellt, ist die »Untersuchung über den Bestand des horazischen Textes«. Er ist durch die Verbesserungsversuche der frühern zu der Ueberzeugung gelangt, »dass die Verderbung durch verloren gegangene und schlecht ausgefüllte Worte, ja mitunter Zeilen entstanden sei. »Hienach bin ich mit Entschiedenheit verfahren.« Mit Ribbeck freut er sich darin in Uebereinstimmung zu sein, dass sie beide den schönen Bentleyischen Lesarten, die in den Winkel gestellt waren, ihren gebührenden Platz gegeben. — »Dieser Mann mit dem göttlichen Dämonium, dem aus seinem Haupte die bewaffneten Gedanken entsprungen, wie Minerva dem Jupiter.« Man sieht, es gibt auch Schwärmer für negative Kritik und wenn nun zwei verwandte Seelen so zu gemeinsamem Zweck sich vereinigen, wie sollte nicht ein herrliches Resultat ihre vereinigten Bemühungen krönen?

Betrachten wir einige dieser neuen Entdeckungen aus der Nähe. C. I. 1 findet unser neuer Kritiker, im Gegensatz zu vielen Andern, Alles in der besten Ordnung, bis auf das si Vs. 32 am Ende. Mit dem si Vs. 32 kann er nicht fertig werden, muss es für falsch

Digitized by Google

halten. »Der Sinn fordert cum oder noch besser dum.« Auch gegen cui hätte er Nichts einzuwenden. Wie Schade, dass Horaz nicht mehr lebt, um von dieser Bemerkung Gebrauch zu machen! »Sollte vielleicht si dem Bestreben verdankt werden, den Horaz bescheiden zu machen?« Aber er »commandirt der Muse descende coelo.« Wie fein und geistreich? Während der Dichter sagen will, dass er sich durch die Beschäftigung mit der Poesie gehoben fühlt, wenn ihm dieselben hold sind, d. h. wenn er die nöthige Begeisterung und Steigerung aller Seelenkräfte voraussetzen darf, so will der H. L., der dasselbe als nothwendig an das erstere geknüpft denkt, eben cum oder cui lesen, als wenn Kenntniss der Technik auch nothwendig die höhere und poetische Stimmung voraussetze. Also hier nur ein kleiner Anstoss, auf entschiedenem Missverständniss beruhend. Aber nicht so gut ist es der zweiten Ode geworden. Diese gibt im Gegentheil ein »Beispiel, bis zu welchem Grade und in welchem Umfang Interpolation und Verderben gehen.« Die Damen schwimmen in dem über sie geworfenen Meere, »was ein vernünftiger Mensch sagen werde: sie ertrinken in dem überfluthenden Meer«. So erklärt und übersetzt H. L. Seine Autorität? H. Hofman Peerlkamp. »Aber nun auch die vorangehende Strophe.« »Welcher matte und nichts sagende Ausdruck für die Situation.« »Was soll denn die ganze Heerde.« »Uebrigens wenn die beiden Strophen auch vortrefflich wären, sie müssten wegen ihrer verkehrten Stellung und des nachstehenden oben angegebenen Antiklimax für eingeschoben gelten.« Auf den Verfasser der Horazverse ist die Ovidianische Beschreibung von Einfluss gewesen.« So H. L. »Ueber Iliae dum se etc. ist nur das zu sagen nothwendig, dass das Jove non probante uxorius amnis sie ganz sicher als unächt kennzeichnet, also Machwerk eines Schülers.« »In der Strophe audiunt sind wir wegen cives acuisse ferrum ganz sicher, keine Horazische Strophe zu haben.« Ferner muss statt templaque Vestae wegen der folgenden Carmina Vestam — templaque casta geschrieben werden. Ferner luce candentis humeros amictus. Ferner Marsi peditis. Endlich muss er auch den letzten Vers Te duce Caesar für unmöglich erklären, und daher wird, »die Krone des Ganzen«, arva negata geschrieben. Schwerlich liess sich mehr Unsinn in wenigen Worten vereinen, als hier geschehen ist. Wenn man entgegnet, der H. L. habe ganze sieben Seiten darauf verwendet, diese Ode zu castriren, so ist die Antwort: der sophistische Wortschwall macht das Uebel nur ärger.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ausgabe des Horatius von Ribbeck und Lehrs.

(Schluss.)

Mit einem ähnlichen Räsonnement, wie H. L. hier angestellt hat, liesse das vorzüglichste und von H. L. bewunderte Gedicht Göthe's als eine elende Stümperei sich darstellen. H. L. wird uns also nicht verübeln, wenn wir seine ganze Diatribe als eine unglückliche Aeusserung übler Laune betrachten, die weiter keine Folgen haben wird, als dass sie den Beweiss liefert, wie vorgefasste Meinungen und eine unglückliche Geschmackskritik das Urtheil sonst verständiger Leute verwirren können.

In Ode 3 wird die 4. Strophe wegen der Worte: quem mortis timuit gradum für unächt erklärt, eben so wenig soll v e t i t u m n e f a s gesagt werden können, daher p e r v e t i t u m in nefas mit Oudendorp aufgenommen wird, was eben so geistlos als unlateinisch ist.

Eben so wird O. 4 Cytherea — Venus trotz einer Menge Belegstellen, weil Bentley daran Anstoss nahm, in Cytherea l e v i s verändert. Etwas Unglücklicheres konnte nicht gedacht werden. Eben so wird V u l c a n u s u r g e t corrigirt, welches Niemand dem u r i t vorziehen wird; endlich für N a m t e p r e m e t n o x mit der grössten Jaivität m a n e t n o x in den Text gesetzt.

In O. 6 muss die 4. Strophe »quis Martem etc.« fallen, weil nicht noch einmal Beispiele hochepischer und hochtragischer Stoffe wiederholt werden können. Der H. L. hat nicht einmal gesehen, dass während mit der 2. Strophe die Gattung recusirt wird, die 4. die Personen berücksichtigt. Ferner muss der Schluss des Verses eingebildeten Bedenklichkeiten fallen und gelesen werden: docui: me decet, Euhium plectro ludere Teio. Wenn irgend etwas absolutes Missverständniss beurkundet, so ist es dieser läppische Einfall. Wenigstens mit seinen Versen hätte uns H. L. verschonen sollen.

Von diesen erhalten wir gleich eine 2. Probe, denn die 7. Ode besteht natürlich aus zwei Gedichten 1—14; 15—32; von dem ersten fehlt der Schluss, vom zweiten der Anfang, der beispielsweise so restituirt wird:

Indulgere iuvat diris sub pectore curis?
Laeta dei solacia quaere.

Wenn es denkbar wäre, dass Horaz ein solches Product hätte liefern können, so würde kein Wort der Schmach stark genug gewesen sein; jetzt wird es uns als mustergültig geboten. Natürlich,

Digitized by Google

sich zu bemühen, den Zusammenhang zwischen den zwei vermeintlichen Gedichten aufzusuchen, wäre eine ganz unangemessene Zumuthung. Verurtheilen ist eben leichter, als verstehen. Aber auch so stecken noch Fehler in dem 2. Theil. Der Vs. 27 muss heissen: magno duce et auspice Phoebo, fido oder divo, die alle der Gradus ad Parnassum bietet, so wie noch manches andere zur beliebigen Auswahl. Dass nun alle diese vermeinten Verbesserungen nicht zu dem folgenden: certus enim promisit Apollo passen, das macht unserm genialen Kritiker keinen Kummer. Denn er findet auch in dem ersten Theil des Gedichtes Manches wider den nothwendigsten Verstand. »Ich sehe nur: es sind Fetzen eines horazischen Gedichtes, das ganz unverständig mit Geographie interpolirt worden war. Also auf Thessala Tempe folgt me domus Albuneae etc. 7 Verse werden ausgelassen. Sunt — opimae. Man weiss nicht, ob man die Sprache eines vernünftigen Menschen oder somnia quaedam vigilantium zu hören glaubt. In O. 8 ist die Ueberlieferung cur apricum oderit campum unmöglich. sic! H. L. schreibt »cur apricum odit et campum« offenbar eine vortreffliche Latinität! O. 9 ist die dritte Strophe falsch. Allein sie hat eine richtige Strophe verdrängt. Man sieht, wie die angeborne Kritik constructiv wird, gerade wie bei Niebuhr. Schade, dass die fehlende Strophe nicht ergänzt ist. Wir hätten dann wieder ein Müsterchen der Königsberger Poesie.

O. 10. Die 4. Strophe »quin et Atridas etc.« ist ganz unmöglich. — Uebrigens sind durch diese falsche Strophe einige richtige verdrängt. Jedenfalls ist diese compresse Erzählung zu dürftig.

O. 11. Für ut melius wird geschrieben utilius, weil jenes unlateinisch sei. (?)

O. 12. »Sei's, dass Augustus die drohenden Parther besiegt habe, sei es, dass die fernen Serer und Inder, so wird er nur geringer als du Jupiter! den Erdkreis regieren. Es scheint wirklich als ob an diesem Unsinn noch kein Anstoss genommen worden. Unmöglich ist das aus einem einigermaassen klaren Kopfe gekommen (einem unklaren mag O. III, 5 Anfang vorgeschwebt haben) am wenigsten aus einem ganz klaren wie Horatius.« So leitet H. L. seine Betrachtungen über dieses Gedicht ein und so geht es 4 Seiten fort und schliesst mit den Worten: »Diese 12. Ode bietet die schwierigste aller Aufgaben im Horaz. Was vorliegt, ist voll Unmöglichkeiten durch und durch. Das ist ganz und gar ausgemacht und kann dagegen Nichts ausgelassen werden.«

Was soll man nun gegenüber solchen Rodomontaden erwiedern. Erstens, dass es doch eine bemerkenswerthe Erscheinung ist, dass dieselben Dichtungen, welche früher als mustergültig für alle Jahrhunderte betrachtet wurden, gegenwärtig mit allen möglichen Fehlern behaftet sind. Da die Dichtungen selber unverändert geblieben, höchstens von einigen falschen Lesarten befreit worden sind,

Digitized by Google

so müssen also die Beurtheilenden ganz verschiedenen Grundsätzen folgen. Wenn nun einer das Fortschritt nennt, dass man jetzt für schlecht hält, was früher vortrefflich schien, so ist dagegen Nichts zu sagen, als dass auf diese Weise das Studium des Alterthums bald aus einer Bildungsschule zu einer Lästerchronik werden wird. Und so wird von den Philologen selber den Gegnern trefflich in die Hände gearbeitet. Aber sei's drum! »Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas.« Das wäre! Wird Jemand zu behaupten wagen, dass dieser Negativismus nur aus der Liebe zur Wahrheit hervorgegangen sei? Es ist scholastischer Uebermuth und die Ueberhebung einseitiger Verstandesbildung, welche unfähig in fremdes Geistesleben sich hineinzufinden den Maassstab für Alles Grosse und Ausserordentliche in der eignen Beschränktheit findet. Es ist die Neuerungssucht, die unbefriedigt durch das bisher Bestehende in allen Gebieten, im Staat, in der Kirche, in der Wissenschaft Alles umgestalten und auf Trümmern einen neuen Bau begründen will, ohne schöpferische Kraft. Diese Unzufriedenheit mit der Gegenwart äussert sich in den ersten Stadien als eine eigentliche Zerstörungswuth, bis sie vielleicht später, durch Erfahrung gewitzigt, in das Bette ruhiger und organischer Entwickelung zurückkehrt. Aber von diesem Ziele sind wir noch weit entfernt. Wir haben es vorerst noch mit einem gewissen Cynismus zu thun, der in der allgemeinen Richtung der Zeit wie in ganz individueller Organisation begründet, sich durch frechen Hohn über das, was andern achtungswerth erscheint, bemerkbar machen will. Wenn die Dauerhaftigkeit des Papiers diese Ergüsse der Rohheit der Nachwelt erhalten sollte, so werden sie ein trauriges Bild der Zerrissenheit und Zerfahrenheit geben, an welcher die Gegenwart laborirt. Wie aber in allen Erscheinungen des litterarischen Lebens sich immer nur die Gesammtzustände des Volkes sich abspiegeln, so geben sie zugleich Zeugniss für jenes. Also wie im Staate die widersprechendsten Theorien hervortreten, so in der Wissenschaft, wo die extremsten Richtungen sich bekämpfen, aber vorzüglich der Aufklärungsprocess mit starken Schritten sich weiter verbreitet. Schon hat Homer ein Drittheil seiner Dichtungen eingebüsst, den Juvenal hat H. Ribbeck um ein gutes Theil kürzer gemacht, wie viel von Horaz nach Herrn Hofman Peerlkamp, Meineke, Linker, Gruppe und Lehrs übrig bleiben wird, wissen wir nicht, Cicero hat schon einen Läuterungsprocess bestanden, Salust hat den Versetzungsprocess erfahren, die Germania des Tacitus ist bezweifelt, der Dialog ist ihm abgesprochen worden. Und nun kommen noch die Folgen der Symmetrie und die Versetzungen: das Schicksal des Hesiod ist bekannt, wie H. R. den Horaz zugerichtet, haben wir oben gesehen, hinsichtlich des Tibullus und Propertius »adhuc sub judice lis est.« Muss man auch die Form unangetastet lassen, so macht man desto mehr Ausstellungen am Inhalt. Ueberall werden Mängel, Unvollkommen-

Digitized by Google

heiten, Unrichtigkeiten entdeckt, und diese Entdeckungen als neue Bereicherungen der Wissenschaft angepriessen.

Man wird entgegnen, das sei eben der Fortschritt der Kritik, welche das nil admirari auf ihre Fahne geschrieben und darnach zu so bedeutenden Resultaten gelangt sei. Richtiger werde man es die Entwickelung der Hegel'schen Dialectik nennen, welche der negativen Geistesrichtung des Jahrhunderts zu Hülfe gekommen ist und eine neue Sophistik geschaffen, welche gegen und für Alles mögliche Gründe und Gegengründe hat und dieselben Behauptungen je nach Umständen bekräftigt und widerlegt.

So wechseln in den Meinungen des Tages Glauben und Unglauben, Materialismus und Supranaturalismus, Atheismus und starre Orthodoxie, eine Alles auflösende Skepsis und urtheilloses Zustimmen, welches doch wahrhaftig Niemand für einen wissenschaftlichen Fortschritt ausgeben wird.

O. 1, 15 hatte H. Prof. O. Jahn gelegentlich behandelt im Hermes 1868. III, 2. S. 184 und hatte aus der ganzen Art der Behandlung, der Aufzählung der Helden und dem Fehlen des Philoctet u. s. w. den Schluss gezogen, dass Horaz Gründe hatte oder zu haben glaubte auch weniger gelungene Versuche dem Publicum nicht vorzuenthalten. Worinnen wir ihm vollkommen beistimmen. H. L. dagegen hatte schon 1864, Fleckeisen Jahrb. 1864, H. 3, S. 173 geschrieben: dass dieses Gedicht von Vs. 21 an mit seiner zufällig zusammengeworfenen Heldenaufzählung, beginnend mit Nestor, dem unpassendsten, der hier eintreten konnte, den Achilles entweder ganz auslassend, oder ihn so kopflos einführend, wie in der letzten Strophe geschieht mit den lächerlichen prosaischen Ausdrücken: »Non Nestora respicis? Merionem quoque nosces, nicht von Horaz ist, versteht sich von selbst.« Jetzt hat H. L. selbst das Gegentheil anerkannt, und es liegt in der Natur der Sache, dass nicht alle Werke eines Meisters von gleicher Vollkommenheit sind. Namentlich wird man bei Horaz, der die lyrische Strophe bei den Römern einführte, ein allmähliges Fortschreiten zu grösserer Vollkommenheit, Anfänge, Studien, Versuche und Vollendetes unterscheiden müssen. Dem Einwand, dass er frühere Versuche nicht würde veröffentlicht haben, steht die begründete Annahme gegenüber, dass bei einem neuen Litteraturzweig auch die Vollendung in der Form ein bedeutender Factor ist, dass ferner auch Nachbildungen nach dem Griechischen Berechtigung fanden; kurz, dass das Urtheil über die verschiedenen Stufen der Vortrefflichkeit noch kein ganz unbefangenes und sicheres war.

So finden wir ja auch sonst unter den horazischen Oden wie in den Gesammtausgaben unserer gefeiertsten Dichter das Vorzüglichste mit weniger Bedeutendem gemischt, ohne deswegen das erstere für allein ächt zu erklären. »Aber Horaz hätte bei der von ihm selbst veranstalteten Ausgabe eine kritischere Auswahl treffen sollen.« Darauf ist zu antworten, dass wir nicht wissen, ob wir

Digitized by Google

nicht vielleicht eine nach seinem Tode von einem Freunde oder Freigelassenen redigirte Ausgabe besitzen. Parteiischen Freunden scheint auch das weniger Bedeutende werthvoll. Aber auch Autoren selber sind zuweilen in ihrem Urtheil befangen, besonders wenn die Kunstform allein schon ein Verdienst ist. Im vorliegenden Fall bin ich überzeugt, dass wir eine Nachbildung aus dem Griechischen vor uns haben, wo die Erfindung ganz auf Rechnung des Originals zu schreiben ist. Im Einzelnen sind übrigens eine Menge unbegründeter Einwendungen gemacht worden. Bei der Aufzählung der Helden ist viel weniger die Person des Paris als der Kampf vor Troja überhaupt ins Auge zu fassen, und es muss doch der Stimme des weissagenden Nereus einige Freiheit in der Auswahl eingeräumt werden. Da eine sonstige Veranlassung des Gedichtes, etwa eine Anspielung auf das Verhältniss des Antonius zur Cleopatra uns nicht bekannt ist, so fehlen uns alle Hülfsmittel um ein Alles Einzelnde umfassendes Urtheil fällen zu können.

Eine ganz andere Bewandniss hat es mit der ersten Ode des 2. Buchs. Hier ist uns nicht nur die Person des Gefeierten, sondern auch seine Stellung zu dem Dichter bekannt, also wird hier auch Alles auf klare Verhältnisse zurückgeführt werden können. Gleichwohl hat auch diese Ode eine scharfe Rüge erfahren und zwar von Seiten des Altmeisters einer philologischen Schule, des H. Prof. Ritschl, welcher gegen den »tiefeingefressenen Rost des Schulvorurtheils von der intacten Ueberlieferung horazischer Poesien anzukämpfen« sich veranlasst fühlte. Er hat 3 Strophen für unächt erklärt, die 3., 7. und 9. und noch 2 Stellen corrigirt tincta mit Bentley für uncta, sudare — video für audire videor. Hinsichtlich der 9. findet H. L. Alles vollkommen unwiderleglich. Was er sagt von der pedantischen, nichtssagenden Aufzählung, von der Logik und scharfsinnigen Unterscheidung, wonach das Wasser eingetheilt wird in 1) Strudel, 2) Flüsse, 3) Meere und 4) Küsten, Alles eben so treffend und sicher als in der humoristischen Energie des Ausdrucks erquicklich. Die Wahrheit ist, dass hier weder von Pedantismus, noch von Logik, noch von scharfsinniger Unterscheidung die Rede ist, sondern dass ein durch die traurige Erinnerung gesteigertes Pathos vorliegt. Ich möchte wissen, was H. Ritschl einzuwenden hätte, wenn ein Redner sagen wollte: »Meere, Küsten, Seen, Ströme verkünden unsere Schmach.« Ein nüchterner Kritiker könnte eine solche Steigerung lächerlich finden, ein Mitfühlender wird keinen Anstoss nehmen. Denn dass gurges bei den Dichtern ganz gewöhnlich für das Meer steht, wird nicht unbekannt sein. Schon weniger zuversichtlich stimmt Herr Lehrs den Auslassungen der 7. Strophe zu, und nimmt mit Recht einigen Anstoss an dem schroffen Uebergang atrocem animum Catonis — quis non. Aber dennoch will er den schönen Gedanken der Sophistik des H. Ritschl opfern. Hinsichtlich der dritten Strophe wagt er zu widersprechen und hat mit sehr schla-

Digitized by Google

gen Gründen die Unhaltbarkeit der Ritschl'schen Ausstellungen zurückgewiesen. Wenn er dagegen den prosaischen Ton der ersten Hälfte des Gedichtes rügt, so möchte ich doch wissen, wie ein ganz prosaischer d. h. den Ausdruck der Wirklichkeit und den bestehenden Verhältnissen enthaltender Gedanke gegenüber einem so kritischen Manne hätte poetisch ausgedrückt werden sollen, ohne ins Lächerliche zu fallen. Die Conjectur: sudare video übertrifft übrigens an nackter Prosa alle Vorstellung, »ich sehe die grossen mit ehrenvollem Staube beschmutzten Helden schon schwitzen«. Von welcher Art müsste die Anstrengung gedacht werden, dass der Schweiss wirklich ein Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung würde, abgesehen davon, dass eine solche angenommen, vielmehr sudantis erfordern würde. Von der Widrigkeit der Erscheinung wollen wir gar nicht reden, auch nicht hervorheben, wie wenig eine solche Wahrnehmung zu dem lebensvollen Bilde passt, welches uns die vorhergehende Strophe entgegenhält. Diejenigen hingegen, welche sich an dem Ausdruck audire stossen, scheinen gar nicht daran zu denken, dass die alten Helden nicht wie stumme Personen auftreten, sondern unter andern auch *μεγαλόφωνοι* und *βοὴν ἀγαθοί* sind. Ferner dass wenn aus audire ein sinnverwandtes Weilen in Gedanken supplirt werden kann, video dagegen zu dem folgenden cuncta terrarum subacta durchaus nicht passen will; denn es ist nicht die Rede von dem was ist, sondern von der Schilderung der Gräuel des Bürgerkriegs in dem Buche des Asinius.

Indessen ist sowohl die Person des Kritikers als auch der Gegenstand zu wichtig, um so brevi manu erledigt zu werden, und es müssen eben so wohl die Gründe der Zweifel Ritschls als die Methode, dieselben geltend zu machen einer genaueren Untersuchung unterworfen werden, weil offenbar das Beispiel eines solchen Mannes zur Nachahmung auffordert. Erstens dass das ganze Gedicht eine Huldigung gegen den einflussreichen und litterarisch äusserst thätigen Mann ist, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Wenn derselbe zugleich als Redner, Tragödien-Dichter und Historiker glänzte, so wird in diesem Gedichte vorzüglich die letztere Thätigkeit, wahrscheinlich auch die fruchtbarste, gefeiert. Von dieser mochte der Dichter, wie das Publicum, die vortheilhafteste Meinung haben, da der Verfasser bei seiner Härte und Schroffheit wenigstens von dem Vorwurf der Schmeichelei frei war. Wenn er daher S. 1, 10, 42 vorzüglich den Tragödiendichter preisst, wie auch Virgil Eclog. VIII, 10 »Sola Sophocleo tua carmina digna cothurno«, so wird dadurch vollkommen gerechtfertigt, dass er die Schilderung des Geschichtschreibers durch die Hinweisung auf seinen Dichterruhm unterbricht, weil er bisher durch diese Leistungen sich bekannt gemacht hatte. Dass ferner unter publicas res ordinare nicht die praktische Thätigkeit, sondern der Schriftsteller bezeichnet sei, bedarf doch wohl bei dem Kundigen nicht

Digitized by Google

der Rechtfertigung, so wenig als er diese Ausdrucksweise wegen allzugrosser Annäherung an die Prosa verwerfen würde. Noch weit unbegründeter sind die Einwendungen gegen die 7. Strophe, welche schon wegen ihrer poetischen Schönheit jeden Zweifel hätte zurückdrängen sollen.

Wenn auch wirklich Horaz den Gedanken ausgesprochen hätte, dass die Römer als Sühne für die Besiegung des Jugurtha gefallen wären, so lag eine solche Vorstellung der Vorstellungsweise des Alterthums sehr nahe, wie der Anfang der Aeneide beweisst und die Nachbildung bei Lucian IV, 788; und wenn statt der Karthager und Hannibal, Jugurtha genannt wird, so lag eben die Schlacht bei Thapsus der Erinnerung näher, während Salusts Werk über den Jugurthinischen Krieg jene Zeiten so sehr in den Vordergrund gerückt hatte. Am wenigsten begründet sind endlich die Ausstellungen, welche gegen die 9. Strophe gemacht werden. Wer hier etwas anders als eine durch das Grässliche der Begebenheiten gesteigerte Ausdrucksweise sieht, der befindet sich entschieden im Irrthum. Dass Horaz in vielen seiner Oden, wo er sich weniger seinen Gefühlen hingibt als gewissen äussern und socialen Verhältnissen Rechnung trägt, nicht die Tiefe und Innigkeit der Empfindung an den Tag legt, wie Catull und Tibull, wird allgemein zugestanden werden. Er gehörte nach seiner ganzen Stellung weniger sich selbst an und sein Verhältniss zu Maecenas wie zu Augustus legte ihm gewisse Verbindlichkeiten auf. Anstatt nun nachzuweisen wie fein und geschickt er sich dieser Pflichten entledigte und zugleich der Selbstachtung wie den Verhältnissen Rechnung trug, gefällt man sich darin, zu fordern, was zu begehren ganz unstatthaft war, und zu tadeln, was man sich nicht die Mühe gibt zu verstehen. Es ist nicht zu tadeln, wenn man sich die Freiheit des Urtheils gegenüber der Ueberlieferung bewahrt, auch die Prüfung des diplomatisch Begründeten wird man Niemand verargen, aber einem unbedingten Subjectivismus zu huldigen, ist wenigstens eben so tadelnswerth als eine gläubige Hingabe an den geschriebenen Buchstaben. Die erste Forderung bleibt immer die Untersuchung, ob die Tradition nach allen Seiten gerechtfertigt werden kann. Dafür ist allgemeine Kenntniss der Sprache durchaus nicht genügend, sondern es muss das genaue und sorgfältige Studium des besondern Schriftstellers, seiner Sprache, seiner Denkweise, seiner Kunstform, und seines schriftstellerischen Charakters hinzukommen. Besonders wenn dasselbige in so mannigfaltiger Weise ausgeprägt ist wie bei Horaz. Die Sermonen, die Epoden, die Briefe zeigen einen wesentlich verschiedenen Charakter von der Sprache der Carmina. Daher hier, wo wir uns auf dem Boden durchaus künstlerischer Production befinden, ein ganz anderer Maassstab angelegt werden muss. In dieser Hinsicht bilden die Horazischen Oden geradezu den entgegengesetzten Pol zu den Plautinischen Comödien. Während diese, wenn gleich auch Nachbil-

Digitized by Google

dungen des Griechischen nur die versificirte Umgangssprache des römischen Volkes repräsentiren, in einer Kunstform, deren Elasticität dem Tone der Volkssprache keinerlei Zwang auferlegt, ist die Strophencomposition, die schon an sich ein durchaus künstlerisches Gepräge trägt, zugleich im hohen Grade maassgebend für den Ausdruck und unterwirft die Darstellung bindenden Gesetzen, innerhalb welcher die freie Bewegung der Gedanken vielfach gehemmt ist. Diess tritt dann besonders hervor, wenn auch der Gedanke des Dichters genau abgemessen und mit einer gewissen Vorsicht zum Ausdruck kommt. Da wird die Abwesenheit einer gewissen strömenden Fülle und zuweilen auch der Druck der Verhältnisse empfunden, wo denn gewöhnlich allgemeine Sentenzen die Lücke ausfüllen müssen. Wenn nun z. B. Jemand, an die Behandlung des Plautus gewöhnt, wo Umstellungen, Auslassungen, Zusätze als gewöhnlich angenommen werden, an die Kritik des Horaz mit der gleichen Sicherheit herantreten und jene wohlfeilen Auskunftsmittel in Anwendung bringen wollte, der würde bald bemerken müssen, dass er sich auf einem ganz fremden Gebiete befände, wo ganz neue Anforderungen an ihn gestellt würden. Daher was an einem Orte vielleicht zulässig und anwendbar ist, an einem andern ein entschiedener Fehler und grosser Irrthum ist. Apes debemus imitari et, quaecunque ex diversa lectione congessimus, separare. Seneca Ep. LXXXV, 5.

Doch um nicht durch Wiederholung desselben Denkprosses bei H. Lehrs zu ermüden, wollen wir noch auf einige Eigenthümlichkeiten seiner Ausgabe aufmerksam machen. An die Erklärung von S. 1, 10 namentlich Vs. 78 et in versu faciendo hat derselbe eine 14 Seiten lange Untersuchung über den Versschluss des Hexameter. Da Corsen II, S. 430 diese Stelle angeführt hatte als Beleg dafür, dass nicht einmal in den Horazischen Satiren, die doch der Umgangs- und Volkssprache am nächsten stünden, das Bestreben sichtbar sei am Ende des Verses in der fünften Arsis Hochton und Versbebung zusammenfallen zu lassen. Besonders hatte Corsen II S. 442 von der Form —, ⏑ ⏑ —́ ⏓ behauptet, dass im Gegensatz zu Ennius die Dichter des Augusteischen Zeitalters diese Form des Versausganges selber anwandten, nicht weil sie die Uebereinstimmung von Hochton und Versbebung suchten, sondern weil die Cäsur nach der Hebung des 5. Versfusses den rollenden Fall des Versschlusses unterbrach.

H. L. hat nun durch genaue (?) Zählung das Verhältniss von Hexameterschlüssen von der Form ⏑ ⏑ — ⏓ bei Horatius, Persius, Juvenalis, Vergilius, Ovidius, Lucretius, Ennius, Lucilius festzustellen gesucht, und dass auch die Wahl des vorletzten Wortes nicht gleichgültig ist, da in den überwiegend meisten Fällen die Betonung von der prosaischen nicht abweicht; eben so wenig bei Juvenal. Aber das umgekehrte Verhältniss findet bei Vergil statt, während Lucretius wieder überwiegend Hochton und Versbebung

Digitized by Google

zusammenfallenfallen lässt. Diese wie es scheint gründliche Untersuchung behandelt eine Streitfrage, welche durch übereilte Aufstellung von Regeln der Berichtigung bedurfte. Denn sobald man meint, eine Besonderheit entdeckt zu haben, so wird flugs eine Regel geschmiedet. Während nun die ergebenen Anhänger Belegstellen zusammensuchen, kommen eine solche Masse Ausnahmen zum Vorschein, dass eine Modification nothwendig erscheint, und so geht der Process des Aufbauens und Zerstörens seinen Gang, bis der aufgestellte Satz in das Gegentheil umschlägt, so namentlich die an Ausnahmen erstickenden Regeln über das Verhältniss des Wortaccents zum Versaccent, wo wir dann beinahe am entgegengesetzten Ende angekommen sind.

Ebenfalls auf das Lob grosser Gründlichkeit und Genauigkeit macht Anspruch die von dem H. L. schon früher 1863 in Fleckeisens Jahrbüchern abgedruckte und hier S. I—XXV wiederholte Abhandlung über die Verschleifung bei Horaz. Es ist diess in neuerer Zeit ein Lieblingsgegenstand der Forscher geworden, und es ist keinem Zweifel unterworfen, dass deren nähere Betrachtung manche neue Seiten der alterthümlichen Dichtung offenbart und den Blick für die Kenntniss der Technik schärft. So ist also die Bemerkung ganz richtig, dass je näher der Ausdruck der Volkssprache kommt, desto mehr die Verschleifungen sich häufen, also in den Sermonen viel häufiger sind, als in den Briefen und den Oden. Und dass auch in diesen ein Unterschied sich bemerklich macht nach der Verschiedenheit des Tones, kann man ebenfalls zugeben. Endlich wird auch hinsichtlich der zu verschmelzenden Vokale der Wörter und der Stelle manche Besonderheit sich nachweisen lassen, ohne dass hier Alles auf allgemein gültige Regeln und Gesetze zurückgeführt werden kann. Das versteht sich freilich von selbst, dass e t und e s t für die zweite Silbe der Verschleifung vor allen in Betracht kommen. Zunächst Präpositionen nebst dem unkennbaren in privativum. Dann erst nominale und verbale Stämme, pronominale nebst Partikelstämme. Sehr richtig bemerkt indessen der Verfasser selbst: »Auf einiges Mitspielen des Zufalls muss man überhaupt in diesem Bereich der lateinischen Wortverschleifung gefasst sein und starren Schematismus nicht erwarten.« Wenn nur der Verf. selber dieser Lehre immer eingedenk gewesen wäre!

Aber ich fürchte, dass viele seiner Bemerkungen auf gänzlicher Verkennung jener Thatsache beruhen. Was will man z. B. aus der Bemerkung schliessen S. 14: »In den Oden des 4. Buchs steht dieses que et dreizehnmal, während es in den ersten drei Büchern höchstens siebenmal vorkommt.« Wird man mit Grund sagen dürfen, »dass in den Jahren, in denen die Oden des 4. Buches entstanden, Horatius zu der Anwendung von que et eine grössere Neigung hatte«? Und weil dieses que et ausserdem auffallend häufig ist in der ars poetica, aber nur in der ersten Hälfte bis Vs. 214

Digitized by Google

»soll man es nicht unwahrscheinlich finden, dass an dieser Parthie der ars poetica Horatius in denselben Jahren arbeitete.« Für die drei ersten Bücher der Oden zieht der Verf. aus den Zahlverhältnissen der vorkommenden Synaloephen den Schluss, dass dadurch der Maassstab für Ohr und Empfindung des Horatius ausgedrückt sei, den er für die epischen Gedichte nicht nur duldete, sondern für angemessen hielt; für die grössern — sei es dass ihm erschien, ein lang fortgehendes Gedicht römischen Mundes ohne alle oder nahezu ohne alle Verschleifung mache den Eindruck der Affectation, sei es, dass er für den Ernst und das Gewicht des Inhalts, wie er den längern Gedichten doch wohl meistens eigen sein wird, den glatten Schliff nicht angemessen fand, der einem kleinern carmen amabile anstand oder einer Studie.« Da nun aber auch unter den Oden kleinern Umfangs dasselbe Zahlenverhältniss erscheint, und eine ganze Anzahl Oden nach einer andern Richtung hin gearbeitet sind, so wäre doch zu überlegen, ob nicht eine grosse Anzahl dieser Bemerkungen rein illusorisch sind. So z. B. wenn er das 16. Gedicht in den Epoden als metrisches Schaustück darstellt, und dazu fügt: »Bei diesem Gedicht mag es doch leicht geschehen sein, dass es manchen noch gar nicht altväterischen, aber vaterländischen Sinn widerstand, dass es manchen bedünkte, das altrömische Mass sei für solche neumodische Schläuche nicht, manchen auch wie denjenigen, die gar nicht an allen Freiheiten des Lucilius in versu faciendo ein für allemal festzuhalten gedachten und solche schalkhafte Erinnerung an seine Unebenheiten verstanden und beifällig lasen.« Und — das Gedicht ist nicht um des Inhalts willen gemacht — der Eindruck verbleibt doch: und wenn das einem nullum vare sacra — gar nichts schadet, so kann es verdriessen bei einem sich römisch und innerlich anstellenden Inhalt.« Solch eine Falle subjectiver Anschauungen sind aus dem einzigen Umstand hervorgegangen, dass in den Hexametern der 16. Epode keine einzige Verschleifung und in den Jamben nur fünf zugelassen sind.

Von ähnlicher Art ist die Bemerkung, dass Horaz zwar nicht die Ueberzeugung von einer Vermeidung der römischen Verschleifungen in den griechischen Dichtungsformen nicht gehabt habe, aber gewiss die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Angemessenheit einer Regelung für die neuen Formen und die neue Zeit. Er dichtete nach zwei Richtungen hin, als griechische Nachahmung, als Studien, als Studie auch zur Schmeidigung der Sprache nach jener die Verschleifung ausschliessenden Richtung mit aller Berechtigung. Aber der Reiz der Glätte und Eleganz ward ihm gefährlich und hatte er schon in den Dichtungen älterer Zeit ihm hin und wieder nachgegeben an bedenklicher Stelle, so gab er diesem Reiz um ein Mehreres nach, als er nach einer Reihe dazwischen liegender Jahre in dieses Gebiet noch einmal wider Willen einbahnen musste u. s. w. »Si non e vero e ben trovato.« Bemerkens-

Digitized by Google

werth auch darum, weil hier der H. L. griechische Nachahmungen und Studien zur Schmeidigung der Sprache zugiebt, die er dem Prof. Jahn gegenüber glaubte in Abrede stellen zu müssen, wenigstens deren Veröffentlichung, während er doch gerade aus den veröffentlichten Gedichten den oben angegebenen Schluss zieht. Etwas der Art scheint der Herr Verf. selber geahnt zu haben, wenn er sagt: Von diesem Versuch aus dieser Statistik der Zahlen einen Sinn herauszulesen, kann ich nicht fortgehen ohne um Verzeihung zu bitten.

Andere solcher neugeschaffenen Regeln sind: monosyllabas voces praeter pronomina m e et t e Horatius in Lyricis nunquam elisit. Ferner hat er in Epoden, Oden und Briefen überhaupt mit grosser Sparsamkeit die erste Silbe der Verschleifung aus einsilbigen Wörtern gebildet. — Sowie man aber einen Blick in die Satiren wirft, sieht es ganz anders aus. Dann hat er auch seine Aufmerksamkeit auf die Verse gerichtet, welche mehr als eine Verschleifung enthalten und in den Oden 31 Verse der Art gefunden. Mit drei Verschleifungen hat er in den Oden und Briefen sieben Beispiele entdeckt. Hingegen »in den Satiren ist man wirklich in einer andern Welt und wird stark an die Komödie erinnert und an ihre *bisweilen* kettenhaften Verschleifungen.« Neu ist der Gedanke: die römischen Dichter der Augusteischen Zeit besassen jedenfalls in der mannigfach abgestuften Behandlung der Synaloephe ein ausserordentlich werthvolles Kunstmittel, um so werthvoller bei der unaussprechlichen Armuth ihrer poetischen Kunstmittel gegenüber den griechischen, die gewiss Männer wie Horatius und Ovidius oft bis in's Innerste empfanden. Auch in der Verknüpfung mit e t innerhalb der lyrischen Strophe, hat nach H. L. Horaz etwas gesucht, besonders wenn diess e t durch Positionslänge mit einem anfangenden Consonanten des zusammengeknüpften Verses sich gezogen spricht. (?) Später sei ihm dieses e t fremd geworden, und in den Gedichten des 4. Buches kam es nicht vor, wohl aber eine Verknüpfung durch das noch auffallendere i n. Auch die Verschleifung der Schlusssilbe mit est ist verhältnissmässig sehr selten in den Oden, a r d u u m e s t, u l t r a e s t, t u u m e s t, t u i e s t, wo er gegen Lachmann die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des tuist bei Horaz nicht mit der gleichen Sicherheit zu gewinnen vermag. Hingegen in den Satiren und Briefen ist die Verschleifung des e s t häufiger. Ferner hat er die Bemerkung gemacht, dass nicht nur der Diphtong a e, sondern alle langen Worte in erster Silbe zur Verschleifung ungemein selten angewendet sind, mit Ausnahme des o, welches ein höchst merkwürdiges Uebergewicht hat. Vom u, welches sehr selten vorkommt, schliesst er, dass es dem Horaz offenbar dictu gravia perpessu aspera erschienen sei.

Ausserdem fand er das Uebergewicht der Verschleifungen in der arsis ausserordentlich gross; aber auch in der altera brevi dactyli ziemlich häufig. Unter den fünfzig Beispielen, welche die

Digitized by Google

Satiren enthalten, ist die vorherrschende die Anwendung im fünften Fuss bemerkbar und dem zunächst im ersten u. s. w. Als Anhang schliesst sich an diese Abhandlung ein Auszug aus der Schrift von Anton Viertel über die versus spondiaci der Römer, von denen sich bei Horaz nur vier finden sollen, während dieselben bei Lucrez und Catull häufig sind, und die ganze römische Literatur von Ennius bis Claudian nur 220 aufweisen kann.

Dass nun bei einer so minutiösen Betrachtung des Versbaus die Einsicht in die Technik möglicher Weise gefördert werden kann, wollen wir keineswegs in Abrede stellen, dass aber gleichzeitig und im gleichen Maass das Verständniss der Dichter vorschreite, muss ich entschieden in Abrede stellen. Im Gegentheil; die neuere Behandlungsart der Horazischen Dichtungen könnte die Vermuthung begründen, dass nicht nur die Kenntniss der Latinität des Augusteischen Zeitalters, sondern namentlich auch die richtige Auffassung der Poetik und des poetischen Gedankens in starker Abnahme begriffen sei. Je weniger man sich bemüht in den Geist der Sprache einzudringen und die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers in allen Richtungen zu verfolgen, desto mehr wird man geneigt sein, die eignen Gedanken dem fremden Autor unterzuschieben und da dies ohne gewaltsame Veränderungen nicht möglich ist, zu einer maasslosen Conjecturalkritik seine Zuflucht nehmen, die also in sehr vielen Fällen nicht ein tieferes Verständniss beurkundet, sondern aus dem Mangel tieferen Eindringens in den Sinn der Schriftsteller hervorgeht. Es ist erfreulich, dass die H. Lehrs und Ribbeck sich durch andere philologische Arbeiten einen guten Namen in der Litteraturgeschichte erworben haben, die Arbeiten über Horaz werden sie nicht unsterblich machen.

Die Summe der Lyrischen Gedichte, welche in den vier Büchern der Oden enthalten sind, ist nach gewöhnlicher Zählung 113; von diesen sind nach H. L. unächt, verfälscht, entstellt, unvollständig, lückenhaft 38, also mehr als ein Drittel. Von den 24 Briefen, welche wir jetzt lesen, sind nur sieben dem Schicksal der Umgestaltung durch H. R. entgangen, sind also mehr als zwei Drittel verunstaltet. Bleiben noch die zwei Bücher der Sermonen, welche der Reinigung und Umgestaltung entgegen sehen. Wenn die neuen Herrn Restitutoren in ihrem Rechte wären, die wahre Quelle einer tiefen Verderbniss entdeckt, und die Wahrheit gesucht und gefunden hätten, so würde auf der einen Seite die grosse Zahl von Auslegern des Horaz, welche sich mit gewissenhafter Treue um die Lösung der Schwierigkeiten des vorliegenden Textes während mehreren Jahrhunderten bemüht hatten, als kurzsichtige Thoren erscheinen, da sie an einem leeren Gaukelbilde Zeit, Arbeit und Mühe verschwendet hätten; anderseits müsste die Existenz einer wahren Falschmünzerbande angenommen werden, welche nur darauf ausgegangen wäre, den Text des Horaz auf eine solche Weise zu verfälschen, dass durch dessen Wiederherstellung die

Digitized by Google

Herren Hofman Peerlkamp, Linker, Gruppe, Lehrs und Ribbeck wohlfeile Lorbeern erringen könnten. H. Ribbeck hingegen erklärt die Ursache des Verderbnisses so: »Im Archetypus, sei es aus dem Nachlass des Verfassers, sei es in einer alten Sammlung seiner Werke, mögen theils einzelne abgerissene oder von jeher unverbundene Blätter von meist 6—8 Versen auf der Seite, theils Doppelblätter und Binionen in Unordnung gerathen und unverständig, obwohl mit einer gewissen Absicht die ächte Reihenfolge herzustellen, zusammengelegt worden sein.« (sic!) Also um vermeinte, nur dem H. Ribbeck sichtbare Fehler zu entfernen, wird das Allerunwahrscheinlichste angenommen. Das nennt man sonst: »Mücken seigen und Kameele verschlucken.« Ich schliesse mit den Worten eines jüngern Gelehrten: »Wo ich glaubte das Recht der Handschrift selber zu vertreten, habe ich für Pflicht erachtet, die Scheu zu überwinden, welche abrathen möchte, gegen den bisher schon breit getretenen Weg der subjectiven Interpretation und Kritik männiglich anzukämpfen.« — Sollte diess von meiner Seite im Eifer der Untersuchung in schärferer Form geschehen sein, wie es allerdings in einzelnen Parthien so leicht möglich war — so möchte der energischere Widerspruch in den vorhandenen Umständen seine Berechtigung oder wenigstens Entschuldigung haben.

Basel. **Gerlach.**

Die Wissenschaft als Freiheitsthat. Philosophische Principlehre von Dr. Carl Sigm. Barach, Docent der Philosophie an der k. k. Universität und am k. k. polytechnischen Institute in Wien. Wien 1869. II und 83 S. gr. 8. Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Der gelehrte Herr Verf., durch seine philosophischen Forschungen in der literarischen Welt vortheilhaft bekannt, beginnt in der Einleitung zu dieser Schrift mit dem Begriffe der Philosophie. Die Feststellung desselben ist die Aufgabe dieser Wissenschaft. Jedes System hat nach seiner Auffassung einen verschiedenen Begriff derselben. Der Begriff ist durch die Auffassung der Philosophie selbst bedingt. Die besondern Wissenschaften setzen ihre Begriffe voraus. Die Philosophie setzt ihren Begriff nicht als gegeben voraus. Die Bildung ihres Begriffes ist die Aufgabe der Philosophie (S. 1—3). So fragen wir: Womit fängt das Philosophiren an? Nicht mit einem fertigen Begriffe, sondern mit einem Thun beginnt die Philosophie. Dieses Thun ist das Zweifeln, ohne jede Voraussetzung, ohne jede äussere Veranlassung. Der Zweifel geht von uns aus, ist das Thun unserer Spontaneität, ist Freiheitsact, Selbstbestimmung, gegen alle äussere Causalität gegenwirkende Causalität (S. 9); er ist der schlechthinige Anfang, die initiative Thätigkeit. Wer an etwas zweifelt, negirt etwas, er setzt es nicht als

seiend, er setzt es als bloss vorgestellt. So verwandelt der Zweifel alles Gegenständliche in bloss Vorgestelltes, Dinge in blosse Vorstellungen (S. 13). Die Forderung des Zweifels ist die Forderung der Umwandlung alles Gegenständlichen in bloss Vorgestelltes. Dabei hat er eine universale, sich auf alles Gegenständliche beziehende Bedeutung. Der Zweifel muss das ganze Gemüth, also auch den Willen ergreifen. Der Zweifel hebt die Liebe zu den Dingen auf, indem er den Glauben an sie aufhebt, er ist freie affectlose Resignation gegenüber allen Lebensgütern. Der Mensch ist in seiner Freiheit nicht mehr im Dienste der Dinge, er ist zu ihrem Meister geworden (S 15). Einen solchen Charakter zeigt die Liebe Spinoza's, Cartesius', Kant's zur Einsamkeit (S. 17—19). Der Zweifel kann Alles negiren, nur nicht sich selbst, an sich findet er seine Grenze. Die Grenze des Zweifels ist die Selbstgewissheit des Zweifels (S. 20). Diese Selbstgewissheit ist auch die Gewissheit der Freiheit. Sie ist, weil das Zweifeln das Gegenständliche in bloss Vorgestelltes umwandelt, auch die Selbstgewissheit des Vorstellens oder Denkens (S. 21). Damit ist noch nichts über die Substanz des Ichs ausgemacht. Vorläufig ist das Ich nur eine im Denken stets gegenwärtige Vorstellung (S. 23). Der Zweifel ist dadurch zur Quelle einer Gewissheit geworden, er ist der »zu verlassende Anfang«, oder das zum »Fortgang treibende Element.« Ich erhalte eine unvernichtbare Gewissheit, die Gewissheit: Ich zweifle, ich bin ein selbstthätiges, ein vorstellendes (denkendes) Wesen. Hier ist etwas gesetzt, das wir nicht aufheben können. So kommen wir zu einem Wissen; denn das Wissen ist »ein Vorstellen, mit dessen Inhalt eine Position verknüpft ist, die wir nicht aufheben können« (S. 26). Das Gegentheil der Vorstellung: Ich denke, ich bin selbstthätig, ist unmöglich. In dieser Unmöglichkeit des Gegentheils liegt die Nothwendigkeit des Denkens. Das Denken bleibt immer dasselbe; so verschieden sonst sein Inhalt sein mag, darin liegt seine Allgemeinheit. Die den Inhalt des Wissens bildende Vorstellung ist eine nothwendige und allgemeine. Indem ich mich als vorstellendes, selbstthätiges Wesen denke, erhalte ich ein wirkliches Object des Wissens, nicht mehr ein bloss vorgestelltes. Es liegt also in dieser allgemeinen und nothwendigen Vorstellung des: Ich denke, ich bin selbstthätig auch der Charakter einer unleugbaren Objectivität (S. 28). Drückt diese Vorstellung den Gegenstand unleugbar aus, so muss sie auch »jeder Zeit und für Jedermann, der sie hat, denselben Gegenstand ausdrücken.« Sie hat nicht nur unleugbare Objectivität, sondern auch die sich hieraus ergebende Allgemeingiltigkeit. Darum ist die Forderung an jede Erkenntniss Allgemeinheit und Objectivität. Das ist die Forderung für die Vollkommenheit der Erkenntnisse, welche die logische oder formale und die so genannte materiale Wahrheit vereinigt. So lautet das Gesetz der Wahrheit (S. 30): **Behaupte nur das, was so widerspruchslos ist und so unleug-**

Digitized by Google

bar einen wirklichen Gegenstand ausdrückt, wie die Vorstellung deines eigenen Denkens! Hieraus ergibt sich das Maass der apodiktischen Giltigkeit und die Bedeutung der modalen Abstufungen. Wir unterscheiden die apodiktische, assertorische und problematische Giltigkeit. Der apodiktischen Behauptung entspricht das Wissen, der problematischen das Zweifeln, der assertorischen das Glauben. Das Wissen schliesst allen Zweifel aus. Der Glaube ist eine assertorische, nicht an der Negation erprobte Satzung. Man weiss, wenn man die Unmöglichkeit der Negation des Inhalts einer Position erkennt. Man glaubt, so lange man nicht die Möglichkeit der Bezweiflung des Inhaltes einer Position erkennt. Das Glauben geht von sich selbst, das Wissen vom Zweifeln aus. Zum Zweifeln führt die Freiheit. »Des Glaubens liebstes Kind ist das Wunder. Der Freiheit erstes Kind ist der Zweifel« (S. 34). Das aus dem Grade der einer Vorstellung beigelegten Giltigkeit hervorgehende Gefühl ist die Ueberzeugung.

Dadurch, dass das Denken die Gewissheit seiner selbst erlangt, erlangt es auch die gewisse Erkenntniss des Wissens. Das Wissen seiner selbst ist der Maassstab für das Wissen des Andern. Das Ursprünglichste ist der Gedanke des Wissens; er ist ausser, über und vor aller Wissenschaft. Er ist als die Vorstellung einer möglichen Vollkommenheit unserer Erkenntniss eine ideale Vorstellung oder eine Idee, die Vorstellung eines Seinsollenden, als Vorstellung einer Richtschnur, eines Maasses zur Beurtheilung des Giltigkeitsgrades unserer Vorstellungen Maxime oder Princip der Kritik (S. 35). Wir erhalten durch die Vorstellung der Vollkommenheit unserer Erkenntnisse das Bewusstsein von dem, was wir nicht besitzen, von dem, was sein soll, aber noch nicht da ist. Das, was wir nicht haben, können wir nur erstreben, wollen. Der Gedanke des Wissens als Idee ist für uns ein möglicher Gegenstand des Wollens. Bestimmt uns der Wille mit Nothwendigkeit, so wird aus dem möglichen Gegenstande des Willens ein wirklicher. Eine mit Nothwendigkeit angestrebte Idee aber ist Zweck. Wissen kann es nur durch den Zweifel geben, nur durch die Selbstbestimmung oder Freiheit. Die Idee des Wissens ist nur durch die Freiheit möglich. »Das durch Freiheit gesetzte Willensobject kann unmöglich von dem die Freiheit als alleiniges Motiv anerkennenden Willen nicht gewollt werden.« Der Wille tritt aus der anfänglichen Resignation des Nichtwissens hervor und das Wissen wird sein einziges Ziel. So ist die Freiheit die »anfangende und Ziel setzende Macht.« Erst in ihrem Werden begreift sich die Philosophie. Indem sich die Philosophie in ihrem Entstehen begreift, erklärt sie das Entstehen der Wissenschaft (S. 41). Von den die Philosophie begründenden Elementen ist das reale Moment der Wille, die formalen oder idealen Momente die Freiheit und das Wissen. Die Philosophie ist eine Synergie,

Digitized by Google

ein Zusammenwirken dieser drei Momente. Sie ist ein Streben nach Wissen. Sie ist ein Act, in welchem man das Wissen als alleinigen Zweck will; sie wird sich ihres Gewordenseins, ihres Entstehens bewusst. Das Wesen des Strebens nach Wissen ist auch das innerste Wesen der Philosophie.

Der philosophische Wille ist ein »reiner Wille« (S. 47). Bedürfniss und Befriedigung, Schmerz und Lust sind die Gegensätze, innerhalb derer sich das Wollen bewegt. Bei dem philosophischen Wollen verhält es sich anders. Hier ist nicht die Lust der Zweck. Das Wissen würde aufhören, ein durch die Freiheit gesetzter Zweck zu sein, wäre die Lust das Ziel des philosophischen Strebens. Das Wissen wäre dann nicht Zweck, sondern Mittel zum Zweck. Das Wissen soll aber alleiniger Zweck für das philosophische Wollen sein. Das Wollen des Wissens um des Wissens willen ist das philosophische oder reine Wollen. Die Lust ist als Bestimmungsgrund ausgeschlossen. Von der Freiheit gehen wir durch den Zweifel aus und zur Freiheit streben wir, wenn das Wissen der ausschliessende Zweck ist. Die Lust ist aber nur als Bestimmungsgrund, nicht als Folge, die aus dem Wissen hervorgeht, auszuschliessen. Die Lust als Folge des Strebens ist nicht »die gewollte oder erstrebte Lust«, sondern »die Lust, die uns zu Theil wird, ohne dass wir sie anstreben«. Sie ist »der Genuss, die Freude, welche aus dem Streben von selbst folgt«. So ist das philosophische Streben ein »uneigennütziges Wollen, das sich selbst geniesst im Wollen seines Zieles, das sich in sich selbst beglückt fühlt, noch, ehe es sein Ziel erreicht hat«. Ein solches Streben ist die Liebe, ein Name, den die Philosophie seit der auf Pythagoras zurückgehenden Tradition hat (S. 51). In ähnlicher Weise schildert Fichte die reine Erkenntnissliebe, Spinoza den amor intellectualis.

Die Causalität als Beweggrund des Strebens nach Wissen ist die Freiheit, eine alle übrige Causalität ausschliessende Causalität; sie ist eben darum die mächtigste, da sie alle andern Causalitäten aufhebt. Die sittliche Macht über die Begierde ergibt sich als Folge. Macht über Begierde und Seligkeit sind die Motive des religiösen Strebens. Das philosophische Streben schliesst sie aus. Sie entstehen in ihm nur als Folgen seiner Thätigkeit. So hat das religiöse Streben immer noch ein »selbstsüchtiges Motiv«. Philosophisches und religiöses Streben »schliessen sich aus« (S. 55). Im Streben nach Seligkeit als Zweck liegt immer eine Selbstsucht, ein Eigennutz. Der bloss nach Macht und Seligkeit Strebende »kann nicht begreifen, wie man mächtig werden kann, ohne nach Macht zu streben, wie man selig werden kann, ohne Seligkeit zu suchen«, und doch erreicht man, ohne dass man sie als Zwecke oder Ziele erstrebt, durch das reine oder philosophische Streben Macht und Seligkeit als nothwendige Folgen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 18. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Barach: Die Wissenschaft als Freiheitsthat.

(Schluss.)

Wir bleiben nur dadurch in der Freiheit, dass wir stets die Richtung unseres durch die Freiheit bestimmten Willens festhalten. So ist die Selbsterhaltung des Strebens nach Wissen nothwendig. Stets halten wir das Ziel der Freiheit fest und vergegenwärtigen es uns im Bewusstsein. Das hat den Menschen, welche philosophiren, von jeher die grösste Verfolgung »armseliger und träger Köpfe« (S. 57) zugezogen, dass jene »das Wissen als Wissen ohne Rücksicht auf partikuläre Sympathien und Antipathien als das ausschliessliche Ziel ihres Strebens festhielten«. Sie waren »der selbstsüchtigen Menge« gegenüber »reine Organe der Freiheit«. Wenn das Ziel des Erkenntnissstrebens sich verdunkelt, kommen die »Zeiten der Afterweisheit, der Dunkelmänner und Sophisten.«

Vom Zielpunkt muss man auf den einzuschlagenden Weg schliessen. Der Weg ist durch den Zielpunkt und dieser durch den Ausgangspunkt bedingt. Beim Streben nach Wissen kann der Ausgangspunkt kein unbezweifelter Erkenntnisssatz sein; sonst hätten wir schon im Ausgangspunkt das Ziel anticipirt. Der Ausgangspunkt muss »etwas sein, das an sich selbst ungewiss, zweifelhaft ist, aber gewiss, zweifellos werden soll«. Das thatsächliche Moment ist die Zweifelhaftigkeit, das ideale Moment der Wille, das Zweifelhafte zweifellos, das Ungewisse gewiss zu machen. Beides zusammen gibt die Aufgabe oder Frage. Die Aufgabe ist »die Thatsächlichkeit der Ungewissheit einer Sache, verknüpft mit der Forderung über sie zur Gewissheit zu gelangen«. Der Ausgangspunkt der Philosophie ist daher eine Aufgabe oder Frage (S. 60).

Die Aufgabe will eine Lösung, die Frage eine Antwort. Die Lösung ist das Ziel der Aufgabe. Von der Aufgabe, welche nach der Lösung strebt, geht die analytische Methode, von dem Grundsatz der Wissenschaft die synthetische Methode aus. Die synthetische Methode geht vom Wissen aus, die analytische sucht das Wissen. Die synthetische Methode muss sich darum auf die analytische stützen. Das analytische Verfahren setzt nichts voraus, als das Aufgaben bildende Vermögen, den Anfang selbst, den Zweifel, die That der Freiheit. Von der That geht der zum Wissen führende Weg, nicht vom Beweise aus. Die Forschung, die vom Zweifel ausgeht, führt zum Ziele. Sie ist »die

Digitized by Google

Arbeit der Selbstverwirklichung der Idee des Wissens durch die Erkenntniss« (S. 64).

Die Aneignung der Resultate fremder Forschung ist Gelehrsamkeit; die Wissenschaft muss unsere eigene Arbeit sein. Der Philosoph ist gleich dem schaffenden Künstler, der Gelehrte gleich dem Kunstkenner. Kein ausserhalb der Erkenntniss wirkendes Agens darf mitwirken an der Erzeugung des Wissens, also auch nicht ein »transcendentales oder übermenschliches Wesen«. Die Philosophie »weist alle Anmaassungen der Theologie, als einer durch übernatürliche Offenbarung sich im Besitze der Wahrheit dünkenden Wissenschaft, schlechthin zurück und verwehrt ihr jeden Einfluss. Ganz abgesehen davon, ob ein alle Realitäten und Eigenschaften im eminentesten Verstande in sich vereinigendes Wesen existirt, das aus dem Schoosse seiner Allwissenheit der wissensbedürftigen Menschheit einige Brosamen der Wahrheit hingeworfen hätte, kann die Forschung schon darum allein keine Geschenke himmlischer Gnade annehmen, weil sie dadurch aufhören würde, Forschung zu sein, also sich selbst aufgeben müsste« (S. 65).

Die Fragen führen zu Antworten, die Aufgaben zu Lösungen und aus diesen Antworten und Lösungen gehen neue Fragen und neue Aufgaben hervor. Wir werden auf die Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen der Fragen aufmerksam, führen die Arten auf Gattungen und diese auf die oberste allumfassende Gattung, also die besondern Fragen oder Aufgaben auf die oberste, allumfassende Frage oder Aufgabe nach dem Gesetze der Generalisation zurück. Das Allgemeine ist der Grund oder die Bedingung des Besonderen. Die allgemeine Frage ist die Grund- oder Fundamentalfrage. Das Erforderniss der Kritik oder Analytik der Fragestellung entsteht in Ansehung eines Fragepunktes durch die Untersuchung, ob die Auflösung einer Frage nicht die Auflösung einer andern Frage vorerst voraussetze. Indem man von einer Frage zu einer andern übergeht, findet die Entwicklung oder Bildung von Problemen statt. Die Probleme bildende Thätigkeit ist die Wurzel der Wissenschaften. Die Emendirung der Probleme führt zu neuen Gesichtspunkten.

Um die besondern, in der allgemeinen Frage enthaltenen Fragen zu erkennen, ist die Specifikation der allgemeinen Frage in alle besondern, ihr untergeordneten nöthig.

Das Reich des Nichtwissens, des Zweifels, der Räthsel und Fragen wird so ein globus intellectualis ignorantiae. Es ist ein »Organisiren des Nichtwissens zum Zwecke des Wissens«.

Dem philosophirenden Denken wird Alles zur Frage. Die Methode zur Auffindung der philosophischen Fundamentalfrage kann also nur die Methode der Generalisation sein. Da die Philosophie vom universalen Zweifel ausgeht, kann sie auch nur mit einer allen andern Fragen gemeinsamen Frage beginnen, mit einer Frage, die allen andern Fragen zu Grunde liegt. Ihre Frage ist die erste und allgemeinste. In der Frage liegt noch nicht, dass eine ge-

Digitized by Google

nügende Antwort erfolgt. Sie kann erfolgen oder nicht. Wenn die Frage so beantwortet wird, dass keine weitere Frage mehr entsteht, ist die Aufgabe gelöst und wir wissen. Wir sind, wenn wir fragen, ungewiss, ob wir das, wornach wir fragen, wissen können, ob Wissen möglich sei. Alle Fragen sind über die Möglichkeit des Wissens ungewiss. Diese allgemeinste Ungewissheit ist als die allgemeinste Aufgabe, als die Frage aller Fragen, die Grundaufgabe der Philosophie als der allgemeinsten Wissenschaft. Die Frage aller Fragen, die Grundaufgabe der Philosophie ist die Frage: Wie ist Wissen möglich? (S. 72).

Wird die Möglichkeit des Wissens ohne vorausgehende Untersuchung behauptet, so ist die Philosophie dogmatisch; setzt man die Unmöglichkeit des Wissens voraus, so ist sie skeptisch. Die erste glaubt an das Gelingen des Wissens, die zweite an das Misslingen der Erkenntniss. Die ursprünglichere ist die dogmatische. Sie »beruht auf dem natürlichen Glauben der Erkenntniss an sich selbst«. Der Skepticismus betrachtet den Zweifel nicht als Mittel der Forschung, sondern als Zweck. Auch er glaubt an das »bleibende Verhängniss« des Nichtwissenkönnens. Die kritische Philosophie macht vor allen andern Untersuchungen die Möglichkeit des Wissens zum Gegenstande ihrer Untersuchung. Die Frage nach der Möglichkeit des Wissens ist ihr die Fundamentalfrage. Sie ist »allein die wahrhaft voraussetzungslose, freie Philosophie« (S. 74). Das Dogmatische wird im Empirismns und Rationalismus, Sensualismus und Idealismus von Kant nachgewiesen und auf die richtige Anschauung Kant's hinsichtlich der kritischen Methode aufmerksam gemacht. Die besonderen Wissenschaften gehen, wie die dogmatische Philosophie, zu Werke, sie setzen ohne weitere Untersuchung die Möglichkeit eines wirklichen Wissens voraus. Sie gehen über ihren Erkenntnissgegenstand nicht hinaus, die Philosophie muss das Geschäft der von ihnen vorausgesetzten Lösung der Grundaufgabe der Möglichkeit des Wissens übernehmen. Sie unterscheidet sich dadurch von allen andern Wissenschaften, und ist ihnen gegenüber eine selbstständige und für sie alle nothwendige, weil Grund legende Wissenschaft.

Die Philosophie ist Wissenschaftslehre, da sie das Wissen selbst zum Gegenstande hat und alle andern Wissenschaften begründet. Das Ziel derselben ist eine Idee, ein Seinsollendes, sie fragt nach der Möglichkeit einer Verwirklichung der Idee des Wissens, sie fragt also nach den Erzeugungsmitteln desselben, den Erkenntnissmitteln; sie ist die Lehre von den Erkenntnissmitteln und beruht, da alle Erkenntnissmittel in uns liegen, auf Selbsterkenntniss (S. 83).

So ist der Anfang der Philosophie Freiheit, ihr Zweck der Zweck durch Freiheit, ihre Grundaufgabe Erkenntniss der Mittel zur Verwirklichung dieses Zweckes. Das aus sich anfangende, sich aus sich fortentwickelnde und sich aus sich heraus fortbestimmende Princip ist ein idealistisches. In diesem

Digitized by Google

Sinne ist jede wahr Philosophie Idealismus. Die Principlehre, der Gegenstand der vorliegenden Schrift, ist die Selbsterkenntniss der Philosophie als Selbstentwickelung, die Erkenntniss der Wissenschaft als einer Freiheitsthat. Genaue Sachkenntniss, philosophische Methode, scharfe und präcise Begriffsbestimmung und logische Disposition zeichnen diese Schrift aus, welche die Aufmerksamkeit jedes Freundes der Wissenschaft in vollem Maasse verdient. **v. Reichlin-Meldegg.**

Empirische Psychologie. Ein Lehrbuch zum Unterrichte für Gymnasien und Pädagogien, so wie zur Selbstbelehrung leicht fasslich dargestellt von Dr. Mathias Amos Drbal, Professor am k. k. Staatsgymnasium zu Linz. Wien 1868. Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. XII und 328 S. gr. 8.

Der um das Studium der Philosophie verdiente Hr. Verfasser, von dessen Logik eben eine zweite Auflage erschienen ist, legt uns hier ein System der empirischen Psychologie vor. Es ist gewiss erfreulich, dass sich auch im österreichischen Deutschland der frische, jedem Vorurtheile kräftig entgegentretende Geist der Philosophie regt. Ausser den ältern Werken von Dr. Johann Ritter von Lichtenfels (Lehrbuch der Propädeutik, 5. Aufl. 1863) und der empirischen Psychologie von Lindner (1858), so wie der Logik von Trummer macht der Hr. Verf. in seiner Vorrede auf Prof. Dr. Zimmermann's Propädeutik (III. Aufl. Wien bei Braumüller, 1866) und G. A. Lindner (Einleitung in die Philosophie und Lehrbuch der Logik, II. Aufl.) und auf die Logik und Psychologie von Dastich in Prag in czechischer Sprache aufmerksam.

Der gelehrte Hr. Verf. bezeichnet selbst seinen Standpunkt als den »des philosophischen Realismus Herbart's«, von dessen psychologischen Forschungen er mit Prof. Schilling, dem Herbart'schen Psychologen, sagt, dass sie »so tief und gediegen seien und sich in ihren Anwendungen so fruchtbar zeigen, dass unser Zeitalter an ihnen einen kostbaren, in der That aber erst noch zu hebenden Schatz besitzt« (S. VII). Nach Umfang und Zweck des vorliegenden Compendiums, welches im Geiste der Herbart'schen Philosophie geschrieben ist, will der Hr. Verf. »die Wissenschaft nicht durch neue Forschungen erweitern und bereichern«; er will »das Dargebotene zweckmässig erläutern«; er will für das »Studium umfassenderer Werke gehörig vorbereiten« und führt zu diesem Zwecke die psychologische Literatur der Herbart'schen Schule an, von welcher er Herbart, Drobisch, Waitz, Schilling, Volkmann, Lotze, Zimmermann, Lazarus, Cornelius und Nahlowsky nennt.

Das Werk beginnt mit einer Einleitung, welche Begriff

Digitized by Google

und Aufgabe, Principien und Methode der Psychologie, ihre Quellen und Hülfsquellen behandelt (S. 1—11). Besser wäre für die Selbstbeobachtung und Beobachtung Anderer die Ueberschrift gewählt, wenn man jene anstatt mit dem Herrn Verfasser bloss »Quellen« Hauptquellen oder Quellen ersten Ranges nennen würde. Dann wären sie auch leichter von den in §. 4 folgenden Hülfsquellen zu unterscheiden. Als Hinderniss der Selbstbeobachtung wäre wohl besonders der Umstand hervorzuheben, dass die Beobachtung der eignen Seelenzustände gerade da am interessantesten ist, wo sie sich als unmöglich herausstellt. Diess ist bei den besondern Bewegungen der Seele, im Affecte und in der Leidenschaft, der Fall, weil zur Beobachtung Ruhe gehört. Hier sind wir ein Object der Beobachtung für Andere, ohne uns selbst zum Objecte der eigenen Beobachtung machen zu können. Das Mittel dagegen ist die Beobachtung der innern Zustände nach dem vorübergegangenen Sturme der Gemüthsbewegung und die Benutzung der Urtheile derjenigen, welche uns beobachten. Auch bei der Beobachtung Anderer sollte auf Wichtigkeit und Schwierigkeit hingewiesen werden. Die Wichtigkeit liegt nicht nur in der Ergänzung der Selbstbeobachtung, sondern in der unendlichen Vielseitigkeit, die Schwierigkeit in der Mittelbarkeit, der Verlegenheit und Verstellung.

Auf die Einleitung folgt der Begriff der Seele und deren Verhältniss. Dieser Gegenstand zerfällt in drei Kapitel 1) von der Seele (S. 11—23); 2) von der Seele und dem Leibe (S. 23—54); 3) von dem Bewusstsein und den sog. Grundvermögen der Seele und der Eintheilung der Psychologie (S. 55—59).

Im ersten Kapitel, welches von der Seele handelt, werden die Sätze durchgeführt: Die Seele ist eine Substanz, sie ist nicht ein Inbegriff aller den Leib bildenden Substanzen, das Gehirn ist nicht mit der Seele identisch, die Seele ist identisch oder immer dieselbe, sie ist einfach. Dagegen werden die Einwendungen des Materialismus dargestellt und aus den aufgestellten Behauptungen die Folgerungen gezogen. Die aus der Widerlegung des Materialismus hervorgehenden Folgerungen sind: Die Seele ist eine einfache, beharrliche Substanz, bei allem Stoffwechsel verbleibt sie eine und dieselbe, sie besteht aus keiner Art von Theilen; sie ist unkörperlich, weder ein Compositum noch ein Continuum, dem Leibe gegenüber »durchaus ungleichartig«.

Das zweite Kapitel (von der Seele und dem Leibe) stellt zuerst die Thatsache der Wechselwirkung beider fest (der Wirkung des Leibes auf die Seele, der Wirkung der Seele auf den Leib), hierauf behandelt es die Ansichten über den Zusammenhang des Leibes und der Seele, den influxus physicus, den Occasionalismus, die vorherbestimmte Harmonie, und bezeichnet die Wechselwirkung des Leibes und der Seele für so unerklärbar, als jede andere Art des Wirkens. Hiegegen wäre wohl mit Recht einzu-

Digitized by Google

wenden, dass nach dem Gesetze der Einheit (principium generificationis) nichts in der Natur existirt, was nicht mit seinen Gegensätzen eine Uebereinstimmung hat, und nach dem Gesetze der Vielheit (principium specificationis) nichts, was nicht Unterscheidungsmerkmale von dem Andern besitzt. Demnach sind alle Dinge — und das muss auch für Leib und Seele gelten — nicht absolut identisch und nicht absolut entgegengesetzt, sondern relativ identisch und relativ entgegengesetzt. Es ist erklärlich, dass das Gleichartige auf Gleichartiges wirkt, aber unerklärlich, dass die Wirkung vom durchaus Ungleichartigen auf durchaus Ungleichartiges stattfindet. Dieses Kapitel umfasst ferner Empfindung und Bewegung, das Nervensystem im Dienste der Seele, die Eintheilung des Nervensystems, die sensibeln und motorischen Nerven, Selbstständigkeit der Nervenfasern und Isolation der Leitung, Sinnesempfindungen und Empfindungen im engern Sinne, Arten der Sinnesempfindungen und Bewegungen. Der Herr Verf. sagt S. 54, dass die Seele »des leiblichen Organismus, namentlich aber des Gehirnnervensystems bedarf, wenn es in ihr überhaupt zu einem geistigen Leben kommen soll«. Kann man etwas einem Andern gegenüber »durchaus ungleichartig« nennen, wenn es dieses Andern bedarf, um sich als das darzustellen, was es ist? Allerdings muss man »Etwas« als »mitwirkenden Factor« annehmen, das sich »der Forschung der Physiologie gänzlich entzieht«. Daraus folgt aber noch immer nicht die absolute Ungleichart des Leibes und der Seele.

Das dritte Kapitel handelt vom Bewusstsein und von den Seelenvermögen (S. 55—59). Nach Herbart'scher Ansicht werden hier die Vorstellungen als die »primitiven Seelenzustände« bezeichnet. Gefühle und Begehrungen »resultiren bloss aus den Vorstellungen«. Die »Vorstellungen bestehen für sich allein«, wie »$2 \times 2 = 4$«, »isolirt«; denn $2 \times 2 = 4$ wird »weder gefühlt noch begehrt«, sondern »einfach erkannt«. »Etwas Anderes aber, sagt der Herr Verf. S. 58, ist es, wenn ich 100 fl. verloren habe, da wird der Verlust bitter gefühlt, oder, wenn ich 100 fl. wünsche, um meinen Verlust zu ersetzen, ein Gefühl hingegen ist nicht möglich, und kann selbst ohne eine wenigstens dunkle Vorstellung des Gefühlten und ein Begehren weder ohne Vorstellung noch ohne Vorstellung des Angestrebten bestehen.« Wir haben nichts gegen die Ordnung, welche der Herr Verf. gewählt hat, zuerst die Vorstellungen, dann »die Gefühle« und »Begehrungen« darzustellen. Allein gegen seine hier mitgetheilte Bemerkung kann wohl mit Recht eingewendet werden, dass auch $2 \times 2 = 4$ nicht isolirt dasteht; denn, sobald die Zwei als ein Object zur wirklichen Vorstellung werden, z. B. in der Seele des Goldstücke multiplicirenden Besitzers, sind sie mit angenehmem Gefühle oder im Falle des Nichtbesitzes mit unangenehmer Empfindung oder mit dem Streben nach dem Besitze verbunden. Auch ist nicht zu übersehen, dass überhaupt Vorstellungen erst dann entstehen, wenn Empfindungen vorausgegangen sind, z. B. die Empfindung des Lichtes

Digitized by Google

der Vorstellung von Farbe, Umriss, Gestalt, die Empfindung der erschütterten Luft der Vorstellung des Tones u. s. w., dass sich ein Gleiches auch beim Begehren einstellt. Die »Vorstellungen« werden unter die Lehre vom Geiste, die »Gefühle und Begehrungen« unter die Lehre vom Gemüthe gefasst.

Der Herr Verf. theilt seine Darstellung der Psychologie in drei Abschnitte: 1) Lehre vom Geiste, 2) Lehre vom Gemüth, insbesondere von den Gefühlen und Affecten, 3) Lehre von dem Begehren und der Freiheit.

Der erste Abschnitt handelt von den Sinnesempfindungen insbesondere (S. 60—80), vom Verlaufe der Vorstellungen (S. 90 bis 142), von der Bildung der Raum- und Zeitvorstellungen (S. 142 bis 187), von der Intelligenz (S. 187—228).

Ungeachtet der Herr Verf. die Vorstellungen als das Primäre bezeichnet, sieht er sich doch genöthigt, zuerst mit den »Sinnesempfindungen« zu beginnen und dann erst zu den »Vorstellungen« überzugehen. Freilich soll durch seine Definition: »Man nennt solche Empfindungen, die nach Wegfall ihrer veranlassenden Ursachen doch noch in der Seele zurückbleiben, Vorstellungen« dieser Einwand beseitigt werden. Allein die Veranlassung zur Empfindung, beziehungsweise Vorstellung geht nicht nur von einem äussern Factor, dem Sinnenreize, sondern auch von einem Innern, dem Empfindenden, dem Vorstellenden aus. Bleiben dann noch Empfindungen, wenn man das Empfindende, bleiben dann noch Vorstellungen, wenn man das Vorstellende abzieht? Es gibt keine Vorstellungen ohne das Vorstellende, ohne das Subject; sie können nicht als für sich existirend, isolirt hingestellt werden. Denn sie sind nur dadurch Vorstellungen, dass sie vorgestellt werden und vorgestellt werden sie nur dann, wenn ein Subject ist, welches sie vorstellt. Da Herbart Alles auf die Vorstellungen zurückführt, ist natürlich das Kapitel, welches von ihnen handelt, das ausführlichste. Hier kommen Begriff der Vorstellung, Enge des Bewusstseins, das Fliessen der gleichzeitigen Vorstellungen in eine Gesammtvorstellung, die Vergleichung der Vorstellungen rücksichtlich ihres Inhaltes, die Vereinigung der gleichen Vorstellungen in eine einzige, das Compliciren disparater Vorstellungen, die gegenseitige Hemmung entgegengesetzter Vorstellungen, die Grösse der Hemmung, Grade des Gegensatzes und der Klarheit, Gleichgewicht und Bewegung der Vorstellungen, Begriff und Arten der Reproduction, die unmittelbare und mittelbare Reproduction, Gesetze der mittelbaren Reproduction, der Aehnlichkeit, des Gegensatzes, der Coëxistenz, der Succession, einander kreuzende Reihen, Hemmungen und Förderungen des Vorstellungsablaufes, Gedächtniss, Arten des Gedächtnisses, mechanisches, judiciöses, ingeniöses Gedächtniss, Fertigkeit und Geschicklichkeit, Erinnerung und Wiedererkennung, Vergessen und Vergesslichkeit, Einbildungskraft, ihre Arten, Wachen, Schlaf und Traum, Bestandtheile der Träume ausführlich zur Sprache. Es ist wohl hier und immer in der Herbart'schen An-

Digitized by Google

schauung das Irrige oder mindestens zu Irrungen Veranlassung Gebende, dass die Vorstellungen für sich bestehend, für sich gegen einander wirkend, vermöge ihrer Stärke oder Schwäche, Trübung oder Hellung, gleichartig oder ungleichartig, sich verdrängend, abstossend, verschmelzend, in einander übergehend angesehen und in diesen Combinationen sogar mathematisch genau bestimmt werden. Die Verschmelzung, die Trennung, die Entgegensetzung, die Trübung oder Hellung, die Kraft oder Schwäche einer Vorstellung liegt ja nicht in dieser, sondern in dem bewussten Vorstellenden, das die Vorstellung nach dem Grade seiner Aufmerksamkeit, seiner eigenen Beschaffenheit so oder anders fasst. Die Vosstellung hat für das Subject eine subjective Bedeutung, wenn sie auch von einem Objecte ausgeht; denn der eine fasst das Object von dieser, der andere von einer andern Seite, der eine stellt es sich so, der andere anders vor. Das Subject aber entzieht sich unserer Berechnung; denn eine und dieselbe Vorstellung wirkt in dem einen anders, als in dem andern, weil zwar jeder ein vorstellendes, aber jeder ein in seiner individuellen, ihn von andern unterscheidenden Weise vorstellendes Wesen ist. Das Ich darf nicht zum Zuschauer eines Schauspieles werden, welches die Vorstellungen vor ihm aufführen. Es ist in diesem Schauspiele der eigentliche thätige Theil; von seiner Art der Aufmerksamkeit, von seiner Beschaffenheit hängt die Verarbeitung der Vorstellungen ab. Die Vorstellungen verarbeiten sich nicht selbst, haben nicht für sich eine Macht, die Verarbeitung geht vom Vorstellenden aus, die Macht, die Thätigkeit liegt im Vorstellenden.

Das Kapitel von der Intelligenz umfasst das Denken, den Verstand und die Vernunft, die Bildung der Begriffe und die Abstraction, die Entstehung der Urtheile und deren Arten, Entstehung und Arten des Schlusses, Begriff der Apperception, der Aufmerksamkeit und ihrer Arten, die ursprüngliche, intellectuelle und willkürliche Aufmerksamkeit, die innere Wahrnehmung und Selbstbeobachtung, die Vorstellungsgruppe des Ich, beruhend auf der Vorstellung des Leibes, das Ich als vorstellendes Wesen und als thätiges Princip und als Ergebniss der Lebensgeschichte, das empirische und das reine Ich, das Wir, den inneren Sinn und das Selbstbewusstsein (S. 187—223).

Die Begriffe werden von dem Herren Verf. »logische Vorstellungen« genannt. Das Denken ist ihm ein »Verbinden der Vorstellungen mit Rücksicht auf den Inhalt des Vorgestellten.« Das »verständige« Denken wird ein »vernünftiges«, wenn man »Gründe und Gegengründe gleichmässig vernimmt und sich nach den überwiegenden entscheidet.« Das Urtheil »drückt die Form der Entstehung der Begriffe aus« und geht darum den Begriffen voraus. Der Schluss bringt die »Gründe« für das gefällte Urtheil zum Bewusstsein. Der Leib wird als »Empfindendes« im „Gegensatz zum gleichgiltigen Aussending" aufgefasst. In dieser Hinsicht erscheint uns der Leib als „unser Ich." Die Vorstellungen werden nicht,

wie die Sinneswahrnehmungen, nach Aussen versetzt; sie „sind und bleiben ein Inneres." Hier machen „die Vorstellungen unser Wesen aus." Das Ich ist hier im Gegensatze gegen die Sinneswahrnehmungen des Leibes „vorstellendes Wesen." Durch „Begehrungen, Handlungen und Befriedigungen ist das Ich ein „Selbst"; es hat etwas „für sich selbst erreicht"; es erscheint als „thätiges Princip." Als Resultat des „Ueberblickes der Lebensgeschichte" ergibt sich das Ich „als eine Complexion, von der alle ihre individuellen Merkmale können verneint werden, so dass keines derselben ihm wesentlich zu sein scheint, als das Vorstellen überhaupt nebst dem daran sich knüpfenden Fühlen und Begehren" (S. 219.) Diese Erklärung des Ichs ist nur bis zu dem Worte überhaupt mit gesperrter Schrift gedruckt, da nach Herbart zuletzt Alles auf Vorstellungen zurückgeführt wird. Darum sind ohne gesperrte Schrift „Fühlen" und „Begehen" beigegeben. Kann aber der Herr Verf. das „Fühlen" und „Begehren" durch das Wort: Vorstellen ersetzen? Unmöglich. Er könnte darum auch das Letztere mit gesperrter Schrift geben, und die Seele ist eben so gut ein fühlendes und begehrendes, als ein vorstellendes Wesen. Nicht die einzelnen Vorstellungen gehören zur Seele, sondern „das Vorstellen." Das Ich ist „der Träger der Vorstellungen." Ist es nicht auch der Träger der Gefühle und des Begehrens? Das Ich ist „die reichste und ärmste Vorstellungsmasse zugleich, jenes in Bezug auf den Umfang, dieses in Bezug auf den Inhalt." So wird das „empirische" und das „reine Ich" unterschieden. Das empirische ist „in beständigem Wechsel", das reine „bleibt fortwährend gleich." Das reine Ich ist „ganz inhaltslos und leer" und ruht „auf der breiten Basis der individuellen Bestimmungen des empirischen Ich." Vom reinen Ich gilt, es „sei mehr ein Vorstellen, als eine Vorstellung." Offenbar ist aber mit dem reinen Ich nichts anzufangen, wenn es „ganz inhaltlos und leer" ist. Ein ganz Inhaltloses und Leeres ist eben Nichts. Der Herr Verf. will es dadurch zur Vorstellung bringen, dass er in „die Mannigfaltigkeit seines Umfanges herabsteigt", dass er auf die „verschiedenen, das Bewusstsein erfüllenden Vorstellungsmassen" zurückgeht. Das Ich behält nach ihm, wie „alle Gemeinbilder" „etwas Unbestimmtes, Schwankendes." Das Ich ist mit Herbart „ein Punkt, der nur insofern vorgestellt wird und vorgestellt werden kann, als unzählige Reihen auf ihn, als ihr gemeinsames Vorausgesetztes hinweisen" (S. 219). Wir halten diesen Begriff weder für etwas Unbestimmtes, noch für etwas Schwankendes. Er ist im Gegentheile die bestimmteste Bestimmtheit unter allen Bestimmtheiten der Natur, der am wenigsten schwankende oder in ein Anderes übergehende Begriff. Denn mein Ich ist noch etwas Anderes, als bloss die Summe meiner Vorstellungen, und gerade dieses Etwas ist bestimmter, als die in einander verschmelzenden und zergehenden Vorstellungen. Es ist nicht das blosse Vorstellen, das letztere ist nur seine Thätigkeit, eine seiner Aeusserungen. Es ist

Digitized by Google

das individuelle, sich selbst Vorstellende und von allen andern Vorstellungen als Objecten sich unterscheidende und sich in seinem Selbst erkennende Subject. Das Object verschwindet für mich in Nichts ohne die Voraussetzung des Subjects. Wo kein Vorstellendes ist, gibt es keine Vorstellung. Inhaltsleer ist aber die sich selbst vorstellende und von allem Andern, was sie nicht ist, unterscheidende individuelle Thätigkeit nicht; sie ist im Gegentheile auch in ihrem reinen An sich derjenige Inhalt, ohne welchen überhaupt der Inhalt der übrigen Vorstellungen für uns nicht existirt. Das Selbstbewusstsein ist ein sprechender Beleg für unsere Behauptung: Aller Vorstellungsinhalt setzt das Selbstbewusstsein voraus.

Der Herr Verf. behandelt im zweiten Abschnitte die Lehre vom Gemüthe, speciell die Lehre von den Gefühlen und Affecten. Wenn die Eintheilung in die Lehre vom Geiste und vom Gemüthe gewählt werden sollte, so konnte nicht ein dritter Abschnitt für das Begehren und die Freiheit gewählt werden, da ja nach der Eintheilung von Geist und Gemüth ausser den Gefühlen auch die „Beziehungen" unter das Gemüth gestellt wurden.

Dieser zweite Abschnitt enthält das Gefühlsleben im Allgemeinen, das Gefühlsleben insbesondere, die formellen und die qualitativen Gefühle (S. 224—272). Die Gefühle werden eingetheilt, 1) „nach dem Tonus" und 2) nach „den Bedingungen ihres Ursprungs." Nach dem Tonus werden sie in Lust- und Unlustgefühle eingetheilt, nach den Bedingungen des Ursprungs zerfallen sie in zwei „grosse Klassen", 1) in „Gefühle, die von der Form des Vorstellungsverlaufes abhängen", 2) in durch den „Vorstellungsinhalt" bedingte Gefühle. Die ersteren werden „formale", die letzten „qualitative" Gefühle genannt. Für's Erste aber sind auch diese nach den Bedingungen des Ursprungs eingetheilten Gefühle selbst entweder Gefühle der Lust oder Unlust und der Herr Verf. selbst sagt, dass diese Eintheilung den „Grundstock des Gefühlslebens" bilde. Für's Zweite kann man die Form des Verlaufes nicht von dem Inhalte im Gefühle trennen. Der Inhalt der Form ist es, der Lust oder Unlust in der Seele hervorruft. Diess zeigen die Gefühle, welche von dem Herrn Verf. zu den „formalen" gezählt werden, wie die Erwartung (Interesse), Ungeduld, Hoffnung, Besorgniss, Ueberraschung und Zweifel, die Langweile, die Unterhaltung, Erholung und Arbeit. Es ist nicht der reine abstracte Verlauf, der uns bei der Erwartung ein angenehmes Gefühl hervorruft, sondern der Hinblick auf den Vorstellungsinhalt, den wir erwarten. Eben so verhält es sich bei allen auf den Vorstellungsverlauf abzielenden, angenehmen oder unangenehmen Gefühlen; sie haben nur dann als angenehme oder unangenehme Gefühle eine Bedeutung, wenn sie auf den Vorstellungsinhalt gehen, der uns entweder angenehm oder unangenehm stimmt. Die Gefühle, welche von dem Herrn Verf. „qualitative" genannt werden, werden in

Digitized by Google

intellectuelle, ästhetische, moralische und religiöse nach ihrem Vorstellungsinhalte eingetheilt.

Der dritte Abschnitt hat das Begehren und die Freiheit zum Gegenstande. Er behandelt den Begriff und die Bedingungen des Begehrens, die daraus hervorgehenden Folgerungen und die Eintheilung der Begehrungen. Es werden die „sinnlichen Begehrungen" und die „geistigen Begierden" unterschieden. Unter der Rubrik der ersten sind der Trieb, Neigung, Gewohnheit, Hang, Leidenschaft, Ursprung und Hauptphänomene, schädliche Wirkungen und Beherrschungen derselben, unter der Rubrik der zweiten Begriff und Entstehung des Wollens, seine Wirkung nach Aussen, Handlung und That, Wirkung nach Innen, willkürliche Aufmerksamkeit und Reflexion, allgemeines Wollen, Maximen und praktische Grundsätze, Gewissen und Vernunft, Ueberlegung, Besonnenheit und Selbstbeherrschung, Freiheit des Willens und Zurechnung und Begriff des Charakters entwickelt (S. 273—328). Auch die „Begehrungen" werden natürlich vom Herbart'schen Standpunkte, wie die Gefühle, als blosse „Zustände der Vorstellungen" bezeichnet. Wenn auch das Object der Begehrungen Vorstellungen sind, so sind desshalb jene doch keine Vorstellungen. Der Herr Verfasser nennt die Meinung „irrthümlich", dass das Begehren auf einen äussern Gegenstand gerichtet sei. Man berufe sich, sagt er S. 273, darauf, dass der „Hungernde Brod begehre, der Durstende Wasser und nicht die blosse Vorstellung des Brodes oder Wassers, von welcher man gemeiniglich behaupte, dass sie weder Hunger noch Durst zu stillen vermöge." „Allein bei näherer Untersuchung, fährt er fort, zeigt sich, dass nicht das Brod von dem Hungernden, der Trank von dem Durstenden begehrt wird, sondern nur die Empfindung der Sättigung durch das Brod, resp. der Stillung des Durstes durch das Wasser. Der äussere Gegenstand des Begehrens (das Brod, das Wasser) wird nur als Mittel zur Herbeiführung eines innern Zustandes begehrt, der also der eigentliche (wahre) Gegenstand des Begehrens ist, auf den das Begehren geht. Denn die äussern Gegenstände des Begehrens bleiben der Seele stets äusserlich; sie können nicht in sie übergehen, und auch nicht von ihr anders ergriffen werden, als durch die Vorstellungen, die sie von ihnen gebildet hat. Es sind also nicht reale Dinge, an denen das Begehren seine Befriedigung fände, sondern, wie gesagt, Vorstellungen von den äussern Dingen. Das Begehren, einen Freund zu sehen, wird eben so gut durch eine Vision als durch seine Gegenwart befriedigt. Hieraus ergibt sich, dass keine Begierde mehr erreichen kann, als eine Vorstellung ihres Gegenstandes, dass jede Begierde befriedigt wird durch neues Gegebenwerden der Vorstellung ihres Objectes, welches aber freilich in der Regel nur durch sinnliche Gegenwart desselben vollständig erreicht werden kann." Die von dem Herrn Verf. als irrig bezeichnete Meinung, dass das Begehren auf einen äussern Gegenstand gehe, wenn der Hungernde Brod, der Durstende Wasser verlange, wird wohl die richtige sein.

Digitized by Google

Wenn der Hungernde sich den ganzen Tag Brod und der Durstende den ganzen Tag Wasser vorstellt, wird der erste den Hunger, der zweite den Durst nicht stillen. Damit, dass man dem hungrigen Volke Vorstellungen von Brod bietet, sättigt man es nicht. Es will wirkliches Brod, wirkliches Wasser, wenn es Hunger, wenn es Durst hat. Es unterscheidet also deutlich und bestimmt, die Vorstellung von dem vorgestellten wirklichen und äussern Objecte. Allerdings kommt das äussere Object nicht in die Seele, in der Seele bleibt es Vorstellung, aber es kommt in den der Seele zugehörigen Leib, und die Seele will, dass das äussere Object in ihren Leib komme, und darum hat sie nach einem äussern Stoffe Verlangen, der ihr durch Aufnahme in den Leib mit diesem verbunden werden soll. Man will im Hunger das Brod, im Durste das Wasser, und die angenehme Empfindung der Stillung des Triebes ist erst eine unmittelbare Folge der Erreichung des gewollten Gegenstandes. Wenn auch der Seele die Gegenstände selbst äusserlich bleiben, und, wenn sie auch in die Seele nicht übergehen können, so bleiben sie für ihren Leib nicht äusserlich und gehen in ihren Leib über. Wir unterscheiden deutlich Vorstellungen, die uns durch einen äussern, nicht in uns liegenden Factor, durch ein äusseres Object aufgenöthigt werden, und Vorstellungen, die unser Machwerk sind, weil sie aus den Combinationen unserer Einbildungskraft hervorgehen. Darum unterscheiden wir den wirklichen und eingebildeten Gegenstand. Weil wir nun auch den wirklichen Gegenstand natürlich als wirklich nur durch die Vorstellung erkennen, können wir nicht mit dem Herrn Verf. sagen, dass er nicht „real" sei. Gerade das reale Brod und Wasser ist es und nicht das bloss vorgestellte, was der Hunger, was der Hungernde, was der Durstende will. Visionen können uns nur im Traume, in der Exaltation, oder in der Geisteskrankheit befriedigen, aber im gesunden, ruhigen und wachen Zustande werden von uns solche Erscheinungen nicht den Objecten gleich gestellt. Die Begierde erreicht allerdings mehr, als eine wirkliche Vorstellung, wenn Brod und Wasser vom leiblichen Organismus aufgenommen werden, obschon die Seele davon nur durch eine Vorstellung weiss. Auch ist der Herr Verf. genöthigt, selbst überall das Wort: Begehrung und Gefühl zu brauchen und es von der Vorstellung zu unterscheiden, ungeachtet er beide nur zu besondern Vorstellungszuständen machen will. Wenn man das Begehren und Fühlen vorstellt, weiss man recht gut, dass dieses Vorstellen weder ein Fühlen noch Begehren ist. Man fühlt das, was man vorstellt, man begehrt es; aber man weiss dabei recht gut, dass das Vorstellen selbst weder ein Streben von Innen nach Aussen, ein Begehren, noch ein Gefühl ist, dass die Vorstellung der Begierde vorausgeht und von der letztern durchaus verschieden ist, dass das Gefühl entweder der Vorstellung vorausgeht oder nachfolgt, aber nicht ein Zustand der Vorstellung ist.

Die Lehren Herbart's und anderer Forscher der Herbart an-

Digitized by Google

gehörenden Schule sind in diesem Werke klar und deutlich vorgetragen. Die Ordnung ist logisch, die Beispiele sind anschaulich, das Ganze ist übersichtlich behandelt, und der Herr Verf. zeigt vielfach genaue Sachkenntniss und Kenntniss der einschlägigen Literatur.

Es ist nach der Aufschrift und Vorrede zu einem Lehrbuche für Gymnasien und Pädagogien und zur Selbstbelehrung bestimmt.

Nach der Ansicht des Unterzeichneten soll für den philosophischen Unterricht an Gymnasien und Mittelschulen nur das allgemein Geltende, frei von dem Einflusse eines bestimmten exclusiven Systemes, aus Logik und Psychologie vorgetragen werden. Dieses ist einmal für die Fassungskraft geeignet, und geht nicht über die zur Aufnahme eines Systemes nothwendigen Fundamentalbegriffe hinaus. Die Lehren der Herbart'schen Psychologie sind vielfach bestritten und sind auch bei aller Verdeutlichungsgabe zum Theile für Anfänger so schwer verständlich, dass sie sich wenig für eine Gymnasial- oder Pädagogiumspädagogik eignen. Es wäre eben so verkehrt, wenn man die Hegel'sche oder Schopenhauer'sche Psychologie zu einer propädeutischen Psychologie machen wollte. Das vorliegende Werk ist daher mehr für den Unterricht Vorgeschrittener, als für den Elementarunterricht in der Psychologie geeignet. Wenn man auch nach des Herrn Verf. Andeutung die Excurse im ersten Unterricht hinweglässt, so ist doch noch Vieles übrig, was sich für den ersten Unterricht weniger eignet. Wenn auch der Behandlung des Lehrers die mehr oder weniger ausgedehnte Benutzung frei steht, so ist es doch immer die Herbart'sche Anschauung, welche der propädeutischen Elementarbehandlung der Psychologie — denn über diese darf man im Gymnasialunterrichte nicht hinausgehen — entschieden im Wege steht. Die empirische Psychologie soll für den ersten Unterricht nur feststehende Erfahrungsthatsachen, gegründet auf Selbstbeobachtung und Beobachtung Anderer, nicht aber aus einem bestimmten Systeme der Metaphysik über das Wesen der Seele entlehnte Sätze in die Darstellung aufnehmen. Die Universitäten sind die für den letzten Gegenstand geeigneten Anstalten. **v. Reichlin-Meldegg.**

Aus allen Tagen. Gedichte von Karl von Thaler. Hamburg, Verlag von J. F. Richter. 180 S. 8.

Die Tage der Vergangenheit bieten der gestaltenden Phantasie des Dichters einen unerschöpflichen Stoff. Wer, wie der Herr Verf., mit philosophischer und historischer Bildung eine wahrhaft poëtische Begabung verbindet, kann nur Gediegenes zu Tage fördern. Wir haben schon früher in diesen Blättern die trefflichen Arbeiten Milenkowitsch's angezeigt. Ihnen stehen in würdigster Weise Karl

Digitized by Google

von Thaler's Gedichte zur Seite. Das neu aufstrebende Oesterreich besitzt in beiden reich begabte, zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Vertreter der modernen Poësie.

Die »alten Tage« werden anstatt einer Vorrede durch ein Gedicht eröffnet. Das Gedicht besteht aus den hier wiederholten fünf letzten Strophen von der »Fahrt nach Canossa.« Sie enthalten eine Mahnung an das deutsche Volk vor »wälscher List und deutscher Zwietracht.« Das Buch selbst enthält zwei grössere epische Gedichte, »Germania, ein Märchen« und die »Fahrt nach Canossa.« Zart und sinnig ist das »Preludina«, in welchem der Dichter die Umgebung der Natur bei Abfassung seines Märchens beschreibt und die Zuhörer zur Theilnahme an seiner Erzählung einladet. Europa wird im Märchen selbst als eine Jungfrau geschildert, die in der Menschheit Kindertagen Zauber und Segen mit ihren Geistern über die Natur ausgoss. Von Liebessehnsucht ergriffen, naht sich aus fernem Osten ein hoher Götterjüngling. Beide vereinen sich in beseeligender Liebe. Schöne Töchter entsprossen ihrem Bunde, die Augen stolz, die Stirnen rein, doch verschieden in Gelüsten und Gestalt. Der Mutter Liebling war das jüngste Kind, Germania. Vieles Edle und Grosse lehrte der Vater dem Kinde. Eines quälte die Mutter Germania's, des Gatten streng Gebot, ihn, wer er sei, zu fragen. In einer unglücklichen Stunde stellt sie die Frage. Nachdem er seine Macht und Herrschaft geschildert, fährt er fort:

Verlangst du noch nach meinem Namen?
Jahrhunderte, die träge kamen,
Sie konnten mir noch keinen geben;
Denn in der Zukunft ruht mein Leben.
Wenn meine Töchter gross geworden,
Dann walt' ich über Süd und Norden,
Dann wird mir dienstbar, ringsum gleich,
Europa, all dein weites Reich.
Dein Reiz, dein Schimmer wird vergehn,
Doch ewig werde ich bestehn.
Wenn längst aus deiner welken Hand
Des Zauberstabes Macht entschwand;
Wird überall gefeiert werden
Mein stolzer Name rings auf Erden,
Dann werden, die mich recht erkennen,
Den Geist mich der Geschichte nennen.«

Von Osten, wohin der Götterjüngling zurückkehrt, wird er wieder kommen. Germania, sein Lieblingskind, wird über diese Rückkehr entscheiden.

»Gedeiht Germania zum Glück,
So kehr' ich einst zu dir zurück.«

Von ihr sagt er zu Europa.

Ich sehe in der zarten Schooss
Sie mächtig werden, stolz und gross;
Sie trägt zu Häupten Kronenzier,

Die Schwestern beugen sich vor ihr.
Zum Kampfe ist ihr Arm bewehrt
Mit mächt'gem Schild und blankem Schwert;
Sie herrscht an deiner Statt mit Macht,
Ihr werden Gaben dargebracht
Und vor der Jungfrau ohne Gleichen
Rauscht mächtig ihres Adlers Zeichen.«

Europa klagt, von ihrem Gatten verlassen, sie altert. Statt des ursprünglichen ewigen Frühlings kleidet sich jetzt die Natur in Herbst und Winter. Europa welkt und ermattet. Die Töchter verlachen sie und trotzen ihr und bilden besondere Reiche. Nur eine Tochter, die holde Germania, goldgelokt und blauäugig, Schönheit und Kraft strahlend, bleibt ihr treu. Sie ist der Mutter Freude und Stolz. Europa spricht den Fluch des Haders und ewigen Streites über ihre andern ungehorsamen Töchter aus. Ihr Lieblingskind, Germania, bleibt ihr treu. Die verjagten Schwestern werden von Neid und Zorn erfüllt. Sie nehmen zur bösen Fee Discordia ihre Zuflucht, deren unheimliches Geschäft in finsterer Felsenschlucht beschrieben wird. Die Höhle selbst war im eigenen Lande der Germania. Die bösen Geister der Discordia spiegeln der Germania das schöne Bild eines holden Jünglings im Süden vor und mit ihm den Glanz einer neuen Krone und Macht. Germania folgt den Lockungen der verführenden Geister und betritt den dunkeln Abgrund der Discordia. Umsonst warnt sie der gute Geist ihres Vaters, umsonst die mächtige Stimme von Osten. Sinnenreize umstricken die Unglückliche, sie fällt in das Netz der bösen Fee. Sie trinkt den Zauberbecher der Discordia, und diese folgt ihr als steter Fluch auf jedem Schritte. Da verlor sie, die mächtige Tochter der einst so schönen Fee Europa, ihre Kraft. Ihr Glück und ihre Herrlichkeit schwinden. Die Schwestern fallen über ihr Land und rauben. Wohl schafft sie mit Muth und Geist in den Schachten der tiefsten Erde und manch Körnlein gediegenen Goldes, mancher hell und flammend leuchtende Edelstein sind die Frucht ihrer Arbeit, immer aber herrschen die raubgierigen Schwestern in dem Lande der Unglücklichen und rauben und verwerthen für sich das von der Schwester mühsam Errungene. Da kommt die Stunde, wo der Geist des Vaters dem verlassenen Kinde naht.

Durch ihre Seele ging ein Klang,
Wie Kampfeslust und Thatendrang,
Ein Mahnen tief im Herzen drinnen,
Verlor'ne Grösse zu gewinnen,
Ein Hauch vom Himmel, der erfrischend
Den Geist berührt, den Gram verwischend:
Ein Wetterstrahl, der kurz und schnelle
Die Nacht zerreisst mit Tageshelle.

Germania erkennt die Nähe des Vaters. Er spricht zu ihr. Sie soll ihr Schwert erheben, der Adler rauscht zu ihren Häupten. Es ist Zeit zu handeln, die verlorene Krone wieder zu erringen, den

Digitized by Google

bösen Zauber zu bannen. Sie soll der Erde Völkern vorangehen auf der Bahn der Zukunft, die Macht der bösen Discordia zerbrechen. Dann wird, mit grünen Knospen belaubt, der Eichenkranz auf's Neue auf ihrem Haupte blühen und der göttliche Vater ruft:

»Das Schwert heraus! In wilden Wettern
Der Feinde Antlitz zu zerschmettern!
Vorwärts mein Kind! Verzage nicht,
Was auch im Sturm zusammenbricht,
Du baust es neu mit fester Hand,
Du baust es auf, dein Vaterland!
Die Zeit ist da, der Würfel fällt:
Gegrüsst du Königin der Welt.«

Hier bricht der Dichter ab und beginnt einen sinnigen Epilog mit den Worten:

»Was d'rauf Germania gesprochen?
Noch folgte sie dem Geiste nicht,
Noch ist ihr Schweigen ungebrochen,
Wir hoffen, dass sie nächstens spricht.«

In der »Fahrt von Canossa« werden zuerst in ergreifender dichterischer Schönheit die Alpen geschildert und daran geschichtliche Erinnerungen geknüpft. Dann wird unter der Ueberschrift: Auf der Harzburg, Heinrichs wüstes Jugendtreiben dargestellt. Hierauf folgen die Botschaft, welche Heinrich den Kirchenbann meldet, Frau Bertha, welche die Schilderung seiner edeln opfermuthigen Gattin enthält. Daran reihen sich die Ausfahrt, der Gang über den Mont-Cenis, der Ueberfall, der Klausner, Gregor, die grosse Gräfin. Mathilde und Gregor werden in ihrer Freundschaft gegen die Vorwürfe der Verläumdung in Schutz genommen. So heisst es S. 145:

»Zweifelt an der Würde Gregor's,
Zweifelt an Mathildens Tugend:
Weissem Haar ergibt ein schönes
Weib den Reiz nicht ihrer Jugend.«

Die Dichtung stellt nun dar Heinrich, den Büsser, die Lossprechung, die Heimkehr. Kurz angedeutet sind Heinrichs spätere Thaten und sein Ende. Treffend sind die Schlussworte der schönen Dichtung:

Wacht, sonst möchte einst der Dichter
Nach dem deutschen Volke fragen
Und bei Heinrich's bleichem Schatten
Um den Schatten Deutschlands klagen!

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

Nr. 19. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Politischer Nachlass des hannoverschen Staats- und Cabinets-Ministers L. von Ompteda. Aus den Jahren 1804—1813. Veröffentlicht von F. v. Ompteda. II. Abth. 2. 3. III. Abth. 4. 5. Jena. Frommann. 1869.

Die Herausgabe des Ompteda'schen Nachlasses hat durch den Tod des verdienstvollen Herausgebers keine Unterbrechung erlitten; Herr Regierungsrath von Ompteda hat noch die letzten Lebenskräfte auf den druckreifen Abschluss des Manuscriptes verwenden können, welches von der Verlagshandlung unverändert, wie es vorgefunden wurde, veröffentlicht worden ist, und nun in zwei weiteren Bänden (Abth. II. III.) vor dem Publikum liegt. Mit dem Gegenstand steigt das Interesse der hier veröffentlichten Correspondenzen: behandeln sie doch die nächsten Vorbereitungen zu dem Entscheidungskampf gegen Napoleon, und den Befreiungskrieg selber; bieten sie doch auch nach den so werthvollen Mittheilungen Bernhardi's aus Toll's Nachlass des Neuen und Beachtungswerthen Vieles, ja man darf sagen, gestalten sie doch über einige entscheidende diplomatische Aktionen, z. B. über die Unterhandlung Scharnhorst's in Wien, von der man bisher so gut wie Nichts wusste, über das Verhältniss Preussens zu Oesterreich beim Beginn des russischen Feldzugs, das Urtheil vollkommen um. Schon lange in alle Geheimnisse der Anti-Napoleonischen Politik eingeweiht, erhielt Ompteda im Sommer 1811 eine förmliche Vertrauensmission seitens der englischen Regierung. Am 22. Juni 1811 als der hannöver'sche Diplomat in seinem Garten zu Dresden gerade den Wein beschnitt, wurde ein fremder Kaufmann gemeldet, der sich jedoch bald als ein vertrauter Kurier des Grafen Hardenberg in Wien zu erkennen gab. Er überbrachte im Namen des Prinzregenten die an Ompteda erlassene Ordre vom 27. März, welche den Umweg durch das atlantische und mittelländische Meer gemacht hatte, des Inhalts, dass er sich nach Berlin zu begeben habe, um so viel thunlich auf die Entschliessungen Preussens in der schwebenden Krisis einzuwirken, und dem preussischen Kabinet die Wichtigkeit eines Concerts zwischen Oesterreich, Russland, Preussen einer- und England anderer Seits fühlbar zu machen. Mit einer ähnlichen Vertrauensmission für den Wiener Hof war Graf Hardenberg beauftragt worden. Der durch die Aufträge des Prinzregenten veranlasste Briefwechsel mit Graf Münster in London und mit Graf Hardenberg in Wien bildet daher vom Juni 1811 an vorzugsweise den Stoff für das Ompteda'sche Urkundenwerk; doch bietet er nicht

Digitized by Google

die einzige erläuternde Quelle für die Politik des Berliner und Wiener Kabinets. Der Baron Jakobi Klöst, der im September und Oktober 1811 in Wien mit Graf Metternich geheime Verhandlungen pflog, und der General Scharnhorst, der nach seiner Rückkehr aus Petersburg im November 1811 unter dem Namen eines Geh. Rath Ackermann zum Abschluss einer preussisch-österreichischen Allianz nach Wien geschickt wurde, hatten die Anweisung, ihre der Chiffrirung bedürftigen Relationen an den Staatskanzler nicht der preussischen Gesandtschaft, sondern dem Grafen Hardenberg zu übergeben. Dieser chiffrirte sie und sandte sie nach Berlin an Ompteda. Ompteda dechiffrirte sie und übergab sie so dem Staatskanzler Hardenberg. Die Entwürfe zu diesen Dechiffrirungen aber sind bei den Briefen des Wiener Hardenberg liegen geblieben und somit ein werthvoller Theil des nun veröffentlichten diplomatischen Materials geworden. Was war wohl der Grund dieses höchst eigenthümlichen, den preussischen Gesandten am Wiener Hof Wilh. v. Humboldt völlig umgehenden Verfahrens? Abneigung, Misstrauen gegen Humboldt. Man traute dem Sofisme incarné, wie ihn Talleyrand nannte, man traute Wilh. v. Humboldt damals so wenig, dass Jakobi, Scharnhorst, Metternich und der Staatskanzler Hardenberg nur dann sicher zu gehen glaubten, wenn sie ihn umgingen. Charakteristisch genug spricht der Staatskanzler Ompteda gegenüber seine Missstimmung gegen Humboldt mit den Worten aus: Si vous me dites quelque chose je le crois, si Humboldt me dit quelque chose je n'en crois pas le mot, il est faux comme Galgenholz (Brief vom 8. Februar 1812). Man war weit entfernt davon, etwa wie Häusser irrthümlich ausführt (III. S. 480 ff.), in Humboldt den bedeutendsten Diplomaten zu sehen. So erfuhr Humboldt nichts von der Mission Scharnhorst's, die nach dem Wunsch des Königs ein tiefes Geheimniss bleiben sollte. Der persönliche Einfluss, den Friedrich Wilhelm III. auf die Staatsgeschäfte übte, tritt in diesen Allianzverhandlungen massgebend heraus, und die Besorgniss eines schlimmen Ausgangs, einer französischen statt einer österreichischen Allianz, wird in den Politikern, welche intimer mit dem Charakter des Königs bekannt sind, nie ganz beseitigt. Die Gesinnungen und Absichten des Königs von Preussen bestimmt anzugeben, schreibt Ompteda an Münster (23. März 1811), ist äusserst schwer; er ist und bleibt verschlossen und unentschlossen wie immer; ausser einer gewissen persönlichen Zuneigung zu Kaiser Alexander, von der er sich nicht losmachen kann, scheint er ganz parteilos zu sein, und denkt für den Augenblick nur daran, die guten Verhältnisse mit Frankreich als dem gefährlichsten Nachbar aufrecht zu erhalten. Die Parthie, welche der König bei dem Ausbruch eines Kriegs zwischen Russland und Frankreich ergreifen würde, wird ganz von den Umständen und von den Umgebungen abhängen, die in dem Augenblick den mehrsten Einfluss auf den König haben werden. Dem, namentlich in der Negative star-

Digitized by Google

ken Willen des Königs gegenüber vermochte weder der stürmische Patriotismus von Männern wie Blücher, noch die entschiedene Abneigung, die Jakobi oder Hardenberg gegen Frankreich hegten, etwas auszurichten; die Mission Ompteda's liess sich gleich Anfangs als eine ziemlich hoffnungslose an. Zwar vertraute ihm der Staatskanzler an, dass weder er selbst noch der König Freunde der Franzosen seien noch es sein könnten (S. 53. Abth. II), dass man ein geheimes Einverständniss mit Oesterreich angeknüpft habe, wo man insgeheim gleiche Gesinnungen hege. Mit einer Art von Begeisterung erklärt er: »Ich gebe Ihnen mein Wort, dass wir uns nie zu den Franzosen schlagen werden. Wir werden nie helfen die Fesseln schmieden die man uns anlegen will. Wir wollen lieber mit Ehre fallen.« Allein man durfte den praktischen Werth solcher patriotischer Elukubrationen, die Hardenberg's Herzen alle Ehre machten, nicht überschätzen, und je drohender seit der skandalösen Scene, welche Napoleon am 15. August mit dem russischen Gesandten Kurakin aufgeführt hatte (S. 65 ff.), die Eventualität des russisch-französischen Krieges heranrückte, desto bedenklicher wurde die Haltung des Königs. Nur die feste Aussicht auf österreichische Hülfe war noch im Stande, ihn von dem verzweifelten Entschluss zurückzuhalten, sich in Napoleons Arme zu werfen. Von Oesterreich aber hatte man wegen der bekannten dortigen Finanzklemme und wegen des Konflikts mit Ungarn schwerlich eine effective Unterstützung zu erwarten. Metternich begnügte sich auf die unvernünftige Politik Russlands zu schelten, Russland mit einem Kind zu vergleichen das nicht wisse was es wolle (S. 81), jedoch er hütete sich bindende Versprechungen bezüglich einer preussischen Allianz zu machen. Als Jakobi von der Möglichkeit sprach, dass Napoleon plötzlich über Preussen herfalle, und fragte, ob Oesterreich einem solchen Schauspiel ruhig zusehen werde, läugnete Metternich die Voraussetzung. Alles was man aus ihm herauslocken konnte, war die Erklärung: Kaiser Franz betrachte die Interessen Preussens als seine eigenen. Charakteristisch lauteten seine Bekenntnisse bezüglich der Heirath Maria Luisen's. Er betonte, dass es ein Irrthum sei, wenn man glaube, der Wiener Hof habe sich sofort nach der Hochzeitsfeier Vortheile ausbedungen. Jakobi betheuerte, dass er für seine Person niemals geglaubt habe, Kaiser werde seine Tochter verkaufen; zumal Napoleon keine Lust gehabt haben würde, seine Frau mit dem Opfer einiger Provinzen zu bezahlen. Darüber machte ihm Metternich grosse Lobeserhebungen und Komplimente. »Gewiss, äusserte er, ist diese Heirath eines der wichtigsten Ereignisse für Oesterreich. Folgendes sind unsere Motive: Napoleon hatte uns bei jeder Gelegenheit den Vorwurf gemacht wir wären böswillige Menschen, ohne Liebenswürdigkeit, sehr reizbar und man könne nicht mit uns leben. Dazu kam, dass Oesterreich den Moment herannahen sah, wo eine russische Prinzessin den französischen Thron einnahm. Wir sind so selbstlos

Digitized by Google

gewesen, dass wir selbst von einer Allianz nichts wissen wollten, wir wollten überhaupt nichts als einen Beweis davon geben, dass wir die Dinge liebenswürdig zu thun wissen. Ich hoffe, dass wir wenigstens, wenn kein anderer Vortheil für uns daraus entspringen sollte, das Tuilerienkabinet über unser stilles Grollen, unsere Verluste, unsere Absichten, Wünsche und Reizbarkeit beruhigt haben.« Man sieht diese Geständnisse Metternichs stimmen merkwürdig mit der bekannten Denkschrift eines österreichischen Militärs aus jenen Tagen zusammen, worin ausgeführt wird, man habe Frankreich durch die Heirath gewonnen, und die Solidarität des allgemeinen Hasses gegen Napoleon mit auf Oesterreichs Schultern geladen, weshalb denn auch Napoleon dem österreichischen Hofe mehr Vertrauen schenken müsse als bisher. Eine beklagenswerthe Logik! Preussen sah sich in Folge der zunehmenden Spannung zwischen Russland und Frankreich in eine bedenkliche Lage versetzt. Der im Mai 1811 von Hardenberg gemachte Antrag einer Allianz, dem zu Folge Preussen eine völlig independente Stellung behauptet haben würde, ward von Napoleon unbeantwortet gelassen. Französischer und preussischer Seits ward gerüstet. Graf Marsan machte drohende Vorstellungen; bis plötzlich am 20. September ein Kurier Napoleon's Einstellung der Rüstungen verlangte, widrigenfalls der Fürst Eckmühl in die preussischen Staaten einrücken werde. Dagegen stellte Napoleon, wenn man nachgebe, einen Allianzvertrag in Aussicht, aus dessen Propositionen Preussen auf die guten Absichten des Kaisers schliessen dürfe. Hardenberg nahm den Antrag Napoleon's fürs Erste an, versicherte aber Ompteda, dass er die Rüstungen nur anscheinend einstellen, unter der Hand fortsetzen werde. Dem guten Schein zu Liebe ward dann auch General Blücher wegen der militärischen Vorkehrungen die er zu Kolberg betreiben hatte lassen und seiner dortigen Unterhandlung mit Oberst Dörnberg zur Rechenschaft gezogen. Hardenberg bezeichnete die Nachricht, dass bereits eine Allianz zwischen Preussen und Frankreich abgeschlossen sei, als boshafte Lüge. Man werde, versicherte er Ompteda, auf alle Weise suchen die Allianz zu vermeiden, er persönlich hoffe, die Propositionen Frankreichs würden der Art sein, dass sie gar nicht anzunehmen wären. Allein Preussens Lage sei verzweiflungsvoll, von allen Seiten sei man mit fremden Truppen umzingelt; vom Petersburger Hofe habe man auch nicht soviel Eröffnungen erhalten als man unter einen Nagel legen könne. Russlands Benehmen sei ebenso unbegreiflich als unverantwortlich. Obenein nähre Preussen in seinem eigenen Busen Schlangen, die jede geheime Massregel an die Franzosen verriethen wie Hatzfeld. Ompteda bemerkt selbst, dass in den Gesinnungen des Königs noch immer grosse Aengstlichkeit und Unentschlossenheit herrsche. In seinen Aeusserungen wechselten grosse Besorgniss und die höchste Ruhe auf sonderbare Weise ab. Er fürchte, dass nichts ihn retten könne, dass er das Schicksal aller minder mächtigen Staaten haben

Digitized by Google

werde, von den grösseren Mächten im Stich gelassen zu werden; er sei missvergnügt mit dem Petersburger Hofe, ohne Zutrauen auf seine Armee. Wenn Bonaparte sich persönlich an den König wende, so würde Friedrich Wilhelm die Festigkeit nicht besitzen, sich den Zudringlichkeiten Frankreichs zu entziehen (11. Oktober 1811). Die Berichte Jakobi's von Wien lauteten nicht so tröstlich, dass der König sich daran aufrichten konnte. Jakobi stellte Metternich vor, dass Davoust mit seinem hitzigen Temperament wohl eines Tages darauf verfallen könne in Preussen einzurücken. Was werde Oesterreich in solchem Falle thun? Metternich wich anfangs aus und sagte erst, als Jakobi in ihn drang, lebhaft: Gewiss ich würde es nicht dulden. »Was würde von Oesterreich in dem unglücklichen Fall zu erwarten sein«, fuhr Jakobi fort, »dass Preussen zum Kampf gegen Frankreich gezwungen wird?« Es gelang aber dem preussischen Diplomaten nicht, auch nur eine Phrase aus dem Munde Metternichs zu locken, wonach man wenigstens auf Demonstrationen zu Gunsten Preussens hätte schliessen können. (Bericht Jakobi's vom 12. Okt. 1811.) Metternich entnahm den Berichten des Grafen St. Julien, dass Kaiser Alexander zwar nicht angreifen werde, aber grosses Vertrauen zu der Widerstandskraft Russlands hege. Als Graf St. Julien das Gespräch auf Preussen brachte, auf die äusserste Verlegenheit, in welche der Ausbruch des Kriegs Preussen setzen müsste und dass es vielleicht gezwungen werden würde gegen Russland zu kämpfen, antwortete der Zaar nur in lakonischer Weise: »Ja, wahrhaftig, Preussens Benehmen ist stets zweideutig gewesen!« und wandte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. (Depesche Jakobi's vom 14. Oktober 1811.) Inzwischen ging die Zudringlichkeit der Franzosen schon so weit, dass ihr Gesandter in Berlin seinen Sekretär Lefebvre durch die ganze preussische Monarchie reisen liess, um sich vom Einstellen der Festungsarbeiten und Rüstungen zu überzeugen; der König willigte in die demüthigende Maassregel. Das Gerücht lief, dass Napoleon nicht bloss die preussischen Festungen, sondern auch die Prinzen als Geisseln verlange. Hardenberg gestand O. ein, dass die französischen Bedingungen jetzt (30. Oktober) diskutirt würden, sie seien aber selbst in dem Fall nicht acceptabel, wenn man auch keine andere geheimen Absichten hätte. Als Jakobi von Wien ankam, und über die dortige Lage berichtete, erklärte der König an Hardenberg, »jetzt bleibt nur die Wahl zwischen einer Allianz mit Oesterreich und einer ehrenvollen Allianz mit Frankreich!« Man ergriff diese Stimmung des Königs, ihn zu bewegen, dass er im tiefsten Geheimniss Scharnhorst unter fremdem Namen (Ackermann) nach Wien sende. (Ompteda an Hardenberg 16. Nov.) Die Mission Jakobi's hatte um so weniger Erfolg haben können, da der preussische Hardenberg demselben gegenüber ein Geheimniss aus den Beziehungen zwischen Preussen und Russland gemacht hatte. Seit dem Juli hatte man im tiefsten Vertrauen mit Russ-

Digitized by Google

land unterhandelt, und zu dieser Negotiation ebenfalls den General Scharnhorst erwählt, der unter dem Prätext die preussischen Festungen zu bereisen im strengsten Incognito nach Russland abgegangen war. Es war ihm wirklich gelungen, von dem Zaaren bestimmte Zusicherungen von Unterstützung für Preussen zu erhalten.

Kaiser Alexander erklärte, er werde, falls Preussen von Frankreich angegriffen würde, sofort in's Herzogthum Warschau einrücken. Das Schreiben, welches er an Friedrich Wilhelm III. richtete, war in den freundschaftlichsten Ausdrücken für den König abgefasst, den man aber zugleich ersuchte, den Ausbruch des Krieges möglichst zu vermeiden. Der König von Preussen solle dasselbe so ansehen, als ob ein Traktat zwischen Russland und Preussen schon abgeschlossen sei. Lieven ward instruirt einer preussisch-französischen Allianz entgegenzuarbeiten. Jetzt wurde Scharnhorst, obwohl der König wegen seiner zu »marquanten« Persönlichkeit Bedenken gegen diesen Unterhändler hatte, nach Wien gesandt, um zunächst Metternich au fait zu setzen; man werde schon zufrieden sein, wenn der Wiener Hof nur ein Truppencorps zusammenziehe und das Versprechen von sich geben wolle, Preussen nicht von Frankreich unterjochen zu lassen. Inzwischen verstärkte sich die franzosenfreundliche Partei am Berliner Hofe. Der Civilgouverneur des Kronprinzen, der ehemalige Prediger Ancillon, reichte ein Memoire ein, das zur französischen Allianz rieth. Aber freilich ging der Schluss A.'s dahin, wenn Preussen keine honorable Allianz erlangen könne, die seine Independenz sichere, wenn nicht die Contributionen erlassen würden, wenn Preussen nicht seine Festungen zurückerhalte und Frankreich sich nicht der Willkür begebe, in allen Richtungen durch die preussische Monarchie zu marschiren, so könne eine Allianz, wie Frankreich sie verlangen würde, nicht anders angesehen werden, als wie ein derisorischer und leoninischer Traktat. Hardenberg erklärte dem für seine Existenz sehr besorgten König: im äussersten Falle würde es ehrenvoller für ihn sein im Privatstande zu leben als in einer entehrenden Abhängigkeit von dem französischen Gouvernement zu regieren. (O. an Münster 22. Nov.) Man hielt sich nur an dem Strohhalm der Hoffnung, dass Scharnhorst's Mission gelingen werde. Aber die Nachrichten, die von Wien einliefen, liessen Nichts Gutes auguriren. Schon über die Persönlichkeit des Unterhändlers gerieth Metternich in Entsetzen. Er sandte einen Curier an Zichy, um die Mission zu verhüten. Scharnhorst war ihm und dem Kaiser ein Freund und Mitglied des »Tugendbundes«, den sie verabscheuten. Die Apostille, welche Friedrich Wilhelm III. eigenhändig den Instructionen Sch.'s beigefügt »Sollte der Wiener Hof in keinen der von mir gemachten Vorschläge eingehn wollen, so bleibt für Preussen kein anderer Ausweg als die französische Allianz zu ergreifen« erregte besonderes Missfallen. (4. Dez. 1811.) Der Wiener Hardenberg bezeichnete in einem Schreiben an den preussischen Staatskanzler die von

Scharnhorst gestellte Alternative einer Defensivallianz mit Oesterreich oder einer Offensivallianz mit Frankreich als »erschreckend«. Oesterreich könne keine 50,000 Mann binnen 14 Tagen auf die Beine bringen. Es sei finanziell zu erschöpft. Der König von Preussen, gedrängt jene Apostille, die er quasi als cuneus den Instruktionen Sch.'s beigefügt hatte, zu modifiziren, zeigte sich sehr hartnäckig; doch schien es endlich als ob er nicht auf Abschluss einer förmlichen Allianz mit Oesterreich bestehen, sondern sich mit einer schriftlichen Versicherung Metternichs oder des Kaiser Franz begnügen werde. La faiblesse de ce Prince est desespérante, et il faut vraiment une patience et une persévérance à toute épreuve pour vouloir sauver un homme qui a si peu d'envie d'être tiré de la mauvaise situation dans laquelle il se trouve. La peur a tellement pris le dessus dans son âme, qu'il est constamment poussé à agir contre sa propre conviction. ... En général tout est tellement gangrené ici sous différents rapports qu'il n'y a pas beaucoup de satisfaction à s'occuper d'une machine aussi pourrie. Vergebens waren die Bemühungen der Engländer und der Patrioten, den König von seiner unseligen Neigung zu Frankreich zurückzuhalten. Le Cousin, schreibt Ompteda den 17. Dezemb., me répéta toujours que le Roi avoit sa volonté à lui et que dans ces cas-là il avoit une fermeté incroyable pour la négative, c'est à dire dans tous les cas où il s'agissoit de ne rien faire. Hardenberg hatte in einem Mémoire vom 2. November alle Gründe, die gegen eine französische Allianz sprachen, erschöpft; es galt nun noch den Willen des Königs zu bekämpfen, aber es schien Hardenberg, als ob man denselben nicht hindern könne die Allianz zu unterzeichnen, sobald Frankreich ernstlich dränge. Die Wiener Nachrichten lauteten ebenfalls unerfreulich. Zwar waren die Vorurtheile gegen die Persönlichkeit Scharnhorst's geschwunden; Metternich liess es an Betheuerungen seines Interesses für Preussen nicht fehlen, aber über vage Sympathieerklärungen ging er nicht heraus. Auch als die Alternative einer österreichischen oder französischen Allianz nicht mehr so schroff wie bisher von Scharnhorst hingestellt ward, vermied Oesterreich Alles, was den Schein einer Verpflichtung haben konnte.

Eine diplomatische Fürbitte, die Schwarzenberg zu Paris für Preussen einlegen sollte, war Alles, wozu sich Metternich verstand. Es schien dem österreichischen Staatskanzler wie dem Wiener Hardenberg, als könne Preussen mit Russland vereint dem durch den spanischen Krieg »embarassirten« Frankreich wohl widerstehen; und als müsste man zufrieden sein, wenn man für diesen Fall die Neutralität Oesterreichs erlange. Ueber die (von Häusser über Gebühr gepriesenen) Berichte Humboldts spricht Hardenberg sich sehr abgünstig aus; nur das Eine konnten diese aus so wenig authentischer Quelle fliessenden trüben Darstellungen bewirken, dass sie in Berlin Furcht vor einer geheimen österreichisch-französischen

Allianz erweckten und einen übereilten unvernünftigen Entschluss herbeiführten. Metternich erklärte, dass er an Stelle des Königs von Preussen an Napoleon gemeinschaftlich mit Russland eine offene Erklärung erlassen würde; beide Theile wollten den Krieg nicht; Russland werde aber jeden Angriff gegen Preussen als Kriegserklärung gegen es selber fassen, und Preussen in gleichem Fall gemeinschaftliche Sache mit Russland machen.

»Ich fange an zu fürchten«, schreibt Scharnhorst, »dass man nur Zeit gewinnen will, ohne sich zu positiven Bedingungen zu verpflichten.« In Berlin hatte inzwischen das Drängen der Franzosen begonnen. Napoleon verlangte kategorisch »Ja« oder »Nein« bezüglich der Allianzfrage. Hardenberg war träumerisch, nachdenklich, schien alle Hoffnung verloren zu haben. Der König, der sich nicht zu der geringsten Modification der ursprünglichen Instruktion an Sch. hatte herbeilassen wollen, war zwar entschlossen Sch.'s Rückkehr von Wien abzuwarten, im Uebrigen aber überzeugt, dass Sch. »Nichts mitbringen werde« und geneigter denn je dem französischen Drängen nachzugeben. Er war sogar einen Augenblick für die Idee eingenommen an den Zaaren zu schreiben und ihm zu drohen, er müsse seinen Frieden mit Frankreich machen, sonst werde er gemeinschaftliche Sache mit Napoleon machen! Es war von Vornherein entschieden, den Antworten Sch.'s eine ungünstige Auslegung zu geben. Napoleon fing schon an auf Preussen zu rechnen. »Ich bin mit Preussen zufrieden«, äusserte er, »der König ist ein bon homme, und Hardenberg ein aufgeklärter Mann von Charakter, aber ich liebe die preussische Nation nicht, die stets einen reaktionären Geist hat« (Hardenberg an Ompteda 8. Januar 1812). Von Seiten treuer alter Diener, wie Jakobi, kamen freilich ernste Warnungen, am 5. Januar ein Schreiben an den König, »der physische Tod sei einem moralischen Tod unendlich vorzuziehen«. Aber Friedrich Wilhelm rechtfertigte die gute Meinung Napoleons und erklärte, er könne Jakobi nicht beipflichten (S. 182). Metternich hatte Recht, wenn er sich dahin aussprach, »der König von Preussen will nicht gerettet werden«. J'avoue, bemerkt Hardenberg prophetisch am 22. Januar, que je pardonnerois volontiers à ceux qui sauveroient la Prusse malgré le Souverain, le temps viendroit sûrement où il leur pardonneroit ce patriotisme. Die französische Partei fand an Ancillon eine grosse Stütze, den O. als ehrgeizigen, geistvollen, unterrichteten und beredten Mann schildert (S. 203). Man fing an lebhaft gegen Hardenberg zu deklamiren. Nun kamen die höchst matt und unsicher gehaltenen Erwiederungen Oesterreichs, ein Brief des Kaiser Franz und Metternichs und zwei Depeschen von Zichy: Preussen müsse moralisch überzeugt sein, dass Oesterreich sein Alliirter sei, im Fall eines Kriegs werde Oesterreich neutral bleiben und durch ein beträchtliches Observationskorps seine Neutralität sichern; man hege die grösste Furcht davor, dass die Allianz zwischen Frankreich und Preussen geschlossen

Digitized by Google

werde. Hardenberg bemerkte: All' das genüge nicht, um den König zu überzeugen. Die französische Partei gewinne solche Konsistenz, dass F. Hatzfeldt schon eine Proskriptionsliste für verschiedene Verwaltungsbeamte entwerfe. Je regarde, schreibt Hardenberg den 4. Februar aus Wien, la cause à peu près comme perdue, mais aussi quoi espérer d'un Souverain qui après avoir essayé des Lombards, se fie aux Ancillons! Ueber die Sendung Knesebecks nach Petersburg äussern sich Ompteda und Hardenberg in einem für Knesebeck ungünstigen Sinne; ihr Urtheil ist dazu angethan die neuerdings von Aegidi (historische Zeitschrift XVI. S. 269) beigebrachten apologetisch gehaltenen Mittheilungen zu berichtigen. Unter dem 1. März 1812 berichtet Ompteda: L'on peut regarder la soi disante alliance entre la Prusse et la France comme conclue. La volonté du Roi en a décidé. Französische Truppen besetzten Demmin, Anklam, Usedom, Swinemünde. Der König war darüber erst so bestürtzt, dass er in Thränen ausbrach. Dann aber tröstete er sich und Hardenberg, man dürfe das Ereigniss nicht so tragisch nehmen, es sei wie die Besetzung Anspach's 1805 und Abends ging er zur Fürstin Radziwill auf den Maskenball »als ob Nichts vorgefallen sei«. Ueber die Verhandlungen, die das letzte Sträuben Preussens überwanden und das Zustandekommen des Allianztraktates enthält der Bericht Ompteda's vom 14. März an Münster die eingehendsten Details (S. 226 ff.); ebenso über die kühle Aufnahme Scharnhorst's bei seiner Rückkehr von Wien und über die allgemeine Entrüstung unter den Patrioten, das Verhältniss zu Gneisenau (S. 238), Boyen, Blücher etc. Ompteda's Auftrag in Berlin war nun im Grunde als erloschen anzusehen. Er verabschiedete sich im April 1812, um nach Dresden heimzukehren. Doch bat Hardenberg ihn dringend, er möge nach Berlin zurückkommen, um die Verbindung zwischen Preussen und England doch einigermassen zu erhalten. Die gute Sache siegte über die Rücksichten des Dienstes; Ompteda wagte es noch vor Schluss April nach Berlin zurückzukehren. Er stand auf der Liste der Uebelgesinnten, die dem Marschall Davoust vorlagen; nur sein vorsichtiges Benehmen und die günstigen Zeugnisse St. Marsan's schützten ihn. Am 24. November erhielt er einen Privatbrief Münster's, worin Hardenberg und Preussen schneidig verurtheilt wurden, dem hannoverschen Diplomaten aber selbst die quasi Anweisung ertheilt wurde, Berlin zu verlassen. Die Nachrichten aus Russland und ein gerade von Metternich unternommener Vermittelungsversuch, bei dem auf Ompteda's Mitwirkung in Berlin gerechnet war, bewogen jedoch Ompteda in Berlin zu bleiben und zu erklären, dass er bestimmtere Befehle des Prinzregenten dort abwarten wolle.

Wie klug er daran gethan hatte zu bleiben, zeigte sich bald. Am 5. Januar kam die Meldung der Kapitulation von Tauroggen nach Berlin. Hardenberg eröffnete Ompteda am 6. den ganzen Stand der Angelegenheiten, indem er bemerkte: York hätte sich

Digitized by Google

nicht auf politische Diskussionen einlassen und Unterhandlungen voraussetzen müssen, die gar nicht existirten. Dadurch habe er den König in grosse Verlegenheit gesetzt und gezwungen ihm das Kommando zu nehmen, auch in Paris sich gegen den Schritt seines Generals zu erklären. Denn das Wesentliche sei, dass man nicht zu früh gegen Frankreich kompromittirt würde. York aber habe dem Fasse den Boden eingeschlagen. — Diese mit den früheren Berichten über die Aufnahme des Untoward event von Tauroggen übereinstimmenden Angaben Ompteda's sind um so werthvoller, da Pertz in dem neuesten Produkt seiner kompilatorischen Muse, dem Leben Gneisenau's, den Versuch gemacht hat, gestützt auf Aeusserungen König Wilhelm's, die Dinge so darzustellen, als ob König Friedrich Wilhelm III. mit dem Schritt seines Generals einverstanden gewesen sei. Die von Droysen schon überzeugend widerlegte Meinung: York habe nach geheimen Instructionen gehandelt, erscheint somit auch nach Hardenberg's ausdrücklichen Worten als unbegründet. Nach der Abreise des Königs von Berlin verliess auf Hardenberg's Rath auch Ompteda die Hauptstadt und begab sich über Dresden nach Breslau. Vogue la galère! schloss sein vor der Abreise am 23. Januar 1813 an Hardenberg gerichteter Brief. Am 9. Februar war er in Liegnitz; am 18. Februar ging er von da nach Breslau, wo er unter dem Namen Philipp Krug ankam. Am 24. Februar nach einer der kleinen erbaulichen Zusammenkünfte der »Gutgesinnten« beim Staatskanzler theilte Scharnhorst dem Freunde mit: »Endlich ist es entschieden, dass wir mit Russland gemeinschaftliche Sache machen, der König hat sich für den Krieg gegen Frankreich erklärt. Morgen gehe ich zu der Armee ab, die unter den Befehlen des Generals Blücher zusammengezogen wird. Ob es gut, ob es schlecht werden wird, das mag der Himmel wissen. Es blieb uns aber nicht anderes zu thun übrig. Auf jeden Fall wird in der ersten Hälfte des Sommers nichts Entscheidendes vorfallen, der eigentliche Krieg wird erst gegen den Herbst anfangen.« Am 26. kamen Stein und Anstett nach Breslau; Stein krank, reizbar, äusserst heftig in seinen Aeusserungen über den König, der ihn deshalb auch vermied. Anfang April begab sich Ompteda nach der Niederelbe in's Tettenborn'sche Hauptquartier, er theilt eine Fülle charakteristischer Beobachtungen über die Kriegsführung mit. Am 19. April kam Stewart in Hamburg an, um den britisch-preussischen Subsidientraktat abzuschliessen, und Ompteda ward angewiesen, ihn in seinen Verhandlungen mit dem preussischen Kabinett zu unterstützen.

Nach den Schlachten von Grossgörschen und Bautzen hielt sich Ompteda mit Stein in Prag auf; die merkwürdige Episode des Waffenstillstandes von Poischwitz tritt durch seine Berichte in helles und scharfes Licht. Er ward von Sir Charles Stewart wegen des preussischen Subsidienvertrags zu Rathe gezogen, der am 14. Juni unterzeichnet wurde. Am 15. wurde — wenn auch gleich-

Digitized by Google

falls unter dem falschen Datum des 14. — der geheime Artikel verabredet, welcher Preussen seinen Besitzstand vor 1806, Hannover aber eine Gebietsvergrösserung zum Betrage von 240—300,000 Seelen nebst Hildesheim zusicherte. Ompteda's Berichte vom 20. bis 11. August wird kein Historiker, der sich mit den Befreiungskriegen beschäftigt, fortan ausser Acht lassen dürfen. Um die Mitte Juli veranlasste er Stein dem Zaaren eine dringende schriftliche Vorstellung gegen die damals drohenden Friedenstendenzen zu überreichen. Seinen Bemühungen gelang es, das gestörte Einvernehmen zwischen Hardenberg und dem Staatskanzler wieder herzustellen. Von ganz besonders charakteristischer Bedeutung sind die aus jener Zeit vor dem Wiederausbruch des Krieges stammenden Briefe von Gentz. »Ich habe gesiegt«, schreibt dieser am 30. Juli 1813, »die geheime und geheimste Geschichte der Politik des Wiener Hofs seit 1810, die Hardenberg nur unvollkommen kennt, ob er gleich unendlich mehr davon weiss, als sehr viele Andere, wird Ihnen dereinst Data an die Hand geben, um zu beurtheilen, ob irgend einer unserer Sache besser gedient hat als ich. Mein Verdienst ist desto grösser, weil nur Wenige es in seiner ganzen Fülle kennen und weil ich zum Voraus weiss, dass mir Undank zum Lohn werden wird. Exaltirte Weiber und Narren haben mich für einen Friedensadvokaten gehalten, weil ich ihre Ausschweifungen theils nicht theilen durfte, theils nicht theilen mochte und dieser Ruf wird zeitig genug nach England wandern. Und doch — es ist ein starkes, aber grundwahres Wort — gab es ohne mich keinen österreichischen Krieg.« (Briefe von Gentz an Pilat hr. v. Mendelssohn S. VIII. S. 33. 46.) Ueber den letzten Versuch Napoleon's an die Gefühle seines Schwiegervaters zu appelliren berichtet Hardenberg am 11. August Nachts 1 Uhr: Metternich habe die französischen Anerbietungen, ganz bundestreu, den Alliirten vorgelegt, und man habe beschlossen eine kategorische Antwort auf die »sechs Punkte« zu verlangen. Ompteda fügt einige Notizen bei, welche das Ausbleiben der napoleonischen Antwort erklären und es scheint in der That als habe der Kaiser aus blindem Trotz den Wagen des Kuriers beschädigen und absichtliche Verspätungen anordnen lassen, damit der von den Alliirten gesetzte Termin versäumt ward. Gentz theilte dem gesinnungstreuen Freunde die grosse Nachricht des Kriegs in einem kurzen Billet mit: Es tu content, Coucy? schrieb er ihm (S. 182) »Möge jetzt der Himmel Alles so lenken, dass dieser 10. August einst als ein Tag des Heils und der Wiedergeburt in den Annalen von Europa prange!« Am 15. August traf Ompteda in Königgrätz mit Moreau zusammen, für dessen Charakteristik der »Politische Nachlass« recht werthvolle Einzelnheiten enthält. Der republicanische Gegner Napoleon's lebte allen Ernstes des Glaubens, dass erst seine und Bernadotte's Theilnahme an dem Kampf den Ausschlag zu Ungunsten Napoleon's geben könne. Von August bis Mitte Dezember blieb Ompteda in

Digitized by Google

Prag und führte von dort aus die dienstliche Korrespondenz mit London. Zum Gesandten am Berliner Hofe ernannt, begab er sich am 11. Dezember nach Frankfurt, wo er die verbündeten Monarchen und das grosse Hauptquartier jedoch nicht mehr fand. Dasselbe war schon nach Freiburg im Breisgau abgegangen. Ompteda begab sich nun nach Höchst in Blücher's Hauptquartier und besprach mit Gneisenau die letzten Zwecke des bevorstehenden Feldzugs, über welche ihre Ansichten vollkommen harmonirten. Blücher zeigte sich sehr heiter, und wies bei einem Diner, das er im Schwan gab, nach seiner bekannten originellen Weise einen spekulirenden Juden und einen lustigen Schauspieler zurück, die sich während des Essens persönlich bei ihm meldeten, um der eine als Lieferant, der andere als Freiwilliger auch Etwas für das deutsche Vaterland zu thun. Ompteda folgte dem Hauptquartier der grossen Armee nach Freiburg und hatte in den letzten Tagen des Jahres 1813 zu Basel seine Antrittsaudienz beim König Friedrich Wilhelm. Er traf bei dieser Gelegenheit mit dem Pädagogen Pestalozzi zusammen, dessen »struppiges, ungekämmtes, ungewaschenes Aeussere ihm einen unangenehmen Eindruck« hinterliess.

Unstreitig zu den merkwürdigsten Aktenstücken des an Belehrung und Aufhellung über die Freiheitskriege so reichen Ompteda'schen Sammelwerkes gehört der Plan des Ministers von Stein »über eine deutsche Verfassung« aus Prag von Ende August 1813 herrührend (S. 224 ff.). Derselbe läuft darauf hinaus ein Deutsches Kaiserthum unter österreichischer Leitung mit Ausschluss von Preussen zu gründen. Oesterreich erhält die verstärkte Kaiserwürde »um sein Interesse an Deutschland zu binden und wegen des langen Besitzes und der Gewohnheit der Völker«. Aber auch Preussen darf Deutschland nicht entfremdet werden, es muss eine hinlängliche Kraft erhalten, um zu dessen Vertheidigung mitzuwirken ohne seine Kräfte zu überspannen und sein politsisches Dasein auf's Spiel zu setzen — es muss kräftig und selbstständig werden. Um Preussen abzurunden und zuverstärken müsste man ihm Mecklenburg, Holstein, Kursachsen einverleiben. Anspach erhielte ein österreichischer Erzherzog. Oesterreich gelangt zu dem Besitzstand von 1805 und zu der mit Macht und Einfluss versehenen Kaiserwürde über eine Bevölkerung von 10 Millionen Menschen, die nach Abzug der preussischen Vergrösserungen und seiner eigenen übrig blieben — Preussens Bévölkerung beträgt alsdann ohngefähr 11 Millionen Menschen, sein Verhältniss zu Deutschland ist das eines zur Mitsorge für seine Erhaltung verpflichteten Standes und eines ewigen Garants seiner Verfassung und Integrität. Deutschland verbürgt ein Gleiches an Preussen, der casus foederis ist ein Angriffskrieg von Auswärtigen. Oesterreich verbindet mit der Kaiserwürde die Eigenschaften eines Mitstandes und eines Garants von Deutschland und Preussen. Wird dieser Bund von Deutschland, Oesterreich und Preussen mit Treue beobachtet, mit Kraft

Digitized by Google

vertheidigt, so ist seine Macht hinreichend, die Ruhe und Integrität der deutschen Völkerschaften zu gründen und dauerhaft zu erhalten und vielleicht unter günstigen Umständen Frankreich das Land zwischen Schelde und Rhein wieder zu entreissen, um hier einen neuen Zwischenstaat zu gründen, der Deutschlands Vormauer gegen seinen natürlichen Feind ist. Auch Russland wird auf immer gegen eine Invasion geschützt, die seinen Grenzprovinzen verderblich ist und selbst seine Selbstständigkeit bedrohet, wenn der Angriff mit mehrerer Klugheit als anno 1812 geleitet wird und wenn Frankreich fortdauernd alle seine Nachbarn in einer solchen gänzlichen Abhängigkeit erhält, dass es ihre gesammten Streitkräfte durch eine lange Folge von Jahren und nach einem richtig berechneten Plane gegen Russland anzuwenden vermag.

Vergleicht man diesen Stein'schen Entwurf, der in Pertz' bändereichem Leben des Freiherrn von Stein keine Erwähnung gefunden hat, mit dem Projekt von Chaumont (März 1814), den 41 Frankfurter Artikeln (Juli 1814), den Badener Punktationen (Sept. 1814), so erkennt man, wie langsam die deutsche Frage ihre Entwickelungsstadien durchlief. **Mendelssohn-Bartholdy.**

Beulé, Le Sang de Germanicus. Paris, Mich. Lévy Frères, Editeurs, 1869. 400 pp.

Der durch archäologische Leistungen schon längst Fachleuten rühmlichst bekannte Verfasser hat erst seit einem Paar Jahren den Boden der speciell biographischen Forschung betreten. Es ist bekannt, dass die Zeitverhältnisse dieser veränderten Richtung seiner literarischen Thätigkeit Saft und Kraft zuführten. Schon aus seiner Eigenschaft als Mitglied des Instituts hätte ferner auf eine Disposition geschlossen werden können, jener Richtung einen demonstrativen Beigeschmack zu geben, der dem herrschenden Regiment keineswegs günstig ist. Aber direkte äussere Momente, wie sie schon vorher die Pamphletisten (Rogeard u. A.) in Bewegung gebracht hatten, bezeichnen die Gesinnung, von welcher auch der Akademiker ergriffen wurde, in specieller Weise. So erschien zuerst, durch die Revue des Cours littéraires angekündigt, die nach und nach Partien daraus brachte, sein Werk: Auguste, sa famille et ses amis. Der Erfolg desselben, dem sein gelehrter Charakter den Vorwurf, ein Pamphlet zu sein, und eine Verfolgung noch ausserdem ersparte, hat den Verfasser nur ermuntern können, auf der Bahn der Erforschung der Cäsarenzeit fortzufahren. So erschien denn auch Tibère et l'héritage d'Auguste. Heute, wo jenes in dritter Auflage, letzteres in zweiter vorliegt, erscheint nun das obenangezeigte, seinen Vorgängern in Anlage und Gesinnung ähnlich. Wenn auch ein Boden für Parallelen fehlt, so wirft es doch

Digitized by Google

Lichter auf Folgerungen, die damals unvermeidlich gewesen sind, ohne ihrer eventuellen Tragweite für den modernen Standpunkt den Pass verweigern zu lassen. Schon sein erstes Capitel: **Drusus et Antonia,** S. 1 u. ff. erlaubt nicht, uns eine andere Meinung zu bilden; wir müssen, wenn anders die Prämissen richtig sind, die er in jenen Werken ermittelt hatte, ihm zu dem Beweise folgen, dass das System, die Theorie, welche die Cäsaren verkörpert darstellen, alle corrumpirt. Wir können nicht die Wahrheit jener Prämissen prüfen, weil wir eine weitläufige Kritik hier liefern müssten. Aber brauchen wir es auch nur, wenn wir den Verfasser sein Resultat, wie eine Philosophie, vorausschicken hören, das uns erlaubt sei, ungeschmälert und mit seinen Worten ein Original zu geben? »Le Sang de Germanicus«, sagt er, »a été plus funeste aux hommes que le sang des tyrans les plus exécrés: il n'a pas résisté à l'épreuve d'un pouvoir sans bornes et a produit des égoïstes si formidables qu'on les a comparés à des monstres. C'est le fils de Germanicus, Caligula, c'est le frère de Germanicus, Claude, c'est le petit-fils de Germanicus, Néron, c'est-à-dire un fou, un imbécile, et un histrion, qui vont être coup sur coup les bourreaux des Romains et les instruments d'une ruine politique irréparable. Aucune démonstration n'est plus décisive contre les défenseurs du pouvoir personnel. Il semble que, dans les époques de décadence, la vertu elle — même ne sois qu'une amorce de la servitude et que la popularité devienne un poison qui se tourne contre la patrie.« S. 3 u. f.

In Ermangelung von Apologeten des Caius oder Claudius, denen wir dieses vernichtende Urtheil des Akademikers Beulé entgegenhalten müssten, dürfen wir wenigstens fragen: Was wird Herr Lewes dazu sagen, der ernstlich an dem monströsen Charakter Nero's zweifelt? »Was Nero a monster«, lautet die Ueberschrift seiner berüchtigten Studie. Wir kennen aus dem ausgehobenen Citat die Meinung des Verfassers, und können, da die Fakta an sich nicht, sondern nur ihre Deutung unsere Aufmerksamkeit hier erheischen, uns darum auf einige Details beschränken. Ich will nur zur Aufklärung über den Titel vorausschicken, dass der Verfasser auf den Bruder Tiber's zurückgeht, der zuerst jenes Cognomen (Germanicus) erhalten hatte. Vom Senat war die Bedingung hiemit verbunden worden, dass der Beiname erblich würde. Bekannter trotz des tragischen Endes, das seinem Vater zugestossen, indem er in Folge eines Sturzes starb, ist sein Sohn **Germanicus** sowohl durch seine Erfolge gegen die Germanen, wie durch seine Ungnade bei Tiberius geworden. Bei dem Namen Germanicus ist in der Regel er es, an den gleich selbst derjenige denkt, der einigermassen die Geschichte der Zeit kennen gelernt hat. Von ihm entwirft der Verfasser ein Bild in einem Umfange, der den übertrifft, den er selbst Claudius und Nero widmet, und dadurch von seinem Interesse für ihn hinreichend zeugt. S. 20 u. ff. Dabei

Digitized by Google

bitte ich aber zu bemerken, dass in den Rahmen noch seine Gattin **Agrippina** gehört (S. 54 u. ff.), deren Charakter zu bekannt ist, als dass ich den Verfasser über sie noch einmal in dieser Beziehung reden lassen möchte. Doch ist es interessant zu sehen, wie Beulé als Hintergrund des ganzen Auftretens der Agrippina die Successionsfrage bezeichnet. »Elle peromettait«, sagt er, »de meilleurs princes: la foule le croyait, les sages commençaient à en douter. Ni la race, ni l'excellence du père, ni les vertus maternelles, ne peuvent garantir ce que sera un souverain; la seule garantie, ce sont les institutions, c'est-à-dire les limites posées à son pouvoir.« S. 85 u. f. Man wird fühlen, wohin die Spitze, die in des Verfassers Worten sich ausdrückt, gerichtet ist. Dann, nachdem er den Fall gesetzt, dass Agrippina den Gedanken ihres verstorbenen Gemahls wieder aufgenommen, und die liberale Ueberlieferung im Geheimen fort genährt hätte, bemerkt er sehr richtig, dass, wenn ein Volk unter solchen Umständen, wie sie selbst das erste Decennium des Tiberius bot, eine äusserste Anstrengung macht, »il le fait pour lui — même«, so macht es sie für sich selbst, »il ne le fait pas pour complaire à un ambitieux et pour que le souverain s'appelle Néron ou Drusus, au lieu de s'appeler Tibère. On se soulève pour s'affranchir et non pour se forger violemment une nouvelle servitude.« S. 90. Das Höchste, was Agrippina hätte erzielen können, wär ein Erbfolgestreit gewesen, und diesen zu entscheiden, hatte sie in Seian ihren Mann finden sollen, der nicht die Langmuth übte, wie Tiberius. Einmal Herr von Rom, vermöge seines Imperiums, verstand er mit überlegter Berechnung ihre Verbannung nach Pandataria zu Wege zu bringen. Jener Moment, wo das Volk sich aufgerufen sah, um zur Freiheit zurückzukehren, ging nicht von menschlichen Aufreizungen aus. Es wurde vom Schicksal ihm bereitet, aber freilich erst nach des Caius Tode; dann bei des Tiberius Tode war Macro Herr der Lage, der, wenn auch ohne den Ehrgeiz Seian's, obwohl die Zeit dazu günstiger gewesen wäre, doch die Gelegenheit ergriff, um entscheidende Schritte zu thun, welche Gedanken anderer Art ohne Aussicht auf Erfüllung lassen mussten. Hätte Agrippina ahnen können, dass ihr jüngster Sohn Nachfolger des von ihr so sehr gehassten, und doch eigentlich mit dem Ränkeschmiede Seian verwechselten Tiberius werden würde, vielleicht würde sie ihren trotzigen Sinn gemässigt und sich ein mehr politisches Milieu in ihrem Auftreten anerzogen haben. Auffallend ist es, wie die Claudische Familie hier mit sich selbst in Unfrieden gerathen war und sich so selbst aufrieb, ohne dass eine Solidarität der Interessen ihr zum Bewusstsein kam.

Ein Schriftsteller, der, wie Beulé, seinen Grundgedanken wie einem infalliblen Führer folgt, sieht die Klippe nicht, die die historische Betrachtung **Caligula's** zu einer schweren Landungsstelle macht. Insofern aber schon Sueton über ihn so Viel der Nachwelt zu überliefern gewusst hat, dass man aus dem Umfange bei

Digitized by Google

ihm auf eine ganz andere Persönlichkeit zu schliessen berechtigt ist, kann man Nachssicht gegen unseren Verfasser üben. Das wird aber Niemand bezweifeln, dass ein Historiker nicht ernsthafter auf eine Erörterung über Caligula sich wird einlassen dürfen, als ein Psychiatriker. So werden wir trotz Beulé nur die Wahl zwischen zwei Verfahren haben, entweder zu erklären, dass eigentlich die Leitung der Staatsgeschäfte vacant war, da ein Gott ihm vorstand, oder aber, dass das System schon so gründlich organisirt war, dass selbst ein Geisteskranker ihm vorstehen konnte. Die Beulé'sche Behandlung angehend, so nöthigt uns der Umfang, den sie diesem Quadriennium widmet, uns die Bemerkung ab, dass es ihr um etwas Anderes mehr zu thun war, als um eine historische Charakteristik, die schneller damit fertig werden musste. Damit ich es kurz sage, sie ist 1) basirt auf eine physische Analyse seiner Natur (S. 111 u. ff.), deren Wichtigkeit auf der Hand liegt, die sich aber eben nahe mit Krankheitsbeschreibung berührt. So gelangt er dahin, die bei Sueton vorhandenen Angaben zu einem lesbaren Bericht umzuredigiren, und diese an den ihn darstellenden Münzen, Cameen und Büsten zu prüfen. Aber die Hauptfrage 2) ob Caligula ein Wahnsinniger war, oder ob es strenge Consequenz verrieth, dass er sich für einen Gott erklärte, kommt erst später; dieser wird eine so eingehende Aufmerksamkeit gewidmet, als gelte es, ein religiöses System mit der Vernunft in Einklang zu bringen. Alexander hat sich für Gott gehalten und Niemand hat ihn desshalb für einen Narren gehalten. Mit welcher Majestät hat sich nicht Ludwig XIV. umgeben lassen, ruft er staunend aus, und Ludwig hat nicht für närrisch gegolten. Der Verfasser sieht nur die letztere der beiden Annahmen verwirklicht, und erklärt sein Verlangen nach Tempeln und Priestern durchaus in der Folgerichtigkeit begründet, »de formuler la religion«. Nur meint er, der Kaiser habe einen verfehlten Geschmack darin bekundet, »par exemple quand il invite la lune à parsages sa esuche ou quand il enlève de Grèce une statue de Jupiter Olympien pour lui parler à l'oreille, écouter ses résponses et se fâcher en le menaçant de le renvoyer en Grèce u. s. w.« S. 128. Jetzt sind wir aber auch bei der wahren Ansicht des Verfassers angelangt. Nur jene Tactlosigkeiten, wie er das nennt, abgerechnet, findet er sonst Verstand in allem Uebrigen. Man muss sich wundern, sagt er, wie wunderbar dieser logische und philosophische Kopf seine Zeitgenossen zu nehmen verstand.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 20. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Beulé: Le Sang de Germanicus.

(Schluss.)

Welcher Edelmuth bei ihm, ruft er ironisch aus, welche hochherzige Herablassung, welches zarte Mitleid, welches Mitgefühl mit der menschlichen Schwachheit, und wie hülfreich seine Hand, um sie aus ihrer Erniedrigung zu erheben! »Quoi! vous voulez vous avilir sans cesse par vos actes et par vos paroles! Eh bien, soit; abaissez — vous au moins devant un dieu. Vous voulez flatter, mentir, mendieux à deux génoux? que ce soit aux pieds d'un dieu«. Caligula bringt, indem er sich erhöht, ein Volk von Sclaven wieder in die Höhe: »Caligula, en s'exaltant, rehausse un peuple d'esclaves; il devient le bienfaiteur de l'humanité en la relevant à ses propres yeux; sa divinité est une excuse ou plutôt une justification morale de toutes les lâchetés politiques.« Ein derartiger Standpunkt misst dem erst 26jährigen Leiter der Staatsgeschäfte doch ein gutes Stück Ueberlegung und Erfindungsgabe bei, die, wenn sie nicht ganz Erfindung des Verfassers ist, mindestens als neue Erklärung die bisherige Meinung von dieser Episode wesentlich ändert. Doch lassen wir den Verfasser weiter sprechen: »Ce dogme une fois établi, compris, accepté, tout le règne de Caligula s'explique; rien ne sera d'un fou, tout sera d'un logicien qui tire des déductions pratiques.« Der Verfasser hätte hiernach die Formel für ein Leben gefunden, das bisher nur in einer Reihe zusammenhangsloser Handlungen schien angeschaut werden zu können. Er soll Recht haben, wenn es möglich ist, dass in eine Reihenfolge von Krankheitsäusserungen dadurch Methode zu bringen ist, dass ihr eine Philosophie aufgepropft wird. Um ihn vollständig zu beurtheilen, müssen wir die Fähigkeit jenes Dogma's an den Einzelheiten prüfen. In dieser Beziehung beginnt der Verfasser folgendermassen: »D'abord, puisqu'il est dieu, il n'y a plus de lois, plus d'obstacles, plus de morale. Quelles seront les lois? la volonté du dieu. Quelle sera la règle? ses désirs. Quelle sera la morale? ses caprices.«

Mit einem verdienten Seitenblick auf moderne Doctrinen urtheilt er: »Aussi a-t-il raison de décréter avant tout qu'il n'y a plus de jurisprudence. La loi, c'est moi!« Wie es dem Verfasser gelingt, und es gelingt ihm ziemlich, alle Handlungen Caligula's, aus dieser consequenten Grundanschauung bei ihm zu erklären, das muss man in dem Buche selbst nachschlagen. Wir müssen uns

Digitized by Google

nur wundern, wie der Verfasser den Gleichmuth hat bewahren und jeden Zweifel, dass es sich so erklären lasse, hat bei sich unterdrücken können. Die Dramatik, die in seiner Begründung liegt, ist ohne Zweifel ihrer Wirkung auf nachdenkende Leser gewiss, denen er, wie in einem Spiegel der Zukunft, die letzte Ausartung jenes Systems vor Augen führt. Nun ist aber die Folgerichtigkeit, die er dem Caligula zuschreibt, nicht so ganz unanfechtbar, wie sich z. B. anlässlich der Expedition, die derselbe gegen die Germanen unternahm, aus dem Verlaufe beweisen lässt. Aber auf diese Einzelheiten ist der Verfasser nicht eingegangen. S. 149. Wenn er aber hierbei den Caligula gegen das Urtheil, ein Narr gewesen zu sein, weil er in Ermangelung eigentlicher Trophäen Muscheln sammeln liess, und weil er Gallier, als Germanen verkleidet, vor seinem Triumphwagen aufführen liess, vertheidigt, so lässt er offenbar ihn als Don Quixote handeln, und kann nicht mehr von ihm gelten lassen, dass er noch als Gott dadurch qualificirt erschien. Auch lässt ihn seine Prämisse hier derart im Stich, dass er ihn sich schon mit einer niedrigeren Rolle begnügen lässt. »C'était un sage, qui parodiait, so sagt er jetzt, les exploits des conquérants, raillait les expéditions lointaines, ruineuses, sans but, stériles, et donnait aux générations futures des leçons dont elles n'ont guère profité.« S. 14. Ein Gott als Don Quixote — sehr gut! Wenn der Verfasser nun auch noch bedacht hätte, dass Caligula, als er in Germanien die Legionen zu decimiren drohte, von ihnen dermassen eingeschüchtert wurde, dass er sich aus dem Staube machte. Er würde nicht geschrieben haben: »Rien ne l'arrête, rien ne l'embarrasse; jamais il n'hésite. Sa conviction est inébranlable; il n'est plus homme, il est dieu, et le monde n'est qu'un jouet dans sa main.« S. 171 u. f. Uebrigens leuchtet ein, dass die Bevölkerung sein Complice war. Hätten nur Alle, von den Umständen unterstützt, den gleichen Muth zeigen können, wie jene Legionäre, dem jungen Gotte wären bald die tollen Possen vergangen! Der Ernst an der Sache ist, dass das System sich hat seiner als Aushängeschild vor der Welt bedienen lassen müssen. Die Nachwelt hat daraus abnehmen sollen, was es auch um seine eigene Souveränetät gewesen war, als es keinen Richter über seine Politik gegen freie Völker hatte erkennen wollen, und immer im Namen seines höchsten Gottes zu handeln behauptet hatte. Aber selbst zum Schluss hält die Theorie von Caligula's Consequenz noch zusammen, da sie wenigstens nur zugibt, dass Caligula darin thöricht war, den Chärea zu ärgern. Traurige Inconsequenz eines Gottes, wenn seine Macht nur durch Soldaten besteht! Aber den Schluss bildet wieder eine Bemerkung, der eine Thatsache entgangen ist: Caligula n'avait que vingt-neuf ans, et il aurait été édifiant de savoir jusqu'où pouvait aller l'audace tranquille d'un tyran si parfait . . . . . Darauf ist zu erwidern, glaubt denn Beulé nicht, dass die Schlaflosigkeit, an

Digitized by Google

der der leiblich und geistig Zerrüttete litt, auch ohnehin ihm nicht lange zu leben erlaubt haben würde?

Der Tag nach dem Tode Caligula's bot ein Schauspiel, welches man vergleichen könnte dem Tage nach den Iden des J. 44, wenn man sich den Antonius und Octavius wegdenkt; Senat und Volk waren wieder zur Regierung berufen. Une révolution, lautet die Ueberschrift S. 155, und die Absicht ist, den Beweis anzutreten, unter welchen Bedingungen das römische Volk seine wiedererlangte Freiheit sich hätte dauernd sichern können. Kein Wunder, dass es unter der Feder des Verfassers zu einer Gelegenheit wird, durch den Contrast die Schwierigkeit eines derartigen Unternehmens zu betonen. Das Datum des 27. Januar, denn an diesem Tage war damals Rom seinen Tyrannen losgeworden, ist vollends eine Argumentatio ad hominem. Er beklagt, dass die Erzählung des Tacitus verloren gegangen, »malheureusement pour la posterité, wie es bei ihm heisst, S. 170, qui y trouverait un enseignement si clair et si philosophique qu'elle (warum nicht gerade die französische?) pourrait s'y reconnaître elle-même comme dans un miroir et y chercher le remède ou la consolation de ses propres plaies«. In zwei Uebelständen fasst der Verfasser die Hindernisse zusammen, die den Untergang der Hoffnungen eines Republikaners herbeiführten, in dem Mangel an einer alten Aristokratie, soweit es den Senat betraf, an einem patriotischen niederen Adel, soweit es den Ritterstand betraf, und dann in dem Blutdurst der Bevölkerung, wenn sie den Circus füllte, dessen Vergnügen längst ihre politische Thätigkeit verdrängt hatte. »Quant au peuple, fainéant, corrumpu, mercenaire, so drückt sich der Verfasser aus, il était comme la meute affaméé qui ne peut se passer du maître qui la caresse, la nourrit, et lui donne les plaisirs de la chasse.« S. 171. Auf den letzten Seiten dieses Capitels erst spitzt sich die Ergründung der Ursachen in folgender Weise zu: »Ainsi s'était formé cet immense désert politique et moral que masquaient la majeste des ruines et les habiles impostures du régime impérial, mais qu'un seul jour d'interrègne faisait apparaître dans son horreur. Les institutions avaient été énervées, corrompues, detruites, jusqu'à ce qu'il ne restât plus en présence que deux choses: un principe et une force. L'accord de ce principe et de cette force constituait l'empire. Le principe, c'était la volonté d'un seul homme qui était assimilé à un dieu; la force, c'était l'épée toujours tirée de soldats privilégiés, campés à la porte de Rome comme l'ennemi. En haut un maître absolu, en bas une armée permanente qui n'obéissait qu'à lui. L'empereur mort, c'est-à-dire le principe, il ne restait que la force, c'est-à-dire les prétoriens.« So hat uns denn der Verfasser unmittelbar auf den Punkt geführt, wo die Thatsachen, indem sie dem Provisorium in der freigewordenen, aber schlechtberathenen Stadt ein Ende machen, uns verständlich sind, soweit er sie hat verständlich machen wollen. Denn die erste Thatsache,

Digitized by Google

vor die wir treten und die uns erstarren macht, ist die Aufstellung eines neuen Imperators durch die Prätorianer, für die er nichts weiter war, als ihr Zahlmeister, ihr Wohlthäter, ihr Vater. Wie das geschah, das zeigt die Geschichte, die wir nicht hier ausschreiben wollen. Aber was für einen Imperator! **Claudius,** der Onkel des Tyrannen, der Inhalt des sechsten Capitels! Man verzeihe mir diesen Scherz, Claudius' Regierung ist das Satyrspiel nach der Tragödie, das einer in der Familie geheimnissvoll fortwuchernden Nemesis zufolge gegen den Schluss hin wieder in eine Tragöde umschlägt. S. 178 u. ff.

Neben Claudius fehlt bei dem Verfasser auch Messalina nicht, der ein eigenes Capitel eingeräumt ist. S. 204 u. ff.

Weniger Original als Caligula, auch nicht aus einer militärischen Schule hervorgegangen, macht Claudius, indem er die Geschichte des Cäsarismus auf dem Grunde des Mangels an jeder Verwöhnung fortsetzt, auf den Verfasser vermöge seiner persönlichen Portraits den Eindruck eines Dummkopfs. Er controlirt die Zeugnisse seiner Verwandten über ihn (S. 179), entwirft sein Portrait nach Sueton (S. 191), prüft auf diese Auctorität hin die vorhandenen Monumente (S. 192) und kommt so zuletzt zu dem Schlusse, der zugleich sein Urtheil über ihn enthält: »Ainsi, à travers la diversité des représentations, on retrouve l'unité; à travers un certain idéal qui veut faire un dieu, on démêle la vérité qui trahit un sot.« S. 201. Die Frauen, meint er, die eine specielle Gabe, das Richtige an ihm zu finden, besassen, täuschten sich hierüber nicht. Livia und Antonia haben nie die bêtise des Claudius, welche ihr Sohn war, zu verbergen gesucht.

In dieser Weise liefert der Verfasser kurzer Hand ein Porträt dieses Gelegenheitskaisers, wie er ihn nennt, ohne auf seine Regierung auch nur mit einem Worte einzugehen. Nur versäumt er nicht, die Haltung des Volkes zu charakterisiren, welches bei seiner Vorstellung wieder Freude äusserte. Er hat wohl Grund, das Bedürfniss eines dynastischen Fetisch's aus solchen Erfahrungen zu zu beweisen. Wie die Römer zu diesem Kaiser kamen, so waren in grauen Zeiten die Aegypter zu ihrem Apis gekommen! Der Unterschied lag nur darin, dass wie am Nil die Priester das Vorrecht dazu gehabt hatten, so am Tiber sich die Prätorianer es beilegten.

Die Geschichte seiner Regierungsweise ist zugleich die Bezeugung seiner Unfähigkeiten, und hat ihren wahren Massstab eigentlich an der Art, wie er regiert wird. So wird die Porträtirung **Messalina's** ein nothwendiges und natürliches Complement zu den vorausgegangenen Seiten. Sie ist dem Zwecke gewidmet, zu zeigen, wie an der Seite und in der Umgebung dieses Kaisers, dem die Kraft, einen eigenen Willen zu haben, und die Einsicht, diesen Willen, wenn er nicht negativ bleiben sollte, mit dem Bedürfniss des Systems in Einklang zu bringen, Frauen und Sclaven eine un-

Digitized by Google

entbehrliche Erscheinung und Macht waren. Dass nun Messalina fähiger gewesen, das Reich zu regieren, als Claudius, dessen fünftes Weib sie war, will der Verfasser nicht erwarten lassen. Dazu ging ihr, wie er zeigt, die Herrschaft über sich selbst ab. Er fasst sein Urtheil über sie in den Worten zusammen: »Elle était esclave de la matière, servante de son corps, et son âme n'avait plus conscience que de la volupté. La volupté était l'unité et la formule suprême de cet être qui, n'étant plus soumis à aucune pression, s'était gonflé comme une tumeur monstrueuse (S. 211).« Er zeigt, wie sie jedem gefährlich wurde, der ihr auf seinem Wege begegnet ist, worunter auch die Frauen nicht ausgenommen gewesen sind. In dem Eindrucke, den der Anblick der sie darstellenden Cameen, Medaillen, Statüen ihm zurückgelassen hat, hat er die Ergänzung der geschichtlichen Berichte über sie gefunden. »Une telle femme, je me trompe, so schliesst er, une telle creature est incapable de conduire les affaires et de présider au gouvernement de l'empire.« Er sieht in ihr keinen Motor, sondern nur ein Werkzeug. Die Pointe dieses dieses Abschnittes ist, dass das Schicksal des Reiches noch tiefer hinabsteigen, und in dem Inneren des Palastes jene Motoren suchen muss.

So kommen wir zur Erkenntniss der Resultate, die sich als der bestimmende Einfluss der Freigelassenen darstellten, und die der Verfasser unter der Ueberschrift **Les Césariens** in einem eigenen Capitel erörtert. S. 227 u. ff. Die Regierung der geheimen Minister beginnt die Schicksale des Reiches und des Hofes zu bestimmen; solchen Händen war jetzt Claudius überliefert. Der Verfasser hatte schon früher über diese Eventualität voraus orientirt (S. 205 u. f.). Dem Imperator kamen die Umstände zu Hülfe, sowohl das Decorum seiner Stellung war in wachsamen Händen (Narcissus), wie die Hülfsquellen seiner Macht (Pallas). Es schien ihm leicht gemacht zu sein, gut zu regieren; in seine eigene Hand war das Kriterium gelegt, und damit jene Beiden sich nicht über die Massen durch den Schild des kaiserlichen Willens deckten, hatte sich ihnen als Controle ein alter Mentor (Kallistus) beigesellt, mit dem sie theilen, und den sie fürchten mussten. Es ist glaublich, dass die Regierung, hätte sie in den Händen dieses Triumvirats gelegen, hätte musterhaft im Vergleich zu ihren Vorgängern werden können. Aber da hatte Pallas noch einen Bruder (den schönen Felix), viertens gab es noch ein Factotum (Polybius), dem Alle, welche als Rathsucher nach Rom kamen, an die Thüre klopften u. s. w. Wir begegnen hier einer ganzen Aristokratie von Kammerdienern, die den Kaiser und das Reich belagert halten, der Cassius den Namen Cäsarianer gegeben hat (S. 253).

Denn statt dass diese die Interessen wahrnehmen, denen sie vorstehen, lassen sie sich von Messalina begünstigen, der sie den Löwenantheil gönnen, weil sie wissen, dass diese hohe Frau nicht Zeit hat, ehrgeizig zu sein. Elle trône, mais ils règnent. Dies ist

Digitized by Google

der Ausgangspunkt für den Verfasser, jetzt auch die Geschichte der Regierung des Claudius zu zergliedern (S. 255), wobei dieser durchaus in Abhängigkeit von jenen Ministern erscheint. Die öffentlichen Arbeiten, wodurch jene Zeit sich einen Namen gesichert, charakterisirt er als ein Ressort, das Jene für Claudius erfunden, um ihre Taschen dabei zu füllen. Hätten sie nur nicht ihrem Allerhöchsten, durch dessen Connivenz und Unfähigkeit ihnen wahre Saturnalien bereitet wurden, Furcht vor Attentaten gemacht! So wurde Claudius dahin gebracht, ein Henker zu werden; Rom sah sich des Caligula Zeit erneuern, wo ohne Process Tausende bluteten. »Voilà où peut conduire, ruft der Verfasser aus, un gouvernement irrésponsable, quand la sottise du souverain sert de manteau à toutes les infamies de ses valets!« (S. 268.) Wenn die Fabel des Phädrus, wo die Frösche von Jupiter einen König verlangen, in Caligula jene Hyder gezeigt hatte, die sie sich verbaten, so möchte man die Interpretation wagen: jene Hyder war einköpfig gewesen, aber die claudische vielköpfig! Die claudische Regierung hat, um mit dem lebenserfahrnen Verfasser zu schliessen, den Römern den äussersten Schimpf angethan, indem sie sie zwang, Sclaven zu gehorchen und ihnen zu schmeicheln.

Diese Regierung bereitete die neronische vor; **die Mutter Nero's** war das letzte Weib des Claudius gewesen.

Ihr ist das nächste Kapitel gewidmet, S. 272 u. ff., das uns gleich von vornherein etwas durch die scheinbare Gründlichkeit befremdet, womit er, um das Wesen der Agrippina zu charakterisiren, bis auf Agrippa zurück den Antheil an ihren Eigenschaften verfolgt, gleich als ob die Zeit gar nicht auf ihre Entwicklung gewirkt hätte (wie er reichlich S. 312 zugibt). Dafür zeigt der Verfasser um so gewandter und dramatischer, wie sie, voll politischer Berechnung, in die Bresche zu treten wusste, die durch den Fall Messalina's in das Viereck gebracht war, und die ligue du mal public, wie er, eines Blattes der französischen Geschichte sich erinnernd, das Triumvirat nennt (S. 285), zerstörte (S. 288). Seine Darstellung, wie Agrippina ihre Aufgabe erfasste, ist, trotzdem dass dieser Abschnitt äusserlich für sich gearbeitet ist, eine wesentliche Ergänzung zu den beiden vorausgehenden, bis zu dem Momente, wo sie den Kaiser opfert, um den Narcissus zu isoliren (S. 292).

Darauf beginnt sie sich als Kaiserin auf eigene Verantwortlichkeit oder vielmehr ohne eine solche zu zeigen. Geschickt weiss hier der Verfasser, der schon so oft das Erklärungsmaterial der Monumente zu Hülfe genommen hat, die Monotonie zu vermeiden: »Quand on voit Agrippine arriver au faîte de la grandeur, on éprouve le désir de la connaître de plus près et de s'en faire une image nette...... Er begleitet ihre Geschichte bis zu ihrem Tode. Zuvor hat er dieselbe Berechnung gegen sie und ihren Günstling (Pallas) sich richten lassen, wie vormals die ihrige gegen Claudius

und seinen Günstling (Narcissus). Und ihr eigener Sohn, der die Bande der Unterwürfigkeit sprengen gelehrt wurde, den die Opposition der Geister in die Coalition gegen die Allgewalt der regierenden Kaiserin forttrieb, reducirte sie nach und nach zu einer Inferiorität, die man der einflusslosen Rolle, die ihre Mutter hatte Tiberius gegenüber spielen müssen, vergleichen würde. Aber die Stelle, die Agrippina in der Erinnerung noch hatte, ist über den Vergleich mit ihrer Mutter erhaben. Ohne Prüderie tritt der Verfasser an das Problem heran, wie der Entschluss des Sohnes, sie zu ermorden, zu erklären sei. (Une mère incestueuse est le digne pendant d'un fils parricide. S. 310). Der Hergang der Ausführung und die begleitenden Umstände sind aus den Quellen bekannt. Der Verfasser beschliesst das Capitel mit einer Parallele zwischen ihr und Livia, womit sie, hinsichtlich ihrer Stellung, allerdings verglichen werden kann. Aber man braucht nicht zu fragen, zu wessen Gunsten die Parallele seitens des Verfassers ausfällt. In der That hatte sich in Agrippina und Nero das Verhältniss von Livia zu Tiberius, nur drastischer, Dank der grösseren socialen Corruption, die in beiden Persönlichkeiten transpirirte, wiederholt.

Die Würdigung der Werkzeuge, deren sich Agrippina bedient hatte, um das erwähnte und gefürchtete Triumvirat zu stürzen, (Seneca und Burrhus voran) hat dem Verfasser Stoff zu einem Capitel (les honnêtes gens, S. 317 u. ff.) gegeben, auf das wir, wenn wir Anspruch auf ein vollständiges Bild der Zeit erheben dürfen, allerdings nicht verzichten können. Zugleich ist eine Geschichte der fünfjährigen Regentschaft, die Agrippina nach dem Tode des Claudius zu führen vermochte hatte. Burrhus repräsentirt natürlich die militärische Macht an der Seite des Kaisers; Seneca herrscht durch die Ueberredung; aber sein Einfluss zeigt, sowie seine Lehren in den Handlungen des Kaisers Körper annehmen, den Abfall zum Absolutismus, wie er von Caligula her schon bekannt war. An diesem Ergebniss prüft der Verfasser die Tragweite der Erzieherverdienste z. B. Bussuet's. (Bossuet n'aurait pas eu non plus à s'enorgueillir de son disciple, s'il avait vécu S. 327).

Er ist sich darüber klar, dass diese Beiden nicht die Welt, ohne politische Freunde, Helfer und Stützen zu haben, regieren konnten. So wird Corbulo in die Darstellung hereingezogen, ausserdem aber noch Andere (Cassius, Silanus, Lateranus, Thrasea), und, nach der nichtmilitärischen Seite, fähige Civilbeamte. Das war die Partei, der der Verfasser die obenerwähnte Bezeichnung leiht, und bei der es sich fragt, ob sie eine bestimmte politische Doctrin darstellt? Er zeigt, mit Zugrundelegung der ersten Rede, die Nero vor dem Senat hielt, dass die Absichten der neuen Minister auf eine Reform des bestehenden kaiserlichen Systems gingen. »Leurs intentions sont excellentes, leurs promesses sincères; mais la force des choses les empêche d'aller plus loin (S. 343).« Diese force des

Digitized by Google

choses war eben bald nachher Nero selbst. »On sent, sagt er ebendaselbst, que les mains qui tiennent le pouvoir sont plus pures; on se détend, on respire, on espère, entre Agrippine impuissante et Néron contenu; malheureusement, ce n'est ni une revolution définitive, ni un changement de constitution, c'est un fantôme de république. Rien n'est établi, rien n'est proclamé comme doctrine politique, rien n'est converti en institutions. Tout dépend de quelques hommes.« Hiernach braucht es keiner weiteren Frage nach dem Gang der übrigen Darstellung bei dem Verfasser in diesem Capitel, das uns nur den Fall dieser Partei erzählen wird. Diesem Ausgange hat er denn auch die Ueberschrift vorangestellt: ces hommes écartés, le despotisme brisera leurs liens de soie et leurs guirlandes de pleurs pour reprendre sa course et ses bonds furieux (S. 344). Erst stumme Zuschauer, dann erkaufte Complicen, endlich von dem Untergang ihrer moralischen Auctorität und ihrer Tugend bedingter Sturz!

Der Verfasser benutzt diese Gelegenheit zu Seitenblicken auf die Philosophen (nämlich die Stoiker), die eine vielversprechende Zukunft hatten, was besonders durch Martha in seinem bekannten Buche (les Moralistes sous l'Empire romain) gezeigt worden ist*), und die schon durch ihren Widerstand gegen Nero eine Ahnung davon aufsteigen lassen. »Il ne faut qu'une génération aux stoiciens pour voir se succéder Nerva, Trajan, Hadrien ...... Trente ans après Néron, la philosophie s'assièd sur le trône pour inaugurer le règne de la sagesse, la conscience dans le pouvoir, l'adoption par estime et la succession par ordre de vertu.

Wir befinden uns beim Schlusscapitel: **Nero** (S. 366 u. ff.). Schon durch die vorausgehenden Capitel an die dramatische Virtuosität des Verfassers gewöhnt, dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch Nero's Beurtheilung Seiten bietet, wie wir sie nicht gewöhnlich finden. Schon sein Eingang lässt darauf schliessen; er leugnet, dass Nero ein Ungeheuer war, gestützt auf die allgemeinen Gesetze der Racen und Arten, denen zufolge es keine Ungeheuer gibt: »il y a de grandes maladies, d'immenses faiblesses, des déformations inouies, produites sur des êtres semblables à nous par un pouvoir qui seul mérite d'être qualifié de monstrueuse.«

Seiner Darstellung Nero's, den er gleich Caligula, einen verkannten Fürsten nennt, dient die Behauptung zur Folie: »Néron était une intelligence nette et hardie, qui, dès le premier jour, avait pénétré le secret de l'empire; il avait compris toute la philosophie de la loi du plus fort, dont la nature lui montrait des applications si claires. Quand le lion a faim, il tue; quand on trouble sa source, il tue .... gut! Dieser unübertreffliche Vergleich zeigt, dass das ganze göttliche Gelichter jener Zeit wohl

*) S. uns. Anzeige in d. Heidelbb. Jahrbb. 1866. no. 28.

eine besondere Sprache nöthig hätte. Aber es genügt, dass seine Geschichte in dem Verfasser ihren — Brehm gefunden hat! — —

Das Buch ist gleichmässig gearbeitet; man fühlt, die einzelnen Artikel haben schon für sich vorher ihre Geschichte gehabt, ehe sie zu diesem Gesammtband vereinigt wurden. **H. Doergens.**

Buddhaghoscha's Parables: translated from Burmese. By Captain T. Rogers, R. E. With an Introduction containing Buddha's Dhammapada, or Path of Virtue, translated from Pâli. By F. Max Müller, M. A., etc. London: Trübner and Co. 1870.

Wie schon aus dem Titel hervorgeht, besteht das rubricirte Buch aus zwei Abtheilungen, von denen die erste, Müller's Einleitung, ohne Zweifel die wichtigere und anziehendere ist. Wir entnehmen aus derselben, dass Buddhaghoscha (d. i. Stimme des Buddha), der in der ersten Hälfte des fünften Jahrh. n. Chr. lebte, zwar in Magadha als Brahmanist geboren wurde, sich jedoch auf der Insel Ceylon zum Buddhaismus bekehrte und alsdann den Commentar zu Buddha's Dhammapada aus dem Singalesischen in die Palisprache, in welcher er ursprünglich abgefasst, aber zu seiner Zeit nicht mehr vorhanden war, zurückübertrug. Letztere Schrift das Dhammapada nämlich, besteht aus einer Sammlung von Aussprüchen, entwerder das Buddha selbst oder denen wenigstens von dem allgemeinen Concil, welches im Jahr 246 v. Chr. unter der Regierung Asoka's stattfand, dieser Ursprung beigelegt wurde. Die Wichtigkeit derselben für ein kritisches Studium der Geschichte des Buddhismus wird von Müller ausführlich dargelegt und ist um so bedeutender da man kaum hoffen kann, der Zeit Buddha's und seinen direct von ihm selbst ausgegangenen Lehren jemals näher zu kennen. Müller erörtert bei dieser Gelegenheit von neuem, sich besonders auf Stellen des Dhammapada stützend, die vielbestrittene Bedeutung des Nirvana und stellt in Abrede, dass es den Begriff der gänzlichen Vernichtung des subjectiven Bewusstseins enthalte. »Dürfte man wagen, bemerkt Müller am Schluss seiner betreffenden Darlegung mit Hegel zwischen Nichts und Nicht zu unterscheiden, so könnte man sagen, dass das Nirvana durch einen falschen dialectischen Process aus einem relativen Nichts in ein absolutes Nicht verwandelt worden ist. Dies war indess blos das Werk der Theologen und orthodoxen Philosophen; denn noch nie ist eine Religion durch eine derartige Lehre gestiftet worden und ein Menschenkenner wie Buddha muss gewusst haben, dass er mit solchen Waffen die Tyrannei der Brahmanen nimmer stürzen konnte. Daher sehen wir uns zu der Annahme gezwungen, dass entweder Buddha seine Anhänger zwei einander diametral entgegengesetzte Lehren über das Nirvana lehrte, etwa eine exoterische und eine

Digitized by Google

esoterische, oder wir müssen einräumen, dass diejenige Bedeutung des Nirvana die ursprüngliche gewesen sei, welche wir in den Versen des Dhammapada dargelegt finden und die mit dem einfachen, klaren und praktischen Charakter des Stifters dieser wunderbaren Religion am besten übereinstimmt.« Das Dhammapada, in der Originalsprache (Pali) herausgegeben von Fausböll 1855 ist bereits früher von Andern ganz oder theilweise übersetzt worden; Müller gibt hier mit Benutzung der Arbeiten seiner Vorgänger eine neue mit fortlaufenden Erklärungen versehene Uebertragung dieses Werkes, welches 423 Sentenzen in 25 Kapitel vertheilt enthält und dessen Titel Dhammapada »die Fussstapfen der Religion, den Pfad der Tugend« bedeutet.

Buddhaghoscha's Version des im 2. Jahrh. v. Chr. von Mahinda verfassten Commentars zu dem Dhammapada ist wie so viele buddhistische Schriften ins Birmanische übersetzt worden, jedoch nur im Auszuge und die in diesem letztern enthaltenen Parabeln, die aber nach Müller's Ansicht möglicherweise schon in dem Palioriginal Mahinda's also zu der oben genannten Zeit vorhanden waren, werden hier nur in englischer Uebertragung geboten. Man kann nicht sagen, dass sie als Erzählungen betrachtet sehr anziehend sind, wenngleich sie in anderer Beziehung mancherlei Belehrendes bieten, und es lässt sich recht wohl begreifen, warum sich erst dann ein Verleger derselben fand, als Max Müller sich erbot die so wichtige Einleitung dazu zu schreiben. Einige Parabeln jedoch haben in so weit grösseres Interesse als sie Verwandtschaft mit anderswoher bekannten Erzählungen darbieten, wie ich bei verschiedenen derselben hervorheben will. So ist Kap. V (p. 32 ff.) »die Geschichte der Königinnen Samavati und Magandiya, so wie des Sklaven Khuggutara« in den wesentlichen Umständen identisch mit der »Geschichte des Udayana, Königs von Vatsa« in Somadeva's Märchensammlung (1, 79 ff. Uebersetzt von Brockhaus); in beiden kommt unter anderm auch der künstliche Elephant vor, in welchem Menschen versteckt sind (Buddhagh. p. 39 ff. Somad. 1, 115 ff.), wobei Brockhaus (Vorrede S. XVII) auf das Trojanerpferd verweist; vgl. auch Jul. Braun, Naturgeschichte der Sage 1, 215. Andererseits bietet die in Rede stehende Parabel (p. 43) den Zug, dass der fliehende König Udena, um den ihm nachsetzenden König Kanddapaggota aufzuhalten, längs dem Wege Gold und Silber ausstreut, so dass, während seine Verfolger dasselbe aufsammeln, er selbst glücklich entkommt. Dieser Zug nun findet seine Parallele in der Skalda 44, wo Hrolf Kraki gegen den ihn verfolgenden König Adils und dessen Schweden ein gleiches Verfahren anwendet, so wie ferner in einer teleutischen Sage s. W. Raddloff, Proben der Volkslitter. der türkischen Stämme Südsibiriens. Petersb. 1866 I, 210 fg. wo von Schydar Ubang Folgendes erzählt wird. »Pferde, Kühe, Schafe und alle Habe verkaufte er für Kupfergeld, welches er auf 300 Kameele lud. Er überschritt das Wasser des

Digitized by Google

Irtisch; an dieser Seite streute er das auf 300 Kameele geladene Kupfergeld alles aus. Des weissen Fürsten [d. i. des Zaren] 3 Feldherrn und 300 Soldaten, welche auf 30 Wagen Vorräthe mit sich schleppten, sammelten das Kupfergeld und luden es auf die 30 Wagen. Schydar Ubang sprach: »»Dies auf der Erde ausgestreute Kupfergeld nehmet, aber verfolget mich nicht.«« So betrog er sie mit Geld und begab sich zurück zu den Chinesen.« S. auch Frontin. Strateg. 2, 13, 1: »Galli, pugnaturi cum Attalo, aurum omne et argentum, certis custodibus tradiderunt, a quibus, si acie fusi essent, spargeretur, quo facilius praeda hostem impeditum effugerent. — 2. Tryphon, Syriae rex, victus, per totum iter fugiens pecuniam sparsit, eique sectandae Antiochi equites immoratos effugit.« Es versteht sich, dass alle diese verschiedenen Erzählungen von dem ausgestreuten Golde und Gelde ganz unabhängig von einander erstanden sind oder doch sein können. — Im Kap. VI. »Geschichte des Kulla Panthaka« (p. 68 ff.) wird erzählt, dass dieser von seinem Lehrer Disapamokka einen Zauberspruch lernte (»Warum so geschäftig? warum so geschäftig? ich weiss was los ist!), welchen er dann fortwährend wiederholte, so dass in einer Nacht, wo Diebe bei ihm einbrechen wollten, diese dadurch verscheucht wurden. Es geschah nun aber, dass der König der Stadt, der häufig des Nachts verkleidet durch die Strassen ging um zu erfahren, wie sich seine Unterthanen benähmen, auch zu diesem Hause kam, dort versteckt Kulla Panthaka den Spruch sprechen hörte und dann die Diebe fortlaufen sah. Er liess den nächsten Morgen Kulla vor sich bringen, und nachdem er von ihm den Spruch erfahren, beschenkte er ihn dafür mit tausend Goldstücken. Bald darauf bestach der oberste Minister des Königs den Barbier desselben, damit er ihm beim Rasiren den Hals abschneiden solle, und als dieser nun eines Tages seine Absicht auszuführen gedachte, so geschah es, dass der König in dem nämlichen Augenblick jenen Spruch hersagte und in Folge dessen der Barbier, sich für durchschaut haltend, dem Könige zu Füssen fiel und seinen verbrecherischen Anschlag bekannte, worauf der König den Minister in die Verbannung schickte und Kulla Panthaka an dessen Stelle setzte. Dies ist, wie man sieht, die Geschichte von dem König, dem Sofi und dem Wundarzt in den türkischen vierzig Vezieren (Cabinet des Fées XVI, 258 ff.), die sich dann auch sonst noch verbreitet hat; s. Val. Schmidt zu des Petrus Alfonsi Discipl. Cleric. c. 19. S. 141 ff. zu dessen Nachweisungen man noch hinzufüge Thom. Cantimp. Bonum Univers. l. II. c. 43. n. 2. — Kap. X. »Die Geschichte der Kisagotami« erzählt, wie diese junge Frau, der ihr Söhnlein gestorben ist, in ihrem tiefen Schmerz mit der Leiche desselben in den Armen von Haus zu Haus umhergeht und ein Medicament verlangt, um ihr Kind wieder lebendig zu machen. Alle Welt wundert sich über ihr thörichtes Benehmen und nur ein weiser Mann, der bei sich denkt, dass die arme Kisagotami das

Digitized by Google

Gesetz des Todes wohl nicht begriffen haben müsse und daher des Trostes bedürfe, spricht zu ihr: »Gute Frau, ich selbst habe kein Mittel für dein Kind, aber Para Taken kann dir eins geben.« Als sie sich nun an diesen wendet und er von ihr als unerlässliches Ingredienz einige Senfkörner verlangt aus einem Hause, das niemals ein Glied der Familie oder einen Sklaven durch den Tod verloren, so wandert sie von Thür zu Thür und erhält zwar überall Senfkörner, zugleich aber auch auf ihre Frage immer den Bescheid, dass eine oder die andere Person des Hauses gestorben sei, weshalb sie endlich zu sich spricht: »Ich habe eine schwere Arbeit vor; ich sehe, ich bin die einzige nicht, die einen Sohn verloren hat; überall sterben Kinder und Eltern.« So sprechend begreift sie das Gesetz der Furcht, verbannt die Liebe zu ihrem Kinde und lässt die Leiche desselben im Walde zurück. Hierauf begibt sie sich zu Para Taken um ihm zu danken, dieser aber sagt zu ihr: »Du dachtest, du hättest allein einen Sohn verloren; das Gesetz des Todes ist jedoch, dass unter allen lebenden Geschöpfen keine lange Dauer zu finden ist.« Mit dieser Erzählung nun vergleiche man zuvörderst die Geschichte des Bedreddin-Lolo und seines Veziers Atalmuc in Tausend und ein Tag, Tag 82 ff.; ferner die arabische Geschichte in der Illustration XVIII, 187a, welche, wenn ich mich erinnere, dem bekannten Gedichte »Das Hemd des Glücklichen« von Langbein entspricht, der jedoch seinen Stoff dem französichen Schriftsteller Daru entnommen haben soll; hierher gehört auch Ser Giovanni II, 1 sowie die derselbe entstammende Novelle der Mrs. Heywood »The fruitless Enquiry or Search after Happiness« s. Dunlop-Liebrecht S. 261; die ausserdem daselbst angeführte Alexander den Grossen betreffende Sage aus Abalfaradsch ist von diesem jedoch dem Alexandersagenkreise entliehen; vgl. Julius Zacher, Pseudocallisthenes, Halle 1867. S. 177 ff. Allerdings hat die Alexandersage ihrerseits wieder reichlich aus orientalischen Quellen geschöpft, die möglicherweise in dem vorliegenden Falle auf Indien zurückgehen könnten, obzwar der Gedanke von der Vergänglichkeit des Menschen und der Hinfälligkeit seines Glückes überall sich aufdringen und in mancherlei Formen seinen Ausdruck finden muss. — Nur diese wenigen Analogien mit andern Erzählungen sind mir in den vorliegenden meist sehr kurz gefassten Parabeln aufgefallen; andere Leser werden deren vielleicht mehr entdecken, wie auch der Uebersetzer selbst (p. 24) auf eine engliche hinweist.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Digitized by Google

La Rappresentazione Drammatica del Contado Toscano, per Alessandro D'Ancona. Firenze 1869 (Estratto dalla Nuova Antologia) 77 Seiten Grossoctav.

Da in diesem Jahre wieder nach zehnjährigem Zwischenraum das Oberammergauer Passionsspiel aufgeführt werden soll, so wird die obige Abhandlung über das Volksschauspiel auf dem flachen Lande in Toscana, welche an und für sich schon für die Geschichte des Theaters von nicht unbedeutendem Interesse ist, um so willkommener sein, weshalb ich es für geboten halte, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken und eine gedrungene Uebersicht derselben mitzutheilen. Nach einem Hinblick auf dergleichen Vorstellungen, die auch jetzt noch in andern Ländern auf den Dörfern gegeben worden, wie in den übrigen Provinzen Italiens, in den französischen Pyrenäen, der Bretagne, Catalonien, erwähnt der Verfasser, dass dieselben in Toscana nicht blos wie das baierische »Bauernspiel« nach einer Reihe von Jahren, sondern alljährlich Statt finden und sowohl geistliche wie weltliche Gegenstände behandeln, so dass ihm deren gegen fünfzig sämmtlich von verschiedenem Inhalt vorlagen. Sie heissen Giostre im Gebirge von Pistoja, Bruscelli um Siena und Maggi in der Gegend von Pisa, Lucca und in der Versilia; letztere Benennung, durch den Monat, in welchem sie gewöhnlich aufgeführt werden, entstanden, ist die verbreitetste und entspricht unsern ehemaligen »Maispielen«; jedoch finden sich ausserdem auch noch verschiedene Nebenbenennungen; so heisst »der keusche Joseph Figura, »der heilige Pellegrino« Storia, »der dankbare Cyrus« Istoria singolare, »Artaxerxes und Arbaces« Tragedia, »die Bekehrung der Magdalene«, Vita, »Ugolino« Carme, »der heilige Alexius« Canto, »Cleanthes und Isabella« Giostra e Cantare, die »Königin Oliva« Rappresentazione und »Ludwig XVI.« Caso strano. Man ersieht zugleich hieraus, von welcher Beschaffenheit und wie verschiedenartig die behandelten Gegenstände sind und dass selbst der hingerichtete König von Frankreich herbeigezogen worden ist. Die Neuzeit jedoch tritt nur ausnahmsweise ein und gewöhnlich ist es das Mittelalter, zuweilen das klassische Alterthum, dem die profanen Stoffe entnommen sind und zwar von Verfassern, die der Regel nach dem Landvolke angehören oder doch unter demselben leben. Alle diese Stücke nun sind ohne Ausnahme in Versen und Strophen von vier achtsilbigen Zeilen, von denen der erste und vierte so wie der zweite und dritte mit einander reimen; sie entsprechen also den redondillas des spanischen Dramas und werden mit einer monotonen Melodie recitirt, die zwar hin und wieder eine musikalische Verzierung zulässt, sich indess bei jeder Strophe wiederholt. Zuweilen werden sie gleichwohl von anderer Musik oder einem Chorgesang unterbrochen, so wie sich auch Arietten, Solopartieen und Duette eingelegt finden. Die Gesticulation

Digitized by Google

der Spielenden (maggianti) ist sehr lebendig, das Costüm reich, selbst prächtig und von den Theatern der benachbarten Städte gemiethet; die Trauerrollen werden aber gewöhnlich von bartlosen Jünglingen gespielt. Ehedem waren den Vorstellungen weltlichen Inhalts auch verschiedene Tänze beigemischt, über deren Charakter man nichts näheres weiss; da jedoch einer derselben moresca hiess, so lässt sich, wie ich glaube, von dem altenglischen morris-dance auf die ungefähre Beschaffenheit desselben schliessen. In einigen Dörfern hat man bereits eigene, freilich sehr anspruchslose Theater errichtet, in denen eine ausgespannte Leinwand gegen die späte Nachmittagssonne schützt; gewöhnlich aber finden diese sonntäglichen Vorstellungen in Ställen oder auf Heuböden Statt, die man für die Periode der Maggi mit einer erhöhten Bühne und ringsumher mit amphitheatralischen Bänken versieht und wo trotz des noch hellen Tages bei angezündeten Lichtern gespielt wird, da man alle Oeffnungen sorgfältig zustopft; ehedem spielte man selbst auf öffentlichen Plätzen oder im Freien im Schatten von Bäumen ohne irgend welche Bühne, Coulissen oder Vorhang. Das Stück beginnt gewöhnlich, jedoch nicht immer, mit einem Prolog und der ihn spricht, führt verschiedene Namen z. B. Principiante, Paggio, Angelo, Corriere, Interprete u. s. w. Er beginnt mit dem Preis der Jahreszeit und gibt dann den Hauptinhalt des vorzustellenden Stückes an, so wie er auch um das Wohlwollen und die Aufmerksamkeit der Zuschauer bittet. Welcher Art die Stoffe der Vorstellungen selbst sind haben wir bereits oben angedeutet gesehen und füge ich hier noch den Titel einiger derselben hinzu; so gehören in die Klasse der heroischen die Ritterschauspiele Fioravante, Stella e Mattabruna, Ginevra di Scozia, Bovo d'Antona und die dem Alterthum nach städtischen Vorbildern z. B. Singspielen Metastasio's entnommenen »L'Incendio di Troja, Semiramide, Olimpiade, der Re Trieste (Tieste, Thyestes?)«; zu den historischen »La Liberazione di Vienna« nebst den bereits genannten Ugolino und Luigi XVI. Hinsichtlich des letzteren Stückes bemerkt D'Ancona, dass der Vorwurf desselben so behandelt ist, wie das Volk ihn gleich der ganzen französischen Revolution von den Royalisten und Priestern kennen gelernt, weshalb Niemand darin irgend welche historische Wahrheit, noch überhaupt einen Stoff der neuern Geschichte wiedererkennen möchte. Ueberhaupt ist die ländliche Bevölkerung Italiens sehr monarchisch oder vielmehr legitimistisch gesinnt, welche Gesinnung aber weit über die unlängst gestürzten Dynastien hinausreicht und zwar in dem Masse, dass man unter demselben noch heutzutage den alten Spruch des Mittelalters: »Ein Gott, Ein Papst, Ein Kaiser« wiederholen hört. Was die Behandlung der Stoffe betrifft, so sind die Maggi, wie der Verf. hervorhebt, der romantischen Gattung im Gegensatz zur klassischen beizuzählen, ebenso wie das spanische und englische Drama. Von den drei Einheiten,

Digitized by Google

aber auch von Geographie und Chronologie wissen sie ebensowenig wie Calderon und Shakespeare und lieben es ausserdem alles nur irgend mögliche nicht erzählungsweise, sondern sinnlich dem Zuschauer vorzuführen; daher badet sich Susanna auf der Bühne und zieht sich fast nackt aus; dort auch haut sich Oliva die Hände ab, dort werden die Märtyrer enthauptet, verbrannt und geviertheilt; auf der Bühne auch kommen die Helden zur Welt (wenigstens hört man das Schreien der kreissenden Frauen) und sterben dort auch als Greise. Ferner stellt die Scene nicht selten zweifache Localitäten vor, wie z. B. Pallast und Wald, Stadt und Land, Königsschloss und Kerker, ja im »Antichrist« sieht man auf der Bühne wie in den alten Mysterien das Paradies zur Rechten, die Hölle zur Linken und oben den Himmel mit Christus, Maria und den Engeln. Ferner machen sich in den Maggi besonders zwei Elemente geltend, das spektakelhafte und das wunderbare; zu jenem gehören vor allem die Schlachten, worin namentlich Kämpfe zwischen Christen und Türken Statt finden, statt deren aber auch oft Zweikämpfe oder Turniere eintreten; ferner sieht man Krönungen und andere Prunkscenen, Meeresstürme, Himmelfahrten, so wie wilde aber kluge und menschenfreundliche Thiere z. B. den Löwen und den Wolf, welche die Kinder des Eustathius rauben und retten. Das wunderbare Element zeigt sich in den Engeln, die Gottes Willen verkünden und Trost bringen, in den Erscheinungen von Heiligen, oder wenn der Scheiterhaufen die unschuldige Dusolina nicht verbrennt, sondern plötzlich erlischt, so wie es endlich auch an mancherlei Zauberkünsten und Hexereien nicht mangelt. Mit dem Ernsthaften und Heroischen findet sich aber auch das komische Element verflochten, wie in dem ältern Theater der Engländer, Spanier und Deutschen; und der buffone entspricht nicht nur dem stultus der Mysterien, sondern auch dem clown, dem gracioso und dem Hanswurst, während andere Mal der Teufel als Lustigmacher auftritt oder auch pedantische Gelehrte und betrügerische Verwalter die komische Rolle ausfüllen. Es versteht sich übrigens von selbst, dass stets, und besonders in den geistlichen Spielen, eine sittliche Idee mehr oder minder deutlich zu Tage tritt und die Unschuld über die List, die Schwäche über die Gewaltthätigkeit, die Gerechtigkeit über die Tyrannei den Sieg davon trägt; die Moral aber ist entweder dem Stücke selbst entnommen und wird am Schluss desselben in Worte gefasst ausgesprochen oder besteht in der Aufforderung zu reichlichen Beiträgen für die zum Behuf irgend eines religiösen Zweckes vorgenommene Sammlung. Auf die Moral folgt die fast nie fehlende licenza, welche der Sprecher des Prologs vorträgt und womit er die Zuschauer verabschiedet, indem er für die erwiesene Aufmerksamkeit dankt oder für das Misslingen um Nachsicht bittet oder auch ein glückliches Dasein hienieden und jenseits verheisst, worauf dann noch bei geistlichen Maggi ein Chorgesang oder Loblied zu Ehren Gottes, der Jungfrau oder des

Digitized by Google

betreffenden Heiligen angestimmt wird. Die hier blos flüchtig angedeuteten Umrisse begleitet demnächst im Original eine eingehende Analyse verschiedener Spiele, welche die eigentliche Beschaffenheit derselben noch deutlicher vor Augen stellt, hier aber gleichfalls nur kurz erwähnt werden kann. Alsdann erörtert der Verf. die Frage der Autorschaft der Maggi, deren Ergebniss ich bereits oben angedeutet und geht dann auf eine andere Gattung von ländlichen Theaterspielen über, die sich von den ernsten Maggi durch ihre von Anfang bis Ende burleske Haltung unterscheiden, nämlich die Buffonate der Versilia und die Contrasti des flachen Landes um Lucca, von denen erstere wie die Maggi auf den Theatern, die letztere hingegen zur Carnevalszeit auf freien Plätzen dargestellt werden. In beiden treten Personen aus dem Volke auf, die sich mit einander unterhalten oder zanken und zu mancherlei Spässen Anlass bieten, wie die von dem Verf. gegebene Analyse einiger derselben zur Genüge zeigt. Eines von diesen Possenspielen »Die Niederlage der Schlosser« (La disfatta dei Magnani) wurde im J. 1862 verfasst und ist offenbar eine politische Allegorie, die sich auf den Sturz der lothringischen und bourbonischen Dynastie bezieht. Der Schauplatz ist Gaeta und die Hauptperson ein gewisser Checco (Francesco), welcher, »der arme Mann! nur einen Fehler hatte — Er wollte den Herrn spielen — Mit Bomben und Kanonen.« (Poveretto! aveva un pecco — Volea farla da padrone — Colle bombe e col cannone.) — Zuletzt bespricht D'Ancona die Zeit, aus welcher die jetzt vorhandenen Maggi herstammen, wonach die meisten diesem oder dem vorigen Jahrhundert angehören, einige aber, z. B. die den Reali di Francia oder den Legenden und Sagen entnommenen, ziemlich alt sein mögen; denn ebenfalls ist festzuhalten, dass wenn auch alle heutiges Tages gespielten Maggi erst in diesem Jahrhundert entstanden wären, diese Spiele selbst darum doch keinesweges erst eine Erfindung unserer Zeit sind, vielmehr nach D'Ancona's Ansicht sich nicht sowohl als secundäre, sondern als eine Zwillingsform der geistlichen Spiele des Mittelalters herausstellen und auf das XIV. oder XV. Jahrhundert zurückgehen. Auch die Contrasti gehören ohne Zweifel mit ihrem eigenthümlichen Versbau und Namen, der dem altfranzösischen Debat entspricht, ihrem Ursprung nach gleich der italienischen Tenzone einer frühern Zeit an, wie der Verf. zeigt, jedoch müssen wir in dieser wie in allen andern Beziehungen auf seine anziehende und lehrreiche Arbeit verweisen, die wir hiermit dringend empfohlen haben wollen.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Digitized by Google

Nr. 21. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

Vortrag des Herrn Prof. C. W. C. Fuchs: »Ueber essbare Erde«, am 18. Februar 1870.

(Das Manuscript wurde am 4. März eingereicht.)

Zu den Erde essenden Völkern gehören auch die Javanen. Schon Alexander von Humboldt hat von dieser Gewohnheit jenes Volkes Nachricht gegeben. Nach den Proben der dort benutzten Erden, welche der Vortragende zu sehen Gelegenheit hatte, werden Erden von sehr verschiedenem äusseren Ansehen und von verschiedener Beschaffenheit verzehrt. Eine Ablagerung solcher essbaren Erde von intensiv rother Farbe, liegt in der Nähe von Sura Baja zwischen Schichten der jüngsten Tertiär-Zeit.

Diese Erde wird in dünne Tafeln von 1 — 1½ Zoll Durchmesser geformt, dann über freiem Feuer getrocknet und nach dieser Zubereitung in den Handel gebracht. Dieselbe befindet sich in sehr fein geschlämmten Zustande und fühlt sich äusserst zart an. Durch chemische Untersuchung hat der Vortragende festgestellt, dass nach Entfernung der dünnen Russschicht, die sich an der Oberfläche beim Trocknen über freiem Feuer anlagert, die Erde nicht die kleinste Beimengung irgend einer organischen Substanz enthält. Die Analyse ergab folgendes Resultat:

SiO^2 . . .	50,63
AlO^3 . . .	21,32
FeO^3 . . .	10,47
H^2O . . .	12,97
CaO . . .	2,40
MgO . . .	0,33
K^2O . . .	1,02
Na^2O . . .	0,23
	99,37

Von dem Wassergehalt werden 6,36 Procent beim Erhitzen schon unter der Rothgluth ausgetrieben. Der Rest von 6,61 Proz. entweicht selbst bei längerer Dauer einer so hohen Temperatur nicht, sondern erst dann, wenn dieselbe zu lebhafter Rothgluth gesteigert wird.

Digitized by Google

Aus dieser Zusammensetzung geht hervor, dass diese Erde aus einem sehr eisenreichen Thone besteht, welcher noch kleine Reste der nicht vollständig verwitterten Mineralien, aus denen er entstanden ist, enthält. So sind die kleinen Mengen von Alkalien und alkalischen Erden aufzufassen, die darin vorkommen. Zieht man diese Beimengung, nebst der dazu gehörigen Menge von Kieselsäure ab, so bleibt ein Thon zurück, welcher der Formel:

$$H^2(Al, Fe)\ Si^2O^8 + H^2O$$

entspricht.

A. v. Humboldt hat als wahrscheinlichen Grund für das Erdessen das Bestreben angegeben den Magen zu füllen und dadurch das Hungergefühl zu beschwichtigen. Das mag bei den rohen Völkerstämmen, welche derartige Erden massenhaft verschlingen, oft zutreffen, wahrscheinlich aber nicht bei den Javanen, welche diese Erde in viel zu leckerer Art verzehren. Der Beweis liegt eben darin, dass bei den Javanen die Quantitäten, welche genossen werden, viel zu klein sind, um jenen Zweck zu erfüllen. Es ist viel wahrscheinlicher, dass dort nur die physikalische Beschaffenheit dieses Thones das Essen veranlasst und ihn anderen Erdarten vorziehen lässt. Beim Zerreiben desselben spürt man nicht die geringste Unebenheit und mit etwas Wasser angefeuchtet, gibt er eine schmierige, fettig sich anfühlende und sehr zarte Masse, und der Genuss scheint in der Aehnlichkeit der Empfindung zu beruhen, die man beim Essen dieses Thones und beim Essen fetter Substanzen hat. Auch in Deutschland, z. B. in manchen Gegenden Würtembergs, pflegen die Steinhauer den in den Rissen des Gesteins angesammelten feingeschlämmten Thon zu verzehren. Der Name »Mondschmalz«, womit sie diesen Thon bezeichnen, deutet wohl auf den Genuss hin, den sie dabei empfinden.

Digitized by Google

Vortrag des Prof. H. Alex. Pagenstecher: »Ueber einen Ausflug nach Spanien« am 13. Mai 1870.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Von meiner ersten spanischen Reise aus dem Jahre 1865 und namentlich von meinem damaligen Besuche auf der Insel Mallorka habe ich in einer kleinen Schrift eine Schilderung gegeben. Eine zweite, im Jahre 1867, beschränkte sich durch besondre Umstände ganz und gar auf einen Aufenthalt auf jener Insel, da sie doch grade eine grössere Ausdehnung hätte erfahren sollen. Ich kann einiges, was ich damals gesehen, in die Beschreibung dieses dritten Ausfluges aufnehmen, welcher mich im Frühjahre 1870 in einer allerdings kurz bemessenen Zeit ausser nach Mallorka zu den schönsten Punkten des spanischen Festlands führte. Indem ich die besondern zoologischen Mittheilungen über Mallorka für eine andere Gelegenheit aufsparen muss, beabsichtige ich hier nur eine touristische Schilderung dieser Reise zu geben. Ich darf auch dafür eine billige Aufnahme erwarten. Ist uns doch Spanien bei dem erhöhten Interesse, welche es grade jetzt erregt durch den nach so vielen Missgeschicken wiederholten Versuch, in eine neue Bahn des Staatslebens einzulenken, fast in allen Stücken äusserst fremd, so dass uns seine Züge, wenn wir sie auch mit besondrer Vorliebe poëtisch zu verklären pflegen, meist nur sehr unbestimmt vor Augen stehen.

Meine Reise bis Barcelona hatte kein besonderes Interesse. Ich verliess Heidelberg in der Nacht vom 9. auf den 10. März, ging über Basel und Genf, war am 10. spät Abends in Lyon, übernachtete dort und langte am 11. Abends in Narbonne an. In der Schweiz lag der Schnee manchmal noch bis in die Thäler hinab, das Hochgebirge war verhüllt, aber die Voralpen und der Genfer See hell genug. In den wohlbekannten Landschaften des südlichen Frankreichs, Avignon, Tarascon, Nîmes, Cette, die im Fluge an uns vorbeizogen, schimmerte die weisse Blüthe der Mandeln und die rothe der Pfirsiche, aber darüber blies ein strenger, kalter Mistral. Die Reisegesellschaft war bis Cette eine ziemlich gleichgültige, zahlreich in der Schweiz von reisenden Kaufleuten, welche die Gasthöfe und Kaufläden für den sommerlichen Verkehr wieder zu versorgen bemüht waren, Studenten, welche in die Ferien reisten, Stellen suchenden Gouvernanten, Pensionären, und was sonst in dieser Zeit mehr zum Geschäfte, als zum Vergnügen zu reisen pflegt; zahlreich auch von Lyon bis Tarascon durch den Strom der grossen Familien, welche das Frühjahr in Italien oder Nizza und Mentone zuzubringen wünschen; von dort ab spärlich, wo dann der Eine mehr vom Andern Notiz nimmt. Da war namentlich ein etwas ärmlich aussehender älterer halb geistlicher Herr, der vor Jahren bei Fliedner in Kaiserwerth ausgebildet, im Dienste

der evangelischen Propaganda von der Metropole Genf einen ganzen Sack voll Missionsschriften nach Montpellier brachte.

In Cette erhielt ich Reisegefährten für Barcelona, drei Chilenen, der Professor der Geschichte aus Santiago, Cifuentes, und zwei Privatleute Astorga und Cannas. Die Herren kamen von Rom, wohin sie in langer Reise durch die Maghellanstrasse ihre Bischöfe sammt vielen Landsleuten begleitet hatten. Da Pio nono vor fast fünfzig Jahren selbst mit einer kirchlichen Mission in Chili gewesen war, war diese Gesellschaft von ihm besonders freundlich empfangen worden und die drei Herren hatten mehrere Monate in Rom zugebracht. Jetzt wollten sie das übrige Europa sehen und zunächst das Stammland der amerikanischen spanischen Staaten, dessen Sprache sie zwar redeten, auf dessen Boden sie aber mehr fremd waren als ich selbst. Wir redeten Manches von der grossartigen Natur des Landes Chili, den steil aufsteigenden himmelhohen Cordilleren, den Thieren, die sie bewohnen, von der Strebsamkeit der Bewohner, der raschen Entwicklung des Eisenbahnnetzes.

Die Herren waren stolz auf ihr Vaterland, sahen kein anderes staatliches Heil, als das der Republik und ihre Kritik der augenblicklichen spanischen Regierung war keine schonende. Um so merkwürdiger erschien das starre Festhalten an der Kirche, die doch alles Andre als republikanisch ist. Sie, die im Staate die stärkste Berechtigung der Individualität vertraten, erwarteten in allen Punkten den Entscheid des Conzils und Papstes, um danach ihren Glauben zu regeln.

Dieser Inkongruenz, einer zur Gewaltthat neigenden, angeblich freiheitlichen Gesinnung auf dem Gebiete der Politik und dem sich Bescheiden, dem sich knechtisch Unterwerfen, ja der fanatischen Parteinahme für die Macht der Kirche auf dem der Religion begegnet man in Spanien nicht selten; es ist der Tenor eines wesentlichen Theils der föderalistisch republikanischen und sozialen Presse. Die Regierung steht in der jetzt gegen Andersgläubige geübten Duldung einer förmlichen Coalition der demokratischen und der ultramontanen Partei gegenüber, sie wird von jener ebenso eine aufrichtige Mitwirkung nicht zu erwarten haben, wo sie die Organe der Kirche dem Verfassungsleben unterwerfen will; Alles, was in diesen beiden Stücken geschehen ist, ist vorläufig wesentlich erst auf dem Papier und wird seine Krise noch durchmachen müssen.

Das Bündniss anscheinend so widerstrebender Principien und Elemente scheint die Frucht eines tief angelegten Planes der ultramontanen Partei zu sein, welche die Staatsgewalt, die nicht mehr ihr Säckel und ihr Arm sein will, möglichst kraftlos und unsicher zu machen begehrt, damit sie erst im eignen Gebiete und dann wieder im Staate um desto gewaltiger und mächtiger dastehe. Man sollte glauben, in einem Lande, dessen Elend wesentlich der

Digitized by Google

Kirche zuzuschreiben ist, die die Könige leitete und die Gewissen beherrschte, in einem Lande, in welchem jeder Schritt zeigt, was diese Kirche leistet, wenn man ihr Unterricht, Sittenpflege und Wohlthätigkeit ungestört anvertraut, sei ein solches Bündniss unmöglich. Aber Alles das scheint jener internationalen Demokratie gleichgültig und einem grossen Haufen mag es genügen, an einer Stelle den Zügel frei zu haben, sich der Pflichten zu entschlagen, um an der andern um so williger das Joch aufzunehmen. Diesen gibt die Kirche schadenfroh die staatliche Ordnung Preis, in der sie nur neben andern stehen soll. Viele aber, die jetzt die überreizte Phantasie über die Endergebnisse ihrer Handlungen täuscht, werden den Sieg solcher Parteien nicht am wenigsten zu beklagen haben.

Wir übernachteten zur Zufriedenheit im Hôtel de France in Narbonne und hatten am andern Morgen vor der Abfahrt einige Minuten zu einem Gange durch die altberühmte Stadt. Das hauptsächlich nennenswerthe Bauwerk ist die gothische Kathedrale. Dieselbe ist sehr eingeengt und etwas kurz. Der Anbau der Thürme, mit dem man begonnen hat, wird diesem Mangel des übrigens sehr ansprechenden Gebäudes etwas abhelfen. Die Wälle und Gräben um die Stadt machen der Eisenbahn und den Promenaden Platz.

Es ist sehr zu bedauern, dass die Unfertigkeit der spanischen Zustände immer noch die Vollendung der Eisenbahn für die Strecke von Port Vendre nach Gerona behindert hat. Die ganze Lücke misst kaum neun geographische Meilen. Der Verkehr würde sich dann in dem ganzen spanischen Gränzgebiete ausserordentlich heben; für den Reisenden aber würden, abgesehen von der damit voraussichtlich grössern Beschleunigung durchgehender Züge, allein für diese Strecke etwa 8 Zeitstunden gewonnen werden. Auch würde diese Fahrt reich an Naturschönheiten sein. Während man vorher sich viele Meilen zwischen Etangs und Düne durchwindet, möchte man hier, wo man die Abstürze der Pyrenäen am Cap Creuz und Golf de Rosas durchschneidet, ähnlichen Wechsel zwischen schroffem Fels und blauem Meer zu erwarten haben wie an der Riviera.

Das wird einer glücklicheren Zukunft beschieden sein. Wir mussten die Bahn in Perpignan verlassen und unsrer wartete daselbst nicht besser und schlechter als vor fünf Jahren die Correspondencia. Mit diesem wohllautenden Namen bezeichnet der Spanier die alten engen schmutzigen Postwagen, welche den Dienst zwischen den Eisenbahnen vermitteln. Zum Glücke ist Concurrenz einiger Gesellschaften da und wenn auch die Bequemlichkeiten gering sind, so ist doch der Dienst wenigstens exakt. Wir mietheten zu viert das ganze Innere des Wagens, welches nominell in sechs Plätze eingetheilt ist, und zahlten dafür bis Gerona, eine Strecke von etwa 90 Kilometer, zusammen 80 Franken.

Die Fahrt dauerte von zehn Uhr Morgens bis nach neun Uhr

Digitized by Google

Abends bei hellem Wetter und später schönem Mondschein. Noch auf französischem Boden, als wir längs des Romethales gegen Ecluse hinauffuhren, sah ich die ersten Frühlingsboten, ein Paar des grossen Mauerseglers (Cypselus melba Ill.), welches in eiligem Fluge lautlos Insekten jagte. Zahlreiche zweirädrige Karren führten die von den Korkeichen abgelöste Rinde vom Gebirge nach Figueras. Die Douane in Junquera hatte ein neues Gebäude erhalten, war bequemer und die Beamten rücksichtsvoll. Aber zur grossen Belästigung, besonders eines reisenden Naturforschers mit seinen zahlreichen, fremdartigen und zerbrechlichen Gegenständen dauert die unbegreifliche Einrichtung, dass das hier durchsuchte Gepäck in Gerona, Barcelona und Palma wieder durchwühlt wird noch fort, wobei dann alle Kofferordnung verloren geht. Man hat wohl in Spanien auf das Sorgfältigste die Namen der Königin, des Gemahls, der Prinzen und Prinzessinnen vertilgt und übertüncht, man sieht nur noch plazas de libertad und calles de la constitucion, aber der Zopf der alten Verwaltung wird so rasch nicht abfallen. Das lag nicht allein an der Regierung, sondern es steckte tief in der Nation; es wird nicht mit einer Verfassungsänderung und Grundrechten geheilt, sondern nur durch vollständige Regeneration gebessert. Diese aber verlangt mindestens ein Menschenalter.

Auf der spanischen Seite der Pyrenäen begegneten wir häufig Gendarmeriepatrouillen und kleinen Colonnen von Infanterie und Cavallerie. Man befürchtete damals wohl ebenso sehr als die Einfälle der Karlisten die Erhebung der Republikaner, welche kurz hernach in Catalonien ausbrach. Wir erfuhren nirgends eine Unannehmlichkeit.

Das Gefilde wurde immer lachender, die Pyrenäen traten hinter uns mehr und mehr in blaue Ferne und erschienen wirklich grün als die Sonne im Untergehen den abendlichen Himmel unvergleichlich erglühen machte. Die Wege waren zum Theil durch die Winterregen stark beschädigt. Dazu hatte man in Junquera eine ungeheure Last schwerer Kisten aufgeladen und als wir die hochgeschwollene Fluvia in einer Furt durchfahren sollten, schienen die erschöpften Thiere dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen zu sein. Mit Peitsche und Geschrei warf der Postillon die sieben Pferde und Maulthiere wechselnd nach rechts und links, um im günstigen Falle das Rad einer Seite zwischen den plumpen Rollsteinen einen oder zwei Fuss voran zu bringen, nicht ohne ersichtliche Gefahr, den Wagen umzuwerfen. Wir brachten auf diese angenehme und unterhaltende Weise etwa eine Stunde im Halbdunkel im Wasser zu und kamen so erst zur Nachtzeit nach Gerona.

Die kleine, als wichtiger Flussübergang stark befestigte und jetzt auch von vielem Militär besetzte Stadt, malerisch gelegen und mit einer beachtenswerthen Kathedrale, hat, da sie nur eine Durchgangsstation für den Verkehr ist und das auch voraussicht-

Digitized by Google

lich nur ephemer, in den dem reisenden Publikum gebotenen Bequemlichkeiten nur bescheidene Fortschritte gemacht. Die Betträume der Wirthschaft am Bahnhof, dem Dache abgewonnen, waren übelriechend und feucht und die einzige Annehmlichkeit gab die Nähe der Eisenbahn wegen der frühen Abreise am andern Morgen. Meine Gefährten blieben zurück, die Messe zu hören.

Zwischen Gerona und Barcelona besteht nun seit Jahren ausser der Linie längs des Meeresufers eine zweite Eisenbahnverbindung, welche sich von jener bei Martorell de la selva abzweigt. Man nennt einen solchen Knotenpunkt hier wie anderwärts Empalme. Die Binnenlandbahn über Hostalrich wird, weil ein geringes kürzer, von der Post benutzt. Die Landschaft ist hier viel weniger malerisch, als die des Littoral, meist hügliges Ackerland. Doch hat auch diese Bahn mancherlei Kunstbauten, als Einschnitte, Tunnel, Brücken und sie berührt manches freundliche Städtchen, Heilbrunnen, mit Ruinen gekrönte Hügel und dergleichen mehr, bis sie endlich kurz vor Barcelona auf die Bahn von Saragossa trifft, deren Bahnhof aber fast an der entgegengesetzten Seite von Barcelona angelegt ist. Lange vor der Ankunft sieht man auch auf dieser Linie den Mont Juich mit seinen Mauern hoch über der sich weithin streckenden Hauptstadt des gewerbthätigen Catalonien und dem Meere sich gegen den blauen Himmel scharf abheben.

Es war am Sonntage den 13. März gegen zehn Uhr Morgens, als ich durch die heiter belebte Stadt zu meinem guten alten Quartiere, der Fonda de las cuatro naciones auf der Rambla fuhr. Das Schiff nach Mallorka, wohin ich mich zunächst zu wenden dachte, ging erst am Mittwoch und so hatte ich den Plan gefasst einen Theil der mir bleibenden Zeit für einen Ausflug nach dem Montserrat zu verwenden. Ich frühstückte also, schrieb Briefe und war um zwölf Uhr, nur das Reisetäschchen umgehängt, schon wieder auf der Station der Eisenbahn nach Taragona.

Man kann nämlich von Barcelona aus den Montserrat von Nord oder Süd besteigen und auf beiden Seiten mit der Eisenbahn seinem Fuss ziemlich nahe kommen. Der nähere Weg ist der nördliche. Dort führt von der Station Monistrol der Saragossaeisenbahn ein vorzüglicher Fahrweg zum Kloster und es besteht eine regelmässige Omnibusverbindung, in dieser Jahreszeit einmal, im Sommer mehrmals täglich. Ich hatte diesen Weg für die Rückreise gewählt und fuhr auf der andern Seite mit der Bahn, welche nach Taragona geht und von dort Verbindung nach Valencia hat, bis Martorell. Der Tag war prachtvoll und der Weg hübsch genug. Erst hat man den Mont Juich und das Meer, dann tritt die Bahn in das Hügelland, wo dem steinigen Boden Orangengärten und andere südliche Kulturen abgewonnen sind. Die kleinen Stationen waren umdrängt von sonntäglicher Menge. Nun erscheint der blaue zackige Montserrat in der Ferne und in wenig mehr als einer Stunde ist man in Martorell.

Digitized by Google

Die Correspondencia nach Colbato, dem Oertchen am Fusse des Gebirges, stand schon mit sieben Maulthieren bereit. Da die Berlina, das eigentliche Coupé, besetzt war, erhielt ich für sechs Realen einen Platz auf der Impériale. Solche Plätze sind, wenn es nicht staubt, man die grossen Schwankungen des Wagens nicht fürchtet und hinaufsteigen kann, die besten; die Langbänke im dicht gefüllten Innern sind entsetzlich. Das Lederdach, welches zugleich das Gepäck festhalten muss, ist allerdings niedrig, aber es schützt gegen die Sonne.

Wir sassen zu Viert, ich hatte Gelegenheit Katalonisch bei einer Bäuerin und Kastilianisch bei einem Soldaten zu lernen, bekam auf das Höflichste Cigarren und Cigarretten angeboten, und konnte die Kunst, mit welcher man sieben Maulthiere mit guten und bösen Worten, Schlägen und Geschrei im Gange zu halten weiss, gründlich studiren. Bergauf im rasenden Gallopp, bergab im Schritt zwischen Getraidefeldern und Oelhainen durch enge Strassen kleiner Dörfer näherten wir uns den blauen Bergen, bis man mich nach etwa zwei Stunden an einem Feldwege absetzte und mir zu verstehen gab, dass dort hinaus das Ziel meiner Reise liege.

Ich fand dann unschwer die Posada nueva de las cuevas, ein hübsches Gasthaus auf einer Anhöhe nahe Colbato. Bald waren der würdige Wirth, Pedro Bacarisas und sein Sohn, ein kräftiger hübscher junger Mann, der mich andern Tages führen sollte, zur Stelle geschafft. Es war noch nicht fünf Uhr und somit vor Nacht Zeit genug, die Grotte von Colbato zu besuchen. Wurde diese doch im Reisehandbuch des Herrn de la Vigne ungemein gerühmt und nach der Meinung des Herrn Bacarisas von Einigen über die von mir beschriebene zauberhafte cueva del ermita von Arta gesetzt.

Der Weg zur Höhle ist recht hübsch. Man steigt ein wenig von Colbato abwärts und dann mit steilen Pfaden, Treppen und Leitern etwa ein halbes Stündchen an der fast senkrechten Wand des Montserrat hinauf. Dabei hat man eine weite Aussicht gegen Südosten und Süden. Im Vordergrunde rechts das Oertchen und auf einem Hügel die torre de los moros. Die Höhle ist mit einem Gitter geschlossen. Sie befriedigte meine Erwartungen nur mässig. Eigentlich wird dieselbe dargestellt durch einen Spalt in dem Nagelfluegesteine des Berges, dessen Boden auf und absteigt. Die Gänge erweitern sich einige Male zu Kammern oder Sälen von mässiger Grösse. Da bilden dann grosse niedergefallene Felsblöcke abenteuerliche Gestalten und gigantische Schatten. Stellenweise aber nicht sehr reichlich hat sich Tropfstein gebildet. Derselbe zeigt selten grössere Säulen, er folgt vielmehr meistens einem gleichartigen und merkwürdigen, aber etwas kleinlichen Muster von aneinandergereihten und übereinandergesetzten zierlichen Spitzbögen oder Orgelpfeifen. Davon machen die stärkeren Platten und eine schöne Säule der letzten Kammer eine Ausnahme. Der Tropfstein

Digitized by Google

ist keineswegs blendend weiss. Das Alles hielt auch nicht entfernt den Vergleich aus mit den Wundern von Arta. Durch diese verwöhnt und getäuscht durch die übertriebenen Lobeserhebungen der französischen Beschreibung, fand ich den Genuss den Kosten, die sich für Eintritt, Führer, Fackel und zwei bengalische Flammen auf 56 Realen oder sieben Gulden für eine Person berechneten, nicht entsprechend.

Wer zum ersten Male Gelegenheit hat eine Tropfsteinhöhle zu sehen, wird besser zufrieden sein, und einige deutsche Reisende, unter denen Herr Strussberg seine Karte in der Höhle gelassen, hatten ihre Befriedigung im Fremdenbuche ausgesprochen. Mein Führer gab sich übrigens alle Mühe und war nicht wenig stolz auf das bengalische Licht, welches in solchen Höhlen einen ausgezeichneten Effekt hervorbringt. Jedenfalls sind die überirdischen Wunder des Montserrat weit sehenswürdiger und ausserordentlicher als die unter der Erde. Die Höhle von Colbato enthält Fledermäuse, nach meinem Führer una clase de pagaros, eine Klasse Vögel, und dient im Winter Schnecken zum Zufluchtsort. Ständige Höhlenthiere waren aus derselben wenigstens der Famile Bacarisas unbekannt.

Ich verbrachte einen schönen Abend vor meiner Posada, wo man einen kleinen Garten angelegt hat. Man bemerkte kaum den Uebergang zu der von Mond und Sternen erhellten Nacht. Pedro Bacarisas gab eine treffliche Flasche eignen Gewächses, die Kinder spielten mit dem grossen Schweine, welches andern Tages gemetzgt werden sollte und vollkommen der Stimme seines Herrn folgte. Zu Nacht gab es eine ganz gewählte Mahlzeit: ein Hühnchen mit Reiss, gebackenen Morlux, eine Tortilla oder Omelette, ein Steinhuhn mit Salat und einen feinen Apfel. Die Speisen hätten einem grossen Gasthause Ehre gemacht. Ich war, und wohl für Wochen oder Monate der einzige Gast im Hause; wenn aber der Sommer die Frommen und Neugierigen in Schaaren zu den Wundern des Montserrat treibt, dann bekommt Colbato auch seinen Tribut.

Um fünf Uhr Morgens war meine Chokolade und bald nachher auch der Führer bereit. In seiner Jacke von besetztem Manchester mit den weiten Hosen und weissen Gamaschschuhen mit Sohlen von Sparto sah er sehr sauber aus. Wie viele Bauern trug er eine leichte Flinte; in den Jagdranzen steckten wir Brod und Wein und ein Steinhuhn und noch vor Sonnenaufgang schritten wir rüstig dem Gebirge zu.

Der Weg führt eine kurze Strecke durch die Felder, in denen schon einzelne Leute arbeiteten. Der Weinstock war noch blätterlos und da er hier viel gebaut wird, nahm das Grün in der Landschaft einen geringen Platz ein. Aus dem rothen, wie verbrannt aussehenden, Boden erhoben sich die grauen Oelbäume, Agaven standen an den Wegrändern.

Digitized by Google

Bald wandte sich der Pfad zum Gebirge. Als die höchste Spitze des Montserrat gilt San Geronimo mit 1130 Metern. Wir erreichten diese Höhe von Colbato aus in 2³/₄ Stunden. Am Berge selbst ist der Weg zunächst steil, aber nirgends im Vergleiche mit schweizerischen Gebirgspfaden nur eine Spur von Gefahr. Bis zur Spitze können Maulthiere gehen. Obwohl viele Trümmer umherliegen hat man doch auch niemals jenen schwer gangbaren mit nachschiessendem Schutte bedeckten Boden und so ist die Besteigung ganz bequem. Es scheint auf dieser Seite das Gestein des Gebirges, Nagelflue oder Puddingstein, bis zur Basis zu reichen, ich habe wenigstens überall nur diese Formation gesehen, die selbst von den Umwohnenden als ganz allein diesem Gebirge in weiter Umgebung zukommend bezeichnet wird. Dasselbe bildet nun, wie das zum Beispiel der gleichartige Rigi auch thut, sehr steile Wände, aber dazu sind alle Kämme, in einer wunderbaren, vielleicht einzigen Weise in eine unzählige Menge von Sägezacken, Kugeln, Säulen, Bastionen, Thürmen, Schornsteinen und Köpfen zerschnitten. Man hätte ihm keinen bezeichnenderen Namen als den des Mont serrat geben können. Trotz aller Bizarrerie der Einzelformen, welche an Adersbach und Weckelsdorf in Böhmen erinnert, verliert das Gebirge nicht das Grossartige und Malerische des Gesammteindruckes und sinkt nicht zum blos Wunderlichen herab. Einmal bleibt der Montserrat zu einer Höhe von fast 4000 Fuss vereinzelt fast aus der Ebene aufsteigend ein Hochgebirge, dessen zerschnittener Kamm gegen den dunkel blauen Himmel aufragt, seine natürlichen Mauern erheben sich zu Hunderten von Fussen Höhe, seine Gestalten sind Riesen. Weiter sind die aufgerichteten Steinmassen und die umherliegenden Trümmer, soweit der Fuss des Wanderers zu ihnen gelangt, hinlänglich mit Vegetation untermischt, um das Eintönige zu verlieren und mit stets wechselnden Bildern zu überraschen. Endlich ist die eigenthümliche Natur des Gesteines, welches aus vielgestaltigen und bunten Blöcken und Gerölle zusammengekittet einem zerbröckelten Mauerwerk von Menschenhand gleicht, recht dazu angethan, um den Brocken und Wänden ein mannigfaltiges und malerisches Ansehen zu verleihen. Leider habe ich nirgends Photographieen des Berges erhalten können.

Die Schwarzamsel schlug, Blaudrosseln (Petrocossyphus cyaneus Bonp.) strichen an den Felswänden hinüber und herüber, Rauchschwalben jagten, über den höchsten Felsen kreissten Raubvögel und liessen den Hochzeitsruf erschallen. Grüner Buchs, die Catalanen nennen ihn Boch, bedeckte meistens die Wegränder, dazwischen blühte die Mittelmeerhaide, wechselnd stand Rosmarin, Lentiskus und Cystus. Mehrere Arten Löwenmaul fanden sich blühend und wohlriechende Veilchen gaben ein Sträusschen. Zwischen den höhern Felsen steigt das Gebüsch spärlicher werdend aufwärts, die Gipfel tragen selten ein Bäumchen oder andere Pflanzendecke.

Insekten gab es äusserst wenige, kaum eine Hummel oder

Digitized by Google

Biene an der Haide, selten eine Schnecke, keine Eidechse. Es scheint, dass, wie der Spanier diese Zeit, die uns ein lieblicher Frühling ist, zum Winter rechnet, so es auch die Thierwelt thut. Höher oben fanden wir wirklich den Boden gefroren und streiften den nächtlichen Reif vom Rasen.

Nachdem man eine Stunde lang zwischen dem hochanstrebenden Steingemäuer und mit vielfachen Windungen stark gestiegen ist, wird der Weg bequemer. Man befindet sich in einer Art von Mulde, von welcher die Felswände weiter zurücktreten und einen ausgedehntern Anblick gestatten. Ein Marder eilte in grossen Sprüngen in einer Rinse aufwärts. Der Weg tritt danach ein in lieblich kleine Thäler, zum Theil mit Laubwald. Von hier gegen das östlich gelegene Kloster ist das Gebirge durchsät mit den Trümmern zahlreicher Einsiedeleien. Hier boten in der guten alten Zeit die Pönitentiaren des Klosters und Freiwillige der Verlassenheit und den Anfechtungen des Teufels Trotz. Die dürftigen Steinhäuschen mit niedrer Thür und schiessschartähnlichen Fensterlöchern enthalten einen Schlafraum, eine kleine Küche und ein Betzimmer; zuweilen ist dabei ein Brunnen. Auf den Fels gesetzt, zum Theil in ihn gebrochen sind sie von dem natürlichen Mauerwerke kaum zu unterscheiden. Einige liegen an den allerwildesten Stellen, umgeben von abenteuerlichen Schreckgestalten aus Stein, die in Nacht und Einsamkeit den ungebildeten und durch Askese überreizten Geistern bequem den Teufel und seine Werke vorstellen konnten. Andere stehen an lebensgefährlichen Abhängen oder auf Kuppen, die manchmal mit Zugbrücken erreicht wurden und von denen einige die herrlichsten Aussichtspunkte bieten. Alles das ist jetzt verlassen, zerfallen; nirgends eine Spur, dass etwa einer dieser heiligen Männer um seine Clause die wilde Natur zu einem freundlichen und fruchtbringenden Gärtchen umgewandelt habe. Die dürftige Nahrung erhielten die Eremiten aus dem Kloster.

Eine unter diesen Einsiedeleien, San Geronimo, ist allgemeiner bekannt, weil sie dicht unter dem höchsten Gipfel des heiligen Berges liegt, welcher nach ihr benannt worden ist. Sie ist von Herrn Bacarisas soweit eingerichtet, dass sie das Standquartier für eine kleine Sommerwirthschaft bilden kann. Diese war jetzt noch nicht aus ihrem Winterschlafe erwacht und wir konnten daselbst unsere Vorräthe nur durch Trinkwasser bereichern.

Um halb neun Uhr standen wir auf der Höhe. Ueber die besonders gegen Osten gehäuften, aber auch gegen Westen eine letzte Mauer bildenden, vielgestalteten Grate des Montserrat weg, oder freier durch die steilen Abstürze gegen Norden und Süden hat man hier allseitig eine weite Umschau.

Nördlich tritt die weisse Kette der Pyrenäen gegen Manresa zu heran, von ihr hernieder führen die Thäler die Berggewässer zum Cardoner und Llobregat. Der letztere Fluss strömmt wasserreich in tief eingeschnittenen Schluchten gegen Monistrol, welches

Digitized by Google

steil unter uns nordöstlich Fabriken an seinen beiden Ufern eingerichtet hat. Man sieht jedes im Sonnenscheine glänzende Haus. Weiter zurück am Gebirge liegt die Station, zu der die Bahn mit Tunneln, Dämmen und Brücken von beiden Seiten her mühsam den Weg findet. Den Lauf des Llobregat nach Osten und Südosten gegen Olesa und Sabadell kann man dann wie auf einer Karte verfolgen. Das von ihm durchschnittene rothe Land ist mit zahlreichen weissen Dörfern besetzt, die Hügel mit alten Thürmen geschmückt. Dann kommt das angeschwemmte flache Land und endlich steigt hoch das dunkle Meer auf. Südlich liegt Colbato, die torre del moro, Igualada und fleissig bebauter Acker. Gegen Westen, wo die zackige Gebirgswand das Echo des abgeschossenen Gewehrs vielfach wiederholend zurückwirft, verliert sich darüber hinaus das Auge in einem einsamen braunen Hügellande gegen Lerida hin.

Es war auf dieser Höhe ganz windstill, die Morgennebel hatten sich ganz verloren und nichts störte unsern Genuss. Nach einer Stunde, da ein spanisches Ehepaar mit Maulthier und Führer vom Kloster her kam, wir aber hinlänglich geruht und an unsern kleinen Vorräthen uns erfrischt hatten, gingen wir abwärts. Nach einiger Zeit scheidet sich von dem Wege, auf welchem wir hinaufgestiegen waren, der, welcher gegen Osten zum Kloster führt. Dieser dringt recht ein in die Schluchten des Gebirges zwischen Felswände und Gebüsche. Wir zogen den nähern Fusssteig dem bequemen Saumpfad vor und mussten an einigen Stellen an steilen Hängen und über schlüpfrige Platten den Weg suchen. In den schattigen Gründen rauschte ein kühles Bächlein; an der Felswand kletterten Ziegen beschützt von grossen Hunden, da hier angeblich Wölfe hausen. Hier standen auch ein Paar Steinhühner auf und strichen mit lautem Ruf auf die andere Thalseite, bevor mein Führer noch sein Gewehr auf sie hatte richten können. Es war ein köstlicher Morgenspaziergang, der uns vor elf Uhr zum Kloster brachte.

Das weltberühmte Kloster steht auf einer schmalen Terrasse hart an die Felsen gedrängt, welche, noch einmal in unbegreiflichen Formen, seine zahlreichen Stockwerke um ein Vielfaches überragen. Am Ausgange der Wildniss wendet es eine Seite den Schrecknissen derselben zu, mit der andern schaut es breit, weiss glänzend, behäbig in das weite Land hinaus. Das Kloster selbst ist gross, aber einfach; sein Garten erhebt sich mit hohen Mauern über der Strasse nach Monistrol, die hier beginnt. Vorgebäude enthalten Schlafstätten für die Pilger, Räume für Arme, eine Restauration und das Bureau der Fuhrwerke nach Monistrol.

Wer die Geschichte der 1000jährigen Gründung des Klosters, ein wunderliches Gemisch von Schmutz und Heiligkeit, die seiner Macht und seines Glanzes im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, die der Betheiligung der Mönche an der heroischen Lan-

Digitized by Google

desvertheidigung gegen die napoleonische Invasion lesen will, findet davon einen kurzen Bericht in dem genannten Führer durch Spanien von de la Vigne. Ausführliche Beschreibungen der Wunder des Montserrat werden am Orte selbst und in Barcelona verkauft.

Ich verzichtete auf die Besichtigung des Klosters und der Kirche, deren Sehenswürdigkeiten wesentlich in dem wunderthätigen schwarzen Marienbild und den ihm dargebrachten Weihgeschenken und Flittern bestehen. Das ist überall dasselbe. Die Herstellung des jetzigen Gebäudes datirt erst von vierzig oder fünfzig Jahren. Wie an andern Orten in Spanien haben auch hier bei Aufhebung der Mannsklöster die eigentlichen Mönche einer freien Vereinigung frommer Priester Platz gemacht, welche den Cultus besorgen und aus den auch jetzt reichlich strömenden Gaben den Klosterschatz wieder herzustellen suchen. Ein neuer Name, aber die alte Sache.

Ich entliess meinen freundlichen Führer und wanderte schnellen Schrittes die breite Fahrstrasse hinunter, welche in zahlreichen Windungen am nordöstlichen Abhange des Gebirges nach Monistrol führt. Auf dieser Seite ist nichts von der Romantik der Höhe und des jenseitigen Abhangs geblieben. Kahl und ausgeglichen fällt der Berg ab, aus dem magern Kulturland erhebt sich hier und da ein Mandelbaum, um dessen reich duftende Blüthen die Bienen summen. Nur die zackigen Ränder hinter uns verrathen die Wunder des Berges. Ueberall ist die Aussicht in das niedere Hügelland weit, Bächlein wohlschmeckenden Wassers eilen dem Llobregat zu. Der Puddingstein scheint hier nicht zum Fusse des Berges hinabzureichen, sondern einem Molassekalk Platz zu machen, welcher allerdings von den herabgekommenen Trümmern sehr bedeckt und versteckt ist.

So kommt man bequem in anderthalb Stunden nach Monistrol, welches einige Spinnereien und Webereien besitzt, nicht etwa begründet auf den Anbau der Baumwolle in Spanien, welcher äusserst gering ist, sondern auf den starken Fall des wasserreichen Llobregat. Im Uebrigen entbehrt der kleine Ort alles Interesse. Eine gute Stunde weiter liegt die Bahnstation weit sichtbar auf einem baumlosen Berghange, von welchem eine schöne Bahnbrücke hoch über den Llobregat gespannt ist. Der Weg vom Orte zur Station führt im Thale zum Theil die Windungen des klaren Flusses begleitend.

Es ergab sich, dass ich nicht, wie ich nach meinem Coursbuche erwartet, ziemlich um diese Zeit, sondern erst nach sieben Uhr Abends einen Zug nach Barcelona erwarten konnte. In ganz Spanien sind die Eisenbahnverbindungen äusserst sparsam, überall höchstens ein Schnellzug, der dann an den Orten, die man zu sehen wünscht, vielleicht um Mitternacht ankommt. Es ist fast unmöglich irgend einem Orte einige Stunden zu widmen, man verliert immer einen Tag. Aber im Uebrigen ist der Dienst

Digitized by Google

geordnet und regelmässig, die Wagen meist besser als in Frankreich und wegen anderen Spurmasses bedeutend breiter.

An dem einsamen Stationshause von Monistrol war nichts Nützliches oder Angenehmes zu treiben. Die Restauration auch noch im Winterschlafe, gewährte die nothdürftigen Erfrischungen. Ich will dabei der Azucarillos erwähnen, einer lockern Masse von Zucker und Eiweiss mit etwas Aetherischem, die in Wasser augenblicklich zergehend ein sehr erfrischendes Getränk gibt. Da nun grade ein Zug von Barcelona, nach Saragossa bestimmt, ankam, setzte ich mich ein und fuhr einige Meilen weiter nach Manresa, wo ich dann etwa vier Stunden verweilen konnte. Ich bekam so etwas mehr Kenntniss von Catalonien.

Manresa ist eine hübsche und belebte Stadt von etwa 14000 Einwohnern. Es breitet sich über einen zum Cardoner steil abfallenden Hügel, auf dessen Gipfel, umgeben von einem freien Platze mit einem Brunnen fliessenden Wassers, die alte Pfarrkirche Sta Maria de la Seo steht. Dorthin wandte ich mich zuerst und hatte einen sehr guten Ueberblick über Stadt und Land. In der Tiefe strömt eingeengt der rasche Cardoner, von dem man einen breiten Arm zum Dienste der grossen und berümten Tuchfabriken abgezweigt hat. Längs des Flusses zieht eine Allee, drüben die Eisenbahn, deren Bahnhof am Fusse eines mit Resten von Befestigungen gekrönten steilen Höhenzuges liegt. Die unterste Verbindung der Ufer durch eine mittelalterliche, sehr steil ansteigende, enge, gepflasterte Brücke mit vielen Bogen ist höchstens für Saumthiere brauchbar, dann folgt die neue Eisenbahnbrücke. Am obern Ende der Stadt stehen noch die zerstörten Pfeiler einer dritten grossen Brücke im Strome, aber der Verkehr, und es scheint der hauptsächliche, geht hier durch eine tiefe Furt. Spanien ist überhaupt das Land der zerstörten Brücken und man dürfte hinzusetzen, der unvollendeten Kirchen und zertrümmerten Burgen. So zahlreich die Kirchen sind, so grossartig der erste Plan ist, soviel Geld in ihnen an einzelnen Stellen in wirklicher Kunst angelegt oder in schlechtem Tand und geschmaklosem Flitterwerk verschwendet ist, so selten sind sie wirklich vollendet. Vielleicht sieht man auch deshalb in Spanien soviel Zerstörtes, weil bei dem vorhandenen Baumaterial das Feuer eine geringe Rolle in der Zerstörung spielt und die Trockenheit den gänzlichen Zerfall und die Bedeckung mit Pflanzen und Humus aufhält. Jeder Ort schleppt seine Geschichte durch Jahrhunderte sichtbar in Ruinen mit sich. Hier gilt nicht: Erst Asche und dann Staub.

Auch gegen Osten fällt der Hügel von Manresa steil ab, während die Stadt nach Norden und Nordwesten auf sanfterer Abdachung sich bequem entfalten kann. Geht man dort eine Viertelstunde vor die Stadt hinaus, so trifft man eine aufgegebene kleine Citadelle mit vorgeschobenen Werken auf dem Kamme eines Hügels zwischen zwei Zugängen zur Stadt, alles in Verfall. Man hat hier

Digitized by Google

bei dem alten Mauerwerke eine sehr schöne Aussicht, indem nördlich die wenigstens jetzt noch mit Schnee bedeckten Felder der Pyrenäen den Horizont umfassen, im Süden dagegen der dunkle Montserrat steht, um so drohender und höher erscheinend, als er so steil und unvermittelt sich aus dem niedern Hügelland erhebt und um sein abenteuerliches Zackenwerk grade ein finstres Wetter aufzog.

Auf dem Bahnhofe von Manresa, dessen Restauration nach angeschlagenem Verzeichnisse Speisen und Getränke ziemlich gut und billig liefert, erwartete ich ermüdet den Zug von Saragossa und war gegen neun Uhr Abends wieder in Barcelona.

Die Stadt war lebhaft erregt durch die unterdessen eingetroffene Nachricht von dem Duelle, in welchem der Herzog von Montpensier den Don Enrique de Bourbon erschossen hatte. Die demokratischen Blätter suchten natürlich daraus Capital zu machen, um die Kronkandidatur des Herzogs als eines Todtschlägers abzuthun und zählten die scharfen Gesetze auf, die von alten spanischen Königen und jetzt gegen dies Verbrechen gegeben seien. Diejenigen aber, welche damals prophezeiten, in wenigen Tagen werde man von der Sache kaum noch reden und das Benehmen bei dieser Gelegenheit werde dem Herzoge in der Armee, welche bis dahin seinen Muth bezweifelt hatte, eher nützlich sein, haben Recht behalten. Dass Montpensier anders habe handeln können, nachdem Enrique den insolenten Brief publizirt hatte, nahm wohl im Ernste Niemand an. Die Partei der Montpensieristen war überhaupt unter denjenigen, welche etwas besassen oder ihrem Geschäfte ruhig nachgingen und den vollständig vernichteten Handel wieder gehoben sehen wollten, sehr stark und der Zorn gegen die unaufhörlichen Hetzereien der thätigen Demokratie sehr bitter. Mein Führer auf den Montserrat gehörte auch jener konstitutionellen Partei an.

Vorläufig machten die Zeitungsbuben auf der gefüllten Rambla ein vortreffliches Geschäft, denn »la Correspondencia« ging reissend ab, fast noch stärker als »la lotteria«, deren Ziehungsliste frisch erschienen war, und die die gellenden Stimmen unermüdlich für zwei cuartos ausboten. Das Lotteriewesen oder Unwesen ist in Spanien über alle Massen ausgebildet, vielleicht einer der grössten Krebsschäden des Landes. Ausser der grossen Lotterie von Madrid, gibt es solche für alle Provinzen oder Städte, für Waisenanstalten und Spitäler, für Leihhäuser und Kirchenfonds. Die Chancen des Gewinnes sind natürlich sehr gering; da man einen Ertrag haben will und zahlreiche Beamte davon leben sollen, deren Uebermass ohnehin das Unglück Spaniens ist, so gibt man für fünf höchstens drei zurück. Der Verkauf der Loose bildet eine besondere Art vagabundirenden Müssiggangs aus, eine Art verschämten Bettels, dem sich Tausende hingeben. An allen Ecken, in den Kaffés, in den Eisenbahnstationen, an der table d'hôte, in der Kirche werden die Zettel ausgeboten. Hunderttausende aber werfen

Digitized by Google

ihre kleinen Ersparnisse dafür weg, jeder marqueur, jede Näherin träumen davon, was sie machen werden, wenn sie gewinnen.

Es blieb mir ein Tag in Barcelona. Ich war einiger Ruhe bedürftig und beschränkte mich, einiges wieder zu besuchen, was uns bei früherer Anwesenheit gefesselt hatte. Zuerst die herrliche Kathedrale, deren erste Anfänge nun auch schon vor tausend Jahren zu Ehren der heiligen Eulalia gelegt wurden und die in der besten Zeit gothischer Baukunst im dreizehnten Jahrhundert in ihrer jetzigen Gestalt von den Königen von Aragonien hergestellt wurde. Immer gleich lieblich ist der Kreuzgang mit seinen zahlreichen Kapellen und seinem an Blüthen und Brunnen reichen Hofe, gleich mächtig der Eindruck des hohen dunkeln Schiffes, in welchem die wunderbaren Lichter der bunten Fenster hoch oben wie aus himmlischen Höhen nur an einigen Stellen die Menge verklärend streiften, die um die Kanzel auf den Knieen hingegossen lag. Mein Gang durch die Stadt führte mich auch wieder nach der einfach grossartigen Sta Maria del mar, dem Jardin del General (öffentlichen Garten), dem Hafen und erneuerte die Bilder der gewerbreichen und unruhigen Stadt, die ich schon früher geschildert habe. Die geputzte Menge in den Hauptstrassen, die reichen Läden, Reiter und Equipagen liessen den gedrückten Zustand des Landes und die drohende Lage wenig merken.

Indem man ein Stück Festungswall am Strande niedergelegt hat, gab man der Rambla, dieser grossen Promenadenstrasse, einen freien Ausgang und Durchblick zum Meere, wodurch dieselbe natürlich sehr gewonnen hat.

Ein lohnender Spaziergang von etwa einer Stunde führt von Barcelona nordwestlich nach der Vorstadt Gracia. Erst hat man eine breite, jetzt noch schattenlose Allee, welche beiderseits mit zahlreichen Vergnügungsorten für Tanz, Scheibenschiessen, Hahnenkämpfe und dergleichen versehen ist. Alles das geht erst nach Ostern los. Dann kommt das Oertchen mit zahlreichen gut gepflegten Gärten, Arbeiterwohnungen, Orangenplantagen und Wirthshäusern, dahinter links der Hügel San Pedro martir, rechts aufsteigend Oelhaine. Dort am Bergabhange hat man eine prächtige Aussicht aus still einsamem ländlichem Frieden hinüber zu der grossen Stadt mit ihrem Wogen und Treiben, dem Hafen mit Hunderten von Schiffen, dem stolzen Mont Juich, dem weiten Meere, welches die Ufer mit seinem weissen Schaumkranze einfasst. An dieser lieblichen, sonst dem heitern Sommeraufenthalte der Barcelonesen gewidmeten Stelle vernichtete wenige Wochen später die Regierung blutig die katalonische republikanische Erhebung.

Der Deutsche kann in Barcelona im Café suisse Abschied nehmen von gutem Bier und der Kölner Zeitung.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 22. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Vom spanischen Festlande gehen jetzt viermal wöchentlich Postschiffe, Vapores correos, welche von der Regierung unterstützt werden, nach Mallorka, zwei von Barcelona, das am Freitag nach Palma, das am Mittwoch nach Alcudia, eins von Valencia direkt und eins von dort über Ibiza nach Palma. Das Schiff nach Alcudia und alle, welche direkt nach Palma gehen, machen die Ueberfahrt in dreizehn bis siebzehn Stunden, das über Ibiza braucht deren etwa vierundzwanzig. Das beste Schiff ist Jaime I von Barcelona nach Palma, das nächste Jaime II von Valencia nach Palma. Das Schiff nach Alcudia setzt die Reise nach Mahon auf Menorka fort und ein fünftes kleinstes geht nur von Palma nach Mahon. Diese Verbindungen sind für den spärlichen Verkehr vollkommen ausreichend. Es fand in dieser Zeit auch eine Fahrt eines Dampfschiffes von Marseille nach Palma und von dort nach Barcelona statt, aber die Hoffnungen, welche sich daran knüpften, wurden getäuscht, die Fahrt wurde nicht wiederholt. Eine solche Verbindung mit Frankreich würde für Mallorka von grosser Wichtigkeit sein und seinen Bodenertrag dem erleichterten Absatz entsprechend baldigst mindestens verdoppeln.

Am 16. März um 4 Uhr Nachmittags schiffte ich mich auf der Menorka nach Alcudia ein. Es war dasselbe lange und schmale Schiff wie vor fünf Jahren und der gleiche Fahrpreis mit 100 Realen. Das Boot ging auch jetzt noch sehr gut und sicher, war noch als erste Klasse bei der Versicherungsgesellschaft taxirt, aber das Stossen der Schraube, die unterdessen alt geworden war, hatte so zugenommen, dass man allein davon hätte seekrank werden mögen. Das Schiff hatte wohl auch zu wenig Fracht.

Der Kapitain erkannte mich wieder und war sehr höflich; der einzige Reisegefährte an Kajütenpassagieren war der Hafenkommandant von Mahon, früherer Marineoffizier, ein artiger Gesellschafter. Hier wie überall in Spanien begegnete ich einer lebhaften Sympathie zu Deutschland, die zum Theil aus der Achtung vor den Erfolgen der letzten Jahre entspringen mag, zum andern Theil aber auch das Verdienst der deutschen Kaufleute ist, deren Fleiss und reelles Wesen, wo sie in Spanien verkehren oder sich niedergelassen haben, und ihrer sind nicht wenige, nicht unbemerkt ge-

Digitized by Google

blieben ist. Man zählte auf eine ehrliche Theilnahme Deutschlands für die Zukunft Spaniens und war stets begierig unsere Meinung über dieselbe zu wissen.

Wir hatten Anfangs starken Wind, aber er förderte uns, und in der Nacht legte er sich. Wir hatten dann ruhiges Meer, eine durch den Vollmond ganz helle Nacht und eine glückliche und ungewöhnlich rasche Fahrt. Gegen drei Uhr Nachts fuhren wir schon längs der Nordküste von Mallorka hart an den steilen Abstürzen, bogen dann um Cap Formentor, gingen an der Bai von Pollenza vorüber, umschifften Cap del Pinar und waren nun in der grossen Bucht von Alcudia, rechts den Leuchtthurm, links in weiter Ferne das Cap de Farruch. Um halb fünf Uhr warfen wir Anker. Im dämmerhaften bleichen Mondlichte übersah ich die ganze meilenweite, mir wohlbekannte, einsame Bai, von den Bergen von Pollenza bis gegen den Bec de Farruch. In der weichen warmen Luft kamen vom Lande die kräftigen Gerüche der Kräuter herüber. Ein Kanonenschuss zeigte unsere Ankunft an.

Mit langsamen Ruderschlägen kam dann die schwerfällige Barke vom Lande zur Ausschiffung und in wenigen Minuten standen wir am Lande auf dem Molo, ausser mir selbst noch ein Maschinenmeister und ein Matrose von einem kleinen Kriegsschiffe, welche auf Urlaub ihre Verwandten in Palma besuchen wollten. Ich hatte einem Freunde in Palma geschrieben, mir einen Wagen ans Schiff zu senden, aber es war von demselben nichts zu sehen, ebenso wenig gab es einen Menschen, der mein Gepäck nach Alcudia gebracht hätte, welches eine volle halbe Stunde vom Meere entfernt ist. Auch sagte man mir nichts davon, dass etwas später der Postkarren kommen würde, welcher gewiss gern meine Effekten übernommen hätte. Mein Gefährte, der Maschinenmeister, nahm sich meiner in dieser Rathlosigkeit mit spanischer Höflichkeit an und bat den Matrosen meinen Koffer zu tragen; mit meinem sonstigen Gepäck, welches immer noch schwer genug war, belud ich mich selbst und so kamen wir, in Schweiss gebadet, in der Morgendämmerung in Alcudia an, welches so arm und verlassen aussah, wie je. Hier fand sich denn auch mein Wagen und mit ihm war Charles Bonnafous gekommen, dessen sich die Leser meines »Mallorka« als des Enkels meines damaligen Wirthes erinnern mögen. Man hatte die Ankunft des Dampfschiffes erst zwei Stunden später erwartet.

Schon vor Sonnenaufgang verliessen wir mit dem leichten bedeckten Wägelchen, wie sie hier gebräuchlich sind, falls man sich nicht mit der geringern zweirädrigen carreta oder tartana begnügt, Alcudia. Ich hatte meinem Beschützer, dem Maschinisten, einen Platz eingeräumt. Es war ein selten schöner Frühlingstag, recht dazu angethan, die Naturreize des grünen Mallorka gegenüber so vielen wüst felsigen und ausgedörrten Stellen der Mittelmeerländer hervortreten zu lassen. Linker Hand lag noch der Morgennebel über dem grossen Sumpfe Albufera, dessen nächster Theil zu uns

Digitized by Google

herüberglänzte. Die Trockenlegung dieses Sumpfes, besonders auch zum Zwecke der Baumwollenkultur hat beträchtliche Fortschritte gemacht. Rechter Hand stiegen die Gebirge gegen das Val den March und San Lluch höher und höher, um im Puig major de Torellas zu gipfeln. Es machte einen angenehmen Eindruck, vielfach, besonders auch Weiber an der Ausbesserung der grossen Strasse, welche allerdings die hauptsächlichste der Insel ist, arbeiten zu sehen unter Aufsicht der in gewissen Entfernungen angesiedelten Peones camineros und es liess sich der damit erzielte Fortschritt nicht verkennen. Die Felder waren überraschend grün, denn auf eine Reihe von Jahren von Besorgniss erregender Trockenheit war ein regenreicher Winter gefolgt. Wie es etwa vierzehn Tage früher in der Jahreszeit war, als da wir 1865 diesen Weg machten, so war auch die Vegetation noch etwas weniger fortgeschritten, die Asphodelusblüthen und die Cistusröschen fehlten noch. Dagegen waren manche Wiesenstellen und Strassenränder durch Tausendschönchen in einen weissröthlichen Teppich verwandelt oder auch von gelben Blümchen durchschossen; die dicken Bohnen, welche man in allen diesen Ländern in ungeheurer Menge für Menschen und Vieh baut, und die Erbsen blühten. Kirschbäume, Birnen und Aepfel waren desgleichen schon mit Blüthenschnee bedeckt und die Früchte der Mandeln zwischen der zarten Belaubung schon zu Bohnengrösse herangewachsen. Weinstock und Feigen trieben kräftig ihre jungen Triebe. Das Getraide war meist schon ein Paar Fuss hoch in die Halme geschossen. Dazwischen fehlte nicht die auszeichnende Pflanzenwelt Südeuropas, schlanke Dattelpalmen oder eine Wildniss der Zwergpalme (Chamaerops humilis), Hecken von Agaven, ungeschlachte gehäufte Stämme der Berberfeigen, higos de Barbaria, oder Opuntien, hier und da eine hohe Cypresse. Wo nicht Wein oder Kornfelder standen, deckten Lentiskusbüsche, Kiefer und Oelbäume die Hügel. Zahlreich trieben sich um die Strasse kleine Vögel, Sperlinge, Lerchen, Grünfinken, Ammern; munterer Wachtelschlag tönte.

Wir fuhren gut, waren schon um zehn Uhr Morgens in Inca und erhielten dort ein Hühnchen mit Salat und Orangen und Mandeln zum Nachtisch. In dem kleinen Städtchen war grade Wochenmarkt, feria. In den Strassen wimmelte es von Schweinen verschiedener Alter, alle von der schwarzen, kahlen, langgestreckten, hängeohrigen Race, die sich auch auf dem spanischen Festlande findet, aber auf dieser Insel besonders gut geräth. Dieselbe gleicht mit ihrem kurzen breiten Kopfe mehr dem Maskenschweine als unserer heimischen Form. Auch waren eine Anzahl Maulthiere zum Verkaufe gestellt, alle in der obern Hälfte geschoren und nicht grade die edelsten, dann einige kleine Herden Schafe. Die Rinder waren nur durch zwei halbwüchsige schwache Stück vertreten. Die Rindviehzucht ist auf Mallorka überhaupt ganz gering und wird der Milch halber nirgends getrieben; ich sah nur

Digitized by Google

ganz selten, so bei Arta eine Herde und bei Palma einmal eine kleine Schaar junger Bullen, sonst nur vereinzelte Stücke. Auf Menorka besteht hingegen seit der englischen Okkupation eine ausgedehnte Rindviehzucht und es werden schweizer und englische Käse geschickt nachgemacht und ausgeführt. Man hilft sich in Ermangelung von eigentlicher Waide, besonders im Sommer, mit Futterkräutern in der Art wie Lucerne. Die letzten trokenen Jahre haben übrigens auch dort den Viehstand hart mitgenommen. Der Gemüsemarkt war in Inca mit frischer und trockener Waare nicht schlecht versorgt und besonders zeichnete sich der Blumenkohl aus. Auf dem Fischmarkte lagen die bunten Lippfische und die rothen Seebarben von Pollenza verlockend zwischen den breiten Blättern der Zwergfächerpalme.

Palma, dahinter das Castillo de Belver und die Sierra de Borguesas, links das Meer, sieht man schon in drei Wegstunden Entfernung. Vor drei Uhr kamen wir in der fonda de las cuatro naciones (cuesta de Sto Domingo 18), an und ich wurde wie ein alter Freund begrüsst. Man gab mir zwei schöne Zimmer, die für meine Zwecke bequem und vielleicht die besten im Hause waren, Frühstück und zwei reichliche Mahlzeiten für 24 Realen täglich, wenig mehr als ein Thaler und zwanzig Groschen. Dabei unermüdliche Bedienung. Ich war freilich fast der einzige Gast im Hause; von dem Opernpersonal, welches den Winter diese Räume belebt hatte, war nur noch der Direktor geblieben und dieser reiste später denselben Tag mit mir ab, nachdem er seine Geschäfte abgewickelt hatte. Da wurde es dann ganz leer. Eine traurige Sache für Leute, die gerne arbeiten wollten und selbst eine sehr hohe Hausmiethe zu tragen hatten. Die Strasse, in welcher dieses Gasthaus, sowie das andere »Zu den drei Tauben« liegen, ist auf dem Platze angelegt, auf welchem früher das Dominikanerkloster und die Kerker der Inquisition waren. Nachdem diese vom Volke zerstört lange Zeit als Ruine gestanden hatten, haben sie nun hübschen Wohnhäusern und dem »Cercle« Platz gemacht.

Ich habe die Insel Mallorka früher beschrieben und kann diesmal nicht viel hinzufügen. Meine Zeit war so durchaus der Arbeit gewidmet, dass wenn ich gegen sechs Uhr ins Meer gefahren und gegen neun oder zehn Uhr zurückgekehrt war, ich in der Regel das Haus den ganzen Tag nicht mehr verliess und nur im Dunkeln einen kleinen Gang durch die Strassen oder auf den Wall machte. Von den theuren Freunden, die wir in Palma gewonnen und die uns dort fast heimisch gemacht hatten, waren nun schon zwei, Herr Basile Canut und Herr Bouvy einem frühzeitigen Tode erlegen, einer, der ausgezeichnete Generalarzt Fernando Weiler y Lavina nach Barcelona versetzt, ein anderer, Herr Vernière, welcher mir die Ehre erwiesen hat, die von Herrn Bouvy begonnene Uebersetzung meines »Mallorka« in's Spanische zu vollenden, war verreist, und so blieb von unsern nähern Bekannten fast nur der

Digitized by Google

Professor der Physik und Chemie, Herr Barceló y Combiz über. Ich kann diesem Herren nicht dankbar genug sein für die Hingebung, mit welcher er sich wie früher auch jetzt wieder um mich bemüht hat. Derselbe wird desgleichen nicht müde an der wissenschaftlichen Erschliessung der Flora und Fauna der Balearen zu arbeiten.*)

Die Gattin meines unvergesslichen Freundes Canut hatte auf das Sorgfältigste die Geräthe, welche ich 1867 in Palma zurückgelassen hatte, bewahrt. Ich fand meine Dragne, meine feinen Netze, meine Pokale und den grossen Flaschenkorb vor, und zum Theil schon in meinem Arbeitszimmer aufgestellt. Mein früherer Fischer, Tomeo Masson, Sta Catalina nro 63, besserte, was nöthig, aus, setzte seinen Kahn in Stand und gab, da er selbst etwas alt und bequem geworden, mir einen jungen Burschen, Juan Marques, mit, der mich vollkommen zufrieden stellte. In spanischer Art wurde der Geldpunkt dabei als etwas Nebensächliches behandelt. Ich gab für jede Fahrt 3 Peseten, von denen eine etwa fünf Prozent mehr als einen Frank gilt, an Tomeo, eine an Juan und einige Cuartos an des letztern kleines Söhnchen, welches seine Schule gern ein wenig im Stich liess, um unsre Ausbeute in die Stadt zu bringen.

Im Jahre 1867 hatte ich zu wiederholten Malen in Porto Pi, einem kleinen, von den Fischerbarken viel aufgesuchten Hafen, eine Stunde von Palma, mit der Dragne gearbeitet und dabei besonders viele Schwämme und Seescheiden von bedeutender Grösse gewonnen. Auch jetzt erwies sich diese Lokalität als die geeignetste und eigentlich allein als ergiebig. In der Regel ging ich dort an den Strand; die Dragne wurde in einigen hundert Fuss Entfernung ausgeworfen und mit dem Taue von Sparto ans Land gezogen. Die von der Brandung zerklüfteten Felsblöcke gaben Stuhl und Tisch. Man schüttete die Dragne aus und ich durchsuchte in ziemlich bequemer Arbeitstheilung, während Juan schon wieder hinausfuhr, den Schlamm und die Algen. Es war übrigens scharfe Arbeit und machte Appetit zum Kaffee. Einmal fuhr ich auf derselben, der westlichen, Seite der Bucht von Palma hinaus bis jenseits Isleta, einem Inselchen mit einem alten Thurme, welches etwa zwei Stunden von Palma entfernt ist, ein anderes Mal auf der östlichen Seite bis gegen die Insel Galera hin, und arbeitete dort mit der Dragne, aber der Erfolg war bei grösserm Zeitaufwande ein ganz geringer. Eher gab es noch etwas näher bei Palma längs der Quarantaine hinter der Vorstadt Sta Catalina. Ich denke an einem andern Orte eine Zusammenstellung dessen zu geben, was ich gefunden und bearbeitet habe. Einiges besonders Interessante, so zum Bei-

*) Franzisco Barcelo y Combis, catalogo metodico de las aves observadas en las islas Baleares. Madrid 1866. Franzisco Barcelo y Combis, Apuntes para una flora de las islas Baleares. Madrid 1867. Franzisco Barcelo y Combis, Catalogo metodico de los peces que habitan o frecuentan las costas de las islas Baleares. Madrid 1868.

Digitized by Google

spiele mehrere Exemplare der Bonellia viridis erhielt ich auf eine andere Weise. Der Fischfang wird bei Palma in der Regel von je zwei Schiffen, den Parejas, getrieben, welche zwischen sich das grosse Netz, den Bau, schleppen. Mit diesem kommt dann aus grösserer Tiefe und aus höherm Meere, als ich mit meiner Drague durchsuchen kann, das auf dem Grunde Aufsitzende, namentlich Kalkalgen herauf. Diese, in Form harter Blätter in Klumpen zusammengewachsen, muss man gleich Nüssen knacken, und zertrümmern, um aus ihren Höhlen mancherlei versteckte Krebse und Würmer zu gewinnen. Damit kommen dann auch grössere Schnecken, Aktinien, Anomien und Kammmuscheln herauf. Die Fischerfrauen bringen für eine Kleinigkeit diesen Abfall und, obwohl manches dann vertrocknet und todt ist, bleibt immer noch eine Lese, lohnender als der eigene Fang. Auf den Fischmarkt bin ich diesmal kaum gekommen, allmorgendlich sah ich dahin grosse Körbe mit den gewöhnlichen Mittelmeerfischen, meist auch sehr grosse Haie und Rochen, häufig Schildkröten tragen. Auf diesem Markte ist immer ein grosser Reichthum an Mullus, Labrus, Scomber, Conger, Muraena, Gobius, Engraulis, einzeln kommen Thynnus vor; daneben viele Sepia und Loligo. Der Fischfang ist an Mallorka noch nicht erschöpft. Für die in die Stadt gebrachten Fische wird jetzt eine Steuer nicht mehr bezahlt. Die Fischer müssen dagegen eine bestimmte kleine Abgabe entrichten, wissen aber diese ungemein erleichternde Veränderung nicht zu würdigen, sondern dringen nun auch auf deren Abschaffung, zuweilen in halbem Aufruhr. Der Markt von Palma ist auch im Uebrigen gut bestellt, man sieht mit Vergnügen die Orangen von Soller mit Myrthen umsteckt, Feigen in die frischen Blätter gefalten, grosse Blumensträusse, Citronen, Aepfel, Kohl, Radischen, Mohrrüben, Karotten und Blumenkohl, junge Zicklein und geschlachtetes Fleisch. Wenn man draussen selbst dem Fischfang beiwohnt, etwa wenn das in weitem Bogen ausgelegte braune Netz erst vorsichtig, dann rascher und rascher ans Land gezogen wird, unter dem rauhen Zuruf der starken Männer, die bis zum halben Schenkel entblösst im Salzwasser waten und mächtig arbeiten, und dem gellenden Geschrei der Knaben, welche mit Steinwürfen die Fische, welche dem enger und enger sich schliessenden Netze zu entfliehen streben in den Sack zurückscheuchen, so trifft man es wohl, dass wie ein silberglänzender rauschender Wasserfall eine halbe Tonne Sardinen ausgeschüttet wird, mit welcher ein Dutzend stachlicher Skorpänen, einige Brassen, Doraden oder Boniten, mitkommen mögen; Bilder, wie sie wohl seit zwei tausend Jahren an diesen Ufern ohne eine wesentliche Aenderung gesehen worden sind. Dass der Stich der Flossenstrahlen oder Kiemendeckelstachel einiger Fische, wie das als Fischerglaube längst bekannt ist, in einer gewisser Massen giftigen Weise wirkt, davon hat mich eine Skorpäne überzeugt, welche sich in dem Schlamme meiner Drague versteckt hatte und

mich so beim Durchsuchen in die Hand stach. Die Umgebung der Wunde wurde in einem ziemlichen Umkreis eben so todtenfarben weiss wie nach einem Wespenstich. Der heftige Schmerz liess jedoch rascher nach. Die Parejas fischen immer in der Nacht und liefern ihren Ertrag an Boote ab, welche denselben zwischen fünf und zehn Uhr Morgens ans Land bringen; wirklich werthvolle Fische sind immer theuer, und ich begegnete zum Beispiel mindestens zwei Wegstunden von Palma einem Fischerknaben, welcher einen einzigen Bonit auf dem Kopfe nach Palma zu Markte trug.

Die Drague brachte in Porto Pi grosse Menge von Holothurien und Seeigeln herauf, mit denen der Boden dort wie gepflastert ist, dann unglaubliche Mengen einer kleinen grünfleckigen schönen Aplysia und einmal zwei fusslange Individuen einer pechschwarzen Art derselben Gattung, viele Seesterne und Schlangensterne verschiedener Arten, mehrere kleine Schnecken und Muscheln, eine Menge Meergrundeln, Schleimfische und andere kleine und junge Fische, Garnelkrebse, verschiedene Arten zusammengesetzter Aszidien, welchen ich diesmal besonders meine Aufmerksamkeit widmete. Die pelagische Fischerei mit dem feinen Netze ergab ausser einigen Krebslarven und mikroskopischen Krebsarten gar nichts, nicht eine Qualle, Siphonophore, Salpe oder Heteropode, wie auch in früheren Jahren. Allerdings stand meistens der Wind vom Lande ab.

Wenn ich mit dem Bearbeiten und Conserviren der erbeuteten Gegenstände meinen Tag zugebracht hatte, war es kaum möglich einige Unterhaltung für den Abend zu finden. Im Theater führte der Ueberrest der Truppe erst »la pasion del nuestro sennor Jesu Christ« auf, später »Sta Eulalia«. Mit solchen religiösen Stücken behilft man sich in den kleinern Orten in der Fastenzeit ausschliesslich; in Barcelona versprach der Zettel dabei die Mitwirkung des Ballets für den Einzug in Jerusalem, vollkommenste Mond- und Sonnenverfinsterung bei der Kreuzigung und zum Schlusse den gekreuzigten Heiland in Drummondschem Lichte. Da diese Sehenswürdigkeiten in Palma nicht in Aussicht gestellt wurden, verzichtete ich auf die nach eingezogener Erkundigung äusserst einfältigen und schleppenden Vorstellungen. Dieselben fanden dann auch überhaupt wenig Besuch und die Truppe ging bald dazu über in dem Volkstheater des Café del universo Singspiele, Ballet und katalanische Possen zu geben. Der Saal ist hier in ganz eigenthümlicher Weise eingerichtet, der Art, dass die kleine Bühne in einer Ecke des einen Hof umfassenden Gebäudes aufgeschlagen ist und die Zuschauer geringerer Klasse in einem, die Vornehmern im andern Flügel sitzen und einander nicht sehen. Die äusserste Vornehmheit dabei bezeichnet die »ottomana«, auf welcher ein Platz drei Realen kostet. Natürlich ist Alles schmutzig und die Leistungen gering. Die Stücke waren zum Theil im katalanischen Idiome. Dieses und seine Varietät das Mallorkinische sind leichter

Digitized by Google

verständlich, wenn man sie liest als wenn man sie hört. Das Mallorkinische besitzt eine eigne kleine Litteratur und Palma hat immer einige nationale Dichter. Die harten Endigungen und die Kürze der meisten Wörter, denen der gedehnte Ausgang des Spanischen und mehr des Italienischen fehlt, und die nicht wie im Französischen durch Nichtaussprechen von Endkonsonanten gemildert werden, die Auslassungen von Vokalen, die zahlreichen Consonanten und Diphthongen lassen oberflächlich die Sprache einer germanischen ähnlicher klingen als einer romanischen. Es ist das aber nur äusserlich, sie ist zwar nicht gerade dem Spanischen, aber dem Limousinischen und der lingua franca des Littoral nahe verwandt. Einige Beispiele der genannten Eigenthümlichkeiten nehme ich aus Gedichten von Gabriel Maura und Geròni Rossello im Almanaque de las Islas Baleares von 1865: mos meine, sos seine, teu deiner, teua deine als Femininum, sens ohne, mes mehr, ben gut als Adverb, molts viele, som ich bin, tots alle, mans Hände, clau Schlüssel, nau Schiff, nit Nacht, camp Feld, flors Blumen, homs Menschen, bosch Wald, espos Gemahl, cel Himmel, llungo fern, vengut gekommen, sigut gefolgt, plorau weinet, veniu kommet, temeu fürchtet, mostrau zeiget, mirau bewundert, inimics Feinde. Man spreche alle diese Wörter aus wie man sie schreibt.

Mehr Interesse als diese kleinen Theatervorstellungen bot das öffentlicke Leben; in den engen, aber reinlichen Gassen, welche zum Theile in jedem Hause Kaufläden haben, war wenigstens bis gegen neun und zehn Uhr der Verkehr immer sehr lebhaft und Alles geöffnet. Der mallorkinische Handwerker arbeitet desgleichen meist bis spät in die Nacht, indem er eher Mittags eine Pause macht, und durch die offenen Thüren kann man alle die Werkstätten der Schuhmacher, Klempner, Näherinnen und so weiter übersehen. Dazwischen die spazierende Menge, hier und da Musik, auch wohl ein schlechter Chor, in welchem Gassenjungen bekannten, dass sie Republikaner seien. Das Treiben der besser gestellten Bevölkerung auf der Rambla und der Promenade auf dem Walle mit der Aussicht über das Meer schien mehr zurückzutreten. Die grosse Marmorstatue der Königin Isabella mit Basreliefs auf dem Sockel, welche den Besuch derselben auf den Balearen gefeiert hatten, war bei der letzten Revolution in Stücke geschlagen und dann weggeräumt worden. Mehrere Abende unterhielt ich mich sehr gut mit dem ersten Bande des grossen Werkes des Erzherzogs Louis Salvador, Sohn des verstorbenen Grossherzogs von Toscana, über die Balearen, welchen Herr Barcelo mir zu leihen die Gefälligkeit hatte. Dieser Band, in prächtigster Ausstattung, behandelt die Inseln Ibiza und Formentera und die nächstumliegenden kleinern Pithyusen; zwei Bände sollen für Mallorka, ein vierter für Minorka und die überbleibenden Balearen bestimmt sein. Der Hauptwerth liegt in den ganz prachtvollen Farbendrucken und Holzschnitten, welche nach den eignen Aufnahmen des Verfassers hergestellt eine unübertreff-

Digitized by Google

liche Darstellung des landschaftlichen Charakters dieser Inseln, der Städte und Dörfer, der Sitten, Trachten und Geräthe geben. Der Text, mit grösster Gewissenhaftigkeit das bildlich Dargestellte begleitend, ist durch das minutiöse Eingehen auf die Statistik dieser Inseln, Häuser und Einwohner der kleinsten Flecken, Zahl der Rinder, Schafe, Maulthiere, Esel jedes Bezirks, der Fruchtbäume in jeder Gemarkung, Berechnung des Oelbedarfs für jeden Leuchtthurm, Beamtengehälter mehr nützlich als unterhaltend. Von demselben Verfasser ist das von Dr. Schaufuss verfasste Verzeichniss der Käfer der Balearen veranlasst worden.

Während meines Aufenthaltes in Palma war das Wetter eher kühl und oft regnerisch, gänzlich aussergewöhnlich für die zweite Hälfte des März. In den Nächten vor und nach dem 27. zeigte nach einem Gewitter das Minimumthermometer kaum 3° C. hier am Meeresstrande. Am 27. selbst regnete es ohne Aufhören und andern Tages zeigten sich die Berge bis zu einer Höhe von etwa 7—800 Fuss herunter überall mit Schnee bedeckt. Es war während des ganzen Winters niemals so kalt gewesen. Der wiederholte Regen wurde mit grosser Freude begrüsst, alle Brunnen und Cisternen füllten sich, die Flüsse und Gräben hatten Wasser und wenn man einen Spaziergang nach Belver machte, um sich umzuschauen, so kannte man die Landschaft nicht wieder, so grün war sie geworden. Selbst die steilen trockenen Abstürze zum Meer unter San Catalina ergrünten. Aber für meine Exkursionen in morgendlicher Frühe war es zuweilen etwas kühl, wenn die Sonne nicht vorkommen wollte.

Weitere Spaziergänge machte ich nur ganz wenige, einen gegen den Berg Lluch major hin, um die dahinaus liegenden Sümpfe zu sehen. Ich kam wohl nicht ganz weit genug und fand daselbst nur einige Flohkrebse und Mückenlarven, keine Schnecken oder Wasserkäfer. Einen andern über Belver hinaus, bis wo man eine Aussicht nach dem Schlosse Bendinat des Marquis Romana und nach Isleta hat. Am Tage vor meiner Abreise, dem 30. März, nahm ich einen Wagen und fuhr mit Carlos Bonnafous nach Andraix. Das ist die südwestliche Spitze der Insel, welche ich noch gar nicht kannte. Es war hübsches Wetter, nur herrschte noch der Nordwind. Das kleine Städtchen ist vier und dreissig Kilometer von Palma entfernt. Wir kamen erst nach sieben Uhr fort, da uns die Ziegen, welche zur Frühstücksmilch an die Häuser getrieben werden, warten liessen, und brauchten zur Hinfahrt drei und eine halbe Stunde. Das Land ist ziemlich fleissig kultivirt, die Steine öfter zu höheren tumuli zusammengetragen oder um die Gränzen zu Mauern gelegt, die Strasse ganz vortrefflich über die durchstreichenden Höhen mit schönen Serpentinen geführt. Man sieht viele Mandelbäume, Oliven, die grade zu blühen anfingen, Getraide, welches nunmehr fast ausgewachsen war, blühte und stellenweise zum Futter geschnitten wurde. So blühten jetzt auch die Aspho-

Digitized by Google

delus, die viel höher getrieben waren, als in den früheren Jahren, die weissen und rothen Cistus und die Lentisken. Links drängt sich lange immer wieder das Meer heran mit stillen blauen Buchten, umkränzt von mit alten Thürmen gekrönten Höhen, oder mit kleinen Felsinseln. Hier unter dem Schutz des Landes ganz ruhig, bis zum Grunde durchsichtig, so dass man den weissen Sand oder den dunkeln Tang, die Seeigel, Holothurien, Seesterne erkennen konnte, wurde es draussen vom Nordwinde stark aufgewühlt und der Horizont erschien von den schaumspritzenden Wogen wie ein wechselndes, weisses, zackiges Gebirge. Das Dampfschiff von Algier nach Marseille, ein französisches Kriegsschiff, viele kleinere Fahrzeuge suchten auf der weiten Rhede von Palma Schutz und schon seit vier Tagen hatte kein Postboot auslaufen können.

Man gelangt nun mehr landeinwärts und rechts tritt die schneebedeckte schroffe Felsspitze des Mount Galaczo, auf welchem Arago seine Gradmessung gemacht hat, hervor. Man soll diesen Gipfel, allerdings ohne Pfad, von Calvia, zu welchem Orte sich hier ein schlechter Fahrweg abzweigt, in etwa fünf Stunden ersteigen können, aber bei Schnee, welcher hier immer weich ist und nicht gangbar wie in der Schweiz, war die Besteigung nicht thunlich. Ich besitze von diesem Berge wie vom Lluch major Oelskizzen des Malers Ribas in Palma, welche nicht ohne Talent gefertigt sind und welche den Gegensatz der Natur dieser Insel im felsigen Hochgebirge und bebauten und grünen Hügelland gut ausdrücken.

Andraix, weiss und freundlich, liegt in einer fruchtbaren Mulde; die umkränzenden Höhen sind mit alten Befestigungen und mit Windmühlen besetzt. Es wachsen nicht weit von hier namentlich gegen Banalbufar die besten Weine der Insel. Der Hafen liegt ein Stündchen entfernt und es kann die Lage der von Soller verglichen werden. Hier wie dort im Rücken steiles Hochgebirge, im reich bebauten Thale ein freundlicher Ort, weiter abwärts der Hafen, dessen Ausgang von fast senkrecht abfallenden Kuppen flankirt ist. Wir stellten das Pferd, einen schwarzen Hengst von einer kräftigen Mischrace, wie sie in Mallorka gebräuchlich ist, ein und gingen zu Fuss zum Hafen und längs desselben ein Stündchen weiter hinaus auf die östliche Felskuppe, welche einen weiten Umblick gestattete. Am Strande liegen einige Fabriken von Oelseife und Werkstätten, in welchen man die Kisten für diesen kleinen Exportartikel fertigt; der Hafen barg nur einige kleine Barken.

Wir lagerten uns zum Frühstücke am Fusse eines grossen alten Thurmes, welcher keine Thür hatte, und um den ein Paar Raben schwärmten, ohne Zweifel eines alten Vertheidigungswerkes gegen die seeräuberischen Mohren, die das Land, aus dem man sie vertrieben, nicht so rasch vergessen konnten. Man sieht hier gegen rechts die Insel Dragonera, aber sie trennt sich noch nicht ganz vom Lande und erscheint nicht so günstig, wie wenn man zwischen

ihr und Mallorka durch die enge und von einem Riffe fast verlegte Strasse führt, was die Postschiffe bei gutem Wetter wagen. Dann ist diese Insel wohl das Malerischste, was man sehen kann. Schon die Grundlage steigt mauerartig steil aus der Brandung empor und darauf baut sich dann eine schroffe und hohe Felspyramide, auf deren überhangendem Gipfel der weisse Leuchtthurm und die Flaggenstange stehen. Nur mit der grössten Kunst hat man einen geschlängelten Weg dem wenigst steilen Absturze abgewonnen. Wir fuhren hier im Jahre 1857 hindurch und ich nahm damals eine Skizze, mir zugleich bedeutsam durch die weissen Aasgeier, die grade über den Bergausläufern Mallorkas kreisend die ersten Vögel dieser Familie waren, welche ich damals in der freien Natur sah. Auch heute hatten wir einen Geier und zwar den Mönchsgeier gegen den Mount Galaczo hin bemerkt. Hier umkreisten uns nur Raben; über dem Hafen flogen Möven; Amseln und Schwalben strichen hin und her. In der Tiefe links unter uns lag eine Reihe jener gegen den Nordwind geschützten Buchten, in denen das Wasser ruhig wie in einem Becken stand und die fichtenbedeckten unterhöhlten Abhänge spiegelte. Neben uns trieb die sokkotrinische Aloe, die wir früher bei Soller in Blüthe gefunden hatten, ihre Knospen, im Thale stand wilder Spargel am Wege.

Der Thurm gab uns kaum Schutz gegen den heftigen Wind und wir kehrten bald um, so dass wir gegen drei Uhr wieder in Andraix waren. Auf der Heimfahrt besuchten wir noch die kleine Kirche von Sta Ponsa, die Jaime I. von Arragonien an der Stelle errichtet hat, wo die spanische Flotte bei der Eroberung von Mallorka zuerst die Truppen ausschiffte. Ein anderes als dies historische Interesse hat die kleine erbärmliche Capelle nicht, und jenes erscheint als ein etwas zweifelhaftes, wenn man bedenkt, dass die Kultur Mallorkas, wenigstens die des Bodens, und die Zahl der Bevölkerung während der arabischen Herrschaft viel höher stand, als jetzt.

Leider blieb uns nicht Zeit das Schloss Bendinat des Marques Romana zu besichtigen, welches mit vier rothgedeckten Thürmen ganz nahe an dieser Strasse liegt und bei welchem ein Mecklenburger, Herr Vollert, welchen wir 1867 kennen lernten, schöne Gärten angelegt hat. Der Marquis selbst, als unverbesserlicher karlistischer Verschwörer, schon einmal zum Tode verurtheilt, ist augenblicklich ausser Landes. Nach Sonnenuntergang, der hinter einem dampfartigen Gewölke prachtvoll roth erfolgte, kamen wir wieder heim.

Ich darf bei dieser Gelegenheit wohl eine kleine Notiz über zwei Unternehmungen einschalten, welche 1867 von Palma aus mein verehrter Freund Bunsen und ich mit den Herren Basile Canut, Bouvy und Vernière machten. Die bedeutendere war die Besteigung des Puig major de Torellas, des höchsten Berges der

Digitized by Google

Insel. Es war damals gegen Ende März oder Anfang April und das Wetter liess nichts zu wünschen übrig. Wir fuhren auf der Heerstrasse nach Soller, welches wir 1865 auf einem schwierigern Gebirgspfade erreicht und dem wir soviel Geschmack abgewonnen hatten. Die Fahrstrasse hat nur einen steilen Pass zu überwinden, welcher sich von Palma aus als ein tiefer Einschnitt der Bergkette im Norden der Insel kennzeichnet. Gleich hinter diesem beginnt die reiche Kultur des Thales. Es gehen täglich Posten oder Omnibus, zahlreiche Tartanen und Esel und Maulesel mit Orangen der berühmten Gärten von Soller beleben die Strasse. Es herrschte damals tiefe Betrübniss in Soller. Eine Krankheit, welche man einige Zeit vorher an den Orangenbäumen in Valencia beobachtet hatte, war auch hier aufgetreten und in einigen Gärten ging ein werthvoller Baum nach dem andern elend zu Grunde. Soweit die kurze Untersuchung, um die man uns bat, ergab, war jedenfalls um des Ertrags willen zu stark und mit zu frischem Miste, besonders von Schweinen, gedüngt worden. Die Erde und die Wurzeln selbst hatten einen putriden Geruch. Ich weiss nicht, ob man unsre Bemerkungen beachtet hat, erfuhr aber in diesem Jahre, die Krankheit habe nachgelassen.

In Soller blieben wir bis gegen Mitternacht und bestiegen dann rüstige Maulthiere. Es besteht ein Saumpfad bis beinahe zur Spitze des Puig major, da man im Winter regelmässig von dort Schnee herabführt. Dieser Weg ist nicht grade bequem, vielmehr steil und steinig und das Hinaufreiten bei Nacht war unangenehm genug. Erst folgt man dem Pfade, der über den Pass nach der Rektorei San Lluch führt und den ich früher beschrieben habe. Wenn man das Gebirge erreicht, biegt man von diesem links ab und steigt nun Anfangs durch Oelhaine dann durch wenig bewachsene Felsen empor. Es war nach Mitternacht im Thale an zwanzig Grad warm und wir erhitzten uns bei dem raschen Voranschreiten der Reitthiere sehr. Man musste natürlich auf Baumäste achten, um den Weg selbst konnte man sich nicht kümmern und die Thiere gingen ohne Fehler. Wohl in der Entfernung von zwei Stunden bemerkte man noch den Duft der Orangenbäume aus dem Thale, die neben der Haupternte jetzt ihre Blüthen entfalteten. Allmälig aus den engen Felspfaden auftauchend sahen wir dann einen ganz klaren Himmel über uns, an dem die Venus wunderbar gross und hell glänzte. Man gewahrte an der dunkeln Küste hier und da ein Leuchtfeuer. Durch die Stille der Nacht kam weiter kein Laut als ein fallender Stein und der Ruf der Eulen. Lange vor Sonnenaufgang waren wir an den Schneegruben, die noch gefüllt waren und stellten die Thiere an einem kleinen Stalle oder Hüttchen ab. Wir hatten dann noch etwa zwanzig Minuten zu steigen bis wir den durch den Triangulationsstein ausgezeichneten Gipfel erreichten. Kurz nachher ging die Sonne strahlend über Menorka auf und wir genossen nun ein Panorama, welches ausser ganz Mallorka

Digitized by Google

auch Menorka, Cabrera und eine Menge kleiner Inseln umfasste. Dragonera bleibt durch die südwestlichen Berge verdeckt. Zunächst um sich hat man das Hochgebirge, welches nördlich sehr steil zum Meer, westlich zu den reichen Thälern von Fornaluitx und Soller abfällt, südlich von dem rauhen Passe durchschnitten wird, den wir früher gegangen waren und der dann zu dem mehr östlich gelegenen San Lluch und dem Val den March hinführt. In dieser Richtung fällt das Gebirge am allmäligsten ab und erhebt sich noch hart am Meere bei Pollenza zu starken Kuppen, die dort die korallenreiche tiefe Bucht umfassen. Südöstlich lag dann die Kette von Arta. Das Mittelland der Insel verrieth die niedrigsten wasserreichsten Stellen durch die darüber stehenden leichten Dünste. Das Alles lag wie eine Landkarte vor uns, man konnte nördlich ein Dampfschiff sehen und südlich die Schiffe im Hafen von Palma zählen. Das spanische Festland sahen wir nicht.

Es erhob sich ein ziemlich starker Wind, wir machten etwas tiefer ein Feuer an, stiegen aber zum Frühstücke bis zu den Schneegruben herunter. Wir fanden dort die weisse Varietät von Cyclamen europaeum, auch eine Schwungfeder vom Mönchsgeier. Jetzt konnte man auch die Zerrissenheit, die steilen Abstürze, den massenhaften Schutt des Kalksteingebirges ermessen; eine Gewissheit, ob an den Aufthürmungen und der Zerstreuung grosser Blöcke das Eis mitgewirkt hat, wird sich wegen der Natur des Gesteins schwerlich gewinnen lassen. Unter uns an der Bergwand riefen die Rothhühner oder Steinhühner, welche Benennung ich hier gleichwerthig halten will, den Lockruf cacca-bī, cacca-bī, der ihnen ohne Zweifel ihren griechischen Namen gegeben. Ich will hier nebenbei darauf aufmerksam machen, dass in meinem »Mallorka«, wo ich von Rothhühnern geredet habe, der Setzer das hartnäckig in Rebhühner umgeändert hat, welche er besser kennen mochte. Meine Ansicht, dass zweierlei Formen, neben den Rothhühnern auch Feldhühner auf Mallorka vorkämen, ist übrigens irrig. Wenn es wahr ist, was man erzählt, dass das Rothhuhn, Caccabis rufa, überhaupt erst durch König Sancho vom spanischen Festland eingeführt und unter siebenjährigem vollkommnem Verbote aller Jagd verbreitet worden ist, so würde es daraus schon wahrscheinlich sein, dass eine andere Art auf Mallorka damals nicht existirte. So bestreitet auch Barcelo in seinem Catalogo de las aves en las islas baleares das Vorkommen der C. petrosa, welches in ältern Werken, so auch Oken, aufgeführt wird. Dem trat sehr entschieden Carlos Bonnafons bei, welcher sehr viel Wild aufkaufte, um es nach Spanien zu schicken und nie mehr als eine Art dieser Vögel gesehen hatte. Aber auch auf dem spanischen Festlande haben Jagdfreunde mir die Versicherung gegeben, dass es bei ihnen nur eine Art perdiz gäbe. Man findet die Thierchen oft lebend zum Verkaufe gestellt.

Gegen Mittag waren wir in langsamem Gange unten am Berge, wo mit Bini-araix wieder die Orangenkultur beginnt. Das Oert-

Digitized by Google

chen liegt fast versteckt in den Gärten. Dort traf dann plötzlich meinen Gefährten ein schweres Unwohlsein und hinderte die Ausführung unserer weitern Pläne.

Das zweite Unternehmen aus dem Jahre 1867, dessen ich hier wenigstens kurz gedenken möchte, war ein Ausflug nach Raxa. Es ist das ein Landhaus nahe der Strasse nach Soller gelegen, etwa zwei Meilen von Palma und bevor man an den Bergübergang gelangt. Wir fuhren an einem jener prachtvollen Frühlingstage hinaus, wo nichts die dunkle Bläue des Himmels störte und doch von der See her noch eine erfrischende Brise kam. Raxa gehört den Grafen von Montenegro, die auch im Besitze des Pallastes in der Stadt mit seiner Gemäldegallerie und sonstigen Merkwürdigkeiten sind. Ausgedehnte Gärten mit künstlichen Bewässerungsanstalten und als besonderm Kunststücke, einem Labyrinthe, steigen am Hügel zu den Olivenhainen empor. Unten in Mitte ausgedehnter Aecker, in welchen damals noch die Pfirsichblüthe röthlich stand, bilden die Wohnräume und Oekonomiegebäude ein Viereck um einen fast ganz von einem einzigen Baume beschatteten Hof. Einen Flügel nehmen die Zimmer der Herrschaft ein, geschmückt mit Familienbildern, seltenen Gefässen, und unter anderm einer der ältesten Landkarten, welche America zeigen, ich denke von Vespuccio Amerigo, und auf welche Georges Sand, die bekanntlich längere Zeit auf Mallorka einen idyllischen Aufenthalt geführt hat, höchsteigenhändig einen grossen Tintenklex gemacht hat. Man weiss nicht, ob man die Karte oder den Fleck für mehr berühmt erachten soll.

Weit sehenswerther als diese Merkwürdigkeiten und auch als alles das, was der Pallast Montenegro in der Stadt birgt, ist das Museum römischer Alterthümer, welches in einem zweiten Flügel aufgestellt ist. Man bedarf zur Besichtigung einer besondern Erlaubniss der Herrschaft, welche man in Palma erlangt. Die hier aufgestellten Kunstschätze sind durchaus nicht auf Mallorka gefunden, sie rühren im Allgemeinen von grossen Ausgrabungen her, welche ein aus der Familie hervorgegangener Cardinal auf einem von ihm in Rom angekauften Grundstücke hat anstellen lassen. Vor den Thüren stehen einige grosse römische Denksteine und Altäre, im Innern sind die Statuen und Büsten in einem Saale und einem Cabinete geordnet. Die Sammlung ist gross und es befinden sich darin Gegenstände von bedeutendem Kunstwerthe und vorzüglicher Erhaltung. Es ist darunter besonders ausgezeichnet ein jugendlicher Augustus, mehrere Gemahlinnen römischer Kaiser, ein Janus, als Humoreske ein köstlicher trunkener Bacchus, welcher dem Uebermasse des Genusses lächelnd das Nothwendigste folgen lässt. In ihrer Einsamkeit ist die lange Reihe dieser Kunstwerke dem Studium der Kenner fast nicht näher gerückt, als da sie noch in stiller Erde schlummerten. Auf der höchsten Höhe des Gartens, erreichbar auf gewundenen Wegen zwischen seltenen Kakteen, deren

Digitized by Google

man eine ganz ungewöhnliche Mannichfaltigkeit an dem heissen Hügel im Freien zu erhalten und zu gespenstigen Gestalten aufzuziehen vermag, birgt ein Tempelchen eine Sammlung von Nachbildungen der ausgezeichnetsten Kameen.

Ich habe in meinem »Mallorka«*) auf die besonders günstigen Bedingungen aufmerksam gemacht, deren sich diese Insel und besonders das kesselartig umschlossene Soller für Einrichtung eines klimatischen Kurortes erfreuen würde. Derweilen hat ihm unter den Mittelmeerinseln Corsica, besonders durch die Energie meines verehrten und lieben Freundes Dr. Biermann in Ajaccio den Rang abgelaufen. Soller würde den Vortheil einer um fast $2^1/_2$ Breitegrade südlichern Lage haben. Aber die Indolenz der Bevölkerung wird es wohl kaum zu einer solchen Unternehmung kommen lassen, um so mehr, da man die Lungenschwindsucht hier in einem solchen Grade für ansteckend hält, dass man die hinterlassenen Kleider und Betten verbrennt und folglich mit dieser Krankheit behaftete Fremde scheel ansehen würde.

Was das politische Leben betrifft, so hatten die Wellen der Erregung sich natürlich auch auf das sonst so friedliche Mallorka, wenigstens bis nach Palma, fortgepflanzt und die Demokratie war thätig dieselbe in die kleinern Oerter zu tragen. Wie man bereits einige Aufläufe und eine kleine Hausdemolition gehabt hatte, so wurden Unruhen mehrere Male auf bestimmte Tage vorausgesagt, aber ob es nicht so recht Ernst war oder ob das kalte Wetter die Aufregung abkühlte, es kam zu gar nichts. Besonders mussten die bevorstehenden Aushebungen, las quintas, herhalten. Die demokratische und soziale Presse setzten Himmel und Erde dagegen in Bewegung, dass jemand Militärdienst thue, der sich nicht freiwillig dazu anbiete. Fand man überhaupt wenig Geschmack am Steuerzahlen, so am wenigsten an dieser Steuer an Blut, wie man die Aushebung gerne nannte. Nachdem das neue Militärgesetz in den Cortes fertig geworden war, veröffentlichte das föderativ-republikanische Comité, welches übrigens in der Vertretung kaum dreissig Stimmen zählte, indem es selbst nicht wagte, etwas Entscheidendes zu thun, einen Erlass, in welchem es den einzelnen Bezirken überliess, in dieser Sache zu thun, was sie für geboten hielten. Dadurch verführte es die Partei zu Widersetzlichkeiten an einzelnen Punkten, in welchen die Regierung wie gerade in Barcelona leicht Sieger blieb. In Palma blieb es also während meiner Anwesenheit glücklicher Weise bei einigen Versammlungen in geschlossenen Räumen und Petitionen, namentlich auch der Frauen. Der wöchentlich erscheinende »Arbeiter« brachte dazu regelmässig eine lange Liste von Einladungen zu Spezialversammlungen einzelner Gewerke, vermuthlich weniger zu nützlichen Belehrungen als um den Boden für Strikes und ähnliche internationale Einrichtungen

*) l. c. p. 97.

Digitized by Google

locker zu machen. Es war auch von gemachter Verbesserung im Unterricht, Schulen für Erwachsene und dergleichen die Rede, aber wo ich an einer Elementarschule vorbei kam, zeigte das eintönige Geplärr der gesammten Klasse, dass man hier noch auf derselben niedersten Stufe stand. Die dem Volke in den Buchhandlungen gebotene Litteratur enthielt kaum etwas anderes als Heiligengeschichten und Conzilsberichte auf der einen, französische Romane »les amours du nouveau César« und ähnliche Ausgeburten der Emigration auf der andern Seite, ein entsetzliches Kriterium für den Zustand der öffentlichen Bildung. Für das Gesammtstaatsleben schien Allen der jetzige Zustand unhaltbar. Keine Partei hatte eine entscheidende Majorität, jede unterlag der Coalition der andern schon in den Cortes; die realen Schwierigkeiten welche dem Ministerium im Weg standen, waren zahllos, formal war die Weise der Verhandlungen in den Cortes entsetzlich ermüdend. War dann dort mit grosser Mühe etwas durchgebracht, und man musste Prim zugestehen, dass er kaltblütig, verschlagen und hartnäckig dabei zu verfahren wusste, so musste man, wenn es irgend bedeutend war, darauf gefasst sein, es zunächst im Strassenkampfe zu vertheidigen. Wie kolossal mussten da die Schwierigkeiten der Königsfrage sein. Man glaubte deshalb nach Ostern allgemein einem grösseren Bürgerkriege entgegen sehen zu müssen und es wurde derselbe vielleicht nur durch den Sieg der Regierung über den verfrühten Aufstand in Barcelona, Gracia, Sabadell, wie durch einen Aderlass verhindert. Solche vereinzelte ohnmächtige Versuche entsprachen ja übrigens dem Wesen der projektirten föderalistischen Republik, in welcher Jeder nach eigener Meinung handeln wollte, von der man aber erwartete, dass sie eine Ueberfülle von Segen aller Art gebären würde, fertig, so wie Minerva aus dem Haupte des Zeus hervorging.

Indem ich also für die Zeit bis Ostern noch wegen der durch die kirchlichen Feste gebotenen Mässigung und Unterhaltung auf eine ziemliche Sicherheit der politischen Zustände rechnen zu können hoffte, beschloss ich am 31. März nach Valencia zu fahren und von dort den hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten von Südspanien einen Besuch zu machen.

(**Fortsetzung folgt.**)

Digitized by Google

Nr. 23. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Den letzten Vormittag benutzte ich noch zu einem Spaziergang. In den nächsten Gefilden untersuchte ich die Fortschritte der Vegetation, die Wasserleitungen, die Einrichtung der Norias. Letztere bestehen aus einem horizontalen Rade, welches vermittelst eines Langbaums von einem Maulthier um eine vertikale Axe bewegt wird und selbst wieder ein vertikales Rad treibt, um welches sich die lange Reihe von Thongefässen schlingt, die aus den tiefen Brunnen das Wasser heraushohlt, um es in die Leitungen zu entleeren. Die ganze Noria ist aus Holz gefertigt. Das Maulthier trägt grosse aus sparto geflochtene Scheuklappen. Es sind dies wirkliche Brunnen, nicht Cisternen und daneben finden sich steinerne Bassins, welche, wenn es regnet durch Kanäle, im Sommer dagegen durch die Noria gefüllt werden, so lange dieselbe etwas liefert. Nur wo solche Einrichtungen getroffen sind, kann man etwas anderes als Wein, Getraide oder Fruchtbäume kultiviren und sie sind viel zu wenig hergestellt, namentlich fehlen aber auch in den Gebirgen die Cisternen, durch welche z. B. Mentone allein seine Citronenkultur ermöglicht.

In der Stadt besuchte ich vorzüglich noch einmal die Kathedrale. Durch ihre gewaltige Grösse imponirend beherrscht sie auf einem über den Wall sich erhebenden Plateau die Stadt. Man hat vor drei Jahren die Herstellung der vordern Thürme, welche theils gar nicht gebaut, theils durch eine Erderschütterung zerstört worden waren, und des Hauptportals begonnen und es sind da sehr feine Arbeiten gemacht worden, aus denen schon erhellt, wie bedeutsam diese Vollendung für den ganzen Bau sein werde. Diese Arbeit ist jetzt aber schon wieder eingestellt und nun wird auch diese Kirche wieder für unabsehbare Zeit als ein unvollendeter und unschöner Rumpf dastehen. Das kolossale Schiff, 75 Meter lang und 45 hoch, entstellt durch die äusseren ganz nackten, einfach kantigen, nach einigen Abstufungen oben am Dache mit plumpen Spitzen gekrönten Stützpfeiler, wird nun bei der geringen Erhebung des nördlich dahinter versteckten Glockenthurms von gar keinem Thurmprofile überragt. Was das Einzelne betrifft, so ist das Innere frei und hoch, besonders reich aber das Portal der Südseite. Im obern Felde sitzt Gott der Schöpfer mit dem Richtmass

Digitized by Google

von Engeln umgeben, darunter feiert Christus das Abendmahl, die Doppelthüre wird durch eine zierliche Mariensäule getheilt und die dreigegliederten Pilare und breiten Spitzbögen sind mit einer Unzahl von Aposteln, Heiligen und Engeln in reicher Skulptur geschmückt. Ein sehr schönes vierhundertjähriges Denkmal gothischer Baukunst ist ferner die Börse, Lonja, deren hohe Zinnen und Bogenfenster schon für den Gesammtanblick der Stadt vom Meere aus charakteristisch sind. Wo sie liegt, könnte jetzt das Gras auf den Strassen wachsen, wenn es das überhaupt hier thäte und das Gebäude dient nur noch als Fruchthalle.

Das Billet nach Valencia kostet 140 Realen, ziemlich genau zehn Thaler. Das Dampfboot fuhr um vier Uhr Nachmittags ab, mit ihm mehrere andere, nachdem der Bann des Nordsturmes, welcher drei oder vier Tage Alles zurückgehalten hatte, gebrochen schien. Das für Barcelona, der Zwillingsbruder des unsern, hielt sich in gleichem Gange hart an unserer Seite und blieb in Sicht, bis es an der Insel Dragonera den mehr nördlichen Cours nahm. Noch einmal gingen die bekannten Landspitzen und kleinen Häfen an mir vorüber, rasch sich zu immer neuen Bildern verschiebend. Ueber dem üppig grünen Flachlande und den Hügeln stand das Hochgebirge in langem zierlich gezacktem Kamme, überall mit Schnee bedeckt, ein bezaubernder Anblick. Die Insel Cabrera kam nicht zu Gesicht, der steile Abfall des Cabo blanco war östlich die Gränze des Sichtbaren.

Als wir aus dem Schutze der Mallorkinischen Berge bei Andraix und Dragonera auftauchten, empfing uns noch der Rest des gewaltigen Wogenschwalles, der bei anhaltenden Nordwinden den Golf von Valencia zu einem der gefährlichsten Theile des Mittelmeeres macht. Das Schiff tanzte lustig und die Reisenden verschwanden rasch in die Lucken. Da aber der Wind sich schon gelegt hatte, wurde in der Nacht das Meer ganz ruhig und man schlief vortrefflich. Als sich die Sonne genau hinter dem Steuermanne am wolkenlosen Himmel erhob, sahen wir schon links und rechts spanische Berge und etwas später konnte man auf dem flachen Hintergrunde der Bai den Hafen Grao und dahinter wenig aufsteigend in seinem grünen Gartenlande Valencia entdecken. Allerseits schwammen Schwärme von Möven fischend, blendend weisse Punkte auf dem stillen blauen Wasser.

Von den Pithyusen hatten wir natürlich diesmal nichts gesehen. Für denjenigen, welcher sie nicht kennt, lohnt es wohl den kleinen Umweg über Ibiza zu machen.

Im Einfahren in den Hafen von Valencia bemerkt man die grossen Fortschritte, welche dort wenigstens in der Herstellung eines ausreichenden Hafendammes, muelle, gemacht sind. Auf demselben zieht sich ein Schienenstrang ganz hinaus. Auch landet man jetzt hart an der Stelle, wo die Station der Eisenbahn nach Valencia liegt. Diese lässt den grössten Theil des Tages stünd-

Digitized by Google

lich einen Zug ab, welcher in Valencia auf demselben Bahnhofe eintrifft, von dem aus man weiter zu fahren hat, man mag gehen wohin man will. Beim Bahnhofe in Valencia ist dann ein Gasthof, welcher gerühmt wurde, also Alles ganz bequem.

Ich selbst hatte mir, nachdem wir vor neun Uhr glücklich ausgeschifft waren, eine Tartane genommen, die nur auf der Axe lag, und mich sehr rasch und da der Weg trocken war in nicht zu unbequemer Weise nach Valencia brachte. Ich entschlüpfte so am geschwindesten dem schreienden Haufen von Barkenführern, Kofferträgern und Kutschern, welche sich um die gar nicht entsprechende Zahl von Reisenden rissen und deren man sich förmlich mit Gewalt erwehren musste. Der nationalwirthschaftliche Grundsatz, dass starkes Angebot den Preis drückt, könnte hier etwas fraglich werden; weil der Einzelne nur selten einen Reisenden erwischt, glaubt er von ihm soviel erwerben zu müssen, dass er davon eine Reihe von Tagen seine bescheidenen Bedürfnisse bestreiten könne, und die kleinen Dienste, zu denen sich nirgends so viele drängen, als in den spanischen Häfen, sind vielleicht kaum anderswo theuerer für den, der mit solchen Leuten nicht umzugehen gewohnt ist.

Nachdem ich mich in der sehr empfehlenswerthen Fonda de Paris etwas erfrischt hatte, benutzte ich die mir bleibenden Stunden zu einem Spaziergang durch die mir von 1865 her wohlbekannte Stadt. Valencia ist enger zusammengebaut als Barcelona und erscheint deshalb, obwohl es weniger gewerbthätig ist, eher belebter. Die nationalen Trachten, die bunten Kopftücher sind stark im Abnehmen, wie auch in Mallorka der zierliche Kopfputz der Frauen, die Rebosilla, fast schon auf die kleinen Landorte beschränkt ist. Ich sah zuerst den Jardin botanico vor der puerta de cuarte. Derselbe ist mässig gross und ziemlich gut gepflegt, der Eingang geht durch eine der kleinen Wohnungen in der Fortsetzung der calle de cuarte vor dem Thore. Es war mir von Interesse anzumerken was dort an diesem Tage, dem ersten April, im Freien blühte. Das waren unter Andern folgende: Rosen, Kellia japonica, Chrysanthemum, gefüllter Mohn, Paeonia arborea, Iris germanica und florentina, Narzissen, Goldlack, Veilchen, viele Kohlarten, Glycine sinensis, Cercis siliquastrum, Aepfel, Birnen, Mispeln, Orangen, Citronen, Viburnus tinus, Birken, Photinia serrulata, Tamarix gallica, Babiana ringens. Ohne jetzt zu blühen, standen im Freien in der Erde Oleander, Chamaerops, Yucca aloifolia und tomentosa, Camellia, Magnolia grandiflora, Opuntia, Agave, Cupressus, Araucaria excelsa, Bambusa, Phormium tenax (der neuseeländische Flachs) und Dracaena draco, letztere unter Strohdach. Darüber schwärmten die weit verbreiteten Holzbienen, Xylocopa violacea, das Taubenschwänzchen, Macroglossa stellatarum, und die den Blüthen so schädliche kleine Cetonia hirta. In den weitgeöffneten Glashäusern fanden sich Cocos coronata, Cycas revoluta, Ravenula madagasca-

Digitized by Google

riensis, Astrapaea und Strelitzia, Eugenia acris, Thrinax argentea, Chaemaedorea elatior, Arenga saccharifera.

Ein weiteres Bild der hier möglichen Hortikultur gaben der Spaziergang der Glorieta auf der andern Seite der Stadt und der Jardin del General (früher Jardin del Real) mit seinen Palmen und Bambusen, Orangen und Rosen in Gruppen und Hecken und den beiden Hügeln, bedeckt mit Pinien und Agaven und mit der Aussicht über die im duftenden Blüthenschmucke liegende Umgegend.

Der Markt von Valencia ist nicht so gut geordnet, aber eben so mannigfaltig als der von Barcelona. Betreffs des bunten Anblicks der Gemüse, Früchte und Blumen, des Fleisches, der Fische, des lebenden und geschlachteten Geflügels kann ich auf meine frühere Beschreibung für Barcelona verweisen. *) Hier wie dort war auch der Handel mit lebenden Singvögeln bedeutend, darunter die bei uns nicht vorkommende Calandralerche. An zahlreichen Ständen sassen Wechsler mit Bergen des plumpen Kupfergeldes unter schützenden Kasten von Drahtgeflecht. Es giebt überhaupt kein besseres Mittel die Landeseigenthümlichkeiten und die Produkte eines Landes kennen zu lernen, als den Besuch eines Marktes. Architekturen richten sich nach der Zeit, in der sie entstanden, die Kaufläden mit ihrer Waare nach der augenblicklichen Mode, hier aber findet sich was etwa in den dem Wechsel weniger unterworfenen und dem Bedürfnisse des Landes sich anzupassen gezwungenen niedern Volksschichten noch an Trachten und Sitten erhalten blieb.

Natürlich machte ich auch der berühmten Cathedrale, deren Bau von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an fast dreihundert Jahre in Anspruch nahm, und deren Thurm, el Miguelete, eine Art Wahrzeichen von Valencia ist, wieder meinen Besuch. Selbst in der Mittagsstunde ist sie zur Ansicht der Gemälde nicht recht hell genug und das Innere ist mit den Kapellen und Einbauten zu sehr gefüllt, um einen der Grösse und Pracht entsprechenden Eindruck aufkommen zu lassen.

Schon um drei Uhr des Nachmittags verliess ich Valencia, um in einem Zuge nach Cordova zu reisen, welches ich gegen ein Uhr des nächsten Mittags erreichte. Ich hatte zunächst einen einzigen angenehmen Reisegesellschafter an dem obersten Beamten der öffentlichen Arbeiten im Districte von Albacete, welcher ein Verwandter des Herrn Zorilla, des Präsidenten der Cortes, und von einem Besuche seiner Familie in Palma auf demselben Schiffe mit mir nach Valencia gekommen war. Natürlich gab es wieder viel politische Unterhaltung. Später erhielten wir von einer artigen Französin, welche einige Zeit im Baskenlande gelebt und sich später in Spanien verheirathet hatte, einige Mittheilungen über die Sprache jenes merkwürdigen Stammes, ohne Zweifel eines Volksrestes aus urvordenklicher Zeit. Besonders bedeutsam war uns die

*) Die Insel Mallorka. Leipzig 1867. p. 30.

Digitized by Google

Zahlenbenennung, welche nicht auf Grund der einfachen Dekade, sondern auf Grundlage derer von eins bis zwanzig geschieht.

Auf dieser Fahrt nehmen bekanntlich zunächst die reichen Culturen der Huerta von Valencia mit Orangen, Maulbeeren, Reis ihren Platz ein, welchen an Fruchtbarkeit nur Murcia gleich kommen soll. Dann folgen rechts und links kleine Wälder von Dattelpalmen und beschatten, bei Carcagente bis gegen 200 Stämme vereinigt, die weissen Dörfer mit ihren zierlich getheilten Blättern. Die Palme ist in ihrem mächtig anstrebenden Wachsthum wohl als mässiges Buschwerk schon bemerkenswerth, aber ihre sprichwörtliche Grazie entfaltet sie erst, wenn die Krone auf hohem schlankem Stamme in blauer Luft sich sanft wiegt.

Von Jativa an verlässt man die malerische Küste und tritt landeinwärts in unfruchtbares Gebirge, dessen Oede die Nacht deckte. Hier, wo die Bahn nach Castilien hinzieht, sagt ein spanisches Sprüchwort, muss die Lerche, wenn sie reisen will, sich das Korn mitnehmen. Wenn der Morgen graut, befindet man sich schon in der Mancha, durch deren der Sierra morena zugerechnete Gebirge die Bahn nach Andalusien hinabgeführt ist.

Bald erscheinen nun zur linken Hand die nördlichen schneebedeckten Theile der Sierra nevada; die öden, braunen Haiden, welche nur bei Manzanares und Val de Pennas wegen ihres Weinbaus bekannt sind, und in die sonst nur die Phantasie sich die Abenteuer des Don Quixote hineindenkt, machen dem Gebiete Raum, in welches der Guadalquivir Segen trägt und welches selbst der übergrossen Trägheit des andalusischen Bauers gegenüber seine Fruchtbarkeit nicht zu verleugnen vermag.

Man sieht nun Weideland mit grossen Rinderheerden, gehütet von bewaffneten und berittenen Hirten, und mit Schafen, bewacht von grossen Wolfshunden, Waizen und Gerste, Oliven, Mandeln, Johannisbrodbäume und Granaten, deren junges Laub weite Strecken bräunlich färbt. In Felsschluchten erscheint wilder Oleander; Asphodelus, Lentiskus und Agaven bedecken unbebaute Hügel und geben ihnen den Ausdruck der Balearen, obwohl wir uns hier schon fast einen Breitegrad südlicher befinden. Immer aber ein grosser Unterschied gegen die kalte Nacht und die bereiften Steppen und Höhen, welche wir hinter uns liessen. Diese Provinzen sind nicht mehr hoch gelegen und der Südwestwind kann ungehindert vom atlantischen Ozean her streichen.

Cordova liegt am nördlichen erhöhten Ufer des Guadalquivir in einer weiten fruchtbaren Senkung, aus welcher südlich die Campigna allmälig mit Wald und Feld ansteigt. während sich nördlich rasch die Sierra de Cordova als letzte Kette der Sierra morena erhebt. Hier bilden die Eremitagen, las ermitas, einen besuchten Aussichtspunkt. Wenn man dorthinaus in die Gefilde geht, so zeichnet sich im Profile der weit hin gebreiteten Stadt fast nur der Thurm der Kathedrale aus, dessen griechisch-römische Stock-

Digitized by Google

werke sich etwa 300 Fuss hoch erheben. Hier und da steht in das Gartenland hinaus ein alter Thurm, ein Stück einer Wasserleitung, muntre Bächlein rieseln vom Gebirge herab und Vogelsteller lassen daran ihre Lockvögel flattern, um die muntern Sänger unter das Schlagnetz zu bringen.

Das Innere von Cordova ist mit Ausnahme weniger breiter Strassen von engen, sehr unbequem mit Rollsteinen gepflasterten, aber reinlichen Gassen durchzogen, deren Windungen leicht Schatten geben, die den Fremdling aber gerne nach Norden bringen, wenn er nach Süden will. Das Leben, welches vor tausend Jahren und nachher, so lange Cordova die Hauptstadt des spanisch arabischen Reiches war, hier herrschte, ist dahin. Statt Hunderttausende, zählt man jetzt nur noch 42000 Einwohner, und sie können den Raum nicht füllen, in welchem jene Menge ihr Gewerbe trieb und ihre Wohnungen mit all' der saubern Zierlichkeit schmückte, welche die letzte Zeit der arabischen Kultur erzeugte. Einsam geht man zwischen den hohen fensterarmen Hausmauern, wirft einen Blick unter den arabischen Bogen in die Innenhöfe, die nicht mehr ganz geschlossen, sondern nur mit einer Gitterthür abgesondert sind, zu den Springbrunnen, den Orangen, den Bananen, mit denen man sich hier ein kleines ausgewähltes Stück Natur hinzaubert, hinauf zu den ringsum geführten Gallerien und denkt der Zeit wo hier der Araber seine Stätte hatte. Alles jetzt still, vieles verlassen. Nur Abends drängt sich im Innern der Stadt in wenigen Gassen einiges Volk zusammen oder füllt die Cafés und den Saal, in dessen Hintergrund eine kleine Gruppe ihre Burleske mit Gesang und Tänzen aufführt. Da konnte man allerdings unter den Zuschauerinnen sehen, dass andalusische Schönheit auch hier ihres Ruhmes nicht unwürdig ist. Es herrschte dort trotz grosser Ueberfüllung aus allen Ständen Friede und Freude und Anfangs heftig erscheinender Streit wurde bald bestens beglichen. Um so besser, da die Andalusier sehr gewöhnlich ein breites und ziemlich langes Messer an der Seite führen.

Cordova besitzt nur eine wirkliche Sehenswürdigkeit, aber diese ist einzig in ihrer Art, vielleicht die grösste Sehenswürdigkeit von ganz Spanien. Das ist die Moschee. Ich wenigstens, obwohl ich anerkenne, dass es unendlich viele Bauwerke gibt, welche grösseren Anspruch auf Schönheit haben, bin starr gewesen vor Ueberraschung gegenüber diesem Weltwunder.

Der Chalif Abderrhaman, wird berichtet, und sein Sohn Hixem errichteten von 770—795 auf den Trümmern eines alten Janus- oder Augustustempels dieses Gebäude. Es liegt fast im westlichsten Winkel von Cordova auf einem Plateau, welches steil zum Guadalquivir abfällt, und misst 167 Meter Länge auf 119 Breite.

Die Umfassungsmauern von gelblicher Farbe und geringer Höhe, eine Rechteck bildend, lassen, obwohl sie ein ungewöhnliches Ansehen haben, das Wunder, welches sie bergen, nicht ahnen.

Digitized by Google

Zwischen flachen Pilaren sind in sie Portale eingeschnitten mit Hufeisenbogen, die von Doppelfenstern begleitet und von zierlichem Relief und durchbrochener Arbeit in Marmor und von bunten eingelegten Fajancen umfasst werden. Die südliche Seite zeigt geschmacklose mittelalterliche gemalte Wappen und Aehnliches. Oben ist die Umfassung mit zackigen Zinnen gekrönt.

Tritt man ein, so befindet man sich einem schwach erleuchteten Walde von etwa 800 Säulen*), welche in langen Reihen geordnet zu je zwei einen Doppelbogen tragen. Die Säulen sind kurz mit zierlichen korinthisch-arabischen Capitälen ungleicher Arbeit, von den verschiedensten edeln Steinen, hier eine schwarze, dort eine gelbe von Marmor, hier Jaspis, dort Porphyr. Die fernsten Länder haben ihren Tribut gezollt. Der erste Hufeisenbogen ruht auf den Kapitälen, kantig, stark, in einfachster Zeichnung. Aus seinen Wurzeln steigen die graden Pilare für den zweiten. Die Verbindung zwischen den Bogen und Säulen einer Reihe zur andern wird nur durch den obern Bogen und durch Gurten in allen Winkeln hergestellt.

Man kann sich schwer eine Erklärung davon geben, wie mit diesen einfachen Mitteln und bei der geringen Höhe der Gewölbe von nur etwa 28 Fuss ein so mächtiger Eindruck hervorgebracht wird. Es mag zum Theil grade in der geringen Höhe liegen, welche in Verbindung mit der grossen Zahl der Bögen und Säulen den Ueberblick über das Ganze unmöglich macht; so wird die Empfindung des Unmessbaren und Unzählbaren erregt, in welchem Theile des Gebäudes man auch stehen mag. Beim Durchblicke durch diesen dichten Wald von Säulenschäften, in dem man lieber einen heiligen Palmenhain als eine Kirche sehen möchte, drängt sich dann Stamm an Stamm, wie Astwerk treten Bögen aus Bögen hervor, näher und ferner, erst weite, dann immer mehr und engere Perspektiven, endlich ein scheinbares Gewirre, in welchem die dennoch stets empfundene, strengste Ordnung nicht wenig zur Majestät beiträgt. Es ist still und einsam in diesen weiten Hallen, fast verlassener noch als in den Strassen von Cordova, und man mag sich ungestört dem unvergesslichen Eindruck hingeben. Einst brannten hier 4000 Lampen und man zündete bei den hohen Festen der mahomedanischen Kirche deren über 10000 an. Zu Hunderttausenden aber strömten die Gläubigen herzu, um an der heiligen Kapelle, dem Mibrab, ihre Verehrung knieend darzubringen. Der katholische Kultus, dem es nicht erlaubt gewesen ist, das ganze unchristliche Machwerk auszurotten, scheint sich hier nicht so recht heimisch zu fühlen und andere Kirchen, wo aufgeputzte

---

*) So hatte ich geschätzt und es stimmt das beinahe mit der angegebenen Zahl von neunzehn Schiffen und sechs und dreissig Bogen, welche 740 Hauptsäulen ergeben würden. Die Angabe von Eugène Poitou mit 1000—1100 ist wohl übertrieben.

Digitized by Google

Altäre mehr den Mittelpunkt bilden, sind mehr in der Mode. Als Cordova erobert worden war, ist allerdings 1236 die Kathedrale der Jungfrau geweiht worden, man hat dann zur Zeit Kaiser Karls des Fünften ziemlich in die Mitte um das Mihrab einen gothischen Chor aufgebaut und durch Umwandlung der äussersten Säulenreihe in 52 Kapellen die Ansprüche zahlreicher Heiligen befriedigt. Als diese Versündigung am guten Geschmacke aber selbst den Ekel des grossen Kaisers erregte, hat man es dabei bewenden lassen.

Obwohl über die Beschädigung des wunderbaren, einzigen Bauwerks durch diese Einbauten ein Zweifel nicht bestehen kann, wäre es doch ungerecht zu leugnen, dass jener Chor an sich nicht unschön ist und dass die Einzelnheiten in vortrefflicher Bildhauerarbeit ausgeführt sind. Er nimmt von dem kolossalen Umfang der Moschee kaum mehr als ein Zwanzigstel ein und wird bei der Grösse des Raumes und der Niedrigkeit der Gewölbe eigentlich erst beim Nähertreten bemerkt. Von dem zierlichen Getäfel der Decken aus edlen und duftenden Hölzern, in welchem die Araber sich so sehr auszeichneten und welches sie reich mit Gold und bunten Farben zu schmücken pflegten, ist leider nichts mehr erhalten.

An die Nordseite der Moschee stösst ein weiter mit grossen Orangenbäumen bepflanzter Hof und jenseits derselben erhebt sich der Glockenthurm. Südlich spannt sich eine arabische Brücke mit sechszehn Bogen über den Guadalquivir, jenseits vormals durch einen Brückenkopf gedeckt. Neben der hohen Puerta del puente steht ein zopfiges Denkmal, der triunfo und der erzbischöfliche Pallast; etwas weiter abwärts der Alcazar, die Burg, jetzt als Gefängniss nicht besuchbar. Grade in der folgenden Nacht brachen dort die Sträflinge aus und machten die ganze Gegend unsicher. Der sich an den ältern Theil des Alcazar anschliessende Garten, patio de naranjos mit seinen Palmen, Orangen, Springbrunnen und Marmorbassins ist nur zu gewissen Stunden zugänglich.

Gleich daneben befindet sich der Hengststall mit etwa vierzig Beschälern. Man sollte denken, in demselben, der für die wegen ihrer Pferde auf der ganzen Erde berühmte Provinz Andalusien bestimmt ist, etwas ganz Ausgezeichnetes zu finden. Dies ist aber nicht der Fall. Es ist wenig dort, was über gewisse Ansprüche hinausgeht: ein edler arabischer Schimmel, ganz wenige Pferde reiner andalusischer Race, meist ein sehr kräftiger Mischschlag. Das andalusische Pferd zeichnet sich durch einen etwas grossen zwischen den Augen breiten, aber in der gebognen Nase stark verengten Kopf mit nur wenig grossen Naslöchern, einen Schwanenhals, hohe schlanke leichtbewegliche Glieder, schlanken Leib, reiche Mähne und Schweif aus. Es ist hinten etwas zu schwach und hat zu schlanke Fesseln. Wenn es überhaupt ursprünglich vom arabischen Pferde abstammt, so ist das jedenfalls ganz und gar durch den Einfluss normännischer und dänischer Pferde verwischt worden. Ich möchte jene Abstammung aber überhaupt fast bezweifeln; wenn man die Fitzinger-

Digitized by Google

schen Hauptracen zu Grunde legen will, so scheint der Stamm eher auf das tartarische oder nordasiatische als auf das arabische Pferd zurückführbar und man müsste ihn sich dann als im Wesentlichen von Norden her eingeführt denken. Das ganz aussergewöhnlich Hohe und Schlanke, das lebhafte Arbeiten der edelsten andalusischen Pferde ist wohl mehr ein Ergebniss sorgfältiger Zuchtwahl. In den Händen der vornehmen Welt sieht man jetzt in Spanien sehr viele englische Pferde.

Sonntag, den 3. April, gegen vier Uhr Morgens, nahm ich die Bahn nach Granada. Beim Einsteigen traf ich Herrn Professor Jourdan, frühern Direktor der zoologischen und paläontologischen Sammlungen von Lyon, welchen ich von meinen Besuchen in jenen Museen wohl kannte und welcher mit seiner Familie eine Reise durch Spanien und Algerien zu machen im Begriff war. So genoss ich für zwei Tage die Vortheile einer angenehmen und berufsverwandten Gesellschaft.

Es war Anfangs etwas regnerisch und es bietet auch ohnehin die Fahrt von Cordova bis Bobadilla, auf welcher man erst den Guadalquivir, dann den Guadajoz und endlich den Genil überschreitet und nun über die Wasserscheide zwischen atlantischem Ozean und Mittelmeer zum Guadalhorce, welcher nach Malaga niederfliesst, heruntersteigt keine besondern Reize. Man interessirt sich nicht mehr gross für blühende Bohnenfelder und Oelbäume und selbst die Granatenwälder sind alltäglich geworden. Von Bobadilla wendet man sich auf einer besondern Bahn gegen Osten und das Gebirgsland von Granada. Bis vor Kurzem ging diese Bahn nur bis Antequera, jetzt ist sie bis zur Station Archedona fertig gestellt, aber der gleichnamige Ort liegt fast eine Stunde entfernt. Es folgt dann eine Unterbrechung bis Loja und das wird wohl noch einige Jahre so bleiben; von Loja aber bis Granada hat man wieder Bahn. Die Briefpostverbindung von Granada in der Richtung nach Madrid wird übrigens immer noch zu Wagen über Jaen nach der Bahnstation Menjibar geführt. Auf der letzten Station von Antequera bis Archedona macht die Eisenbahn einen ungeheuren Bogen, um neben einer Senkung des Bodens allmälig die nöthige Steigung zu gewinnen und kehrt fast auf den alten Fleck wieder zurück. Man sieht dabei lange das am Berghange liegende Archedona und von allen Seiten den Fels der Liebenden, la penna de los enamorados. Dieser, auf welchem nach der Sage ein Ritter, der eine Mohrin von Granada entführt hatte, vor dem verfolgenden Vater mit der Geliebten den freiwilligen Tod fand, bietet dazu in seinen terrassenartig wiederholten steilen Abstürzen hinlänglich Gelegenheit und schmückt weithin die Landschaft. Der Bau und Betrieb des ganzen Eisenbahnsystems ist hier in den Händen einer französischen Gesellschaft, welche in dieser Gegend Zuschüsse bis zu 500,000 Realen für das Kilometer wegen der besondern Schwierigkeiten des Baues erhalten hat und

Digitized by Google

damit wohl mehr als die Hälfte aller Herstellungen wird bestreiten können. Man hoffte nun durch Benutzung der arbeitslosen Zeit rascher und billiger zur Vollendung des übrig bleibenden Stückes von vielleicht vier Meilen gelangen zu können, wurde aber für jetzt noch durch übermässige Forderungen der Grundbesitzer aufgehalten.

Mehrere konkurrirende Gesellschaften, la Madrilena, la Alliada und noch eine für bescheidenere Ansprüche, besorgten den Correspondenzdienst und belagerten die Eisenbahn bis Bobadilla mit ihren Agenten. Es ist da etwas bei, was man im Auge halten muss. Diese Wagen befördern nicht allein Passagiere, sondern auch grosse Mengen von Gepäck und Gütern, deren Transport sie nicht allein für die kurze Strecke des Eilwagendienstes, sondern auch auf der Eisenbahn bis nach Malaga, Cordova, Sevilla übernehmen. Da nun der Reisende auf der Eisenbahn 30 Kilogramm Gepäck frei hat, so hat die Kompagnie ein lebhaftes Interesse daran, Reisende zu gewinnen, welche wenig Gepäck haben und die Eisenbahn weithin benutzen. Ihre Güter gehen dann in dem Gepäcke, welches sie zusammen aufgibt, frei mit durch. Natürlich lässt sie sich andrerseits etwaiges Uebergewicht von den Reisenden bezahlen. Für diesmal hatten wir schon unsere Bahnbillets bis Archedona gehabt und mussten für die Eilwagenplätze bis Loja in der Berlina etwa 2½ Thaler, auf der Impériale oder dem Coupé etwa einen Thaler bezahlen. Zurück, da ich in Granada meinen Platz bis Malaga durch die Gesellschaft nahm und wenig Gepäck hatte, zahlte ich für dieselbe Strecke nur vier Silbergroschen.

Wir kamen also wieder oben auf einen gewaltigen Wagen, der mit dem vollständigen spanischen Apparate eines Mayoral, Condukteur und ersten Kutschers, Zagal, zweiten Kutschers und Delantero, Vorreiter, ausgerüstet und mit acht Maulthieren und zwei Vorderpferden bespannt war. An den Leuten sah man leider nur noch zerstreute Reste der schmucken und bunten andalusischen Tracht, der silberknöpfigen Sammtjacken, der Schärpen, der Gamaschen mit zahlreichen Riemchen. Die Jacke hat meist der Blouse, das Barett dem Kalabreser Platz gemacht, die moderne Kultur hat auch hier denen, die mit ihr in Berührung kommen, das Originelle der Kleidung genommen. Die Fahrweise ist noch die alte. Auf hohem Bocke führt der Mayoral die Zügel und die lange weithin treffende Peitsche, der Zagal mit seinem Stocke befindet sich stets zwischen Himmel und Erde, jetzt zum Trittbrett des hinsausenden Wagens sich empor schwingend, jetzt wieder herunter, um den lässigen Gespannen ein ganzes Conto der ungeheuersten Hiebe aufzuzählen, damit sie, wenn er nachher mit rauher Stimme die Einzelnen mit Namen als »andalusína — sevilläna — maria oder Alle mit gemeinsamem Anruf als trabajáte, trabajáte todos — ja ti vedo — arriba — arríba« anschreit, sie auch ohne weiteres in wahnsinnigen schellenklingenden Gallop verfallen. Auf einem der

Digitized by Google

vordern Pferde reitet der Delantero, ein armer Teufel, Station nach Station, unabgelöst bis zum Ziele, man kann wohl sagen, einem sichern frühzeitigen Tode entgegen. Er ist der eigentliche Führer, er wählt die Bahn auf den ausgefahrnen und oft mit grossen Steinen bedeckten Strassen, denen er zuweilen das offene Brachfeld, oder selbst einen spärlich bestandenen Acker vorzieht; er sucht die Furten, wo die Brücken fehlen, und macht vorsichtig die Windungen für den wohl fünfzig bis sechszig Fuss langen Zug. So geht es nun bergauf und ab über den steinigen Rücken, welcher Archedona und Loja trennt, wie eine wilde Jagd mit Geschrei, Peitschenknall und Hornblasen, um so rascher, wo eine Stelle die Gefahr des Umwerfens des hochgeladenen Fuhrwerks näher bringt; immer toller wird der Zagal, immer rascher hüpft der Delantero wie ein Spielball auf seinem Gaule auf und nieder. Man weiss nicht, soll man mehr lachen oder mehr fürchten, wenn der Wagen wie ein Pendel hin und herschwankt und das sieht sich noch toller an bei den andern Correspondencias vor und hinter uns, deren Geschrei zu uns herüber tönt. Nach derartigem drei und eine halbe Stunde dauernden Wettlauf kamen wir nach Loja.

Der meiste Verkehr auf dieser Hauptstrasse wird noch mit einer grossen Verschwendung von Arbeitskraft durch Saumthiere bestritten, theils wegen des schlechten Zustands der Strasse selbst, theils wegen des Mangels fahrbarer Vizinalwege. Zuweilen sieht man eine Tartane mit vielen einzeln vor einander gespannten Maulthieren, an einer Furt sah ich einen Zug von mit Ochsen bespannten Wagen Mittagrast halten. Führer und Reiter sind auch hier in der Regel bewaffnet. Jetzt, wo man die Eisenbahn hat, scheint man vorerst die Strassen ganz verfallen zu lassen.

Loja liegt malerisch an einem steilen noch mit Mauern und Thürmen geschützten Abhange, der zu dem heitern und fruchtbaren Thale des Genil abfällt. Die Station ist auf dem jenseitigen Ufer. Unsere Wagenkarawane musste sich im Schritte durch die engen Strassen des Städtchens, dessen sonntäglich geputzte Bevölkerung von allen Balkonen und Fenstern herab und von allen Thüren herauf ihre Neugier befriedigte, hindurchwinden. Man hätte kaum gewusst, wie ein Packthier, geschweige wie ein Fuhrwerk hätte ausweichen sollen. In Loja, und ich will ihm das hoch anrechnen, sah ich zum ersten und einzigen Male in ganz Spanien die den Wagen umlagernden Bettler von einem Polizeibeamten zurückweisen. Von Loja brachte uns die Eisenbahn alsbald nach Granada, wo wir gegen halb fünf Uhr, zwölf Stunden nach der Abreise von Cordova eintrafen.

Granada! welche Fülle von mährchenhaften Erinnerungen an die arabische Herrschaft, die hier in Spanien mehr als irgendwo einen Glanz der Kultur, der Ritterlichkeit, der Wissenschaft, des Gewerbfleisses um sich verbreitete, bis sie mit dem 2. Januar 1492

Digitized by Google

diese Hauptstadt an Ferdinand und Isabella, die Katholischen, übergeben musste, um fürder im traurigen Exile in Afrika verwildert die Rache zu brüten, die noch durch Jahrhunderte die Mohren als Seeräuber den Mittelmeerländern so furchtbar machte. Dahinten das Gebirge, von dem Boabdil den letzten Gruss der verlornen Herrschaft zuwinkte, el ultimo sospiro del moro. Dann erst eine ritterliche Herrschaft, die der Besiegten schonte, weil sie noch die Erinnerung an deren Grösse und Ebenbürtigkeit bewahrte; später die Ketzerrichterei, Feuer und Schwert, gegen Mohren und Juden, gegen Wissenschaft und freien Muth, bis nach entsetzlichen Schandthaten ganz Spanien in die allein selig machende Kirche eingezwängt war, seine Aecker als Wüsten, seine Wälder und Gärten als Einöden, seine Städte als Ruinen standen. Wird es sich je davon zu erholen vermögen? Nicht durch ein neues Gouvernement, nicht durch eine andere Staatsform, auch nicht allein durch das, was Luna um diese Zeit in einem Zeitungsartikel rücksichtslos als nothwendig auseinandersetzte, die eifrigste Entwicklung des Ackerbaus und der Industrie, denen das Land noch so gewaltige Reichthümer aufbewahrt hat, nach richtigen national-ökonomischen Grundsätzen. Nur dann vielmehr, wenn bis in die Tiefen der spanischen Gesellschaft mit jener mönchischen Tyrannei, die jetzt in Syllabus und Infallibilität sich wieder breit macht, gebrochen wird, und der befreite Mannesmuth auch wieder das Gefühl der Pflichten gegen den Staat und die Gesellschaft, die Selbstverleugnung und die Opferbereitwilligkeit erzeugt.

Es war ein lieblicher Sonntagnachmittag als wir in Granada einfuhren. Schöne Frauen mit mantilla und Fächer, frische Rosen und andere Blüthen ins glänzend schwarze Haar geflochten, belebten die Spaziergänge, die plaza de triunfo und die Strassen, durch welche uns vier Maulthiere zur Alhambra hinauf führten. In deren Gärten selbst sind nämlich zwei gute Gasthöfe eingerichtet, die fonda Ortiz oder Washington Irving (nach dem eigentlichen »Erfinder« der Alhambra) und die fonda de los siete suelos, welche ihre Benennung dem gleichnamigen Thurme verdankt. Es ist natürlich weit vorzuziehen, in einem dieser Gasthöfe einzukehren, die statt in dem Dunste der Stadt mitten im herrlichsten Grün und in unmittelbarer Nähe der Ruine liegen und einen immerhin nicht übertriebenen Preis von etwa vierzig Realen für den Tag rechnen.

Die Alhambra, oder, wie richtiger gesprochen werden würde, »Alhamrá«, ist jedenfalls eine der grossartigsten Ruinen der Welt. Sie bedeckt, anfangend mit den torres bermejas oder rothen Thürmen bis hinauf zum Generalife (Djennat-al-arif, Garten des Baumeisters) den Kamm, mit welchem die von der Sierra nevada herabsteigenden Höhen zwischen den Flüssen Genil und Darro auslaufen und an dessen Fusse sich die Stadt bequem ausbreitet.

Auf der Seite des Darro fällt dieser Rücken steil ab, seinen

Digitized by Google

Fuss umkränzen die Gewächse dieser warmen Länder und dringen hinauf in der cuesta de los molinos, einer Schlucht, die sich ein Bach zwischen dem Generalife und der Alhambra gerissen hat. Sanfter senkt sich der Abhang der andern Seite über die torres bermejas durch Weinberge und Fruchtgärten zum Genil, wo einst Antequeruela den von Antequera vertriebenen Mauren noch für eine kurze Frist ein Asyl gab.

Das Generalife wird noch beherrscht von einigen nackten Bergkuppen, auf denen die Ruinen einer Bastion und gegenüber einer Batterie die Stätte des letzten Kampfes bezeichnen, der um Granada gefochten wurde, und in dem die Engländer die französischen Befestigungen vernichteten. In Granada selbst freilich stehen noch aus dem letzten Aufstande die geschwärzten Trümmer einer Kirche am Eck der plaza nueva.

Weiter gegen das Gebirge hin auf einem breitern Plateau sieht man endlich die bedeutenden Gebäulichkeiten des Begräbnissplatzes. Eine Einsenkung hinter der Alhambra und zwischen ihr und den torres bermejas, durch welche bequeme Fahr- und Fusswege hinaufgehen, ist auf das Köstlichste mit hochstämmigen Bäumen parkartig bepflanzt. Da sieht man zwischen epheuumrankten Buchen die rothen Blüthen des Judasbaumes, den Boden decken die blauen Sterne des Immergrüns, hohe Lorbeerbäume blühen über raschen Wassern. Glücklich paart sich mit Pflanzen wärmerer Zone kühler nordischer Waldschatten. Dieser Garten bildet einen besondern Schmuck der Alhambra, er hebt ihre poëtische Erscheinung am sonnenhellen Tag, wie im glitzernden Mondlicht. Er ist wirklich ein Theil ihres Wesens. Wenn man versucht hat die Alhambra mit dem Heidelberger Schlosse zu vergleichen, so hat man wohl zum Theil das Gemeinsame in diesem Umwachsensein der Ruinen mit prächtigen Parkbäumen, zum Theil in den umfassenden röthlichen Mauern und Thürmen und der Lage über einen breiten Hügel hin zu suchen. In der That sind die Profile des Heidelberger Schlosses, welches den Vorzug hat in einer enger begränzten Landschaft zu stehen, bedeutender, aber die Alhambra ist ausgedehnter, die Stadt zu ihren Füssen weit grösser, die Ebene weiter, der Hintergrund durch die Sierra nevada majestätischer. Ueberhaupt endlich kann es sich bei der Eigenartigkeit des Innern der Alhambra nur um einen äussern Vergleich handeln.

Will man ein volles Bild der wundervollen Lage dieses Schlosses haben, so muss man auf die Höhe des Albaicin jenseits des Darro zu San Miguel hinaufsteigen. Man steht dann grade der ganzen Länge des Berges, der die Alhambra trägt, gegenüber. Zuerst bestreichen lange Mauern das rauschende Flüsschen, dann hebt sich der Berg und seinen Kamm krönen rechts weiter ab die torres bermejas, näher die hauptsächlichsten Festungswerke der Alhambra, die torres de la vela, de la armeria, de la homenage und ihr zinnenreiches Gemäuer. In der Mitte schaut fast frei über das

Digitized by Google

niedrige Mauerwerk der prächtige Pallast Karls des Fünften herüber und hinter ihm die Marienkirche. Links machen den Abschluss Mauern und Thürme, die den Zugang durch die cuesta de los molinos beherrschen. Hart am Hange, wo Cypressen und Orangen stehen, halb versteckt im Schatten der Festungswerke und des Kaiserpallastes, wo man eher nur ein Schlupfpförtchen vermuthen sollte, liegt der Kern der Alhambra, der Theil, der die grössten Schätze maurischer Kunst birgt, der den Ruhm der Alhambra geschaffen hat, der einstige Winterpallast Muhammed I.

Zur Seite der Alhambra erscheint weiss in grünen Gärten das Generalife, noch weiter links, wo das Thal des Darro sich zum Gebirge hinaufzieht, das Collegium Sacro monte.

Unten im Thale verdecken die Strassen und Plätze Granadas den Darro, der dem Genil sich, wie die Einwohner sagen, zu vermählen eilt. Die Stadt umarmt gewissermassen den Berg der Alhambra, und aus ihren glänzenden Häusern und gewundenen Strassen hebt sich als ein gewaltiges Monument die Kathedrale. Während nach rechts die fruchtbaren Gefilde des Genil in weitem Abstand mit Gebirgen umsäumt sind, treten solche links nahe heran, erheben sich hinter der Alhambra zu immer höhern Kämmen und finden ihren Abschluss in der weitgestreckten Schneekette der Sierra nevada.

Ewiger Schnee macht gewiss einen grössern Eindruck, wo rings die Macht der sommerlichen Sonne ihren Einfluss so deutlich zeigt und wo der Himmel so dunkelblau darüber liegt. Es weht so kühl von diesen Höhen herüber, von dort kommen die nie versiegenden Flüsse, die die Provinz so fruchtbar machen, die Quellen, welche überall rieseln. Aber die Formen der Sierra nevada sind wenigstens beim Anblick von hier nicht mannigfaltig, sie erscheint fast als ein gleichmässiger lang gestreckter Rücken. Grossartiger mag der Anblick von Süden sein, wo die Kette über Motril vom Meeresstrande aus sich in kaum fünf Meilen im Mulahacen und der Veleta zu etwa elftausend Fuss erhebt. Man besteigt die Gipfel nur im Sommer von Granada aus.

Der Albaicin selbst, auf welchem wir standen, erhielt seinen Namen, als auch hier sich vertriebne Mauren, und zwar von Baeza ansiedelten. Er ist auch jetzt nur von armen Leuten bewohnt und am östlichen Abhange liegen in den Opuntienpflanzungen, wie Dachshöhlen in den Berg gegraben, die Wohnstätten der Zigeuner. Merkwürdige, aber sehr schmutzige und bettelhafte Leute diese Gitanos, von denen wir am Abend noch hören werden. Es müssen ihrer nicht wenige sein, der Berg ist wie ein Sieb mit ihren Löchern besetzt und es wohnen noch einige in der Stadt.

Indem man froh ist, wenn man aus dem Albaicin, den ich, jedoch nicht grade zunächst den Zigeunern, allein durchstrichen hatte, ohne weitere Fährlichkeiten herauskommt, so nimmt man da die unermüdliche Bettelei in den Kauf. Aber überhaupt muss

Digitized by Google

man sich in diesem Punkte in Granada mit unendlicher Geduld waffnen. Wenn Toledo die meisten Bettler hat, so hat jedenfalls Granada die schamlosesten und frechsten, besonders an Megären, welche die Kirchen umlagern. Nicht genug am unaufhörlichen Geschrei: Sennorito, una cosita, una limosina, welches den Ausdruck des jämmerlichsten Flehens mit dem der Wuth vertauscht, wenn sie nichts erhalten, reissen sie den Fremden fast die Kleider vom Leibe und machen, wo sie ihr Standquartier haben, die Besichtigung von Merkwürdigkeiten sehr peinlich. Es ist augenscheinlich nicht eigentliche Noth, sondern der Verkehr der Fremden, der das veranlasst. Wo Fremde nicht regelmässig vorkommen, sind auch keine Bettler. Aber neben den besuchten Städten sind schon alle Poststationen Rendez Vous Platz und an den Eisenbahnen finden sie sich in ganzen Schwärmen ein. Sie öffnen die Thüren, um hineinzubetteln und klammern sich an die Wagen, so dass es ein Wunder ist, wenn kein Unglück geschieht. Niemand wehrt ihnen. Der Einzelne hat keine Scham dabei. Die Municipien aber, denen es nicht an Geld fehlt, wenn es sich darum handelt, prächtige Promenaden, überflüssige Portiken, doppelt so viel Gaslampen als nöthig, Theater und plazas de toros einzurichten, und die Kirche, die ihren unnützen Pomp auf Altären und in Prozessionen zur Schau stellt, sind erbärmlich genug, arme Krüppel ohne Füsse auf den Strassen herumrutschen zu lassen mit einem Blechschilde, welches ihnen das Privilegium gibt, durch Bettel ihr jämmerliches Dasein zu fristen. In diesem Sinne gibt es in Spanien kaum ein öffentliches Ehrgefühl, während es doch so viel falsche Scham gibt. Keinen Mantel mit buntem Umschlag zu haben, nicht koiffirt sein, sich ein Päckchen selbst-tragen, das ist eine Schande. O, sagte mir ein Herr, wenn sie länger hier wären, würden Sie das auch nicht thun. Alles äusserlich.

Doch lassen wir diese kleine misère des Reisens, die hier wie in Italien einen traurigen Beweis für den Stand des Gemeinlebens gibt, und treten wir ein in den Hof der Alhambra, sei es durch die puerta del carril, sei es durch die zierlich maurische puerta del juicio, wo eine ausgehauene Hand und ein Schlüssel ihre besondere Sage haben. Wenn diese Hand den Schlüssel erfasst, werdet ihr Granada bekommen, sagten die Mauren den Christen.

Hinter der röthlichen Ziegelmauer, welche den Namen der Burg als »die rothe« gegeben haben soll, bergen sich die Trümmer einer doppelten Welt, der arabischen und der christlichen, die sich siegreich und breit an ihre Stelle gesetzt hat. Wie man in Cordova den gothischen Einbau in die Moschee stellte, so hat sich Carl V., dem die Spanier wegen der Ausbreitung des Reiches eine besonders stolze Erinnerung bewahren, mitten in die Alhambra einen glänzenden Pallast gesetzt. Tritt man zuerst in die Höfe, in denen dichte duftende Myrthenhecken gezogen sind, so ist man geneigt ihn in seiner Mächtigkeit für die Hauptsache zu nehmen.

Digitized by Google

Ihm hat auch weichen müssen, was an dieser Stelle von maurischen Sommerpallästen und Gärten stand.

Aus gelblichem, leicht bearbeitbaren, aber auch eben so leicht zerfallendem Gesteine im besten Stile der Renaissance gebaut, bildet er ein Quadrat von 200 Fuss Seite und zwei Stockwerken Erhebung. Jedes von diesen hat über grössern Fenstern Ochsenaugen, das obere Stockwerk dazwischen und die Ecken ganz herunter Pilare. Die Mitte der drei Hauptwände ist durch einen Portikus mit Marmorarbeiten verziert, die vierte mehr verborgene Seite ist weniger ausgebildet. Das Ganze ein wahrhaft königliches Haus, mit spanischen und kaiserlichen Wappen, Reliefs, welche Krieg und Sieg verherrlichen, und der stolzen Devise: plus ultra.

Dieses Gebäude würde überall einen sehr bedeutenden Eindruck machen, um so mehr in dieser herrlichen Lage, wo sein Glanz weit hinaus in's Land strahlen könnte; aber den Gedanken, dass es hier ein Eindringling sei, kann man doch nicht abwehren. Das Innere wird zum grossen Theil eingenommen von einem kreisrunden Saale von hundert Fuss Durchmesser; rings tragen zwei und dreissig dorische Marmorsäulen eine breite Gallerie und zwischen ihnen warten Nischen und Medaillons auf Statuen und Reliefs. Hoher Schutt deckt den Boden und seit 200 Jahren dachlos dankt der Pallast das, was er ist, nur der Gunst des spanischen Himmels. Man trug sich einige Zeit mit dem Plane, die Alhambra zu verkaufen, grade jetzt, sagte man, sei der Beschluss gefasst, sie zu einem Museum für Alterthümer einzurichten.

Man muss einen fast versteckten Pfad und eine bescheidene Pforte nordöstlich von diesem Pallaste aufsuchen, um zu den maurischen Königsgemächern zu kommen. Der Zutritt ist von neun Uhr Morgens an gestattet und man wird von einem Führer begleitet. Ungestraft wandelt jetzt der Fuss des Ungläubigen in den Räumen, die einst so strenge gehütet wurden, nicht einmal mehr die Schuhe legen wir ab, für die an allen Thüren kleine besondere Nischen, babucheros, angebracht sind.

Die Einrichtung ist der Art, dass die Gemächer um zwei rechteckige grössere Höfe, den der Myrthen, patio de los arrayanes, und den der Löwen, patio de los leones, jeder von 100 bis 120 Fuss Länge und der halben Breite und um mehrere kleine Höfe oder Gärten angelegt sind. Zum Theil sind es grössere Säle für feierlichen Empfang und Gerichtssitzung, theils eigentliche Wohnräume der Chalifen und ihrer Frauen, Bäder und Moschee.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 24. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Man betritt zuerst einen Hof, in dem ein grosses, auch jetzt mit Wasser gefülltes Bassin mit Myrthenhecken umpflanzt ist und der davon gewöhnlich der der Myrthen, aber auch patio de la alberca, Hof des Reservoirs, und endlich auch das Frauenbad, mezonar, genannt wird. Ich glaube der maurischen Sitte würde die letztere Bestimmung nicht entsprochen haben und der Hof wird wohl nur die Bedeutung eines Sitzplatzes gehabt haben. Verlässt man diesen Raum, so findet man jenseits den zweiten noch vornehmern Hof der Löwen, dessen Mitte der bekannte von roh in Stein gehauenen, eigentlich nur angedeuteten, Löwen umgebene Springbrunnen bildet. Während er vor der Restauration dicht bewachsen war, hat man ihn jetzt mit Pflanzen in grossen Kübeln passend geschmückt und der Boden von Steinplatten wird wieder wie früher durchzogen von den abgeleiteten klaren Bächen. Diese beiden Höfe sind umgeben von den zierlichen Colonnaden, die namentlich vom patio de los leones durch Abbildungen so bekannt sind. Man zählt hier 128 Säulen, alle früher von weissem Marmor, jetzt zum Theil durch geringere ersetzt. Die Säulen tragen auf den vielfach ausgerandeten arabischen Hufeisenbögen den Rand des von allen Seiten dem Hofe zugeneigten Daches, auf welchem die bunten Original-Ziegel verschwunden sind. Auf den beiden kurzen Seiten springt eine besonders kunstvoll gearbeitete Gruppe zu einer Art porticus oder Pavillon hervor und zeigt auf zum Theil gepaarten Säulen die zierlichst durchbrochenen Bögen. Dieser Hof ist dann von besonders schönen und berühmten Sälen oder Hallen umgeben. Rechts der Saal der Abencerragen. Noch zeigt man in röthlichen Flecken die angeblichen Spuren des Blutbades, welches hier verrätherisch Boabdil (Abu-Abdallah) den tapfern Nachkommen des Abu-serraj veranstaltete, sich selbst so den Untergang vorbereitend. Dann grade aus der Saal des Tribunals, welcher die als unermessliche Kostbarkeit gepriesene auf's zierlichste emaillirte Porzellanvase birgt, von welcher aber ein Kunstliebhaber ein Ohr abgeschlagen hat. Man sagt, sie sei ganz mit Gold gefüllt gefunden worden. Die Decke dieses Saals ist mit einfachen Malereien geschmückt, besonders auch einer Abbildung des Löwenhofes selbst in dem alten Zustande. Falls die Araber diese

Digitized by Google

gemalt haben, wäre das eine sehr seltene Ausnahme. Aber man darf nicht vergessen, dass der Eroberung zunächst eine kurze Zeit ziemlich friedlichen Zusammenlebens gefolgt ist, in welcher die Besiegten noch ritterlich geachtet wurden, maurische Kunst und christliche Arbeit einander die Hand boten, diese Muster von jener empfing. Da dürfte es oft kaum zu unterscheiden sein, was von Mauren und was von Christen hergestellt wurde. Die Alhambra wurde damals alsbald von einem arabischen ein spanischer Königspallast und immer fort wird die eine oder andere Herstellung gemacht sein. Die dritte Seite des Löwenhofes wird durch den Saal de dos hermanas, der beiden Schwestern, eingenommen. Er soll seinen Namen von zwei gleichen grossen weissen Marmorplatten haben. Er liegt gegen den Abhang zu und mit ihm verbunden ist der mirador, oder das belvedere de la Lindaraja, von dem man auf ein duftendes Zwingergärtchen hinabschaut. Der Rückblick von hier durch das offene Portal gegen den Löwenbrunnen hin übertrifft noch die Eleganz der Pavillons. Man sieht den von den Colonnaden umfassten Hof, unter drei maurischen, von Säulen gestützten Bogen und einer Decke durch, die von Tropfstein ähnlich herabhängenden Verzierungen inkrustirt ist, während darüber sich die zierlichste durchbrochene Kuppel erhebt und auf allen Seiten die Wände und Pfeiler mit den geschmackvollen und reichen maurischen Zierrathen bedeckt sind. Diese sind in den Ecken neben den Bögen feinen Spitzen gleich durchbrochen gearbeitet.

Das Grundwesen des Baustils der Alhambra ist das Feine, Zierliche, fleissig Gearbeitete. Die Decken sind viel häufiger flach als in Kuppeln erhoben, aber sie waren mit Täfelwerk aus edlem Holze bedeckt, meist Füllungen mit vortretenden Fassungen, zuweilen grosse Felder aus strahligen Stücken. Die tragenden Säulen sind zart, die Dimensionen gering, die Bogen zuweilen flach, zuweilen Spitzbogen, meist hufeisenförmig. Dann springen die Kapitäle gewöhnlich sehr stark vor und der Bogen ist manchmal höher als die Säulen. Diese Bögen sind gewöhnlich auf das zierlichste ausgerandet. Die flachen Decken werden von flachen Wänden getragen und so sind auch die Bogen nur auf der Fläche gearbeitet, selten sind Gurtungen und Gewölbe. Man darf nicht vergessen, dass es sich im Wesentlichen um ein Wohnhaus handelte, dessen offene Hallen, wie es das Klima erlaubt und gebietet, unbedeckte, schattige Höfe umgaben. Dass dies aber ein sehr vornehmes Haus war, das zeigen einmal die meisterhaften Linien der Architektur, dann aber die auf den im Ganzen einfachen Grundlagen der kleinern und grössern Räume fast gleichmässig durchgeführte vollkommene Bedeckung mit Verzierungen. Diese sind vorzüglich Reliefs in Stuck, welcher auf die Wände aufgetragen gleiche Zeichnungen in zahlreicher Wiederholung aneinander reiht, etwa ein Muster für die Wandfelder, eins für die Einfassungen, ein anderes wieder für Friese oder Sockel. Da laufen Koransprüche

Digitized by Google

mit langgezogenen Buchstaben an den Pfeilern hinauf und hinab, da verschlingen sich Linien und kehren in sich zurück, da sind Blätter, da Rosetten, Sterne. Ob die Araber nur die Zeichnungen auf den Stuck gedruckt und dann ausgeschnitten haben, oder ob auch sie, wie man jetzt bei den Ausbesserungen verfährt, die Modelle ganz in Stuck gossen, weiss ich nicht; jedenfalls haben sie die Muster so gut gewählt und die mechanische Ausführung derselben so geschickt gemacht, dass man das Zusammengesetzte und das in der Wiederholung liegende Langweilige nicht so leicht bemerkt.

Vergleicht man solche Arbeit mit edlen Denkmälern gothischer Baukunst, in welcher die Mannigfaltigkeit des Einzelschmucks zwar von dem Allgemeinen beherrscht blieb und für den Gesammtanblick nicht störend werden durfte, aber jeder Steinmetz seine eigne freie Erfindung und Kunst in dem Knaufe oder dem Stabe, der ihm zugefallen war, bewies, so erscheint sie leicht als die fleissiger Sklaven, als eine Steintapete. Das Ganze aber ist entzückend, von vollendeter Eleganz.

Der Stuck ist mit Gold und bunten Farben bemalt gewesen, von denen an den Originalen nur noch wenig erhalten ist. Wo die Arbeiten neu hergestellt sind, und es hat das schon sehr früh, zu Karl V. Zeiten, begonnen, neuerdings lebhafter unter der Gunst des Herzogs von Montpensier und fast bis zur Vollendung, hat man diese Farben in voller Stärke aufgetragen. Diese Restaurationen erscheinen dadurch viel anspruchsvoller, prunkhaft ohne doch ganz den Reichthum der Erfindung, die vornehme Zierlichkeit und die sorgsame Ausführung der Originale zu besitzen, über die gleichmachend die Zeit wegging, nur noch einen Hauch des Farbenspieles zurücklassend. Man kann meist leicht das Alte und das Neue unterscheiden, auch an andern Theilen, wo dieser Anstrich nicht in Betracht kommt. Die Wiederherstellung ist trotzdem ein grosses Verdienst, da sie an Stelle der wüstesten Zerstörung getreten ist, welche bald alles ergriffen haben würde.

Neben den Stuckarbeiten findet man nur sparsam gleichartige Verzierungen in Marmor, nicht selten dagegen sind die Mosaiken von bunten emaillirten Fayencen an Wänden und selbst Böden. Sie haben ihren Glanz noch bewahrt, während man das Geheimniss ihrer Bereitung verloren zu haben scheint. Die Restauration ahmt auch sie, allerdings etwas unvollkommen, in gemaltem Stuck nach.

Von dem mirador de la Lindaraja kommt man auf versteckten Wegen zu den Toiletträumen, dem peinador und tocador, und dem mirador de la reina. Aus dem zierlichen Erker, der diese Putzgemächer abschliesst und an dem auch schlechte Malerei aus der Renaissancezeit angebracht ist, hat man hoch über dem steilen Abfall des Schlossberges eine wahrhaft königliche Aussicht. Die gleiche bieten die Fenster des Saals der Gesandten, de los embajadores, der die ganze torre de Comares einnimmt. Dieser Saal, in dem die Chalifen Audienzen gaben, ist der grösste und höchste

der Alhambra; seine prachtvollen hohen Arkaden führen auf den Myrthenhof zurück, von der Decke hangen stalaktitenähnliche Verzierungen mit den Resten des Blau, Grün, Gold und Roth, in welchen sie einst gemalt waren, der babuchero an der Pforte ist zierlich in Marmor gemeisselt.

Westlich vom Hofe der Myrthen liegt dann der der Moschee, de la mesquita, und man schaut von der Gallerie auf ein liebliches Gewirre von Orangenzweigen herab. Beneidenswerthe Plätzchen mit rieselnden Wassern, duftigen Blüthen, goldenen Früchten, kühlschattig, wenn rings die dürrende Sonne liegt. Das war der Garten der Sultaninnen. In der Moschee selbst sind die arabischen Erinnerungen fast ganz durch Altäre, Gemälde, Wappenschilder und Fahnen versteckt. Zwei Marmorplatten, ursprünglich gleich, etwa zehn Fuss lang, zwei Fuss breit und drei Zoll dick bilden eine bei Erklärung gewisser geologischer Verhältnisse verwendbare Merkwürdigkeit. Indem sie zwei Seiten einer Nische bekleideten, ist die eine unter der aufliegenden Last gebrochen, die andere aber hat sich wie ein Brett allmälig gebogen, ohne dass sie etwa von Feuchtigkeit durchtränkt ist.

In den Souterrains der Alhambra hat man die Dampf- und Wannenbäder sehr vollständig wieder hergestellt. Unter der Alhambra am Berge liegt noch in einem Gärtchen eine kleine Moschee, in welcher man eine grosse Tafel mit einer arabischen Inschrift aufgestellt hat, deren Entzifferung mir unmöglich war.

Alle Fremde besteigen die torre de la vela, welche die grosse Glocke trägt, mit welcher die Zeichen für die Wasservertheilung in der Vega, dem Gefilde von Granada, gegeben werden. Man steht auf dieser Höhe mitten in den Ruinen, überschaut sie wie auf einem Plane und hat zugleich den herrlichen Umblick in unabsehbare Ferne. Unten im Hofe sind grade die Gefangenen, denen dabei ihr Gefängniss doppelt hart werden mag. In einzelnen Gruppen umstehen sie in einem weiten Kreise jedesmal ein grosses Geschirr mit Hülsenfrüchten, ein Stück Brod in der einen, den Löffel in der andern Hand. Einer nach dem andern tritt hinzu, der Löffel senkt sich in den Topf und der Mann tritt zurück, um zu essen. Ein sonderbar friedfertiger und kameradschaftlicher Anblick bei den Galgengesichtern.

Wir gingen auch zu den torres bermejas, welche von den Phöniziern angelegt worden sein sollen. Es ist nichts an ihnen zu sehen, welches dafür spräche. Man baut Kohl auf ihren Terrassen und hat ihre Gewölbe zu Mistlöchern umgewandelt, sie sind ohne Zweifel nicht in den Kreis der sorgfältigen Pflege aufgenommen, welche man der Alhambra widmet. Auch kann sich eigentlich Jeder den Besuch des Generalife sparen. Dasselbe ist im Besitze eines Mitgliedes der Familie Pallavicini, welcher die berühmten Gärten bei Genua mit ihren Schnurrpfeifereien gehören. Es sind einige grosse und schöne Bäume in den Gärten, besonders

Digitized by Google

eine uralte Cypresse, die die Reihe ihrer Geschwister an Mächtigkeit weit übertrifft. An den maurischen Bauten ist durch sorgfältiges Uebertünchen fast der letzte Rest der zierlichen Stuckarbeiten und Skulpturen verwischt. Wer für Genealogie Interesse hat mag den von den Gothenkönigen anfangenden Stammbaum studiren. Nur der, welcher einen weiter abgelegenen Aussichtspunkt auf die Alhambra nicht erreichen kann, möge zum Zwecke des Ueberblickes wenigstens das Gartenhaus des Generalife aufsuchen.

Ich traf hier einen Deutschen, mit dem Vornamen August, der als Fremdenführer in der fonda de los siete suelos angestellt ist, und neuerdings sich auch mit Sammeln von Insekten beschäftigt hatte, besonders in der Sierra nevada, in welcher er die Sommerzeit zuzubringen pflegte. Er möge in dieser Beziehung empfohlen sein. Dieser berichtete mir Grauenhaftes von dem Kirchhof, der einige Büchsenschuss von uns entfernt lag. Die Leichen sollten dort theils in offenen Nischen stehen, die Gräber so wenig tief sein, dass durch den Regen die Gerippe entblösst würden und der weit hinziehende Pesthauch die Wölfe der Sierra anlocke. Ich fand das, als ich am andern Morgen hinging, nicht bestätigt. Vor dem eigentlichen Begräbnissplatz liegt ein verschliessbarer Hof, dessen vier Wände von Gebäuden umfasst werden. Die dem Hofe zugewandten vier Seiten und dann noch die nach dem Kirchhofe stehende Wand sind zu Nischen eingerichtet, welche die Särge oder Leichen aufnehmen, aber ich habe nicht eine Oeffnung gesehen, die nicht vollkommen vermauert gewesen wäre. Die Vorderwand bildet dann in der Regel ein Denkstein, zuweilen liegt davor noch ein Gitter und im Zwischenraum finden Kruzifixe, Blumen und dergleichen Platz. Solcher Nischen waren vielleicht 1200. Auf dem Friedhofe selbst waren nicht wenige kostbare Leichensteine und keinerlei Unordnung. Zu einem schönen Garten war er allerdings auch nicht gemacht.

In der Stadt Granada ist die Kathedrale das hauptsächlichste Bauwerk, im reichsten Renaissancestil über den Gräbern von Ferdinand und Isabella, den Katholischen, errichtet. Fünf gewaltige Schiffe werden von starken gekuppelten Pfeilern getragen, die Umfassung wird von Kapellen gebildet, welche reich mit Gemälden verziert sind. Solche steigen auch über den zwölf Aposteln zwischen den korinthischen Säulen der Capilla mayor im Chore bis zur Kuppel empor und geben diesem Theile, in dem man ringsum gehend zu den Bildern hinaufschauen kann, einen besondern Glanz. Es sind namentlich Bilder von Boca negra und Alonso Cano, welche diese Kirche schmücken.

Eigenthümlicher ist der Bazar und er überraschte mich, da ich ihn vor der Alhambra sah und Anfangs für echt maurisch hielt, in hohem Grade. Die Nachahmung hat sich ganz nach dem abgebrannten Original gerichtet; die Reihen kleiner Läden mit maurischen Säulen und Bögen an engen geplatteten Strassen, Alles sehr

Digitized by Google

zierlich, umgeben eine sehr einfache, und deshalb um so leichter für echt angesehene Moschee. Leider war dieser Bazar ganz unbenutzt. Von ihm zieht sich die plaza Bibrambla und plaza nueva verbindend der Zacatin hin, der früher wie heute die reichsten Läden enthielt. Die eigenthümlichen arabischen und spanischen Stoffe haben hier aber auch grossentheils den französischen, englischen und deutschen Artikeln Platz gemacht.

Abends kamen die Zigeuner zum Tanze in den Gasthof. Man hatte einen Saal für sie beleuchtet, während die Vorstellungen in der Regel in einem besondern Lokale in der Stadt gegeben werden. So konnten auch Damen das Schauspiel ansehen, welches man doch einmal gesehen haben musste und auf welches die Neugier Aller immer noch gespannt war, obwohl die Mittheilungen schon grosse Zweifel erregten, ob es lohnend sein werde. Wir zahlten jeder einen Duro, ungefähr $2\frac{1}{2}$ Gulden. Es kamen sechs Frauenzimmer, von denen zwei noch Kinder waren, zwei Bursche und der Capitan. Von den Frauen hatten zwei so etwas wie einen Tülle-rock mit ein Paar aufgesteckten künstlichen Blumen, die anderen schmutzige, schlappe Kattunkleider, ziemlich alle ein rothes Halstuch, einige frische Blumen im Haar, etwas Schmuck. Unter den Gesichtern war eins durch seine Besonderheit ausgezeichnet, scharf vorspringende Backen, geschlitzte Augen, vorspringendes Untergesicht, aber scharfe Nase. Die übrigen wenigstens alle braun, das Haar grob und schwarz, die Lippen wulstig, erträglich hübsch kaum eine, welche, wie ich meine die Frau des Capitan war. Bei jeder Bewegung erkennbar als unerzogene, eckige, aber starke Naturen. Die Augen hielten sie, so lange sie im Saale waren, meist niedergeschlagen; wenn sie nicht tanzten, sassen sie bescheiden still an ihren Plätzen, sie waren ohne Zweifel unter strenger Zucht des Capitan. Die Bursche waren in gewöhnlicher Kleidung, der Capitan gross, braun, von höflichem Betragen auch gegen seine Leute, er spielte ohne Zweifel den gentleman. Die Tänze wurden nach dem Tone der Guitarre und des Tamburins, dem ermüdenden Schalle der Kastagnetten und unter Begleitung näselnder Gesänge, die sich meistens um la bella Andalusi-i-a drehten, ausgeführt, Soli, Duos und von der ganzen Gesellschaft. Es fehlte natürlich nicht an jenen lasziven Bewegungen, durch welche die maurischen Tänze charakterisirt sind, und die Kinder waren darin am schlimmsten. An Kunst und Zierlichkeit werden die Leistungen weit übertroffen von den Balleten, welche wir zu sehen gewohnt sind. Der Capitan spielte die Guitarre sehr geschickt und gab zur Abwechslung Solostücke; in einem Marsche ahmte er mit besonderer Kunst die Klänge des Waldhorns nach. Als die Tanzvorstellung mit einem stürmischen finale des Ole geendet hatte, bei welchem die Tänzerinnen in immer stärkerer Leidenschaftlichkeit an die Zuschauer heranrasten und mit dem Rufe tóca — tóca ihre Röcke ergriffen, that wohl allen der Kopf weh. Bis dahin waren die Frauenzimmer soweit ordentlich gewesen und

Digitized by Google

die Bettelei hatte sich auf das beschränkt, was nöthig war, um einigen Wein und andere Erfrischungen zu beschaffen. Das wird in die Schürze einer Tänzerin gesammelt, während die Partnerin die Schulter des Zuschauers berührt, Danach aber kam die gemeine Natur ungehindert zum Vorschein und was Poitu von den strengen Sitten und der mit dem Dolch vertheidigten Keuschheit der Gitanas sagt, dürfte bei diesem Personal kaum Anwendung finden.

Von Granada gegen zehn Uhr Morgens abreisend kam ich auf derselben Strasse wieder nach Bobadilla, wo ich dann die Bahn nach Malaga einschlug. Ich würde gern einen Abstecher von la Pizarra aus nach Ronda gemacht haben oder über diesen merkwürdigen und malerischen Gebirgsort hinüber nach Gibraltar zu Lande gegangen sein, man rieth das aber in dieser unsichern Zeit dringend ab. Es ist das die Gegend, in welcher hauptsächlich die Schmuggler ihr Wesen treiben.

In Bobadilla mussten wir längere Zeit auf den Zug von Cordova warten und ich wurde dort vom Lokomotivführer, der aus Strassburg, aber von deutscher Abkunft war und Verwandte in Heidelberg hatte, als Landsmann begrüsst. Es war rührend zu sehen, wie der Mann sich freute deutsch reden und Erinnerungen zurückrufen zu können. Nach verschiedenen Erlebnissen hatte er eine Spanierin geheirathet und stak sammt seinen Verwandten sehr tief in der republikanischen Aktion. Beim Aufstand in Malaga hatte er ein Geschütz den ganzen Tag bedient.

Wir kamen spät Abends nach Malaga und ich fand ein leidliches Unterkommen in der fonda de la Alameda, im besten Theil der Stadt, wo neumodisch weite Strassen und grosse Häuser an Stelle des spanisch-arabischen Gewirres enger aber unterhaltender Gassen treten. Die Alameda selbst ist mit hohen Bäumen bepflanzt und mit Blumenbeeten und Springbrunnen verziert. Es ist auch von andern Reisenden bemerkt worden, dass mit seltener Rohheit den sämmtlichen Statuen, welche diesen Spaziergang in zwei langen Reihen einfassen, die Nasen abgeschlagen sind. Beherrscht wird Malaga von dem Gibr-al-faro, einem fünfhundert Fuss hohen Berg, dessen Befestigungen auch jetzt noch mit gegen die Stadt gerichteten Geschützen besetzt und ohne besondere Erlaubniss unzugänglich waren. Von der Höhe hat man über den kahlen mit Unrath und Scherben der armen sich zunächst anschliessenden Bevölkerung, todten Hunden und Katzen bedeckten Abhang die Aussicht auf Stadt und Hafen. Ich sah dort einen Augenblick ein Paar Säugethiere, etwa von Kaninchengrösse, welche aus den Felsen über den Weg schlüpften, um alsbald wieder unter den Steinen zu verschwinden, ohne dass ich mir denken konnte, was es gewesen sein möchte. Ich wartete vergebens, um sie wieder zu sehen.

Wenn man am Hafen von Malaga und dem Gibr-al-faro vorbei weiter östlich geht, findet man eine Allee, in welcher Platanen

Digitized by Google

mit einem schattenreichen fremden Baume wechselten, dessen Namen ich vergebens von dem Gehülfen eines Gärtners zu erfragen suchte. Bei diesem Gärtner selbst standen einige Musen oder Bananen mit grossen Fruchttrauben. Einzelne Musen sieht man übrigens schon in Palma im Freien. Auch ist ein Theil der Promenade hier mit Beeten von Geranien und Rosen eingefasst, die in schönster Blüthe standen. Ueberhaupt gibt es nicht viele Gegenden, wo man sich besser von dem Reichthum der südeuropäischen Vegetation überzeugen kann, als hier, wo ich erst am Strande entlang und dann mit der Strasse nach Loja ein Stück in den Berg hineinging. Es war nun der sechste April und der Spätwinter war auch hier so streng aufgetreten, dass Bohnenblüthe und Getraide an einigen Stellen Schaden gelitten hatten. Aber Allem dem, was man bisher an aussergewöhnlichen Kulturen gesehen, sagt das hiesige Klima zu, man findet es wieder und Neues kommt hinzu. In Gärten sieht man Dattelpalmen und die vom Winde zerfetzten Bananen mit ihren Früchten, blühende Orangen und Citronen, knospende Granaten, Feigen jetzt schon dicht belaubt und mit Früchten von zwei Zoll Länge; dort in Feldern fast reifes Getraide, blühende Weinstöcke und Oelbäume, Bohnen und Erbsen, an den Hügeln Opuntien, an denen Knospen stehen, Agaven mit den verdorrten vorjährigen Blüthenschäften, fast ausgewachsene Mandeln, in den Gräben hohe Arundo donax: Alles das kann man in einem landschaftlichen Bilde in einigen hundert Schritten vereint sehen. Ja da schleppen Maulthiere dicke Bündel Zuckerrohr herein, die Höckerinnen verkaufen es und man kaut den süssen Saft aus, wie wenn man etwa eine holzige Birne hätte. Und manches, was man an Feld- und Gartenfrüchten am Markte sieht, weiss ich gar nicht zu benennen. Die Früchte der Guiave, Psidium pomiferum, la pomme à la crême der Franzosen, welche man auch hier zieht, und Kokospalmen, welche im Freien stehen sollen, habe ich leider nicht zu sehen bekommen. Wassermelonen gab es schon in dieser Jahreszeit. Endlich hat Malaga die wundervollsten Rosinen.

Wie fremde Früchte, so auch fremde Menschen. Neger sind in Malaga ziemlich häufig und beschäftigen sich vielfach mit dem Geschäfte des Stiefelputzens, zu dem die Natur sie allerdings prädisponirt hat. Hier sieht man wohl auch noch malerische Reiter aus dem Gebirge kommen und ein Mädchen auf einem Maulthier war in ihrer reichen Kleidung vielleicht die auffallendste spanische Schönheit, die ich gesehen habe. Um den Hafen ist wenigstens einiges Leben. Zahlreiche Dampfschiffe liegen vor Anker, um nach Cartagena, Valencia und Barcelona, oder nach Cadix und Sevilla, oder nach Lissabon, oder nach Oran zu gehen. Viele müssige Leute treiben sich herum, bieten ihre Dienste an und betteln. Ich sah da eine besondere Einrichtung die Kinder zum Hasardspiel zu erziehen, die ich später, ich glaube in Sevilla, wieder fand. Alte Kerle mit ehrwürdigen Bärten sassen hinter Tischchen, die

Digitized by Google

mit einem kleinen Vorrath von Bonbons, Zuckerstängelchen und ähnlichen Leckereien belegt waren. Auf dem Tischchen stand ferner eine Schale mit einer grossen Menge kleiner glatter Steine, wie man sie am Strande aufliest. Die Kinder kamen heran, zahlten eine geringe Kupfermünze, füllten die kleine Hand mit den Steinen und zählten nun vor, ob sie Grad oder Ungrad hatten. So lange sie Ungrad bekamen, konnten sie fortfahren und erhielten für das ungrade Steinchen ein Stückchen von dem Tische, bekamen sie Grad, so müssen sie aufhören. Der Zuspruch war sehr lebhaft und die schlauen Alten füllten ihren Säckel mit Kupfer. Auch setzten sich wohl ein Paar Knaben, so wie sie Murillo hätte malen mögen, auf einen Treppenstein, um rasch mit einigen schmutzigen Kartenblättern um die erbettelten Quartos zu spielen.

Da man, wenn man mit einem Schiffe von Malaga direkt nach Cadix gehen wollte, immer genöthigt war Abends gegen sieben Uhr wegzufahren, dann die ganze Reise in die Nacht fiel und man Gibraltar gar nicht einmal im Vorüberfahren gesehen hätte, nahm ich ein Billet nur bis Gibraltar, wohin grade diesen Abend der Dampfer Maria ging. Das Schiff war im Hafen noch unbekannt und wurde für ganz neu ausgegeben; wir hatten aber Verdacht, diese Maria möchte wohl ihren Taufschein gewechselt, sich etwas neu angemalt und aufgetakelt haben. Auch wusste noch Niemand auf der Agentur, was sie in Gibraltar weiter machen sollte.

Als die letzten Sonnenstrahlen die hohe Kuppel der bei näherer Ansicht einen überladenen aller höhern Kunst entbehrenden Renaissancestil bietenden Kathedrale und den Gibralfaro beleuchteten, lichteten wir Anker. Das Schiff hatte nur eine Hinterdeckkajüte auf dem Deck und es waren dadurch die Vortheile der Kajüte und des Decks gleichmässig beschränkt. Schlafkammern und Betten gab es nicht, nur Divans ringsum mit mannslangen Abtheilungen. Ein solcher Platz für die etwa achtstündige Fahrt kostete 80 Realen. Das Meer war nicht ganz ruhig und die Leiden einiger Passagiere machten den Aufenthalt in der Kajüte wenig angenehm. Ich selbst brannte auch zu sehr Afrika, wenngleich unter dem Schleier der Nacht, zu begrüssen und blieb meist im Freien. Wir hatten Anfangs etwas Mondschein, nachher leuchtete der Schaum des Meeres an den Rädern, welche allerlei Gethier unter dem Scheine feuriger Kugeln, Walzen und Bänder heraufbrachten und glühende Tropfen hinausschleuderten, und in langen zitternden Feuerstreifen hinter dem Steuer. Gegen zwei Uhr früh hatten wir rechts das Leuchtfeuer der Punta de Europa, links das von Ceuta und zogen vorsichtig in die Bucht von Gibraltar, indem wir mit Läuten und Pfeifen Signal gaben. Erst glänzten hunderte von Lichtern, wie Glühwürmchen in der Stadt und am Felsen hinauf, als wir aber vor Anker gegangen waren, wälzte sich vom atlantischen Ozean ein grauer Nebel her, der sich gegen den Felsen von Gibraltar zu einem feinen Regen verdichtete, und machte uns einen

Digitized by Google

recht trüben Morgen, einen echt englischen Himmel, als wollte die Festung ihre Ausnahmsstellung auch hierin wahren.

Kaum dass der Tag graute, wurden wir von mehreren Barken umstellt, die sich mit Anstrengung bei ziemlich hohem Seegange hart am Schiffe hielten, um in englischen Brocken den Passagieren ihre Dienste anzubieten. Wir mussten aber die Morgenkanone abwarten, ehe wir uns ausschiffen durften, und konnten die Zeit benutzen, die Lage von Gibraltar zu mustern.

Mit dem spanischen Festlande nur durch einen schmalen Dünenstreifen verbunden, der sich kaum über den Meeresspiegel erhebt, und zum Theil neutraler Boden ist, steigt der Felsen von Gibraltar grade an dieser Stelle sofort fast senkrecht zu 425 Meter Höhe empor. Hier liegen dann im lebenden Felsen die berühmten mit Kanonen gespickten Gallerien und die Festungswerke ziehen sich bis zur äussersten Höhe, das erst bei Algesiras wieder mässig ansteigende Land und das Meer beherrschend. Die ganze Länge des Berges am Fusse beträgt wenig über eine Stunde, der Kamm bildet von der ersten Höhe aus zunächst einen Sattel, erhebt sich wieder, trägt hier den optischen Telegraphen und fällt nun etwas langsamer als im Norden, aber immer noch steil genug südlich zur punta de Europa ab. Der östliche Abhang ist so steil, dass er der Befestigung und Vertheidigung nicht bedarf, dort finden die Reste der Ureinwohner der Mittelmeerküsten, die schwanzlosen Affen, Inuus ecaudatus, ihre Zuflucht und auf Raubzügen in die benachbarten Gärten ihren Unterhalt. Man schätzt ihre Zahl jetzt wieder auf vierzehn, nachdem sie längere Zeit sicherm Aussterben verfallen schienen. Der westliche Abhang ist durch in zahlreichen Windungen geführte Strassen bis oben hin für Reiter und Fuhrwerk zugängig. Den obern Theil bildet bald steiler kahler Fels, auf welchem als dunkle Punkte die Schiessscharten erscheinen, bald mit niederm Gebüsch und Kräutern bewachsener Boden, mit freien Batterien, Blockhäusern und Pulverhäusern gespickt, bei welchen schräge Holzdächer an hohen Stangen drehbar den Wachen gegen Sonne und Regen Schutz verleihen. Tiefer kommen dann Kasernen, Mauern, Höfe, Thürme, unter denen einer der grössten ziemlich in der Mitte des Berges, am meisten ins Auge fallend, auf arabische Zeit zurückgeführt wird. Das zieht sich hinab in die mit ihren Strassen am untersten Theile des Berges hinaufkletternde und den schmalen Strand bedeckende Stadt, die hart am Meere vom Hafen bis zur punta de Europa hin mit einer ununterbrochenen Reihe von Batterieen umgürtet ist. Diese bestreichen mit den schwersten Geschützen die Bai dicht über dem Wasserspiegel. Ueber der Stadt liegen an einem Theile des Berges Gärten mit Orangen und Landhäuser. Vom südlichen Thore an ziehen sich schöne Anlagen mit hohen Bäumen und dichten Gebüschen bis zu der Punta de Europa, wo Kasernen, Batterien und einige Häuser wieder eine kleine Stadt bilden.

Digitized by Google

Ein Kanonenschuss donnerte, die Signale der Bügelhörner tönten und wir durften in die wohlverwahrte Festung eintreten. Nicht ohne dass jeder dem Hafenkommissär seinen Namen genannt und eine Aufenthaltskarte zunächst nur bis zum Abend erhalten hatte. Diese wurde später durch den Wirth ohne alle Mühe gegen eine für fünf Tage auf dem Polizeibureau umgewechselt. Man kommt über eine Zugbrücke und durch einige Thore vom Landeplatz in die Strassen der Stadt, von denen eine oder zwei längs des Berges am Strande ziehen, die andern diese durchschneidend in verschiedenen Richtungen am Berge hinaufsteigen. Das Gedränge der Menschen von der Morgen- bis zur Abendkanone bietet eine aussergewöhnliche Mannigfaltigkeit. Andalusische Maulthiertreiber, Schmuggler von Ronda, Hirten mit kleinen langhaarigen Ziegen, die von der gewöhnlichen spanischen Race abweichen, Araber mit dem Burnus, den nackten Beinen und Pantoffeln, stattliche englische Soldaten in Interimsuniform meist mit Scharlachjacken, Reitpeitschen oder Spazierstöckchen, Posten und Patrouillen von allen Waffengattungen, Offiziere auf edlen Pferden und ihre Kinder auf Ponies, Wasserträger, grossaugige, schwarzhaarige Spanierinnen, dicke Negerinnen, Mädchen, in denen maurisches Blut nicht zu verkennen ist und daneben, ihnen allen den Preis der Schönheit wegnehmend, englische Schönen von hoher Gestalt, mit zarter und rothblühender Farbe und goldnem Haare. Neben spanischen, englischen, italienischen und französischen Worten hört man die rauhen Töne der Berber, welche Datteln, Kokos und Orangen feil haben. In den Läden spielen afrikanische Waffen, Münzen, Schmuck, Straussenfedern ihre Rolle neben englischen Artikeln aller Art. Dass Gibraltar in englischen Händen ist, wird augenblicklich gerne in der spanischen Presse als ein entsetzliches Unglück, eine nationale Schmach betrachtet. Dieser Besitz richtet aber seine Spitze durchaus nicht gegen Spanien, sondern gegen Frankreich, erst wenn die spanischen Zustände in sichrer Ordnung und genügender Kraft eine Garantie geben, kann er aufgegeben werden und bis dahin kann sich die Civilisation seiner nur freuen.

Es war leider ein Regentag und, obwohl ich mich nicht abhalten liess die vielbesprochenen Gallerien, besonders Wilsins Gallery und Georges Hall zu besichtigen, musste ich doch davon absehen den Berg bis zur Spitze zu besteigen. Je höher ich kam, um so weniger sah ich. Da auf dem Berge nicht allein die Jagd, sondern auch alles Abbrechen von Pflanzen verboten ist, so hat sich derselbe mit zahlreichen Kräutern bedeckt, unter denen Agapanthus, Asphodelus, Antirrhinum, Cistus, Reseda mit Blüthen aller Farben bedeckt waren. Die Aussicht auf Afrika war jetzt verhüllt, über die Bucht gegen Algesiras und das etwas höher liegende Santa Rocca strich manchmal ein Sonnenblick, die weissen Häuser in den grünen Gefilden beleuchtend. Vor Sonnenuntergang, da es heller geworden war, ging ich noch zur Punta de Europa. Auf

Digitized by Google

diesem Gange tritt der Ernst, mit welchem England die Rüstung von Gibraltar betrieben hat, fast noch mehr hervor als in der Höhe des Berges. Man sieht eine Batterie nach der andern, Bombenhäuser und Kasematten ohne Ende. Hier stehen 6, dort 12, dort 20 Geschütze und hinter ihnen liegen lange Reihen in Reserve, Kanonen und Mörser, Armstrong und Woolwich. Dabei die kräftigen, grossen gutgenährten Bursche mit feinen Gesichtern und blonden Bärten. Man hat in Gibraltar 600 Geschütze in Batterie stehen. Daneben aber hat der Engländer nicht versäumt sich dieses einsame Plätzchen, wo er immer auf dem qui vive steht, heimisch und lieblich zu machen. Fast der ganze Weg ist von Gartenanlagen eingefasst, die nach reichlichem Regen besonders üppig entfaltet waren. Neben den Alleen von Platanen, Akazien, Cercis liegen Gruppen von Agaven, Aloe, Yucca. Daraus steigen Palmen und Cypressen hervor, grüner Taxus und Myrthen wechseln mit Rosen, Geranien und duftenden Heliotropien, die wie die gelbblühenden Genisten fast Baumhöhe erreichen. Es ist wie wenn man ein Glashaus abgedeckt hätte und Alles auf das Beste gepflegt. Mancher graubärtige Sergeant hat hier sein friedliches Hüttchen im lieblichen Garten gleich neben den todbringenden Geschützen. Die Gegend von Gibraltar bis Tarifa ist in der That südlicher als irgend ein Theil des europäischen Festlandes in Italien und Griechenland und selbst als Sizilien. Sie fällt beinahe in die Breite von Malta und Candia.

Gegen Mittag sammelt sich hier auf einem Rondel die schöne Welt um die Militärmusik. Die letztere durchzieht auch Abends, wenn die Strassen sich von der ortsfremden Bevölkerung und dem Schiffsvolk befreit haben, die Stadt, bei geringen theatralischen Leistungen fast das einzige Abendvergnügen Gibraltars. Bettler gibt es in Gibraltar nicht, Dank der englischen Polizei, die überhaupt ein sehr wohlthuendes Gefühl der Ordnung und der Sicherheit verbreitet. Von der Punta de Europa aus konnte ich im Abendlichte ein gutes Stück der afrikanischen Berge von der Punta leona gegen Ceuta sehen. In der Bai gingen die kleinen Dampfer nach Algesiras, ein Paar Kriegsschiffe lagen vor Anker, Handelsschiffe zogen mit günstigem Winde vom atlantischen Ozean her durch die Strasse.

Der Aufenthalt in Gibraltar ist theuer, die Gasthofrechnung im Club-Hôtel betrug für einen nicht vollständigen Tag mit einer Flasche Val de pennas, da man Tischwein nicht gab, 75 Realen. Uebrigens ist dies Hôtel gut.

Maria hatte sich entschlossen, ihre Fahrt gleich andern Morgens nach Cadix fortzusetzen. Ich hätte grosse Lust gehabt eine Ueberfahrt nach Tanger zu machen, um afrikanischen Boden betreten zu haben. Es geht zweimal wöchentlich ein kleines Dampfschiff hinüber, vorzüglich um Vorräthe, besonders Vieh, für Gibraltar zu holen, und kehrt, wenn die Umstände es erlauben, am andern Tage wieder zurück. Nicht selten gehen Neugierige mit und dann wohl auch quer über Land von Tanger nach Tetuan. Ein solches

Schiff ging aber erst einen Tag später und so hätte ich schon drei Tage verloren. Dadurch allein wäre ich nach Sevilla so spät und so nahe der Zeit der Feria gekommen, dass ich ein Unterkommen daselbst zu finden kaum erwarten durfte. Weiter aber ist der regelmässige Abgang grösserer Dampfboote von Gibraltar nach Cadix so sparsam und der Verkehr der kleinern spanischen Küstendampfer in Art der Maria so unregelmässig, dass ich leicht mich hätte gezwungen sehen können, acht oder mehr Tage im kostspieligen Gibraltar zu sitzen. Ich musste also auf diesen Wunsch verzichten, mich mit dem begnügen, was ich von maurischen Bauwerken, Menschen und Produkten in Europa gesehen hatte, und zufrieden sein, dass ich Gelegenheit hatte, mit der Maria sobald nach Cadix zu kommen. Wenigstens sah ich doch Afrika im Vorüberfahren. Wir fuhren um sechs Uhr Morgens ab, nnd steuerten zunächst quer über die Bai nach Algesiras, um dort noch einige Passagiere, namentlich einen behäbigen geistlichen Herrn aufzunehmen. Wenn schon vorher die kleine Kajüte überfüllt war, so trat das jetzt um so mehr hervor und wer aufstand war sicher, seinen Lagerplatz zu verlieren. Glücklicher Weise hörte der Sprühregen auf und wenn wir auch, als wir die Bai verlassen hatten und an Tarifa vorbei waren, namentlich aber von Cap Trafalgar an sehr hohes Meer bekamen, so war ich doch im Stande mit einem Attaché der amerikanischen Gesandtschaft in Madrid draussen sitzen zu bleiben. Der Himmel wurde nun ganz rein und auf dem dunkelblauen Meere erschienen die überschlagenden Wogen blendend weiss. Erst begleiteten uns Braunfische oder Tümmler und warfen, wie sie die Wogen durchschneidend aufstiegen, den ganzen bräunlichen Leib aus dem Wasser; bei Tarifa ging ein grösserer Wal an uns vorüber. Sturmvögel und Möven kamen zum Schiffe. Rechts bleibt man überall der europäischen Küste nahe. Sie zeigt in der Meerenge grünes Hügelland, hier eine alte Befestigung, dort einen Leuchtthurm, ist im Ganzen sehr einsam, wenig kultivirt. Afrika liegt links etwas entfernter, viele Stunden in Sicht, von Ceuta nach Tanger, blaue Berge der Sierra de los bullones, bis endlich Cap Spartel steil in die See fallend abschliesst. Dort fuhr ein grosser Brasildampfer der Küste entlang von Cadix gegen Süden. Vor Cap Trafalgar zeigte uns der Kapitän, der zum ersten Male ein Schiff führte, die breite Bucht, in welcher Nelson seinen letzten Sieg erfocht.

Man sieht Cadix, welches nur durch einen niedrigen und sehr schmalen Streifen mit dem Festlande oder eigentlich der isla de leon verbunden ist, lange vor der Ankunft auf seiner Höhe glänzen, fast ermüdend, da der hohe Seegang und Gegenwind uns zurückhielt und wir den schwindenden Kohlen mit Planken nachhelfen mussten. Endlich hatten wir den Felsen von San Sebastian, die Klippen der Cochinos und Puercas umfahren, wendeten und gingen gegen sechs Uhr Abends in der Bai, die übrigens dem Winde noch viel Zutritt eröffnet, vor Anker.

Digitized by Google

Die »Sanidad« fand unsere Papiere in Ordnung und wir träumten von einem lieblichen Abend, den wir in der saubern Stadt verbringen würden. Aber weit gefehlt. Durch die Kähne, welche uns ihre Dienste anboten, brachen sich zwei Segelboote des Zollamts Bahn, ein Detachement von Douaniers besetzte das Schiff und man erklärte, dass nur die Personen, aber nicht das Gepäck ans Land dürfe. Nicht ein Nachtsack, eine Damenhutschachtel, ein Körbchen, welches Jemand an der Hand trug. Die Abfertigung von Schiffsgepäck, von zwei Uhr Mittags an geschlossen, werde erst um sechs Uhr am andern Morgen wieder beginnen. Eine nette Sache, namentlich da um fünf Uhr Morgens der einzige Courrierzug abging. Es schien kaum ein Ausweg, als bei Nacht durch Bestechung zu entwischen, wie das bereits unter der Hand in Aussicht gestellt wurde. Ein Zufall half uns. Der amerikanische Attaché hatte eine Legitimation, nach welcher sein Gepäck nirgends untersucht werden sollte. Wir stellten dem Sergeanten seine schwere Verantwortlichkeit diesem Privilegium gegenüber vor, er willigte endlich ein, ein Boot um weitere Befehle zu schicken und gegen acht Uhr kam die Erlaubniss, dieses Gepäck ans Land zu lassen. Nun war kein Halten mehr und unter dem Titel des Amerikaners kam die halbe Schiffsladung mit in die Boote.

So habe ich von Cadix selbst kaum etwas gesehen als den guten Gasthof, fonda de Paris. Soweit der Mondschein einen Einblick gestattet, ist es eine sehr wohlgebaute Stadt mit gut gepflasterten reinen Strassen, einigen hübschen Plätzen, übrigens berühmt durch die Schönheit der Gaditanerinnen.

Von Cadix nach Sevilla fährt man etwa fünf Stunden, erst um die Bai durch die Arsenale und Etablissements der Marine von San Fernando, Caracca und Puerto real, den portus Gaditanus der Römer nach Puerto de Santa Maria, welches neben Sevilla und Ronda die berühmtesten Stiergefechte hat. Die Bahn verlässt dann das Meer, um in einiger Entfernung vom Guadalquivir nördlich zu ziehen, durch das Weinland von Jeres, Aecker und Weiden, die von Viehheerden belebt waren. Ein Paar kleine Adler, vielleicht Aquila Bonellii, trieben sich in einer Wiese umher. Unterwegs erfuhren wir, es habe die Nacht in Sevilla ein Aufstand stattgefunden, man habe fünf oder sechs Todte, viele Verwundete. Das war übertrieben, bei Gelegenheit der quinta waren Leute, die gar nichts damit zu thun hatten, mit Gewalt gegen das Rathhaus, ayuntamiento, eingedrungen, man hatte die plaza nueva und die de la constitucion geräumt und neben mehreren leichtern Verwundungen war eine schwere vorgekommen. Obwohl wir, als wir in Sevilla ankamen, noch zwischen der Stadt und dem Bahnhofe eine Batterie Artillerie mit Bedeckung von Jägern und Kavallerie aufgestellt fanden, gab es doch gar keine weiteren Störungen. Es wäre auch den Sevillanern sehr unbequem gewesen, denn in einer Woche hatte der grosse Jahrmarkt zu beginnen und la feria de Sevilla ist wohl

Digitized by Google

das grösste Fest von ganz Spanien, das einmal mitzumachen das sehnliche Verlangen aller Welt ist. Schon waren auf einem grossen Felde in der Nähe des Bahnhofs für Cadix in langen Reihen die Verkaufsläden aufgeschlagen, untermischt mit Buden für Kunstreiter und ähnliche Sehenswürdigkeiten und ausser den Stiergefechten wurden auch Wettrennen angezeigt. Man scheint doch allmälig von den Stierkämpfen mehr abzukommen und sie konnten dieses Jahr, wenigstens in Madrid, nicht angekündigt werden, ohne dass man neben das Lob, welches man den Stieren und der Cuadrilla zollte, ausführliche Versicherungen stellte, dass diese und jene Abscheulichkeit nicht zugelassen werden solle und dass der Ertrag für die Spitäler bestimmt sei.

Schon der Eintritt in Sevilla zwischen dem Palaste San Telmo, welcher dem Herzog von Montpensier gehört und von prachtvollen Gärten umgeben ist, und den Anlagen bei der Tabakfabrik, dann gegen den Alcazar und die Kathedrale zeigt, dass man es hier mit der vornehmsten Stadt Spaniens, vielleicht selbst Madrid nicht ausgenommen, zu thun hat. Bis hier hinauf trägt der Guadalquivir die Meeresschiffe, die einst das Gold und Silber Amerikas an der torre del oro ausschifften. Hier gedeiht der Oelbaum am besten und liefert die aceitunas sevillanas, fast doppelt so gross als die andern Oliven, hier gibt es Seide, hier die prächtigsten Rinder, die edelsten Pferde. Alles athmet Wohlhabenheit. Und wenn man in die Stadt tritt, die reingetünchten Häuser mit den grünen Läden, den kühlen Höfen, der zierlichen und vergoldeten Eisenarbeit an den Gittern, den glänzenden Messingbeschlägen und Ringen an den Thüren, die Paläste mit ihren Marmor- und Stuckarbeiten, wie den des Herzogs von Medina Sidonia an der plaza del duque, sieht, die Düfte der Orangenbäume, mit denen alle Plätze umpflanzt sind, athmet und sich darüber der ungetrübte dunkelblaue Himmel spannt, dann fühlt man, weshalb die Spanier so für Sevilla schwärmen, wo die Natur dem Menschen das Leben leicht und süss macht.

Sevilla hat drei Sehenswürdigkeiten ersten Ranges, die Kathedrale, den Alcazar, die Gemäldegallerie.

Die Kathedrale ist mir als die schönste und vornehmste erschienen, welche ich gesehen habe. Ein Theil ist noch aus der arabischen Zeit. Durch ein hohes und prächtiges maurisches Portal tritt man in einen mit Orangen bepflanzten, von hohen gezinnten Mauern umgebenen Hof, an welchem sich die Giralda erhebt, ein Thurm, der gegen das Jahr 1000 von Huever bis zur Höhe von 250 Fuss geführt wurde. Er ist vierkantig aus Ziegeln auf das Eleganteste zusammengesetzt, in mehreren Etagen mit dreilappigen arabischen Doppelfenstern durchbohrt und mit Zierrathen in arabischer Weise überdeckt. Im sechszehnten Jahrhundert hat man den Thurm durch einen Kuppelaufsatz im Renaissancestil um etwa 100 Fuss erhöht und oben mit der Statue der Gerechtigkeit ge-

Digitized by Google

schmückt, welche bei einem Gewicht von 2800 Pfund als Wetterfahne dem leichtesten Winde folgt und damit dem Thurme den Namen verschafft hat. Die christlichen Verzierungen und Bildsäulen, welche an der arabischen Architektur angebracht sind, zeigen, so die Tempelreinigung und die Apostel Petrus und Paulus an der Eingangspforte dieses Hofes, einen so guten Geschmack, dass durch diese Verbindung ein angenehmes Ganze entstanden ist.

Die Kathedrale selbst, obwohl nach der Seite des Orangenhofes hin noch ein Geringes an ihrer Vollendung fehlt, ist von ausserordentlicher Grösse, indem sie 198 Meter in der Länge misst und die Pfeiler ihrer fünf Schiffe bis zu 39 Meter Höhe erhebt. Sie ist nicht ganz so durchsichtig wie der Dom von Köln, aber ihre Verhältnisse sind grossartiger und ihre Architektur reicher. Es kommt dazu der Reichthum an Gemälden, welche wenigstens am zweiten Morgen, da gerade der Palmsonntag war, durch Oeffnen der Kapellen gesehen werden konnten, leider immer noch mit Ausnahme des berühmtesten, des heiligen Antonius von Murillo, welchen ein neidischer Vorhang verhüllte. Ein Theil des Mittelschiffes war zu den grossen kirchlichen Schaustellungen eingerichtet, welche zur heiligen Woche vorbereitet wurden. Am Palmsonntage, domingo de los ramos, vertheilte man hier geweihte Zweige und segnete auch die oft zierlich geflochtenen Palmblätter ein, welche an den Eingängen der Kirche zum Kaufe ausgestellt waren.

Der Alcazar, die Burg oder der Königspalast, verdankt seine jetzige Erscheinung allerdings sehr wesentlich christlicher Herstellung, zunächst Pedro I. in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, und viele Vermehrungen und Ausbesserungen noch einer viel neueren Zeit bis auf den Herzog von Montpensier. Er ist jedoch auf Grundlage eines Theiles des alten Araberschlosses und unter Pedro durch arabische Baumeister ausgeführt. Für mich ist der Eindruck ein viel weniger befriedigender gewesen als der der Alhambra. Die Verhältnisse sind grösser und die Zierlichkeit des arabischen Zimmerschmuckes verliert dadurch an Bedeutung. Auch macht dieser Palast fast überall mehr den Eindruck des Neuen und Imitirten durch die Art der Muster, den etwas starken Glanz der Farben, den dürftigen Ersatz der bunten Fayenceplättchen oder Azulejos durch Stuck, die Wappenschilder und Adler, welche zwischen den Arabesken eingeschoben sind. Das Ganze möchte grade so gut gestern gemacht sein; die Poësie historischer Erinnerung, welche die Alhambra so rührend macht, fehlt wie die der malerischen Umgebung. Es ist der Alcazar dagegen ein Palast, in welchem gleich wieder königliche Feste gegeben und alle Ansprüche unserer Gesellschaft befriedigt werden könnten. Im Einzelnen sind die Verzierungen der grossen Säle, die Kapitäle, die Bögen und Pfeiler sehr reich und die Wandmuster in starkem Relief gearbeitet.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 25. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Schluss.)

Unter den Sälen, de las donzellas, de los embajadores und de las munnecas sind die Bäder der Maria de Padilla, daran stossen die Gärten mit ihren Springbrunnen und Vexirröhrchen, voll von Rosen und Nachtigallen, Myrthen und Lorbeeren, Palmen und Orangen, von geplatteten Wegen durchschnitten, aber eingeschlossen und ohne Aussicht. Man erhält für 2 Realen eine Eintrittskarte mit einem Coupon für den Palast und einen für den Garten.

Das dritte Wunder von Sevilla ist das Museum. Ausser einigen römischen Ueberresten, die man aus den Bädern und dem Amphitheater der zwei Stunden entfernten alten Italica gewonnen und einigen zum Theil ebenfalls bedeutenden Gemälden andrer Meister enthält dasselbe einen unbezahlbaren Schatz an Bildern Murillo's. War er doch ein Kind dieser glücklichen Stadt, die auf allen Strassen die Typen zu seinen holdseligen Marien, seinen grossäugigen Christuskindern, seinen graubärtigen Heiligen und seinen Bettelknaben aufweist, denen bei einem Stücke Brod und Melone und in Lumpen der milde Himmel doch noch ein freundliches Dasein gewährt.

Es gibt hier an zwanzig Gemälde dieses Meisters und sie gehören zu seinen allergrössesten Darstellungen aus dem Leben Christi und der Legende. Sie sind alle von ganz ernstem Charakter, welcher aber nicht die englische Lieblichkeit der Marien ausschliesst. Man hat namentlich San Felix de Cantalicio, der durch sein Gebet das Christuskind aus Marias Arm zu sich herabzieht, eine Geburt Christi, zwei Himmelfahrten Mariä, die ja überall die grössten Leistungen Murillo's sind, den heiligen Thomas von Villanueva, eine Darstellung der mildherzigsten Almosenvertheilung, Santa Justa und Rufina, die reizenden Schutzheiligen Sevillas.

Es ist wohl kein Zweifel, dass Andalusien und besonders Sevilla einem Maler, der wie Murillo die Menschen wiederzugeben und zu verklären vermochte, für Frauenschönheit besonders herrliche Modelle bot. Es ist diese hier in einer ganz eigenthümlichen Form und sehr zahlreich vertreten, wie die Kathedrale am Palmsonntagmorgen, aber auch das Treiben in den Strassen am linden Abend bewiesen. Man darf allerdings nicht glauben, dass es nicht immer noch viel mehr unbedeutende oder unschöne Gesichter gäbe,

Digitized by Google

als ausgezeichnete. Aber man sieht eine grosse Anzahl von Mädchen und Frauen, welche bei einer zarten Gestalt mit zierlichen Gliedern unter den von der Mantilla leicht bedeckten, blumengezierten, schwarzen, glänzenden Haaren ein regelmässig ovales Gesichtchen zeigen von zarter Farbe mit ausreichendem Rothe der Wangen, grossen runden von schweren Lidern beschatteten Augen, einer feinen, ziemlich graden Nase, einem merkwürdig kleinen Munde mit vollen Lippen und einer wunderbar lieblichen Kindlichkeit des Ausdrucks. Solche bewegen sich mit scheinbar unbewusster Grazie und Würde, und nehmen sich niemals eine Freiheit, welche über die feinsten Gränzen des Anstandes hinaus ginge. Ich möchte das die specifisch-spanische Schönheit nennen, und sie bleibt den Frauen, obwohl sie später leicht etwas stark werden, in den Hauptzügen, wie es scheint, ziemlich lange erhalten. Es gibt daneben Frauengesichter von einem viel schärfern, dem italienischen mehr ähnlichen, Charakter. Hier ist die Nase eher gebogen, der Mund grösser, das Gesicht länger, die Farbe dunkler. Sie bleiben meistens mager und haben frühzeitig unschönen Bartwuchs, dessen Schwärze und Länge manchmal von einem Manne beneidet werden könnten. Es gibt endlich, besonders unter dem niedern Volke, welches allerdings der sorgfältigen Pflege und des Schutzes der Haut in schattigen Wohnungen und durch Fontainen und Blumen erfrischten Höfen sich nicht erfreut, sehr braune Gesichter, deren Züge bald mehr nach den Mauren, bald mehr nach den Gitanos hinweisen und deren Ausdruck ebenso wenig von Zucht und Sitte beherrscht, vielmehr der Leidenschaft des Augenblicks Preis gegeben wird, wie es auch ihre Lebensweise sein soll.

Ich darf nicht vergessen noch eines Bildes von Murillo zu erwähnen, welches neben der Speisung mit Brod und Fischen in der Kapelle der Caridad aufgehängt ist. Es ist das der berühmte Moses in Horeb an Massa und Meriba: da sollst Du den Felsen schlagen, so wird Wasser herauslaufen, dass das Volke trinke. Und das Volk drängt sich um den Felsen und trinkt mit verklärten Mienen den klaren Brunnen, dessen Werth der heisse trockene Süden höher zu würdigen weiss. Es gibt wenig Bilder, welche so wirkungsvoll in der Gruppenbildung sind, so mit empfinden lassen als dieses.

In einem überaus reichen Renaissancestil des sechszehnten Jahrhunderts ist die casa de ayuntamiento, das Rathhaus errichtet. Eine Fülle von korinthischen Säulen, Medaillons, Laubwerk, Figuren und Arabesken zieren in geschmackvoller Verbindung die der plaza de la constitucion zugewandte Seite. Dieses Gebäude, die Kathedrale, der Alcazar, die grosse Tabaksfabrik und der Palast San Telmo liegen ganz nahe zusammen gegen das südliche Ende der Stadt bis hinaus vor die puerta de Jerez.

Mein Aufenthalt in Sevilla war leider auf 24 Stunden beschränkt; der Eilzug, der mich am Samstag gebracht hatte, entführte mich am nächsten Morgen. Man war grade damit beschäftigt

Digitized by Google

den Bahnhof von Cadix mit dem von Cordova zu verbinden, welcher in einem ziemlich offenen Terrain vor der puerta de Triana und gegen die Brücke hin in grossem Massstabe angelegt aber noch unfertig ist.

Durch fruchtbare Gefilde zieht sich die Bahn zuerst nach Cordova. Man sieht noch lange die Giralda, das Wahrzeichen Sevilla's, bei Lora del Rio geht die Bahn auf das nördliche, rechte Ufer des Guadalquivir über und zieht sich im Bogen um den schon von den Arabern mit einem Kastelle besetzten schroffen Felsen von Almodovar. Bei Villarubia sah ich auf einer Oekonomie eine ziemliche Anzahl von Störchen nisten, dann kurz vor Cordova ausser grossen Mengen frei weidenden Viehs ausgedehnte mit Mauern umzogene Weideplätze für die Stiere, welche zu den Stiergefechten bestimmt sind. Da dieselben sich am Hügellande hinaufziehen, konnte man die ganzen Heerden dieser ebenso edlen als bösartigen Thiere von der Bahn aus übersehen; allerdings so fern, dass die einzelnen fast nur als dunkle Punkte erschienen. Die Zucht solcher Stiere können natürlich nur sehr grosse Grundbesitzer unternehmen. Früher begnügte man sich die natürlichen Schranken der einen oder andern Berggegend durch gezogene Gräben zu vermehren und es sollen dann öfter Verirrte zwischen solchen Heerden ein entsetzliches Loos gefunden haben.

In Cordova wurde Mittag gemacht. Es sind dafür einzelne Stationen des spanischen Eisenbahnnetzes ähnlich wie in Frankreich gut eingerichtet und man zahlt gewöhnlich für ein Diner 14 Realen, also ziemlich genau einen Thaler. Von Cordova bis Alcazar hatte ich dieselbe Bahn, mit welcher ich hergekommen war, und gelangte so nach einem letzten Blicke auf die Gebirge der Sierra nevada von Menjibar aus, bei Sonnenuntergang, durch die Mancha wieder nach Kastilien hinüber. Wieder deckte die Nacht die öde Gegend.

Mein Plan war nun Toledo zu besuchen, welches ein wenig linker Hand von der Strasse nach Madrid mit einer besondern Eisenbahn erreicht werden kann. Auf der betreffenden Station Castillejo kommt man jedoch schon vor vier Uhr Morgens an und der Zug nach Toledo geht erst gegen ein Uhr Nachmittags ab, einer der sprechendsten Beweise für die mangelhafte Einrichtung des Dienstes auf den spanischen Eisenbahnen. Ich fuhr also noch zwei Stationen weiter in der Richtung gegen Madrid, nach Aranjuez, um von dort Mittags nach Castillejo und Toledo zurückzukehren.

Das was den Reiz von Aranjuez bildet, kann man nur begreifen, wenn man dort aussteigt, und das Entzücken, welches es in den Bewohnern der Hauptstadt erregt, überhaupt nur im Gegensatz zu der überaus öden Gegend um Madrid, in welcher die spanischen Könige sich seit Philipp II. diesen Sommersitz eingerichtet haben.

Digitized by Google

Das Schloss selbst steht am Rande des Tajo, ist ziemlich geräumig und mit Nebengebäuden versehen. Um dasselbe hat sich eine kleine Stadt mit breiten, in dieser Jahreszeit noch ganz verlassenen, Strassen aufgebaut, mit Hôtels, Pensionaten, Handwerkern, Pferdeverleihern und dergleichen. An Schloss und Stadt stossen die parkartigen Gärten, welche ihre königlichen Namen jetzt gegen die des jardin de Topete und jardin de Prim haben umtauschen müssen. Es ist einiges in diesen Gärten von Tempeln und Bildwerken, namentlich ein Hercules mit den Emblemen seiner Thaten, aber das ist weniger als man in den meisten ähnlichen Anlagen des Rococogeschmackes findet. Ihre Schönheit besteht in dem Reichthum an Wasser, den hohen Bäumen und dichten Gebüschen, welche, da ich am frühen Morgen in ihnen verweilte, von einer Menge von Vögeln belebt waren. Aus den Gipfeln kam der Ruf des Kukuk, die melodischen, wehmüthigen Klänge zahlreicher zierlicher Wiedehopfe, das Lachen der Buntspechte, der Gesang der Amseln und die gezogenen Töne der Staare; auf den Obstbäumen sah man Grünfinken und Buchfinken; Meisen umliefen die Zweige; aus den Gebüschen schlugen Grasmücken und unermüdliche Nachtigallen, so wenig scheu, dass man das Zittern der kleinen Kehlen sehen konnte. Ich habe kaum je ein lebhafteres Vogelkonzert gehört. Von Pflanzen habe ich hier noch Camellien im Freien bemerkt. Man befindet sich zwar unter dem vierzigsten Grade und ziemlich in der Breite von Mallorka, aber so weit entfernt von dem mildernden Einflusse der See als es fast in Spanien möglich ist, in einem rauhen Hochlande.

Man hält bei Aranjuez auf der Domaine etwa fünfzig Dromedare und benutzt deren einige zum Lasttragen. Sie brachten grade Steine zum Bau eines Bassins und hatten dafür ein Paar grosser Körbe am Sattel befestigt, deren Boden abgeklappt werden und so die Last ausfallen lassen konnte.

Das Schloss hat in seinem Innern eine Menge königlicher Einrichtungsgegenstände, alle jetzt, um Entwendung zu vermeiden, mit Nummern beklebt, nur wenige Gemälde von grösserer Bedeutung, aber mancherlei Putz an Möbeln; Schlafgemach und Toilette der Königin Isabella; ein Zimmer ganz mit Porzellan ausgeschlagen und dabei grosse und geschmackvolle Figurenbilder aus dem chinesischen Leben. Ich habe in Porzellan noch nichts so hübsches gesehen. Man erhält unentgeldlich auf der Intendanz eine Karte für den Besuch des Schlosses und zwei für die beiden Gärten. Alle solche Dinge sind jetzt in Spanien viel besser und bequemer eingerichtet als früher.

Von Aranjuez nach Toledo folgt die Eisenbahn dem Thale des Tajo. Wo er in einer tiefen Schlucht in einem Halbkreise einen nach dem Flusse zu am steilsten abfallenden Felsen umgibt, haben die Gothen sich die feste Stadt gebaut, welche Karl der Grosse besucht hat, die Araber viele Jahrhunderte besassen, König Alfons

Digitized by Google

den Christen wieder gewann und die jetzt, da sie einst 200,000 Einwohner, die Zierde des Ritterthums, eine hohe Industrie besass, zu 18,000 Bewohnern und zur grenzenlosesten Bettelhaftigkeit heruntergesunken ist.

Die ganze Lage Toledos vom puente d'Alcantara bis dorthin, wo man auf rasch absteigender Strasse den puente San Martin erreicht, ist prachtvoll. Alles hoch, etwas hüglig durchschnitten, der Siebenhügelstadt darin vergleichbar. Rings umschliessende Mauern mit Zinnen und Thürmen, mit Thoren, von denen die puerta del Sol mit ihren zwei plumpen Thorthürmen, die den doppelten maurischen Bogen schützend zwischen sich nehmen, ein köstliches arabisches Denkmal ist, mit dem höchst gelegenen Alcazar, dem 90 Meter erreichenden Thurme der Kathedrale und einer Menge andrer Kirchen, den Vorwerken und Trümmern auf den Hügeln diesseits und jenseits des Tajo und in das flachere Land hinaus.

Und Toledo hält, was es verspricht, malerisch in seiner Verlassenheit und seinen Ruinen; seine Stille redet vom Wechsel der Dinge. Man wandert in den abgelegenen Stadttheilen zwischen hohen, fensterlosen Aussenwänden, bis ein maurischer Bogen den Einblick in einen Hof eröffnet; man sieht die schweren mittelalterlichen beschlagenen Holzthüren, die sparsamen vergitterten Fenster, die Wappenschilder und Granitportale, manchmal lange ohne einem Menschen zu begegnen; man merkt wie sich das einmal hier in einander hat schachteln müssen, um Raum zu finden, da die Sicherheit nicht erlaubte, die Stadt über die hohen Schutzmauern hinaus auszudehnen; man findet die klassischsten Alterthümer in Pferdeställen und Remisen; man trifft hier auf eine verlassene Moschee, dort auf ein Kloster, das ein ganzes Viertel einnimmt; man trauert mit über die geschwundene Grösse und freut sich doch, dass Vieles mit ihr unterging, was untergehen musste. Nicht selten ist man gezwungen, sich mit dem Kompass durch die gewundenen, engen, einsamen Gassen seinen Weg zu suchen.

Das Interesse des allgemeinen Anblicks geht in Toledo jedenfalls über die Besonderheiten. Die Hauptmerkwürdigkeit ist die wunderschöne Lage der Stadt selbst und die vollständige Erhaltung des mittelalterlichen Charakters und der Befestigungen. Sie ist ein Gegenstück zu Nürnberg und Carcassone. Doch fehlt es nicht an ausgezeichneten Einzelheiten. Wenn der Maler Amil gesagt hat, er wisse noch nichts von Toledo, nachdem er neun Monate dort gelebt hat, so wird man von uns nicht viel verlangen können, die wir nicht halb soviele Stunden dort waren. Dennoch hat diese Zeit genügt, um die ganze Stadt kreuz und quer zu durchziehen, die wichtigsten Denkmäler zu sehen und uns vom Ganzen tief durchdringen zu lassen. Von jenen hebe ich drei hervor: die Kathedrale, das Kloster San Juan de los Reyes und den Alcazar.

Die Kathedrale ist von 1227 bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in gothischem Stile gebaut, hat einen schönen

Digitized by Google

Kreuzgang, prachtvolle Portale, ist im mittlern Schiffe vierzig Meter hoch, und im Chore an der Rückwand des Hochaltars mit den verschwenderischsten durchbrochenen Marmorarbeiten theatralisch geschmückt. Trotz aller Pracht bleibt sie erheblich hinter der von Sevilla und dem Dom von Cöln zurück, den ich bei meiner Heimkehr wieder zu bewundern Gelegenheit hatte. Ob die in dieser Kathedrale dem alten gothischen Ritus geweihte Kapelle der Mozaraben gegenüber der neuen Unifikation in Rom die Rechte, die diese Sekte gegen Mauren und Katholiken im Mittelalter blutig vertheidigt hat, wohl noch wird bewahren können? Der Kreuzgang des Klosters von San Juan de los Reyes ist von überraschender Schönheit; die Reste, welche die Zerstörungen der französischen Invasion überdauert haben, erscheinen zwischen den Ruinen vielleicht noch werthvoller, als da sie neu standen. Zwischen die Pfeiler mit ihren wunderbar feinen Verzierungen, die ernsten Statuen, die Fensterstäbe, die Kleeblätter und Spitzbogen drängen sich die Ranken der Schlinggewächse als wären auch sie ein Theil des Gedankens des Baumeisters, der eine Stelle schaffen wollte, wo die Seele gerne auf die Aussenwelt verzichten und stillen Frieden finden konnte. Die zugehörige Kirche San Martin ist eher mit Zierrathen überladen und ihr Stil nicht imposant; eine Sammlung von Oelgemälden, welche man aus verschiedenen Lokalitäten hier mit einigen andern Alterthümern zu einem Museum von Cordova vereinigt hat, ist fast ganz werthlos. Neben dem Kloster sind noch ganze Berge von Trümmern seit dem französischen Kriege unaufgeräumt geblieben.

Wenn man an diesem westlichen Ende der Stadt auf einen der öden hochgelegenen Plätze heraustritt, so hat man unter sich den vielbogigen, mit Thürmen geschützten puente de San Martin, sieht gegen Nordwesten die schneebedeckte Sierra de Gredos, gegen Süden die ersten Höhen der Sierra de Toledo. Am östlichen Ende der Stadt gewährt ein mit einer Doppelwendeltreppe zu ersteigender Thurm des Alcazar eine eben so umfassende Aussicht und zugleich einen Einblick in die eigenthümliche Bauweise der Stadt. Fast überall sieht man nach maurischer Weise die Häuser einen Hof umstehen, zu welchem die Dächer sich neigen, der mit Gallerien umgeben der Mittelpunkt des Familienlebens ist, während nach der Strasse nur enge Pforten und wenige vergitterte Fensterchen führen. Ein bedeutendes architektonisches Interesse hat der Alcazar nicht. Ein sehr grosses einen Hof umfassendes Gebäude im Renaissancestil wird er augenblicklich wieder hergestellt, um irgend eine gemeinnützige Anstalt aufzunehmen. Einzelne Kirchen in Toledo haben noch ganz die Gestalt der Moscheen behalten. In San Marcos, einer der alten mozarabischen Pfarrkirchen, stellte man grade zur heiligen Woche die Leidtragung Christi in bunt kostümirten Puppen auf. Man verkauft auch jetzt noch in Toledo alte und neue Dogen, Schwerdter und Messer, oft ganz mittelmässige Arbeit zu

hohen Preissen. Durch das menschenarme und rauhe Land gelangten wir um zehn Uhr Abends nach Madrid.

Die Hauptstadt Spaniens ist, was das öffentliche Leben betrifft, wohl die am wenigsten spezifische Stadt des ganzen Landes und besitzt auch kaum etwas von architektonischer Bedeutung. Einzig und unübertrefflich ist allein die Gemäldegallerie. Unter mehr als zwei tausend Gemälden zählt man 46 von Murillo, 58 von Ribera, 64 von Velasquez, 43 von Tizian, 10 von Rafael, 4 von Correggio, 31 von Rubens und 9 von Dürer. Und es sind die von den genannten, sowie von vielen andern Malern hier vorhandenen häufig die ausgezeichnetsten, welche diese überhaupt geliefert. Wir müssen uns enthalten, auf Einzelnheiten einzugehen, aber, was die spanischen Könige von Carl V. an in Verständniss für Kunst geleistet haben, wirft ein besseres Licht auf sie, als ihre meisten andern Thaten. Diese Gallerie allein lohnt reichlich die Reise nach Madrid. Eine kleine Anzahl von Bildern, unter denen die den Grind heilende heilige Elisabeth von Murillo und die Maja con vestidos und sin vestidos von Goya die ausgezeichnetsten, ist in der Academia San Fernando aufgestellt. Dort befinden sich auch die naturhistorischen Sammlungen, in welchen Herr Professor Vilanova mich auf das Freundlichste geleitete. Das bedeutendste Stück in denselben ist das Megatherium, welches 1789 von Loreto bei Buenos-Ayres gefunden wurde. Das Skelet ist von wunderbarer Vollkommenheit bis zu den Phalangen und dem Schwanze. Man geht nunmehr mit dem Gedanken um, es durch Abgüsse zu vervielfältigen. Im Ganzen wohl vierzehn Fuss messend hat es kaum Raum in dem engen Zimmer, in welchem es aufgestellt ist.

Ich verweilte in Madrid diesmal nur vierzig Stunden und fuhr dann über Paris, wo ich grade vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Valencia eintraf, nach Deutschland zurück. In den letzten acht Tagen hatte ich allerdings etwa zweitausend und achthundert Kilometer Eisenbahn und fünfzehn Breitegrade durchfahren.

Geschäftliche Mittheilungen.

Am 29. Oktober 1869 wurde der Vorstand des Vereins für 1869—70 gewählt, und zwar:

Herr Geheimerath Helmholtz zum ersten Vorsteher.
Herr Hofrath Kirchhoff zum zweiten Vorsteher.
Herr Prof. Alex. Pagenstecher zum ersten Schriftführer.
Herr Dr. Fr. Eisenlohr zum zweiten Schriftführer.
Herr Prof. Nuhn zum Rechner.

Als ordentliche Mitglieder wurden in den Verein aufgenommen die Herren

Dr. Alex. v. Frantzius.

Digitized by Google

Dr. Emil Bessels.
Dr. Gustav Waltz.
Bezirksassistenz Finck.
Prof. O. Königsberger.

Durch den Tod verlor der Verein sein langjähriges Mitglied Herrn J. Lommel, sowie Herrn Dr. Fr. Bergmann, Assistent an der Augenheilanstalt, durch Berufungen an andere Universitäten die Herren Professoren Heine, Heinr. Weber und Paul du Bois Reymond.

Man bittet, wie bisher alle Zusendungen an den ersten Schriftführer Herrn Professor Alex. Pagenstecher zu richten und im Nachfolgenden die Empfangsbescheinigung für die zuletzt eingangenen erkennen zu wollen. Zur Ausfüllung etwaiger Lücken in unsern Zusendungen bitten wir immer um schleunige Anzeige, weil stets nur wenige Exemplare der zuletzt erschienenen Hefte vorräthig sind.

Verzeichniss

der vom 1. September 1869 bis zum 1. Juni 1870 beim Vereine eingegangenen Druckschriften.

Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich XII und XIII.

Bulletin de la société des sciences médicales du Grand duché de Luxembourg 1869.

Verhandlungen des naturwissenschaftl. Vereins in Carlsruhe III.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften von C. Giebel und M. Siewert XXXIII. XXXIV.

Zwanzigster Bericht des naturhist. Vereins in Augsburg.

Schriften der königl. physikalisch ökonom. Gesellschaft zu Königsberg IX. 1 u. 2.

Von der Smithsonian Society in Washington:
- Annual report 1867.
- Binney u. Bland: Pulmonata geophila.
- Annual report of the museum of comparative zoology at Harvard university 1868.
- Directions to army surgeons 1864.

Von der Boston Society of natural history:
- Memoires vol. I. part. 4.
- Harris: entomological correspondence.
- Proceedings vol. XII. signatures 1—17.

Von der Société Impér. des sciences naturelles de Cherbourg:
- Mémoires XII—XIV.
- A. le Jolis: de l'influence chimique sur la dispersion des plantes.

Digitized by Google

A. le Jolis: des prétendues origines scandinaves du patois normand.

A. le Jolis: liste des mémoires scientifiques.

Sitzungsberichte der Gesellschaft f. Natur- u. Heilkunde zu Dresden 1868—69. II.

Bulletins de l'académie Royale de médecine de Belgique: Troisième série III. 6—8.

Bericht über die Sitzungen der naturf. Gesellschaft zu Halle 1868.

Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark II. 1.

Rendiconti del Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere, Série II. vol. 11—20 und II.

M. L. Lortet: Deux ascensions au Montblanc en 1869.

Annales de l'observatoire physique central de Russie 1865.

Annuario della società dei Naturalisti in Modena, anno IV.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien 1869, 20—28, 1870, 1—12.

Vom War Department, surgeons general's office at Washington: Circular II. 1869, Excisions of the head of the femur.

Schriften der naturf Gesellschaft in Danzig. Neue Folge. II. 2.

46ster Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft f. vaterländische Cultur.

Von derselben: Abhandlungen 1868 II, 1869. Philos. Abtheilung. 1868—69 Abth. f. Naturw. u. Med.

Sitzungsberichte der naturwissensch. Gesellschaft Isis in Dresden 1869. 7—12. 1870 Januar—März.

Von der koninklijke Akademie von Wetenschappen in Amsterdam:
Verslagen en Mededeelingen, Afdeeling Naturkunde, Tweede reeks III.
Procesen-verbaal, Afdeeling Naturkunde, Mai 1868 bis April 1869.

Bulletin de la Société Impériale des naturalistes de Moscou 1868. 4. 1869. 1—3.

Memoirs of the literary and philosophical society of Manchester third series, vol. III. 1868. — Proceedings, vol. V—VII.

Giornale di scienze naturali ed economiche del istituto tecnico di Palermo. V, 1 3. 4.

Von der Société des sciences physiques et naturelles de Bordeaux:
Mémoires V. p. 279 — fin, VII.
Extrait des procès verbaux p. 33—69. 1869. I—XXII.

Bericht der Senkenbergischen naturf. Gesellschaft zu Frankf. a. M. 1868—69.

35ster Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde.

10te Jahresversammlung des Zentralvereins deutscher Zahnärzte 1865.

Abhandlungen der Senkenbergischen Gesellschaft VII. 1 u. 2.

Mittheilungen aus dem naturw. Verein von Neuvorpommern und Rügen I.

Digitized by Google

Sitzungsberichte des Vereins der Aerzte in Steiermark VI.
Vom naturw. Verein in Carlsruhe: Verhandlungen IV.
W. Bausch: Uebersicht der Flechten des Grossherzogthums Baden.
Jahresbericht des naturh. Vereins in Passau VII, VIII. 1865—68.
Jahresbericht über die Verwaltung des Medizinalwesens in Frankfurt a. M. X. XI.
Statistische Mittheilungen über den Civilstand in Frankfurt a. M.
Sitzungsberichte der königl. bair. Akademie der Wissenschaften zu München 1869. I. 4. II. 1870. I.
Von der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften zu Marburg:
Sitzungsberichte 1868.
Claus: über Lernaeocera, Peniculus und Lernaea.
Claus: über Leptodera appendiculata.
Claus: über die Cyprislarven der Cirripedien.
Wagner: über Entwicklung der Muskelfaser.
Nachrichten von der k. Gesellschaft der Wissenschaften an der Georg-August-Universität zu Göttingen 1869.
Bonizzi: sulle veritá della specie Gasterosteus aculeatus.
Correspondenzblatt des zoologisch-mineral. Vereins in Regensburg. XXIII.
Berichte über die Verhandlungen der naturf. Gesellschaft zu Freiburg i. Br. V. 2.
16ter Bericht der Philomathie in Neisse 1869.
Fünfte Nachricht von dem Zustande und Fortgange des Hospitals zum heil. Geist in Frankfurt a. M.
Bulletin de l'académie Impériale de St. Pétersburg XIV. 1—21.
Von der k. Universität zu Christiania:
Forhandlinger i Videnskabs Selskabet i Christiania 1868.
Generalberetning fra Gaustad Sindsygeasyl 1868.
Norges officielle Statistik:
Beretning om sundhedstilstanden 1866.
Tabeller over de Spedalske 1866.
Rapport sur l'état de la statistique officielle.
Forhandlinger ved de skandinaviske Naturforskeres tiende möde i Christiania 1868.
Sexe: le Glacier de Boium.
Synnestuedt: Bursae mucosae.
Bulletin de la société d'histoire naturelle de Colmar. X. 1869.
Mittheilungen aus dem Osterlande. XIX. Altenburg 1869.
Repertorium für Meteorologie von H. Wild. I. 1. Petersburg 1869.
Vorschläge zur Reorganisation des meteorologischen Beobachtungssystems in Russland 1869.
Abhandlungen vom naturwissenschaftl. Vereine zu Bremen II. 2. 1870.
Lotos XIX.

Digitized by Google

Correspondenzblatt des naturf. Vereins zu Riga XVII.
Von der physikalisch-mediz. Gesellschaft zu Würzburg:
Verhandlungen N. F. I. 4.
Verzeichniss der Bibliothek.
Procedings of the Royal society of London XI—XVII. XVIII. 1—3.
Berichte über die Verhandlungen der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 1867. 3. 4. 1868. 1—3. 1869. 1.
Notizblatt des Vereins für Erdkunde zu Darmstadt III. 8.
Verhandlungen des naturh. Vereins in Brünn VII.
Von der Acad. Royale de Belgique: Bullet. XXVII. XXVIII. Annuaire 1870.
Verhandlungen des naturh. Vereins der preuss. Rheinlande und Westphalens XXVI.
Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Meklenburg XIII.
Schriften der physik.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg X.

---

1. *Untersuchungen über die Quellen des Plutarchos im Nikias und Alkibiades, so wie des Cornelius im Alcibiades und des Diodorus und Justinus in dem entsprechenden Abschnitte der griechischen Geschichte von Wilhelm Fricke. Leipsig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1869. VI u. 103 S. in gr. 8.*
2. *Plutarch und Tacitus. Eine Quellenuntersuchung von Dr. Octavius Clason. Berlin 1870. Paul Gerh. Heinersdorff (Ed. Beck'sche Buchhandlung). 73 S. in gr. 8.*

Die früher weniger beachtete Frage nach den Quellen, welche Plutarch's Biographien zu Grunde liegen, ist in der neuesten Zeit vielfach aufgenommen worden, und zwar in der Weise, dass man bemüht war, die Darstellung Plutarch's im Einzelnen, Schritt für Schritt, Capitel um Capitel, zu verfolgen und die Quelle, aus welcher jeder Abschnitt genommen, zu ermitteln, um dadurch zu einem sichern Gesammtresultat zu gelangen. Es war diess, auch abgesehen von Anderem, schon darum um so nothwendiger, als die ganze Darstellungsweise dieses Schriftstellers in seinen Biographien mehrfach in neueren Zeiten einem starken Tadel ausgesetzt und Werth und Bedeutung dieser Biographien gar zu sehr herabgedrückt worden war, ja man theilweise selbst so weit gegangen war, diesem Schriftsteller in seinen Biographien allen historischen Werth abzusprechen. Wenn diess bei einem Manne, der sich sonst als einen so durchaus gewissenhaften und redlichen Forscher zu erkennen gibt, wohl ein gerechtes Bedenken erregen konnte, so haben die über die Quellen einer Reihe von Biographien geführten Untersuchungen hinreichend bewiesen, wie wenig begründet die Annahme ist, welche dem Plutarch absichtliche Fälschung oder Entstellung

des thatsächlichen Verhalts vorwirft und damit in seine Angaben ein völliges Misstrauen zu setzen gesucht hat; andererseits aber haben sie auch dazu beigetragen, das Urtheil über Plutarch als Historiker, wie er sich mehr oder minder in allen seinen historischen, zunächst biographischen Darstellungen zeigt, auf den richtigen Standpunkt zurückzuführen. Man hat früher nur zu sehr übersehen, was Plutarch selbst als seinen Standpunkt bei Abfassung der Biographien bezeichnet: er will ja, wie er ausdrücklich anführt, keine Geschichte schreiben, sondern Lebensbilder geben, in welchen nicht blos die Aehnlichkeit mit dem Darzustellenden hervortreten, sondern auch der Charakter des zu Schildernden angedeutet werden soll, wie solches ja auch bei dem wirklichen Maler der Fall ist, dessen Porträt uns auch eine Andeutung des Charakters soll erkennen lassen; er will die Schilderung der Thaten jedes Einzelnen und der äussern Verhältnisse, so gross und bedeutend sie auch sind, Andern überlassen und um so mehr den innern Charakter zeichnen und dadurch ein Lebensbild eines jeden geben (*εἰδοποιεῖν τὸν ἑκάστου βίον* Alex. 1); er will daher ebensowenig in alle Einzelnheiten des geschichtlichen Verlaufs sich einlassen (*τὰ μὲν οὖν καθ' ἕκαστα τῶν γενομένων ἀπαγγέλλειν ἀκριβῶς τῆς πραγματικῆς ἱστορίας ἐστίν* Galb. 2), aber um so mehr Alles das in sein Bild aufnehmen, worin Charakter und inneres Wesen sich abspiegelt. Und dieser Zweck hat natürlich die Aufnahme der einzelnen thatsächlichen Angaben bestimmt, welche wir in jeder Biographie lesen: nur zu oft treten die äusseren Ereignisse in den Hintergrund, oder sie werden nur unvollständig angegeben, auch nicht in ihrem inneren Zusammenhang dargestellt, eben weil diess gar nicht in dem Zweck und der Absicht des Biographen lag. Es wird daher auch, zumal wenn wir die ungemeine schriftstellerische Thätigkeit dieses Mannes bis in sein hohes Alter hinein, in Erwägung ziehen, nicht auffallend erscheinen, dass er — und darauf wird bald ein Jeder kommen, der mit Aufmerksamkeit diese Biographien durchliest, — bei Abfassung jeder einzelnen Biographie vorzugsweise an Eine bestimmte Quelle, an Einen bestimmten Schriftsteller sich gehalten und aus ihm das, was ihm geeignet erschien, entnommen hat, dass er dann aber auch aus andern Schriftstellern Einzelnes, was ihm für seinen Zweck passend erschien, herzuzieht, und meist nur in solchen Fällen den Schriftsteller selbst nennt, dem er diesen Zug entnommen hat, zumal wenn sich ein Widerspruch dieses Schriftstellers mit der Hauptquelle, der er folgt, herausgestellt hat. Und wenn er hier mit aller Gewissenhaftigkeit, wie sie seinem ganzen Wesen eigen war, und Alles durchdrang, verfahren ist, so lag es ihm doch wieder fern, das, was er vorgefunden, auch kritisch zu prüfen: er war zufrieden, Etwas gefunden zu haben, was seinem Zweck entsprach, um ihm auch sofort einen Platz in seiner Darstellung anzuweisen, die darum hier und dort der Kritik gerechten Anstoss gegeben

Digitized by Google

und sich selbst von einzelnen Versehen und Irrthümern nicht frei erhalten hat.

Die unter nr. 1 aufgeführte Untersuchung über die Quellen des Plutarch in den Biographien des Nicias und Alcibiades ist eine sehr genaue, in Alles Detail sorgsam eingehende, die daher auch diejenigen Schriftsteller berücksichtigt, welche, wie Cornelius Nepos, Diodor, Justinus, den gleichen historischen Stoff behandelt haben. Wenn unter diesen Schriftstellern Cornelius »durchweg zu kurz und flüchtig ist, als dass man aus ihm ein deutliches Bild von dem Charakter seiner Quelle bekommen könnte, er hat aber auch nirgends mehrere ineinander verarbeitet, und eine eigenthümliche Färbung scheint er der Erzählung gleichfalls nicht gegeben zu haben«, so wird man dieses Urtheil nicht unbedingt bestreiten wollen, wohl aber auch zu beherzigen haben, dass wir in keinem Fall den wahren, ächten und vollständigen Cornelius mehr vor uns haben, sondern die abgekürzte, von Aemilius Probus für die Zwecke des Unterrichts zugestutzte, und daher meist auf die kurze Angabe des Thatsächlichen sich beschränkende Vita Alcibiadis. Dass aber bei Diodorus als Hauptquelle Ephorus anzusehen ist, scheint uns auch durch die hier geführte Untersuchung erwiesen zu sein.

Nach dieser Voruntersuchung wendet sich der Verf. S. 19 ff. zu den beiden Biographien des Plutarch, und zwar zuvörderst zu der des Nicias, in deren Anfang Plutarch selbst den Thucydides und Philistus als seine Hauptquellen, mit welchen er Einiges aus andern Quellen verbunden, bezeichnet und damit sogar einen Ausfall auf den Timäus verbunden hat. Der Verf. glaubt nun dabei auch eine Benutzung des Philochorus und Theopompus annehmen zu können, während in denjenigen Theilen, deren Inhalt mit dem der Biographie des Alcibiades zusammentrifft, die gleiche Quelle benutzt erscheint, welche, neben Thucydides, hier in Ephorus gefunden werden soll. In dem übrigen Theil der Biographie, welcher von Cap. 12—30 mit dem sicilischen Feldzug sich beschäftigt, wird zwiefach unterschieden, indem der eine Theil (cp. 12—16) dem Timäus, der andre (cp. 17—30) dem Philistus zugewiesen wird.

Etwas schwieriger stellt sich dieser Nachweis bei dem Leben des Alcibiades heraus, in welchem so Vielerlei, namentlich von Anecdoten, die zur Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes dienen, aus verschiedenartigen Quellen zusammengetragen erscheint, und eine ähnliche bestimmte Angabe der Quellen von Seiten des Autors vermisst wird, der nur hier und da einzelne Anführungen gibt. Neben Ephorus, Duris und Theophrastus, die namentlich citirt werden, und einigen anderen Anführungen, die sich aber wohl auf einzelne Anecdoten u. dgl. beschränken, glaubt der Verf. als eine Hauptquelle die von Satyrus verfasste Biographie des Alcibiades betrachten zu können, indem eine direkte Benutzung des Thucydides in Zweifel gezogen wird. Mit aller Genauigkeit wer-

Digitized by Google

den nun, und unter Heranziehung der Berichte des Justinus, Cornelius und Diodorus über die gleichen Ereignisse, die einzelnen Abschnitte der Biographie durchgangen und wird hier insbesondere auf Benutzung des Ephorus und Theopompus hingewiesen, welches Ergebniss auch so ziemlich als gesichert erscheinen kann.

Die in der andern Schrift unter nr. 2 zunächst über die Quelle der Biographien des Otho und Galba geführte Untersuchung trifft zusammen mit einer andern, welche uns in diesen Tagen aufgestossen ist, wir meinen die im vierten Bande des Hermes enthaltene Abhandlung von Th. Mommsen über den gleichen Gegenstand. Wenn das Ergebniss beider ganz unabhängig von einander geführten Untersuchungen das gleiche ist, und bei der vorhandenen Sachlage auch wohl nicht anders ausfallen konnte, so gehen doch die daraus weiter gezogenen Folgerungen bei beiden sehr auseinander. Unser Verf. nemlich hat in der Untersuchung, mit welcher er seine Schrift beginnt, »über den Verwandtschaftsgrad, in welchem Plutarch's Biographien des Galba und Otho zu den zwei ersten Büchern der Historien des Tacitus stehen«, mittelst einer genauen Zusammenstellung der betreffenden Abschnitte nachgewiesen, »dass von Galba 23 bis zum Ende Otho's sich eigentlich nur wenige Stellen in Plutarch finden, die Etwas Besonderes, was Tacitus nicht hat, berichten; also ist nur ein verhältnissmässig sehr kleiner Bruchtheil aus Plutarch's Darstellung unabhängig von Tacitus und dieser betrifft nur Sachen, die sehr leicht aus besonderen oder Nebenquellen geflossen sein können, ja solchen zum Theil sicher entsprungen sind, wie die namentlichen Citate beweisen« (S. 12 vgl. 20). Den Beleg dazu bietet dann der im Anhang I S. 23 ff. gelieferte Abdruck der parallel neben einandergestellten Stellen des Plutarchus und des Tacitus. Allerdings wird dadurch diese Verwandtschaft in einer Weise klar, dass wohl kaum ein Zweifel darüber aufzukommen vermag. Die schon früher von Peter aufgestellte und nun von Th. Mommsen weiter ausgeführte Behauptung, dass beide Schriftsteller Plutarch wie Tacitus, in dem, was sie berichten, auf einer und derselben Quelle beruhen, welche sie ausgeschrieben, und zwar auf den verlorenen Historien des Cluvius Rufus, wird in Bezug auf Tacitus auf das entschiedenste von unserm Verfasser verneint, S. 12 ff. 20 ff. und, wir gestehen, die Art und Weise der Abhängigkeit, in welche durch jene Annahme Tacitus zu einem Schriftsteller gesetzt wird, den wir gar nicht einmal nur Etwas näher kennen, um solche Folgerungen darauf zu bauen, scheint uns eben darum, weil bestimmtere Beweise gänzlich fehlen, gar zu problematisch und mit dem ganzen Wesen des Tacitus, wie es sich aus den noch vorhandenen Werken desselben herausstellt, so unvereinbar, dass wir uns, so lange bis keine bestimmteren und schlagenderen Beweise beigebracht sind, was bei dem gänzlichen Untergang der Historien des Cluvius schwer fallen dürfte, damit gar nicht recht zu befreunden vermögen. Wie

Digitized by Google

aber sollen wir nun diese völlige Inhaltsverwandtschaft zwischen Tacitus und Plutarch uns erklären? Der Verf. betrachtet als die einzig mögliche Lösung dieser Frage die Annahme, dass Plutarch seiner Arbeit die Historien des Tacitus zu Grunde gelegt hat (S. 21); Tacitus mithin als der Hauptführer und die Hauptquelle Plutarch's in beiden Biographien anzusehen sei. Wenn wir nun auch davon absehen wollen, dass in den Schriften des Plutarchus nirgends eine Erwähnung des Tacitus vorkommt, so werden wir um so mehr die chronologischen Verhältnisse nicht übersehen dürfen, um zu bemessen, ob überhaupt eine solche Benutzung des Tacitus durch Plutarch möglicher Weise hat stattfinden können. Die Historien des Tacitus sind in den ersten Regierungsjahren des Trajanus, nach Mommsen um 105 nach Chr. ausgearbeitet, und dann wohl auch bald veröffentlicht worden, und es wird diess in keinem Falle vor 105, eher wohl nach diesem Jahre geschehen sein; die Abfassung der Biographien Plutarch's fällt jedenfalls in die spätere Lebenszeit des Mannes, wenn wir auch nicht im Stande sind, genau bei jeder einzelnen Biographie die Zeit ihrer Entstehung nachzuweisen, wie denn z. B. die Biographie des Sulla nach einer darin vorkommenden Aeusserung cp. 21, nicht viel vor 115, abgefasst sein kann (s. Volkmann Leben und Schriften des Plutarch I S. 79, 80), mithin in die spätere Regierungszeit des Trajanus gehört, welcher bekanntlich im Jahre 117 n. Chr. gestorben ist. Wir müssen also, wenn wir der Ansicht Raum geben, dass Plutarch den Tacitus benutzt und ausgeschrieben, auch annehmen, dass damals schon die — im Ganzen wenig verbreiteten Schriften des Tacitus doch bereits eine solche Verbreitung selbst ausserhalb Rom, bis nach Griechenland gefunden, dass es, nach so kurzer Zeit schon dem Plutarch möglich gewesen, bei Abfassung der beiden Biographien die Historien des Tacitus vorzugsweise zu benützen: denn die Reisen des Plutarchus nach Rom und der dortige Aufenthalt fallen in eine weit frühere Zeit, vor das Jahr 94, wo also von einer Kenntnissnahme der Schriften des Tacitus nicht die Rede sein konnte. Desshalb möchten wir wohl (nach Volkmann am a. O. S. 37) wünschen, dass es dem Verf. gelingen möge, diese chronologischen Schwierigkeiten mit demselben Erfolg zu beseitigen, wie es ihm gelungen ist, die völlige Uebereinstimmung der Berichte beider Schriftsteller, des Tacitus und des Plutarch, im Einzelnen zu erweisen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Johanna, die Wahnsinnige, Königin von Castilien, Beleuchtung der Enthüllungen G. A. Bergenroth's aus dem Archive zu Simancas von Robert Rösler. Wien in Commission bei Farsy und Frick. Graben 22. 1870. 48 S. in gr. 8.

Es ist bekannt, wie in der neuesten Zeit der für die Wissenschaft zu frühe verstorbene Bergenroth, der eine umfassende Geschichte Kaiser Karl V. zu liefern beabsichtigt hatte, die leider unausgeführt blieb, mit der Ansicht aufgetreten ist, die er auch in einem besonderen deutschen Aufsatze (in Sybel's historischer Zeitschrift) näher zu begründen versucht hat, dass die Mutter Karl's V., Johanna, welche bisher für wahnsinnig gehalten worden, diess in der That nicht gewesen sei, dass ihr also das höchste Unrecht widerfahren, indem sie enterbt und in einer Gefangenschaft gehalten worden, der erst der Tod (um 1555) ein Ende gebracht. In welchem Lichte dann freilich der Sohn, Karl V., erscheint, bedarf kaum einer Bemerkung. Eine Widerlegung dieser Behauptung, die sich auf angebliche Dokumente in den Archiven von Simancas, mit deren Durchforschung Bergenroth beschäftigt war, stützen sollte, hat der Verf. der oben bezeichneten Schrift unternommen, und darin allerdings nachgewiesen, dass die Begründung dieser Ansicht aus dem, was bisher aus den Archiven von Simancas oder sonst wie aus Quellen jener Zeit bekannt geworden ist, sich nicht geben lässt, dass vielmehr die frühere Ansicht über den geistesverwirrten Zustand Johanna's der Wahrheit näher kommt, wenn man unbefangen die Thatsachen, wie sie zu unserer Kunde gelangt sind, prüft und der geschichtlichen Ueberlieferung ihr Recht widerfahren lässt. Auch Gachard hat sich in einer ähnlichen Weise ausgesprochen, so dass wir nach der wohlbegründeten Beweisführung, wie sie in der oben bezeichneten Schrift gegeben ist, die Behauptung Bergenroth's wohl als eine verunglückte Hypothese zu betrachten haben, die einer sichern Grundlage völlig entbehrt und damit auch wohl kaum eine weitere Beachtung ansprechen dürfte.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Cicero und seine Freunde. Eine Studie über die römische Gesellschaft zu Cäsar's Zeit von G. Boissier. Deutsch bearbeitet von Dr. Eduard Doehler, Subrector am Gymnasium zu Brandenburg a. d. Havel. Mit einem Stahlstich. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1869. 422 S. 8.

Die Schrift, die hier in einer deutschen Uebersetzung vorliegt, nimmt unter dem, was die neuere Literatur Frankreichs aus der Geschichte des alten Rom's, in der Zeit des Untergangs der Republik, wie in den nachfolgenden Zeiten des Kaiserreichs aufzuweisen hat, eine höchst achtbare Stellung ein: sie verdiente auch eine Uebersetzung, schon aus dem Grunde, um ihren Inhalt auch in weiteren Lesekreisen zu verbreiten, und dadurch mitzuwirken zur Beseitigung so mancher irrigen Urtheile, wie sie die neueste Zeit in Bezug auf manche in dieser Periode des alten Roms hervorragenden Männer, namentlich in Bezug auf Cicero zu verbreiten gesucht hat, freilich in völligem Widerspruch mit der historischbeglaubigten Ueberlieferung, an die wir uns doch am Ende, wenn wir nicht den eigenen Hirngespinsten folgen wollen, allein zu halten haben. Die Ueberschätzung, in welcher Cicero Jahrhunderte lang gehalten war, scheint jetzt, in Deutschland wenigstens, fast in das Gegentheil umzuschlagen, indem es bald zur Modesache wird, über Cicero und dessen Leistungen, über Alles, was er als Staatsmann, oder als Redner, oder als Schriftsteller gethan, ein verwerfendes Urtheil zu fällen (wir wollen nicht untersuchen, aus welchen Ursachen, jedenfalls nicht aus Liebe zur Wahrheit), und kein gutes Haar an Cicero zu lassen, unbekümmert freilich um das, was geschichtlich und aus sicheren Quellen darüber sich feststellen lässt, da diesen Quellen nur dann Glauben beigemessen wird, wenn sie in den Kram taugen, d. h. Etwas enthalten, was zu dem vorgefassten Verdammungsurtheile eine Handhebe abgeben kann, die freilich näher betrachtet, sich bald als eine sehr unzulässige darstellt. Wenn in Frankreich und England man sich von einem solchen Verfahren im Ganzen ferner gehalten hat und die classischen Traditionen hier allerdings in grösserer Achtung geblieben sind, indem, wie wir es ansehen, die Gelehrten dieser Länder, schon ihrem Publikum gegenüber, sich mehr den gesunden Sinn bewahrt und dadurch den Vorurtheilen sophistischer Gelehrsamkeit, die um Etwas Neues vorzubringen, selbst die Schranke der Wahrheit nicht kennt, ferner geblieben sind, so glaubt der Verfasser, namentlich was die Auffassung und Beurtheilung des Cicero betrifft, darin

Digitized by Google

eine Folge der grösseren politischen Reife, wie sie in diesen Ländern, im Vergleich mit Deutschland, herrscht, zu erkennen. »Wenn man, schreibt er, ein praktisches Leben mitten unter dem Gebaren der Parteien geführt hat, dann begreift man eher die Opfer, welche von einem Staatsmanne die Nothwendigkeit des Augenblickes, das Interesse seiner Freunde, die Wohlfahrt seiner Sache fordern kann. Dagegen wird man zu hart gegen ihn, wenn man seine Handlungsweise nur mit den starren Theorien, die man in der Einsamkeit erfindet, und die die Probe des Lebens nicht bestanden haben, beurtheilt.« (S. 16.) Dass darin Etwas Wahres liegt, wird man nicht in Zweifel ziehen können: es hängt diess freilich mit der eben bemerkten Eitelkeit, durch Etwas Neues zu glänzen, auch wenn es nicht wahr ist, zusammen: wodurch freilich alle geschichtliche Darstellung, deren Grundbedingung Treue und Wahrheit sein soll, über den Haufen geworfen wird. Der Verf. verbreitet sich dann näher über die beiden deutschen Gelehrten, bei denen diese Richtung insbesondere hervortritt, und wenn er dem einen (Mommsen) alle Anerkennung zollt, ja ihn »den Meister unter allen denen nennt, die Rom und seine Geschichte studiren« (S. 1. Note), so kann er sich doch nicht mit dem Urtheil desselben befreunden, wornach Cicero nur ein Egoist, ein kurzsichtiger Mensch, als Schriftsteller nichts weiter als ein Feuilletonist und Advokat gewesen. »Es ist, fügt er hinzu, dieselbe Feder, die den Cato als einen Don Quixote und den Pompejus als einen Corporal bezeichnet. Da er bei seinen Studien der Vergangenheit immer von dem Vorurtheile der Gegenwart geleitet wird, so möchte man sagen, dass er in der römischen Aristokratie die Landjunker von Preussen sucht, und dass er in Cäsar von vornherein den Volksdespoten begrüsst, dessen starke Hand allein Deutschland seine phantastische Einheit zu geben vermag.« Man sieht daraus, was der Verfasser von dieser Art und Weise, die römische Geschichte zu behandeln denkt, wodurch dieselbe den Quellen und damit der historisch beglaubigten Ueberlieferung entzogen und nach modernen Anschauungen und subjectivem Ermessen behandelt, politischen Tendenzen der neuesten Zeit, die dem Alterthum gänzlich ferne lagen, dienen soll.

Der Verfasser, nachdem er in einer Einleitung über die Briefe Cicero's und deren Abfassung sich verbreitet, beginnt daher seine Darstellung mit einer eingehenden Erörterung über Cicero's öffentliches Leben, wie über sein Privatleben, wobei zunächst die Thatsachen in Betracht gezogen werden, als die einzig sichere Grundlage, auf welcher ein richtiges Urtheil über Cicero zu gewinnen ist, sowohl was seine politische Handlungsweise betrifft, als sein Privatleben. In ersterer Beziehung glaubt der Verf. insbesondere die Verhältnisse der Geburt Cicero's, dann seine persönlichen Anschauungen, Ueberzeugungen und Neigungen oder wie es hier mit Beibehaltung des französischen Ausdruckes heisst, seine persönlichen Reflexionen und sein Temperament betrachten zu müssen.

Digitized by Google

Der Verf. vermisst allerdings in dem Charakter des Cicero die Festigkeit und Entschiedenheit, wie sie nöthig gewesen wäre bei einem Manne, der in seiner politischen Stellung eine gewisse Mässigung einhielt, welche ihn abhielt, einer bestimmten Partei sich fest und unwandelbar anzuschliessen, und er steht nicht an, einen Theil des Unglücks, das den Cicero betraf, daraus herzuleiten (S. 40). Mit Recht hebt der Verfasser die Thätigkeit des Cicero's, als Rechtsanwaltes, und seine gerichtliche Beredsamkeit hervor; er leitet daraus auch die mancherlei Widersprüche ab, die hier hervortreten, ohne dass Cicero, wie seine Zeit überhaupt daran Anstoss oder Bedenken nahm; er will ihn auch nicht, wie man in neuester Zeit versucht hat, aus der Liste der politischen Redner streichen, verkennt jedoch nicht, dass seiner politischen Beredsamkeit dasjenige fehlte, was seinem Charakter fehle, nemlich die Entschiedenheit, die Bestimmtheit; er meint, dass Cicero's Rede näher betrachtet, vor Allem viel Rhetorik und Etwas Philosophie enthalte. »Aus der Rhetorik fliessen alle die hübschen und überraschenden Argumente, alle Feinheiten der Discussion und auch die ganze Ostentation des Pathos, das man in ihr antrifft. Die Philosophie liefert die erhabenen, mit Talent gebrauchten Gemeinplätze, die aber nicht ganz bei dem Gegenstande bleiben. Es liegt zu viel Gekünsteltes und Gezwungenes darin« u. s. w. (S. 47). Der Verf. betrachtet dann näher das Verhalten Cicero's während seines Consulats, um daran eine Betrachtung über sein Verhalten in der schweren Krisis zu knüpfen, welche durch den Sturz der römischen Republik bei Pharsalus ihr Ende erreichte. Der Verf. hat sich auch hier nicht von modernen Anschauungen, wie sie zunächst in der Beurtheilung Cäsar's sich geltend machen, leiten lassen, sondern vielmehr auf den Standpunkt jener Zeit sich zu stellen gesucht, um von hier aus eine richtige Ansicht zu gewinnen. Dass es sich nicht um die wahren Interessen des Volkes, die man vorschützte, um die Freiheit des Volkes handelte, hat der Verf. klar nachgewiesen, und jeder Unbefangene wird ihm darin Recht geben müssen. »Cäsar hat, so urtheilt er S. 68, die Aristokratie gedemüthigt, aber er hat sie nur zu seinem eigenen Vortheil gedemüthigt; er hat den Händen des Senats die executive Gewalt entrissen, aber nur, um sie in die seinigen zu legen. Er hat die Gleichheit unter allen Ständen festgestellt, aber es war nur eine Gleichheit der Knechtschaft und Jedermann musste sich von nun an demselben Gehorsam fügen.« — »Für sich und nicht für das Volk arbeitete Cäsar, und Cicero gedachte, indem er ihn bekämpfte, die Republik und nicht die Vorrechte der Aristokratie zu vertheidigen. Aber verdiente es diese Republik vertheidigt zu werden? War einige Hoffnung vorhanden, sie zu erhalten? War es nicht offenbar, dass ihr Untergang unvermeidlich bevorstand? Das ist die letzte Einwendung, welche man denen macht, die sich der Partei des Pompejus angeschlossen. Ich gestehe, dass die Antwort darauf nicht leicht ist.«

Digitized by Google

Dass mit einem Volke, wie damals das römische es geworden war und wie es uns, wahrheitsgemäss S. 69 ff. hier geschildert wird, eine Republik nicht mehr möglich war, dass die absolute Gewalt zur Nothwendigkeit geworden, wird man dem Verfasser gerne zugeben, auch mit ihm wohl begreifen, »dass sich der Historiker, der die Ereignisse der Vergangenheit aus der Ferne studirt, wenn er die Freiheit in Rom dahin schwinden sieht, über ihren Sturz mit dem Gedanken tröstet, dass derselbe verdient und unvermeidlich war, und dass er dem Manne, der, indem er sie stürzte, nur ein Werkzeug der Nothwendigkeit oder der Gerechtigkeit war, verzeiht oder gar seinen Beifall zollt.« Wollen wir nun aber den Cicero, der diess nicht einsah, verurtheilen? »Ist er wegen des Gedankens, dass es andere Mittel gäbe, die Republik zu retten, als die Aufopferung der Freiheit, strafbar?« So fragt der Verf. und wir stehen keinen Augenblick an, diese Frage zu verneinen. Vorerst ist zu erwägen, dass wir jetzt, da alle Folge der Ereignisse uns vorliegen, zu einem ganz andern Urtheile gelangen, als wenn wir mitten in den Ereignissen gestanden, ohne deren weitere Entwicklung und deren Folge übersehen zu können. Mag man es als Kurzsichtigkeit, als Mangel politischer Vorsicht betrachten, wenn Cicero zu der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit republikanischer Zustände und von der Nothwendigkeit einer absoluten Gewaltherrschaft nicht zu gelangen vermochte, so wird man diese Ansicht doch auf der andern Seite begreiflich finden bei einem Manne, der seine ganze Carriere, in der er von ganz untergeordneter Stellung aus, sowohl in Bezug auf Geburt wie auf Reichthum, und ohne allen militärischen Glanz zu den höchsten Würden des Staats und zu dem höchsten Einfluss sich emporgearbeitet hatte, nicht dem absoluten Willen eines Einzigen, sondern der bis dahin noch bestandenen, wenn auch schon vielfach gefährdeten, republikanischen Freiheit verdankte, der darum auch dieselbe zu erhalten bemüht sein musste, der den Gedanken an eine Unhaltbarkeit derselben gar nicht zu fassen vermochte, geschweige ihr einen Einfluss auf sein Handeln und Wirken gestatten konnte. Gerade in diesem Irrthum, wenn man es so nennen will, finden wir eine edle Seite in dem Charakter des Cicero, zumal er die Reinheit seiner Ueberzeugung mit dem Tode besiegelt hat. In einer Zeit freilich, wie die unsere, in welcher Alles durch materielle Interessen bestimmt wird, in welcher angebliche Vertreter der Volksfreiheit ihre Thätigkeit nur zu oft blos als ein Vehikel zu äusseren Vortheilen, einträglichen Stellen u. dgl. betrachten, kann man sich keinen Begriff von einer solchen Hingebung und Aufopferung machen, welcher diejenigen am wenigsten fähig sind, welche am ersten Cicero's Verfahren herabsetzen und schmähen. Auch unser Verfasser erklärt den Irrthum, in dem wir hier Cicero befangen sehen, den alle Guten mit ihm theilen, für einen ehrenvollen, und schliesst seine Betrachtung darüber mit den erhebenden Worten,

Digitized by Google

welche Lucanus dem Cato in den Mund gelegt hat (Pharsal. II, 300*), da in ihnen die Gesinnung derjenigen ausgedrückt erscheint, welche, ohne sich dem düstern Zustand der Republik zu verheimlichen, bis ans Ende hartnäckig beharrten, sie zu vertheidigen.

Ein letzter Abschnitt unterzieht noch Cicero's politisches Handeln nach der Schlacht bei Pharsalus einer eingehenden Betrachtung, namentlich sein Verhältniss zu Cäsar, mit dem er sich auf einen guten Fuss zu stellen wusste, ohne seine persönliche Ueberzeugung durch Hingebung an den allmächtigen Imperator preiszugeben, und daraus erklärt auch der Verfasser das Ansehen, dessen Cicero sich noch immer erfreute, als einer der wenigen Repräsentanten der republikanischen Zeit, die noch am Leben waren. Die Thätigkeit Cicero's aber nach der Ermordung Cäsar's findet in dem Verfasser eine um so gerechtere Anerkennung, als dieselbe in unserer Zeit, die sich eben in jene Verhältnisse nicht zurecht zu finden vermag, mehrfach verkannt worden ist. Der Verf. hebt die Festigkeit und Entschiedenheit, mit welcher Cicero jetzt auftrat, hervor, wie er die Seele einer republikanischen Partei ward, die sich nun bildete. Und wenn auch dieser letzte Versuch durch das Benehmen des Octavius, der den Cicero täuschte, misslang, so werden wir schwerlich dem Cicero darüber einen gerechten Vorwurf machen können, wenn die vermeintliche Stütze, die er nothgedrungen ergriff, sich dann gegen ihn kehrte, und mit seinen Plänen auch sein Leben vernichtete. Wir unterschreiben daher auch gern die Schlussworte dieses Abschnittss, weil wir sie für wahr und richtig halten: »Wenn Cicero manchmal zu unentschlossen und schwach war, so hat er doch zuletzt immer das, was er als die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit erkannte, vertheidigt, und wenn diese für immer unterlag, so hat er ihr den letzten Dienst erwiesen, den sie von ihren Vertheidigern fordern konnte, er hat sie durch seinen Tod geehrt.« (S. 83.)

In dem Abschnitt über Cicero's Privatverhältnisse kommt zuerst die Frage nach seinem Vermögen in Betracht: es ergibt sich aus dieser Erörterung, wie ehrenhaft auch in diesem Punkte Cicero's Verhalten war, frei von dem Schmutz, von dem sich nur wenige der Grossen Rom's frei zu halten wussten, dem Schmutz der Habsucht und der Geldgier, zur Befriedigung politischer Zwecke und Absichten. Die Frage, wie Cicero zu dem immerhin beträchtlichen Vermögen, das er besass, gelangt sei, beantwortet der Verf. S. 91 dahin, dass Erbschaften und Geschenke, die er von seinen Clienten aus Erkenntlichkeit erhielt, die Hauptquellen desselben gewesen. Auch die nun folgende Erörterung S. 95 ff. über Cicero's Familienleben fällt ganz zu dessen Gunsten aus, denn es scheint ein im Ganzen vorzügliches gewesen zu sein, wie ein solches nur bei Wenigen

---

*) — — non ante revellar, exanimem, quam te complectar, Roma, tuumque nomen, libertas, et inanem prosequar umbram.

Digitized by Google

unter den damaligen Grossen Rom's anzutreffen war. Auch sein Verhältniss zu Terentia, namentlich die Trennung von derselben ist hier in einer Weise dargestellt, die uns dasselbe im rechten Lichte erscheinen lässt; eben so befriedigend ist, was über seine beiden Kinder bemerkt wird, und das, was weiter über die übrigen Beziehungen des Privatlebens, namentlich auch in Bezug auf die Sclaven, ausgeführt wird.

Ein grösserer Abschnitt (S. 129—168) ist der Person des mit Cicero so befreundeten Atticus gewidmet. Der Verfasser sucht vor Allem uns eine richtige Vorstellung von diesem Manne zu geben, mit dem fast alle die bedeutenderen Männer jener Zeit in näheren Beziehungen standen. So fällt die Schilderung, die hier von seinem Privatleben entworfen wird, und zwar streng nach der geschichtlichen Ueberlieferung, sehr zu seinen Gunsten aus. »Er hatte, so schliesst der Verfasser seine Darstellung, den Bewegungen der politischen Kämpfe, den Triumpfen der Rede, der Lust an dem befriedigten Ehrgeiz entsagt; aber dafür wollte er den ganzen Reiz eines beschaulichen Lebens geniessen.« — »Er bedurfte der Freunde und unter diesen der grössesten Geister, der edelsten Seelen seiner Zeit. Seine Thätigkeit, die er anderswo nicht entfaltete, richtete er ganz und gar darauf, sich die Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu verschaffen, die Bossuet das höchste Gut des menschlichen Lebens nennt. Dieses Gut hat der glückliche Atticus selbst über seine Wünsche hinaus genossen und die Freundschaft hat ihn für alle die Mühe, die er sich um sie gegeben hatte, reichlich belohnt. Die Freundschaft war seine einzige Leidenschaft; er hat sie ganz befriedigen können und nachdem sie sein Leben verschönt hatte, hat auch sie seinen Namen verherrlicht.« (S. 156.)

Weniger günstig fällt das Urtheil über Atticus aus, wenn man sein Verhalten in öffentlichen Angelegenheiten näher betrachtet; und der Verfasser meint, dass es nicht leicht sei, ihn hier gegen manche Vorwürfe zu vertheidigen, welche man in dieser Beziehung ihm gemacht hat, wiewohl man sich hüten müsse, sein Verhalten mit den Ideen unserer Zeit zu betrachten. Wenn sich allerdings Gründe genug auffinden lassen, welche das systematische Zurücktreten des Atticus von aller politischen Thätigkeit, das der römischen Vorstellung doch ganz ferne lag, das er vielmehr von den Griechen entnommen hatte, zu erklären vermögen, so glaubt der Verf. doch, dass es sich minder rechtfertigen lasse, wenn wir sehen, wie der Mann, der nach seiner innersten Ueberzeugung zur republikanischen Partei zählte, mit ihren Häuptern, wie mit einem Brutus und Cicero so nahe und so innig befreundet war, so schnell der innige Freund eines Antonius und Octavius geworden, wie er »mit einer ärgerlichen Bereitwilligkeit« sich in das neue Regime gefügt. »Selbst die, welche in ihrem Urtheil sehr nachsichtig sind, müssen finden, dass diese hohen Freundschaften ihm Pflichten auferlegten, die er nicht erfüllt hat, und dass es ein Verrath an dem Anden-

ken der Männer war, die ihn mit ihrer Zuneigung beehrt hatten, wenn später gerade ihre Henker in demselben Verhältniss zu ihm standen« (S. 167 und 168).

Der nächste Abschnitt, überschrieben »Cälius« und: »Die römische Jugend zu Cäsar's Zeit« (S. 169—223) führt uns ein recht interessantes Lebensbild vor, das zur Charakteristik jener Zeit allerdings dienen und damit eben uns zeigen kann, wie wenig in jener Zeit, bei der Corruption der höheren Stände, eine Aussicht vorhanden war für die Herstellung einer Republik, die einer sittlichen Grundlage bedarf, die, wie der Verf. an einer andern Stelle (S. 71) bemerkt, unter allen Regierungsformen als diejenige erscheint, welche am meisten Ehrlichkeit und politischen Sinn von denen erfordert, die zu ihr gehören. Wir sehen hier das Bild eines jungen, talentvollen Mannes — und es mag unter den Grossen Rom's deren noch manche ihm ähnliche gegeben haben — gezeichnet, welcher seine ausschweifende Lebensweise auch später, als er in die höheren Staatsämter eintrat und an dem politischen Leben der weltbeherrschenden Roma Theil nimmt, noch fortsetzt, von keinen höheren Motiven geleitet, blos den Mitteln zur Befriedigung seiner Genusssucht nachjagt, mit Cicero nahe befreundet, dann als der Bruch des Cäsar mit Pompejus eintrat, sich in die Arme des erstern stürzt, ihn aber alsbald wieder aufgibt, um in einem Alter von vier und dreissig Jahren ein frühes und klägliches Ende zu finden.

Der nächste Abschnitt, der die Aufschrift: »Cäsar und Cicero« trägt, behandelt in ausführlicher Weise (S. 225—324) das Verhältniss beider Männer zu einander und sucht dasselbe zu einem richtigen Verständniss zu bringen. Die ganze Darstellung zerfällt naturgemäss in zwei Theile, von welchen der eine die dem Kampfe bei Pharsalus vorausgegangene Zeit befasst, der andere (S. 276 ff.), die nachfolgende. In dem ersten Theile zeigt der Verfasser, wie Cicero, der sich eigentlich zur Aristokratie zuneigte, doch durch Manches, was nach der Führung des Consulates vorkam, sich von dieser verletzt fühlen und zu der Erkenntniss kommen musste, wie wenig verlässig für ihn diese Partei sei, so dass ihm daher kaum Etwas Anderes übrig blieb, als sich der Partei der Triumvirn zuzuwenden, was ihn dann in nähere Beziehungen zu Cäsar brachte, von welchem ihn die Politik bisher getrennt hatte. Das entgegenkommende, freundliche Benehmen des Cäsar musste um so mehr dazu beitragen, als das abstossende hochmüthige Verhalten des Pompejus, beides hat der Verf. S. 243 ff. recht gut gezeichnet, auch ihn vielfach verletzen musste; »man brauchte in der That nur in der Nähe eines wahrhaft geistreichen Mannes zu sein, um Alles Hohle in jenem anscheinend grossen Manne zu erkennen, der durch sein Glück und durch ein Wesen von aufgeblasener Majestät so lange die Dummen mit Bewunderung erfüllt hatte« (S. 245) oder, wie es kurz zuvor von Pompejus heisst: »dieser ceremonielle,

eitle Mensch, den die Anbetung der Völker des Orients verdorben hatte, und der nicht anders als im Triumphatorschritt von seiner Wohnung in Alba bis nach Rom gehen konnte, nahm einen herrschsüchtigen und hochmüthigen Ton an, der ihm Jeden entfremdete. Was noch mehr missfiel als seine Insolenz, war seine Verstellung« u. s. w.

Dem freundlichen Verhältniss, das sich nun zwischen Cicero und Cäsar bildete, ist ein eigener Abschnitt gewidmet, hier allerdings Cäsar, im Gegensatz zu Pompejus, mit einer gewissen Vorliebe behandelt. Der Verfasser hebt an ihm die Bestimmtheit und Klarheit des Zieles hervor, das ihm von seiner frühen Jugend an vorschwebte, »seine Pläne standen fest, noch ehe er in das politische Leben eintrat; in seiner Jugend hatte er sich vorgenommen, die höchste Stufe zu ersteigen«; — darum ging er mit Entschlossenheit auf sein Ziel los, ohne sich bei der Erreichung desselben zu überstürzen, aber auch ohne es aus den Augen zu verlieren.« — Cäsar's Superiorität wurde vor Allem dadurch begründet, dass er allein mitten unter unentschlossenen Politikern, die keine bestimmten Pläne, nur schwankende Ueberzeugungen und einen schwachen Willen besassen, einen wohl durchdachten Ehrgeiz und einen bestimmten Plan hatte. In seiner Nähe fühlte man stets die Uebermacht dieses starken und ruhigen Willens, der seine Entwürfe klar überschaute, sich seiner Kraft bewusst und des Sieges gewiss war. Cicero fügte sich ihm wie die Andern, trotz seiner vorgefassten Meinung.« Es wird dann weiter auf die Bedeutung des Mannes hingewiesen, der eigentlich erst im vier und vierzigsten Lebensjahre aus den Stürmen des politischen Lebens heraustrat, um als Feldherr die Eroberung Galliens durchzuführen und seinen Feldherrnruhm auf alle Zeiten zu begründen. Nicht sowohl Widerwille und Ekel an dem politischen Treiben und den gemeinen Intriguen des Lebens in Rom war es, was ihn zu diesem Kriegszug veranlasste; »viel wahrscheinlicher ist, dass, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, die Republik würde von selbst zusammenstürzen, er einsah, dass er einer Armee und eines militärischen Rufes bedürfe, um mit dem Pompejus fertig zu werden. Also kein Enthusiasmus, keine Leidenschaft, sondern Ueberlegung und Berechnung brachten ihn zu dem Entschluss nach Gallien zu gehen« (S. 247). Die innigen Beziehungen, in welche Cicero zu Cäsar getreten war, zeigen sich in seinen Briefen an Cäsar, insbesondere in den Empfehlungen von befreundeten Männern, die unter Cäsar dienen wollten, eines Trebatius, seines Bruder's Quintus u. A., was dem Verf. Veranlassung gibt, die Verhältnisse der beiden genannten, näher zu besprechen; aber es wird dann auch die wissenschaftliche Seite bei Cäsar hervorgehoben, die ihn ebenfalls dem Cicero so nahe brachte, die Abfassung der Commentarien und die Wirkung, welche sie in der römischen Welt hervorriefen, insbesondere besprochen: Alles in einer so anziehenden Weise, dass wir es wohl bedauern müs-

Digitized by Google

sen, bei der Beschränktheit des uns zugemessenen Raumes nicht näher darauf eingehen zu können. Ein gleiches Interesse nimmt aber auch der andere Theil dieses Abschnittes in Anspruch, der, wie schon bemerkt wurde, die Zeiten des Ausbruchs des Bürgerkrieges und die darauf folgende Zeit behandelt, mit der Aufschrift: »der Sieger und die Besiegten nach der Schlacht bei Pharsalus.« Das Verhalten Cicero's nach dem für die Partei, der er sich angeschlossen, so unglücklichen Ausgang des Kampfes, seit seiner Rückkehr nach Rom ist hauptsächlich der Gegenstand der Erörterung, die uns zeigt, wie Cicero sich allerdings von dem neuen Regime fern halten, und auf alle politische Thätigkeit verzichten musste, wie sich indessen doch bald wieder durch die Freunde, die Cicero in Cäsar's Partei hatte, eine Verbindung mit Cäsar anknüpfte, die ihm selbst manchen Tadel von Seiten der Optimatenpartei zuzog, aber auch auf der andern Seite Cäsar's Benehmen in das günstigste Licht stellt, namentlich die Mässigung und Milde, die er gegenüber seinen Feinden, die wider ihn die Waffen geführt, zeigte, und die Gnade, die er ihnen angedeihen liess, zumal wenn man an die Proscriptionen eines Sulla u. A. in der noch nicht so lange vorausgegangenen Zeit denkt. Wie Cicero, den auch Cäsar durch Beweise seiner Gunst immer mehr für sich zu gewinnen suchte, diess benutzte, wird insbesondere an dem Beispiele des Marcellus gezeigt, und hier Cicero's gefeierte Rede, an deren Aechtheit der Verf. keinen Zweifel hegt, die er vielmehr aus dem Charakter der Rede zu begründen sucht, näher durchgangen. Dass Cicero überhaupt in dieser Zeit einer unbeschränkten Dictatur doch der Freiheit manchen Dienst geleistet hat, wird man immerhin bei einer unbefangenen Betrachtung der Thatsachen, nicht in Abrede stellen können.

Ein eigener Abschnitt oder vielmehr eine Episode S. 297 ff. ist auch den Beziehungen Cicero's wie Cäsar's zu Cato, der allerdings in diesen Kreis gehört, und schon darum nicht wohl übergangen werden konnte, gewidmet, und wird von dem letzteren eine gute Charakteristik gegeben; dass die Schriften, die nach dessen Tod Cicero zu seinem Lobe, und Cäsar, zu seinen Ungunsten veröffentlichten, zur Sprache kommen, war zu erwarten; wie die erstere jedoch in der nachfolgenden Zeit, das Uebergewicht erhielt, viel gelesen und bewundert ward, wird ebenfalls gezeigt. In der Schlussbetrachtung dieses ganzen grösseren Abschnittes über Cäsar und Cicero wirft der Verf. noch einen beachtenswerthen Blick auf die Stellung Cäsar's nach der Schlacht bei Pharsalus: er sucht nachzuweisen, wie Cäsar, durch die Verhältnisse gewissermassen dazu geführt, sich der republikanischen Partei wieder anzunähern suchte, welche in ihren Reihen Männer von Achtung und Ansehen besass, die Cäsar für die Gründung seiner neuen Regierung zu benützen suchte: daher auch die Nachsicht, die Milde gegen diejenigen, die wider ihn die Waffen ergriffen, denen er nicht blos verzieh, son-

Digitized by Google

dern die er selbst zu höheren Stellungen in seiner nächsten Umgebung herzurief. Wie er sich hier aber täuschte, und nur Unzufriedene um sich sah, wie die gemässigten Republikaner, auf deren Unterstützung er rechnete, sich nicht in den Verlust der Republik finden konnten, und die aus der Verbannung zurückberufenen ihren alten Groll nicht ablegten, selbst die eigenen Generale über seine Undankbarkeit sich beschwerten, und sogar das Volk lau und theilnahmlos ward, kurz, wie eine allgemeine Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart, verbunden mit Besorgniss um der Zukunft willen, sich der Gemüther bemächtigt hatte, wird insbesondere S. 322 ff. nachgewiesen, und damit gewissermassen die Katastrophe erklärt, welcher Cäsar unterlag. »Des Brutus Dolchstoss war nicht ganz, wie man gesagt hat, ein Unfall und ein Ungefähr: es war die allgemeine Unbehaglichkeit der Gemüther, die eine so schreckliche Lösung herbeiführte und sie erklärt. Der Verschworenen waren freilich nicht mehr als sechzig; aber sie hatten ganz Rom für sich (?). Alle diese Besorgnisse, all der Groll, der bittere Schmerz über die Vergangenheit, der nicht befriedigte Ehrgeiz, die getäuschten Hoffnungen, der offene und verborgene Hass, die übeln oder edlen Leidenschaften, welche die Herzen erfüllten, Alles diess bewaffnete ihre Arme, und die Iden des März waren nur die blutige Explosion eines so stark angehäuften Zornes. So täuschten die Ereignisse alle Pläne des Cäsar. Er fand in seiner Güte nicht seine Sicherheit, wie er meinte; sein Werk der Versöhnung, welches er unter dem lauten Beifall der Welt begonnen, scheiterte; es gelang ihm nicht, die Parteien zu entwaffnen. Dieser Ruhm war einem Manne vorbehalten, der weder die Grösse seines Geistes, noch seinen grossmüthigen Charakter besass, dem gewandten und grausamen Octavius« (S. 323). Diesem ist daher der letzte Abschnitt in dieser Schrift S. 389 ff. gewidmet, nachdem vorher noch in einem eigenen Abschnitt S. 325 ff. Brutus, zunächst in seinem Verhältniss zu Cicero, sowohl in politischer als in literarischer Beziehung, uns vorgeführt wird, wobei natürlich auch das Verhältniss zu Cäsar und dessen Ermordung, so wie die völlig getäuschten Erwartungen, welche die Verschworenen, als deren Haupt Brutus allerdings erscheint, in Bezug auf das Volk zu machen hatten, besprochen werden. »Seit er den Cäsar ermordet hatte, war sein Leben nur noch eine Reihe von Verrechnungen, und die Ereignisse schienen mit allen Plänen, die er gebildet hatte, ihr Spiel zu treiben. Seine Loyalitätsbedenken hatten ihn die Gelegenheit die Republik zu retten, verlieren lassen; sein Abscheu vor dem Bürgerkrieg hatte nur dazu gedient, ihn denselben zu spät beginnen zu lassen. Es war nicht genug, dass er sich wider seinen Willen gezwungen gesehen hatte, das Gesetz zu brechen und seine Mitbürger zu bekämpfen, er sah sich auch genöthigt, zu seinem grossen Schmerze einzugestehen, dass er sich getäuscht habe, indem er zu grosse Hoffnung auf die Menschen ge-

Digitized by Google

setzt habe. Er hatte eine gute Meinung von ihnen, als er sie aus der Ferne mit seinem theuern Philosophen studirte. Wie sehr änderte sich seine Meinung, als er dazu kam, sie zu lenken, und sich ihrer zu bedienen, als er Zeuge von der Kraftlosigkeit der Charaktere sein musste, als er ihre geheimen Gelüste, ihren sinnlosen Hass, die feige Angst derjenigen, die er als die bewährtesten und wackersten ansah, plötzlich kennen lernte u. s. w. (S. 385).

Was nun den Octavius betrifft, dessen Charakteristik der Gegenstand des erwähnten letzten Abschnittes bildet, so standen hier dem Verf. keine Briefe des Cicero zu Gebote, die, wären sie noch vorhanden, gewiss in Manchem eine erwünschte Aufklärung uns bringen und zur richtigen Beurtheilung des Cicero in seinem Verhalten gegenüber dem Octavius dienen könnten. Allein gerade aus der Zeit, in welcher Cicero mit dem jungen Octavius in nähere Berührung kam, fehlen uns alle Quellen; nach dem 21. April des Jahres 711 d. St., auf welchen die letzte philippische Rede fällt, findet sich weder eine Rede noch ein Brief des Cicero vor, der gewiss in der Zeit vom 21. April bis zu seinem Tode am 7. Dec. nicht geschwiegen und geruht, der gewiss noch mehr als einmal das Wort im Senat ergriffen und noch manchen Brief geschrieben hat. Was ist nun der Grund dieser auffallenden Erscheinung? Nach unserm Ermessen kein anderer, als eben die Rücksicht auf Octavius, welche in der auf Cicero Tod zunächst folgenden Zeit, in der die Briefsammlungen, insbesondere durch des Atticus Bemühen, zu Stande kamen, die Aufnahme der in diese Zeit fallenden Briefe verhinderte, durch welche allerdings Octavius in einer Weise compromittirt worden wäre, die ihm nichts weniger als angenehm sein konnte: und mag auch diess zur Illustration des Charakters des Atticus dienen, wie ihn der Verf. früher so gut gezeichnet hat; und so greift Derselbe, da uns die brieflichen Documente fehlen, zu einem andern Denkmal jener Zeit, dem jetzt besser als früher, und ziemlich vollständig bekannten Ancyranischen Denkmal, insofern es einen von August selbst aufgestellten Abriss des Lebens und Alles dessen, was er in seiner Regierung gethan, bringt und als ein officielles und authentisches Document gewiss alle Beachtung verdient; es wird dasselbe nach allen seinen Einzelnheiten näher besprochen und darauf in eine nähere Würdigung des Octavius nach dem Eindruck eingegangen, welchen diess allerdings merkwürdige Denkmal auf den Verfasser gemacht hat. So wenig günstig auch Demselben der Charakter des Octavius erscheint, zumal im Vergleich zu Cäsar, so wenig er auch als ein grosser Politiker in seinen Augen angesehen werden kann, »so muss man doch eingestehen, dass er ein ausgezeichneter Reichsverweser war, und dieser Theil seiner Thätigkeit verdient alles das Lob, das man ihm in reichem Maasse ertheilt hat. Indem er Alles, was die Republik an weiser Praxis, an nützlichen Anordnungen geschaffen hatte, coordinirte, indem er die verloren gegangenen Tra-

Digitized by Google

ditionen wieder in Kraft brachte, indem er selbst für die Verwaltung Roms neue Institutionen, den Dienst der Legionen, die Handhabung der Finanzen, die Verwaltung der Provinzen schuf, hat er das Reich organisirt und es dadurch in den Stand gesetzt, den äusseren Feinden und den Ursachen innerer Auflösung Widerstand zu leisten. Wenn das Reich trotz einem tadelnswürdigen politischen Regime, trotz der allgemeinen Verschlechterung der Charaktere, trotz der Mängel der Regierenden und Regierten dennoch glückliche Tage gehabt und drei Jahrhunderte gedauert hat, so verdankt es diess der kräftigen Organisation, welche es von Augustus erhalten hatte. Das ist der wirklich lebenskräftige Theil seines Werkes« (S. 418).

Wir schliessen damit unsern vielleicht zu ausführlich gewordenen Bericht, obwohl derselbe sich doch nur auf die wichtigsten Punkte des so reichen Inhalts beschränkt hat: wir haben mehrfach selbst längere Stellen wörtlich aufgenommen, um den Lesern einen Begriff der Darstellung zu geben und sie zu einem richtigen Urtheil über das Ganze zu veranlassen. Auch wird man aus der Mittheilung dieser Stellen am ersten ersehen, wie der Uebersetzer des Werkes verfahren ist, wie er bemüht war, nicht blos die Treue der Uebersetzung zu bewahren, sondern auch in dem deutschen Gewande, in welchem hier das französische Werk erscheint, die ungemeine Lebendigkeit und Frische desselben und die fliessende Sprache erkennen zu lassen, und wie er im Ganzen jede Härte des Ausdrucks zu vermeiden gesucht hat.*) Dabei erfreute er sich auch an einigen Stellen berichtigender Bemerkungen des Verfassers, wie diess z. B. S. 289 oder 312 der Fall ist. So liest sich das Ganze auch im Deutschen recht gut, und wird, nicht blos durch seinen Inhalt, sondern auch von Seiten der Form und Darstellung mit Recht seine Leser selbst in weiteren Kreisen finden, welche an der Schilderung der letzten denkwürdigsten Periode der römischen Republik in den hervorragendsten Persönlichkeiten derselben ein Interesse nehmen, wie es diese Periode gewiss vor andern beanspruchen kann.

---

*) Nur an einer einzigen Stelle S. 225 sind wir an den beiden Schlussworten angestossen; es heisst hier nemlich: „Je complicirter diese Persönlichkeit ist, und je mehr man über ihn debattirt hat, desto nothwendiger ist es, um sich eine richtige Vorstellung von ihm zu machen, diejenigen zu befragen, die ihn haben k e n n e n k ö n n e n." Doch diess wird sich leicht ändern lassen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

1) *Aristotelis ars poëtica, ad fidem potissimum codicis antiquissimi A^c^ (Parisiensis 1741) edidit Fridericus Ueberweg. Berolini 1870. Apud L. Heilmann. 40 S. 8.*
2) *Philosophische Bibliothek. Ein und fünfzigstes Heft. Aristoteles über die Dichtkunst. Ins Deutsche übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen und einem die Textkritik betreffenden Anhange versehen von Dr. Friedrich Ueberweg, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Königsberg, Berlin, 1869, Verlag von L. Heilmann. VIII u. 112 S. 8.*

Der Text der Dichtkunst des Aristoteles (περὶ ποιητικῆς), verfasst um 330 v. Chr., ist unvollständig. In den erhaltenen Stücken handelt er vorzugsweise von der Tragödie und dem Epos. Vielfach zeigen sich grössere und kleinere Lücken, auch fremdartige Einschiebungen. Dennoch ist diese Schrift für das Verständniss der Aesthetik im Allgemeinen und der Dichtkunst insbesondere von grosser Wichtigkeit. Nr. 1 enthält den griechischen Grundtext der Aristoteles'schen Schrift über die Dichtkunst. Höchst wahrscheinlich stammen nach den Forschungen von Spengel, Vahlen und Susemihl alle vorhandenen Handschriften aus dem Codex Parisienis 1741. Dieser aus dem eilften Jahrhundert stammende Codex, von Bekker durch A^c bezeichnet, ist die älteste und beste der vorhandenen Handschriften. Er enthält auf den Blättern 184—199 die Poëtik. Dieser Codex wurde der Ueberweg'schen Ausgabe zu Grunde gelegt. Die leitenden kritischen Grundsätze werden von dem gelehrten Herren Herausgeber S. 98 des Anhanges zu Nr. 2 mit vollem Rechte im Allgemeinen also bezeichnet: »Für die Texteskritik muss der Grundsatz maassgebend sein, zunächst auf die Lesearten dieses Codex zurückzugehen, um mitunter durch leichte Aenderungen, seltener durch Tilgungen, häufig aber durch Zusätze zur Ausfüllung der wahrscheinlichen Ausfälle von Buchstaben und Worten vermuthungsweise aus dem Ueberlieferten das Ursprüngliche herzustellen.« Die kritischen Arbeiten von Spengel, Susemihl, Vahlen, J. Bernays, Bonitz, Bursian, J. A. Hartung, Teichmüller, Thürot u. A. werden mit Sachkenntniss und richtigem Urtheile benutzt. die Gewährsmänner, welchen der Herr Herausgeber bei der Adoption einer Hauptleseart folgt, angedeutet, so wie die eigenen Verbesserungsversuche angegeben (Anhang zu Nr. 2, S. 98--112). Durch besondere, in der Anmerkung zu Nr. 1 S. 1 angedeutete Klammerzeichen wird das, was dem Herrn Herausgeber in dem Codex Parisiensis A^c verwerflich erscheint, wie das von ihm Hinzugefügte, ausgedrückt. Nr. 2, zum neunzehnten Band der von J. H. von Kirchmann herausgegebenen verdienstvollen philosophischen Bibliothek gehörig, enthält die Uebersetzung der Poëtik des Aristoteles, erläuternde Anmerkungen zu derselben und einen die Textkritik betreffenden Anhang. Die Uebersetzung ist wortgetreu, in den Geist des Originals eindringend und fliessend. Besonders durchdacht und von

Digitized by Google

scharf unterscheidendem Geiste zeugend, sind die Bemerkungen des Philosophen von Stageira über die handelnden Personen als Object der Darstellung (S. 3), über die in der menschlichen Natur liegenden Ursachen des Entstehens der Dichtkunst (S. 5), über das Wesen der Tragödie (S. 9), über Schönheit und Grössenmaass der Fabel (S. 13), über die Composition der schönsten Tragödie und den tragischen Charakter (S. 19), über die Beschaffenheit der Charaktere (S. 23), die Schürzung und Lösung des Knotens (S. 28), den sprachlichen Ausdruck (S. 31), der für die grammatischen Elemente wichtig ist, über die erzählende Form des Epos (S. 38) und vieles Andere. Die S. 145 auf die Uebersetzung folgenden Anmerkungen sind vollkommen zum Verständnisse des Textes ausreichend und beziehen sich theils auf die literargeschichtliche, theils auf die philosophische und insbesondere ästhetische Seite des behandelten Gegenstandes.

Es ist ein Bedürfniss in unserer Zeit, wo man die Errungenschaften der Wissenschaft zum Gemeingute des Volkes zu erheben und dadurch die Bildung und Gesittung immer mehr zu verallgemeinen strebst, eine Schrift, wie die vorliegende, durch Uebersetzung und Erklärung möglichst weiten Kreisen verständlich zu machen. Die Philologen werden die kritische Ausgabe und den über die Textkritik Rechenschaft gebenden Anhang zur Uebersetzung, die Freunde allgemeiner Bildung und insbesondeve dramatischer und epischer Dichtkunst die Uebersetzung und die erklärenden Anmerkungen mit Befriedigung und Nutzen gebrauchen.

v. Reichlin-Meldegg.

Die geographischen Fragmente des Hipparch. Zusammengestellt und besprochen von Hugo Berger. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1869. 126 S. in gr. 8.

Die Bedeutung, welche Hipparchus auch auf dem Gebiete der Geographie im Alterthum einnimmt, verdiente wohl zum Gegenstand einer besonderen Darstellung gemacht zu werden, wie sie in vorliegender Monographie enthalten ist, welche zunächst diejenige Schrift des Hipparchus betrifft, in welcher Derselbe gegen Eratosthenes, den Begründer der wissenschaftlichen Geographie der Hellenen aufgetreten war, und insbesondere es versucht hatte, auf Grundlage der Mathematik und Astronomie, eine diesen Wissenschaften entsprechende Behandlung herbeizuführen, damit aber eine Neugestaltung der Geographie zu bewirken.

Leider ist die Schrift des Hipparchus untergegangen, sie ist uns nur aus einzelnen Angaben, insbesondere bei Strabo, u. A. noch bekannt: eine Restauration derselben durch sorgfältige Zusammenstellung und Erörterung der noch davon erhaltenen Bruch-

stücke, ist der Gegenstand vorliegender Schrift, welche S. 4 ff. auch das Wenige, was über die Lebensverhältnisse des Hipparchus zu unserer Kunde gelangt ist, in den Kreis der Erörterung gezogen hat. Ist doch selbst die Lebenszeit wie der Ort seines Aufenthalts kaum näher zu bestimmen, erstere nur in so weit mit einiger Sicherheit, als wir Beobachtungen desselben erwähnt finden, welche innerhalb der Jahre 161 bis 126 vor Chr. fallen.

Was nun die Schrift des Hipparchus selbst betrifft, der von Plinius u. A. eben so hochgestellt, als von Strabo getadelt wird; welchen Tadel er indess nach der Darstellung unseres Verfassers nicht mit Grund verdienen dürfte, so hat der Verfasser ermittelt, dass sie zunächst aus drei Büchern bestand, deren erstes die Ansichten des Eratosthenes über die ältere Geographie, so wie überhaupt dessen geographische und mathematische Geographie zunächst mit Bezug auf Südasien, bekämpfte, während das zweite die eratosthenische Darstellung von Nordasien, Europa und Libyen betraf, das dritte aber, nach Strabo nur Mathematisches enthielt, worunter der Verfasser die Begründung des Systems und die Tabellen der Breite und der Finsternisse versteht (S. 11). Nicht sowohl neue geographische Daten waren es, welche dieses Werk des Hipparchus brachte, wohl aber sollte es mit der Widerlegung eratosthenischer Ansichten auch die Grundzüge einer ganz neuen Geographie bieten. Dass Hipparch selbst keine neue Karte entworfen, sondern sich auf eine Kritik der eratosthenischen Karte beschränkt, hat der Verfasser gleichfalls nachgewiesen; vgl. S. 78; eben so, wie Hipparch die homerische Geographie gegen Eratosthenes in Schutz genommen, welcher bei Homer nur den Zweck der Ergötzung annehmend, viele Angaben desselben als blosse Gebilde dichterischer Phantasie angenommen hatte; vgl. S. 75 ff. Wir können hier in die Zusammenstellung der einzelnen Fragmente, welche nach bestimmten Reihen geordnet, zu weiteren Erörterungen dem Verfasser Anlass geben, nicht weiter eingehen, empfehlen aber die Schrift als einen gründlichen und schätzbaren Beitrag zu unserer Kunde der alten Geographie und der Bemühungen der Alten auf diesem Gebiete.

Ausgewählte Komödien des T. M. Plautus. Für den Schulgebrauch erklärt von Julius Brix. Zweites Bändchen. Captivi. Zweite Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1870. 75 S. in gr. 8.

Die die erste Auflage dieses zweiten Bändchens dieser für den Schulgebrauch bearbeiteten Stücke des Plautus ist, gleich dem ersten und dritten Bändchen in diesen Jahrbüchern Jahrgg. 1865 S. 857, vgl. 1864 S. 709 ff. besprochen worden; wir werden daher dieser erneuerten Ausgabe um so mehr zu gedenken haben, als von Seiten des Verf. nichts unterlassen worden ist, um mittelst

Digitized by Google

einer sorgfältigen Durchsicht, die keine Seite unberücksichtigt gelassen und dabei Alles das der Beachtung unterzogen hat, was seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe im Jahre 1865 auf dem Gebiete der plautinischen Literatur im Einzelnen (wir erinnern nur an Ritschl's plautinische Excurse und so Manches Andere der Art, insbesondere auch an Dombart's Beiträge zur Erklärung dieses Stücks) erschienen war, diese Ausgabe ihrem Zweck immer entsprechender zu machen. Das hier gegebene Stück des Plautus ist auch in der That dadurch, dass es von Manchem, an dem wir, was den Schulgebrauch betrifft, bei andern Stücken des Plautus gerechten Anstoss nehmen, freier gehalten ist (wie diess der Dichter selbst auch in dem Prolog ausgesprochen hat) weit mehr zur Schullectüre geeignet, für welche dem Titel zufolge diese Ausgabe bestimmt ist, welche übrigens nach unserem Ermessen sich auch für das Privatstudium in jeder Hinsicht empfiehlt. Denn es hat der Verf. dafür in seinen Anmerkungen recht gut gesorgt, um den Leser in das volle Verständniss einzuführen. Die Eigenthümlichkeiten des plautinischen Sprachgebrauchs werden durchweg erläutert, Manches selbst in umfassenderer Weise und mit weiteren Belegen ausgestattet, die man selbst als einen dankenswerthen Beitrag zur Erkenntniss plautinischer Redeweise überhaupt betrachten kann; dabei ist das Sachliche in gleicher Weise berücksichtigt und was das Metrische betrifft, so ist abgesehen von einzelnen Bemerkungen, die vorkommenden Falls in den Anmerkungen gemacht sind, am Schluss eine für das Ganze recht nützliche Zusammenstellung gegeben, in welcher das Versmaass aller einzelnen Verse sich angegeben findet. In der Kritik ist der Verf. auch diessmal mit aller Vorsicht verfahren: wo die Wahl der Lesart mit der richtigen Auffassung der betreffenden Stelle selbst zusammenhängt, wird das Nöthige in den Anmerkungen bemerkt, im Ganzen wird diese Kritik wohl als eine conservative zu bezeichnen sein, indem sich der Verf. möglichst an die von den älteren, massgebenden Handschriften, oder, wie er die Handschriften öfters benennt, von den »Büchern« gebrachte Lesart sich hält, wenn dieselbe allerdings einen genügenden Sinn in sich schliesst. Auch darin wird man ihm nicht Unrecht geben können, wenn er in Folge von Ritschl's Untersuchungen wegen der im Prolog erwähnten festen, erst im Anfang des siebenten Jahrhunderts aufgekommenen, Sitzreihen den Prolog, wie er jetzt uns handschriftlich vorliegt, nicht in das sechste Jahrhundert verlegen will, sondern ihn einer späteren Zeit zuweist, auch angenommen, dass aus dem ursprünglichen Prolog Manches aufgenommen worden, wie denn in dem Stücke selbst einige in späterer Zeit, etwa in Folge wiederholter Aufführung eingedrungene Zusätze, die daher in eckige Klammern eingeschlossen sind, nicht in Abrede gestellt werden können. So wird der Verf. mit Grund eine günstige Aufnahme dieser erneuerten Ausgabe der Captivi erwarten dürfe; und hoffen wir das gleiche auch von der neuen Ausgabe, welche von den ersten Bändchen, das den Trinummus enthält, demnächst erscheinen soll, seiner Zeit berichten zu können.

Digitized by Google

Nr. 27. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1. *Librorum manuscriptorum, qui Ciceronis orationem pro Caelio continent, qualis sit conditio, examinatur, deinde eiusdem Caelianae virtutes et vitia ex veterum rhetorum praeceptis investigantur et aliarum Ciceronis orationum comparatione illustrantur. Commentatio philologica de sententia amplissimi philosophorum ordinis academiae Georgiae Augustae pridie Non. Jun. a. MDCCCLXVII praemio regio ornata, quam scripsit Guilelmus Oetling seminarii regii philologorum Gottingensis sodalis. Gottingae, 1868 typis expressit officina academica Dieterichiana (Guil. Fr. Kaestner). 4to, 65.*
2. *Librorum manuscriptorum, qui Ciceronis orationes pro Sestio et pro Caelio continent, ratio, qualis sit, demonstratur. Dissertationem inauguralem ad summos in philosophia in Georgia Augusta rite assequendos honores scripsit Hermannus Wrampelmeyer. Detmoldiae, typis Meyeranis 1868. 4to, 30.*

Wie die Titel beider Abhandlungen zeigen, hat die erste, welche sich auf Cicero's Rede pro Caelio beschränkt, nicht blos die Quellen ihrer Texteskritik zum Gegenstand, was von der zweiten gilt, die aber auch in derselben Beziehung die Sestiana einer durchgehenden Prüfung unterwirft, und selbst bei dieser nicht stehen bleibt, indem öfters die übrigen im Paris. 7794 enthaltenen Reden in Betracht gezogen werden. Referent erlaubt sich von diesem Theile der sehr fleissigen Arbeit in 2 abzusehen und nur von der Behandlung der Caeliana zu sprechen, welche von beiden Verfassern nicht ohne Gewinn für jenes interessante Prachtstück ciceronianischer Eloquenz abzuwerfen unternommen worden ist.

Nachdem Oetling die Handschriften PGE in bündiger Weise charakterisirt und das Verhältniss, worin G, E zu P stehen, bezeichnet, dann die übrigen sehr zahlreichen codd. in ihrer Beziehung theils zu P, theils zu G oder E aufgeführt hat, geht er auf den Turiner (T) und Mailänder (A) Palimpsesten über, und bespricht die guten wie verwerflichen Lesarten derselben; das Resultat dieser Vergleichung ist, dass ungeachtet jene häufig besseres bieten als P, doch dieser aus einer reineren Quelle abgeleitet scheine. In P selbst werden ausser der ersten Hand zwei andere unterschieden, von denen die ältere meistens Correcturen aus einem andern cod. eintrug, die jüngere mehr Conjecturen. Hierauf untersucht O. die Citate aus der Rede bei andern Schriftstellern, insbesondere bei Grammatikern und Rhetoren; zuletzt prüft er den Text von P, welcher nicht frei von Glossen, Interpolationen, Lücken und Cor-

Digitized by Google

ruptelen aller Art sei. Darüber werden wir in der Folge ausführlicher berichten.

Eingehender als diese Darstellung ist die Wrampelmeyer's, er stützt seine die handschriftliche Tradition betreffenden Angaben auf eine reiche Beispielsammlung, welche besonders in ausgedehnten, sehr enge gedruckten Noten beigebracht sind. Unter andern wird bewiesen, dass P. erster Hand viel mit G. gemein hat (wozu auch die starke Umstellung der §§ 18—27 nach den Worten credo timiditatem in § 36 gehört), ferner manche gute Correcturen sowohl in P. 2 als G sich finden. Dennoch vermuthet W. (p. 16), G sei nicht unmittelbar aus P. nachdem dieser vom älteren Corrector revidirt war, sondern aus einem andern cod. abgeschrieben, dem nicht blos P., sondern ebenfalls eine andere Handschrift zu Grund gelegen habe; man vergl. § 1, 20, 50, die Lesarten magistratibus, attrectatas, huic defendendi, oder Stellen, die in P fehlen, in G vorhanden sind, wie das von beiden Verf. gebilligte atque etiam isti dignitati (§ 8). Nächster Verwandter des so entstandenen G ist E, nur unterscheidet er sich von ihm in den Theilen, welche beide gemein haben, durch grössere Willkür und Fehlerhaftigkeit; ihm verdanken wieder die Palatini und 4 Oxonienses ihre Existenz; dagegen ist Bern. 1, dem einst C. F. Hermann im Vertrauen auf die ganz verfehlte Collation von Krarup einen bedeutenden Vorzug vor Par. einräumte, nur eine meistens treue Copie von diesem und der Bern. 2 von Bern. 1. In ähnlicher Uebereinstimmung mit P. befinden sich noch der cod. St. Victor (öfter citirt von Lambinus) und der in der Caeliana eigens für W. von Koldewey verglichene Wolfenbütteler 205. Eine kundige Hand, welche mehrere gute Correcturen lieferte, z. B. § 8, 12, 42 hat Col. 70 aus G oder E abgeschrieben; in noch reicherem Maasse bietet der ebenfalls aus G oder E herzuleitende Salisburgensis, jetzt Mon. 15734 Berichtigungen dar, welche zum Theil in T (Taur. palimps.) wiederkehren und meistens dem Gedanken wie der Form nach befriedigen.

Zunächst wenden wir uns zum zweiten Theil der Abhandlung O's 23—65, worin die Vorzüge und Fehler der vorliegenden Rede beurtheilt werden sollen. Zu dem Behufe macht er geltend, Cicero habe nach M. Crassus und dem Angeklagten gesprochen; die eigentliche Argumentation musste von diesen bereits erschöpft sein und ihm eigentlich nur ein Epilogus übrig bleiben, in welchem aber die loci communes für Scherz und Ernst, Hohn und Mitleid, Ironie und Pathos in desto reicherem Maasse aufgeboten werden konnten. O. glaubt nun, dass Cicero, indem er auf Clodia und ihren Anhang alle Geschosse seines Witzes und auch seines gerechten Hasses richtete, zu weit gegangen sei und seine eigene Würde schlecht gewahrt habe. Als fünfzigjähriger und als Consular durfte er, meint der Verfasser, sich nicht so gehen lassen. Darin also wären die vitia dieser Rede besonders zu suchen; hierin soll nach seiner Ansicht die zu grosse Hinneigung zum Asianum genus, welche

Digitized by Google

manche der alten und auch der modernen Schriftsteller dem Cicero vorwerfen, bestehen. Es ist aber gut, dass dieser nicht selbst so scrupulös war als unser Verfasser wünscht, dass er gewesen wäre; er würde uns sonst keine so belustigende Komoedie in oratorischer Form geschenkt haben, wie diese, der sich wenige andere wie z. B. pro Flacco, pro Murena vergleichen können. Ueberall erscheint der Redner als comis vir, und es ist ein sonderbares Missverständniss, wenn p. 62 behauptet wird, in hac Caeliana ipse esse videtur, quod Herennio Balbo opprobrio dat, »pertristis quidam patruus, censor, magister«. Vielmehr macht Cicero im Interesse seines jungen und nicht allzu sittsamen Freundes die Prüderei und Pedanterei eines Atratinus und Balbus grade recht lächerlich, wie anderseits das begehrliche, ja manntolle Wesen der Clodia. Indem er die von derselben ersonnenen Beschuldigungen gegen Caelius in ihrer abenteuerlichen Conception, die sich über die handgreiflichsten Widersprüche hinwegsetzte, beleuchtete, kam es ihm allerdings nicht darauf an, wie oft sonst, auch seinerseits einen Paralogismus zuzulassen, wenn das Enthymema von so drastischer und schlagender Wirkung war, wie § 53 si tam familiaris erat Clodiae, quam tu esse vis —, dixit profecto, quo vellet aurum; si tam familiaris non erat, non dedit. Das soll nimis *σοφιστικῶς* ausgedacht sein, weil Caelius der Clodia auch etwas vorlügen konnte (p. 53). Das wusste Cicero so gut, wie wir, es wurde sogar von Balbus behauptet, nichtsdestoweniger machte er von seinem Argumente Gebrauch, um zu erweisen, dass Clodia durch ihre Anklage sich selbst für schuldig (am Morde des Dio) erkläre, und in ihrer ungezügelten Rachsucht (immoderata mulier) sich zum Complicen des von ihr verfolgten Mannes mache.

Die Anlage der Rede, welche vermöge ihres eben angedeuteten Charakters den sonst mehr hervortretenden Haupttheilen narratio, confirmatio, refutatio weniger Raum lassen durfte, ist vom Verf. genügend erörtert. Er macht besonders darauf aufmerksam, dass ähnlich wie in der Miloniana, nach dem Prooemium eine sogenannte praemunitio (Cic. de or. III, 204) folgt, welche die Vorurtheile gegen den Angeklagten wegzuräumen bestimmt ist und einen unverhältnissmässig grossen, wenn auch, wie Quintil. IV, 2, 27 urtheilt, wohl angebrachten Theil der Rede in Anspruch nimmt (3—30). Was sich dann anschliesst 31—50, enthält immer noch nicht die eigentliche refutatio, sondern die ergötzliche Schilderung der beiden Hauptpersonen, welche Cicero von verschiedenen Seiten her apostrophiren lässt und so in frappanter Weise, besonders die Clodia, beleuchtet. So drängt sich das die Anklage des Caelius betreffende (§ 51) in die §§ 51—69 zusammen, wovon noch die auf den Tod des Metellus Celer zu beziehenden (59, 60) in Abzug kommen. Der Rest 70—80 (nicht erst 77—80, wie W. in seiner kurzen Uebersicht p. 15, not. 18 angibt) bildet die conclusio. Mit löblichem Fleiss sucht O. nachzuweisen, wie der Redner die den jeweiligen

Digitized by Google

Gegenstand entsprechende Form der Sätze und Periode ausgewählt, die mannichfaltigen Schemata mehr oder weniger, wie es der angemessene Ton der Rede verlangte, angewandt und die Ausgänge der kürzern und längern Sätze numerisch wohlklingend gestaltet habe; damit sind ausführliche Nachweise in den Anmerkungen verbunden. Vom genus Asianum ist dabei oft die Rede, p. 35, 36, 38, 43, 46, 47, 50, 57, 60, 63, 64 ohne dass damit für seine Anwendung bei Cicero ein bestimmtes Ergebniss gewonnen würde.

Gehen wir nun zu den Leistungen beider Verf. für die Kritik der Rede im einzelnen über.

Um den Redner richtig zu verstehen, wo er von seinem oratorischen Verfahren spricht, muss man an den Stellen § 6, 29, 55, 62, 66 auf die Bedeutung des Wörtchens res gehörig achten. Offenbar ist damit die Darstellung des Factischen gemeint, gleichviel ob dieses wahr oder absichtlich entstellt ist; die Beschuldigung muss erhoben sein, um daraus die zu besprechenden Thatsachen als ein bestimmtes Verbrechen aufzufassen. Der Thäter braucht, um dies zu ermöglichen, nicht genannt zu werden, aber seine Rechtsverletzungen, vitia, muss man kennen, dann ist schon eine Anklage möglich: ut tibi reum neminem, sed vitia proponas, res tamen ipsa copiose et graviter accusari potest (29); hier bedarf es keiner Aenderung, wie wenn Bake bei Vollenhoven sed vitia tilgen wollte, oder auch res ipsa, dieses mit O.'s Zustimmung; in den Schol. Hypomn. III, 295 räth er sed rem proponas zu schreiben; doch auch das wird man besser unterlassen; denn Cicero wiederholt dieselben Worte in gleichem Sinn, wenn er fortfährt: sed vestrae sapientiae, iudices, est non abduci ab reo, nec quos aculeos habeat severitas gravitasque vestra, cum eos accusator erexerit in rem in vitia in mores in tempora, emittere in hominem etc. Also ist hier abermals die angebliche Thatsache (res) mit ihren Momenten vitia, dann aber auch mit den dabei in Betracht kommenden sittlichen Zuständen mores, tempora zusammengestellt; durch eine solche Schilderung dürfen sich aber die Richter nicht verleiten lassen, gegen das beschuldigte Individuum ohne weitere Prüfung zu entscheiden. Der res wird hier der homo entgegengesetzt, störender Zusatz ist nur in dem weitern Texte et in reum, womit hier in hominem die genauere, im Grund aber ganz überflüssige Erklärung erhalten soll. Der Redner behauptet, man habe auf die Personen, nicht auf die Facta zu sehen, wie hier auf die Person des Caelius, nicht auf die erlogenen Anklagen der Clodia, umgekehrt wird diese Antithese bei Cornif. I, 9 rem, non hominem spectari oportere, was aber zu gleichem Resultat dort führt: cum diu rem auxerimus, nihil simile a nobis factum ostendemus. Gewöhnlich wird, wie bekannt, ein Glossem mittelst des vorausgehenden et in den Text eingeschoben, so § 62 cum servi ad dominam rem istam et maleficium Caelii detulissent; dies et m. C. wird übrigens von O. p. 15 aus einem andern sehr speciösen Grund verworfen: weil

Digitized by Google

das Verbrechen noch nicht begangen war, konnten es die Sclaven auch nicht der Clodia verrathen. Allenfalls durfte die aus den dafür getroffenen Anstalten zu erkennende böse Absicht als strafbar, mithin gewissermassen als maleficium gelten. Doch tragen wir kein Bedenken hier dem Verf. beizustimmen. Die Erwähnung des homo im Gegensatz zur res ist aber überflüssig und störend in § 6: aliud est male dicere, aliud accusare : accusatio crimen desiderat, rem ut definiat, hominem ut notet, argumento probet, teste confirmet; hier sind in unserer Ausgabe dem hominem ut notet Klammern beigesetzt, weil die Construction nicht erlaubt, dass probet auf das unmittelbar vorhergehende hominem bezogen werde; das hat auch O. p. 15 eingesehen, weshalb sein über diese und andere Athetesen gefälltes Urtheil: sed omnes hae interpolationes quodammodo defendi possunt, befremden muss. Wer jene Worte einfügte, meinte freilich, die Erwähnung der angeklagten Person dürfe nicht fehlen, aber es versteht sich von selbst, dass ein crimen auf ein bestimmtes Individuum gerichtet sein muss. Derselben Unterscheidung von crimen und res begegnen wir auch noch § 55: in crimine ipso nulla suspitio est, in re nihil est argumenti, hinzutritt als nähere Beschreibung das negotium : in negotio, quod actum esse dicitur, nullum vestigium sermonis, loci, temporis. Es war daher kein glücklicher Gedanke von W. 10 in der ersten Stelle § 6 accusatio crimen desiderat, ut definiat, ut notet, schreiben zu wollen, mit Weglassung von hominem, aber auch von dem unentbehrlichen rem, auf welches sich die Verba probet und confirmet beziehen. Eben so unzulässig ist die Tilgung von in re vor nihil est argumenti, welche W. 10 verlangt.

Von einigen andern Ueberladungen des Textes möge zunächst die Rede sein. Betrachtet man § 5 genauer, wo nach praesenti P. praetoriani von zweiter Hand hat, so wird sich zunächst als grösste Wahrscheinlichkeit ergeben, dass es gar keiner näheren Angabe bedarf nach den Worten quod est obiectum, municipibus esse adulescentem non probatum suis, und oppidani, was O. 12 vorschlägt, eine gezierte Variation wäre; eher wohl an eine Dittographie von praesenti zu denken ist, welche ursprünglich durch die Verschreibung praeani zu jener abenteuerlichen Correctur verleitete. Beide Kritiker halten an dem bei Agroetius 2269 aus § 8 gelesenen atque etiam isti dignitati fest, vgl. O. 14, W. 18, wenn auch das Folgende etiam si sine ulla suspitione, at non sine argumento male dicere nur auf die aetas, durchaus nicht auf die dignitas zurückbezogen werden kann. Mit Recht aber bezeichnet W. 9 das § 9 neben hunc gestellte M. Caelium als Glossem; dieselbe Verbindung führte § 30 fin. zu dem lächerlichen in hunc mundum, woran ebenfalls W. hier erinnert. In § 12 will Ref. einer kleinen Unrichtigkeit bei O. 14 begegnen, wenn er angibt, Bake habe schol. Hypom. (291) nicht nur den Satz flagrabant vitia libidinis apud illum, der nach erant apud illum illecebrae libidinum multae

sich sehr schwächlich ausnimmt, sondern auch den folgenden vigebant etiam studia rei militaris eingeklammert; er liess ihn vielmehr stehen, und beachtete nicht die Störung der Symmetrie, wenn er an erant etiam industriae quidam stimuli ac laboris unmittelbar das nicht antithetische vigebant e. s. r. m. anknüpfte. O. l. c. gibt zu, dass die Stelle nicht ohne Grund eingeschlossen sei, quia nihil novi afferunt, quamquam dici potest Ciceronem, qua sit verbositate, hoc loco admisisse figuram illam, quam Cornificius IV, 38 interpretationem, alii (Alexander VIII, p. 469, Tiberius VIII, p. 563 Walz) πλεονασμόν vocant; nam explanant haec verba quodammodo cur apud Catilinam illecebrae libidinum et industriae stimuli fuerint. Aber die explanatio des ersten Kolon durch das dritte ist für Cicero viel zu schlecht und damit fällt auch die des zweiten durch das vierte weg, welches übrigens auch nicht als richtige explanatio zu betrachten ist. Dass Halm § 16 noch glaubte, cupidus nach Madvigs schlagender Verwerfung des Wortes halten zu können, ist zu verwundern, O 20 und W. haben an der Verkehrtheit des Zusatzes nicht gezweifelt. Dagegen wird 18 die Ausscheidung von iam vor in hac aetate, vgl. W. 10, welche auch O. 15 vorschlägt und damit begründen wil, dass kein einziges Wort vorhanden sei, worauf das Adverb sich beziehen könne, grade dadurch unthunlich werden, dass wir den Ausfall eines solchen voraussetzen müssen, wie factum esse; sonst steht in hac aetate beziehungslos da. Auch an si licet (27) siehe W. 10, und dem ib. nur aus Donatus zu Ter. Hec. IV, 1, 36 geflossenen qui in hortis fuerit, wird man nicht zweifeln dürfen, vgl. W.'s Note p. 28, wenn auch O. urtheilt, dass hier, wo in universum de Caelii libidine sermo est, non bene se habent (13). Die horti waren der eleganten Welt Rom's so bekannt, dass auch ohne vorhergehende Erwähnung derselben ihrer ex abrupto gedacht werden konnte. Wenn Cicero § 50 sagt obliviscor iam iniurias tuas, Clodia, will O. 14 iam als sinnstörend entfernen, indem sonst der Redner mit sich selbst in Widerspruch trete gegen § 32. Doch ist dort der Scherz neque — muliebris umquam inimicitias gerendas putavi wohl zu unterscheiden von der Entschuldigung hier, dass er, obgleich geneigt seinen gerechten Unwillen über der Clodia früheres Benehmen gegen ihn und die seinen zu vergessen, dennoch für nöthig finde, den Caelius in seiner Vertheidigung gegen ihre lügenhaften Beschuldigungen zu unterstützen. Servius liess iam zu V. Aen. I, 203, II, 148 weg, auch Arusianus Messius s. v. obliviscor, aber das beweist nur, dass sie zu ihrem Zwecke sich in der Citation kürzer fassten. Mit Recht verlangt W. 30 in § 54 die Entfernung von servis, welches zwar aus einer ehrwürdigen Quelle, dem Turinischen Palimpsest in die Texte von Halm, Klotz und auch den unsrigen übergegangen ist, aber aus guten Gründen Madvig's Beifall nicht hat (opusc. acad. I, 402). Wenn derselbe in § 58 ab hoc störend findet (10), muss entgegnet werden, dass es mit Absicht hinzugefügt scheint: Clodia

Digitized by Google

wollte wissen, Caelius selbst habe die Probe mit den Sclaven angestellt. Bedenklich ist der Vorschlag W.'s (14) die ganze Periode fuerant hoc rogati, fuerant ad hanc rem conlocati, ut venenum, ut insidiae, facinus denique ipsum ut manifesto comprehenderetur wegzulassen, wozu ihn die Aehnlichkeit mit dem kurz vorhergehenden erant enim illi positi ut comprehenderent Licinium, ut manifesto Licinius teneretur bestimmt zu haben scheint; er übersah, dass beide Stellen eine ganz verschiedene Bestimmung haben. Auch se in cum se retraxit (ibid.) zu streichen und manum zu dem Verbum zu suppliren (9) ist neben den Worten ne pyxidem traderet nicht räthlich; mit viel zu grosser Zuversicht behauptet derselbe atque ante tempus sei ibid. auszuwerfen, quippe quae ab antiquo aliquo interprete profecta sint, da das etwas unbestimmte temere recht gut eine genauere Bestimmung aus Cicero's Mund erhalten konnte. Ein grelles Asyndeton traut W. dem Redner zu, wenn er § 12 utebatur hominibus improbis multis, optimis se viris deditum esse simulabat liest, statt das zu Anfang des zweiten Satzes stehende et quidem mit Ref. in at idem zu verwandeln; er billigt zwar diese Conjectur, setzt aber hinzu: vide, ne arti rhetoricae indulgendum sit. Oetling (20) ist, wie es scheint, selbständig auf dieselbe Berichtigung gekommen.

Bekanntlich ist die Caeliana auch durch einige Lücken entstellt, unter denen die ärgste § 24 sich nach Titus Gaiusque findet. Weniger haben Ausfälle zu bedeuten, wie § 35 quae * * probare cogitas oder § 45 quoquo * * modo agendo, welche durch Ergänzungen der Kritiker befriedigend ausgefüllt sind, oder auch durch spätere Handschriften, wie s, bereits eine leserliche Form erhalten haben, z. B. § 49, wo man sich bei sed etiam proterva meretrix beruhigen kann, ohne mit O. und W. einen stärkern Ausdruck für meretrix zu vermissen, oder § 52 quam ad rem aurum tum sumeret, an non dixerit. si non dixit. An einer Stelle aber, die im P. eine grosse Lücke zeigt, indem se nulla cupiditate inductum de via decessisse . quid signi? nulli sumptus, nulla iactura, nulla versura. at fuit fama . quotusquisque istam effugere potest in tam maledica civitate, ausser den beiden letzten Worten erst von zweiter Hand nachgetragen ist, können wir nicht einmal einen Anstoss finden; Halm urtheilt freilich (Rh. M. IX, 330): »die Ergänzung — ist sprachlich nicht so schlimm als die bisher berührten (zu § 24, 35), wenn auch die Worte quid signi? . . . . nulla versura sehr verdächtig klingen; aber die Gedanken erscheinen überaus matt und stimmen wenig zu den Worten des fingirten Vaters: cur te in istam vicinitatem meretriciam contulisti?« etc. Doch ist nach unserem Gefühl daran nichts auszusetzen, wenn die richtige Erwiderung des Sohnes erst in indirecter Rede gegeben ist und dann das Gespräch sich in halb directer Form fortsetzt, bis es ganz entschieden direct wird. Hierin sehen wir nichts mattes, sondern ein ganz charakteristisches Verfahren des Redners. Was im Taur. palimps. noch

erhalten ist quisque est qui istam effugere potest in tam m. c. dürfte auch für das damit in richtiger Verbindung stehende, was in Par. 2 vorhergeht, zeugen. Halm's Vorgang wird aber von beiden Abhandlungen befolgt; O. 10 und W. 15. Letzterer meint: profitendum — non modo totum loci supplementum frigidissimum, sed potissimum verba, quae sunt »se nulla cupiditate i. d. v. decessisse« interpolatoris esse, quae falsa esse satis verbo miraris demonstratur; welches also beweisen soll, dass sich Cicero der or. obliqua in jenen Worten nicht bedienen durfte; ähnliches wird man bei O. lesen; beide scheinen von der Vorstellung beherrscht, dass Cicero durchaus die indirecte Rede hier nicht anwenden durfte. Wie nun an dieser vielbesprochenen Stelle nichts zu fehlen scheint, wird es vielleicht auch an einer andern, § 26 erlaubt sein, einen sonst geglaubten Defect nicht anzunehmen. Sowol Oetling 16 als Wrampelmeyer 7 vermuthen, dass nach qui absunt die Erwähnung der Zeugen ausgefallen sei, welche für das ventitasse domum und das studuisse praeturae aufgeboten waren; da es aber hinreichen konnte, wenn für den schlagendsten Beweis grosser Freundschaft das cenasse cum Bestia bezeugt wurde, solche Zeugen aber ausgeblieben waren, die bei jener Zusammenkunft zugegen gewesen sein sollten, oder wenn sie auch zugegen waren, keinen Glauben fanden, konnten die andern Aussagen auch unbezeugt bleiben. Noch weniger wird man mit W. 7 annehmen, dass nach adulescentulo in § 33 etwas ausgefallen ist, wenn auch Par. 1 eine Lücke in rasura hat; W. will auch mit bono et pudenti diese ausfüllen, aber, wie er selbst bemerkt, haben Aquila Rom. 3, und rhet. inc. Eckstein 5 die Stelle ohne Zusatz citirt; gewiss würde dadurch der rasche Gang der Apostrophe sehr gelähmt. Richtiger urtheilt hier O. 18. Ein ähnlicher Fall tritt im nächsten § (34) ein, wo die Rasur vor moverunt Halm durch allectaverunt, natürlich mit Tilgung von moverunt decken wollte, O. 16 tam valde, W. 7 aber mit Beibehaltung dieses Verbums tam vehementer einzuschieben räth, was sich doch mit potius nicht recht verträgt. In § 50 ist, da pudor tuus vorausgeht, der von W. (17) für nöthig erachtete Zusatz von tua zu impudentia ganz überflüssig; sodann kann mit Par. 1 und andern codd. huic defendendum gelesen werden mit der Ergänzung von ad zu defendendum, welchem se nicht nothwendig beigefügt wird; wol aber wird item für et zu lesen sein; ad hunc defendendum, so dass nobis supplirt würde, ist weniger wahrscheinlich, da Cicero hier die Vertheidigung des Caelius als eine gemeinsame Sache betrachtet; das vorhergehende nobis beweist nicht, was W. will. Madvig's und Klotz's Lesart: ei sui defendendi entfernt sich zu weit von der Tradition. Unzweifelhafte Ergänzung ist § 57 Lambin's omnia und nicht blos mit fortasse zu empfehlen, aber durchaus unzulässig die von W. von etiam zu quibus occulta credantur, da ja nur occulta anvertraut werden können. Das von W. zu § 65 vorgeschlagene quae si iam erat

Digitized by Google

tradita servis, si evasissent subito ex balneis mulieris amici hat durch die Wiederholung von si den Nachtheil, dass die Construction an grosser Härte leidet, auch darf das so wieder hereingezogene mulieris amici keineswegs für echten Zusatz gelten. Dass § 79 huius unius spe requiescit durch die Haltung der Stelle verlangt werde, wie W. 8 behauptet, ist keineswegs zuzugeben; Cicero kann eben so gut mit huius unius casum pertimescit, ohne dass h. unius spe r. vorhergeht, eine dem Verhältnisse des Sohnes zum Vater angemessene Steigerung beabsichtigt haben. Beide Verf. wollen § 10 non vor existimetur einschieben (O. 17, W. 12), sie übersahen, wie es scheint, den ironischen Ton Cicero's in dem Zugeständniss: wenn Caelius sich jeweils in der angegebenen Zeit dem Catilina näherte, will ich es gelten lassen, dass er eine zu starke Hinneigung zu Catilina zeigte. An allen den angeführten Stellen wird man den Text für complet halten dürfen; nur § 60 fehlt allerdings etwas zu conantem; W. 7 meint, es sei suadere leges perniciosas ausgefallen, eher wird ein stärkerer und allgemeiner Ausdruck am Platze gewesen sein, wie turbare omnia. In § 28 mag es dahingestellt bleiben, ob mit gravisque homines atque inlustris fuisse Cicero sich begnügte, oder civis nach inlustris einzureihen nöthig fand, vgl. W. 8.

Wir haben nun noch von den Stellen zu reden, deren richtige Ueberlieferung von beiden Verf. angezweifelt wird, und für die sie zum Theil Verbesserungsvorschläge gemacht haben. O. 19, W. 11 wollen in §. 7 et miratus sum lesen statt admiratus sum, wohl in der Voraussetzung Cicero brauche das Verbum nur im Sinne des Bewunderns; was doch nicht der Fall ist, vgl. Phil. II, 42, de Fin. IV, 61. Sehr speciös haben beide § 10 in dem Satze nam quod Catilinae familiaritas obiecta Caelio est, longe ab ista suspitione abhorrere debet zu debetis gerathen, vgl. O. 19, W. 11; indess wird objectiv ebenso gut abhorrere a suspitione gesagt werden dürfen, als subjectiv; jenes ist eher als der gewähltere Ausdruck zu bezeichnen. W. 13 will §. 11 infamiam communem mit geringer Wahrscheinlichkeit an die Stelle von infamiam veram setzen; gewiss ist dieses unrichtig; man erwartet den Gedanken, dass der so charakterisirte die Proben nicht bestehe, welche die Verwicklungen des Lebens herbeiführen; irren wir uns hierin nicht, so bediente sich der Redner eines naheliegenden Bildes und schrieb infamiae metam effugere non poterat, d. h. er blieb im entscheidenden Moment stecken; mit Bezug auf Caelius selbst sagt Cicero in ähnlicher Weise unten §. 75 in hoc flexu quasi aetatis — fama adulescentis paulum haesit ad metas notitia nova mulieris et infelici vicinitate — weiterhin fügt er hinzu qua ex vita vel dicam quo ex sermone — emersit totumque se eiecit atque extulit, tantumque abest ab illius familiaritatis infamia, ut eiusdem nunc ab sese inimicitias odiumque propulset. O. 19 glaubt, dass die Richtigkeit von veram E. v. Leutsch im Philol. XXV, 91 dargethan habe;

Digitized by Google

woran wir noch zweifeln. Einstimmig dringen die Verf. in § 19 auf die Aenderung acute accurateque für a. arguteque, s. O. 26, W. 12 indem sie nicht bedachten, dass Cicero an ein Individuum denken kann, welches die argutiae der Rede besonders liebte, oder, was wir noch lieber annehmen möchten, dass er in ironischem Tone einem beschränkten Menschen solche Elogen macht. Der Charakter desselben schwebt ihm offenbar schon vor, wenn er weiterhin sagt sin — est rivolus arcessitus et ductus ab ipso capite accusationis vestrae, daher es nicht gerathen ist, selbst nach Lambin's Vorgang erit rivolus zu setzen; dazu nöthigen die vorhergehenden Futura orietur und nascetur keineswegs, wie O. 18 meint, vgl. W. 5. Vielleicht ist aus ähnlichem Grund §. 80 quem si nobis — conservatis, addictum — vobis — habebitis das zuversichtliche Praesens zu erhalten, wenn auch die stereotype Grammatik, wie W. 11 erkannte, das futurum exactum zu fordern scheint. Derselbe (13) verlangt §. 23 huic oberit vestrum etc. aber wozu sollen hier alle Ankläger angeredet werden, und nicht der, mit welchem sich Cicero zunächst beschäftigt? Auch die Vermuthung, §. 37 sei cur alienam illam nosti für c. a. ullam n. zu lesen, (W. 15) kann schwerlich auf Beifall rechnen, da der Vater seinen Vorwurf allgemein fasst und überhaupt den Umgang mit der Gattin eines andern streng tadelt. Wenn O. 19 domum atque familiam §. 42 vorschlägt statt d. a. famam, weil incurrere in famam nicht gesagt werde und dasselbe noch einmal im folgenden ne bonis — infamiam inferat enthalten sei, wird man einwenden dürfen, dass ein Angriff auf Wohlstand und guten Ruf des Nächsten recht wohl mit incurrere in d. a. famam bezeichnet werden könne, und die Gliederung von ne probrum castis, labem integris, infamiam bonis inferat nicht durch zu grosse Aehnlichkeit auffalle. Unverdienter Tadel O's (19) trifft Ref. wie Halm und Bake, wenn er §. 49 nach P. faciet und geret lesen will statt des von uns nothwendig hergestellten faciat und gerat; er hält die Perfecte patefecerit, conlocarit, instituerit für futura exacta, weil er die davon ganz unabhängigen Futura nominabo und relinquam doch damit in Verbindung setzt, und bedenkt nicht, dass jenem von ihm postulirten faciet, geret auch videbitur für videatur am Schluss der Periode entsprechen müsste. Unnöthig ist ibid. mit W. 19 haec statt hoc zu lesen, wo Erf. hac hat; denn was der Clodia hier in verschiedener Beziehung Schuld gegeben wird, ist immer wieder eines und dasselbe, ihre meretricia vita, welche sich nach den Worten desselben Paragraphen insbesondere durch complexu, osculatione, aquis, navigatione, conviviis äussern soll. W. 13 bemerkt: vocem 'aquis' corruptam esse vidit E. L. de Leutschius, qui, quum nexus aliquid postulet, quod Clodia in terra ante omnium oculos fecisse putatur, conjecit: quadrigis. Sed vide ne melius suspiceris: equis. Warum dachten beide nicht vor allem an das bereits von Ernesti vorgeschlagene actis, wozu sowohl §. 35 accusatores quidem libidines,

Digitized by Google

amores, adulteria, Baias, actas, convivia, comissationes, cantus, symphonias, navigia iactant als Div. IX, 6, 4 quorum et usus et delectatio est omnibus istorum et actis et voluptatibus anteponenda anzuführen war? Sonderbar sind die Bedenken, welche O. 19 und W. 13 an der Lesart des cod. St. Victor. ceterorum nehmen, nachdem Madvig I, 401 so eingehend über dies tune Venerem illam tuam spoliare ornamentis spoliatricem ceterorum (sc. ausa es)? gehandelt hat. O. meint: neque enim satis intelligitur, qui illi ceteri sint, neque de ceteris ornamentis, si accurate locum meditamur, cogitari potest; W. will tuorum lesen, weil er noch antiqua corruptela locum inquinatum glaubt. Aber die ceteri sind offenbar alle Liebhaber der bewussten Dame ausser Caelius, jene wurden von ihr geplündert, diesem zu lieb plünderte sie angeblich ihre eigene Schatzkammer; mit tuorum würde auch Caelius unter der Zahl der beraubten Liebhaber begriffen. Caelius soll mit Hülfe des von Clodia geliehenen Geldes (aurum) den Gesandten aus Alexandria, Dio, welcher bei Luccejus logirte, zu ermorden gesucht haben; hernach, als er bedachte, wie gefährlich ihm der Clodia Mitwissenschaft werden könnte, wellte er diese selbst mit Gift aus dem Wege räumen, wie seine Feinde behaupteten. Cicero spricht unter andern darüber mit den Worten §. 56 et vos non videtis fingi sceleris maximi crimen, ut causa alterius sceleris suscipiendi fuisse videatur? Das maximum crimen kann nur der projectirte Mord des Dio sein, der dann weiter zu der Vergiftung der Clodia verleiten sollte; das nur im cod. s erhaltene causa ist durchaus am rechten Platz und man begreift kaum, wie die Worte anders aufzufassen sind, doch erklärt O. 16: num vox «causa» Ciceronis fuerit, valde dubitamus; neque enim probabilis esse videtur sententia quae exsistit: Caelius quia Clodiae venenum dare volebat, Dionem necare studuit» sed contrariam sententiam exspectamus, quam loco non infundere possumus, nisi quaesite eum explicamus.» Das ist nur dann zu behaupten möglich, wenn man mit W. 12 das sceleris maximi crimen durch Clodiae tollendae erklärt statt durch Dionis tollendi. Diese Auffassung hat bei W. noch die Wirkung, dass er meint plura in ultimis verbis interciderunt (vor alterius sceleris etc.), quia scelus Clodiae necandae nullo modo causa alterius sceleris (Dionis tollendi) fuit, etc. Keine glückliche Coniectur von M. 13 ist servos für se, §. 65, welches der Zusammenhang verlangt, denn nicht jene Freunde hätten die Sclaven der Clodia durch die falsche Angabe, etwas gesehen zu haben, was sie nicht sehen konnten, verrathen; es war vielmehr daraus abzunehmen, dass sie von der pyxis etwas wussten. Auch O. 19 meint, weil den Sclaven allein die pyxis übergeben worden war, hätten auch diese nur in Verdacht kommen können, als wenn die Aussage der Freunde vidisse se nicht sie selbst compromittirt hätte. Als zu gewagte Aenderung würde man §. 70 hac atque eadem lege, die W. 13 für hac enim vorschlägt, zu betrachten haben, desgleichen §. 78 obsides praeclari

Digitized by Google

studii für obsides periculi; obgleich er selbst (12) zeigt, dass ihm der Sinn des sehr passenden Ausdruckes nicht dunkel war, konnte er doch die äusserst verzwickte Phrase für melius quid halten. Auch mit bonorum morum statt bonorum virorum, was einst Weiske §. 77 empfahl, ist nichts gewonnen, und W. nimmt die Sache zu buchstäblich, wenn er jenes Wort darum angebracht wünscht, weil 'tenendum est, fuisse oratoris eius rei in peroratione mentionem facere, in qua probanda tota orationis pars versatur' (11); auch O. 19 verlangt morum, um die Tautologie zu vermeiden. In §. 13 durfte der Ausfall von et nach opus esset nicht beide Verf. zu der Aenderung sceleris bestimmen (W. 11, O. 19); wenn auch O. darin eine pulchra figura χιασμοῦ entdecken will, ist scelere etiam si opus esset et audacia viel besser und natürlicher. Vor dem statt prospicitis von W. (11) in §. 26 verlangten perspicitis konnten Stellen, wie p. Quint. 35 ut — tu, C. Aquili, iam ante animo prospicere possis, quibus de rebus auditurus sis, warnen; ferner ist nicht mit W. 11 periculosam potentiam (§. 22) für periculosas potentias, nicht hoc tantum dico, wenn auch nach Lambin's Vorgang für hoc tamen dico einzutauschen, für jenes spricht schon die Seltsamkeit des Plurals, für dieses die grössere Entschiedenheit des Ausdrucks. In §. 30 durfte aus dem auctoremissae des Par. nicht auctore missae, wie W. 11 will, sondern nur auctore emissae werden, vgl. p. Planc. 51 nihil est — tam volucre quam maledictum; nihil facilius emittitur, womit nicht zu vergleichen war p. Cael. 55 an aliquam (schr. aliam) vocem putatis ipsam pro se causam et veritatem posse mittere? Ungrammatisch wäre es, wenn man mit W. (11) §. 53 dicas für dicis lesen wollte; putaverint, wie W. ferner §. 42 vorschlägt für putabant, weil Taur. putaverunt hat, weist O. richtig wegen des vorhergehenden inveneritis ab. Eher wird man geneigt sein, von W. 17 in §. 38 leni vero ac clementi patri (statt et c. p.) anzunehmen, in Uebereinstimmung mit huic tristi ac derecto seni zu Anfang des Paragraphen, desgleichen §. 50 perturpe ac perflagitiosum und §. 79 turbine aliquo ac subita tempestate, beidemale ist aut anstössig, an der zweiten Stelle möchte O. 16 lieber aut subita tempestate als Glossem streichen; vielleicht darf man aber glauben, dass Cicero im Gebrauch der Partikel weniger streng war. Beachtenswerthe Vorschläge von W. sind noch §. 55 humanitatis nach dignitatis einzuschieben, wodurch eine völlige Symmetrie mit ex inimica — domo hergestellt würde (28); ebenso §. 72 ei vor disciplinae (oder besser nach dem Substantiv), was durch das folgende eisque artibus gewissermassen geboten ist (13); mit Recht widersetzt sich auch W. (5) dem Vorschlage Halm's §. 5 egisse fundamenta zu lesen, wozu p. Mil. 75 agere fundamenta kein genügender Beleg ist. Von O. ist noch ausser den früher belobten Verbesserungen die Verbindung (15) von quo pacto mit den folgenden Fragen cui, quo in loco traditum? (§. 58) hervorzuheben; weniger können

Digitized by Google

wir §. 61 der Aenderung iam für iamiam, und §. 67 der illud vero respondere cogam beistimmen, da die freiere Construction des blossen Accusativs nicht ohne Beispiel ist, vgl. p. Mur. §. 28 quae consuluntur autem, minimo periculo respondentur; juventute (§. 13) statt juvenibus, wie O. 19 fordert, ist vielleicht absichtliche Variation, desgleichen §. 48 concessu nicht unumgänglich nothwendig, wenn auch bereits von Ernesti statt concessis verlangt. Der Zusatz von ipse vor immenso ambitu in §. 16, welchen O. 20 wünscht, wird, wenn man die folgenden Sätze ansieht, in denen das Pronomen wiederholt vorkömmt, weniger rathsam erscheinen.

Kayser.

Aristonici περὶ σημείων Ὀδυσσείας reliquiae emendatiores. Edidit Otto Carnuth. Ne fumum ex fulgore, sed ex fumo lucem dare cogitu. Lipsiae apud S. Hirzelium MDCCCLXIX. S. 172.

Nachdem L. Friedländer die Bemerkungen des Aristonikus zu den von Aristarch dem Texte der Ilias beigefügten Zeichen herausgegeben hatte, durfte man erwarten, er werde auch was von demselben Schriftsteller über die Zeichen, mit welchen Aristarch die Odyssee versah, in den Scholiensammlungen sich findet, jenen nachfolgen lassen. Dies ist jetzt von einem Schüler Friedländers in befriedigender Weise ausgeführt worden. Wir glauben annehmen zu können, dass nichts wesentliches von den Bruchstücken des Aristonicischen Buches über die Odyssee übergangen worden; dies zu leisten befähigte den Verfasser die umfassendste Kenntniss der Venetianischen Scholien und der sie betreffenden Werke von Lehrs, Friedländer, Sengebusch, Nauck u. a. Einen sicheren Anhalt gewährten besonders die von Friedländer herausgegebenen Fragmente des Aristonikus περὶ σημείων Ἰλιάδος, in welchen sehr häufig dieselben kritischen und exegetischen Angaben, und zwar gewöhnlich in vollständigerer Fassung vorliegen, die auch in der Odyssee zu machen waren; aus dieser Identität des Gegenstands war nicht selten in den hier viel nachlässiger excerpirten Scholien der ursprüngliche Wortlaut leicht herzustellen, wenn auch beinahe überall das sichere Kennzeichen des Ar., die einleitende Phrase ἡ διπλῆ ὅτι von dem Epitomator gestrichen ist; das Zeichen wird nur β 89, ε 422, 453, ζ 86, 303, η 137 erwähnt, wofür häufiger noch der Name Ἀρίσταρχος, z. B. μ 89, φ 306, eintritt. Obgleich dies Mittel der Herstellung an sehr vielen Stellen sich darbietet, ist es doch bisher wenig benutzt worden; man konnte z. B. β 55 aus *E* 249 zu Ἀττικῶς das ἐξενήνοχεν ergänzen, unbedenklich ζ 98 ἐν Ἰλιάδι, wo die Beziehung auf *Λ* 621 nahe liegt, ξ 147 aus *K* 37 (d. h. dem Scholion dort) den Zusatz σεπτικῇ entnehmen; Parallelstellen waren nicht einmal nöthig,

Digitized by Google

um *α* 22 *ἡ μετὰ πρὸς τοὺς Αἰθίοπας* zu *ἡ διπλῆ ὅτι ἡ μετὰ ἀντὶ τοῦ πρὸς τοὺς Αἰθίοπας* zu erweitern. Wunderlich entstellt ist die aus *Z* 174—176 *ἐννῆμαρ ξείνισσε — καὶ τότε μιν ἐρέεινε* geschöpfte Notiz *ὅτι ἐννέα ἡμέρας ἐφιλοξένουν καὶ οὕτως ἠρώτων*, statt richtiger als allgemeinen Brauch hinzustellen *ὅτι ἔθος ἦν παρὰ τοῖς παλαιοῖς ξενίζειν πρότερον, εἶτα πυνθάνεσθαι, τίνος ἕνεκεν παραγεγόνασιν οἱ ξένοι*, welche Worte wahrscheinlich auch für die vorliegende Stelle von Aristonikus verwendet wurden. Eben so stark verstümmelt ist die Note zu *γ* 117, zu deren Restitution *Σ* 283 verhilft: das *πρὶν ἀκούσαις* ersetzt C. mit dem analog gebildeten Satze *ἡ διπλῆ, ὅτι τοιοῦτόν ἐστι τὸ λεγόμενον πρότερον ἵκοιο σὴν πατρίδα γαῖαν* durch das aus dem Text genommene *ἢ ἐξερέοις*. Mit ähnlicher Freiheit verfährt er zu zu *γ* 86, wo der Epitomator wenigstens *πευθόμεθα* statt *οἴδαμεν* wiederholen· musste und sich nicht mit der negativen Bestimmung, es sei hier nicht dem *ἐρωτῶμεν* gleich, begnügen durfte; eher schrieb Aristonikus *ἡ διπλῆ, ὅτι τὸ πυθέσθαι ἀντὶ τοῦ ἀκοῦσαι τίθησιν*. Weniger hat die Ueberlieferung in *ζ* 218 gelitten, wenn man *Σ* 362 vergleicht, in welcher Note jene Stelle ausdrücklich citirt wird, und *β* 300, welchen Vers die Note X 80 anführt nur mit der richtigern Lesart *ἀναδέροντας*. In gleicher Weise verfährt Ar. zu O. 736, wenn er da auf *κ* 238 hinweist, oder zu *K* 364, wo derselbe auffallende Wechsel von Präsens und Imperfect aus *η* 104 bestätigt wird. Treffend erinnert die Note zu *ε* 13, dass dieser Vers auch *B* 721 stehe, hier aber der Dichter (oder sagen wir lieber der Interpolator) eigentlich *τετιημένος ἦτορ* sagen musste. Schön ergänzt in *α* 148 C. aus der vollständigen Note zu *Ω* 376 das hier zur richtigen Auffassung von *τὰ ἐδέσματα* unentbehrliche *οὐ πάντως ὡς οἱ γλωσσογράφοι* vor *τὰ ἐ.* Fast nichts ist von der Erklärung des *ἀγήνωρ* geblieben, wie die aus *I* 699 jetzt übertragene Anmerkung zeigt. Man halte sonst noch *β* 14 mit *I* 36, *β* 417 mit *K* 570 *β*, 24 mit *Π* 17 zusammen, auch *β* 154 mit *M* 239, ferner *β* 257 mit *Λ* 186, wenn gleich C. letztere Stelle anzuführen unterlassen hat; *β* 37 mit *Σ* 505 und *Ψ* 568, endlich *γ* 255 mit *Z* 260. Wie Aristarch sich über den Sinn von *ἀγασσάμενοι* zu *β* 67 aussprach, kann man aus *η* 41 *ρ* 71 abnehmen, die Scholien haben aber seine Fassung stark abgeändert, resp. verwässert. Dass vieles ganz weggefallen ist, was der Epitomator in sein Heft aufzunehmen zu träge war, ergibt sich aus manchen Noten zur Ilias: so verwandte Aristarch O. 15 um *α* 65 wegen des dem Odysseus von Zeus ertheilten Prädicates *θεῖος* zu rechtfertigen; aus *K* 205, wozu *β* 45 citirt wird, sieht man, dass auch hier stand *ὅτι κατὰ τὸ πλῆρες ἐμὸν αὐτοῦ ἐκφέρει*; derselbe Fall kehrt *Π* 57 wieder, wo *β* 102 seine Erklärung findet: sehr selten tritt dagegen der Fall ein, dass hier die Fassung ausführlicher ist; dies gilt von *β* 42 in Vergleich mit *Z* 219 und von *ε* 371 in Vergleich mit O 679.

Digitized by Google

Die sehr zahlreichen Stellen, an denen Aristarch Zenodots Lesarten verwarf, bezeichnete er bekanntlich mit der *διπλῆ περιεστιγμένη*; diese sucht man aber in den Scholien zur Odyssee vergeblich, es genügte freilich, wenn angegeben wurde, wie der Text bei Z. lautete und warum ihn A. missbilligte. So wenig aber alle *διπλαῖ* erwähnt sind, eben so wenig dürfen wir erwarten, sämmtliche Noten über die schlechten und guten Discrepanzen Zenodots in unserer Scholiensammlung erhalten zu sehen. Auch hier bietet die reichere Quelle, wie sie für die Ilias gerettet ist, manchen Ersatz, z. B. kann man aus *B* 302, *Ξ* 274 sicher schliessen, dass die Variante *μάρτυρες* zu *α* 273 erwähnt war. Das wol angemessenere *διατμῆξαι* in *θ* 507 scheint erst Aristarch nach *Ψ* 120 in *διαπλῆξαι* verändert zu haben. Mit Recht verlangt C. *θ* 251 *οὐ καλῶς* oder *κακῶς*, da Z. wegen seiner vagen Vorstellung vom Dual häufig von Aristarch getadelt wird.

Nicht, wie fast überall die Erwähnung der Diplen konnte die der Athetese und der damit oft zusammenhängenden Asterisken unterbleiben. Schon *α* 7 wäre für den Asteriskus Platz, wenn er auch in den Scholien nicht erwähnt wird, da dieselben Worte, nur dass dort *κεῖνοι* für *αὐτῶν* (Zenodot wollte *αὐτοὶ*) steht, in *Δ* 409 nebst den zwei vorhergehenden Versen von Aristarch verworfen wurden. Ueber die Berechtigung des Obelos wird man trotz des von A. gegen den Dual *ἀγαγόντε* erhobenen Einwandes Zweifel hegen dürfen. Zu den vielen Versen, welche *Θ* 28—40 Ar. athetirte, gehört auch *α* 45, an dieser Stelle mit Asteriskus zu bezeichnen. Vor dem Erscheinen von Dindorfs Ausgabe, welcher zuerst Marc. 613 (M) nach Cobets Abschrift veröffentlichte und von L. Prellers Programm der Universität Dorpat 1839, mit Scholien aus dem Hamburgensis T, welche bei Ddf. wieder abgedruckt sind, wusste man nichts von der Athetese der Verse *α* 97, 98, wenn gleich das Scholion *Ω* 341 darauf leiten konnte. Schon vor Aristarch waren (von Zenodot und Aristophanes) *β* 316, 317 verworfen worden (*προηθετημένοι*), wie aus der Note zu *β* 325 sqq. erhellt; *γ* 109 aber wurde in ähnlicher Weise verwendet, um die Ungehörigkeit von *H* 334, 5 darzuthun. Die Motivirung des Obelos zu *γ* 199, 200 bedarf eigentlich des hier gemachten Zusatzes *οὐ δεόντως* zu den Worten *ἐκ γὰρ τοῦ λόγου τῆς Ἀθηνᾶς μετηνέχθησαν* (so Cobet für *μετήχθησαν*). In der Note zu *δ* 158—60 hat C. das Verdienst, eine richtigere Folge der Sätze hergestellt zu haben, indem er *ἀθετοῦνται στίχοι γ' — ἀπρεπεῖς* vor *καὶ τὸ νεμεσσᾶται* rückt und zugleich das unnütze *παρὰ — προσώπῳ* ganz fallen lässt. Zu *λ* 457 bemerkt er, dass die Athetese nicht, wie man nach Dindorfs Lemma meinen sollte, hier ihre richtige Stelle habe, da der Vers ja gar nicht fehlen kann, sondern sich auf 461 beziehe. Aus der Citation von *κ* 190 zu *P* 220 geht hervor, dass Aristarch den vorhergehenden Vers nicht gelesen hat; mit Recht verwarf ihn Kallistratus als eingeschoben *ὑπό τινος* —

Digitized by Google

ἀγνοοῦντος τὸ Ὁμηρικὸν ἔθος, ὡς θέλει ἄρχεσθαι ἀπὸ τοῦ γάρ. Merkwürdig ist, dass Aristarch *κ* 242 nicht kannte, es muss also ein anderer ehemals hier gestanden haben, wenn auch schwerlich der von Kallistratus beigebrachte.

Der Kritik des Aristarch wird man in den meisten Fällen, wo er Verse verdächtigt, beipflichten, wie es bereits von Nitzsch z. B. zu *ε* 84, *λ* 245, 427, *μ* 86—88 geschehen ist. Der Fälle, wo derselbe der Verwerfung sich nicht anschliesst, wie *γ* 71—4, *δ* 62—4, 158—60, 265—9, *ζ* 144 sind weit wenigere. An der ersten Stelle ist die Meinungsverschiedenheit von Aristophanes und Aristarch sehr beachtenswerth, jener hält dieselben Worte im Munde des Kyklopen für unpassend, welche dieser den ehrwürdigen Nestor nicht aussprechen lassen mag. In *μ* 124—6 gibt Nitzsch nur die Unechtheit des mittlern Verses zu, *ι* 34—36 erkennt auch er als Interpolation, hält aber mit Recht noch an 33 fest. Cobet aber, welcher *β* 214—223 streichen möchte, obwol die Verse nur mit *διπλαῖ* versehen sind, ist mit dieser Athetese nicht glücklich: da die Freier, wenn die fraglichen Worte wegfallen, nicht wissen können, dass Telemach eine solche Reise vorhabe und es doch (vgl. 307, 325) wissen, ist die Unentbehrlichkeit der ganzen Stelle unleugbar; Aristarch wollte mit solcher Bezeichnung echter Verse, wie C. vermuthet, die schon oben berührten 316, 7 als *νόθοι* erweisen. Dass *O* 370 etwas anderes als jetzt gestanden haben müsse, wenn die Angabe *ε* 7 wahr ist, erinnert der Verfasser zu dieser Stelle. Manche Uebertragungen aus der Ilias verrathen sich als solche und werden demgemäss notirt, z. B. *δ* 661, 2 aus *A* 103, 4 mehr noch *ξ* 495 aus *B* 56; vgl. ferner *o* 251 mit *Υ* 235, umgekehrt ist *ϑ* 192 nach *Ψ* 843 übertragen, wo *σήματα πάντων* nicht passt, nachdem nur zwei Leute vorher den Diskus geschwungen haben.

Für die Kunde von Aristarchs Theorie der homerischen Grammatik, insbesondere der Syntax fand der Verf. vortrefflich vorgearbeitet in den fragmenta schematologiae Aristarcheae, die den reliquiae Aristonici *περὶ σημείων Ἰλιάδος* p. 1—35 vorausgeschickt sind. Er brauchte in sehr vielen Fällen sich darauf nur mit einem Citat zu beziehen. Fast scherzhaft klingt es, wenn C. von Dindorfs Correctur zu *δ* 692 *ἀντὶ τοῦ ἐχθαίρῃ — ἀντὶ τοῦ φάγῃ* sagt Dindorfius rectum male correxit, denn Aristarch meinte wirklich, wie Friedländer l. c. 9 nachweist, dass solche Conjunctive mit dem Optativ vertauscht werden könnten.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Carnuth: Aristonici reliquiae.

(Schluss.)

Er basirte seine Constructionslehre besonders auf die Annahme von Verwechslungen, wofür der Index des Verf. p. 167 eine gute Uebersicht gibt; hier werden die ἐναλλαγαί generum verbi, temporum, modorum (wofür aber die sonst übliche Terminologie noch fehlt, vgl. Friedl. l. c. p. 7 und die Note zu ζ 33) numerorum, personarum, casuum partium orationis, generum mit allen betreffenden Beispielen angeführt. Zur enallage casuum gehört auch die des blossen casus statt des mit einer Präposition verbundenen; mittelst dieser Operation begegnete Ar. auch den Chorizonten und verstand z. B. *B* 356 unter den Seufzern Ἑλένης die περὶ αὐτῆς; für die enallage personarum durfte er nicht *B* 11 verwenden, wo Zenodot richtiger als er ἕλοι schrieb (A. wollte ἕλοις). Ersatz des Adverbs durch das Adjectiv lehrt A. an mehreren Stellen; καλὸν ἀείδειν heisst, wie er genügend darthut, überall so viel als καλῶς ἀείδειν, und ταχέες steht Ψ 287 für ταχέως, desgleichen ὠκύς Ψ 880 für ὠκέως. Eine enallage temporum konnte A. λ 115 zwischen δήεις und κατέδουσιν nicht statuiren, da er jenes eben so wenig wie κείω, τελέω, ἀνύω für ein Futurum hielt.

Was diese Sammlung von antiquarischen und mythologischen Bemerkungen enthält, die Ar. zum grossen Nutzen der Leser machte, um ihnen den Unterschied von älterer und jüngerer Sitte, älterer und jüngerer Götter- und Heldensage zu veranschaulichen, hat bekanntlich Lehrs in seinem classischen Werke so bündig und vollständig verzeichnet, dass es meistens genügte, einfach darauf hinzuweisen. Nicht selten hatte Ar. auch auf diesem Gebiete Anlass, falsche Vorstellungen älterer Interpreten zu widerlegen, wie wenn Aristophanes das Prädicat eines ἁλὸς ἀτρυγέτοιο μέδων, als nur Poseidon zukommend für den Phorkys zu grossartig findet und deshalb α 72 μέδοντι zu lesen vorschlägt, so dass ein engerer Zusammenhang mit dem folgenden Vers nöthig würde, von A. aber durch die einfache Bemerkung abgewiesen wird, dass auch ὕπαρχοι oft als βασιλεύοντες (bei Homer) figuriren. Dass aber Aristophanes eine solche Aenderung getroffen haben muss, geht aus dem Schol. zu ν 96 κακῶς ὁ Ἀ. ἔγραφεν ἐκεῖ hervor; da nun keine andere denkbar ist als μέδοντι, darf man sich nicht, wie Nauck (Aristoph. fragm. 52), durch den Galimathias in der Note zu α 172, der μέδοντος ἐν σπέσσι verbinden will, irren lassen, sondern muss,

Digitized by Google

wie er ib. vermuthet, den Dativ setzen. Die Corruption des Schol. ν 96 wird leicht beseitigt, wenn man ἀτρυγέτοιο μέδοντι und weiterhin (mit H.) συνάπτηται, wie Dindorf, liest. C. meint zwar, Aristonikus habe nie der Lesarten des Aristophanes, sondern nur seiner Athetesen gedacht, was im allgemeinen richtig ist, doch könnte er beiläufig auch einmal eine Correctur desselben erwähnt haben, was vielleicht α 424 der Fall ist, wenn wir dort Worte des Aristonikus vor uns haben; sonst darf man mit C. annehmen, dass die Note zu ν 96 von Nikanor herrührt.

In wenigen Scholien sind Bruchstücke des Didymus erhalten, deren Spuren C. auch in der Vermischung mit Aristonikus aufdeckt, vgl. zu ε 337, γ 27, η 79, 80, Nikanor ist mit Ar. verbunden in ε 477, aus Herodian hat der Epitomator γ 50 entlehnt.

Manche gute Verbesserung des Textes von Aristonikus haben wir bereits oben erwähnt, und tragen noch hier nach, dass δ 368 C. ἥρωας an die Stelle von Ἕλληνας bringt, vgl. Π 747 (auch ε 371, ϑ 163), ι 167 um der Note σπονδεῖος ὅλος ὁ στίχος zu entsprechen, τε nach οἰῶν streicht, und κ 41 aus der Corruptel ἐρωτικῆς, wofür Buttmann mit Dindorfs Billigung στρατιωτικῆς vorschlug, richtig Τρωικῆς herausgelesen hat, was sowol viel grössere litterale Aehnlichkeit darbietet, als auch, was noch wichtiger, durch die vorhergehenden Worte geboten ist; zu ἐκ Τροίης ληίδος erinnert nemlich Aristarch: διῃρημένως ἀναγνωστέον. βούλεται γὰρ λέγειν Τρωϊκῆς λείας. Ob der Kritiker Τροΐης für gleichberechtigte Form mit Τρωιάδος (ν, 262) halten durfte, bleibe dahingestellt.

Zum Schluss möge hier folgen, was Ref. bei der Durchsicht dieser Scholien einer Berichtigung bedürftig schien. Wenn zu β 68 Aristonikus Γ 4 citirt, hat er dort wol sich vollständiger ausgedrückt und ein Prädicat, welches dem ἀγγέλῳ, nur in höherer Bedeutung, entsprach, vor τῷ τὰς ἀγορὰς διαλύειν κτέ eingeschoben. β 325 wird οἱ nicht in εἰ abzuändern, sondern ganz wegzulassen sei, da an οὐκ ἂν ἀπορήσαντες προακηκοότες nichts auszusetzen ist. Zu δ 248 steckt vermuthlich ein doppeltes Glossem in den Worten οἷος Ὀδυσσεὺς ἀχρεῖος, indem einmal eingeschärft wird, dass Odysseus als Subject in dem Satze ὃς οὐδὲν τοῖος ἔην zu denken ist; dann οἷος ἀχρεῖος (wie ein unnützer Mensch, ein Bettler) das τοῖος erklärt. Für ἐξῴκισται ἡ νῆσος adoptirt C. in δ 556 Heckers ἐξωκεάνισται, aber an andern Stellen, wo dieselbe Entlegenheit der Insel erwähnt wird ε 55, ζ 204, η 321, κ 1, 190 kehrt der Ausdruck ἐκτετόπισται immer wieder, vgl. auch Eustath. 1508, 60. Noch ist ε 55 niemanden unter den Herausgebern der Scholien aufgefallen, dass die Construction nicht ἐξορμᾷ, sondern ἐξώρμα verlangt. Zu ζ 256 wird bemerkt ἐν πᾶσι φέρεται ἐμοῦ, ἀλλ' οὐκ ἐμεῦ. ὅμως ἐπί τινων ὁ Ζ. ἐπὶ τὸ χεῖρον μετατίθησι. Daraus wird man nicht klug werden, halten wir aber das Scholion zu α 143, wo die falsche Lesart in Ω 486 μνῆσαι πατρὸς σεῖο

Digitized by Google

δέον κτητικῶς mit einem andern zu ζ 290 *ἄμεινον γράφειν ἐμοῖο — τὸ γὰρ ἐμεῖο ἀπὸ τοῦ ἐμεῦ ἀσύναρθρον γέγονεν*, zusammen, bietet sich folgende Fassung dar: *ὅμως κτητικὸν ὂν ὁ Ζ . ἐπὶ τὸ ἀσύναρθρον μετατίθησι.* Die Aenderung wäre freilich stark, eine noch gewaltsamere würde bei Eustath. 1596, 6 zu *πέπληγον* sein *Ἀριστόνικος οὐ παρατατικὰ ταῦτα ἀλλὰ ἀναδιπλώσεις Ἰακὰς βούλεται εἶναι κατὰ τὸ κεκάμω* statt des unerklärlichen *Ἀ. οὐ Σικελικά*; dass die Grammatiker an Praesentia wie *πεπλήγω* glaubten, ist bekannt, vgl. Buttmanns Ausführliche Gr. I, 325 sq. Die Lücke in dem ϑ 564—71 unter anderen illustrirendem Satze *ὥσπερ ὁ Κύκλωψ ὑπὸ τοῦ ..... ἀναμιμνήσκεται* ist vielleicht im Sinne des Interpreten auszufüllen durch *ἐκτυφλώσαντος τῶν ϑεσφάτων*, letztere zwei Worte passen dann auch auf die Kirke. Nach *Ἀρίσταρχος* ist κ 193 *καὶ* ausgefallen. Wie es scheint, brauchte Ar. überall die Perfekte *ἀπήντηκεν* und *ὑπήντηκεν*. C. corrigirt mehrere Stellen, wie β 42, an andern, wie κ 212, λ 84, 90 lässt er den Aorist stehen. In μ 47 liegt es nahe *προσεπέτοντ' ἂν* zu corrigiren; ν 174 erwartete man *τῶν ἀναξίων* oder *τῶν μὴ ἀξίων* statt *τῶν μὴ ἀναξίων*. Die unrichtige Anwendung der schon σ 84, 85 angebrachten Sätze in 115, 116 sucht das Scholion in folgenden stark verderbten Worten zu demonstriren: *οὗτοι οἱ β' ἐκ τῶν ἄνωθεν μετήχθησαν· ἐκεῖ μὲν γὰρ προτρέπων φοβεῖ, ἐνταῦθα δὲ ἀπάνθρωπον τελέως τὸ ἡμιονηπια τελεῖν. διὸ περιγράφονται.* Das wäre eine komische Ermunterung (*προτροπή*), welche durch Furcht bewerkstelligt würde. Vielmehr ist das Gegentheil *ἀποτρέπων* hier am Platz. Hinsichtlich des *ἡμιονηπια* erwäge man nur die Situation; dem armen zerschlagenen Irus noch so bange zu machen, ist unmenschlich: *ἀπάνθρωπον τελέως πρὸς τὸν ἡμιθνῆτα λέγειν* sc. *τοὺς β' στίχους.* Zu Anfange werden wir unbedenklich *μετήχθησαν* in *μετηνέχθησαν* verändern, wie Cobet auch zu γ 199 gerathen hat, oder würden wir vielleicht auch ξ 495 eine Variante *μετηγμένος* zu *μετενηνεγμένος* für zulässig halten? Nur als Schreibfehler wird eben so τ 34 *τοῦ δὲ παρ' ἡμῖν καλουμένου λύχνου τοὺς ἥρωας χρωμένους ὁ ποιητὴς οὐκ εἰσάγει* zu betrachten sein; während in derselben Phrase ε 371 *οὐκ εἰσάγει — τοὺς ἥρωας αὐτῷ χρωμένους* (sc. *κέλητι*) das richtige erhalten ist, hält man doch hier hartnäckig am Genetiv fest.

In φ 27 wird *οἱ νεώτεροί φασιν ὡς ὅτι αὐτὸν ἀπὸ τοῦ τείχους κατέβαλεν* die Tautologie der Partikeln zu beanstanden sein; vielleicht stand hier ein Adverb, um die hinterlistige Ermordung des Iphitus auszudrücken, vgl. Soph. Tr. 277. Stark verdorben ist die aus Et. M. 41, 36 zu χ 165 hier wiederholte Anmerkung: *ἀΐδηλος ὁ ὀλοθρευτικός. οὐ γὰρ ἄξιος Ἀριστόνικος δηλοῦν λέγων τὸν ἀδηλοποιόν.* Zu *ἀΐδηλος* ist noch in Q die Glosse *ὀλέθρου ἄξιος* erhalten, woraus auf den guten Aristonikos das üble Prädicat *οὐκ ἄξιος* übertragen worden ist. Der Satz lautete ursprünglich wol so: *ἀΐδηλος ὁ ὀλοθρευτικὸς ἢ ὀλέθρου ἄξιος. Ἀριστόνικος δ' ἀΐ-*

Digitized by Google

δηλον λέγει τ. ά. Sehr verwirrt scheint auch das Scholion zu *χ* 329 *θάνατόν γε δυσηλεγέα προφύγοισθα* : *ὁ Ἀρίσταρχος, ὅταν μὲν λέγῃ τὸν θάνατον, τοιοῦτον σημαίνει μακροκοίμητον, ὅταν δὲ ἄλλως, καταστρέφει εἰς ταὐτὸν τῷ κακοκοίμητον.* Offenbar waren an dieser Stelle beide Epitheta des Todes *τανηλεγής* und *δυσηλεγής* zugleich behandelt, wie Et. M. 291, 37. Ueber jenes bemerkt das Scholion in B, D *τοῦ μάκροκοιμήτου, ἀπὸ τοῦ ταναὸν τὸ μακρὸν καὶ τοῦ λέγω τὸ κοιμῶμαι* (vielmehr *κοιμῶ*). Wir werden also annehmen dürfen, dass die Note verstümmelt ist aus *ὁ Ἀ. ὅταν μὲν λέγῃ τανηλεγῆ τὸν θάνατον, σημαίνει μακροκοίμητον.* Das *τοιοῦτον* hat, wie die Fassung des Satzes jetzt beschaffen ist, gar keine Beziehung, aber auch nach unserer Abänderung bleibt es überflüssig. Wie *τανηλεγῆ* verloren ging, fiel auch *δυσηλεγῆ* weg, wenn man annehmen darf, der Schluss des Scholion habe ursprünglich so gelautet: *ὅταν δὲ δυσηλεγῆ, ἁπλῶς κ. ε. τ. τ. κ.*

Das schön ausgestattete Buch sollte mit grösserer Sorgfalt gedruckt sein. Besonders entstellende Fehler sind *γ* 230 *περιήγει* für *περιήρει*, *δ* 231 *τοῦ ἑτέρου* für *τοῦ ἕτερον*, *η* 65 *νύμφων* zweimal statt *νυμφίον*, falsch citirt ist zu *δ* 793 *Π* 54 statt *Π* 454, zu *σ* 138 L. Ar. 190 für L. Ar. 120, auch zu *λ* 185 scheint *B* 423 nicht richtig angeführt zu sein. Die Note zu *φ* 62: de vocabulo *τοῖο ἀντὶ τοῦ τοιούτου, οὐχ ὡς οἱ γλωσσογράφοι πάντως ἀγαθοῦ* beruht wol nur auf einem Versehen, da *τοῖο* nichts mit *τοῖος* (*δ* 206) gemein hat. **Kayser.**

Die Siegessäule Mesa's Königs der Moabiter. Ein Beitrag zur hebräischen Alterthumskunde von Dr. Konstantin Schlottmann, ord. Prof. der Theologie. Oster-Programm der Universität Halle-Wittenberg. Halle. 1870. 51 S.

Die Inschrift des Königs Mesa von Moab (9. Jahrhundert vor Christus) erklärt von Theodor Nöldeke. Mit einer lithographirten Tafel. Kiel. 1870. VI und 38 S.

Auf dem Felde der phönicischen Epigraphik hat das Jahr 1870 ein Ereigniss zu verzeichnen, die Entdeckung der Inschrift, durch welche jener moabitische König Mesha (2 Kö. 3, 4) das Andenken an seine Regierung verewigte. Der betreffende Denkstein, jetzt leider zerschlagen, existirt zu Dhibân in Belka, dem Dibon des A. Test.; Nachricht vom Thatbestand, eine Abschrift des Documentes nebst Erklärungsversuch schickte Hr. Clermont-Ganneau in Jerusalem an den um die Archäologie hochverdienten Grafen De Vogué; und dieser sorgte im Laufe des Februar für Mittheilung der Inschrift und ihrer Geschichte an eine Anzahl von Gelehrten Europa's. Einen berichtigten, vollständigeren Text nebst Commentar Ganneau's brachte im Märzhefte die Révue Archéologique, als be-

Digitized by Google

reits Schlottmann sich der Mühe unterzogen hatte, das Denkmal in weitern Kreisen Deutschlands bekannt zu machen; die bessere Textgestalt lag Hrn. Nöldeke vor.

Von den Umständen der Auffindung, sowie der Zertrümmerung des Steines haben Zeitschriften und Tagesblätter Kenntniss gegeben. Wir enthalten uns der Wiederholung und auch des Urtheils über die grössere oder geringere Geschicklichkeit, mit der die Sache zur Hand genommen ward, und wenden uns zur Leistung der zwei deutschen Gelehrten.

Beiden ist, dass sie die Echtheit der Urkunde vertheidigen, anzurechnen als ein Beweis gesunder Vernunft. Die Mängel der Arbeit Schlottmann's sind grossentheils durch den Umstand entschuldigt, dass ihr nur die lückenhaftere erste Abschrift zu Grunde lag; auch hat er seither nach der zweiten und einer Warrens von zwei grösseren Bruchstücken Mehreres verbessert. Der Werth des Nöldeke'schen Werkchens wird verhältnissmässig sehr dadurch erhöht, dass es die Inschrift in ihrer phönicischen Urgestalt nach dem Steindrucke der Révue Arch. wiedergibt. In beiden Schriftchen finden sich da und dort treffende Bemerkungen; dem einen wie dem andern jedoch sieht man die Eile ihrer Abfassung an. Von Hrn. Schl. wissen wir schon lange, dass er sich in manchen linguistischen Seltsamkeiten gefällt; und Hr. N. bringt auch diessmal wieder viele flüchtige Einfälle und haltlose Vermuthungen zu Markte, abgesehen auch von seinen Formirungen vajjāshābāh S. 11, vāabāloch S. 12 und Aehnlichem. Wie ihre Vorgänger glauben auch die Herren S. und N. an einen Gott — einen neuen, aus der Nähe gekommenen — Ashtor-Kĕmosh. Auch sie besinnen sich nicht darauf, dass Z. 20 statt Rosho Anderes, nemlich Rasho *seine Armen* gelesen werden kann; vielmehr sucht Hr. N. S. 29 die Ungereimtheit, dass Mesha »alle Häupter« Moabs in einer Municipalstadt zusammengepfercht habe, als unanstössig zu rechtfertigen. Ohne Hypothesen kann es bei Herstellung eines beschädigten Textes, überhaupt bei einem solchen Novum nicht abgehen. Müssen wir da jedoch freien Pass gestatten, so befremdet uns gleichwohl mit Recht, Hrn. N. behaupten zu hören (S. 22), der Bericht 2 Chron. 20. sei eine abenteuerliche Erzählung, sei nur eine Umgestaltung von 2 Kön. 3. mit Entfernung anstössiger Dinge und mit Hinzufügung von allerlei Erbaulichem. Das ist doch, seit Volkmar im Pseudopropheten der Apokalypse den Apostel Paulus sehen wollte, in diesem Genre das Stärkste, was dem Ref. je vorgekommen. Hat Hr. N. über den Ursprung des Namens *Thal des Josaphat* Jo. 4, 2 jemals nachgedacht? Hat er Movers über die Chronik gelesen? Und die Hypothesen Anderer zu bemäkeln, ist der selbe Mann immer so flink! *Quis tulerit Gracchos* etc.? und wer erinnert sich da nicht an den Spruch vom Splitter und Balken?

Hitzig.

Digitized by Google

I. Naville, *Edouard: Textes relatifs au mythe d'Horus recueillis dans le temple d'Edfou et précedés d'une introduction. Genève et Bâle Georg. 1870. fol. IV. 27. XXV Tafeln.*

II. Brugsch, *H. Die Sage von der geflügelten Sonnenscheibe nach altägyptischen Quellen dargestellt. Aus Bd. XIV der Abhandlungen der K. Gesellsch. der Wissenschaften zu Göttingen. Götting. Dietrich. 1870. 4. 64.*

III. Dümichen, *die Flotte einer ägypt. Königin. Leipzig. Hinrichs, 1868. XXV Tafeln.*

I und II.

Es ist unter den Höfen Sitte, sich gegenseitig mit den Blüthen der Landesproducte zu beschenken: Russland gibt Vasen von Malachit oder Aventurin, Frankreich colossale Spiegel oder Porcellan; Preussen gibt Bücher z. E. die eleganten Lithographieen und pittoresken Landschaften der Denkmäler der preussischen Expedition. Auf den ersten Blick sieht der vorliegende Prachtband in seinem Royalfolio ganz aus, wie eine Fortsetzung dazu, etwa wie Gau sich an Rosellini auschloss; aber genauer besehen sind die sauberen Zeichnungen und charaktervollen Hieroglyphen nicht von Weidenbach, sondern von Edmund Reuter, sind die Typen nicht aus irgend einer Hofbuchdruckerei, sondern von Genf und, was die Hauptsache ist, enthält das Buch nicht nur Lithographieen und Bilder, sondern einen erklärenden Text. Mit seinen glänzenden Reisestipendien nach Aegypten hat immerhin Friedrich Wilhelm IV. einiges Unglück gehabt; denn als Ausbeute brachten zuerst Lepsius nur Tafeln und Brugsch nur Text heim, beide ohne einander zu citiren, so dass sie nur annähernd den Dienst jener beiden Uhren des Leibniz gewährten, von denen die eine die Stunde nur zeigte, die andere sie nur schlug. Wie billig, einem Genfer war es aufbehalten, die rechte Uhr zu construiren, d. h. ohne Bild, Herr Naville, der ohne Titel, ohne Mittel ganz aus eigener Tasche die Reise in Begleit seines Zeichners und die Herausgabe dieses Werks unternahm, versah die hieroglyphischen Tafeln auch mit Erläuterungen und Uebersetzungen, die seinem Lehrer Herrn Lepsius alle Ehre machen. Herr Brugsch erläuterte dann seinerseits den zweiten Theil (Plche. XII—XIX.) noch eingehender, sogar durch eine wörtliche Transcription in obiger (II) Abhandlung, so dass der Leser und wäre er auch nur ein Anfänger, sich durch diese Doppelgabe in den Stand gesetzt sieht, diese ptolemäischen und folglich schwereren Texte wenigstens des zweiten Theiles Gruppe für Gruppe zu verstehen. Sie sind der Mühe werth. Denn aus dem zahllosen Heer von Hieroglyphen jenes Apollotempels, der noch einer ganzen Generation zu copiren gibt, hat Herr N. gerade diese 25 Tafeln ausgewählt, von denen 24 ein Ganzes (in drei Abtheilungen I—XI, XII—XX, XXI—XXIV) bilden und sich auf ein wahrscheinlich

Digitized by Google

historisches Factum beziehen aus einer Zeit — vor Menes — deren Vorgänge uns sonst bloss die Sprachvergleichung ahnen lässt.

Der erste Theil (Taf. I—XI) ist offenbar die bisher nur aus Eusebius Praep. ev. III, 12 gekannte Darstellung: »Das zweite Licht des Mondes ist in Apollinopolis [magna ist unser Edfu] geweiht: das Symbol desselben ist ein sperberköpfiger Mann, der mit einer Saufeder (ζιβύνη) den Typhon bezwingt, welcher sich in ein Flusspferd verwandelt hat.« In der That steht auf den vorliegenden Bildern immer der sperberköpfige Horus von Isis und gewissen Genien und Kriegern unterstützt in seiner Barke und versetzt dem im Fluss schwimmenden Nilpferd einen ersten, zweiten, dritten ... bis zehnten Stich, in die Nase, das Genick, die Schenkel u. s. w. (auf jeder Tafel zwei) bis er endlich das gänzlich überwundene zerstückt und seine Glieder, wie einst mit denen des Osiris geschehen, in verschiedene (8) Nomosstädte versendet (Taf. IX). Im Beginn des Kampfes (Taf. I) spricht Isis: Dein Herz ist stark mein Sohn Horus, töde den Mörder (Flusspferd) deines Vaters und am Schluss (Taf. XX) sitzt Horus wie in einer Apotheose als erster König Aegyptens inmitten des Lebensbaumes und empfängt die Huldigung des Ptolemaeus (Caesarion? der zweite Namensring ist leer), der auf Taf. XIII gleichsam ein zweiter Horus ebenfalls auf das Thier lossticht. In den Lobgesängen, die überschwänglich nach dem Sieg erschallen, geht selbst die Barke des Horus nicht leer aus; einzelne Theile derselben sind »wie Säulen eines Tempels, andere wie der Schmuck des Königs« u. s. w., auf Horus selbst weist ein regelmässig wiederkehrender Refrain immer wieder zurück.

So der erste Theil. Wenn trotz der bekannten Stellen des Plutarch und Herodot Parthey zu ersterem 1850 schreiben konnte: Das Flusspferd lässt sich nicht sicher als typhonisch bezeichnen, so lesen wir jetzt hieroglyphisch: Set verwandelte sich in ein Flusspferd, roth wie der Fisch. Taf. XXII, 32. Aber die Erklärung?

Im ägytischen Cultus, namentlich dieser spätern Zeit, liegt Symbol über Symbol wie die Münzen in einer Thalersäule und ganz besonders hier »deckt sich die Wahrheit mit immer neuen Masken zu«; so dass wer einen Sinn erschlossen immer berechtigt ist noch einen tieferen zu vermuthen. Ein ethischer und ein historischer ergibt sich aus unserer Legende ziemlich klar. Ob auch ein astronomischer mit Eusebius darin zu suchen sei, lassen wir dahingestellt, man müsste denn ausser dem allgemeinen Kampf von Licht und Finsterniss etwas specielles finden in gewissen genau angegebenen Daten und Ausdrücken wie: deine Lanze sprang in's Wasser des Nil wie der Strahl der Sothis am Neujahrsmorgen (II, 2), ihre Spitze gleicht dem Sternbild At im Gewölk des Osthimmels. Scheinbar hat der vorliegende Mythus drei Akte: Zuerst tödtete die Riesenschlange Apap den Sonnengott Ra*), dann

*) Herr Birch und nach ihm H. Chabas theilte aus den Inschriften auf hartem Stein im Mus. Brit. Folgendes mit: Apap bekämpfte den Ra, um

tödtete Typhon-Set den Osiris und endlich erlegte Horus den Typhon-Set. Dass aber im ersten und zweiten Akt nur unter verschiedenen Namen von denselben Personen die Rede sei, wird wahrscheinlich durch die Bemerkung des H. Naville, dass in unserem Text das Opfer des Typhon, wenn von dem todten die Rede ist, Osiris genannt wird, wenn aber von dem lebenden, dem Vater des Horus, der Name Hor. Machis ein bekanntes Epithet des Sonnengottes gebraucht wird. Der dritte Akt wird nun aber im zweiten Theil unseres Textes (Pl. XII—XXI) in einer Weise dargestellt und mit so localen Farben gemalt, dass durch den symbolischen Schleier hindurch ein historisches Factum fast greifbar wird; wohl dasselbe, auf welches die Inschrift von Rosette anspielt, indem sie von Ptol. Epiphanes, *ϑεὸς ἐκ ϑεοῦ καὶ ϑεᾶς, καϑάπερ Ὧρος ὁ τῆς Ἴσιος καὶ Ὀσίριος υἱὸς, ὁ ἐπαμύνας τῷ πατρὶ αὐτοῦ Ὀσίρει* (lin. 12) zu rühmen weiss, er habe die Gottlosen in denselben Gegenden vernichtet, in welchen früher Hermes und Horus die Aufständigen besiegten (lin. 27) *ἐν τοῖς αὐτοῖς τόποις*. Darauf bezieht es sich wohl auch, wenn Eusebius und Manetho berichten, vor Horus habe Typhon über Aegypten geherrscht.

Wir geben nun das Wesentliche aus diesem Schlachtbericht im Anschluss an H. Brugsch's Uebersetzung in N. II.

Im Jahr 363 seiner (tausendjährigen) Regierung befand sich Hor. Machis (d. h. Ra) in dem Lande Nubien. [In der That hat er dort mehrere Tempel.] Die Feinde hielten Rath in Wawa [Landschaft in der Umgebung von Assuan nach H. Buchère erhalten in den Agaôs]. Gott Ra machte sich [fliehend?] auf den Weg in seinem Schiffe in Gesellschaft seines Gefolges und landete am Nomos von Apollinopolis [Edfu, Sitz der Anbetung des Horhut]. Da befand sich der Gott Hor-hut in dem Schiffe des Ra. Er sprach zu seinem Vater: o Hor. Machis ich sehe die Feinde gegen ihren Herrn Rath pflegen; lass deine Lichtkrone den Sieg davon tragen über sie. Er beginnt nun eine Reihe von zauberhaften Kämpfen, in denen die Feinde, trotzdem sie sich in Flusspferde und K r o k o d i l l e verwandeln, durch den jugendlichen Horus [Hor-hut] das Land hinab gedrängt und geschlagen werden bei Edfu, bei Zetem [»Wundenstadt« südöstlich von Theben], bei Tentyra, bei Heben unweit Minieh, bei Aat-scha [Stadt der Zerschneidung], der Metropolis des Nomos Arsinoïtes, auch Mer genannt. »Sie vereinigten sich mit dem See [Möris] des Nomos Mer, um sich zu verbinden mit der feindlichen Sippe des Set [Typhon], welcher in dieser Stadt haust. Nachdem Hor-hut 381 Feinde gefangen und abgeschlachtet hatte, trat heraus Set mit grässlichen Worten und Verwünschungen;

---

ihn in seinem Laufe zu hemmen und die Welt wieder in's dunkle Chaos zu stürzen, Horus, Sebak und andere Götter standen dem Ra bei und die Schlange von Wunden durchbohrt, stürzte in's Meer herab, in der e r s t e n S t u n d e d e s J a h r s. „Ich habe gelesen die 77 Bücher über die Vernichtung des Apap“ (Stele in Bulak).

Digitized by Google

aber Horus schlug ihn nieder auf dem Gebiet dieser Stadt, welche von jenem Tag an genannt wird P. Errehuh. Da nahm Set die Gestalt einer brüllenden Schlange an, er verkroch sich in die Erde, so dass er unsichtbar ward. Thot sprach: Die heilige Schlange in dieser Stadt, sie heisse von nun an »Brüllerin«. [Jenes P. Errehu ist sehr wahrscheinlich das heutige Ellahun des Araber, welches unweit des Moerissees bereits von der französischen Commission mit Arsinoë (Crocodilopolis) identificirt wurde.] Aus dem Fayoum zieht sich der Kampf zuerst östlich nach Herakleopolis, dem Hanes der Bibel, in dessen Tempelgebiet ein Grab des Osiris zu Nenrotef (weil hier auch Isis durch Zauberkünste hülfreich war, darum heisst die Sängerin dieses Tempels: Meisterin in der Magie.) von den Feinden ohne Erfolg bedroht wird; dann geht die Flucht nilabwärts nach Pelusium (Zar), durch dessen als typhonisch verrufenen Arm (Herod. III, 5) die Feinde nach einer neuen Niederlage auf das Meer hinausgedrängt, aber nicht viel weiter verfolgt werden, denn ihre Verfolger kehren nun nach Nubien zurück. Man sieht, bemerkt hier H. Brugsch, Gott Ra sammt seiner Begleitung war nicht besonders seefest. Seinem Sohne Horus, der den Feinden in verschiedenen Gestalten, vor allen aber in der eines Api oder geflügelten Sonnendiscus entgegentrat, wird dieses Symbol von nun an zu eigen gegeben. »Das ist die geflügelte Sonnenscheibe (so sagt Thot), welche sich auf den Adyten aller Götter Aegyptens befindet. Ihr Adytum wird dadurch das des Horus (Taf. XIX. l. 2).«

Angesichts dieses so überaus wichtigen Documents, das durch ähnliche Angaben, welche Herr Naville in demselben Corridor copirte (Taf. XXII—XXIV), noch vervollständigt wird, drängen sich jedem Aegyptologen, jedem Historiker die Folgerungen zahlreich auf, und nur bevor gewichtigere Stimmen laut werden und im Bewusstsein, dass die ersten Erklärungen eines archäologischen Fundes niemals die besten sind und darum auf Nachsicht rechnen dürfen, trage ich eine gewagte, wenn auch ernst gemeinte Ansicht vor: *ὀλίγον τε φίλον τε.*

Einverstanden mit H. Naville, dass es sich für die Priester der Ptolemäerzeit zunächst darum handelte, den erbleichenden Glanz ihrer Götterdienste dadurch aufzufrischen, dass sie ihre Tempel als Denksteine grosser Schlachten darstellten aus jener Urzeit, in welcher ägyptisches Wesen und Cult sich erst seinen Platz an der Sonne erstritt; ihre Levitenstädte als die schirmenden Burgen, in denen er sich gegen den Andrang der Barbaren hielt; ihre Ceremonien, ihre heiligen Barken und Bäume, Schlangen und Teiche und die heilige Lanze von Edfu als Reliquien jener Heldentage — immerhin hatte das ägyptische Volk einen so gesunden und zähen historischen Sinn, dass die Priester der Wahrheit nicht allzu stark in's Gesicht schlagen durften, ohne ihre heilige Legende selbst zu compromittiren. Ich halte also dafür, dass wir hier wirklich eine

Digitized by Google

alte, nationale Sage, wenn auch in der Redaction des Collegium von Edfu vor uns haben, eine Sage, deren einzelne Titel und Aventiuren sich jetzt schon durch zahlreiche anderweitige Zeugnisse der Aegypter sowohl als der Classiker bestätigen lassen.

Edfu nennen Strabo und Plutarch als einen Ort, welcher Krieg gegen die Krokodile führe, weil, so sagt letzterer*), Typhon in ein Krokodil verwandelt dem Horus entflohen sei.

Die Hieroglyphe, gleichsam das Stadtwappen von Tentyra, ist ein verwundetes Krokodil. Gerade dieses Thier erfreute sich am See Möris nach Herodot**) ganz besondrer göttlicher Ehren. Ebenso war unser Ellahun, d. h. Arsinoë-Crocodilopolis, nach Strabo 811 eine Cultusstätte dieses Saurires, dessen Bild fast überall in unsrer Inschrift durch spätere, Herr Naville glaubt, christliche Hände ausgekrazt ist; man wusste also noch, wer hinter dieser Maske stecke.

Das Stadtwappen von Antaeopolis (im 11ten obern Nomos), ein verwundeter Esel, deutet durch diese andre Maske des Typhon wohl auch auf unsre Mythe hin, und die insolente Anwendung dieser Maske auf den Gott von Jerusalem***), den die Aegypter sich in dieser Gestalt auf Moria thronend dachten, beweist, dass man jene Erzfeinde für Semiten hielt; steht ja doch auf unsrer Plche. IV statt Typhon geradezu Baal.

Ebenso passt es zu dem fast phönikischen Namen Herakleopolis (in der Bibel Hanes) ganz, dass die Juden dahin (Jesaj. 30, 4) und nach Zoan wie zu Blutsverwandten um Hülfe schickten. Pelusium (Zar den Juden als Zoar Gen. 13, 10†) bekannt, wird in der hieroglyphischen Orthographie immer als Stadt der Fremden determinirt, z. E. Brugsch Geogr. I, Nr. 1272 und in unserem Texte Pl. XVIII, 3.

Alle diese Zeugnisse, die sich noch vermehren werden, vereinigen sich mit unserem Text in dem Brennpunkt, dass einmal die Existenz der ägyptischen Cultur in Frage gestellt ward durch ein Volk, das den Hercules verehrte und dessen Gott man mit demjenigen von Jerusalem verwechselte, ja gelegentlich Baal nannte, also ein semitisches Volk, namentlich um den See Möris sesshaft, wo neulich die Statue eines Hyksoskönigs ausgegraben wurde††), ein Volk, mächtig genug, um schon lange vor den Hyksos die Dynastieen IX und X von Herakleopolis aufzurichten (Lepsius Königsbuch Einleitung pag. 21) und schon vor Menes das ganze Nilthal dem Pharao streitig zu machen, wahrscheinlich ein unstetes Wandervolk, wie aus dem Gegensatz des Esels zu dem sesshaften Pflug-

---

*) Plut. de Is. a Os. ed Parth. p. 90, 3.

**) Herod. II, 69 *κάρτα ἱροὺς ἥγηνται.*

***) Plut. de Is. a Os. cap. 31.

†) Voreilig hatte ich Herrn Ebers seine Correctur zoan zugegeben. Sie ist nicht nöthig, wie H. D. Haigh bewies. Aeg. Ztung. Januar 1869.

††) Jetzt in Bulaq; gefunden zu Mit-Farès im Fayoum.

Digitized by Google

stier Apis hervorzugehen scheint. Hierüber mögen so ziemlich Alle einig sein.

Wenn ich nun aber hinzufüge, dass dieses Volk roth war — Typhon verwandelte sich in ein Flusspferd, roth wie der Fisch — wenn in dem Widerwillen, den die Aegypter selbst der historischen Zeit bei dem Anblick eines rothen Fisches empfanden, ich ein Andenken an schwere Kämpfe gegen eine rothe Race erblicke, so regt sich wohl schon einiges Misstrauen. Ebenso gegen meine fernere Vermuthung, dass jene rothen Leute, welche von Assuan her angriffen, aus dem gegenüberliegenden, ältesten Punierland [Ostarabien heisst in den Hieroglyphen Pun und war nach Herod. III, 107 der ursprüngliche Sitz der *Φοίνικες*] über das rothe Meer gesetzt und in dem geräumigen Hafen von Berenike gelandet hatten, um dann den ganzen Nil herabgejagt, aber auf dem Meer wieder stark zu werden. Die Bewohner des Landes Pun, sagt Brugsch Reisebericht pag. 189, haben auf den Denkmälern eine rothe Hautfarbe. Somit wird nun also auch das zweideutige Wort des Dionys. Periegetes erklärt: *ἐπωνυμίην Φοίνικες τῶνδ' ἀνδρῶν γενεῆς οἳ Ἐρυθραῖοι γεγάασιν* (906).

Allein die Schwierigkeit wird erst gross, wenn man nach den Gegnern dieser rothen Leute fragt, nach den Soldaten des Horus, die auf unserem Bild mit Ketten und Lanzen versehen den Typhon überwanden. Waren sie nicht Aegypter vom reinsten Blut?

Aber die Aegypter selbst werden ja auf den bekannten Gemälden der vier Menschenracen im Grabe Seti's*) und anderwärts als die rothen (ret, rot) dargestellt. Diese Schwierigkeit ist himmelhoch und wenn ich jetzt nach einem Schweizerausdruck, den Stier bei den Hörnern nehme, so mag man vielleicht auch einen Purzelbaum verzeihen.

Mag auch in der 19. Dynastie, aus der jene Racengemälde stammen, die conventionelle Darstellung des Aegypters schlechthin die rothe gewesen sein, so war das doch nur das Resultat einer Fusion jener zwei früher streitenden Racen, deren zwei ungemischte Ströme sich noch auf manchem Grabgemälde erkennen lassen, wo die höhern Stände gelblich, die niedern roth gemalt sind, z. B. Rosellini Mon. Civili 127 ist der Herr des Grabes und seine Gemahlin gelb, die Dienerschaft aber roth; unter letzterer, die Zugthiere antreibend, ebenfalls roth »sein Sohn«, also wohl das Kind eines Kebsweibes. Und wo verleugnete sich eine solche Mischung mit den Landesfeinden weniger als gerade unter Seti, der ja dem Set-Typhon das Pantheon der Aegypter und seinen eigenen Namensring geöffnet hat! Sind doch in Frankreich selbst die Sieger, die deutschen Franken spurlos in den romanischen Galliern verschwommen. Symptome dieser Fusion sind es, dass in unserem Gemälde die löwenköpfige Astarte (Taf. XIII) auf der Seite der Aegypter

*) Leps. Denkm. III. 136. 204, 6.

Digitized by Google

streitet und dass von mehreren der obigen Städte, welche die Sprache — wie Ellahun — Crocodilopolis — oder die Schrift als Wohnsitze des Typhon, oder der Barbaren brandmarkt — Zar durch den Schandpfahl — gerühmt wird, Horus verweile mit Vorliebe darin*), etwa wie in Athen und Rom derselbe Polemarch und Praetor peregrinus den Fremden im Frieden Recht sprach, der ihnen im Kriege Trotz geboten. Freilich wenn auch im Allgemeinen ein modus vivendi gefunden war, so hinderte das nicht, dass zeit- und stellenweise die semitischen Beisassen das Haupt erhoben, wie in Herakleopolis, oder ihrerseits von den Bürgern durch Prügel an ihre fremde Abkunft erinnert wurden, wie in Koptos**).

Wundern wir uns also nicht, auch in der Sprache der Hieroglyphen eine Art von Fusion und unter andern neben einer unverkennbar semitischen Ader eine ebenso unläugbare arische zu finden. Im Verbum sind die dritte Pers. Plural und das Particip. arisch, die Mehrzahl der übrigen Formen semitisch. Im Sprachschatz sind arisch eine Menge der einfachsten Begriffe, namentlich aber solche, die sich auf die Landwirthschaft beziehen: pat Fuss, dad Hand, kna Knie, akh Achsel a. h. d. ahsala; mert mors, su Sohn (Sskr. sunu) maut mater, met medius, sam zusammen (Sskr. sama) neeb nare *ναῦς*, i ire set sedes, hkru hungrig, suk sugo. Zum Beweis, wie leicht diese Beispiele sich vermehren liessen, füge ich noch einige aus Brugsch's Dictionnaire bei: bent binden (pag. 444), pet *πετάννυμι* (520), mennu meminisse.

Und nun die Landwirthschaft. kau Kuh, shau Sau, abu ovis ska pflügen (sankr. skâ schneiden secare) vergl. das dialektische Sech Pflugschaar, schat scheiten (*σχεδίη*), ser säen (auf der Stele des Bok n Chons in München) tem *τέμνω*, nat nähen, chrot radix (zend radh wachsen), canna Rohr, snte sentes. Soti der Sodbrunnen (sanskr. suda), sac Sack, aakasu *ἀξίνη* Axt, kra sera Schloss, snha Sehne (zend çna, çnoare) Schnur (*σ*)*νεῦρον*) kenti *κέντρον*.

Waren die mit Ketten und Lanzen versehenen Soldaten des Horus, deren Namen Mesenu Brugsch durch Erzbildner übersetzt, waren sie es, die diese Aexte, Schlösser und Schnüre brachten? waren es arisch sprechende Landbauer, die ihren Acker und Viehstand gegen jene rothen Leute vertheidigten? Die Buhlerinnen Roms sagten, sie liebten den Aeneas, das heisst Kupfergeld. Man hat es seiner Zeit dem Klausen nicht verübelt, wenn er im Anschluss an diesen

*) Diesen wichtigen Zusatz fand Herr Naville in einer andern Inschrift zu Edfu, die er Taf. XXI. l. 6 mittheilt: „Es sind die Städte Tes Hor und Hut, dann Meh die Städte im Fayoum P Errehu und Se ab mit den Wohnorten der Mesenu im Osten und Westen, Zar das kreisrunde Meer und das Land Sascher. Das sind die Nomen des Horus in beiden Aegypten.“

**) Plut. de Is. et Osir., ed. Parth. *τῶν ἀνθρώπων τοὺς πυῤῥοὺς προπηλακίζοντες*.

Digitized by Google

Witz in der Person des Aeneas niemand andres als den Dämon des Erzes, Ahenea erblickte und in seiner Ankunft den Sieg eines erzbewaffneten Volkes — neumodisch ausgedrückt, den Sieg der Bronzeperiode über die Steinzeit.

Sollte etwas Aehnliches der Fall sein mit unsern »Erzbildnern« aus den Tagen vor Menes, welche, wie des Horus Leibwache rechts und links vor seinem Tempel lagerten (Pl. XVII) und denen, das heisst doch wohl deren Abkömmlingen, die oben angeführten Kampfplätze Zetem, Tentyra, Heben, Crocodilopolis u. s. w. gleichsam als Levitenstädte eingeräumt waren? Sie und die ihnen hier und anderwärts ähnlich auftretenden Schesu-Hor, Gefährten des Horus, welche schon de Rougé als die ältesten Bewohner Aegyptens erklärte, sind sie Arier?

Ich fühle es, die Ueberschwänglichkeit meiner Folgerungen sticht nicht gerade vortheilhaft ab gegen die gesunde Nüchternheit und Präcision unseres Genfers, der eine zweite Reise nach Edfu nicht gescheut hat, um Angesichts des Originals seine Copien zu revidiren und die Errata (Pl. XXVI) zusammenzustellen. Aber ich hoffe mit Baco: Citius ex errore quam e confusione veritas emergit.

Zum Schluss noch einige Einzelheiten.

Die hier (Pl. III) und anderwärts (Leps. D. IV. 32, 6. 67, d; 72, c; 80. Dümich. Tempelinschr. II$\frac{1}{1}\frac{0}{0}$) vorkommende jüngere Bezeichnung Aegyptens durch zwei Giesskannen, lautirt Herr N. ebenso correct als überraschend Kbti, Anspielung auf *Αἴγυπτος*, *Κόπτος*. Die Angabe Herodots II. 47 und Plutarchs (de Is. a Os. p. 90. Parth.) über Darbringung von Opferthieren aus Teig (ähnlich dem *βοῦς ἕβδομος* der Griechen bei Eustath. zu Il. 575 p. 1165. 6 und Pollux VI. 76) ist hier bestätigt Pl. XI. lin. 10.

Erklärt durch die beistehende Zeichnung und dreifach verschiedene Hieroglyphen sind die einzelnen Glieder des Nilpferdes.

Pl. I lin. 9 erwähnt den Fisch At im Gewölk des östlichen Himmels. Ohne Zweifel ein Sternbild, da es sich neben dem Widder, den Zwillingen, dem Stier [eigentlich Erzeuger wie auf dem Zodiacus des Stobart], dem Krebs [eigentlich Scarabäus, wie auch bei Stob.] wiederfindet in dem Lobgesang auf Ra im Amenti, welcher an drei verschiedenen Orten dem Todten in's Grab mitgegeben ist. Da die Namen dieser Sternbilder theilweise denen der Ekliptik entsprechen und ihre Zahl 74 — so ist die Ziffer angegeben — sich zerlegen lässt in 2mal 36 + 1 + 1, so kann man an eine Verdoppelung der Zahl der Decane, also an Quintane denken. Braucht die Sonne 10 Tage, um den Raum eines Decans zu durchlaufen, 360 für die 36 Decane, so ergiebt sich für Sternbilder von nur 5 Tagen Breite die Zahl 72 ($5 \times 72 = 360$), wozu noch eines kommt für die 5 Epagomenen und noch eins für das *ὑπερτρέχον μόριον* von 6 Stunden also 74, wie in unserm Lobgesang. Ich gebe das

Digitized by Google

nur als Vermuthung. In dem genannten Gesang*) werden diese Sternbilder bald als 74 Herbergen, bald als die 74 Gestalten der Sonne (Ra) bezeichnet; gleichsam als wäre der auf seiner Reise allnächtlich unsichtbar werdende Gott indessen eingekehrt, 5 Nächte in der Herberge »zur grossen Katze« (lin. 56) fünf andere im »Affen« (69) im »Fisch At« u. s. w. und hätte sogar selbst die Gestalt ihrer Schilder angenommen. Der Todte, welcher dieselbe Reise zu machen hat »kennt diese Gestalten« (lin. 79). Allein die Reise ist keine blosse Spazierfahrt, sondern eine wahre Odyssee mit Abenteuern, worin der Sonnengott, in dessen Barke sich der Selige befindet, Feuer speit gegen seine Verfolger (40), er, der erhabene Geist, der seine Feinde vernichtet (59) u. s. w.

Möchten doch viele reisende Gentlemen sich Herrn Naville zum Beispiel nehmen, es wäre hohe Zeit. Der Stein von Edfu kaum bloss gelegt, fängt schon an zu verwittern. Es ist als hätte die Sibylle zum letztenmal ihr Buch aufgethan. Den Tempel von Ombos, den noch vor 30 Jahren Parthey ganz sah, fand Dümichen zur Hälfte in den Nil gestürzt; aus der Wohnung, die sich Lepsius an der Berglehne von Theben eingerichtet, sah er ein Jahr lang im Thal den Kalkofen brennen, in den die beschriebenen Steine wanderten; und als selbst in Rom Parthey den koptischen Manuscripten nachfrug, welche zum Theil Zoëga katalogisirt hatte, fand er sie auf's grausamste decimirt.

III.

Dümichen, die Flotte einer ägyptischen Königin aus dem XVII. Jahrhundert vor Christo und altägyptisches Militär im festlichen Aufzuge auf einem Monument aus derselben Zeit abgebildet, beides zum erstenmal bekannt gemacht nach einer Copie der Darstellung im Terassentempel von Dèr-el-Baheri, nebst einem Anhang über die unterhalb der Flotte als Ornament angebrachten Fische des rothen Meeres in der Originalgrösse des Denkmals. Leipzig. Hinrichs. 1868.

Unsere Annahme von der Ueberfahrt der rothen Feinde aus dem Lande Pun d. h. Ostarabien nach Berenike wird einigermassen unterstützt durch diese Schilderei einer Expedition, welche in umgekehrter Richtung die Königin Hatasu oder viel mehr Hat Misepra [Dümichen liest ihren Namen vollständig Ra.ma.ka Amon Xnumt Hat Mischepra] im 9. Jahr ihrer Regierung aus Aegypten nach Pun gehen liess. Dieselbe brachte Weihrauch, ja ganze Weihrauchbäume mit ihren Wurzeln, Affen (Kafu קֹפִים 1 Reg. 10, 22 κῆπος, κεῖβος, cepus) wohlriechendes Tesepholz, Kassiarinde und Leopardenfelle (Tafel II) zurück. Die genaue Zeichnung der einzelnen Schiffe die-

*) Leps. Denkm. III, 204.

ser Flotte, vermehrt durch Bilder von Schiffen, die der Verfasser anderswo fand, erweitern unsere Kenntniss der altägyptischen Marine oder wenigstens des Schiffbaues, so wie die technischen Benennungen der einzelnen Schiffstheile, die Cap. 99 des Todtenbuchs aufzählt, vermehrt werden in dem Lobgesang auf des Horus Barke in obigem No. I. Pl. VII. Aber freilich die Zutheilung der Namen zu den ansprechenden Schiffstheilen ist noch Sache der Zukunft; dass Xorp Xent der Oberste der Schifffahrt hiess, ersehen wir aus Taf. IV. Ebenso haben wir zu den charaktervollen Bildern der (Taf. XX—XXIX) Fische, die grösstentheils heute noch das rothe Meer bevölkern, nur die ihnen durch Dr. Doenitz zugetheilten Namen der modernen Wissenschaft: ein Dintenfisch (Loligo), Rochen oder Selachier, eine Scholle, ein Panzerwanger Pterois murienta, zwei Schwertfische Xiphias gladius, den Plutas Teira des Forskal, Holacanthus, drei Skleroderma Gymnodonten nämlich Balistes niger, Balistes Assasi, Tetrodon perspicillus. Ferner Cheliurus undulatus, Acanthurus velifer eine der Zierden des rothen Meeres, Chaetodon strigangulus, Scarus viridescens, ferner zwei Krebse Palinuıus, zwei Schildkröten und der Nilfisch Mormycus Oxyrhynchus. Unter den Abbildungen von Soldaten ist interessant der Waffentanz der Tamhu. Taf. XIII.

Wir verdanken dem noch jungen Verfasser schon eine Reihe so bedeutender auf Geschichte, Geographie, Medizin und Sprache der Aegypter bezüglichen Inschriften, dass es uns wundert ihn gerade an dieses, mehr der pittoresken Gattung zugehörende Werk 1500 Thaler aus seiner eigenen Tasche verwenden zu sehen, ihn, dem ja aus seinen Mappen eine so bedeutende Auswahl von Texten zu Gebote stand. Denn in der Einleitung, d. h. in seinem an die Akademie von Berlin gerichteten Reisebericht erklärt er: 1200 Seiten Folio und 300 Seiten gr. 4. hieroglyphischer Inschriften, die ich in den verschiedensten Tempeln und Gräbern mit Bleistift copirt, 40 Tafeln Farbenzeichnungen, 2400 Abdrücke und 400 Tagebuchnotizen, geographischer, ethnographischer und kunsthistorischer Natur — das ist das quantitative Resultat meiner Reise.« Diese Reise zum Theil durch Wüsten, die noch kein Europäer betrat in Armuth, Einsamkeit, Entbehrung und Krankheit, erregt unser dankbares Staunen und stellt den Verfasser in die Reihe der Burkhart und Seetzen, und neben den Derwisch Vambéry, in den Orden jener sonnverbrannten Pilgrime der Wissenschaft, der seine Helden und zahlreichen Märtyrer zählt und dem gegenüber der Stubengelehrte sich bescheiden sagen muss:

Οὐδὲν ἀνδρῶν λευκῶν ὄφελος ἢ σκυτοτομεῖν.

Bern. **Zündel.**

Das Grossherzogthum Hessen, historisch und geographisch für Schule und Haus dargestellt von Dr. Karl Klein, Professor am Grossh. Gymnasium zu Mainz u. s. w. Zweite, verbesserte Ausgabe. Mainz 1870. Druck und Verlag der Joh. Wirth'schen Hofbuchdruckerei. VIII und 134 S. in gr. 8.

Wir haben die erste Auflage dieses Buches in diesen Jahrbb. 1866, S. 478 ff. angezeigt, und einem Jeden, der eine gründliche Kenntniss des Grossherzogthum's Hessen in geschichtlicher, wie statistisch-geographischer Hinsicht gewinnen will, mit gutem Grunde empfohlen, zumal da in diesem Buche auf verhältnissmässig geringen Raum so Vieles zusammengedrängt ist, und die einzelnen statistischen Angaben auf officiellen Quellen beruhen, während der geschichtliche Theil einen sehr guten streng quellenmässig gehaltenen Ueberblick über die Geschichte der einzelnen Landestheile bietet, aus welchen der Bestand des jetzigen Grossherzogthums erwachsen ist. Wir haben in der oben erwähnten Anzeige die einzelnen Abtheilungen näher verzeichnet und den Inhalt durchgangen: wir wollen diess hier nicht wiederholen, da die neue Auflage darin der früheren ziemlich gleich geblieben ist: und wenn in der ersten geschichtlichen Abtheilung nur sehr Weniges zu ändern war, so erforderte der zweite statistisch-geographische Theil, wie diess in der Natur der Sache liegt, manche Aenderung und selbst Vermehrung, zumal als die Ereignisse des Jahres 1866 selbst in dem Bestand des Grossherzogthums eine Veränderung herbeigeführt haben, welche, wenn die Schrift ihre Nützlichkeit bewahren und den Gebrauch auf der Schule, wozu sie nach ihrer ganzen Fassung so geeignet ist, sich erhalten sollte, auch eine Umarbeitung der betreffenden Theile nothwendig machte. Diese ist nun in der neuen Auflage auf eine sehr befriedigende Weise erfolgt, überhaupt das Ganze einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen worden, die Manches besser als früher gestaltet hat. Nur Eine Bemerkung mag dem Ref. erlaubt sein. S. 100 wird bei Nieder-Ingelheim bemerkt, dass hier der prachtvolle Palast Karls des Grossen gestanden, »welcher wahrscheinlich hier geboren ist«; das letztere dürfte aber doch wohl zu bezweifeln stehen, da die in der neuesten Zeit darüber geführten Untersuchungen, zu welchen eine Preisaufgabe der Brüsseler Akademie mit Veranlassung gegeben hat, auf die Niederlande verweisen, mag man nun Aachen, oder Heristall, oder einen andern Ort in der Nähe für die Geburtsstätte Karls des Grossen ansehen. Auch ein genaues alphabetisches Register der Ortsnamen ist hinzugekommen, wodurch das Aufsuchen erleichtert wird. Und so wünschen wir mit dem Verfasser, dass die neue Auflage in Schule und Haus recht lange zur Belehrung und Unterhaltung dienen möge!

Digitized by Google

Nr. 29. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geschichte und Institutionen des römischen Privatrechts von Dr. Friedrich H. Vering, Professor der Rechte an der Universität zu Heidelberg. Dritte wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim 1870. XII und 634 S. gr. 8. (4 Fl. 30 Kr. rh.)

Die erste Auflage dieses Werkes erschien 1865. Das Buch ist aus den Vorträgen hervorgegangen, die ich seit einer Reihe von Jahren über denselben Gegenstand gehalten habe. Mein Bestreben war, dem Mangel einer eingehenden, besonders zum akademischen Gebrauche dienlichen inneren Geschichte des römischen Privatrechtes abzuhelfen, und zugleich ein Lehrbuch des römischen Privatrechtes zu bieten, welches sich durch Einfachheit und Fasslichkeit der Darstellung als Einleitungswerk für Anfänger und durch Vollständigkeit seines Inhalts auch zur Repetition und zum Nachschlagen brauchbar erweise. Ich habe mich in diesen Jahrbüchern 1865 Nr. 30, S. 478—81 des Näheren über den Plan und Inhalt des Buches und sein Verhältniss zu den eigentlichen Pandekten-Lehrbüchern ausgesprochen.

Der ursprüngliche Plan des Werkes ist im Wesentlichen auch in der zweiten und dritten Auflage festgehalten. Jedoch ist das Werk seitdem im Einzelnen so vielfach durchgearbeitet, in seiner Fassung und Darstellung verbessert, und auch der Inhalt und Umfang so sehr erweitert worden, dass diese dritte Auflage sich sehr wesentlich von der ersten und auch von der zweiten zu ihrem Vortheile unterscheidet. Die zweite Auflage wurde um sieben, die dritte nochmals um mehr als vier Bogen vermehrt. Das Ganze ist jetzt mehr ein gedrängtes Pandekten-Compendium unter vollständiger Beigabe der Rechtsgeschichte.

Bereits in der 2. Auflage wurde die äussere Rechtsgeschichte etwas erweitert, die innere Rechtsgeschichte vervollständigt und eine Anzahl dogmatisch wichtiger Lehren theils ausführlicher behandelt, theils neu aufgenommen. In der 3. Auflage ist unter sorgfältiger Benutzung der neueren und neuesten Literatur ihrem Inhalte nach namentlich wiederum vervollständigt die äussere Rechtsgeschichte, ferner die Lehren vom Besitz, Process, Obligationen und Erbrecht, aber auch in den anderen Materien sind manche kleinere und grössere Zusätze gemacht worden. Auch habe ich jetzt etwas häufiger ausgewählte Literatur, sowie den Wortlaut einer grösseren Anzahl ausgewählter Quellenbelege mit aufgenommen, deren kürzere Stücke die Studirenden soviel als möglich ihrem

Digitized by Google

Gedächtnisse einprägen mögen. Endlich habe ich, um die Entwickelung des Rechtes bis zur Gegenwart durchzuführen, in längeren und kürzeren Noten diejenigen germanischen Rechtsinstitute mit berücksichtigt, welche durch das canonische Recht gemeinrechtlich oder durch die bedeutenderen neuen Particulargesetzgebungen neben oder entgegen dem römischen Rechte zur Geltung gelangt sind.

Wie im Inhalte, so ist das Buch jetzt aber auch in seiner Form, in der Schärfe der Fassung und der Genauigkeit des Ausdrucks vielfach verbessert. Fast jeder Paragraph des Buches hat in der Form oder im Inhalte oder in beiden Richtungen Verbesserungen erfahren, und so hoffe ich, dass das Werk künftig noch mehr als bisher seinen Zweck erfüllen und zu seinen vielen bisherigen Freunden viele neuen unter den Studirenden, wie unter den älteren Juristen finden werde.

Eine theils nach der ersten, theils nach der zweiten Auflage des Buches bearbeitete griechische Uebersetzung erschien 1868 zu Athen von einem fleissigen früheren Schüler des Verfassers, dem Advocaten Dr. Georg Marinaky, und eine Bearbeitung in ungarischer Sprache lieferte Prof. Kovacs zu Debreczin. Letzterer erwähnt jedoch unter der Literatur zwar wohl andere deutschen Institutionen-Lehrbücher, nicht aber das meinige, obschon er dasselbe mit einigen unbedeutenden Aenderungen wörtlich übersetzt, und sogar die Druckfehler getreu wieder gegeben hat. Nach dieser dritten Auflage wird eine italienische Uebersetzung vorbereitet von dem Herausgeber des vortrefflichen Archivio giuridico, dem Advocaten und Professor der Pandekten Filippo Serafini zu Bologna, und eine französische von einem strebsamen früheren Zuhörer des Verfassers, dem Advocaten Dr. Ernest Müller zu Nancy.

Friedrich H. Vering.

Strafgesetzbuch für den norddeutschen Bund. Gegeben Schloss Babelsberg den 31. Mai 1870. Textausgabe mit Anmerkungen von H. Rüdorff, Kreisrichter und Schriftführer der Bundeskommission. Berlin. Verlag von J. Guttentag 1870. XVI und 141 S. in 12. (Preis gebunden 5 Sgr.)

Das am 1. Janauar 1871 im ganzen Umfange des norddeutschen Bundesgebietes in Kraft tretende Strafgesetzbuch liegt hier in einer sehr handlichen, gut ausgestatteten und äusserst billigen Ausgabe vor. Eine Einleitung gibt 1. Notizen über die Entstehung des Norddeutschen Strafgesetzbuchs (S. VI—IX), 2. eine vergleichende Uebersicht der Paragraphen des bisherigen Preussischen Strafgesetzbuchs und der entsprechenden Paragraphen des Norddeutschen Strafgesetzbuchs (S. X—XVI).

Hierauf folgt das Einführungsgesetz vom 31. Mai 1870 und

das unter gleichem Datum erlassene Strafgesetzbuch selbst. Bei jedem Paragraphen ist in Parenthese mit einer kleineren Zahl der entsprechende Paragraph des Preussischen Strafgesetzbuchs bezeichnet. Auch sind manchen Paragraphen mit Petitschrift erläuternde Bemerkungen beigegeben, die um so werthvoller sind, als der scharfsinnige Verfasser als Schriftführer der Bundeskommission bei der Ausarbeitung dieses wichtigen Gesetzes von Beginn an mit thätig gewesen ist und ihm die sämmtlichen Materialien zu Gebot standen. Ein sorgfältiges Sachregister (S. 132—141) erleichtert die Benützung der vorliegenden Ausgabe, die nicht blos für Juristen, sondern für jeden Gebildeten, der Antheil am öffentlichen Leben nimmt, von Interesse sein wird.

Die Verlagshandlung kündigt auch bereits ein grösseres Werk desselben Verfassers an::

Das Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund. Erläutert von Hans Rüdorff. 20 Bogen gr. 8. (Preis ca 1 Thlr.)

Diesem Werke soll zugleich eine historisch-kritische Einleitung beigegeben werden. Nach der Stellung und den Vorarbeiten des talentvollen Verfassers zu schliessen dürfte dieser Commentar bei seinem so mässigen Preise sich einer besonders günstigen Aufnahme bei allen Juristen erfreuen. **Friedrich H. Vering.**

Homerische Untersuchungen von Jacob La Roche. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1869. XV u. 309 S. in gr. 8.

In dieser Schrift gibt der Verfasser eine Zusammenstellung der von ihm geschriebenen homerischen Abhandlungen, mit denjenigen Erweiterungen und Zusätzen, zu welchen die von der Odyssee auch auf die Ilias weiter ausgedehnten Studien Veranlassung gaben. Diese Abhandlungen sind zunächst grammatisch-sprachlichen und metrischen Inhalts, indem sie eine Reihe von einzelnen, zum Theil bestrittenen Punkten der homerischen Sprache, Prosodie und Metrik durch eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes, unter Heranziehung aller hier in Betracht kommenden Stellen zu erledigen suchen. Unter zwanzig Nummern, wenn man von den beiden letzten Nummern absieht, welche Zusätze zu Früherem enthalten, ist das Ganze gebracht, und werden die einzelnen, von einander unabhängigen Gegenstände hiernach in bald kürzerer, bald ausführlicher Weise, je nach dem Umfang des Gegenstandes selbst behandelt. So beschäftigt sich gleich die erste Untersuchung mit der Frage, in wie weit bei Homer Muta vor Liquida eine Position bilde; die ausführliche Behandlung des Gegenstandes, welche alle bei Homer vorkommenden Stellen heranzieht, in so weit eine Position gebildet wird oder nicht, gelangt zu dem Resultat, dass in der Regel zwar eine Position sich bildet, aber die zahlreichen Aus-

Digitized by Google

nahmen von dieser Regel beweisen auch, dass für den Dichter lediglich das metrische Bedürfniss massgebend gewesen ist, und daher in oft auffallender Weise Verse sich finden, in welchen Regel und Ausnahme neben einander vorkommt; s. S. 42; die mancherlei hier stattfindenden Modificationen mag man in der Schrift selbst nachlesen, die dann in der zweiten Nummer S. 67 ff. sich ebenfalls mit der Erörterung metrischer Fragen beschäftigt und im Einzelnen zeigt, wie bereits Aristarchus feste metrische Grundsätze hatte, an welche er bei Ausübung der Kritik sich hielt. Welchen Einfluss diess auf eine Reihe von einzelnen zum Theil bestrittenen Formen hat, die wir alle im Einzelnen hier anzuführen ausser Stand sind, kann der Umfang dieser ganzen Untersuchung zur Genüge darthun. Die dritte Nummer S. 110 ff. verbreitet sich über die Elision des Jota und zeigt, dass, wenn auch eine Anzahl von Stellen sich findet, in welchen ῐ elidirt wird, doch im Ganzen der epische Dialekt die Elision dieses Vokals möglichst zu vermeiden gesucht, und selbst in einzelnen Stellen den Hiatus gestattet hat. Die vierte Nummer betrifft die Schreib- und Betonungsweise der persönlichen Pronomina, wenn eine Form von *αὐτός* hinzutritt: ein Gegenstand, über den schon die alten Grammatiker sich nicht ganz klar geworden sind. Der Verfasser zeigt an einer Reihe von Stellen die Unhaltbarkeit der von den Alten in Betreff dieser Pronominalformen aufgestellten Grundsätze, und gelangt selbst zur Aufstellung folgender Regel (S. 140): »Für die Frage, ob ein persönliches Pronomen orthotonirt oder enklitisch sei, entscheidet ein hinzutretendes *αὐτός* nichts; das Pronomen mit *αὐτός* ist enklitisch, wenn es auch ohne *αὐτός* enklitisch wäre und wird orthotonirt, wo es auch ohne *αὐτός* orthotonirt werden müsste.« »Was die Fälle betrifft, in denen *αὐτός* bei dem Pronomen der dritten Person steht, so wird dasselbe, wie überhaupt nur dann orthotonirt, wenn es reflexiv gebraucht ist, einerlei ob es sich auf das Subject des eigenen oder des übergeordneten Satzes bezieht, also in allen Fällen, wo man es im Lateinischen mit sui, sibi, se übersetzen müsste: in den übrigen Fällen ist es enklitisch sowohl ohne als mit *αὐτός*, sei es dass *αὐτός* davor oder dahinter steht. Diese Regel ist mit allen Stellen im Homer im vollständigsten Einklang.« Zu verbinden ist damit noch die über orthotonirte und enklitische Pronominalformen in Nummer XVII gegebene Zusammenstellung. In Nummer V spricht sich der Verfasser für Beseitigung der contrahirten Formen auf *η* (wie z. B. *τεμένη*, *τεύχη* u. dgl.) statt der aufgelösten regelmässigen auf $\overline{\varepsilon\alpha}$ aus, selbst in solchen Fällen, wo die Handschriften die contrahirte Form bringen; ebenso in Nummer VI für Beseitigung einiger noch in den homerischen Texten befindlichen Formen der zweiten Person Singularis des Indicativs im Präsens und Futur des Medium auf $\overline{\eta}$ und deren Ersatz durch $\overline{\varepsilon\alpha\iota}$; Nummer VII verbreitet sich über die Dehnung von $\overline{\varepsilon}$, welches in der Regel nicht in $\overline{\eta}$, sondern in $\overline{\varepsilon\iota}$ übergeht; Nummer VIII unterwirft das

Digitized by Google

paragogische $\bar{\nu}$ einer näheren Betrachtung, welche gegen die mehrfach aufgestellte Annahme, dass der Schluss des Hexameters vollere Formen verlange, zeigt, dass näher betrachtet, diess keineswegs der Fall ist, und daher auch am Versschluss das (von Manchen in neuester Zeit hinzugefügte) paragogische $\bar{\nu}$ unnöthig ist, wenn der nächste Vers mit einem Consonanten beginne, ganz abgesehen, dass es auch der Ueberlieferung widerstreitet, in diesem Falle das $\bar{\nu}$ hinzuzufügen: dass *ἐσσί* und die contrahirten Formen auf $\bar{\varepsilon\iota}$ dieses $\bar{\nu}$ noch viel weniger annehmen dürfen, dass nicht *οὕτως*, sondern *οὕτω* zu schreiben ist, wenn die Handschriften es wollen und dass man nicht nothwendig hat, ein *ἀμφί* am Versschluss in *ἀμφίς* zu verwandeln, so wenig als man statt der Dualformen auf $\bar{\varepsilon}$ die Pluralformen zu setzen berechtigt ist (S. 169). Man kann damit noch die unter nr. XVII gegebene Erörterung verbinden über das auch sonst ungehörig bald hinzugesetzte, bald weggelassene $\bar{\nu}$. Grösseren Umfang nimmt die in Nummer IX eingeleitete Besprechung über das unterschriebene jota ein (S. 170—222); sie enthält allerdings gar Manches der Beachtung Würdige. Vorerst spricht sich der Verfasser mit Entschiedenheit dahin aus, dass dieses Jota einmal wirklich hörbar gewesen, wenn es auch später nicht mehr ausgesprochen wurde, dass vielmehr die in der Stelle von Bekker's Anecdd. p. 1186 enthaltene Ansicht der Musiker, wornach dieses Jota ausgesprochen, aber von dem langen Vokal übertönt und darum weniger gehört werde, seine Richtigkeit hat. Der Verf. bemerkt dann weiter, wie dieses Jota ursprünglich nicht unter den langen Vokal geschrieben, sondern immer daneben geschrieben worden, wie diess ja auch in den Inschriften und in den älteren, guten Handschriften stets der Fall ist; er hat dann die Fragmente aus den Schriften der alten Grammatiker über das *ἰῶτα προσγεγραμμένον* übersichtlich zusammengestellt, und zwar zuerst über die Declinationsformen, dann über die Adverbien, Pronomina, die Conjugationsformen, so wie in Bezug auf die Krasis und die Wortbildung. Auf diese Weise kann bei dem reichen Inhalt dieses Abschnittes der grössere Umfang nicht befremden. Nummer X (S. 222—249) ist mehr kritischer Art, insofern eine Anzahl von Stellen der Odyssee, die wir hier nicht alle namhaft machen können, besprochen wird, um eine richtige Lesung derselben zu erzielen: jedenfalls ein wesentlicher und wohl zu beachtender Beitrag zur homerischen Kritik.

Die folgenden Nummern behandeln einzelne Punkte der homerischen Formenlehre und Kritik, so Nummer XI die Endung $\bar{\mu\iota}$ in der ersten Person des Conjunctivs, welche, wie hier gezeigt wird, eben so bei den alten Grammatikern sich erhalten hat, als auch in Handschriften sich noch vorfindet, Nummer XII die Anwendung und den Gebrauch von *προτί* und *ποτί*, Nummer XIII den Gebrauch von *πρίν* in der Kürze wie in der Länge; Nummer XIV sucht in einer Reihe von einzelnen Fällen die Mängel an syntak-

Digitized by Google

tischen Kenntniss und an richtigem Verständniss der Spracherscheinungen bei den alexandrinischen Gelehrten, und selbst bei Aristarchus nachzuweisen; Nummer XV bespricht die Fälle, in welchen ein σ in verschiedenen Formen hinzugesetzt erscheint. In den drei folgenden Nummern sind noch einige andere kritische Punkte besprochen, wie δέ und δή, über einige Fälle der Synizese und Krasis, über den Wechsel der Endungen ου und ευ in den Homerhandschriften, und über den Gebrauch des Aorists.

Wir haben im Vorstehenden die Hauptgegenstände angeführt, welche in diesen Untersuchungen behandelt werden, ohne weiter in das Detail uns einzulassen: es mag diese Uebersicht genügen, um alle diejenigen, welche mit der Kritik und Sprache der homerischen Dichtungen sich speciell beschäftigen, aufmerksam zu machen auf den Inhalt dieser Schrift und die Bedeutung, welche sie in allen die Sprache wie die Metrik der homerischen Gedichte betreffenden Punkten anzusprechen hat. Ein reiches, in den meisten Fällen erschöpfendes Detail ist hier zusammengetragen, dabei noch Manches Andere zur Sprache gebracht, was mit den bemerkten Hauptpunkten mehr oder minder in Verbindung steht, und bei einer genaueren Behandlung der homerischen Gedichte in kritischer und sprachlicher Hinsicht nicht zu übersehen ist. — Die ganze äussere Ausstattung ist eine vorzügliche zu nennen.

Die Entstehungsweise der Homerischen Gedichte. Untersuchungen über die Berechtigung der auflösenden Homerkritik von E. Nutzhorn, Cand. philol. Mit einem Vorwort von Dr. J. N. Madvig, Professor in Kopenhagen. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1869. XIV und 268 S. in gr. 8.

Die vorstehende Schrift, schon im Jahre 1863 in dänischer Sprache erschienen und hier in's Deutsche übertragen, ist das Werk eines jungen Mannes, der zu grossen Erwartungen berechtigte, die ein frühzeitiger Tod auf einer Italienischen Reise im Jahre 1866 vereitelte. Veranlasst durch die Vorlesungen seines Lehres, des Professor Madvig, welcher diese deutsche Bearbeitung mit einem Vorwort begleitet hat, war er an die Ausarbeitung der Schrift gegangen; und wenn in dieser allerdings die Grundansicht des Lehrers durchgeführt ist, so gehört doch nach der Versicherung des Letztern »die Anlage der Untersuchung und die vielseitige, reiche und eigenthümliche Darstellung dem Verf. an«; daher auch der Lehrer gern die Vertretung dieser Ansicht übernimmt, gegenüber von Angriffen, die auf des Verstorbenen Arbeit etwa fallen würden. Es ist bekannt, dass Prof. Madvig kein Anhänger der unter den Philologen Deutschlands so verbreiteten Wolf-Lachmann'schen Ansicht über die Bildung der homerischen Gedichte ist: er hat sich

Digitized by Google

auch in dem erwähnten Vorwort in einer so bestimmten und entschiedenen Weise darüber ausgesprochen, dass, wie man auch über diesen Gegenstand denken mag, diese Anschauung gewiss einer näheren Beachtung würdig erscheinen muss. »Die homerische Kritik, so lauten seine Worte p. VII, wurde, soweit sie den Ursprung und die Totalform der Gedichte betrifft, von Fr. A. Wolf in den berühmten als Ferment und als Zerstörung einer gar zu naiven Tradition berechtigten und wichtigen, jedoch weder Erscheinungen und Thatsachen klar und übersichtlich darlegenden, noch in der Prüfung consequent fortschreitenden, noch zum Abschluss gebrachten Prolegomena in ein falsches Geleise geführt, eben so wie seine Untersuchung der Aechtheit ciceronischer Reden, wenn man einen möglichst berichtigten Text als Grundlage der Prüfung, eine klare Auffassung geschichtlicher Verhältnisse, eine scharfe, durchdringende, antiquarische Einsicht oder eine sichere und unbefangene Würdigung sprachlicher und ästhetischer Erscheinungen verlangt, als oberflächlich und irre leitend bezeichnet werden muss.« Es werden dann die Mängel der Wolfischen Untersuchung, auch die unzulängliche Prüfung der Berichte über Pisistratus — was darüber mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, setzt nach Madvig entschieden die Einheit der homerischen Gedichte (eines jeden für sich) und deren ganze Grundform als im Voraus gegeben und allgemein anerkannt voraus — dann die unklare Auffassung des Begriffs Volkspoesie hervorgehoben, und wird darauf also fortgefahren: »Einen nicht geringen Theil an der Fortbildung und Anwendung dieser unklaren Vorstellung von der Volkspoesie hat Lachmann und einen noch grösseren an der Anlegung eines sonderbaren und höchst willkürlichen ästhetischen Massstabes an die homerischen Gedichte und an die einzelnen Theile derselben. Indem Lachmann und seine Nachfolger sich auf Gesetze des epischen Gedichts und auf Vorstellungen von dessen Charakter berufen, die auf keiner andern Grundlage ruhen als der, welche von Aristoteles bis zu unsern Tagen aus und auf den zwei als ursprüngliche Ganze und Einheiten betrachteten homerischen Gedichte entwickelt worden, finden sie nach ihrer Meinung in eben diesen Gedichten unerträgliche Anstösse und gar Vieles, was dem epischen Charakter und dem Wesen der epischen Composition nicht entspricht: sie merken nicht, in welchen sonderbaren Widerspruch sie dadurch verfallen.«

Insbesondere wird in der weiteren Ausführung auf das Ungenügende hingewiesen, welches in den angeblichen Nachweisen eines Mangels an Uebereinstimmung in den einzelnen Theilen des Gedichtes oder der angeblichen Verschiedenheiten in sprachlicher Hinsicht zur Begründung jener Theorie liegt. Wenn über die Person des Homer und über ihn als Verfasser der beiden grossen Gedichte, welche für die Griechen Anfang der Literatur und Poesie bilden, Nichts sicheres vorliegt, so waren doch denselben »viele Versuche vorausgegangen und hatten die Bahn geebnet; aber als eine solche

Digitized by Google

Beherrschung der Form erreicht war, dass eines der homerischen Lieder (und somit auch mehrere) concipirt und ausgeführt werden konnten, dann konnte auch der Drang entstehen, ganz durchzusingen, aus einer in den grossen Zügen im Munde und Geiste des Volks lebenden Reihe von Sagen ein grosses Totalbild zu gestalten; er konnte eben so leicht entstehen, wie man sich eine ganze Reihe von einzelnen Liedern aus eben diesem Sagenkreise gedichtet und mit Uebergehung aller übrigen, aufbewahrt denkt. Der aber, welcher diesen grossen Dichtergedanken empfing, konnte in einer Zeit, wo die Begriffe Schriftstellerruhm und literäres Eigenthum noch nicht geboren waren, in sein Werk mit geringer Aenderung Stücke einfügen, die Andere schon in derselben Versform gedichtet hatten oder seine Auffassung und Darstellung dieses oder jenes Theiles konnte durch den Einfluss früherer Lieder dermassen bestimmt werden, dass einzelne charakteristische Züge und selbst sprachliche Wendungen in sein eigenes Gedicht übernommen wurden. Die homerischen Gedichte sind nicht aus Liedern zusammengeflickt, sondern unter der Anregung und dem Einflusse früherer Lieder als Einheiten gedichtet. In den angedeuteten Verhältnissen lag aber die Möglichkeit, dass unter der frühesten Fortpflanzung einzelne Theile der Gedichte da, wo ein gewecktes Interesse eine weitere Befriedigung suchte, Erweiterungen und Zusätze erhalten konnten« (S. XI).

Wir haben diese längere Stelle wörtlich hier mitgetheilt, weil es gewiss für manchen unserer Leser von Interesse sein dürfte, in einer seit dem verflossenen Jahrhundert und insbesondere in diesem Jahrhundert so viel besprochenen und verhandelten Frage die Ansicht eines Gelehrten, wie Madvig, zu vernehmen, die, so bestimmt und klar, wie hier ausgesprochen, mit der jetzt mehr als früher, unter den Philologen Deutschlands verbreiteten Ansicht in einen Gegensatz tritt, der gewiss alle die Aufmerksamkeit und alle die Beachtung verdient, die man ihm zuzuwenden hat.

Die Schrift selbst, zu der wir jetzt übergehen, zerfällt in zwei Theile, von welchen der erste die geschichtlichen Zeugnisse, der andere die inneren Kriterien behandelt. Im ersten Theile wird zuerst die handschriftliche Tradition besprochen, dann die Redaction des Pisistratus, die Homeriden und die Rhapsoden oder vielmehr die Unzulänglichkeit ihre Vorträge als Mittel zur Verbreitung umfangreicher Dichterwerke. Dass in dem, was von des Pisistratus Theilnahme für die homerischen Gedichte berichtet wird, keineswegs das gefunden wird, was die Wolf'sche Hypothese und deren Anhänger darin finden wollen oder vielmehr hineinlegen, war zu erwarten: der Verfasser legt am Schlusse seiner Darstellung einen historischen Protest ein, wenn diese Angaben von der Fürsorge des Pisistratus um die homerischen Dichtungen benutzt werden sollen, um die Tradition umzustossen, die sich von einer mehrere Jahrhunderte vor Pisistratus liegenden Zeit an bis in die byzantinische

Digitized by Google

Zeit herab verfolgen lasse, dass Homer selbst der Verfasser der Gedichte ist; »und diese ältere und allgemeinere Tradition spricht nicht nur positiv aus, dass Homer der Verfasser ist, sondern tritt in solcher Weise auf, dass sie zeigt, Niemand, weder der Gelehrte noch der Ungelehrte, weder Herodot noch Thucydides, weder Aristoteles noch Aristarch noch irgend einer von den attischen Rednern habe auch nur die geringste Ahnung davon gehabt, dass man dem attischen Herrscher die Zusammenarbeitung verdanke.« S. 65. Der Verf. will es historisch festhalten, dass das Alterthum trotz der unzähligen Varianten nur eine Redaction der homerischen Gedichte kannte, und dass ihre Abfassung lange vor Pisistratus statt hatte. Eben so wird auch in den beiden folgenden Abschnitten gezeigt, dass in dem, was wir von Homeriden und Rhapsoden historisch wissen, durchaus kein Grund vorhanden ist, denselben eine Umbildung der homerischen Gedichte, oder einen Einfluss auf die Fassung derselben zuzuschreiben, auch davon im gesammten Alterthum keine Spur oder Andeutung sich auffinden lässt.

In dem andern Theil, der die inneren Kriterien behandelt, kommen zuerst die Widersprüche zur Sprache, die man in einzelnen Erzählungen und Angaben der homerischen Gedichte zu entdecken gesucht, um aus ihnen einen Beweis wider die ursprüngliche Einheit derselben und für die Verschiedenheit der Verfasser zu ermitteln. Wenn auch einzelne Widersprüche, Ungenauigkeiten u. dgl. sich wirklich vorfinden, wie diess in den Werken eines jeden begabten Dichters vorkommt, so werden sie darum noch nicht für Beweise eines verschiedenen Ursprungs der betreffenden Stücke gelten können; ein solcher Beweis wäre »nur dadurch möglich, dass man Verschiedenheit in Geist und Ton oder in den poetischen Motiven, die sich innerhalb desselben Gedichts nicht vereinigen lassen, Verschiedenheit in der Auffassung des Charakters ein und derselben Person oder eine Störung im Plane der ganzen Dichtung nachweist« (S. 116). Dass aber ein solcher Beweis nicht zu führen ist, wird in dem zweiten Abschnitt: »Unterschied im Geist und Ton« des Näheren nachgewiesen, worauf in einem dritten Abschnitt S. 141 ff. »die achtzehn Volkslieder Lachmann's« näher besprochen werden, in einem vierten S. 167 ff. »Grote's Achilleis und »die Patroklee«, in einem fünften S. 186 ff. »die Vergleichung mit den Cyclikern«, in einem sechsten S. 196 ff. »Grote's Ilias« und zuletzt noch S. 223 ff. »die Breite der epischen Poesie.« Alle diese Abschnitte stehen in einem inneren Zusammenhang mit einander und tragen in so weit einen rein negativen Charakter, als sie bestimmt sind, die verschiedentlich in neuerer Zeit gemachten Versuche, Einzellieder an die Stelle der beiden grossen Epopeen zu setzen, diese also gewissermassen zu zerlegen und aufzulösen, zu widerlegen oder vielmehr ihre Unzulänglichkeit, wenn man sie näher beim Licht betrachtet, darzuthun. Auch die Schlussbetrachtung (S. 248 ff.), in

Digitized by Google

welcher die im Einzelnen vorgebrachten Gründe nochmals übersichtlich zusammengestellt werden, führt diesen Punkt noch weiter aus, insbesondere ist sie gegen die in neuester Zeit mehrfach ausgesprochene Annahme einer vorhomerischen Poesie von episch-lyrischem Charakter, und einer Kleinliedertheorie, wie man es nennt, gerichtet, insofern der Dichter, den man Homer nennt, aus den einzelnen, schon vor ihm in Umlauf befindlichen Liedern ein Ganzes geschaffen, den vorher zerstreuten Stoff um eine von ihm selbst aufgestellte, centrale Idee geordnet und gruppirt habe. Auch hier vermisst der Verf. allen sicheren Boden, um eine solche Annahme zu begründen, die dem Dichter einen grossen Theil seiner Selbständigkeit entzieht, während gerade die Anschaulichkeit der Darstellung, welche uns von einer Scene in die andere versetzt, und zwar in einer Folge, die leicht und ungezwungen erscheint, so dass wir Alles leibhaftig vor Augen zu sehen glauben, »in der Phantasie des Dichters eine üppige Kraft des Schaffens voraussetzt, die ihn befähigen muss, sich das ganze Detail auf eigene Hand auszumalen und die zwanglose Leichtigkeit, mit welcher er uns jeden Augenblick von einem Orte zum andern führt, zeigt, dass er sich in keiner Weise von einer Tradition, die ihm jeden Schritt vorschrieb, gebunden gefühlt hat. Die ihm von der Tradition gegebene Grundlage ist schwerlich bedeutend gewesen, dafür aber unterstützten ihn jene Göttinnen im Olymp, die Musen, die Jegliches schauen und wissen, während wir nur dem Gerüchte lauschen, Nichts mit Sicherheit kennen (Il. 2, 484 ff.).« Also der Verf. S. 261 und 262, welcher am Schlusse seiner Untersuchung noch einen Blick auf das wirft, was etwa dem Dichter vorgelegen, was mithin für ein Erzeugniss vorhomerischer Sage und Poesie gehalten werden könne: es ist diess aber im Ganzen nicht bedeutend, und auf einige wenige Fakta beschränkt, Alles Andere daher als freie Schöpfung der Phantasie des Dichters zu betrachten.

Wir haben im Vorstehenden versucht, die Hauptpunkte, welche in der vorstehenden Schrift behandelt werden, anzugeben, und Inhalt und Tendenz derselben darzulegen; wir enthalten uns absichtlich einer weiteren Besprechung oder einer eingehenden Prüfung, zu welcher hier der Ort nicht sein kann, aber wir glaubten um so mehr auf diese Schrift aufmerksam machen zu müssen, weil sie in ihrem Inhalt und ihrer Tendenz mit den von einer grossen Anzahl deutscher Philologen aufgenommenen Ansicht mehr oder minder in einen Gegensatz sich stellt, welcher zu einer solchen Prüfung auffordert. Wir gehen dieser auch nicht aus dem Wege, hoffen sie vielmehr an einem andern Orte liefern zu können.

Digitized by Google

Wimpfen am Neckar, geschichtlich und topographisch nach historischen Quellen und archäologischen Studien dargestellt von Dr. A. v. Lorent, Ritter etc. Stuttgart. Verlag von A. Werther. 1870. 325 S. 8. Mit einem Atlas von 30 photographischen Ansichten in 4. (Preis des Druckwerkes 2 Thaler, des Atlas 8 Thaler, jeder einzelnen Ansicht 12 Ngr.)

Kurze Zeit, nachdem uns die Freude geworden, des Verfassers kirchliche Denkmäler aus Wirtemberg anzuzeigen, überrascht er uns wieder mit dem oben bezeichneten Werke, welches einerseits der schwäbisch-fränkischen Localgeschichte, andererseits der Kunstgeschichte wesentliche Beiträge liefert und uns einen der reizendsten Punkte des schönen Neckarthals in seiner Entwicklung von den Römerzeiten an bis zum Einsturze des alternden heiligen römischen Reichs deutscher Nation nahe bringt.

Das Werk selbst, dessen Inhalt wir den Lesern dieser Blätter andeuten wollen, kann auch dem Reisenden als zuverlässiger Führer in der durch ihr »Mathildenbad«, eine wirksame Soolanstalt, im Sommer recht belebten Stadt dienen; denn nebst der Geschichte und Beschreibung gibt dasselbe Alles, was als Gegenstand einer sorgfältigen Topographie bezeichnet wird; — durch ihre geschichtlichen Auseinandersetzungen aber gewinnt sie den Werth einer Quellenschrift und durch die Beschreibung und Abbildungen der architektonischen, plastischen und malerischen Kunstschätze, die in den Kirchen und Gebäuden der Stadt zerstreut sind, gibt sie höchst werthvolle Beiträge zur Kunstgeschichte von Süddeutschland.

Der Verf. beginnt sein Werk mit der politischen Geschichte Wimpfens (S. 1—135), lässt sodann (S. 136—155) einen »Rückblick auf das innere Leben der ehemaligen Reichsstadt Wimpfen« folgen und schliesst mit der Beschreibung von Wimpfen am Berge (S. 156—273) und im Thale (S. 274—334).

Der erste Theil der Geschichte, eigentlich die Vorgeschichte Wimpfens, behandelt die Geschichte der römischen Cultur im mittlern Neckarthale (S. 1—11) auf engem Raume aber mit sorgfältiger Benützung nicht nur Alles dessen, was bis auf v. Stälins klassisches Werk (Wirtemb. Geschichte I. Bd.) erschienen war, sondern auch desjenigen, was seither die Forschung zu Tage gefördert hat. Er selbst ging den zu Wimpfen noch aufbewahrten Alterthümern nach und studirte namentlich als Führer bei seiner Forschung die bei Wimpfen selbst und in der nächsten Umgebung gefundene Reihe von römischen Münzen.

Da diese von Germanicus, Caligula, Domitian bis Alexander Severus und von Constantius Chlorus bis Gratian reichen, setzt der Verf. im gegründeten Widerspruch mit der bisherigen Annahme, welche nach Knipschild (de jurib. et privileg. civitatum imperialium 1687 p. 913) den Kaiser Probus als Gründer annahm, die

Digitized by Google

Gründung der römischen Niederlassung in die Zeit Domitians, da — übereinstimmend mit den dortigen Münzfunden — »die römischen Münzen in den Colonien in der Regel nur auf drei bis vier vorhergehende Kaiser zurückgehen.«

Es stimmt diese Beobachtung nicht nur zu den Münzfunden bei andern römischen Niederlassungen, wie Rottweil (Arae flaviae) Hüfingen (Brigobanna) u. s. f., sondern wird auch durch die Nachricht bestätigt, dass Domitian, dessen Erfolge gegen die Chatten durch Tacitus offenbar in der Auffassung einer Parteischrift verkleinert sind, vom Main an nach Süden den limes transrhenanus wenigstens begonnen habe.

Bedeutsam ist auch die Nachweisung des Verf., dass die bei Wimpfen gefundene Münzreihe gerade da Lücken aufweise, wo nach den Nachrichten der Schriftsteller eine zeitweilige Unterbrechung der Römerherrschaft im Decumatenlande eintrat.

Das Ende der letztern hat für die Umgegend von Wimpfen der Verf. nicht aufhellen können; — die gleichzeitigen Quellen und bei dem vollständigen Zusammensturz aller römischen Cultur auch die inschriftlichen und architektonischen Ueberreste sind zu dürftig, um hierüber mehr als Schlüsse ziehen zu können.

Doch sind gerade die von ihm gezogenen unseres Erachtens zutreffend, dass man bei deren Annahme nicht irre gehen wird.

Es tritt uns bei Valentinian I. ein Zustand des wechselnden Kampfes entgegen, in welchem bald die Römer, bald die Alemannen die Herrn des Neckarthals sind, bis endlich der letztgenannte Kaiser die Burgundionen als einen Keil zwischen die Alemannen eintreibt, diese theils in den Taunus, theils in den Schwarzwald zurückdrängt und den Burgundionen — wohl in Form eines Soldvertrags — das rechtsrheinische Gebiet des Militärbezirks Germania superior überlässt, seine Nachfolger aber den Gipichiden, während der Kämpfe des Honorius mit seinen Gegenkaisern, auch das linksrheinische Gebiet (411—412) überlassen, welches diese behaupteten, bis Aëtius die Hunnen gegen sie aufgehetzt und nach einer schweren Niederlage, welche die Blüthe ihres Volksstammes brach, diesem doch wieder das Jura- und obere Rhonegebiet als Militärbezirk eingeräumt hatte. Dass die Alemannen alsbald wieder die entblösste Landschaft rechts und links vom Rheine eingenommen haben, ist der Sachlage vollkommen angemessen. Ihre Vertreibung nach der, angeblich bei Zülpich, verlorenen Schlacht gegen Chlodwig bis in die Grenzen des jetzigen Schwabens, wo Dietrich von Bern ihnen einen Schein der Unabhängigkeit sicherte, brachte das Neckarthal bis über Wimpfen hinaus unter die Gewalt der Merovinger.

Gleich hier, beim Beginne des Mittelalters, ja wenn er der Sage folgte, noch in der letzten Römerzeit, trat dem Verfasser die Frage nach dem Namen der mittelalterlichen Stadt entgegen.

Die schwer verständliche Form »Wimpina« wurde auf die

Digitized by Google

Sage zurückgeführt, dass die Hunnen oder Ungarn die Stadt erstürmt, die Männer getödtet, den Frauen und Jungfrauen die Brüste ausgeschnitten und die Stadt zerstört haben. Dies sei, nach Burkart von Schwäbisch-Hall (um 1290) und Raimundus Duellius zwischen 912 und 955, nach der Kritik derselben durch Knipschild, Schannat u. A. durch die Hunnen unter Attila 550 geschehen. Von dieser gegen die Frauen verübten Unthat habe die von Bischof Chrotold (Rodolt, Rudolf) 552 wieder erbaute Stadt den neuen Namen Wibpin (Weiberpein) erhalten. Und wirklich bestätigen die spät mittelalterlichen Bischofs-Verzeichnisse die Wiedererbauung Wimpfens durch Chrotold (S. 18).

Der Verf. ist geneigt, eine Zerstörung durch die Ungarn im Jahr 954 anzunehmen, in welchem sie auch nach andern Quellen von Otto I. über den Rhein zurückgedrängt wurden, folgt aber in der Erklärung des Namens Mone, der ihn durch das keltische Win-pin oder Wip-pin (kleiner Hügel) erläutert.

Es dürfte bei dem ziemlich jugendlichen Alter der Namengebung nach des Ref. Ansicht dafür wohl auch eine germanische Wurzel etra mit Win = Wein zusammenhängend zu finden sein. — — Die gesicherte mittelalterliche Geschichte beginnt mit der ersten Benennung von Wimpfen als Castellum in einer Urkunde Ludwigs des Frommen (11. Sept. 830. Worms), in welcher auf eine frühere Schenkung des Zolles daselbst durch König Dagobert an das Bisthum Worms zurückverwiesen wird.

Freilich ist diese Dagobert'sche Urkunde (Mainz 21. Oct. 638) durchaus nicht unbestritten, dürfte aber doch, wie der Verf. S. 12 richtig meint, auf altem richtigem Rechts- und Sachverhältnisse beruhen; — merkwürdigerweise aber wird in ihr zwar Ladenburg, der Odenwald, die Fischerei und der Zoll am Neckar, Wimpfen selbst aber mit keinem Worte erwähnt.

Die Bestätigung des Eigenthums und der Immunität von Wimpfen zu Gunsten der Bischöfe von Worms durch Ludwig den Deutschen (Frankfurt 10. August 856), durch Arnulf von Kärnten (26. Juli 897) sind, abgesehen von der oben angeführten Zerstörung durch die Hunnen, 954, die einzigen frühmittelalterlichen Lebenszeichen in der Geschichte von Wimpfen. Die nächstfolgende Urkunde Otto I. (Vualahusen 28. Nov. 965), in welcher er nach dem Beispiele eines Vorfahren die Besitzungen der Bischofskirche von Worms mit ihren Kirchen Ladenburg (Lobotonburg) und Wimpfen (Vuinphina) mit Zöllen, Eigenleuten und Kirchendienern bestätigt, dürfte, wie auch der Verf. S. 20 andeutet, den Zweifel gegen eine völlige Zerstörung durch die Ungarn (eilf Jahre vorher) erheblich mehren.

Die nächste Urkunde von Otto III. (Frankfurt 1. Jänner 988) verleiht den Bischöfen von Worms den königlichen Wildbann um Wimpfen bis Neckarbischofsheim und so — mit Ausnahme des Gerichtes — das letzte Kaiserrecht. Wir finden hierin eine neue

Digitized by Google

Bestätigung des auch anderwärts zur Richtschnur der antiquarischen Forschung dienenden Sachverhältnisse, dass römische Niederlassungen wie grosse Waldcomplexe nach dem Untergange der Römerherrschaft stets an Könige — und dann später durch Schenkung an Kirchen oder Dynasten übergingen.

In diesen Verhältnissen der jungen Bischofsstadt scheint keine weitere Veränderung eingetreten zu sein, bis nach siebenjährigen Verhandlungen mit dem hohenstaufischen Königshause (von 1220 an) Friedrich II. für 1300 Mark Silbers Wimpfen mit Eberbach als Wormsisches Lehen erhielt (S. 22).

Wahrscheinlich hatten während dieser Zeit die italienischen Angelegenheiten diesen Wunsch des Kaisers in den Hintergrund treten lassen.

Ob aber nicht schon früher das fränkische Kaiserhaus als die alten Beherrscher des Wormsgaues gewisse Ansprüche auf Wimpfen erworben und auf die Hohenstaufen vererbt hatte, lässt sich aus Mangel an Nachrichten nicht entscheiden. Ein stummer Zeuge ist indessen, was vom Kaiserpalaste übrig geblieben ist (S. 163—165). Nach demjenigen, was die Abbildungen bieten und der Verf. selbst im Texte betont, scheint wenigstens der Bau noch in das XII. Jahrhundert zu fallen und eher durch (oder unter) Friedrich I. oder Heinrich VI., als durch Friedrich II. oder Heinrich VII. gebaut worden zu sein.

Nach der Besitznahme des Ortes Wimpfen (der Ausdruck Stadt — oppidum, castrum — gebührte ihm schon seit längerer Zeit) hatte der letztere das Schicksal der übrigen, namentlich der kleinern Reichsstädte, wie der Verf. dasselbe, S. 32 ff., klar und anschaulich dargestellt hat. Hier jene bald erblichen Reichsvögte, welche sich angewöhnten, die Stadt als ihr Eigenthum anzusehen, dort der Verkauf oder die Verpfändung an benachbarte Edle, welche diese Lage benützten, um ebenfalls den Versuch einer völligen Annexion zu machen, dann die Ausdehnung der Macht der Landvögte — hier bald derjenigen von Unterschwaben, seit der Schlacht von Göllheim der Grafen von Wirtemberg, die gewiss nicht versäumten ihre Stellung zur Erringung der Landeshoheit auszunützen. Aus diesen Schlingen sich zu retten, galten, zumal bei den Streitigkeiten um die Kaiserwürde, die Städtebündnisse als das einzig wirksame Mittel und so sehen wir S. 36 ff. die Stadt nach dieser Richtung dargestellt. Die Stellung Wimpfens zu den Städtebündnissen, dem letzten Versuche sich der Anmassung der Fürsten zu erwehren, hat S. 48 ff. eine gründliche auf archivalischen Urkunden beruhende Erledigung gefunden.

So endigte die mittelalterliche Geschichte der Stadt mit der Schilderung eines verhältnissmässig erfreulichen Wohlstandes und Gedeihens.

Wir haben uns bei dieser Abtheilung des Werkes etwas länger aufgehalten, weil gerade dabei sich zeigte, wie bedeutende geschicht-

Digitized by Google

liche Fragen vom Verf. in das Gebiet seiner Untersuchung gezogen worden sind. Für die noch übrigen Abtheilungen können wir kürzer sein.

Die neue Zeit beginnt mit der Reformation und dem Bauernkriege. Die erstere ist bei der innern Geschichte S. 151 ff. dargestellt und bietet die eigenthümliche Erscheinung dar, dass die kleine Stadt durch kluges Nachgeben und Duldung gegen die Katholiken, nebst rechtzeitigem Protestiren den neu angenommenen Glauben beibehielt, während grössere z. B. Konstanz schonungsloser Gegenreformation verfielen. Der Bauernkrieg traf augenscheinlich die kleinere Stadt mit minderer Wucht als das nahe Heilbronn; doch musste sie sich gefallen lassen, dass das Stift im Thal gebrandschatzt wurde, ja dass aus der eigenen Bürgerschaft einige Gesellen dem hellen Haufen sich anschlossen (S. 52).

Verhängnissvoller war für sie die Zeit des dreissigjährigen Kriegs, die vom Verf. (S. 54—116) mit einer musterhaften Genauigkeit nach den Rathsprotokollen, Rechnungen u. d. g. in der Art dargestellt ist, dass namentlich für die Geschichte des grossen Krieges überhaupt, zumal in seiner letzten Periode der Geschichtschreiber noch reichen Stoff zur Benützung findet. Dass die Wimpfener Schlacht (S. 61—73) eingängige Behandlung gefunden hat, ist bei der Gewissenhaftigkeit des Verfassers selbstverständlich. Eben so eingängige Schilderung haben (S. 116—134) die Drangsale gefunden, an welchen die Stadt in den Kriegen Ludwig XIV. und der französischen Revolutionszeit zu dulden hatte. Auch hier kann die Geschichtdarstellung jener Zeit noch manche aufklärende Einzelnheit aus dem Buche schöpfen.

Mit dem Aufhören der Reichsmittelbarkeit schliesst der Verf. die äussere Geschichte Wimpfens ab (S. 135).

Es folgt darauf (S. 136—156) ein »Rückblick auf das innere Leben der ehemaligen Reichsstadt Wimpfen«.

Auch hier ist in dankenswerther Weise Vieles beigebracht, was für die Kulturgeschichte der Neckargegend bemerkenswerth und sonst schwer findbar ist.

Wir rechnen hierher ausser einem Verzeichnisse von Künstlern und Werkmeistern aus dieser Stadt (S. 136—137) und dem Wimpfener Stadtrecht (S. 138—139) eine reiche Auslese von Criminalfällen (S. 141 ff.), die wir um keinen Preis missen möchten, da sie eine oft sehr drastische Schilderung der Sittenzustände in einer so kleinen Reichstadt geben. Bemerkenswerth ist, dass von der mittelalterlichen Landplage der Hexenprocesse (S. 147) fast keine Spur in den Rathsprotokollen zu finden ist. Wenn wir auch annehmen müssen, dass von 1622—1714 die Stadt fast beständig von irgend einer Besatzung belegt und dadurch die Rechtspflege überhaupt vielfach gehindert war, so steht diese Erscheinung doch so einzig da, dass wir versucht sind zu vermuthen, die betreffenden Akten, vermuthlich in eigenen Commissionen erwachsen, seien

Digitized by Google

schon früher abhanden gekommen. Sehr dankenswerth ist schliesslich in diesem Abschnitte (S. 150) die Aufzählung der Matrikularanschläge für zu stellende Kriegsmannschaft und die Rückschlüsse aus denselben auf die jeweilige Stadtbevölkerung. Den Schluss des Abschnittes (S. 151 ff) bilden die oben erwähnten religiösen Streitigkeiten der Stadt, d. h. die Kämpfe, welche vom Beginn des Reformationszeitalters an die Anhänger des katholischen und des lutherischen Bekenntnisses auszufechten hatten und welche schliesslich damit endigten, dass das Stift im Thale und die Dominikanerkirche den erstern verblieben, während die Pfarrkirche von den Lutheranern behauptet wurde.

Und auch die letztere Besitznahme geschah im Ganzen sehr schonlich, denn Ref. hat, mit Ausnahme der beiden Hauptkirchen von Nürnberg, kein Gotteshaus gesehen, in welchem so viel von altkatholischem Schmuck erhalten geblieben ist, als gerade hier, wie dieses vom Verf. in dem beschreibenden Theil (S. 180 ff.) unvergessen geblieben ist.

Dieser beschreibende Theil (S. 156—274) hat das besondere Verdienst, ein zuverlässiger Fremdenführer zu sein und dabei doch den Anforderungen der Wissenschaft vollkommen zu genügen. Nach einem allgemeinen Ueberblick über die Bauart der Stadt wandern wir an der Hand des Verfassers von Strasse zu Strasse, von Gässchen zu Gässchen. Wo sich ein irgend beachtenswerthes Bauwerk erhebt, vernehmen wir dessen Geschichte, dessen Beschreibung. So diejenige des Nürnberger Thürmchens, des Schwibbogenthurms, der Nicolaikapelle mit dem Hohenstaufenpalast und der Geschichte ihres Ueberganges von dem Kaiserhause an den Bischof von Worms, an einzelne Burgmänner, so wie der baulichen Veränderungen zur Zeit des grossen deutschen Krieges. Es folgt der rothe, der blaue Thurm, das Rathhaus und der Wormser Hof, dessen älteste Theile dem Anfang des 13. Jahrhundert angehören.

Eine sehr eingehende Beschreibung ist (S. 180—222) der alten Marienkirche, jetzt protestantischen Pfarrkirche, gewidmet, einem schönen Gebäude des reinen Spitzbogenstils, welches aber auch noch, vom Anfange des 13. Jahrhunderts, Ueberbleibsel der frühern romanischen Bauweise zeigt. Auf die Schilderung der architektonischen Monumente folgt diejenige der Glasgemälde, der Bilder und Wappen an den Schlusssteinen der Gewölbe mit ihrer Erklärung, der Temperabilder an den Wänden etc.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 30. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lorent: Wimpfen am Neckar.

(Schluss.)

Eine besondere Aufmerksamkeit ist den in der Kirche befindlichen Grabdenkmälern gewidmet, von welchen wir nur diejenigen des in der Wimpfener Schlacht, 1622, gefallenen Reiteroberst Philipp Jakob von Fleckenstein, der

»quondam Mavortius heros,
qui nulli intrepida mente secundus erat«

genannt ist, und des Johannes Bartenbach (»Altarista in monte Wimpinensi«) hervorheben. Letzteres aus einer Broncetafel bestehend, gibt in den schwülstigen Versen

»Saecula jam ter quinque volant bis quinaque lustra
Praecipitique fugit septima bruma pede
Solvit Johannes cum Bartenbach sua vitae
Munia, Wimpini gloria vera soli etc.«

das Todesjahr 1557 an, während die Umschrift des Grabsteins den 4. Februar 1505 hat, wenn nicht S. 199 ein Druckfehler unterlaufen ist. Denn die erstere Jahreszahl scheint auch darum die richtigere, weil die Grabschrift des 1551 verstorbenen Beneficiaten Johannes Faber (S. 214—215) von demselben Gelegenheitsdichter nach ihren stilistischen Eigenthümlichkeiten herzurühren scheint.

Bei Beschreibung der Sacristei (S. 215 ff.) ist besonders bemerkenswerth ein »Korporalekästchen«, welches, mit der Jahreszahl 1488, ein Veronica-Schweisstuch enthält, ein Gemälde, welches von Prof. Eberlein in Stuttgart dem Michael Wolgemuth zugeschrieben wird, oder wenigstens seiner Schule, während Freiherr von Aufsess der Ansicht ist, es sei eine Copie nach einem Kupferstiche von M. Schongauer, genannt Schön. Auch ein Kelch von vergoldetem Silber aus dem 13. Jahrhundert ist kunstgeschichtlich bemerkenswerth und die Beiträge zur Geschichte der Kirche (S. 219) sind dankenswerthe Führer durch dieses beachtenswerthe Bauwerk.

Das oben erwähnte Grabdenkmal des Messpriesters Bartenbach ergänzt auch die (S. 151 u. S. 52) gegebene Geschichte der Einführung der Reformation in Wimpfen. Nach der von Freiherrn Dietrich von Gemmingen auf Gutenberg vermittelten Einführung der Reformation durch Erhard Schnepf — den spätern Reformator Wirtemberg's — um 1523, muss, wahrscheinlich in Folge des Interims der katholische Cultus in der Mariakirche wieder eingeführt worden und auch nach dem Augsburger Religionsfrieden herrschend

Digitized by Google

geblieben sein, da unser »altarista« von 1575 zurück 40 Jahre lang seines geistlichen Amtes dort warten konnte und erst 1560 durch Maximilian II., aber auch unter der Bedingung, dass die alte katholische Religion nicht beeinträchtigt werde, den Wimpfenern erlaubt wurde zwei lutherische Prädikanten zu halten, welche Erlaubniss 1570 auf die Mitbenützung der Marienkirche ausgedehnt wurde. Vielleicht hat der katholische Cultus in dieser Kirche gar nie aufgehört. — —

Nach der Beschreibung des modernen Mathildenbades, mit seiner reizenden Aussicht, folgt (S. 231 ff.) die Schilderung der kathol. Kirche zum hl. Kreuz, deren älteste Theile dem XIV. Jahrhundert, deren jüngste Ausschmückungen und Abänderungen unsern Tagen angehören. Ursprünglich zu dem 1269 gestifteten, 1808 aufgehobenen Dominikanerkloster gehörig — in welchem jetzt die städtischen Schulen untergebracht sind, hat sie und das Priorat der Prediger eine für die Reformationsgeschichte der Stadt nicht uninteressante Geschichte, welche (S. 250—259) mit aller Gewissenhaftigkeit dargestellt ist.

Noch bedeutender ist das ehemalige Hospital zum heiligen Geiste, gestiftet vom hl. Geistorden vor 1230, an welches nach seiner Säcularisation Baiern, Wirtemberg und Hessen Besitzansprüche erhoben, welche später von Baiern in Privathände übergingen. Mit einer Geschichte der jetzt bedeutenden Saline Ludwigshall (S. 268—74) schliesst die Beschreibung der Stadt und es folgt von da bis 328 die Beschreibung und Geschichte des Marktflecken Wimpfen im Thal mit seiner Peterskirche, einer Perle s. g. gothischer Baukunst, welche 1259 durch einen französischen Baumeister*) unter Richard von Dietensheim (Deidesheim?) ausgeführt wurde. Die Geschichte aber, welche bis auf den angeblichen Bischof Chrotold (um 503 nach den spätern Wormser Bischofsverzeichnissen) von der Sage zurückgeführt wird, gibt, wie die Beschreibung viel Interessantes und grossentheils Neues.

Den Schluss bildet die Beschreibung der Cornelienkirche im Thal, dadurch bedeutsam, weil in ihr Tilly vor der Schlacht bei Wimpfen den Schlachtplan mit seinen Officieren besprochen haben soll.

Nach einem flüchtigen Blicke auf Jaxtfeld schliesst der um die Kunstgeschichte Schwabens so vielfach verdiente Verfasser sein Werk mit einem zu dem Besuche dieser denkwürdigen Stätte deutschen Alterthums aufmunternden Worte, welches Referent von Herzen gerne auch zu dem seinigen machen möchte:

»Den Verfasser vorliegenden Werkes haben seine Wanderungen über einen grossen Theil der Erde geführt, nach dem ernsten Spanien mit seinen maurischen Erinnerungen, dem hochgepriesenen

*) Es gibt dieser Umstand einen nicht zu übersehenden Factor in der Streitfrage, ob der s. g. gothische Baustil deutsch oder französisch sei.

Digitized by Google

Neapel, dem poëtischen Sicilien, nach Konstantinopel der schönen Perle, um welche Morgenland und Abendland sich streiten, ebenso nach Afrika's weiten Sandwüsten und dem von den Märchen der Tausend und einen Nacht verklärten Oriente; doch alle diese Erinnerungen, so grossartig sie auch sind, vermögen nicht das schöne stille Wimpfen in den Hintergrund zu drängen.«

Mannheim. **Fickler.**

Ausgewählte Correspondenz Napoleon's I. Mit Ermächtigung der zur Veröffentlichung derselben bestellten Staatscommission aus dem Französischen übersetzt von Heinrich Kurz. Hildburghausen. Verlag des bibliographischen Instituts. 1870. Zweiter Band VIII und 503 S. Dritter Band XI und 500 S. in 8.

Ueber den ersten Band dieses Unternehmens ist in diesen Jahrbb. 1868 S. 479 ff. berichtet und dasselbe einer Beachtung empfohlen worden, die es gewiss verdient, zumal nachdem in den beiden hier vorliegenden Bänden das Ganze zu seinem Abschluss gelangt ist. Die Nothwendigkeit, aus der gesammten nun bis zu zwei und dreissig Quartbänden angewachsenen Correspondenz eine Auswahl zunächst für geschichtliche Zwecke, in weiterem Sinn des Wortes, zu treffen, aber auf der andern Seite auch die Schwierigkeit eine richtige, und diesem Zwecke zunächst, auch abgesehen von Anderem, entsprechende Auswahl zu treffen, ist so unbestritten, dass darüber wohl kaum ein Wort zu verlieren sein wird. Es ist nun schon in der oben erwähnten Anzeige des ersten Bandes auf die Grundsätze hingewiesen, welche bei der zu treffenden Auswahl massgebend waren: man wird ihnen seine Zustimmung nicht versagen können, zumal wenn man erwägt, wie Vieles an sich nicht bedeutende in diese grosse Briefsammlung aufgenommen ist, was kaum ein weiteres und höheres geschichtliches Interesse bieten kann: wie z. B. die vielen Ordre's, welche Ergänzungsbefehle, Marschanweisungen oder Eintheilung und Bildung der einzelnen Waffengattungen, Heeresabtheilungen u. dgl. enthalten; dass diess Alles mit gutem Grunde unberücksichtigt blieb, zeigen auch die beiden hier vorliegenden Bände: um so mehr ist aber bei dieser Auswahl auf solche Schreiben Rücksicht genommen, welche einen bleibenden Werth besitzen durch ihren, zunächst geschichtlichen, dann aber auch fast alle Zweige der Verwaltung, namentlich das höhere Bildungswesen und die gelehrten Schulen betreffenden Inhalt. Aus derartigen Mittheilungen lässt sich am besten der Charakter des Mannes beurtheilen, der eine zeitlang die ganze europäische Welt mit seinen Waffen erzittern machte, darüber aber doch nicht die geringsten Details in der Verwaltung übersieht,

und zum Beispiel auf die an ihn gelangten Beschwerden über schlechten Unterricht an einzelnen Lehranstalten in einer Weise eingreift, die uns in Erstaunen setzt, da wir bei unsern heutigen bureaukratischen Einrichtungen an ein so unmittelbares Eingreifen von oben her gar nicht gewöhnt sind.

Höchst interessant sind die am Anfang des zweiten Bandes mitgetheilten Schreiben, welche aus dem ägyptischen Feldzug datiren, und neben den kriegerischen Ereignissen auf Gegenstände der Verwaltung u. dgl. sich beziehen, ja selbst mit gelehrten Anfragen u. dgl. sich befassen. Eben so bietet die nächst folgende Zeit Manches Interessante, wie z. B. der Uebergang über den St. Bernhard und die Kämpfe bei Marengo; aber eben so wenig fehlt auch das Decret vom 6. Februar, welches die Bestimmungen über das grosse Werk, das die wissenschaftlichen Ergebnisse der ägyptischen Expedition veröffentlichen sollte, enthält: hiernach sollen die Künstler und Verfasser, welche mit der Redaction beauftragt werden, ihre volle Besoldung, die sie in Aegypten hatten, behalten, bis ihre Arbeit vollendet ist, und soll überhaupt die ganze Ausgabe zum Vortheil der Verfasser verkauft und die Vertheilung des Ertrags nach den von der Versammlung der Künstler und Verfasser selbst angenommenen Grundlagen vorgenommen werden. Beachtenswerth selbst jetzt noch erscheinen die Ansichten, die Napoleon Bonaparte über die der Schweiz zu gebende Verfassung und die politischen Institutionen derselben in den Verhandlungen mit den Schweizer Deputirten im December 1802 und im Januar des folgenden Jahres aussprach (II. S. 330—343 ff.); sie werden, abgesehen von ihrem geschichtlichen Werth, selbst jetzt noch Beachtung verdienen, wo die politischen Verhältnisse der Schweiz inzwischen eine völlige Umgestaltung erlitten haben. Auch die im dritten Band enthaltene Auswahl bringt eine Reihe von Mittheilungen, die durch ihren Gegenstand wie Inhalt nicht minder bemerkenswerth erscheinen. Für die Art und Weise, wie Napoleon seine nächsten Familienglieder behandelte, sind manche der hier aufgenommenen Briefe von besonderem Belang. So z. B. ein Brief an den von ihm zum König von Holland bestellten Bruder vom 4. April 1802, der in einem Tone geschrieben ist, welcher nur zu sehr den Entschluss des Bruders erklärt, die übernommene Krone bald möglichst wieder aus der Hand zu legen. »Sie regieren (heisst es darin) diese Nation zu kapuzinermässig. Die Güte eines Königs muss immer majestätisch, darf nie die eines Mönches sein«; und alsbald: »ein Fürst, der im ersten Jahr seiner Regierung für so gut gilt, ist ein Fürst, über den man sich im zweiten lustig macht. Die Liebe, welche die Könige einflössen, muss eine männliche Liebe sein, die mit ehrerbietiger Furcht und einer hohen Meinung verbunden ist. Wenn man von einem König sagt, dass er ein gutmüthiger Mensch sei, so ist seine Regierung verfehlt.« Dann heisst es weiter: »Es kommen mir Berichte über die Wiederherstellung

Digitized by Google

des Adels zu, worüber ich bald Aufklärung erhalten möchte. Hätten Sie den Kopf so ganz verloren und sollten Sie so weit vergessen, was Sie mir verdanken? Sie sprechen in ihren Briefen immer von Achtung und Gehorsam; aber ich will nicht Phrasen, ich will Thatsachen haben. Die Achtung und der Gehorsam besteht darin, dass Sie in so wichtigen Dingen nicht ohne meinen Rath so schnell vorwärts gehen; denn Europa kann nicht glauben, dass Sie die Rücksichten so sehr vergessen hätten, gewisse Dinge ohne meinen Rath zu thun. Ich werde mich gezwungen sehen, meine Missbilligung zu erklären. Ich habe das die Wiederherstellung des Adels betreffende Aktenstück verlangt. Machen Sie Sich auf ein öffentliches Zeichen meiner äussersten Unzufriedenheit gefasst.« Dann ein wenig weiter: »Sie antworten mir mit schönen Complimenten und begehen immer neue Dummheiten« (dieser Ausdruck repetirt sich in demselben Brief noch einmal). Fast noch stärker fallen die Vorwürfe aus, die ihm in Bezug auf seine häuslichen, ehelichen Verhältnisse gemacht werden. Hier heisst es unter Anderm: »Die Zänkereien mit der Königin dringen auch ins Publikum. Zeigen Sie in ihrer Familie jenen väterlichen und weibischen Charakter, den Sie in der Regierung an den Tag legen; und zeigen Sie in den Geschäften jene Strenge, die Sie in ihrem Hauswesen kundgeben. Sie behandeln eine junge Frau, wie man ein Regiment führen würde.« — »Sie haben die beste und tugendhafteste Frau und Sie machen sie unglücklich. Lassen Sie sie tanzen, so viel sie will, sie ist eben in dem Alter. Ich habe eine vierzigjährige Frau; ich schreibe ihr vom Schlachtfeld aus, dass sie die Bälle besuchen soll und Sie wollen, dass eine zwanzigjährige Frau, welche ihr Leben ungenossen dahin schwinden sieht und doch noch in allen Illusionen lebt, in einem Kloster oder als eine Amme leben und immer damit beschäftigt sein soll, ihr Kind zu waschen? Sie sind zu sehr Sie Selbst in Ihrer Familie und zu wenig in Ihrer Verwaltung. Ich würde Ihnen diess Alles nicht sagen, wenn ich kein Interesse an Ihnen nähme. Machen Sie die Mutter Ihrer Kinder glücklich. Sie haben dazu nur Ein Mittel, das nemlich, ihr grosse Achtung und Vertrauen zu bezeugen. Unglücklicher Weise haben Sie eine tugendhafte Frau; wenn Sie eine Kokette hätten, würde sie Sie an der Nase herumführen. Aber Sie haben eine stolze Frau, welche der blosse Gedanke, dass Sie eine schlechte Meinung von ihr haben könnten, empört und betrübt. Sie hätten eine Frau haben sollen, wie ich deren in Paris kenne. Sie hätte Ihnen eine Nase gedreht und Sie wären ihr zu Füssen gefallen. Es ist nicht meine Schuld; ich habe es Ihrer Frau oft gesagt.« Uebrigens kommt auch der jüngere Bruder, Jerome, König von Westphalen, nicht viel besser weg, wie man aus einem an Denselben gerichteten Schreiben aus Trianon vom 12. März 1813 ersieht; die Vorwürfe, die dem König wegen der vernachlässigten Verproviantirung von Magdeburg gemacht werden, schliessen mit

den Worten: »Wozu dient Ihnen denn Ihr Verstand, da Sie so schlecht sehen? Und warum setzen Sie Ihre Eitelkeit darin, Denjenigen hindernd entgegenzutreten, die Sie vertheidigen, während der Feind es vorzüglich auf Ihr Land abgesehen hat?« Vorher hiess es unter Anderm: »alle Ihre Gründe sind Lappalien und Sie können sich nicht auf die Höhe der Umstände versetzen.« Besser kommt der König von Neapel weg, der mit mehr Rücksicht in den an ihn gerichteten Schreiben behandelt wird. In merkwürdiger Offenheit ist auch das Schreiben von St. Cloud vom 30. Juni 1810 gehalten, in welchem der Kaiser seinem Policeiminister Fouché die Gründe angibt, warum er ihn nicht länger im Dienste belassen kann.

Auf die Verhältnisse zum Papst, wie zu den Bischöfen bezieht sich gleichfalls eine Reihe von Briefen, deren Inhalt selbst durch die Vorgänge der neuesten Zeit eine erneuerte Bedeutung gewinnt. Dass auch das Schulwesen, insbesondere die Sorge für den höheren Unterricht, nicht leer ausgeht, beweist eine Anzahl von merkwürdigen Documenten, aus denen wir gern hier Manches wörtlich mittheilen möchten, wenn der Raum es verstatten könnte: wir haben schon oben darauf hingewiesen und können diess hier noch mit einigen Belegen weiter darthun. Unter dem 16. Dec. 1811 schreibt der Kaiser an den Minister des Innern, Grafen von Montalivet, wie er vernommen, dass die Nahrung in den Pariser Lyceen sehr schlecht sei. »Die jungen Leute beklagen sich, dass man sehr schlecht gehalten wird und dass man besonders sehr schlechtes Fleisch hat. Gehen Sie unvermuthet in einige dieser Lyceen und versichern Sie sich von der Wahrheit dieser Thatsachen.« Oder man lese die ausführlichen Bemerkungen des Kaisers in einer vom 15. Mai 1807 datirten Note über die Einrichtung einer zur Erziehung junger Mädchen bestimmten Anstalt zu Ecouen, insbesondere aber die eben so eingehenden Bemerkungen (vom 19. April 1807) über den Vorschlag, eine Specialschule für Literatur und Geschichte am Collège de France zu errichten, so wie die Bemerkungen desselben Datums über die Berichte des Ministers des Innern, die Unterstützung der Wissenschaften betreffend; der Kaiser äussert sich darin auch näher darüber, wie der Moniteur, insbesondere in seinem der Literatur gewidmeten Theile zu redigiren sei; womit man noch verbinden kann, was in einer an Fouché gerichteten Note vom 9. Oct. 1804 über die Redactionen des Mercur und des Journal des Debats, oder in einer an den Polizeiminister, General Savary vom 31. Oct. 1810 erlassenen Note über diese und andere Journale und deren Redaction bemerkt wird. Ueber die Einrichtung der Lyceen verbreitet sich der Kaiser ausführlich in einer Note vom 16. Februar 1805. Ein an denselben Fouché, als Minister der allgemeinen Polizei gerichtetes Schreiben vom 6. August 1801 spricht demselben den Wunsch des ersten Consuls aus, allen Redaktoren von politischen wie literarischen Zeitungen zur Kenntniss zu bringen, »dass sie sich

enthalten sollen von Allem zu sprechen, was die Religion, ihre Diener und ihre verschiedenen Bekenntnisse betreffen kann.« Um dieselbe Zeit etwa (am 23. Juli 1801) erhält Bürger Ripault den Auftrag, sich alle Tage alle Zeitungen, mit Ausnahme der eilf politischen zu verschaffen, sie aufmerksam zu lesen, und eine Uebersicht Alles Dessen, was sie enthalten, abzufassen, insofern es auf die öffentliche Meinung von Einfluss sein kann, besonders was sich auf die Religion, die Philosophie und die politischen Meinungen bezieht; diese Uebersicht soll er dem ersten Consul alle Tage zwischen fünf und sechs Uhr vorlegen. Aber er soll auch weiter alle zehn Tage vorlegen eine Inhaltsangabe aller während dieser Zeit erschienenen Brochüren oder Bücher, und die Stellen darin bezeichnen, welche die Sitten betreffen und in politischer oder sittlicher Beziehung den ersten Consul interessiren könnten; ferner soll er eben so sich alle Dramen verschaffen und eine Inhaltsübersicht mit Bemerkungen derselben Art vorlegen, und zwar spätestens 48 Stunden nach der Vorstellung dieser Stücke. Endlich soll er an jedem 1. und 6. Tag der Dekade zwischen fünf und sechs Uhr eine Liste vorlegen von allen Anschlagzetteln, Placaten, Anzeigen u. s. w. welche Aufmerksamkeit verdienen, eben so von Allem, was in den verschiedenen Lyceen, literarischen Versammlungen, Predigten, Processen, die besonderes Aufsehen erregen, und sonst wie gethan oder gesagt worden ist und vom Standpunkt der Politik oder Moral interessiren könnte. Für Alles diess wird dem Bürger Ripault ein monatlicher Gehalt von fünfhundert Franken zugesichert. — Merkwürdig ist auch die Sorge Napoleon's für seine Bibliothek, wie sich diess in mehreren an seinen Bibliothekar Barbier erlassenen Schreiben, wie z. B. in dem von St. Cloud am 27. Aug. 1807 erlassenen kundgibt. Noch am 25. Juni 1815, also kurz vor des Kaisers letzter Abreise von Paris, wird Derselbe aufgefordert, des andern Tages nach Malmaison bringen zu lassen die Liste von 10,000 Bänden und Kupferstichen der Expedition über Aegypten, die Werke über Amerika und eine besondere Liste Alles dessen, was über den Kaiser während seiner verschiedenen Feldzüge gedruckt worden ist, ferner die Reisebibliothek zu vervollständigen, auch ein vollständiges Exemplar des Moniteur, die beste Encyclopädie und die besten Wörterbücher beizulegen, und soll Alles an ein amerikanisches Haus zur weiteren Beförderung über Havre nach Amerika geschickt werden, wohin der Kaiser bekanntlich die Absicht hatte sich einzuschiffen, als er an Bord des Bellerophon gebracht, der Gefangene Englands wurde, das ihn später nach St. Helena expedirte. Die an Bord dieses Schiffes am 4. August 1815 niedergeschriebene Protestation bildet den passenden Schluss der ganzen Correspondenz. In einem von Warschau am 5. Jan. 1807 an den kaiserl. Bibliothekar Ripault erlassenen Schreiben beklagt sich der Kaiser, dass er keine Neuigkeiten aus Paris zugeschickt erhalte, was doch so

Digitized by Google

leicht sei, zumal seit Kurzem mehrere interessante Werke erschienen seien!

So liesse sich noch gar Manches anführen, was dieser Correspondenz in der vorliegenden Auswahl ein besonderes Interesse verleiht und zur Bestätigung des oben ausgesprochenen Urtheils dienen kann, wenn es anders dazu noch besonderer Beweise bedürfte. Die Uebersetzung ist fliessend und lässt durchaus keine Härten erkennen, welche an das französische Original erinnern. Wir glauben daher mit gutem Grunde die ganze Auswahl, wie sie jetzt in den drei Bänden vorliegt, der Beachtung und Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise bestens empfehlen zu können.

Das heilige Land. Von William Hepworth Dixon, Verfasser von „Neu Amerika", „Seelenbräute" u. s. w. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der vierten Auflage aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Universitäts-Bibliotheks-Sekretär zu Jena. Mit 14 Illustrationen nach Originalzeichnungen und Photographien. Jena, Hermann Costenoble 1870 VIII und 422 S. in 8.

Die gleichen Eigenschaften, welche ein früheres Werk desselben Verfassers in der deutschen Bearbeitung empfohlen haben (siehe diese Jahrbb. 1868. S. 709 ff.), werden auch diesem Werke zur Empfehlung gereichen, so verschieden auch der Gegenstand ist, der in beiden Werken behandelt wird. In dem früheren Werke war es die neue Welt, Neu-Amerika, welches den Gegenstand der Darstellung gab: in dem vorstehenden Werke ist es das merkwürdigste Land der alten Welt, das nach seinen jetzigen Zuständen, aber unter steter Berücksichtigung der Vergangenheit, auf eine Weise hier dargestellt wird, welche durch die Lebendigkeit und Frische der Auffassung wie der Darstellung unwillkürlich den Leser ergreift und ihn gern bei den Bildern verweilen lässt, welche der Verfasser hier an einander gereiht hat, selbst da, wo Gegenstände, die uns schon anderweitig bekannt sind, vorgeführt werden, so dass das Ganze auch für Solche, welche das heilige Land, wie es sich gegenwärtig darstellt, kennen lernen wollen, eine willkommene Gabe bieten wird, weil es die Gegenwart mit der Vergangenheit geschickt zu verbinden und zu einem schönen Gesammtbild abzurunden versteht. Die Darstellung beginnt mit der Landung in Jaffa und einer Schilderung dieser so stillen, einsamen und monotonen Stadt, von wo aus die Reise in das Innere des heiligen Landes angetreten ward; in anziehender Weise wird dann ein Aufenthalt im Kloster zu Ramleh geschildert, darauf der von hier aus in der Nacht unternommene Ritt nach Modin, und der weitere Zug

Digitized by Google

in das Gebirge auf der Strasse nach Hebron und Bethlehem, von welchem es S. 81 heisst:

»Wendet man sich nach Süden und Osten, so glühen seine Gärten in der Mittagshitze und seine weissen steinernen Häuser sind mit einem Licht übergossen, als stünden sie in hellen Flammen. Die Reben, die Feigen- und Oelbäume lieben den Boden; die Weinbeeren haben ein kräftiges, süsses Fleisch von aromatischem Geschmack und die grünen Feigen von Bethlehem haben einen Wohlgeschmack, an welchen diejenigen, die sie gegessen haben, sich so erinnern, wie ein Aegypter des Nils gedenken soll. Ein dunkelrother Lehm, den die arabischen Landleute die gute Erde nennen, liegt glänzend in den Spalten und Furchen dieser Felsen, bereit, den belebenden Herbstregen aufzunehmen, und schwammig, um ihn festzuhalten. Weil Felder in dieser unfruchtbaren Zone selten sind, so verleihen jene wenigen grauen Flecke, die nach der Wüste und dem Paradiesberge hin verschwinden, sowohl der ländlichen Gegend einen Charakter, nämlich den des Getreidelandes als auch der heiligen Stadt einen Namen von günstiger Vorbedeutung. Das alte Wort Ephrath bedeutete Fruchtort; das neuere Wort Bethlehem bedeutet Brodhaus: das eine folgt auf das andere, wie Gerste und Mais nach Trauben und Feigen kommen und der Getreidesäer nach dem Ziegen- und Kuhzüchter folgt. Das kleine Stückchen Ebene, auf dem Ruth hinter den jungen Männern her Aehren las, nebst einer Fläche steinigen Bodens, die hier und da im Gebirgsthale nach Mar Saba hin sich findet, sind die einzigen Getreidefelder, die man im Gebirge von Judäa viele Meilen weit antrifft. Daher kam es, dass die Stadt, die neben den Feldern emporwuchs und den Ertrag derselben genoss, unter den umherziehenden Stämmen Palästina's zuerst als der Fruchtort und später, als man das Land bebaute, und den Samen in die Erde trampelte, als das Brodhaus bekannt wurde. Die Geleise und Pfade, die über das Gebirge führen, haben, wenn sie auch weiss und von der Wüstensonne versengt sind, doch in ihren Höhlen und Obstgärten manchen angenehmen und willkommenen schattigen Winkel. Kurz, mit dem einen Worte gesagt, das dem syrischen Ohr alle Schönheit und Anmuth des Himmels bezeichnet, der Hügel von Bethlehem ist in diesem heissen Klima, mitten in diesen dürren Wüsten, beinahe grün.« — »Dieser liebliche grüne Rücken von Bethlehem ist die Scenerie von einigen unserer zartesten und anmuthigsten Gedichten, der Idyllen von Rahel, Ruth, Saul, David, Chimhem, Jeremia und der Jungfrau Mutter. Die Gegenstände dieser Gedichte sind die vornehmsten Uebergangspunkte in Israel's religiösem Leben.« Wir glauben nach dieser Probe, die weitere Ausführung dem aufmerksamen Leser überlassen zu können, der auch den folgenden Abschnitten, in ihren historisch geographischen Erörterungen ein gleiches Interesse zuwenden wird. Wir erinnern nur an den Abschnitt über die Wüste im drei und zwanzigsten (S. 156 ff.), über

Digitized by Google

das todte Meer im sechs und zwanzigsten Kapitel (S. 179 ff.) oder an den Abschnitt über den Jordan im sieben und zwanzigsten Kapitel S. 184 ff.

Es mag erlaubt sein, noch eine weitere Probe aus dem Anfang des Abschnittes von der Wüste hier mitzutheilen.

»Die Wüste, (so schreibt der Verfasser, als er eben im Begriff war in dieselbe einzutreten, um zu dem Jordan und dem todten Meere zu gelangen), in welcher Johannes der Täufer bis zu seinem dreissigsten Jahre wohnte und in welche Jesus, als seine Zeit kam, sich begab, um vierzig Tage lang zu beten und zu wachen, beginnt an den Thoren Hebrons und Jerusalems, erstreckt sich jenseits und unterhalb dieser Städte nach Süden und Westen und bedeckt die Bergabhänge Judas vom Gipfel des hohen Tafellandes von Ramah und dem Oelberg bis hinab zu den Brunnen Elisa's und den Küsten des todten Meeres. Es ist ein Landstrich, der ungefähr die Grösse und Gestalt von Sussex hat, nicht eine reine Oede von sengendem Sand, das ganze Jahr ohne Kräuter und Wasser, wie die Wüsten El Arisch und Gizeh, sondern nur eine dürre, menschenleere Gegend, in der die Brunnen selten, die Bäume niedrig und verkümmert, die Wadies voller Steine anstatt Wasser und die Höhlen von Leoparden und Wölfen bewohnt sind. Sie enthält keine Stadt, nicht einmal ein Dorf. Sie hat keine Strasse, keinen Khan. Der Fuchs, der Geier, die Hyäne streichen in der einsamen Oede umher. Aber selbst in der Wüste ist die Natur nicht so schrecklich, wie der Mensch. Hier und da, in Spalten und Becken und an den Hügelwänden, Stufe auf Stufe, bemerken Sie ein Stück Getreide, eine Gruppe Oelbäume, eine einzelne Palme; aber die Menschen, die das Getreide säen, die Früchte abschütteln, sind nirgends zu sehen. Sie wagen nicht, auf den Grundstücken, die sie mit ihrem rohen Pflug aufreissen, oder auf welchem sie ohne landwirthschaftliche Pflege die Oelbäume wachsen sehen, sich dauernd aufzuhalten. Sie eilen fort nach den Weilern und Wachthürmen auf den Berggipfeln, um dort Schutz zu finden: nach Maon, Tekoa, Bethlehem und Bethanien; denn die Taámra-Beduinen machen sich als Herren des Bodens geltend und das Ruchgras und wilde Kräuterwerk locken die Adauan von El Belka, dem alten Ammon, in diese steinigen Gegenden. Kein syrischer Bauer wagt seine Hütte auf Land zu bauen, über das ein Beduine sein Zelt ausbreitet« u. s. w.

Man kann damit verbinden noch eine Stelle aus den Betrachtungen, welche die Ankunft an den Gestaden des todten Meeres hervorruft. »Es ist (so lesen wir S. 182 f.) eine seltsame und merkwürdige Scene. Hohe Berge nach Osten und Westen: die Höhen Abraham's, die Gipfel von Gilead, der Berg der Versöhnung; rechts von uns die verbrannten Städte Lot's; links die Ruinen von Gilgal und Jericho; vor uns die lange flache Ebene von Sand und Asche, der grüne Saum des heiligen Flusses und queer über den

Strom laufend die grosse Furth, über welche Josua ging und auf der Jesus von Johannes getauft ward. Keine Wolke fleckt den Himmel, kein Hauch bewegt die Luft, kein Wellchen zeigt sich auf dem See. Nicht die Stimme eines Vogels, kein summendes Insect unterbricht die drückende Stille. Mit unbarmherziger Gluth strömt das Licht auf den blendenden Sand. Längs der Küste hier und da liegen Stämme und Stücke von Bäumen: alte Riesen, durch Fluthen den Jordanufern entrissen, in's Salzmeer hinabgeworfen, bei Stürmen aus seinen zornigen Klauen zurückgeschlendert, dick mit Salzsoole überzogen und liegen geblieben, um sich zu schälen und weiss zu werden.«

Dass auch die übrigen Hauptpunkte des heiligen Landes, wie Samaria, der See Genezareth, Nazareth, um nur diese zu nennen, dann insbesondere Jerusalem in einer eingehenden Schilderung behandelt werden, wird kaum einer besonderen Erwähnung bedürfen: stets ist hier das Historische neben dem Oertlichen berücksichtigt; eben so werden die jetzigen Verhältnisse dargestellt, wie sie der Verfasser fand, der daran selbst manche weitere Betrachtung knüpft, wie z. B. die Vergleichung der Lateinischen Klöster mit den Griechischen und ihren Bewohnern.

Die Scenen, die er am heiligen Grab erblickte, rufen seinen gerechten Unwillen hervor, wir wollen nur eine der bezeichnensten Stellen hier mittheilen, S. 399:

»Wenn man vor dem heiligen Schreine steht, kann man nicht umhin zu fragen: Wie lange, wie lange werden wir unwürdig bleiben, unser Eigenthum zu besitzen? Ueber tausend Jahre war die Wache und Hut über das heilige Grab den Aegyptern, Saracenen und Türken übergeben. Wie lange werden die christlichen Völker des Besitzes ihrer grössten Heiligthümer noch unwürdig sein? Warum ist uns unsere Bundeslade genommen worden? Ist der moslemische Türke ein edlerer Hüter des Grabes Christi als der nazarenische Grieche? Die Thatsachen antworten.

Unter der moslemischen Heerschaft ist die Kirche des heiligen Grabes das einzige christliche Gebäude in einer grossen Hauptstadt, zu welcher die zahlreichen Stämme und Völker unseres gemeinsamen Glaubens ungehinderten Zutritt und das Recht haben, an ihren Altären niederzuknieen und, welche Sprache und welches Ritual sie auch haben mögen, dem Vater, der im Himmel ist, Lob und Dank darzubringen. Würde es allen freistehen, wenn es von einer christlichen Secte beherrscht würde? Würde der Russe sein Gnadenvorrecht mit dem Franken theilen? Würde der Grieche dem Kopten erlauben, an seinem heiligen Schreine zu knieen? Würde der Chaldäer die Gegenwart des englischen Quäkers oder des amerikanischen Evangelischen in der Nähe des heiligen Grabes dulden? Das glaubt Niemand; das bildet sich Niemand ein.«

»Die Türken ausgenommen, gibt es im Morgenlande keine wahre Toleranz, weder unter den Arabern noch unter den Grie-

Digitized by Google

chen, noch unter den Juden; nichts als einen trügerischen Waffenstillstand inmitten eines grausamen Krieges. Der Türke ist tolerant, er steht folglich am höchsten; er ist für diese niedrigeren und fanatischeren Menschenstämme ein Bedürfniss, wie der Sachse in Calcutta, der Gallier in Algier.«

»So lange — damit schliesst der Verfasser seine Betrachtungen über diesen Gegenstand — wir Christen so wenig vom Christenthum haben, dass wir vergessen, dass wir Brüder sind, wird vielleicht die Obhut über das heilige Grab bei den freisinnigeren und unparteiischen Türken bleiben.«

Wie in dieser bezeichnenden Stelle, so hat der Verfasser auch an andern Stellen seine Anerkennung der Türken und ihrer Herrschaft ausgesprochen, worin er allerdings auch mit so vielen andern gebildeten und einsichtsvollen Europäern, welche den Orient bereist haben, in Uebereinstimmung sich befindet. Wir erinnern nur an eine Stelle S. 110, wo er gelegentlich bemerkt: »Fast in jedem Pascha, jedem Bey, den ich in der Türkei, in Syrien, Aegypten und auf den Inseln getroffen, habe ich einen Mann von feiner Lebensart, schönen Kenntnissen und unfehlbarer Artigkeit gefunden. Fast alle diese Männer sprechen entweder französisch oder englisch, manche auch noch russisch und deutsch, nur wenige verstanden kein griechisch. Und doch war keine der genannten Sprachen ihren Lippen angeboren. Sie Alle verstanden Türkisch und die Meisten von ihnen lasen Arabisch und Persisch, die Sprachen des Koran und Firdusis. Werden sie denn von den besten Männern in unserm Heere weit übertroffen? Der Türke hat noch nicht aufgehört, plump, schlaff und poetisch zu sein, gar zu Viel zu rauchen, Farbe und Gepränge zu lieben, den Kopf in der Welt hoch zu tragen; aber er hat so ziemlich aufgehört, Sklaven und Eunuchen zu kaufen, auf seine Unwissenheit stolz zu sein, die übrigen Menschen als Ungläubige und Heiden zu verachten.« Hat diess seine Richtigkeit, so zeigt sich allerdings ein wahrer Fortschritt, der hundert andere sogenannte Fortschritte moderner, europäischer Cultur überragt.

Wir schliessen damit unseren Bericht über ein Buch, das eine eben so anziehende als belehrende Lectüre bietet, zu der die hier mitgetheilten Proben wohl einzuladen vermögen. Gleich ähnlichen, aus derselben Verlagsbuchhandlung ausgegangenen Werken, fehlt es auch diesem nicht an der Beigabe von Illustrationen und Kärtchen, die zum Theil in den Text selbst eingedruckt sind. Unter den Illustrationen verdienen die beiden Blätter, welche Bethlehem und Jerusalem darstellen, besondere Anerkennung durch die wohlgelungene Ausführung.

Digitized by Google

Les Institutions de la Russie, depuis les réformes de l'empereur Alexandre II. par M. J. H. Schnitzler, membre correspondant de plusieurs Académies ou Sociétés savantes, Commandeur de l'ordre de Saint-Vladimir etc. (Mit dem Motto von Al. de Tocqueville: „Il n'y a rien d'absolu dans la valeur théorique des institutions politiques.") Ve Berger-Levrault et fils libraires-editeurs Paris et Strassbuorg. Tome premier. XIII und 495. Tome second. 524 S. gr. 8.

Kein Land der Welt hat wohl in neuester Zeit die Blicke so sehr auf sich gezogen als das grosse, über zwei Erdtheile sich ausbreitende Reich des russischen Czaren, seit den grossen Reformen, die mit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers nach dem Abschluss des Pariser Friedens ihren Anfang genommen haben. Niemand wird den gewaltigen Aufschwung verkennen, wie er dadurch in allen Theilen des Reichs, in allen Zweigen der Verwaltung hervorgerufen worden ist, Niemand die wohlthätigen Wirkungen, welche die Folge davon waren, in Abrede stellen wollen, auch wenn noch nicht Alles in dem Grade erreicht worden ist, welchen der grosse Reformator seines Reiches beabsichtigte, und wenn selbst Manches davon in seinem ersten Erscheinen Anstoss erregt hat oder zweifelhaft in seinem Erfolge erschien. Diess liegt in der Natur der Sache, und wird überall der Fall sein, wo mit so grossen tief eingreifenden Reformen begonnen wird, wie diess in dem russischen Reiche der Fall ist. Damit aber wird das Verdienst des Fürsten nicht geschmälert werden, der es vorzog, sein Reich im Innern zu reformiren und auszubilden, statt durch kriegerische Unternehmungen sein wahrhaftig schon genug ausgedehntes Reich noch mehr zu erweitern, und sich als Feldherr den Namen eines Eroberers zu verschaffen. Um aber das Alles, was seit dem oben bemerkten Zeitraum geschehen, richtig zu beurtheilen, gilt es vor Allem sich eine richtige Kenntniss Desselben zu verschaffen, was allerdings nichts Leichtes ist, indem dazu nicht blos die genaueste Kenntniss des gegenwärtigen, durch jene Reformen hervorgerufenen Zustandes erforderlich ist, sondern auch eine nähere Bekanntschaft mit der Vergangenheit und der ganzen Entwicklung des Reichs in diesem wie in dem verflossenen Jahrhundert. Unter den Wenigen, welche beides mit einander vereinigen, ragt der Verfasser des vorstehenden Werkes hervor, der mit seinen umfassenden Studien seit Jahren die Geschichte und die Entwicklung des russischen Reiches verfolgt, und in einer Reihe der gediegensten Werke die Beweise davon niedergelegt hat. Auch das vorliegende Werk, das sich diesen würdig in jeder Hinsicht anreiht, gibt davon einen erneuerten Beweis; es wird von Keinem, dem es darum zu thun ist, von dem russischen Reiche in seiner jetzigen Entwicklung, durch alle Zweige der Verwaltung, ein richtiges und sicheres Bild zu gewinnen, unbeachtet bleiben dürfen, zumal da Alles auf sichern und

Digitized by Google

mehr oder minder officiellen Quellen, so wie auf eigener Anschauung beruht, welche bemüht war, aller Orten sich selbst von dem zu überzeugen, was als die nächste Folge jener Reformen zu betrachten steht und zugleich noch einen weiteren Einfluss auf alle folgenden Zeiten in noch höherem Grade zu üben vermag. Die ruhige und besonnene Haltung des Ganzen, das, fern von aller Uebertreibung, sich nur an das Thatsächliche hält und dieses einfach, wenn auch in fliessendem Vortrag und einer vorzüglichen französischen Sprache, darstellt, wird nicht verfehlen, auf jeden Leser, dem es vor Allem um eine richtige Erkenntniss zu thun ist, einen Eindruck zu machen, der im Ganzen gewiss nur ein günstiger sein kann, indem in diesem Werke gezeigt wird, was in einem verhältnissmässig geringen Zeitraum Alles geschehen ist, zur Förderung und Entwicklung der ungeheueren Hülfsquellen, welche ein Reich, wie das Russische bietet, zur Ausbildung seiner Bewohner und zur Vervollkommnung der Verwaltung des Staates in allen seinen Zweigen.

Nach einer allgemeinen Einleitung, welche zugleich den Standpunkt der ganzen Bearbeitung von Seiten des Verfassers darlegt, folgt das erste Buch, welches die Aufschrift hat: »l'état en lui-même et les éléments dont il se compose.« Hier wird ein Umriss des Staates nach seinem Entstehen, seiner Entwicklung und Zusammensetzung, wie seines jetzigen Bestandes gegeben, welcher eigentlich in der Vereinigung von drei in Bezug auf die Dynastie und das gesammte Reich unzertrennbaren Staaten besteht: das eigentlich russische Reich nach seiner geschichtlichen Bildung, das Königreich Polen und das Grossfürstenthum Finnland, wozu noch die Länder am Kaukasus und in der asiatischen Steppe kommen, welche unter der Oberherrlichkeit oder dem Protectorat Russland's stehen. Nach diesem Ueberblick, der uns das ganze Ländergebiet Russlands vorführt, geht das zweite Buch (I. S. 193 ff.) in eine Besprechung über die Verfassung des Reichs ein und legt den ganzen socialen Organismus desselben vor, in zwei Abschnitten, von welchen der eine die Aufschrift trägt: La société politique ou l'organisme de l'Etat proprement dit et principal und zuerst über das Fürstenhaus, die Grundverfassung und die Grundgesetze des Staats, die Titel, Befugnisse u. s. w. des Kaisers und der Glieder seines Hauses, dann über die einzelnen Abstufungen der Bevölkerung (Adel, Geistlichkeit, Städtebewohner, Bauern u. s. w.) sich verbreitet, der andere aber die ähnlichen Verhältnisse in Bezug auf Polen und Finnland, wie in den unter Oberherrlichkeit stehenden Landschaften bespricht. Ein weiterer, die kirchlichen Verhältnisse betreffender Abschnitt dieses Buches macht den Anfang des zweiten Bandes, und wird hier nicht blos die herrschende, griechisch-orthodoxe Kirche, so wie sie jetzt besteht, nach ihrer ganzen Organisation und ihrem Verhältniss zum Staate besprochen, sondern es findet sich eben so auch über die andern christlichen Kulte, die in Russland vorkommen, ja selbst über den mahomedanischen und heidnischen Kultus

Digitized by Google

das Nöthige bemerkt, indem eine genaue und auf officiellen Quellen beruhende Statistik dieser einzelnen Culte gegeben wird. Es bildet das Ganze einen sehr sorgfältig ausgearbeiteten Abschnitt, welcher über die kirchlichen Verhältnisse Russlands, namentlich die der orthodoxen griechischen Kirche sich verbreitet. Was den sogenannten »Cäsaropapismus« Russlands betrifft, so hat sich der Verfasser darüber in folgender Weise ausgesprochen: Cependant à dire vrai, si ce terme est applicable au régime moscovite, il ne désigne pas du moins une nouveauté : le césaropapisme qu'on y signale est aussi en vigeur dans les Etats protestants, où le prince a pouvoir, non pas, à la vérité in sacris, mais circa sacra, et au fond il règne un peu partout, même dans les états catholiques, en France surtout, où le gouvernement n'a jamais abdiqué ses droits même vis à vis de l'autorité ecclesiastique. Il n'en est pas autrement en Russie — Pour ce qui est des fonctions exterieures du gouvernement de l'eglise, l'empereur les excerce avec un pouvoir beaucoup plus étendu que celui du pape. Il nomme à toutes les places, et ne s'est imposé qu'une restriction toute volontaire en permettant au saint-synode et aux evêques de lui présenter des candidats; il a également le droit (indirectement exercé) de déplacer ou même de destituer tel prêtre qu'il juge indigne de ses fonctions. Cependant il ne s'est jamais arrogé celui de décider en matière de foi. Son influence est grande, prépondérante même, en toutes choses, mail il est moins le chef de l'Eglise que son organe suprême, son protecteur né, son tuteur si l'on veut dans tous les cas, il n'en est que le chef séculier. In Sachen des Glaubens und der Lehre übergibt der Kaiser die betreffende Sache der heiligen Synode, er ist dann der Vollstrecker der von der Synode gegebenen Entscheidung, und so erscheint allerdings die Macht des Kaisers nicht sowohl als ein Uebel, sondern als eine »garantie d'ordre et de progrés« (S. 67).

Das dritte Buch hat zum Gegenstand die Hülfsquellen und die Macht des Reichs, indem zuerst die Lage der Finanzen, dann die militärische Macht Russlands, sowohl die Land- als die Seemacht, nach der neuen Organisation, in einer so genauen Weise dargelegt wird, dass eine völlige Einsicht in diese Verhältnisse einem Jeden möglich gemacht wird. Dasselbe gilt auch von dem vierten Buch, welches die eigentliche Verwaltung nach deren verschiedenen Zweigen befasst, das Ministerium des Innern und die gesammte centrale und lokale Verwaltung, das Unterrichtswesen, das höhere wie das niedere, mit Inbegriff aller gelehrten Anstalten, Bibliotheken, Sammlungen u. dgl. Man muss die Darstellung im Einzelnen verfolgen, und sich zu überzeugen, was Alles unter der Regierung Alexander's II. geschehen und noch in seiner weiteren Entwicklung begriffen ist, wie viele Missstände beseitigt und durch verbesserte Einrichtungen, analog den Zuständen des übrigen Europa, ersetzt worden sind. Dabei bleibt auch die nächste Vergangenheit

Digitized by Google

nicht unberücksichtigt: wir erinnern nur, was das Unterrichtswesen betrifft, an die Art und Weise, wie der Verfasser sich über das unter Nicolaus I. befolgte System S. 385 ff. ausgesprochen hat und mag dasselbe insbesondere zu berücksichtigen sein, um auch hier kein ungerechtes Urtheil zu fällen.

Noch haben wir zu erwähnen die »Appendice chronologique« mit der Aufschrift: Essai d'Elucidation de la filiation dans les différentes lignes des souverains de Russie et de Pologne. Der Verfasser gibt darin eine chronologische Uebersicht der einzelnen Regenten Russland's von Rurik an (862 n. Chr.), so wie der von Polen, mit einzelnen erläuternden Anmerkungen, durch welche diese Uebersicht zu einer für den Gebrauch des Buches recht nützlichen Beigabe sich gestaltet.

Aufforderung des geheimen Rath Rosshirt.

Noch bin ich geneigt, zwei kleine Werke über geistliches und weltliches Recht dem Drucke zu übergeben. Schon vor mehr als 50 Jahren, wo ich zum Professor des römischen Rechts ernannt wurde, nahm der seelige Cramer in seiner Hauschronik Rücksicht auf mich wegen einer Bamberger Handschrift, auf die mich Cramer freilich nicht aufmerksam machte; dann auch auf sich wegen der Lectüre des canonischen Rechts S. 233 — wo, wie er sagt, er nur verstohlen hineingeblickt — fand — eine von Wenigen beachtete Fundgrube des historischen Rechts, verwüstet und öde daliegend, bis es einem Tonangeber gefällt, sie in die Allegate seiner Zeitgenossen zu stossen. Vah, quantum est, quod nescimus. Diese Zeit scheint jetzt gekommen zu sein. Der Verfasser will kurz und einfach den Zustand des öffentlichen Rechts der katholischen Kirche und den Zustand der gemeinen Quellen des weltlichen Rechts aufstellen. Wer dem Verfasser Etwas noch nicht Allen Bekanntes mittheilen kann, wird gebeten, es Ihm anzuzeigen.

Digitized by Google

Nr. 31. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

Vortrag des Herrn Prof. Wundt: »Ueber die Erregbarkeits-Veränderungen im Elektrotonus und die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Nervenerregung.« am 10. Juni 1870.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

1. Entstehung der elektrischen Erregbarkeitsveränderungen.

Während der Dauer des constanten Stroms ist, wie wir aus Pflüger's Versuchen wissen, die Erregbarkeit des Nerven auf der Seite der Kathode erhöht und auf der Seite der Anode erniedrigt. Die Art des Eintritts dieser Veränderungen unmittelbar nach der Schliessung des Stroms ist aber bis jetzt noch unbekannt. Zeitmessende Versuche an den peripherischen Nerven liessen mich vermuthen, dass auf gewisse Erscheinungen, die hierbei zur Beobachtung kommen, Erregbarkeitsveränderungen bei Entstehung des Stromes von Einfluss seien. Ich habe daher den Verlauf der elektrotonischen Erregbarkeitsänderungen unmittelbar nach der Schliessung des constanten Stromes zu bestimmen gesucht, indem durch die zeitmessende Vorrichtung, auf welche der Muskel seine Zuckung zeichnete, in genau messbaren Zeiträumen die beliebig variirt werden konnten, successiv die Schliessung eines polarisirenden Stromes und die Auslösung eines reizenden Stromstosses bewirkt wurde.

Die so ausgeführten Messungen ergeben, dass eine verschwindend kurze Zeit nach Schliessung des polarisirenden Stromes in der ganzen Länge des Nerven die Erregbarkeit zu steigen beginnt. Diese Zunahme der Erregbarkeit wächst auf der Seite der Kathode continuirlich, bis sie in die bleibende Erregbarkeitszunahme des Katelektrotonus übergeht. Auf der Seite der Anode steigt sie zu einem Maximum und sinkt dann wieder, um allmählig der bleibenden Erregbarkeitsabnahme des Anelektrotonus Platz zu machen. Während einer gewissen Zeit nach Schliessung des constanten Stromes findet man daher den ganzen Nerven entlang die Reizbarkeit gesteigert. Dieses Stadium der in beiden Phasen des Elektrotonus gesteigerten Reizbarkeit übertrifft den Verlauf einer Muskelzuckung beträchtlich an Dauer. Wenn die negative Elektrode 15 Mm. von der ihr

zunächst gelegenen Anode entfernt war, so liess 0,15 Sec. nach Schluss des constanten Stroms und 0,05 Sec. nach dem Ablauf einer etwa durch den letzteren hervorgerufenen Zuckung die Erregbarkeitszunahme der anelektrotonisirten Nervenstelle deutlich sich nachweisen.

Wie die bleibende elektrotonische Veränderung, so wird auch die Erregbarkeitszunahme des beginnenden Elektrotonus schon durch Ströme hervorgerufen, welche noch keine Zuckung bewirken. Sie gibt sich zuerst in einer Verlängerung der Zuckungsdauer und erst bei weiterer Stromsteigerung in der Zunahme der Zuckungshöhe und in der Abnahme des Stadiums der latenten Reizung zu erkennen. Die letztere Erscheinung, die Abnahme der Zeit der latenten Reizung, kommt aber nur dann mit Sicherheit zur Beobachtung, wenn die reizenden Elektroden näher am Muskel als die polarisirenden gelegen sind, also im absteigenden Kat- und Anelektrotonus. Befindet sich der reizende über dem polarisirenden Strom, so bewirkt schon bei mässig starken Strömen der wachsende Strom eine Verzögerung der Fortpflanzung, während die Erregbarkeitserhöhung in beiden Phasen noch deutlich zu sehen ist.

Die Erregbarkeitszunahme des beginnenden Elektrotonus wächst beträchtlich und für die erste Zeit nach Ablauf der durch den constanten Strom bewirkten Zuckung für beide Phasen ziemlich gleichmässig mit der Stromstärke. Sie ist eine um so längere Zeit nach der Schliessung des constanten Stromes noch nachzuweisen, je entfernter sich die reizenden von den polarisirenden Elektroden befinden.

Nach diesen Ermittelungen müssen wir voraussetzen, dass die durch den constanten Strom bewirkte Erregung in der Form einer Welle verläuft, und dass sie eine beträchtlich längere Dauer hat als die Zuckung. Die letztere besteht, wo sie eintritt, nur während eines kleinen Theils der ganzen Erregungswelle.

2. Zuckungshöhe und Zuckungsdauer.

Die Zuckungen, welche durch stärkere Nervenreize hervorgerufen werden, sind regelmässig nicht nur höher, sondern auch länger dauernd als die durch schwächere Reize bewirkten Zuckungen. Diese Regel trifft um so sicherer zu, je weiter vom Muskel entfernt man die Reize einwirken lässt. Unmittelbar über dem Muskel ist mehr noch als die erreichbare Zuckungshöhe (das Zuckungsmaximum) die durch Stromverstärkung herbeizuführende Verlängerung der Zuckung eine beschränkte. Sonst congruente Zuckungen, die durch Reizung einer höheren und einer tieferen Nervenstelle erhalten werden, unterscheiden sich daher immer noch dadurch, dass die erstere merklich länger dauert. Geht man allmälig bei constanter Spannweite der Elektroden und gleich bleibender Reizstärke vom oberen Ende des Nerven zu seinem Muskelende, so nehmen Zuckungshöhe und

Digitized by Google

Zuckungsdauer ab. Diese Erscheinung lässt an lebenden, mit dem Rückenmark zusammenhängenden Nerven sich nachweisen. Das von Pflüger entdeckte Anschwellen der Erregung bei ihrem Verlauf durch den Nerven besteht somit, gleich den durch die Stromverstärkung bewirkten Veränderungen, nicht bloss in einer Erhöhung, sondern auch in einer Verlängerung der Erregungswelle. Der Verlauf der Muskelzuckung ist in beiden Fällen nur ein abgekürztes Bild der wirklichen Erregungsvorgänge im Nerven. Auch die Durchschneidung des Nerven vergrössert nahe der Durchschnittsstelle mit der Zuckungshöhe zugleich die Zuckungsdauer.

3. Zuckungsgesetz für kurz dauernde Ströme.

Dass die durch kurz dauernde Ströme bewirkten Zuckungen sich wie Schliessungszuckungen verhalten, ist bereits von verschiedenen Beobachtern bemerkt worden. Diese Erscheinung erklärt sich einfach aus der Thatsache, dass die anelektrotonische Erregbarkeitsveränderung eine gewisse Zeit braucht, um sich zu entwickeln, während zuvor an der Anode ebenso wie an der Kathode Zunahme der Erregbarkeit besteht. Zugleich liegt hierin eine Bestätigung der Pflüger'schen Theorie, nach welcher die Oeffnungszuckung dem Verschwinden des Anelektrotonus ihren Ursprung verdankt.

4. Latente Reizung bei verschiedener Stärke und Richtung der Stromstösse.

Die Veränderungen, welche durch den elektrischen Strom unmittelbar nach seinem Entstehen in dem Nerven hervorgerufen werden, sind auf die Ergebnisse der Messungen über Fortpflanzung der Erregung von bedeutendem Einflusse. Die Herren Helmholtz und Baxt haben bemerkt, dass die Zeit der latenten Reizung, besonders für die vom Muskel entferntere Nervenstelle, mit der Stärke der Erregung abnehme. Uneingeschränkt gilt dies jedoch nur für reizende Ströme, deren Dauer kurz genug ist, dass die anelektrotonische Erregbarkeitsabnahme sich nicht während der Stromesdauer ausbilden kann. Bei einer etwas längeren Dauer des reizenden Stromes nimmt nur bei absteigender Richtung des letzteren die Zeit der latenten Reizung fortan ab; bei aufsteigender Richtung nimmt sie in Folge des an der Anode sich herstellenden Widerstandes von einer bestimmten Grenze an wieder zu, und zwar so sehr, dass sie bei den stärksten Strömen viel grösser ist bei den schwächsten, welche eine Zuckung bewirken. Gleichzeitig nimmt in der Regel die Zuckungshöhe und Zuckungsdauer ab. Man kann daher von der nämlichen Nervenstrecke aus durch aufsteigende Stromstösse von sehr verschiedener Intensität zwei congruente Zuckungen erhalten, die aber in Bezug auf die Zeit der latenten

Digitized by Google

Reizung beträchtlich von einander abweichen, indem die Zuckung des stärkeren Stromstosses erst viel später als diejenige des schwächeren eintritt. Bei geringer Spannweite der Elektroden ist die Dauer der Stromstösse, die in der secundären Spirale des Magnetelektrotomotors durch Oeffnung einer Nebenschliessung zur primären Rolle inducirt werden, gross genug, um diese Erscheinungen hervorzurufen. Bei Oeffnungsinductionsschlägen pflegt dagegen für beide Richtungen des Stromstosses mit wachsender Stärke desselben die latente Reizung abzunehmen.

---

1. *Geschichte des Volkes Israel von Anbeginn bis zur Eroberung Masada's im Jahre 72. nach Christus: von Dr. Ferdinand Hitzig, Kirchenrath und o. Prof. der Theologie in Heidelberg. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1869. VI und 631 SS.*
2. *Zur Kritik paulinischer Briefe: von Dr. Ferdinand Hitzig. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1870. 36 SS.*

Nachdem verschiedene Beurtheilungen des erstern Werkes dem Verfasser zu Gesichte gekommen sind, findet er sich veranlasst, selbst auch über sein Buch das Wort zu ergreifen; wobei er die Gelegenheit wahrnimmt, zugleich das unter 2. genannte Schriftchen anzuzeigen. Ref. wünscht, noch deutlicher, als es in dem Vorworte geschehen ist, sich darüber zu erklären, was er mit dem Werke gewollt habe, welche Stellung dasselbe zum Stande der Wissenschaft und zu verwandten oder anderweitigen Bestrebungen einnehme; und ich gedenke, so etwa auch, wo es erforderlich und der Mühe werth, mit einem Kritiker mich über uns Beide zu verständigen.

Mein Wille war, einmal eine wahre Geschichte Israels zu schreiben, keine erbauliche mit theologischem Beigeschmack, sondern Menschen und Dinge so zu sehen und zu schildern, wie sie einst wirklich gewesen sind. Also stellte ich mir Personen, von welchen die Rede wird, nicht vor als einen halben Schuh ob dem Boden einherschwebend, wie wenn sie hauptsächlich nur über religiöse Fragen nachzudenken und Psalmen zu singen gehabt hätten. Es ist ein leichtes und angenehmes Phantasiespiel, Menschen und Zustände sich vor die Augen zu zaubern, wie sie Einer wünscht, wie sie aber nirgends angetroffen werden; eine Welt zu sublimiren, welche niemals existirt hat, und alle Gegenstände in ein falsches Licht zu rücken. Wem ein solches märchenhaftes Israel Herzensbedürfniss ist, wer sich gern in holdseligen Träumereien wiegt, für Den gibt es genug andere und auch dickere Bücher, als das meinige.

Zweitens liess ich mir angelegen sein, in deutschen Worten

Digitized by Google

auch ein wirkliches Deutsch zu schreiben; ich mühte mich um Echtheit des Ausdrucks, um ein den Gedanken angemessenes Sprachgewand. Es ist eine alte Klage, dass so viele deutsche Gelehrte, Theologen zumal, ihre Muttersprache nachlässig und lüderlich handhaben; dass sie keinen wohlgegliederten Satz mehr aufbauen können, wie es in alten Schulen gelehrt ward, sondern mit der ganzen Hast unserer Tage an die Oeffentlichkeit drängen, komme die Rede auch noch so struppig und ungestalt zum Vorschein. Und Diejenigen, welche schreiben, wie sie sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, sind noch nicht die Schlimmsten. Viel widerwärtiger ist das beflissen ausgeklügelte Privatdeutsch des Tölpels, der die Sprache förmlich misshandelt, missbildet und verdreht, so dass es einen Andern Ueberwindung kostet, auch nur eine Zeile von solchem Idiotismus zu lesen. Für recht bezeichnend muss es daher geachtet werden, dass ein und der andere Recensent des Buches, ein grämlicher wie der wohlwollende, von meiner Sorge um historischen Styl gar nichts gemerkt hat. Bei der Philologenversammlung des Jahres 1847. fragte ich den Baron v. Eckstein, wie er dazu komme, sich gerade an mich zu adressiren; als Grund bekannte er die deutsche Schreibweise in meinem Werke über Urgeschichte und Mythologie der Philistäer. Und so ist es auch jetzt wieder ein Deutscher im Auslande, Hr. Derenbourg in Paris, der in einer Besprechung der Geschichte des Volkes Israel auch von dem Styl dieses Buches etwas zu sagen weiss. Mit ihm aber, als dem Typus einer ganzen Classe von Lesern, habe ich mich über mehr als Einen Punkt auseinanderzusetzen.

Die Anzeige meines Buches in der Revue critique d'histoire et de littérature (1870. N. 19) ist wesentlich eine Reclame für das Werk Ewalds; und mit dieser seiner Absicht fällt Hr. D. auch sogleich — wir wissen keine geeignetere Bezeichnung — auf das Kalbfell heraus. Dass Hr. D. den hochverdienten Grammatiker und grossen Litterator nun auch als ebenmässigen Historiker und Kritiker anstaunt, mag er mit sich selbst ausmachen; dergleichen Paralogismen sind nichts Seltenes, und an eine Autorität soll sich halten, wer ihrer bedarf. Aber Ref. muss bedauern, dass Hr. D. für passend erachtet hat, in dieser Recension auch über frühere Arbeiten des selben Verfassers ohne Angabe von Gründen kurz abzusprechen und so auf einem ihm fremden Felde herumzustolpern, indem z. B. über Nationalität der Philistäer zu urtheilen nur ein Kenner der arischen Sprachen befugt sein könnte. Ich werde daher wie über Massa Spr. 31, 1. 30, 1. und hebräische Schulsyntax so auch wegen Tadmors mit Hrn. D., der vom Stande der wissenschaftlichen Ueberzeugungen in Deutschland sehr mangelhaft unterrichtet zu sein scheint, keine Lanze brechen; nur in Betreff der Philistäer seien ihm ein paar Fragen gestellt. Wo ist heut zu Tage noch der Sancho Pansa, welcher die Namen Askalon und Asdod aus dem Semitischen erklären wird? Und ist »Dagon«

Digitized by Google

wirklich nicht bloss die Uebersetzung von »Minos«, sondern der echte philistäische Name des Fischgottes? So meinen ja die Leute. Aber Dag *Fisch* ist weder aramäisch, noch arabisch, noch äthiopisch, sogar die Phönicier nennen den Dagon vielmehr Sidon. Ist dagegen Dag philistäisch, dann sind die Philistäer nicht bloss Semiten, sondern selbst Hebräer, sind identisch mit ihrem schneidendsten Gegensatz; folgerichtig also führt sich, wer die Philistäer zu Semiten macht, selber *ad absurdum*. Die Fragen, betreffend Israels Vor- und Urgeschichte, sind so schwer, dass sie nicht tumultuarisch abgethan werden können; und die Ergebnisse, welche der Unterzeichnete gewonnen hat, reiften ihm als späte Frucht so mühsamer Studien, dass nicht Jeder sie gehörig zu würdigen vorbereitet sein kann, und keinenfalls vorbereitet ist, wer sich mit Sanskrit, Armenisch, Zend u. s. w. nicht bekannt gemacht hat, oder sein Wissen nicht zu verwerthen befähigt ist. Von einem gewissen Durchschnittsbewusstsein, von der Möglichkeit, jetzt schon allgemein recht begriffen zu werden, hat sich das Buch des Unterzeichneten vielfach entfernt. Aber zu all dem Kram, welchen ich längst kassirt habe, mit dem freilich manch Anderer sich begnügt, kann ich nicht wieder zurückkehren; die Tagesmeinungen der Gegenwart werden auch mit dem Geschlechte weichen, und einige Exemplare meines Geschichtwerkes retten sich gewiss hinüber in eine hellere Zukunft.

Ein anderer Recensent, welcher mehr Ruhe, indess auch einige Confusion zu seinem Geschäfte mitbringt, wünscht (Allgem. litter. Anzeiger N. 33) bei Erwähnung einiger Etymologieen namentlich aus der Vor- und Urgeschichte, z. B. der Namen Mose, Hyksos u. s. w. »die Lautgesetze kennen zu lernen, nach denen diese Wörter beim Uebergang von der einen Sprache zur andern abgewandelt werden«. Dieses — lied haben wir auch sonst schon gehört. So lange als ein Gesetz noch nicht besteht, kann auch nicht dawider gesündigt werden; und ich wäre neugierig zu erfahren, wer überhaupt eine Norm aufgestellt hat, wornach z. B. armenische Wörter beim Uebergang ins Hebräische sich abwandeln oder unverändert bleiben. Die Regeln werden doch wohl aus den Beispielen, die ich angeführt habe, erst zu abstrahiren sein: aber eine Lautlehre hatte ich nicht zu schreiben. Wir wissen, dass skr. h im Zend z wird, v im Persischen p, und dagegen auf griechischem Boden schwindet; dass p vor r persisch sich in f, armenisch in h abwandelt; und so noch Einiges. Mache man nun doch einen Einzelfall namhaft, dass ich in der Geschichte Israels gegen ein Gesetz z. B. über Lautverschiebung oder auch nur gegen linguistische Wahrscheinlichkeit einen Fehler begangen hätte! Auf das Gerathewohl z. B. Mânûs, Menês, Minôs identificiren mögen Andere. — Die Einwürfe, welche der Rec. gegen die Erklärung der Wörter Saramel (1 Macc. 14, 28) und Jehuda erhebt, und an deren Stelle er nichts Anderes zu setzen weiss, hat er selbst untergraben; be-

Digitized by Google

treffend aber, dass das äthiopische Aich *Fluth* nicht mit נֹחַ zusammengestellt werden soll, scheint dem Rec. das Wechseln von א und נ im Wortanfange unbekannt zu sein. Auch vermag er »schlechterdings nicht einzusehen«, wie in (Wady) Mûs ein Rest von Kamus zu entdecken sei: was ihm begreiflicher erscheinen dürfte, wüsste er, dass in Syrien ק heut zu Tage häufig wie א gesprochen wird. Doch es ist Zeit, auf die Révue critique zurückzukommen.

Hr. Derenbourg, der meines Wissens noch keinen Commentar über ein biblisches Buch geschrieben hat, lässt mir auch in Sachen der eigentlichen Exegese Belehrungen angedeihn. Wenn ich keinen Gebrauch davon mache, so möge er mir es nicht zu sehr verübeln; denn nicht bloss gegen seine Aufstellungen verhalte ich mich von vorne herein misstrauisch, sondern allen den Gelehrten gegenüber, welche das Alte Test. durch das trübe Medium des Rabbinismus anschauen. Er führt die Inschrift des Moabiterkönigs Mesha gegen mich ins Feld S. 298 f. — ich werde dieselbe in einer besondern Schrift ausführlich erklären. Er ergeht sich ferner über *bĕhodesh ha-abîb* (2 Mos. 13, 4); da er jedoch auf eine Widerlegung meiner Gründe sich gar nicht einlässt, so kann, was er sagt, dahingestellt bleiben. Er adoptirt die Meinung Renans, dass »Dalmanutha« Marc. 8, 10. im Grunde mit »Magadan« (?) Matth. 15, 39. das selbe Wort sei; aber dieser Einfall ist selbst ein Dalmanutha d. h. דַּל מְנֻתָּע. Und dagegen verwirft Hr. D. unmittelbar vorher meine Ableitung des Namens Onias von חוניה, weil derselbe vielmehr aus Nehonjah oder Nehonjun (*= favorisé par la grace de Dieu)* abgekürzt sei, der Form des Namens im Talmud von Jerusalem. Aber wie erklärt Hr. D. dieses (Nehon)jun? und eine Form des Partc. Niph. נָחֹן von חנן ist ja grammatisch unmöglich, ein Niphal von dieser Wurzel gar nicht vorhanden. Hr. D. hätte sich wider die Stelle in meiner Vorrede wenden gesollt, wo ich die spätere jüdische Ueberlieferung mit Nachweisen für werthlos erkläre.

Hiermit selbst aber kommen wir auf den eigentlichen Grund, wesshalb Hrn. D. diese Geschichte des Volkes Israel nicht recht liegt, weil ich nemlich die semitische Race der indogermanischen nachsetze. Darob ist Hr. D. so erbittert, dass er einerseits den Belang meiner Aeusserungen zu Ungunsten des Semitismus übertreibt (S. 295), andererseits demselben günstig lautende Sätze für Inconsequenz ausgibt, während er doch S. 296. 300. lobend meiner Unparteilichkeit gedenkt. Hr. D. möchte mich gerne zu einem Gegner oder Verächter der Juden stempeln, als wenn ich diese Semiten für eine *race inférieure* ansähe wie die Neger; und diese Stellung, welche er mir anweisen will, lasse ich mir nicht machen. Dass der semitische Geist weder Kunst noch Wissenschaft erzeugt hat, ist eine allbekannte Thatsache; dass dagegen in das Volk

Digitized by Google

Israel Religion eingesenkt, der Monotheismus niedergelegt ward, und von welchen segensreichen Folgen derselbe für Zucht und Sitte gewesen, anerkenne ich wiederholt ausdrücklich. Wie könnte auch ein christlicher Geschichtschreiber dem Volke Feind sein, aus welchem Christus selber hervorgegangen ist? Steht das weibliche Geschlecht auf gleicher Höhe mit dem männlichen? und wenn nicht, ist es desshalb unwerth? ist es nicht eine Nothwendigkeit im Weltplane des Schöpfers? Stellen meines Buches wie S. 222. 153. 301 f. 454. 355 u. s. w. scheint Hr. D. nicht gelesen oder wenigstens nicht beherzigt zu haben. Dagegen mit offenbarer Entrüstung hat er gelesen, was S. 624. zur Verschiedenheit des Muthes der Semiten vom abendländischen bemerkt ist. Wenn er aber »immer gedacht« hat, dass Johannes und Bargioras nur in der Hoffnung, sie würden den Widerstand fortsetzen können in Machärus und dann in Masada, sich gefangen nehmen liessen, so rede Hr. D. das einem Andern ein; ich bleibe in Betreff der beiden Mordgesellen meiner Meinung. Ueber den heroischen Widerstand des jüdischen Volkes habe ich im Sinne der Worte de Saulcy's, welche Hr. D. mir entgegenhält, ehrend da und dort in dem Buche mich ausgesprochen.

Wenn wir nun keineswegs gesonnen sind, einer krankhaften nationalen Empfindlichkeit Einräumungen zu machen, so erklärt sich der Unterzeichnete doch willig über eine Wendung des Ausdruckes, die man missverstehen kann, sofern nemlich S. 3. gesagt ist: »Wer altem wie neuem Israel gerecht werden will, darf nicht vergessen, dass das Ganze das Gute ist, und dasselbe zerfallend und aufgelöst leichtlich seine Natur zum Schlimmen verändert.« Ich meine: Die guten und die schlechten Elemente, wie sie in jedem Volke sich beisammen finden, haben im jüdischen sich getrennt, und die sittigende Einwirkung jener auf diese ist versiegt. Was hat Christus mit Belial gemein? Was ein Spinoza oder Mendelssohn, ein G. Riesser und B. Auerbach mit dem Schacherjuden Galiziens oder vom Elsass? Wo bestand oder besteht da eine wechselseitige Beziehung? Die Lichttheile der Judenwelt, in die Atmosphäre des Christenthums aufgenommen, in ihr lebend, im Mitgenusse der christlichen Bildungsmittel, und doch von den Zuthaten unbehelligt, mit denen im Laufe der Zeit das Edelmetall legirt wurde, können unter Umständen nur zu desto höherer Trefflichkeit sich entwickeln. Beweise dessen bietet in grosser Zahl unsere Gegenwart. Aber zum menschlichen Antlitz auch seine Verzerrung, ja zu Israel noch Syrer, Araber, Mohren als schön und gut mit in den Kauf zu nehmen muthe man uns nicht zu. Wäre der Unterzeichnete, was er nicht ist, er würde, wie er auch gethan hat, die Stärke des Semitismus, den Punkt der Religion hervorheben, und als z. B. deutscher Jude die Deutschheit betonen, nicht die semitische Abstammung.

Zum Schlusse dessen, was Ref. mit Hrn. D. zu verhandeln

Digitized by Google

hatte, soll noch ausdrücklich Notiz gegeben werden von dem guten Tone und der anständigen Schreibweise, worin derselbe seinen Gefühlen Luft geschafft hat, und wodurch sein Elaborat sich von einer Auslassung in dem North British Review vortheilhaft unterscheidet: von einem Geschwätze über comparative philology etc., in welchem die Unvernunft der Unwissenheit den Rang streitig macht. Die litterarische PPkratie hat sich diessmal aber vergebens aus den Niederungen Deutschlands in ein obscures Blatt jenseits des Canals geflüchtet; der Unterzeichnete hat das Machwerk gleichwohl zu Gesichte gekriegt und antwortet: *ἀνέγνων, ἔγνων, κατέγνων.*

Ganz gewiss hat meine Geschichte des Volkes Israel ihre Mängel, vielleicht manche und grosse; nur dass sie wo anders liegen werden, als wo man sie gesucht hat. Durch keine Anzeige des Buches, so ich bisher gesehen habe, finde ich mich genöthigt, auch nur eine Zeile zu ändern. Wenn es mir dagegen S. 419. nicht zweckmässig däuchte, den Ort des Treffens zwischen Judas und Nikanor 1 Macc. 7, 31. ausdrücklich zu erwähnen, so ist seither von Jacut der 4. Band herausgekommen; und nunmehr bestimmt sich jenes Chapharsalama als zwischen Cäsarea und Naplûs gelegen, 6 Stunden von ersterer Stadt. Ferner verlege ich nun nicht mehr, wie S. 581. beirrt durch Josephus, die Uebersiedlung jüdischer Mannschaft gen Sardinien »in die letzten Zeiten des Tiberius«, sondern setze sie in das Jahr 772. der Stadt gemäss der Stelle des Tacit. An. 2, 85., die ich übersehen hatte.

Nr. 2.: Der Aufsatz »zur Kritik paulinischer Briefe« ist durch die Geschichte des Volkes Israel selber veranlasst, indem ein paar dort befindliche Citate gerechtfertigt werden sollten; und dagegen hat vermuthlich, was hier von sogenannter conservativer Kritik des N. Test. gesagt werden musste, den Sumpfbewohner jenes Review zu seinem Sange begeistert. Der Schwerpunkt des Schriftchens, mit dessen Inhalte die fünffache Bogenzahl ausgestattet werden könnte, liegt in einer Parallelisirung des Briefes an die Philipper mit dem Agricola des Tacitus. Die Thatsächlichkeit der Berührungen jenes Schriftstückes mit diesem kann auch der verstockteste Fanatismus nicht läugnen; und sie zuerst nachgewiesen zu haben, ist doch wohl eher ein Verdienst, als eine Missethat. Wieviel Gewicht auf dieselben zu legen sei; ob sie zu Begründung des Schlusses, den der Verfasser aus ihnen zog, hinreichen: das ist die Frage, welche der Kritik zur Entscheidung vorliegt. Dass das Schriftchen nicht in der Absicht verfasst ist, Menschen zu gefallen, denen dasselbe für ihre Akrisie und hochmüthige Parteisucht die gebührende Rüge ertheilt, versteht sich wohl von selber; und am wenigsten geizt es nach dem Beifalle der Neuen sich so nennenden Evangelischen Kirchenzeitung, welche unlängst, wie ihre Faktion die neue Erscheinung aufnehmen solle,

Digitized by Google

die Parole ausgegeben und ihren ohnmächtigen Hass aller wissenschaftlichen Kritik abermals sattsam beurkundet hat.

Hitzig.

Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik. Von Immanuel Hermann Fichte. Erster Band. F. A. Brockhaus. 1869. XXII und 390 S. Zweiter Band. 395 S. gr. 8.

Der in weiten Kreisen durch eine Reihe vorzüglicher philosophischer Schriften rühmlichst bekannte Herr Verf. bietet uns hier eine Sammlung vermischter Schriften. Das Meiste und Wichtigste ist ungedruckt. Dazu kommen einige kleinere, schon im Drucke erschienene Abhandlungen. Die Sammlung enthält dem Inhalte und Geiste nach nur wenig Vermischtes. Denn alle Abhandlungen, die grösseren und kleineren dieser Sammlung, sind von einem Geiste beseelt und verfolgen ein gemeinschaftliches Ziel. Sie erwägen, entwickeln, vertheidigen und begründen einen Gedanken, der sich durch sie vom Anfange bis zum Ende hindurchzieht und welchen der Herr Verf. als »die Grundwahrheit« bezeichnet, die er »von verschiedenen Seiten« betrachten will. Diese Grundwahrheit ist der »ethische Theismus«, der in allen Partieen dieses Buches als das eigentliche und letzte Ziel dem Leser entgegentritt. Der Herr Verf. geht von Kant aus, welchen er den »grössten und besonnensten Denker« der neueren Philosophie nennt und welchem gegenüber ihm alle Nachfolger (also auch Fichte, Schelling und Hegel) »nur als Grössen von sehr zweiter Ordnung« erscheinen (S. VI). Als die »Höhenpunkte der speculativen Richtung in der neuen Philosophie« werden die »Lehren von Weisse« und die »spätere Lehre Schelling's« genannt, was Ref. jedoch sehr bezweifelt, da ihre Arbeiten, besonders die des letztern in der Zeit der Jakob Böhmeschen Offenbarungsphilosophie eher an religiösen Mysticismus, als an ein vorurtheilsloses geistesfreies Denken erinnern. Die »Ueberschreitung« des Identitätssystems durch eine »theologisch gefärbte Weltansicht« ist wahrlich nicht die grösste That Schelling's. Sehr richtig dagegen tadelt der Herr Verf., dass beide (Schelling und Weisse) dasjenige »rückwärts liegen liessen«, was er den »Kantischen« oder »den anthropologischen Ausgangspunkt« nennt. Er rechnet daher beide zur philosophischen Vergangenheit, wiewohl Refer. nicht mit dem Herren Verf. behaupten möchte, dass jene mit diesen beiden Philosophen »den reichsten und ausgebildetsten Gedankenabschluss« gehabt habe. Als die neue Culturepoche wird die »humanistische« bezeichnet, und mit Recht wird hervorgehoben, dass diese »neuer Leitsterne und anderer philosophischer Vorbedingungen« bedürfe. Diese werden in dem Grundgedanken »der noch unentwickelten Keime« der Kantischen Philosophie gefunden.

Digitized by Google

Als dieser Grundgedanke wird »der Anthropologismus« geltend gemacht (S. VIII). Auch auf Schleiermacher's, Herbart's und Drobisch's Leistungen wird hingewiesen. Treffend sagt vom Materialismus der Herr Verfasser: »Die materialistischen Gewässer, welche gegenwärtig die niederen Regionen unseres Vaterlandes mit Versandung bedecken, muss man ruhig ablaufen lassen, zuversichtlich hoffend, dass der Instinct deutscher Gründlichkeit und deutschen Gemüthes unversehrt sich erhalten werde in dieser vorübergehenden Verseichtigung«.

Er verlangt einen »Realismus höherer Art«, der eben so entschieden den Einseitigkeiten des »Sensualismus« wie des »Spiritualismus« ein Ende macht (S. XI). Er weist in dieser Hinsicht auf die neuere »Psychophysik« hin. Schopenhauer's Philosophie wird mit der »Poësie des Weltschmerzes« verglichen und »die Philosophie der Verzweiflung« genannt. Sehr wahr heisst es von ihr S. XII: »Sie löst das Lebensräthsel nicht; sie bringt es nur auf seinen höchsten, verschärftesten Ausdruck. Sie ist nicht Erkenntniss, sondern pathologisches Bekenntniss. Aber darum gerade macht sie eine tiefer dringende, wirklich lösende Philosophie nöthig und sie bricht vorbereitend ihr Bahn, indem sie deren Bedürfniss erregt und ihr die allgemeine Empfänglichkeit sichert.« Der Herr Verf. entwickelt dem Kampfe der Parteien gegenüber seine Ansichten, wie er diese in seinen vielen, mit ungewönlichem Beifalle und auch mit mannigfachem Widerspruche aufgenommenen Schriften niedergelegt hat. Er hat in ihrer Gesammtheit, wie er sagt, »kein philosophisches System« und »keine Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften entwickelt«, sondern vielmehr eine »sicher begründete und allseitig durchgeführte Grundansicht vom Wesen des Menschen nach seiner allgemeinen Weltstellung wie nach seinem Verhältniss zum absoluten Wesen« gegeben. Sehr richtig wird hervorgehoben, dass »vom philosophischen Denken der anthropologische Standpunkt niemals überschritten werden kann« (S. XV). Die hier gegebene Sammlung soll den »Rahmen« zu dieser Grundansicht abgeben. Der Hr. Verf. weist auf die erste, zweite und dritte Abtheilung seiner »Grundzüge zum System der Philosophie« (1833, 1836 und 1846) hin. Gewiss kann er mit vollem Rechte sagen, dass wenn er auch dem Grundgedanken und Grundplan seiner Weltansicht niemals untreu geworden, die Art ihrer Begründung vielfache Läuterungen und Verschärfungen durchschreiten musste. Mit Recht macht er geltend, dass die »Philosophie als systematische Wissenschaft nur von einer erkenntnisstheoretischen Selbstorientirung beginnen« kann. Gewiss ist vollkommen begründet, was wir S. XIX in Bezug auf Gottes Wesen lesen: »Das innere Wesen Gottes ist und bleibt für unser Bewusstsein und Denken ein unerkennbares, transcendentes, weil alles directe Erkennen in der Form des Subject-Objectiven verläuft und weil Gott nach seiner Ansicht in keinem denk-

Digitized by Google

baren Falle als Object unserm Bewusstsein gegeben sein kann. Wohl aber ist Gott erforsch- und erkennbar in seinen Wirkungen auf das Bewusstsein und in die Welt, so gewiss diese Wirkungen allerdings in den Bereich des Gegebenen fallen.« Der Hr. Verf. zeigt in den »psychischen Erscheinungen« das ihnen »immanente Göttliche«. Er verweist hier auf seine Anthropologie, Psychologie, sein System der Ethik und seine Philosophie der Geschichte. Er nennt seine Lehre, welche Alles in Gott erkennt, Pan—en—theismus und vertheidigt sich mit vollem Rechte gegen den unbegründeten Vorwurf des Pantheismus. Die philosophischen Ansichten des Herrn Verf., wie sie sich allmählig im Laufe der Zeit zu seiner jetzigen Weltanschauung geklärt haben, besonders in ihrer Beziehung zur christlichen Theologie, kennen zu lernen, ist die vorliegende Sammlung vorzugsweise geeignet. Eine kurze Uebersicht des Inhaltes wird am besten von der Reichhaltigkeit und der vielseitigen Behandlung seiner philosophischen Aufgabe zeugen. Der erste Band enthält 1) Bericht über des Verfassers philosophische Selbstbildung als Einleitung zu den vermischten Schriften und als Beitrag zur Geschichte nachhegelscher Philosophie; 2) über den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie, akademische Antrittsrede, 1842; 3) den Begriff des negativ Absoluten und der negativen Philosophie, Antwortschreiben an Hrn. Dr. theol. Ch. H. Weisse auf dessen Sendschreiben an Fichte: Das philosophische Problem der Gegenwart, 1843; 4) Vorschläge zu einer Philosophenversammlung, offenes Sendschreiben an die Philosophen Deutchlands, 1846; 5) Grundsätze für die Philosophie der Zukunft, ein Vortrag zur Eröffnung der ersten Philosophenversammlung in Gotha am 23. September 1847 gehalten, mit den Statuten der Philosophenversammlung; 6) über den Unterschied zwischen ethischem und naturalistischem Theismus, mit Bezug auf Fr. W. J. Schelling's sämmtliche Werke, zweite Abtheilung, erster Band, 1856; 7) J. G. Fichte und Schleiermacher, eine vergleichende Skizze, 1846; 8) über Herbart's Stellung zur Philosophie der Gegenwart, mit Bezug auf Erdmann's Geschichte der neuern Philosophie, 1854. Im zweiten Bande sind die Abhandlungen: 1) Auferstehung, Geisterreich, allgemeine und individuelle Vorsehung in ihrem wechselseitigen Zusammenhange, ein kritisch-psychologischer Versuch als Anhang zu des Verfassers Schrift: Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen; 2) M. Carriere, Strauss, Weisse über das Charakterbild Jesu. — Mohammed und die Weltstellung des Islam nach den Ergebnissen neuerer Forschungen, mit Bezug auf M. Carriere, die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit, 1868; 3) die Unsterblichkeitsfrage im Geiste gegenwärtiger Wissenschaft, 1864—1867; 4) über die religiöse

Digitized by Google

und antireligiöse Speculation der Gegenwart, ein philosophisches Gutachten, 1842; 5) die Religion und Kirche als widerherstellende Macht der Gegenwart, 1852.

In dem Berichte über seine philosophische Selbstbildung weist der Herr Verf. zuerst auf Kant's und Leibnizens Einfluss hin, deutet die Weiterführung ihrer Gedanken an, bezeichnet den »anthropocentrischen Standpunkt« als »den einzig möglichen für alle Speculation«, entwickelt seine persönlichen Vorstudien und Anregungen. Alles dieses wird im ersten Abschnitte der philosophischen Vorbildung behandelt. Im zweiten wird des Verf. wissenschaftliches Verhältniss zu Chr. H. Weisse und die Charakteristik der beiderseitigen Standpunkte dargestellt. Persönlich wirkten auf unsern Herrn Verfasser von Seite des Vaters »die unbezwingliche Kraft theoretischer Ueberzeugung«, von Seite der Mutter »die Wirkung eines religiösen Lebens« (S. 35). »Ich verstand, sagt derselbe S. 36, den Geist meines Vaters erst ganz und mit billigendem Einverständniss, als ich selbstständig geworden, als ich seiner Philosophie entwachsen war.« Schelling's und Hegel's Polemik im philosophischen Journal stiessen ihn ab »durch ihren an geschmacklosen Hohn streifenden Cynismus, besonders gegen eine so würdige Forschergestalt, wie C. E. (L.) Reinhold erscheinen musste«. In der Zeit der unbedingten Herrschaft der Hegel'schen Philosophie gehörten Muth und Ausdauer dazu, eine andere Richtung einzuschlagen, oder »fast immer wider den Strom zu schwimmen«. Er musste mit seiner Begeisterung für die grossen Denker der Vergangenheit in der Epoche von 1816—1830 zurückhalten, »um sich nicht geradezu lächerlich zu machen, wenn er mit dem Bekenntniss hervorträte, dass Leibniz und Kant seine wissenschaftlichen Vorbilder seien, nicht die damals hoch gefeierten Vollender der absoluten Philosophie« (S. 42). Ihn zogen mehr die Hauptwerke der grossen Philosophen Kant, Leibniz, Descartes, Spinoza, Locke, Berkeley und Hume an. Man warf ihm »eingefleischten Kantianismus« vor. Mit Recht nennt er es ein Verdienst, mitthätig gewesen zu sein bei der Niederschlagung des »speculativen Dunstes, der damals die Köpfe benebelte«, durch »Kantische Zucht und Nüchternheit«. Man hielt es damals »fast für eine persönliche Gefahr«, sich gegen die Autoritäten der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik aufzulehnen.« Der Herr Verf. erhielt »Winke aus Berlin«, »von diesen Wegen abzulassen, wenn er sein persönliches Gedeihen nicht empfindlich gefährden wolle« (S. 42). Mit Recht wird gerügt, dass bei Hegel und dessen unbedingten Anhängern Männer, wie Locke, Hume u. s. w. »sehr geringe Achtung, noch weniger irgend welche Beachtung genossen«, dass Locke und sein Empirismus in »Hegel'schen Kreisen fast als Schimpfbezeichnung« galten. Mit Recht wird von dem Hrn. Verf. Locke »einer der besonnensten, behutsamsten und folgerichtigsten Denker« von »musterhafter Klarheit und Präcision der Darstellung«,

Digitized by Google

Berkeley's Lehre »höchst geistvoll und in ihrer Art wohl begründet« genannt. Der Philosophie Hegel's gegenüber erkennt der Hr. Verf. den »völlig neuen Styl ihrer Methode«, eine vollkommenere Behandlungsweise der philosophischen Probleme in Kritik und Weiterentwicklung an.

Im zweiten Abschnitte des Berichtes über seine philosophische Selbstbildung, in welchem er sein Verhältniss zu Weisse entwickelt, bezeichnet der Herr Verf. seinen Standpunkt in der Metaphysik als den „anthropocentrischen" und „kosmocentrischen", während er den Weisse'schen den theocentrischen nennt und diesen Unterschied weiter ausführt. Als zweite Differenz des Herrn Verf. von Weisse wird des letztern „dogmatisch-theologische Färbung" angeführt. Der Herr Verf. hält mit Recht einen andern Weg, als den der dogmatischen Theologie, für geeigneter, zum Ziele philosophischer Erkenntniss zu gelangen. „Es ist, sagt er S. 106, der Weg durch die Gesammtheit der natürlichen und der geistigen Weltthatsachen, die einen reicheren und besser begründeten Begriff vom Wesen Gottes uns zu gewähren scheinen, als jene blos theologischen Voraussetzungen." Doch stellt der Herr Verf. die Weisse'sche Gotteslehre über die Schelling'sche Offenbarungsphilosophie, weil jene von den „Trübungen" und „Halbheiten" eines mythologischen Gottesprocesses frei ist. Er nennt den Weisse'schen Theismus „den ethischen", den Schelling'schen den „naturalistischen". Doch ist dieser ethische Theismus Weisse's ein vorherrschend „christlicher", man könnte sagen, ein dogmatischer. Weisse will in seiner philosophischen Dogmatik von dem „alten Begriffs- und Formelapparate" der „specifisch christlichen Theologie" „festhalten, was möglich ist". Dieses zeigt sich zum Theile auch bei Schelling, Franz Baader und Hegel. Der Hr. Verf. will den christlichen Theismus zum „humanistischen" erweitern (S. 114). Die „Gesetze der Natur" und die „Culturthaten der Menschengeschichte" sollen uns auf aposterioristischem Wege zur Gottheit führen. Die „Weltwissenschaft" soll „Gottesüberzeugung" geben. Nicht die äussere Autorität, nur „das Zeugniss des eigenen Innern" soll entscheiden. Einer allgemein „vertiefteren philosophischen Bildung", einer „humanistischen Lebensansicht in ihrer Tiefe und Ganzheit" Unterlage und Begründung zu geben, bezeichnet der Herr Verf. als die „wissenschaftliche Aufgabe seines Lebens" (S. 117).

In seiner Antrittsrede über den „gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie" (von 1842) erklärt er sich zu denen zu gehören, welche in dem absoluten Idealismus Schelling's und Hegel's nicht die Vollendung der Philosophie erblicken, sondern eine Weiterentwicklung derselben erwarten. Er spricht der Hegel'schen Anschauung gegenüber von „der Halbheit und Unverständlichkeit der Abstraction, die für Tiefe gegolten", er nennt Hegel's absolute Idee gewiss mit Recht „an sich unklar und unzureichend", mit einem „widersprechenden Doppelsinn behaftet".

Digitized by Google

Die Philosophie soll mit der „Grundlage einer theistischen Weltansicht“ in das „einzig berechtigte Stadium der Gegenwart treten“ (S. 150).

In seinem Antwortschreiben an Weisse „über den Begriff des negativ Absoluten“ werden klar und entschieden die Unterschiede in der Philosophie des Herrn Verf. und jenes Philosophen entwickelt und begründet. Es sind dieselben Unterschiede, welche schon im zweiten Abschnitte der philosophischen Selbstbildung des Herrn Verf. angedeutet wurden. In diesem Sendschreiben findet sich die genauere philosophische Begründung über das Unhaltbare einer Vereinigung der absoluten Idee als eines ethischen Gottesbegriffes und der theologisirenden Methode Weisse's, welcher in einem durch einen Process entwickelten Gottesbegriff die Vollendung der Hegel'schen Philosophie erblickt. „Ich gehöre nicht, sagt hier der Herr Verf. S. 215, und gehörte nie zu denen, die man mit Recht vielleicht „die Positiven“ nennen könnte. Denn die Grundlage für die speculative Theologie ist mir nicht lediglich der Inhalt einer christlichen Glaubenserfahrung oder ein daraus entwickeltes Dogmatisches, sondern, wie gesagt, die universale Weltthatsache.“ „Wir wollen, heisst es weiter S. 217, das Alte, Abgestorbene sich selbst begraben lassen, wie es an der Zeit ist, und was stiller und offenbarer zu verrichten sie sich nicht nehmen lässt, und nur das immer Neue, Gegenwärtige und Ganze zu ergründen suchen. Zu jenem rechne ich nicht minder das Scholastische einer Dialektik in reinen Begriffen, als, was hier besonders in Frage gekommen ist, das schon beleuchtete Anknüpfen im speculativ Theologischen an dogmatische Voraussetzungen.“

Nach den sehr zweckmässigen „Vorschlägen zu einer Philosophenversammlung“ soll sich diese zunächst durch Anschluss an die Versammlung der Naturforscher bilden. Er nennt die „naturphilosophischen Bestrebungen“ „grossentheils verunglückte“. Der Anschluss an „würdige Bestrebungen“ der Naturforscher wäre schon „ein zeitgemässes und wichtiges Bekenntniss“. Den Männern der Naturwissenschaft soll der „irrige Wahn“ benommen werden, als „wolle die Philosophie jetzt noch die Erfahrung, die Bestrebungen der Specialforscher gering schätzen“, oder etwa durch die „immanente Dialektik des Begriffs“ sie überflügeln und ersetzen, als denke sie jetzt noch daran, mit „apriorischen Hypothesen und abstracten Schematismen einen Bericht vom Universum abzustatten“ (S. 234).

In den Grundsätzen der Philosophie der Zukunft sagt der Herr Verf. S. 242 trefflich: „Die kirchlichen Bewegungen des gegenwärtigen Deutschlands (v. J. 1847) nach ihren verschiedenen Phasen und Abstufungen — wären sie ohne den Rationalismus und die Gefühlstheorie der gleichzeitigen Philosophieen oder ohne den Einfluss des Hegel'schen Systems zu Stande gekommen, sind sie ein Anderes, als nur praktisch hinausgewendete religions-

Digitized by Google

philosophische Standpunkte? Wie nun vermöchte man diese zu überflügeln? Etwa durch Aufdrängen der alten Orthodoxie oder nicht vielmehr nur dadurch, dass man das ganze Bewusstsein der Zeit aus einer schlechten, verlebten, ungenügenden Philosophie in eine bessere, tiefere hinüberhebt? Sie in das Alte zurückzuscheuchen, ist eine vergebliche Hoffnung, die neuen Dragonaden ministerieller Erlasse erweitern nur die Kluft und steigern die Abneigung gegen die alte Kirche."

In der sechsten Abhandlung wird der Unterschied zwischen dem naturalistischen Theismus der Schelling'schen Offenbarungsphilosophie und dem ethischen des Herrn Verf. ausführlich entwickelt und begründet. Den Ungläubigen und den Blindgläubigen mit ihrem „Buchstabenchristenthum" gegenüber wird die „einzige Rettung der gegenwärtigen Theologie (1856) und des kirchlichen Lebens" mit C. Schwarz in seinem neuesten Werke: „Zur Geschichte der Theologie" (1856) in der „ethisch wissenschaftlichen Auffassung des Christenthums" erblickt (S. 337).

Der Aufsatz: „J. G. Fichte und Schleiermacher" war schon 1846 in der Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie (Bd. XV) erschienen. Schriftliche Bemerkungen von Chalybäus über den Werth des J. G. Fichte'schen Individualitätsprincips und dessen Einfluss auf Schleiermacher, so wie über die verschiedenen Auslegungen der Schleiermacher'schen Anschauung des Individuellen gaben hiezu die Veranlassung. Der Zweck des Aufsatzes ist ein doppelter, einerseits den Einfluss nachzuweisen, den Fichte's Princip auf Schleiermacher gehabt hat, und oberflächliche Vorstellungen hierüber zu berichtigen, andererseits das Verhältniss der spätern Gestalt des Fichte'schen Systems zu der ersten von einer neuen Seite zu zeigen. Das Gewicht Schleiermacher's für die Zukunft zeigt sich in den allgemeinen, von ihm ausgegangenen Anregungen, in dem nicht Schule oder Partei stiften, sondern Jeden zum eigenen vollständigen Selbstverständnisse fördern wollenden Geiste seiner Philosophie mehr, als in den letzten Resultaten derselben, in den ethischen Untersuchungen mehr, als in den dialektischen. Was das Individualitätsprincip betrifft, wird nachgewiesen, dass Schleiermacher dieses nicht zum „bewussten, ausdrücklichen Grundgedanken seiner Philosophie" gemacht hat, wenn er gleich „seinem echtesten Wesen, dem in seiner Person incarnirten Geiste nach, ihm entschiedener und freudiger huldigte, als irgend einer der ebenbürtigen Denker seiner Zeit" (S. 376).

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 32. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Fichte: Vermischte Schriften.

(Schluss.)

Auch der achte Aufsatz über Herbart's Stellung zur Philosophie der Gegenwart ist aus der Zeitschrift für Philosophie (Bd. XXVII). In ihm wird gezeigt, dass das gemeinsame Grundgebrechen der verschiedenen psychologischen Theorieen von Spinoza bis Hegel in dem Grundgedanken bestehe, welchem Hegel mit der Annahme den Ausdruck gab, „den Geist und das Selbstbewusstsein als nur abstract Allgemeines zu fassen und damit die Substanzlosigkeit der individuellen Seele zu behaupten" (S. 388). Dem Hegel'schen idealen Monismus stellt sich der Herbart'sche reale Individualismus entgegen. Herbart's psychologische Untersuchungen erhalten hier eine besondere Bedeutung. Die weitere Ausführung wurde von dem Hrn. Verf. in der kritischen Geschichte der Seelenlehre, dem ersten Buche seiner Anthropologie, gegeben.

Ein Gespräch mit dem berühmten Theologen Richard Rothe im Herbste 1865 gab die nächste Veranlassung zur Veröffentlichung der ersten Abhandlung über die Auferstehung im zweiten Bande dieser vermischten Schriften. Die Abhandlung wird als Anfang des Buchs unseres Hrn. Verf. über die Seelenfortdauer bezeichnet. Ausgegangen wird von der Vergänglichkeit aller sinnlichen Erscheinungen und der Unvergänglichkeit der ihnen zu Grunde liegenden Substanzen. Die letzteren sind die „beharrlichen Ursachen bestimmter Erscheinungen". In dem Buche über die „Seelenfortdauer" wird gezeigt, dass man in theoretischen Beweisen für die persönliche Unsterblichkeit nicht weiter gehen könne, als einerseits aus allgemein anthropologischen und psychologischen Gründen die widerspruchsfreie Möglichkeit, andererseits, auf eine Reihe empirischer Analogieen gestützt, die hohe Wahrscheinlichkeit menschlicher Seelenfortdauer zu begründen". Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit aber sind noch keine Wirklichkeit und so gelangt man nicht weiter, als bis zur Grenze einer logischen Beweisführung". Darum hat der Mensch einen Drang nach einer sie bestätigenden „Thatsache", nach einer „factischen Bestätigung". Als eine solche führt der Herr Verf. im christlichen Glauben das Zeugniss von der Auferstehung Christi an (S. 20). Doch will der Herr Verf. diese thatsächliche Begründung „jetzt nicht mehr in jenem alten Glauben finden", er bezeichnet die Forderung dieses Glaubens in „seiner frühern, reflexionslosen Unmittel-

Digitized by Google

barkeit“ als „ungehörig“. Er will ein Analogon zum Glauben an diese einzelne Thatsache, eine „Universalthatsache“, welche nicht „den specifisch christlichen“, sondern einen „allgemein menschlichen“, einen „allgemein geglaubten“ Charakter hat. Der Ausgang wird vom Phantasieleben des Geistes genommen, wie solches schon in der Anthropologie und noch mehr in der Psychologie des Herren Verf. geschehen ist. Er beginnt, was das Phantasieleben betrifft, mit den Erscheinungen des Traumes und geht sodann zu den Visionen des Wachtraumes über. Es ist richtig, dass Traum und Wachen sich nicht absolut ausschliessen, dass man auch im wachen Zustande träumt und träumen kann. Daraus folgt aber nicht, dass der Traum das „Innern“, das Wachen das „Aeussern“, das Traumleben der eigentliche „Hintergrund“ des wachen Lebens sei“ oder gar, dass der „Geist im diesseitigen Leben des Wachens zugleich sein jenseitiges, mannichfaches, nicht aus dem Wachen und aus sinnlicher Vermittlung stammender Einflüsse fähiges Leben fortführe“ (S. 29). Absolut schliessen sich freilich nur Schlaf und Wachen aus und Träumen erscheint hier in verschiedenen Abstufungen als ein Uebergang vom traumlosen Schlaf, d. h. vom Schlafe, dessen Traum uns nicht bewusst ist, zum Wachen. Der Zustand des Träumens vermittelt das Schlafen und Wachen, aber er ist in beiden Fällen, im Schlafe und im Wachen, ein diesseitiger und kein jenseitiger Zustand. Es ist durchaus derselbe Geist, welcher träumt und wacht. Gewiss hat der vorausgegangene Zustand des Wachens, wie alles Selbstreflectiren über das Entstehen der eigenen Träume hinreichend beweist, den entscheidenden Einfluss auf das Entstehen und die Beschaffenheit des Träumens, und, wenn auch der Traum nicht unmittelbar aus der Sinneswahrnehmung hervorgeht, so würde er doch entschieden ohne eine frühere Einwirkung auf die Sinne und die davon abhängige Vorstellungswelt nicht entstehen können. Es ist darum wohl kaum zu vertheidigen, dass, wenn die „Energie des wachen Bewusstseins“ ermattet, sich dann erst das „allereigentlichste Innewerden“, das „Sichinsichzurückversetzen des Geistes“ bilde. Offenbar hat unser Geist die meiste Energie nicht im träumenden, sondern im wachen Zustande. Nicht die Vernunft, nicht der Verstand, welche höhere Geistesvermögen, als die Phantasie, sind, herrschen im Traume. Man bildet sich im Traume Dinge ein, über deren Unsinn und Widerspruch man im wachen Zustande lacht. Nicht das ist die Wahrheit, was man sich einbildet, sondern das, was wirklich ist. Beim Geistesgestörten ist ein ähnliches Zustand. Er ist ein Träumer; er hält sich an die Producte der Phantasie. Greift die Bewusstseinsentwicklung im Traume „immer tiefer in's Innere“? Wir glauben, dass das Gegentheil stattfinde. Das Bewusstsein greift um so tiefer in sich hinein, je klarer und deutlicher es ist. Ein träumendes Bewusstsein ist aber gewiss weniger klar und deutlich, als ein wachendes. Das Traumbewusstsein soll zuletzt zu einem

Digitized by Google

neuen inneren Erwachen, dem „Hellsehen“ führen. Die unter dem Namen „Hellsehen“ bekannten Erscheinungen sind aber so vielfach beanstandet und die Reden der Hellseherinnen so eigenthümlicher Art (man denke an die Seherin von Prevorst und Anderes), dass dieses innere Erwachen nicht nur sehr zweifelhaft und bedenklich, sondern auch jedenfalls kein Beweis für eine höhere und tiefere Geistesentwicklung im Zustande der magnetischen Visionen ist. Der Herr Verf. gesteht selbst zu, dass der Geist „im Traume durchgängig und unbestreitbar auf einer niedrigeren Stufe des Bewusstseins stehe, als während seiner wachen reflectirenden Thätigkeit“ (S 31). Er ist zu „den Anfängen seiner Bewusstseinsentwickelung zurückgekehrt“. Und doch soll der Traumzustand „substantiell reicher“ sein? Und warum? Weil „ungeahnte Kräfte in ihm in's Bewusstsein treten“, weil sich in ihm „Bezüge offenbaren, die keine Kunst reflectirender Selbstbeobachtung jemals entdeckt hätte, weil sie für diese unmittelbar nicht vorhanden sind“. Das müsste wohl erst nachgewiesen werden. Dass die Einbildungskraft alles Mögliche hervorrufen kann, was vor den allgemein gültigen und nothwendigen, ewig wahren Denkgesetzen nicht Stich hält, ist gewiss. Dieses aber beweist gerade den Vorzug des wahren Denkorganes, des Verstandes und der Vernunft, vor „dem Traumorgane der Phantasie“. Wenn es auch richtig ist, dass das „Wesen des Geistes nur zur Hälfte erkannt sei, wenn man nicht auch jene Seite (die Seite des Traumlebens), in das Gesammtbild dieses Wesens aufgenommen habe (S. 41), so ist dagegen desto gewisser zu bezweifeln, dass das Leben der Phantasie das Leben an sich oder die höhere, jenseitige Seite unseres Lebens darstelle, wo das Denken in den Hintergrund und das Einbilden in den Vordergrund tritt. Es wird auf ein Schlaf- und Wachträumen „anderer Art“ hingewiesen, das nicht mehr „aus dem blos persönlichen Bereiche des träumenden oder schauenden Individuums, weder nach seinen vorbewussten Anlagen und Stimmungen, noch nach seiner bewussten Erfahrung abzuleiten“ sein soll. Es wird von einem „transcendenten“ Ursprunge eines solchen Zustanden, von einer „Eingebung“ gesprochen. Als Belege werden Ahnungen, Ferngesichte, geistige Rapporte, Fernwirkungen angeführt. Solche Dinge aber bedürfen thatsächlicher Belege und zwar um so mehr, als sie sich aus den uns bekannten Naturgesetzen eben so wenig erklären lassen, als sie durch die Gesetze unseres Denkens gerechtfertigt werden können. Man kann hier nicht von der Wirklichkeit gewisser unbegreiflicher oder unerklärbarer Thatsachen auf ihre Möglichkeit schliessen, weil zuerst diese Wirklichkeit erwiesen sein müsste, und diese eben so sehr, als die den Denk- und Naturgesetzen widersprechenden Wunder, mit Recht beanstandet werden müssen. Das Gemeinsame der so genannten ekstatischen Zustände wird auf die „Seelenversetzung“ zurückgeführt (S. 52). Wenn wir uns träumend an einem andern Orte

finden, unbekannte Personen sehen, Allerlei erleben, wenn wir in Visionen unsere Körper „ausser sich selbst" sehen, uns „anderswohin versetzt" erblicken, ja wenn selbst in gewissen Zuständen unser Bewusstsein in ein „anderes übergeht", so ist dieses, wenn es auch eine Sympathie und Antipathie zwischen den Geistern gibt, noch immer von einer so genannten „Geistereingebung" weit entfernt, und beweist nicht, dass es Erscheinungen im Geistesgebiete gibt, welche sich nicht aus der persönlichen Beschaffenheit des individuellen Geistes und seinen natürlichen Reizen und Umgebungen erklären lassen. Refer. muss bezweifeln, dass man vom „Gewöhnlichsten" oder „Verbreitetsten" durch Mittelstufen in „stetiger Folge" zum „Verfänglichsten und am Meisten Problematischen" (S. 57) gelange. Das Gewöhnlichste und Verbreitetste ist gewiss das Natürliche und dieses führt in stetiger Folge und ohne Lücke schwerlich zu demjenigen, was nach den uns bekannten Natur- und Denkgesetzen angezweifelt werden muss, nemlich zur „unsinnlich vermittelten" oder „übersinnlichen Geisteswirkung" und zur „unsinnlichen oder übersinnlichen Geistereingebung". Wenn man sich auch in allen höheren Stufen der Sympathie in einen Andern hineinlebt, so ist auch die höchste Stufe dieses Hineinlebens noch kein „völliges Einswerden" mit ihm. Von da ist nur noch „ein Schritt bis zum vollständigen Hineinscheinen des einen Bewusstseins in das andere", bis zu dem, was S. 66 „Eingebung in der weitesten Bedeutung genannt wird. Man kann mit dem Andern niemals „völlig Eins" werden, weil jedes Bewusstsein in der Schranke des eigenen Leibes thätig ist, und das eigene Bewusstsein kann in das andere nur durch das Medium der Sinne, nicht aber unmittelbar durch sich selbst hineinscheinen. Allerdings kann dies in der Phantasie d. h. nach der Einbildung stattfinden; aber dann fehlt Wahrheit. Es ist nur eingebildet, vermeintlich und nicht wirklich, was wir behaupten und als stattgefunden angeben. Der Hr. Verf. hat vollkommen Recht, wenn er das Organ für diese Erscheinungen in der productiven und receptiven Phantasie findet. Refer. wirft aber mit ihm die Frage auf, wo in solchen Vorgängen „die Grenze zu ziehen sei zwischen dem Subjectiven und Objectiven" (S. 71). Als Kriterium für die Objectivität solcher Geisterwirkungen und Geistereingebungen wird S. 71 angeführt, dass „die behauptete Erscheinung Dinge offenbare, die kein Anderer wissen konnte, dass diese Dinge in einer längst zurückliegenden Vergangenheit sich ereignet haben, dass sie in einer weit entlegenen Raumferne vorgehen, dass sie bei näherer Nachforschung in ihrer zufälligen und sonst unbekannten Facticität sich bestätigen". Natürlich handelt es sich hier um den Nachweis durch solche wirklich vorgekommene Erscheinungen, wie solche aus Werken von Daumer, Perty und A. angeführt werden. Immer aber gehört hiezu ein subjectiver Glaube und von demjenigen, welchem er fehlt, werden diese Thatsachen natürlich beanstandet, oder aus natürlichen Anlagen, Stimmungen,

Digitized by Google

Reizen, Verhältnissen und aus der Natur der Einbildungskraft selbst erklärt, wozu kein unmittelbares d. h. aller körperlichen Vermittlung eines Geistes mit den andern ermangelndes Einwirken nothwendig erscheint. Dass solche Dinge ins Gebiet des Phantasielebens gehören, ist gewiss, dass die Phantasie das Organ der Geistererscheinungen und ihrer Wirkungen ist, ist unzweifelhaft. Dieses aber beweist die objective Wahrheit solcher so genannten Visionen nicht. Sie sind nur für den wahr, welcher sie hat, weil es für ihn kein anderes Kriterium, als das seiner Einbildungskraft, gibt. Der Herr Verf. selbst spricht sich gegen eine vollkommene Beherrschung des Geistes durch einen andern, gegen die „Besessenheit“ aus, weil diese den „Begriff der Persönlichkeit“, das „Gewisseste“ der Psychologie aufhebe. Ist dieses nicht aber auch dann der Fall, wenn ein anderes Bewusstsein in das meine ohne Vermittlung der Sinne und des Körpers durch Eingebung „hineinscheint“? Refer. stimmt dem Herrn Verf. vollkommen bei, wenn er als die „wahrhaft in der Geschichte wirkenden Kräfte“ nur „die freien Einzelgeister“ bezeichnet, wenn er die Geschichte eine „durchaus menschliche Freiheitsthat“ nennt (S. 95). Eben so auch darin, wenn er im „Gebiete der menschlich freien Handlungen“ ein „providentielles Element“ erblickt, wenn er als den „eigentlichen und einzigen“ Inhalt der Geschichte „die ethische Culturentwicklung des Menschen“, das „Gebiet der Cultur“ bestimmt, wenn er hierin keinen „Zufall“ und kein Zusammentreffen „blos äusserer Umstände“ erkennt, wenn er behauptet, dass in der Geschichte dennoch auch etwas „Unwillkürliches, Unvorhergesehenes und dennoch der menschlichen Freiheit nicht Zuwiderlaufendes, sie etwa Bindendes oder Vernichtendes“ liege, dass „eine geistige Macht“, eine „Vorsehung“ in der Geschichte wirke. Auch darin ist Refer. mit dem Herrn Verf. einverstanden, wenn er keinen innern Grund dafür findet, eine „streng determinirende, keine Abweichung zulassende providentielle Vorausbestimmung anzunehmen“, wenn er sie nur auf die uns zugänglichen Thatsachen bezieht und hierauf seine Schlüsse baut, wenn er auf die Wirksamkeit der „weltgeschichtlichen Genieen, auf die Macht des Guten, auf die Wirksamkeit der Vorsehung in und mit des Menschen Freiheit, wenn er auf die Thaten der Begeisterung hinweist. Immer aber kann diese Begeisterung nicht eine Folge einer unmittelbaren Eingebung sein, immerhin kann sie ihre wohl begründete Ursache in den persönlichen Verhältnissen, der Anlage, Erziehung und Umgebung des Begeisterten, haben. Im zehnten Kapitel geht der Herr Verfasser zur Auferstehungsgeschichte und den Christophanieen über.

Der Herr Verf. führt über diesen Gegenstand eine Stelle des berühmten scharfsinnigen Gründers der Tübinger Schule, Christ. Ferd. Baur aus dessen Christenthum der ersten drei Jahrhunderte an, welche also lautet: „Was die Auferstehung an sich ist, liegt ausserhalb des Kreises der geschichtlichen Untersuchung. Die ge-

schichtliche Betrachtung hat sich nur daran zu halten, dass für den Glauben der Jünger die Auferstehung Jesu zur festesten und unumstösslichsten Gewissheit geworden ist. In diesem Glauben hat erst das Christenthum den festen Grund seiner geschichtlichen Entwickelung gewonnen. Was für die Geschichte die nothwendige Voraussetzung ist, ist nicht sowohl das Factische der Auferstehung Jesu selbst, als vielmehr der Glaube an dasselbe. Wie man auch die Auferstehung Jesu betrachten mag, als ein objectiv geschehenes Wunder, oder als ein subjectiv psychologisches, sofern, wenn man auch die Möglichkeit eines solchen voraussetzt, doch keine logische Analyse in den innern geistigen Process eindringen kann, durch welchen im Bewusstsein der Jünger ihr Unglaube bei dem Tode Jesu zu dem Glauben an seine Auferstehung geworden ist, so können wir doch immer nur durch das Bewusstsein der Jünger hindurch zu dem gelangen, was für sie Gegenstand des Glaubens war, und können damit auch nur dabei stehen bleiben, dass für sie, was auch das Vermittelnde gewesen sein mag, die Auferstehung Jesu eine Thatsache ihres Bewusstseins geworden ist und alle Realität einer geschichtlichen Thatsache für sich hatte" (S. 125).

Refer. glaubt nicht, dass gegen diese Aeusserung, welcher nicht nur Strauss beistimmt, sondern welcher auch H. Holtzmann in seinem „mit Gründlichkeit und Unparteilichkeit erstatteten Berichte über den gegenwärtigen Stand der Auferstehungsfrage" (Gesch. des Volkes Israel II, 522—523) beitritt, der „allgemeine Geist der Geschichtsforschung Protest erheben müssee". Der Herr Verf. spricht sich gegen die von Reimarus, Lessing und Paulus ausgesprochene Ansicht der Wiederbelebung des scheintodten Jesus und für eine „Vision" der Jünger Jesu im Zustande des „Wachtraumes" aus. Man sucht nun diese Thatsachen der Vision, auf welche sich ein fester Glaube stützt, aus psychologischen Gründen zu erklären. Der Herr Verf. zeigt, dass die Hypothesen äusserer Veranlassung nach den rationalistischen Erklärern der Christophanie, welche am meisten den Charakter einer Erscheinung bei dem Apostel Paulus hat, eben so „unbehülfliche, als willkürliche Erklärungsversuche" sind. „Scharfsinniger" und „psychologisch denkbarer" ist ihm die „entgegengesetzte Hypothese", welche den Ursprung der Vision „lediglich ins Innere verlegt und sie langsam vorbereiten lässt". Es lässt sich nach der von Strauss angeführten Erklärung, welche die Hypothese „am Scharfsinnigsten und Eingehendsten" behandelt hat, einsehen, wie dieser Glaube entstand. Aber es ist ein „ungeheurer Sprung" vom „Glauben" zur „Vision" und von der blos „subjectiven Vision" zur „objectiv begründeten". Der Herr Verf. will die Auferstehung psychologisch als eine Vision der Jünger im Wachtraume erklären, welche aber keine blos subjective

Digitized by Google

Einbildung, sondern eine objectiv begründete „Geistererscheinung" ist (S. 176, ff.). Sehr richtig heisst es S. 176, dass man „vor allen Dingen bedenken müsse, dass in dem ganzen visionären Thatsachengebiete ein völlig anderer Maassstab der Beurtheilung gelte, als bei Wahrnehmungen, die auf Sinneseindrücken beruhen", dass es hier nicht sowohl auf „die innere Beschaffenheit des Objects", als auf „die visionäre Befähigung des Subjects" ankomme, dass nur die letztere „das ausschlaggebende Moment" sei, dass über die Auffassung „einer und derselben objectiven Erregung" nur der Grad der Empfänglichkeit des Subjectes entscheide. Allein wer kann diese subjective Befähigung beurtheilen, da sie eine rein innerliche ist, wie soll etwas allein im Subjecte vor sich Gehendes objectiv begründet sein, nicht als eine blosse Erscheinung in seinem Innern, sondern als eine wahrhafte und wirkliche „Geistererscheinung" nachgewiesen werden? Der „objective Kern" der Vision soll erkannt werden aus „der Beschaffenheit ihres Inhaltes", sofern er aus den „psychischen Vorbedingungen des visionären Subjectes nicht erkannt werden kann", und aus der „Stärke der Wirkung auf das schauende Subject", welche „von jenem Inhalte ausgeht". Hier soll nun eine „Eingebung", „übersinnliche Offenbarung", Mittheilung des Geistes an den Geist ohne sinnliche Vermittlung stattfinden. Es wird „ein innerer Leib" angenommen, das „räumliche Abbild der Seeleneigenthümlichkeit" (S. 180), ein Leib, der „schon während dieses Lebens durch den äussern blossen Stoffleib ununterbrochen hindurchscheint, dann rein und unverhohlen hervortritt", und „durch Phantasieübertragung auch andern erscheinen kann, während des Lebens, wie nach dem Abscheiden". Die Möglichkeit „eines solchen Verkehrs vorausgesetzt", kann nach Grad der Empfänglichkeit sich eine solche Erscheinung „den Meisten nicht", für die „wenigsten in einem eigentlichen Gesichte nach der ganzen leibhaften Persönlichkeit zeigen". Der Herr Verf. will übrigens mit dieser Erklärung keinen Anspruch auf „Gewissheit, sondern nur auf Wahrscheinlichkeit" machen. Folgt aber daraus, dass wir etwas aus den „psychischen Vorbedingungen eines visionären Subjectes nicht als eine blos subjective Vision erklären können, dass überhaupt nicht solche Vorbedingungen vorhanden sind und dass es nicht von Andern aus solchen genügend erklärt werden kann? Ist die Stärke der Wirkung auf das schauende Subject ein Beweis für eine objective Geistererscheinung? Kann es wohl stärkere Wirkungen dieser Art, als die bei den Hallucinationen der Geistesgestörten geben? Wir können eine blosse Hypothese nicht durch neue Hypothesen, wie durch den innern oder Phantasieleib stützen. Jedenfalls erkennen wir in diesem Leben keinen andern, als den durch unsere Sinne vermittelten, äussern Leib. Jedenfalls ist die Vorstellung der Phantasie wahrscheinlicher, weil wir dazu überall in uns und andern die Analogie finden, als eine „wirkliche Geistererscheinung", die in der Phantasie

Digitized by Google

vor sich geben und doch subjectiv sein soll. Was Vorstellung der Phantasie ist, unterscheidet sich ja eben dadurch von der Vorstellung der Wirklichkeit, dass jene eingebildet oder nachgebildet, diese ursprünglich und einem Objecte entsprechend ist. Wo soll das Kriterium hergenommen werden, dass eine Geistererscheinung eine objective und keine subjective ist? Da sie immer nur für ein Subject da ist und für andere Subjecte, für weitaus „die meisten" gar nicht existirt, wie soll ihre Objectivität erwiesen werden? Nach Analogie kann kein Geist auf den andern, als durch Vermittlung des sinnlichen Leibes wirken.

Die Abhandlung über das Charakterbild Jesu nach M. Carriere, Strauss und Weisse und über Mohammed und den Islam ist ein aus der deutschen Vierteljahrsschrift genommener Aufsatz, welcher sich auf die erste Abtheilung des dritten Bandes von M. Carriere: „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung" bezieht (S. 189 ff.). Was die Person Jesu betrifft, so glaubt Refer. nicht, dass das Christenthum dadurch verliere, wenn man das menschlich Grosse in seinem Stifter hervorhebt, und dass der Mensch weit eher einen grossen edeln Menschen, als einen Gott sich zum Vorbilde für sein Wollen und Thun setzen kann. Refer. möchte darum auch Strauss' Leben Jesu nach der neuesten Bearbeitung nicht mit dem Herrn Verf. unter die Kategorie jenes „flachen Rationalismus als einer psychologisch ungenügenden, darum zugleich im tiefsten Sinne unhistorischen Gesammtauffassung" stellen, er hält es darum auch nicht für „einen Mangel" des Carrier'schen Werkes, dass dieser „seine polemische Kraft nicht hinreichend genug" gegen Strauss entwickelt habe. Im Islam werden über die Persönlichkeit Mohammeds mit Recht die Ansichten Weil's der Auffassung Sprenger's, welcher auf die Hysterie des Propheten den Accent legt, vorgezogen (S. 195).

Die dritte Abhandlung: „Die Unsterblichkeitsfrage" im Geiste gegenwärtiger Wissenschaft, enthält eine Anzeige von Schelling's „Clara oder Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt" und von Johannes Huber's „Idee der Unsterblichkeit" und steht ursprünglich in den Blättern für literarische Unterhaltung (1864, Nr. 44 und 45). Sehr richtig wird hier gezeigt, dass in der Menschheit, weil sie eine Gemeinschaft von Geistern ist, das Gattungsleben gegenüber dem Gattungsleben der Pflanzen und Thiere völlig zurücktrete (S. 228). Ebenso wird gezeigt, dass die Hypothese von „qualitativ unveränderlichen physikalischen Atomen", welche „an sich unsichtbar und unsinnlich" in ihren Verbindungen den „Schein" des Wechsels der sinnlichen Dinge hervorrufen, auf den Satz führe: „Das Sichtbare und Palpable in der Natur ist die Wirkung eines an sich Unsichtbaren, Nichtpalpabeln, das Sinnliche ist seinem Wesen nach ein Un- oder Uebersinnliches" (S. 230). Nicht minder richtig ist der Nachweis, dass alle unsere Sinnesempfindungen von „lediglich subjectivem Charakter" sind, und das

„wahre Ansich der Realwesen und ihrer Eigenschaften gar nicht ausdrücken“. Die Sinnenwelt ist das „Product einer Wechselwirkung“ zweier Factoren, der „Einwirkung der Realwesen“ auf den Organismus und der „selbstständig reagirenden Gegenwirkung des Seelenwesens“. Die Seele ist also kein „phänomenales“, kein „sinnliches“, ein „übersinnliches Wesen“. Sie hat als Realwesen „die metaphysische Dauer oder Unzerstörbarkeit“. Diese ist aber noch „keine persönliche“, im „Bewusstsein identische“ Fortdauer. Dafür gibt es „keine directen einzelnen Beweise“, aber auch „eben so wenig einzelne widerstreitende Gegenbedenken“. Für die Realität der persönlichen Fortdauer werden die einzelnen physiologischen, psychologischen und religionsphilosophischen Untersuchungen geltend gemacht (S. 231, ff.).

Sie enthalten viel Beherzigens- und Lesenswerthes und dienen vielfach zur Unterstützung des ethischen Vernunftglaubens an die persönliche Seelenfortdauer. Daran reiht sich der Hinweis auf H. Ritter, Unsterblichkeit, 2. Aufl. (Leipz. Brockhaus, 1866) und J. H. Fichte, Seelenfortdauer (Leipz. Brockhaus, 1867), in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (1867, Bd. 51) erschienen (S. 249). Enthält der erste Abschnitt nur Andeutungen, so gibt dieser Theil tiefer eingehende Gründe von neuen interessanten Seiten.

Der vierte Aufsatz enthält ein philosophisches Gutachten über die religiöse und antireligiöse Speculation der Gegenwart (Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie, 1842, IX, 1). Wenn der Herr Verf. damals (1842) in den religiösen Kämpfen unter Hinweis auf Schelling's erste Vorlesung in Berlin, auf Feuerbach, die Halle'schen Jahrbücher und Bruno Baur den „Kulminationspunkt“ erblickte, so hat sich dieses wohl seither anders gestaltet und durch die vorherrschend materialistische Strömung wurde die damals Kulminationspunkt genannte Negation seit den letzten zwanzig Jahren bedeutend verstärkt. Refer. möchte Schelling's letzte Phase der Philosophie kaum „Speculation“ im Gegensatze zur „Unphilosophie“ nennen, welche letztere dann auf die Seite seiner Gegner zu stehen käme. Auch hat der Entwicklungsgang der deutschen Philosophie nicht bewiesen, dass sich an Schelling's Vorträge über Offenbarungsphilosophie in Berlin (seit 1841) eine „erhöhtere und beschleunigtere Entwicklung der Speculation“ knüpft, oder dass jene dafür die „Bürgschaft“ gab (S. 293). Ref. stimmt übrigens dem Herrn Verf. vollkommen bei, wenn er sagt, dass der „Glaube und Glaubensinhalt in der Philosophie auf Nichts Anderes Anspruch machen und keine andere Bedeutung erhalten könne, als wie alle übrige universale Thatsächlichkeit und Weltobjectivität“, und dass dieser Anspruch darin bestehe, „völlig erklärt und verstanden zu werden“, dass hier entschieden werden müsse, was „an jedem historisch hervortretenden Glauben sein Reales und Objectives sei und was nicht“

Digitized by Google

(S. 295); er stimmt ihm vollkommen bei, wenn er der Philosophie dem Glauben gegenüber ihre „undedingte Selbstständigkeit“ wahrt. Vollkommen begründet ist es, wenn als die Aufgabe der Philosophie bezeichnet wird, nicht nur „den moralischen Inhalt“, sondern auch den „welthistorischen Zusammenhang“ im Christenthum zu begreifen. Eben so tief begründet sind die Bemerkungen gegen alle Negationen des wissenschaftlichen Charakters der Theologie. Allerdings ist Schelling's Antrittsrede „nicht eigentlich philosophischen, sondern allgemein einleitenden Charakters“. Aber der Ton, mit welchem er von oben herunter Hegel, „den andern, nach ihm gekommenen gewähren liess“ und dessen „negative“ Philosophie behandelt, möchte, zumal, wenn man bedenkt, was die später von Frauenstädt, Paulus und zuletzt von Schelling's Sohn veröffentlichte Offenbarungsphilosophie geboten hat, keineswegs geeignet sein, „den Ernst einer grossen philosophischen Gesinnung, die Weihe einer stillgefassten Begeisterung und der tiefsten befriedigten Eintracht zwischen Erkennen und Gemüth“ zu begründen oder „jeden nur irgend Unbefangenen und Vorurtheilsfreien zu ergreifen“. Gegenüber den Verheissungen Schelling's in dieser ersten Vorlesung, nach welcher jenes richtig das „einzig Erklärende, den letzten Ausweg in der Philosophie“ gefunden zu haben glaubt, will der Herr Verf. „im Voraus schon bedingend und die Erwartungen herabstimmend“ auftreten. Er will zwischen den Gegnern Schelling's, welche durch seine „neue Lehre“ nicht befriedigt wurden, und diesem selbst vermitteln, ein „Abkommen“ mit den Gegnern treffen, dass sie „Recht hätten in dem, was sie an ihr (der Schelling'schen Lehre)“ vermissen, Unrecht aber darin, dass sie „etwas Anderes suchend, darüber die wirkliche Leistung übersehen haben“ (S. 300). Er dehnt den Umfang seiner Erwartungen bloss auf die „Philosophie der Offenbarung“ aus. Mit Recht wird hervorgehoben, dass eine von einem „particulären Princip“ ausgehende Philosophie kein eigentliches System der Philosophie bietet, dass es ihr, wenn sie „mit schlechthin exclusiver Tendenz Allen Alles bringen will“, kaum „an den vielfachsten Protestationen oder Vorbehalten fehlen wird“. Mit vollem Rechte wird bemerkt, dass in den gegen Schelling's Offenbarungsphilosophie „laut werdenden Stimmen“ mehr zu finden sei, als etwa „nur die Parteilichkeit einer von ihm antiquirten Secte“, mit vollem Rechte wird beigefügt, dass „sachliche Gründe für unser Urtheil“ vorliegen, dass Schelling „nicht, wie er meint, alle Mittel und Formen des philosophischen Fortschrittes in sich durchversucht“ und „Alles bewahrt habe, was seit Kant für echte Wissenschaft gewonnen worden“ (S. 302). Wenn Schelling sein System für „in der That vollendet hält“, so hat er damit noch lange nicht „das System der Philosophie“ vollendet. Denn es ist ein Unterschied zwischen seiner (zumal der Offenbarungsphilosophie) und der Philosophie überhaupt; auch lässt sich wohl kaum ein stetiger innerer Zusammenhang zwischen seiner Identi-

Digitized by Google

tätslehre und dieser mystisch theologischen Richtung nachweisen. Sehr richtig erblickt der Herr Verf. in dieser Offenbarungsphilosophie „kein ausgeführtes philosophisches System, sehr richtig bemerkt er, dass damit „Hegel und das Hegel'sche Princip nicht widerlegt, ja nicht einmal mitgenommen“, dass dasjenige darin nicht „aufbewahrt“ sei, „was seit Kant für die echte Wissenschaft gewonnen worden“ (S. 303). Die zuversichtliche Erwartung, welche der Herr Verf. nach Schelling's Antrittsrede in Berlin (1841) über dessen damals noch unbekannte Offenbarungsphilosophie aussprach, dass er „dem Princip“ (des Hinausgehens über die Immanenz des Pantheismus zur Transcendenz) „zum völligen Siege verhelfen“ werde, hat sich nicht erfüllt; auch möchte Refer. nicht von Schelling sagen, dass ihm die „gegenwärtige Philosophie alles Grosse verdankt“. Schon Schelling's erste Vorlesung in Berlin erwies, dass er nicht der „Vollender der gegenwärtigen Epoche“ werden konnte und dass ihm die Gegenwart nicht „die Palme“ in der Philosophie zuerkennen werde. Treffend wird gegen die junghegelsche Schule in ihrer bloss negativen Richtung bemerkt, dass keine wahre Reform nur durch Zerstören, dass sie allein durch Wiederaufbauen auf den Trümmern des Zerstörten gewonnen werden könne. Gewiss hat uns aber der Neuschellingianismus keinen philosophisch irgend wie genügenden Aufbau gegeben. Denn nicht Alles, was der positiven Theologie zusagt, dient zum Aufbau der Philosophie.

Den Schluss der vermischten Abhandlungen bildet ein aus Bd. 21 der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik genommener Aufsatz des Herrn Verf. über Religion und Kirche als wiederherstellende Macht der Gegenwart. Refer. ist mit dem Herrn Verf. vollkommen darin einverstanden, dass nicht „auf blos politischem Wege den Völkern zu helfen ist“, dass „die tiefer liegenden Uebel der Zeit“ „socialer Natur“ sind, dass eine „gründliche Volkserziehung“ zu schaffen ist, dass mit „sittlichen Reformen begonnen werden muss“, dass „zu jeder Zeit die allgemeine Sitte, die öffentliche Moral, auch der Patriotismus und die politische Gewissenhaftigkeit in der Religiosität des Volkes wurzeln und mit dem Sinken derselben auch in Verfall gerathen“ (S. 348). Nicht minder wahr ist es aber auch, dass, wenn die dauernde Wiederherstellung eines Volkes ohne „Vertiefung und Erforschung“ seines „religiösen Lebens“ unmöglich ist, man des Volkes „irrige religiöse Vorstellungen“ zu „berichtigen“ und „an die Stelle menschenfeindlicher, abergläubischer Dogmen“ eine „humanere Religion“ zu pflanzen hat. Gewiss sind alle einverstanden, dass sich manche Formen des bisherigen Glaubens im Volke überlebt haben. Gewiss sind sie damit einverstanden, dass „die Kirche in ihrer alten Gestalt keineswegs mehr im Stande sei, die sittliche Wiedererneuerung der Menschheit zu übernehmen“. Immer aber wird man fragen nach dem Kriterium der wahren und falschen Reform“. Die Theologie kann diese Reform nicht allein übernehmen. Die wahre Reform muss mit der „allgemeinen

Digitized by Google

Bildung“ fortschreiten. Die „Ethik“ und die „Philosophie der Geschichte“ müssen das Problem der Reform lösen (S. 351). Der Hr. Verf. beginnt die Erneuerung des religiösen Lebens mit der Thatsache der göttlichen Offenbarung. Bekanntlich aber haben die positiven Theologen diesen Begriff sehr verschieden aufgefasst, und Refer. findet es durchaus nicht „lächerlich“, eine Religion aus „reiner Vernunft“ oder aus „subjectivem Gefühle“ zu bilden, da die Entstehungsgeschichte der Religion eine psychische, also natürliche, auf Vernunft und Gefühl des Menschen zurückzuführende ist. Dass es die Reform des christlichen Glaubens ist, dass man von der Reform dieses Glaubens ausgehen muss, ist gewiss; aber gerade deshalb ist dieses gewiss, weil sich nirgends eine grössere Uebereinstimmung mit den Forderungen der Vernunft und des Gefühles zeigt, als in dem rein aufgefassten Christenthum. Die „innere, lebendige Bedingung einer neuen, alle Geister vereinigenden, alle Zweifel überwindenden allgemeinen Kirche“ ist der Glaube „an die in Christus wirksam gewordene Kraft Gottes und die allein von daher kommende Erlösung“ oder „Wiedergeburt“ (S. 855). Von der Philosophie muss der religiöse Glaube begründet werden, wenn er in der Zeit der gegenwärtigen Bildung nachhaltig verbessernd wirken soll. Der Hr. Verf. hegt (1852) diese Erwartung von der „deutschen Speculation in ihrer letzten gegenwärtigen Gestalt“. „Sie allein (diese letzte Gestalt) vermag dem Begriffe der Religion auch nur in ihrer psychischen Thatsächlichkeit gerecht zu werden“. Unter dieser Gestalt kann wohl nur der Neuschellingianismus oder die positive Offenbarungsphilosophie verstanden werden in der Weise und nach den Principien, wie sie sich in den Auffassungen von Weisse, Franz v. Baader u. A. gestaltete. Denn nicht nur wird diese letzte Gestalt durchaus „von der Hegel'schen Philosophie“ auf das „Bestimmteste“ unterschieden, sondern auch „noch wieder von dem, was sich über diesen Lehrpunkt aus Schleiermacher's philosophischen Grundsätzen ergibt“ (S. 357). Selbst „Herbart's philosophische Principien“ „reichen nicht so weit“. Hegel's und Schleiermacher's Ansichten über Christus genügen dem Hrn. Verf. nicht; allein es handelt sich hier in einer philosophischen Auffassung nicht um Begründung supernaturalistischer Dogmen, sondern um den Nachweis des rein Menschlichen, des ewig Vernünftigen in der Religion. Herbart hat, wie Kant, die Stellung der Philosophie der Religion gegenüber richtig erfasst. Spricht er auch mit der grössten Anerkennung von dem „Grossen“ und „Charakteristischen“ der Erscheinung des Christenthums, so ist er doch weit entfernt, Gegenstände einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung oder Gegenstände, welche sich auf den Glauben an eine solche stützen, in der Philosophie entwickeln zu wollen; er kennt kein anderes Gebiet der philosophischen Erkenntniss, als die Erfahrung. Hegel und Schleiermacher haben die Dogmen in philosophischem Sinne zu deuten versucht. Es ist aber

Digitized by Google

keineswegs eine Aufgabe der Philosophie, den Glauben in supernaturalistischem Sinne zu entwickeln.

Was der rühmlichst bekannte, durch vielseitige, gediegene Forschungen längst bewährte, um die Wissenschaft hoch verdiente Herr Verf. am Schlusse seiner philosophischen Bildungsgeschichte (S. 116) sagt, ist ein wahrhaft beherzigenswerthes, treffliches Wort zur rechten Zeit. „Die neue Weltzeit, sagt er, mit welcher der menschliche Geist zum erstenmal nur auf das Zeugniss des eigenen Innern verwiesen, von aller historischen Auctorität erlöset sein wird, kann wohl zugeständlich allein durch freie Einsicht, durch Wissenschaft, herbeigeführt werden, aber durch keine particularistische, auf irgend eine Fachwissenschaft beschränkte, sondern nur durch universale Forschung, die den höchsten Fragen über Gott und sein Verhältniss zum menschlichen Geiste zugewandt ist." . . . „Vertieftere philosophische Bildung, mit einem Worte, kein sonstiges Wissen oder Glauben ist es allein, die unsere Zukunft entscheidet, weil sie allein durch Verständniss die historisch gegebenen Formen der Religion des Staates und der Gesellschaft zu stetigem Fortschreiten nöthigen kann. Eben dies ist die unbestreitbare Signatur der neuen Weltzeit; alles nicht mehr vom Geist Getragene, von freier Anerkennung Bestätigte, blos durch Ueberlieferung Gehaltene wird für die Zukunft dem Absterben, der Barbarei vorfallen sein."

v. Reichlin-Meldegg.

Die sittliche Weltanschauung des Pindaros und Aeschylos. Von Dr. E. Buchholz, Professor in Erfurt. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1869. VIII und 200 S. in gr. 8.

Die beiden Dichter, deren ethische Lehren und Ansichten in dieser Schrift dargelegt werden, »sind beide durch und durch fromm und in ihren religiösen und sittlichen Anschauungen sehr nahe verwandt; beide verfolgen die Tendenz, über die Götter würdigere Ansichten zu verbreiten, den Bestand der Mythentradition zu purificiren und überhaupt die religiösen und ethischen Begriffe ihres Volkes zu läutern und zu veredeln. Der lyrische und tragische Titane begegnen sich hier auf demselben Gebiete.«

Mit diesen Worten hat der Verf. seine Schrift eingeleitet, und es mag schon daraus der Standpunkt des Verfassers und seine richtige Auffassung dieser beiden Dichter, die zu den edelsten und grossartigsten Erscheinungen zählen, die das Alterthum überhaupt aufzuweisen hat, entnommen werden.

Beide Dichter werden getrennt von einander behandelt und besteht das Ganze aus zwei von einander getrennten und ganz

Digitized by Google

selbständigen Abhandlungen, in welchen übrigens der gleiche Gang der Behandlung eingeschlagen, und ein gleiches Schema der Behandlung der einzelnen Gegenstände zu Grunde gelegt ist. Ein sorgfältiges Studium beider Dichter liegt allerdings dem Ganzen zu Grunde, welches eine wohl geordnete Zusammenstellung bietet, zu welcher unter dem Text die betreffenden Beweisstellen stets angeführt sind, jede Willkür in der Darlegung mithin ausgeschlossen ist, eben so wie es auch dem Verfasser fern lag, an diese Darlegung irgend wie weitere Betrachtungen oder Vergleichungen zu knüpfen und diese noch weiter auszuführen.

Die erste Abtheilung hat es demnach mit Pindar zu thun und gibt im ersten Capitel eine Darstellung des Menschen nach seiner physischen Existenz; Pindars Ansicht vom menschlichen Leben, seiner Schwäche und Hinfälligkeit wird uns nach seinen eigenen Aeusserungen dargelegt und sehen wir daraus, in welch' düstern Farben die Schwäche und Nichtigkeit des menschlichen Daseins bei Pindar gezeichnet erscheint; die Ansichten von Zeit und Schicksal hängen damit zusammen, und wird bei dieser Gelegenheit eben so wohl von den Moiren, der Schicksalsfügung im Allgemeinen gehandelt, wie von der Personification der Moiren in ihrer Dreizahl. Nach pindarischer Ansicht, um hier das Resultat der Untersuchung S. 17 f. wenigstens mitzutheilen, »wirkt auf das Geschick der Menschen ausser den Göttern eine allgewaltige Schicksalsmacht ein, die in den Moiren personificirt erscheint, welche nicht nur das Menschenleben in seinen bedeutendsten Momenten, sondern auch die naturgemässe Ordnung auf sittlichem Gebiet überwachen; die bedeutendste derselben, Tyche, repräsentirt eine sittliche Macht und lenkt, weit verschieden von einer blinden Zufallsgöttin, als *Σώτειρα* die Loose der Sterblichen; ein blindes, den Causalnexus verläugnendes Fatum kennt Pindar eben so wenig wie eine rigoristische Schicksalsmacht, welche unbeugsam den Willen des Menschen unter ihr Joch knechtet, vielmehr behält er seine völlige sittliche Selbstbestimmung und demnach auch Verantwortlichkeit für seinen sittlichen Wandel«. Es folgt nun eine Art von pindarischer Psychologie, d. h. eine Zusammenstellung einzelner Aeusserungen Pindar's über die menschliche Seele, welche mit einer Erörterung der in Pindar's Gedichten vorkommenden, darauf bezüglichen Ausdrücke beginnt, wie *ψυχή* (Lebenshauch und Lebensprincip), *φρήν* und *φρένες*, *θυμός*, *νόος*, *γνώμα*, *καρδία* u. s. w., *φροντίς* und *ὀργή* (nie Zorn, sondern vielmehr das Naturell des Menschen), und dann zu den Ansichten Pindar's über das Wesen der Seele übergeht, ihrer gottähnlichen Natur und göttlichen Abstammung, ihren Kräften, dann zu den Affecten und Leidenschaften, wie zu den verschiedenen daraus hervorgehenden Gegenständen des menschlichen Strebens: bei welcher Gelegenheit auch S. 33 die angebliche Neigung Pindar's nach Geld und Reichthum näher beleuchtet und in ein richtiges Licht gesetzt wird. Mit einer Be-

Digitized by Google

trachtung über das Verhältniss des Menschen zur Natur schliesst dieser erste Abschnitt, worauf im zweiten Capitel: »der Mensch im sittlichen Verbande«, Pindar's Ansichten von dem Menschen in seinem Verhältniss zum Haus und zur Familie wie zum Staat und Volk zummengestellt werden. Wenn der Erörterung dieser Gegenstände eine eingehende Betrachtung gewidmet ist, so hat der Verf. diess nicht ohne guten Grund gethan, da, wie er mit Recht bemerkt, gerade in der Art und Weise, wie Pindar die Ehe, die Familie und die Verwandtschaftsverhältnisse auffasst, die Idealität und Tiefe der pindarischen Ethik in hohem Grade hervortritt: und diess im Einzelnen nachzuweisen, ist die Bestimmung dieses Abschnittes, der auch am Schluss noch die Gastfreundschaft bespricht. In dem andern Theil dieses Capitels, welcher das Verhältniss des Menschen zum Staat behandelt, wird gezeigt, wie Pindar, schon als Dorer, einer aristokratischen Regierungsweise sich zuneigt und eine entschiedene Abneigung gegen die Demokratie erkennen lässt, wie er aber eben so auch gegen eine Tyrannis sich ausspricht, wiewohl die vielfachen, persönlichen Beziehungen zu den sicilischen und andern Fürsten ihm ein Lob dieser Fürsten entlocken, das jedoch in den mannigfach daran geknüpften Warnungen und Rathschlägen ein Gegengewicht findet, indem der Dichter sich die Schwierigkeit der Stellung eines solchen Herrschers nicht verhehlt gegenüber den Anforderungen der Gerechtigkeit, die er als wesentlichste Tugend eines Herrschers preist.

Nicht geringeres Interesse bietet das dritte Capitel, welches den Mensch in seinem Verhältnisse zur Gottheit betrachtet S. 69 ff. und hier aus Pindar's Dichtungen seine Auffassung der Götter darlegt, insbesondere darauf hinweisend, wie Pindar der alten Mythentradition gegenüber in so weit einen polemischen Standpunkt einnimmt, als er Alles Anstössige und der Götter Unwürdige zu entfernen, und diese, wenn auch in Manchem dem Menschen ähnlich, doch ungleich vollkommener darzustellen sucht; »sie sind selig und unsterblich und die allmächtigen Lenker des Weltalls und der menschlichen Schicksale; auch sind sie allwissend und strenge, aber gerechte Richter des Wandels der Sterblichen« (S. 83). »Endlich, so lautet der Schluss dieser ganzen Erörterung, bahnt Pindar, obwohl er aus Scheu vor dem Volksglauben äusserlich die traditionelle Vielheit der Götter beibehält, doch entschieden den Weg zur monotheistischen Idee an, wie nicht nur das Hervorragen des einen, ewigen Zeus aus der Zahl der übrigen Götter, sondern auch die usuelle singularische Anwendung der Ausdrücke ϑεός und δαίμων im pindarischen Sprachgebrauch unwiderleglich darthut.« (Eine weitere Ausführung dieses Punktes würde nicht unerwünscht gewesen sein.)

Das vierte Capitel ist überschrieben: Der Mensch nach seiner sittlichen Selbstbestimmung, S. 84 ff. Hier wird zuerst der pindarische Tugendbegriff in der Auffassung der εὐσέβεια näher ent-

Digitized by Google

wickelt; dann werden Pindar's Ansichten über Sünde und Schuld, wie über die vergeltende göttliche Gerechtigkeit, die auch bei Pindar ein Hauptmoment bildet, dargelegt, zum Schluss noch ein Ueberblick über dessen Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode gegeben. Es treten hier, wie überhaupt in dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele die Einflüsse orphisch-pythagoreischer Lehre hervor, namentlich auch in der von Pindar angenommenen Lehre von der Metempsychose der Seelenwanderung, die hier zugleich mit homerischen Vorstellungen verbunden ist. »Ohne Zweifel (so sagt der Verf. S. 98) verband Pindar mit dieser Verschmelzung die Absicht, seinem Volke eine Unsterblichkeitslehre zu schaffen (sollte wirklich Pindar an so Etwas gedacht haben? wir glauben doch, dass der Grund der Verknüpfung näher liegt), welche sich möglichst an die volksthümlich homerischen Vorstellungen anlehnte, durch den Zusatz orphisch-pythagoreischer und eleusinischer Elemente aber veredelt und in sittlicher Beziehung wirksamer gemacht wurde.« Wohl zu beachten aber wird die vom Verf. weiter ausgesprochene Ansicht sein, wornach dieser Vorstellung von einer Seelenwanderung wohl zu Grunde liege »die Idee der göttlichen Gnade und Langmuth, welche nicht will, dass der Sünder rettungslos verderbe, sondern ihn nach überstandener Läuterung einen neuen Wandel beginnen lässt und ihm dadurch den Weg zum Lande der Seligen bahnen hilft«. In einem Schlusscapitel, dem fünften S. 102 ff., überschrieben: »praktische Tugendlehre« bilden die Pflichten des Menschen gegen Vaterland, Mitmenschen und gegen sich selbst den näheren Inhalt der Zusammenstellung, welche auch insbesondere Pindar's Ansichten über Masshaltigkeit und Selbstbeschränkung, wie über Wahrheit hervorhebt.

Nach einem ganz gleichen Schema wird in der andern Abhandlung die Ethik des Aeschylos behandelt: demzufolge in dem ersten Abschnitt der Mensch nach seiner physischen Existenz in Betracht gezogen, und auch hier zuerst von der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens wie von dem steten Wechsel, welchem Alles unterworfen ist, gehandelt, dann von der menschlichen Seele und ihren Affecten, wobei der Verf. gleichfalls in eine nähere Erörterung der hier in Betracht kommenden Ausdrücke sich eingelassen hat, wie *ψυχή*, *φρήν* und *φρένες*, *θυμός καρδία*, *κέαρ* u. s. w. Auch das zweite Capitel: »der Mensch im sittlichen Verbande« beschäftigt sich im ersten Abschnitte mit den Ansichten des Dichters über Familie und Haus, im andern mit den Ansichten über Vaterland, Staat und Volk.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 33. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Buchholz: Sittliche Weltanschauung des Pindar und Aeschylos.

(Schluss.)

Es zeigt sich, namentlich was die Familie und die Verwandtschaftsverhältnisse betrifft, eine eben so würdige und edle Auffassung, die bis in alle einzelnen Verhältnisse eingreift; auch hier tritt die Heiligkeit des Ehebundes, der unter den Schutz des höchsten Gottes, Zeus gestellt ist, in gleich erhebender Weise hervor, und nicht mit Unrecht bemerkt der Verf. am Schlusse seiner desfalsigen Darlegung, »wie der fromme Dichter, der jedes sittliche Verhältniss in die Sphäre seiner erhabenen Weltanschauung zu erheben weiss, den ehelichen Bund als ein Glied der sittlichen Weltordnung hinstellt und ihm dadurch die höchste Weihe ertheilt, die der Nichtchrist, welcher von der später durch das Christenthum der Ehe zu Theil gewordenen Verklärung keine Ahnung haben konnte, ihr nur zu ertheilen vermochte« (S. 158). Die gleiche Auffassungsweise spiegelt sich auch im Staate ab, der ja eigentlich nur eine Erweiterung der Familie ist und daher von dem gleichen sittlichen Standpunkt getragen ist; wenn daher Aeschylos die königliche Würde in allem Glanz und aller Hoheit darstellt, so verkennt er doch darum nicht die Pflichten, welche dem Herrscher diese Würde auferlegt, eben so wie auch dabei die Rechte des Volkes zur Geltung kommen sollen, und erscheint ihm Nichts verhasster als die Herrscherwillkür eines Einzelnen, als die despotische Tyrannei; und fasst der Verfasser die Summe der Anschauungen des Dichters in dieser Beziehung dahin zusammen: »dass nur diejenige Staatslenkung ein Volk zu beglücken vermag, welche von Despotie und Anarchie gleich weiten Abstand hält, und dass endlich Frieden und Glück nur dann im Staate einkehren, wenn fromme, heilige Scheu und Erkenntniss des Rechten seine Bürger beseelt, und wenn sie im Glück nicht vergessen, in Demuth die Götter zu ehren« (S. 167).

Das dritte Capitel: »der Mensch nach seiner sittlichen Selbstbestimmung« beginnt mit Erörterung der religiösen Anschauungen des Aeschylos, weil diese allerdings mit seinen sittlichen Anschauungen zusammenlaufen oder vielmehr die Grundlage der letzteren bilden. Mit Recht scheint uns der Verfasser die Bedeutung, in der Zeus bei Aeschylos erscheint, hervorgehoben zu haben, in-

dem dieser nicht blos als Haupt der olympischen Götter in der ihm im Volkscultus angewiesenen Stellung erscheint, sondern auch als die über der Natur und Welt stehende Macht aufgefasst ist, welcher auch die Götter unterworfen sind, welche die physische wie die sittliche Weltordnung aufrecht erhält und jede Erhebung dagegen niederschlägt, insofern die ewige Gerechtigkeit darstellt, die darum auch jedes Unrecht, jeden Uebergriff des Sterblichen straft, und dadurch die Welt erhält. Dass hier eine monotheistische Richtung hervortritt, wird sich nicht leugnen lassen: sie tritt aber auch in ähnlicher Weise bei andern, erleuchteten Geistern der hellenischen Welt hervor: bei Aeschylos ist sie gewissermassen in Verbindung gebracht, oder vielmehr angeknüpft an Zeus und dessen Verehrung im Volkscultus, an welchem Aeschylos überhaupt festhält. Der Verf. geht näher ein auf die Ansichten des Aeschylos von Sünde und Schuld, als deren Quell und Grund die *ὕβρις* oder Selbstüberhebung erscheint, aus welcher aller Frevel des Einzelnen hervorgeht, der sich dann von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt und so eine Kette von Freveln hervorruft, welche den Untergang des Stammes am Ende herbeiführen. Der Verf. hat sich darüber mit Rücksicht auf die Oresteia des Aeschylos näher verbreitet, und lässt noch S. 187 eine »praktische Tugend- und Sittenlehre« *folgen*, in welcher die Ansichten des Dichters über Alles, was auf den sittlichen Wandel des Menschen und auf die Praxis des Lebens Bezug hat, sich zusammengestellt finden. Dass diese in der Grundanschauung von jener über allem Irdischen, über Welt und Natur, wie selbst über der Götterwelt stehenden Macht, wurzeln, bedarf wohl kaum einer besondern Erinnerung.

Wir haben im Vorstehenden in der Kürze den Hauptinhalt und die Tendenz dieser Schrift darzulegen gesucht, welche allerdings geeignet erscheint, eine richtige Auffassung und Würdigung der beiden grossen Dichter des hellenischen Alterthums herbeizuführen, wir haben von Einzelnem abgesehen, in welchem wir die Auffassungsweise des Verfassers nicht theilen können, wie z. B. über den *φθόνος* der Götter, und Aehnliches, zu dessen Besprechung hier der Ort nicht sein kann; wir wünschen vielmehr der Schrift recht viele Leser und die Anerkennung, auf welche gründliche Studien stets einen gerechten Anspruch zu machen haben. Ueberhaupt kann es nur erfreulich sein, zu sehen, wie man jetzt, nachdem die Kritik und Textesgestaltung der alten Dichter so viele Kräfte in Anspruch genommen, auch dem innern Gehalt ihrer Dichtungen und den sich darin kundgebenden religiösen Anschauungen mehr sich zuwendet, die gewiss eine gleiche, wo nicht höhere Beachtung verdienen.

Digitized by Google

Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

1. *Dionysi Halicarnasensis Antiquitatum Romanarum quae supersunt. Recensuit Adolphus Kiessling. Vol. IV. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXX. XXXVII und 293 S. in 8.*
2. *Joannis Zonarae Epitome Historiarum cum Caroli Ducangii suisque annotationibus edidit Ludovicus Dindorfius. Vol. III. Lipsiae etc. MDCCCLXX. 418 S. in 8.*
3. *C. Plini Secundi Naturalis Historiae Libri XXXVII. Recognovit atque indicibus instruxit Ludovicus Janus. Vol. I. Libb. I—VI. Editio altera denuo recognita. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXX. LXXVII und 261 S. in 8.*

Von den hier angezeigten Fortsetzungen der Bibliotheca Teubneriana bringt der zuerst angeführte Band die Vollendung der neuen Ausgabe der römischen Geschichte des Dionysius von Halicarnass, und schliesst auf diese Weise ein Unternehmen ab, das längst gewünscht, uns nun einen auf die älteste handschriftliche Ueberlieferung zurückgeführten, sorgfältig revidirten Text eines Schriftstellers liefert, der so wichtig für das Studium der römischen Geschichte und so vielfach benutzt, jetzt in einer handlichen Ausgabe vorliegt, welche für den Gebrauch vor andern zu empfehlen ist. Es enthält dieser Schlussband die noch vollständig erhaltenen Bücher X und XI, für deren Gestaltung dieselben handschriftlichen Quellen benützt wurden, welche auch für die vorausgehenden Bücher so gute Dienste leisten, und gibt die vorangestellte Adnotatio critica, in welche auch die von verschiedenen Gelehrten gemachten Verbesserungsvorschläge aufgenommen sind, darüber genügende Auskunft. Dann folgt das, was von Buch XII bis XX incl. noch erhalten ist, zunächst durch die Constantinischen Excerpte, welche aus dem Titel *περὶ ἀρετῆς καὶ κακίας* im siebenzehnten Jahrhundert durch Henri Valois, und aus dem Titel *περὶ πρεσβειῶν* schon früher (1582) durch Fulvius Ursinus bekannt geworden waren: zu den letzteren wurde die Vergleichung einer Münchner und einer Vatikaner Handschrift, beide aus dem sechzehnten Jahrhundert benutzt; es wurden damit aber verbunden die in neuester Zeit bekannt gewordenen Stücke, welche aus einer Handschrift des Escurial durch Feder und Müller, und aus einer vom Berg Athos nach Paris gebrachten Handschrift durch Müller und Wescher veröffentlicht worden sind, so wie die aus einer Ambrosianischen Handschrift von Mai in einer sehr nachlässigen Weise edirten, jetzt vom Herausgeber, der die Handschrift selbst nochmals verglich vielfach berichtigten Stücke: alle diese Stücke sind in Verbindung mit einigen andern Fragmenten, hier in Zusammenhang mit einander gebracht, so weit diess thunlich war, und geben einen von manchen Fehlern der früheren Bekanntmachungen gereinigten Text. Die erwähnte Adnotatio critica bringt dazu die nöthige

Digitized by Google

Begründung. Endlich ist am Schluss noch ein Index Scriptorum d. i. der in dem Werke des Dionysius angeführten Schriftsteller, und ein Index Nominum, der über alle Eigennamen, Personen- wie Ortsnamen sich verbreitet, beigefügt.

Der dritte Band des Zonaras enthält die Bücher XI bis XV incl., so dass noch wohl ein vierter Band zu erwarten ist, welcher den Schluss und die Vollendung des Ganzen bringt, und damit die Benutzung eines für uns in so manchen Beziehungen wichtigen Schriftstellers fördert. Die Ausführung ist auch in diesem Bande ganz gleich den beiden vorausgegangenen Bänden gehalten, worüber in diesen Blättern (Jahrgg. 1868 S. 771 ff. und 1869 S. 788) bereits das Nähere sich bemerkt findet. Insbesondere hat der Herausgeber in den unter den Text gestellten Anmerkungen auch hier es sich angelegen sein lassen, neben einzelnen Bemerkungen, welche die Gestaltung des Textes betreffen, die Angabe der Quellen beizufügen, welche Zonoras benutzt hat.

Der unter nr. 3 hier angezeigte Band bringt eine Erneuerung einer vor fünfzehn Jahren begonnenen und erst vor wenigen Jahren (1865) mit dem sechsten Registerbande zu Ende geführten Ausgabe der Naturalis Historia des Plinius. Seit dem Beginn dieses Unternehmens, über welches in diesen Blättern seiner Zeit näher berichtet ward, waren nicht blos neue handschriftliche Hülfsmittel ans Licht gezogen worden, sondern auch von Seiten der Gelehrten für die Behandlung des Textes und dessen Besserung nicht Weniges geleistet worden, was den Herausgeber veranlasste, sein Werk einer genauen Durchsicht zu unterziehen, um unter Benutzung dieser Hülfsmittel einen Text zu liefern, der allen jetzt zu stellenden Anforderungen entsprechen würde: er fand sich hier in Uebereinstimmung mit der Verlagshandlung, die es sich stets zur Aufgabe gemacht hat, die einzelnen Autoren der Bibliotheca Teubneriana in Texten, die nach den neuesten Quellen und Hülfsmitteln berichtigt sind, zu liefern. Aber der um Plinius so hochverdiente Herausgeber sollte die Vollendung seines Werkes nicht mehr erleben: ein heftiges Herzübel raffte ihn am 11. März des Jahres 1869 dahin, als er eben die Correctur des neunten Bogens dieses ersten Bandes besorgt hatte. Der Fürsorge des Sohnes (Carl v. Jan) haben wir es zu danken, dass das Werk nicht in Stocken gerieth, sondern im Sinn und Geist des Vaters nach dem von diesem noch bearbeiteten Material fortgeführt und theilweise vervollständigt ward, insbesondere war es eine genaue Durchsicht des in der dem Text vorausgehenden »Discrepantia scripturae« zusammengestellten kritischen Apparats, die sich der Sohn angelegen sein liess, um so eine neue Ausgabe zu liefern, die unter sorgfältiger Beachtung aller zur Gestaltung des Textes dienenden Quellen, diesen selbst in einer Gestalt bringt, welche als die relativ correcteste und dem ursprünglichen Original am nächsten kommende angesehen werden kann, und was bei einem Schriftsteller, wie

Digitized by Google

Plinius, insbesondere nothwendig erscheint, auch eine Begründung des Textes in der erwähnten Zusammenstellung der Discrepantia scripturae liefert, welche Jedem die Einsicht in die Beschaffenheit des Textes und eine damit verbundene Prüfung erleichtert.

P. Papini Stati Thebais et Achilleis cum Scholiis. Recensuit Otto Mueller. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXX. XIV und 304 S. in gr. 8. Auch mit dem weiteren Titel: P. Papini Stati Thebais et Achilleis cum Scholiis. Recensuit Otto Mueller. Vol. I. Thebaidos libri I—VI.

Diese nach einem grösseren Massstab angelegte Ausgabe der beiden epischen Gedichte des Statius hat einen rein kritischen Charakter; sie soll einen auf die älteste Ueberlieferung gestützten, von offenbaren Fehlern, wie von einzelnen Interpolationen gereinigten, das Original möglichst getreu wiedergebenden Text geben, wie er allerdings die einzig sichere Grundlage zu allen weitern, diese Gedichte und deren Erklärung wie deren Verständniss betreffenden Forschungen zu bieten vermag. Zu diesem Zweck war vor Allem eine Untersuchung über die älteste Textesüberlieferung in den Handschriften geboten, und wenn diess in ausführlichen Prolegomenen, die wir noch zu erwarten haben, geschehen soll, so werden uns doch die Resultate dieser Untersuchung hier bereits in dem Vorwort mitgetheilt, weil sie die Grundlage des in diesem Bande vorliegenden Textes der sechs ersten Bücher der Thebais bilden. Hiernach lag schon vor der Zeit, in welche die Abfassung der Scholien fällt, eine doppelte und von einander verschiedene Recension des Textes vor, welche, die eine in der Pariser Handschrift des zehnten Jahrhunderts, die andere in der Bamberger Handschrift repräsentirt ist: auf diese lassen sich die übrigen vor das zwölfte Jahrhunderts fallenden Handschriften in Frankreich, Italien, Britannien und Deutschland zurückführen, während in diesem und dem dreizehnten Jahrhundert auch andere Copien nach der Pariser Handschrift gefertigt wurden, die, wie man es auch ansehen mag, doch immerhin die erste Stelle unter den im Ganzen noch zahlreich vorhandenen Handschriften der Thebais einzunehmen hat: wie diess auch in sehr bestimmter Weise der Herausgeber S. XIII ausgesprochen hat: »caeterum cum in hac tum in omnibus rebus certiorem ducem codex Puteaneus se mihi praebere solebat, quam Bambergensis, cui plures inhaerent scholarum offuciae atque sordes.« Es ist diess namentlich in allen den Fällen geschehen, wo zwischen den Lesarten beider Handschriften eine Wahl getroffen werden musste: es ist daher auch erklärlich, wie der Herausgeber nur an sehr wenigen Stellen sich entschliessen konnte, von der Lesart beider Handschriften abzugehen, und einer jüngeren

Digitized by Google

Handschrift zu folgen, oder eine durch die Umstände und das offenbare Verderbniss nothwendig gewordene Verbesserung aufzunehmen. Er hat aber darum die vorzüglicheren Handschriften der jüngern, aus jenen beiden abgeleiteten Classe nicht unbeachtet gelassen, wie die Britische, als Codex Ruffensis bekannte Handschrift, eine Berner und eine Freisingen-Münchener Handschrift, von welcher die versprochenen Prolegomenen eine nähere Beschreibung bringen sollen, und eine Reihe von andern Handschriften, welche frühere Herausgeber zum Theil benutzt haben, so wie die ältesten Venetianer und Aldiner Ausgaben; insbesondere erwähnt er unter den von ihm benutzten Hülfsmitteln ein mit Lachmann's Randbemerkungen, welche in dessen jüngere Lebensperiode zu Göttingen fallen, versehenes, jetzt in Berlin befindliches Exemplar der Zweibrücker Ausgabe; wir finden, dass davon vielfach Gebrauch gemacht worden ist, und Lachmann's Bemerkungen hier wörtlich mitgetheilt werden.

Die Einrichtung der Ausgabe selbst ist demnach folgende. Unter dem lateinischen Text kommt eine erste Abtheilung: »Testes. Auctores. Imitatores« überschrieben, in welcher alle bei späteren Schriftstellern vorkommende Anführungen einzelner Verse oder Worte, und eben so auch alle die Stellen älterer Schriftsteller, zunächst Dichter, welche Statius vor Augen gehabt und gewissermassen nachgebildet hat, bemerkt sind: eine gewiss verdienstliche Zusammenstellung, zu der auch noch am Schluss dieses Bandes S. 283 einige Nachträge gegeben sind; sie ist selbst von Wichtigkeit für die Kritik des Textes und die Ermittelung der wahren Lesart. Darunter folgt in zweiter Reihe die »Varia Lectio«. In dieser finden sich vollständig aufgeführt die Lesarten der beiden, oben genannten massgebenden Handschriften: die Lesarten der übrigen Handschriften sind da, wo sie miteinander übereinstimmen, mit einem Gesammtzeichen (M) angegeben; wo eine bemerkenswerthe Abweichung stattfindet, ist auch diese im Einzelnen angegeben, so dass der kritische Apparat mit einer gewissen Vollständigkeit zusammengestellt ist, welche einen guten Ueberblick und für die Benutzung alle Sicherheit gewährt. Ueber den Gebrauch, den der Herausgeber von diesen Handschriften gemacht hat, schreibt er selbst S. XII der Vorrede: — »quae cum ita sint, perraro animum induxi neglecta codicum P. B. (d. i. der Pariser und Bamberger Handschrift) auctoritate alius libri lectionem admittere, illis autem duobus, quae sunt et esse debebant, editionis fundamentis ita sum usus, ut comparatis inter se et conciliatis eis prius exemplum restituere conarer aut primum, quoad sive per me sive per alios fieri posset.« Beiden Handschriften folgte der Herausgeber insbesondere in Bestimmung dessen, was als später in den Text gedrungene Interpolation anzusehen ist oder doch in dieser Hinsicht gerechten Verdacht erregt. Liess sich nemlich aus einer dieser beiden Handschriften oder aus beiden mit einiger Sicherheit ent-

Digitized by Google

nehmen, dass der betreffende Vers, es sei ein einzelner, oder, wie diess meist der Fall ist, mehrere, nicht in der Urschrift gestanden, welcher beide Handschriften entstammen, so wurden diese Verse in eckige Klammern gesetzt und im Cursivdruck gegeben; so z. B. die Verse 79—83 des sechsten Gesangs, welche in der Pariser Handschrift fehlen und in der Bamberger am Rande beigefügt sind, wobei der Herausgeber über diese und andere Interpolationen uns des Näheren wegen, auf die zu erwartenden Prolegomena verweist. Nicht anders verhält es sich mit den Versen 177—185 desselben sechsten Gesangs, welche in der Bamberger Handschrift ebenfalls am Rande beigeschrieben sind mit einem Zusatz (»in quibusdam libri isti versus non habentur«), während sie in der Pariser stehen, mit Ausnahme der beiden letzten, die hier gleichfalls fehlen; dass diese Verse aus der Hand eines Interpolatoren stammen und später eingefügt worden, scheint dem Herausgeber, der auch hier auf die nähere Auseinandersetzung in den Prolegomenen verweist, zweifellos. Andere, dem Herausgeber gleichfalls verdächtige, aber in den Handschriften vorkommende Verse sind von ihm einfach in eckige Klammern eingeschlossen und im Text unverändert belassen worden, wie z. B. VI, 563—568, welche übrigens auch der Scholiast kennt, während ein Vers (568) von Servius (zur Aeneis IX, 559) angeführt wird. Wenn nach IV, 414 und nach IV, 226 der Ausfall eines Verses vermuthet wird, so erscheint diese Vermuthung nicht unbegründet. Solche Verse aber, welche mit völliger Gewissheit als spätere Einschiebsel zu betrachten sind, sind aus dem Texte geradezu entfernt worden und haben in kleinerem Druck ihre Stelle unter dem Text erhalten; so z. B. VI, 227—233, welche Verse in den Handschriften fehlen, und nur in der Bamberger von einer ganz neuen Hand am Rande beigeschrieben sind; eben so die drei Verse VI, 719—721, welche Gronovius aus einer einzigen Handschrift eingefügt hat, während sie in allen andern fehlen und die sichtbaren Spuren einer Interpolation an sich tragen. Nur in seltenen Fällen hat sich der Herausgeber zur Aufnahme von Conjecturen entschlossen, wie z. B. VI, 640, wo statt der handschriftlichen Lesart: »r a r a q u e non fracto vestigia pulvere pendent«, in welcher r a r a dem Herausgeber unerklärbar erschien, dafür die Verbesserung des Heinsius r a s a q u e aufgenommen, was im Hinblick auf die poetische Ausdrucksweise r a d e r e v e s t i g i a, erklärt wird. Ein ähnlicher Fall ist III, 412, wo geschrieben wird: »laxantque a l i a e f u m a n t i a loris pectora«, statt der gewöhnlichen Lesart: »laxant r o s e i s u m e n t i a loris pectora«, und in Bezug auf den Ausdruck, f u m a n t i a pectora durch Aehnliches zu erklären versucht wird.

Aus diesen wenigen Proben mag das Verfahren des Herausgebers erkannt werden, welches, wie man sieht, in der Bildung des Textes auf festen Principien und einer, so weit es sich bis jetzt erkennen lässt, sicheren Grundlage beruht. Jedenfalls werden

noch die Prolegomena abzuwarten sein, welche über diese handschriftliche Grundlage sich näher verbreiten sollen. Auf drei Bände ist das Ganze berechnet, das einer vorzüglichen Ausstattung in Druck und Papier sich erfreut.

Cicero's Reden für M. Marcellus, für Q. Ligarius und für den König Dejotarus. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1870. IV und 79 S. in gr. 8.

Es ist in diesen Blättern bereits mehrfach die Rede gewesen, (s. Jahrgg. 1868 S. 458 ff. und 1869 S. 716 ff.) von den zum Zwecke des Schulgebrauchs durch denselben Verf. veranstalteten Bearbeitungen Ciceronischer Reden: ihnen schliesst sich auch diese Bearbeitung von drei in unsern Schulen, und gewiss mit allem Recht noch immer viel gelesenen Reden an, indem der Verf. auch hier einen correcten lateinischen Text gibt, welcher mit den nöthigen Einleitungen, so wie mit deutschen Anmerkungen ausgestattet ist, in welchen dasjenige, was dem Schüler zum Verständniss der Rede nothwendig ist, erklärt wird, sowohl in sachlicher, wie in sprachlicher Hinsicht: und hat der Verfasser in diesen Anmerkungen, eben so wie diess auch in den zuletzt bearbeiteten Reden gegen Catilina und für Sulla der Fall ist, im Ganzen ein anerkennenswerthes Maass eingehalten, namentlich auch auf den inneren Zusammenhang und den Gang wie die Entwicklung gebührende Rücksicht genommen; denn hier gerade ist ein Punkt, wo der Schüler allerdings einer besonderen Nachhülfe bedarf, um einen richtigen Eindruck der ganzen Rede, und auch die gehörige Einsicht in den Gang derselben zu gewinnen In den Einleitungen werden klar und bündig die historischen Verhältnisse entwickelt, unter welchen die Rede entstanden ist. Was nun die Rede Pro Marcello betrifft, so glaubt der Verf. in einem Vorwort die Aufnahme derselben (die Ref. wenigstens nicht beanstanden kann) auch damit rechtfertigen zu können, dass er das Verdammungsurtheil, wie es in neuester Zeit über die Aechtheit dieser Rede ausgesprochen worden ist, nicht anzuerkennen vermag, indem er diese Rede für eine nothwendige Ergänzung zu den Reden für Ligarius und Dejotarus ansieht — schon die Alten haben dieselben mit einander verbunden und mit dem gemeinsamen Namen Caesarianae bezeichnet — indem in der Vereinigung dieser Reden uns das Bild jener Jahre des Uebergangs der Republik zu einer Monarchie, das Bild Cäsar's, des grossmüthigen Siegers und milden Herrn, und Cicero's »des wohlmeinenden Bürgers und grossen Redners, aber leicht erregbaren und schwachen Charakters«, treu widerstrahle. In ähnlichem Sinne hat unlängst noch Boissier in der uns jetzt auch

Digitized by Google

durch eine deutsche Bearbeitung näher gerückten Schrift über Cicero und seine Freunde, diese Rede besprochen, an deren Aechtheit er ebenfalls nicht den geringsten Zweifel hegt. Wenn aus historischen Gründen sich kein Beweis der Unächtheit führen lässt, und daher auch nicht geführt worden ist, so wird sich noch weniger aus einzelnen Worten und Redewendungen ein solcher Beweis führen lassen, und ist unser Verfasser sogar der Ansicht, zu der ihn die Schlussworte der Vorrede Wolf's bestimmen, dass es dem letzteren eigentlich gar kein rechter Ernst mit seinem Angriff auf die Aechtheit der Rede gewesen, dass er aber doch »den Angriff auf die Rede durchgeführt hat, um sich und seine Kunst zu persifliren und durch ein auffälliges Beispiel jüngere Fachgenossen von einer voreiligen Hyperkritik abzuschrecken«. Wie dem auch sei, wir glauben ebenfalls mit dem Verf., dass kein sicherer und genügender Grund vorliegt, diese Rede dem Cicero abzusprechen, zumal »aus dieser an Anspielungen auf Zeitereignisse reichen Rede« noch Nichts nachgewiesen ist, »was Cicero in dem Jahre, an dem Tage, zu der Stunde nicht gesagt haben könnte«; die Stelle § 32 zu Ende wird dazu nicht benutzt werden können, sie ist zu allgemein gehalten, und weist, wie auch der Verf. es ansieht, nicht nothwendig auf eine spätere Zeit.

»Ich halte, so schliesst der Verf. sein Vorwort, die Rede für Cicero's würdig, für Cicero's Werk; und sollte ich irren, so irre ich mit Plinius, der sie in seinem Panegyricus (s. zu § 12) nachahmt, mit Priscian und Nonius, die sie unbedenklich citiren und gerade an Stellen, die Wolf auch angreift, irre ich mit Manutius, Lambin, Gräfe, Gronov, die sie bewundern.« Diesen Worten wird sich gern ein Jeder anschliessen, dem nicht die zur Mode gewordene Verdächtigungssucht der neuesten Zeit alle Besonnenheit entzogen hat, auch wenn er nicht in den Worten des Plinius Pan. 55 eine Nachahmung der angeführten Stelle der Rede erkennen sollte, was übrigens nur Nebensache ist.

Apuleii Metamorphoscon Libri XI. Franciscus Eyssenhardt recensuit. Berolini. MDCCCLXIX. J Guttentag. 225 *S. in gr.* 8.

Wenn man von den grösseren Ausgaben der Werke des Apulejus, zunächst der Metamorphosen absieht, wir denken hier an die Ausgaben von Oudendorp und von Hildebrand, so fehlt es uns an einer Handausgabe, zumal einer solchen, welche einen auf die handschriftliche Ueberlieferung streng basirten und in so weit von Fehlern gereinigten Text insbesondere für den kritischen Gebrauch uns bietet. Diesem Bedürfniss soll die vorliegende Ausgabe entsprechen, welche sich als eine rein kritische darstellt, insofern sie blos den Text der Metamorphosen enthält, wie ihn der Herausgeber

Digitized by Google

nach der anerkannt hier massgebenden Florentiner Handschrift gestaltet hat, deren abweichende Lesarten hier, in Folge einer genauen Vergleichung, unter dem Texte aufgeführt sind, mit Benutzung einer andern jüngern Florentiner Handschrift, die zwar nicht die Bedeutung ansprechen kann, welche der andern unleugbar zukommt, aber bei der schlimmen Beschaffenheit jener Handschrift, in welcher es oft höchst schwierig ist, das, was ursprünglich geschrieben war, zu erkennen, bietet sie dafür eine wesentliche, nicht zu übersehende Unterstützung, und daher sind auch die Lesarten dieser Handschrift in der, wie bemerkt, unter dem Text befindlichen Zusammenstellung abweichender Lesarten bemerkt. Auf andere Handschriften ist daher begreiflicher Weise keine Rücksicht genommen; dagegen werden abweichende Lesarten, die bei früheren Herausgebern, zumal dem Letzten, Aufnahme in dem Text gefunden, ebenfalls angeführt: und ist damit für den kritischen Gebrauch gesorgt. Dass in allen diesen Anführungen mit grosser Genauigkeit verfahren worden, bedarf kaum einer Bemerkung: und liegt auf diese Weise ein auf die älteste handschriftliche Ueberlieferung mit Umsicht zurückgeführter Text vor uns, wie wir ihn allerdings bisher vermissten, wohl aber jetzt als massgebend betrachten dürfen. Es liegt darin zugleich der Werth und die Bedeutung dieser Ausgabe, die sich auch sonst durch einen correcten Druck und ein sehr ansprechendes Aeussere empfiehlt.

Schiller's Lied von der Glocke und Ode an die Freude. Mit der Uebersetzung in's Lateinische von Lorenz Fuglistaller, ehemals Professor an der höheren Lehranstalt und Propst an dem Stift im Hof zu Luzern. Nebst einer kurzen Biographie Fuglistaller's. Luzern, bei Gebrüder Räber, 1869. XV und 47 S. in 8.

Die Schrift, die wir hier anzeigen, ist eine kleine Gedächtnissschrift, dem Andenken eines Mannes, der in einer längeren Lebensbahn in verschiedenen Aemtern um sein Heimathland sich sehr verdient gemacht hat, von befreundeter Hand eines seiner Collegen (Prof. Rölly) gewidmet: sie erhält aber noch ein weiteres Interesse auch für weitere Kreise durch die im Abdruck beigefügte lateinische Uebersetzung, welche der in der alten classischen, wie in der altdeutschen Sprache und Literatur wohl bewanderte Gelehrte von den beiden Gedichten Schiller's, welche auf dem Titel angegeben sind, gemacht hatte. Diese Uebersetzung ist in der That so ausgefallen, dass sie sich den besten Versuchen neulateinischer Poesie an die Seite stellen kann: sie ist zwar nicht in den alten Rhythmen Rom's und Griechenland's gehalten, sondern hat den mittelalterlichen Reim angenommen, tritt aber dadurch unserer ganzen Sinnes- und Auf-

Digitized by Google

fassungsweise näher, ohne damit die Kraft des lateinischen Ausdrucks aufzugeben. Es wird diess am besten erhellen, wenn wir einige Proben daraus hier mittheilen, welche das Gesagte zu bestätigen im Stande sind; wir fügen desshalb auch das deutsche Original bei. So heisst es S. 14:

Wohlthätig ist des Feuers Macht,	Est ignis salubris natura,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,	Humana si fraenetur curâ,
Und was er bildet, was er schafft,	Quod procreamus, praestitum
Das dankt er dieser Himmelskraft,	Coelesti vi est ignium,
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,	Perfractis tamen vinculis
Wenn sie der Fessel sich entrafft,	Terribilis est diva vis,
Einhertritt auf der eignen Spur	Deferetur viâ propriâ
Die freie Tochter der Natur.	Naturae proles libera.
Wehe, wenn sie losgelassen	Vae, si fraenis liberata,
Wachsend ohne Widerstand	Devorans obstacula
Durch die volkbelebten Gassen	Saeva per viarum strata
Wälzt den ungeheuren Brand!	Volverit incendia!
Denn die Elemente hassen	Odio nam elementa
Das Gebild von Menschenhand.	Habent hominum figmenta.
Aus der Wolke	Fundit nubes
Quillt der Segen,	Pluvias,
Strömt der Regen,	Undas salutiferas,
Aus der Wolke, ohne Wahl	Fundit nubes avia
Zuckt der Strahl!	Fulmina.

Oder die Stelle S. 26:

Holder Friede,	Blanda pax
Süsse Eintracht,	Placida concordia,
Weilet, weilet	Huic urbi
Freundlich über dieser Stadt!	Immoramini, Bellonae
Möge nie der Tag erscheinen,	Immoramini amicae,
Wo des rauhen Krieges Horden	Ne tranquillam isthanc vallem
Dieses stille Thal durchtoben,	Unquam degrassentur turmae;
Wo der Himmel,	Ne quae tenero rubore
Den des Abends sanfte Röthe	Vesperae nunc rutilant,
Lieblich malt,	Athera incendiorum
Von der Dörfer, von der Städte	Urbium et oppidorum
Wildem Brande schrecklich strahlt!	Unquam tetrico cruore
	Horreant.

Wir reihen daran noch zwei Strophen aus der Uebersetzung der Ode an die Freude, und zwar die Anfangsstrophe, welche also lautet:

Freude, schöner Götterfunken,	Gaudium divinum! claris
Tochter aus Elysium,	Genitum caelitibus
Wir betreten feuertrunken,	Adsumus, en! tuis aris
Himmlische, dein Heiligthum.	Pleni sacris ignibus.
Deine Gräber binden wieder,	Vincula disrupta malis
Was die Mode streng getheilt;	Moribus tu reparas,
Alle Menschen werden Brüder,	Regibus sub tuis alis
Wo dein sanfter Flügel weilt.	Mendicantes socias.

Digitized by Google

Und eine der weiter folgenden Strophen:

Freude heisst die starke Feder In der ewigen Natur. Freude, Freude treibt die Räder In der grossen Weltenuhr. Blumen lockt sie aus den Keimen, Sonnen aus dem Firmament, Sphären rollt sie in den Räumen, Die des Sehers Rohr nicht kennt.	Gaudium est, quod potentem Mundi ciet animam; Rotat gaudium ingentem Universi machinam. Elicit ex caelo soles; Florum trudit germina; Et sphaerarum volvit moles Per ignota spatia.

Diesem mögen sich noch anreihen die vom Verfasser noch hinzugedichteten Schlussworte des Chors:

Levem nobis det extremum
Diem, dulcem requiem!
Mitem nobis judicem
Praestet Numen se supremum.

Die römerfeindlichen Bewegungen im Orient während der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Christus (254—274). Ein Beitrag zur Geschichte des römischen Reiches unter den Kaisern von Johannes Oberdick. Berlin 1869. IX und 171 S. gr. 8.

Der zwanzigjährige Zeitraum im dritten Jahrhundert der römischen Kaiserherrschaft, welcher in dieser Monographie behandelt wird, ist allerdings einer der bedeutsamsten und wichtigsten der späteren Kaiserherrschaft Rom's, in welcher nach einer Jahre langen Zerrüttung und Wechsel der Häupter des Reichs eine kräftige Hand sich nochmals erhebt und die gesunkene Reichsmacht wieder einigermassen herzustellen vermag, namentlich und insbesondere im Orient, wo ein neues Reich aufzublühen bereits begonnen hatte unter dem im Jahre 264 von Gallienus zum Augustus und Mitregenten des Orients ernannten Palmyrener Fürsten Odenatus, welcher damit für seine den Römern geleisteten Dienste belohnt werden sollte. In den beiden ersten Capiteln ist die Geschichte bis zu diesem Punkte von der Thronbesteigung des Valerianus an und seiner Gefangennehmung durch die Perser enthalten, im dritten sind die weiteren Schicksale des Odenatus bis zu seiner Ermordung (267 n. Chr.) und der darauf erfolgten Erhebung der Zenobia auf den Thron behandelt. Von hier an gewinnt die Darstellung durch die hervorragende Persönlichkeit dieser Fürstin ein besonderes Interesse, dem der Verf. auch alle Sorgfalt zugewendet hat. Er behandelt zuerst die von ihr bewerkstelligte Eroberung von Aegypten (im vierten Capitel), um dann im fünften S. 62 ff. ein Bild ihrer Regierung vorzuführen, auf welches wir besonders aufmerksam machen, indem der Verfasser bemüht ist, die Gesichtspunkte darzulegen, welche die innere Politik der Zenobia leiteten,

Digitized by Google

so wie die Ziele ihres Strebens, das freilich bald durch das Auftreten des Aurelianus unterbrochen ward. Das Hauptstreben der Zenobia war aber, wie hier im Einzelnen nachgewiesen wird, dahin gerichtet, ihrem Reiche eine gewisse Einheit zu verschaffen, und die Gegensätze, nationale, wie religiöse mit einander auszugleichen und zu verschmelzen. Diese Stellung suchte sie eben so sehr gegenüber den aller Orten damals schon so sehr verbreiteten cristlichen Gemeinden, wie den Juden zu bewahren, indem sie eine vermittelnde, nivellirende Stellung einnahm und in diesem Sinn auch den Longinus, den hervorragendsten Vertreter des Hellenismus an ihren Hof zog, so wie durch ihn die bedeutendsten Neuplatoniker zu gewinnen suchte. Dass sie freilich in ihrem Bestreben, die hellenische Wissenschaft nach Palmyra zu verpflanzen, nicht gerade sehr glücklich war, wird auch hier nachgewiesen; am wenigsten scheint diess dem Longinus gelungen zu sein, der sich mehr der Theilnahme an den Staatsgeschäften zuwendete, diess aber auch später mit dem Leben büssen musste. Eben diess Streben, dem Reiche einen einheitlichen Charakter zu verleihen und damit die eigne Herrschaft zu befestigen, war aber auch dem Aurelianus nicht entgangen, der sich wohl nicht verhehlen konnte, wie bei solchen fortgesetzten Bestrebungen für die Römer am Ende die Herrschaft des Orients verloren sei, wenn er auch gleich am Anfang seiner Regierung durch die Kämpfe in Germanien und den Aufstand in Rom abgehalten wurde, sogleich einzuschreiten. So erfolgte dann erst im Jahre 272 der Zug des Aurelianus, welcher dem Reiche der Zenobia ein Ende gemacht und durch die Eroberung von Palmyra, wie die Gefangennehmung der Zenobia gekrönt ward, die dann den Triumphzug des Kaisers in Rom als Gefangene verherrlichen musste. Die Erzählung dieser Ereignisse bilden den Inhalt der beiden letzten Abschnitte, des sechsten und siebenten Capitels. Von dem weiteren Schicksal der Zenobia wissen wir Nichts Näheres. Aurelianus schenkte ihr die Freiheit und verlieh ihr ein Landgut bei Tibur, auf welchem sie nach Weise einer römischen Matrone still den Rest ihrer Tage zugebracht hat. Dass bei diesen Kämpfen die Christen auf Seiten des römischen Kaisers gestanden, erscheint dem Verf. zweiffellos, um so mehr als die Bedeutung des ganzen Kampfes den Christen sicherlich klar gewesen. »Der Sieg des Römerthums über das Orientalenthum war ein Sieg des Christenthums. Das hellenisch-römische Wesen war in dem Neuplatonismus, der letzten Geistesblüte desselben, seiner endgültigen Ueberwindung nahe. Die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion war nur mehr eine Frage der Zeit und die diocletianische Verfolgung nur noch das letzte Aufflackern der rohen Elemente des Heidenthums.« Mit diesen Worten (S. 121) hat der Verfasser seine Darstellung abgeschlossen, welche noch von einigen Excursen begleitet ist, die sich mit der Erörterung einiger besonderen Punkte befassen: I. Gefangennehmung Valerian's durch Sapor

Digitized by Google

und die Familie des Macrin. II. Die Familie des Odenat. III. Der Sonnentempel in Emisa (zunächst über seine Lage). IV. Ueber Flavius Vopiscus in Vit. Firm. cp. 5, wozu noch ein eigener Abschnitt S. 164 ff. Nachträge kommt.

Wir haben im Bisherigen nur im Allgemeinen den Gang der Darstellung und die Tendenz derselben angegeben, ohne uns in das Einzelne weiter einzulassen. Es liegt aber hier ein reiches Detail vor, das in alle Einzelheiten des Gegenstandes eingeht und von einem umfassenden Quellenstudium unter Benutzung auch der neueren Literatur, welche genau verzeichnet ist, überall Zeugniss gibt; wer irgendwie Gegenstände, welche auf die Geschichte des Orients während dieser zwanzigjährigen Periode sich beziehen, zu behandeln unternimmt oder sich näher darüber zu orientiren wünscht, wird auf diese Schrift zu verweisen sein.

Die lateinischen Vagantenlieder des Mittelalters. Von Oscar Hubatsch. Görlitz, Verlag von E. Remer 1870. 100 S. in gr. 8.

Der Verf. dieser Schrift beabsichtigt darin »weder eine erschöpfende Darstellung der Vagantenpoesie, noch das vollständige Material für die Untersuchung einzelner Punkte zu bringen«; er will nur einige Fragen, welche sich ihm bei der Beschäftigung mit diesem Zweige mittelalterlicher Poesie aufdrängten, näher in Betracht ziehen und in ihrem Zusammenhang erörtern. Es betreffen dieselben zunächst das Verhältniss dieser Poesie zur gelehrten, lateinischen Poesie des Mittelalters, welche von Geistlichen vorzugsweise gepflegt ward, wie zu der volksthümlichen Poesie, die sich schon damals, als diese sogenannte Vagantenpoesie zuerst auftauchte, am Ende des zwölften und in dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, gebildet hatte.

Der Verf. wirft zuerst im Allgemeinen einen Blick auf die lateinische Poesie des Mittelalters, wie sie zunächst vom Clerus und in den Kreisen gelehrter Bildung gepflegt wurde: hier ragt allerdings Frankreich hervor, wo die unter Carl dem Grossen und seinen nächsten Nachfolgern wieder zu neuem Leben hervorgerufene Poesie des alten Roms auch noch in den auf die Karolinger nachfolgenden Zeiten ihre Bedeutung und ihr Ansehen behielt, ja selbst auf die Behandlung theoretischer Gegenstände, wie Grammatik, Rhetorik und dgl. angewendet hat. »Es ist bekannt, schreibt der Verf. S. 8, dass hier in Frankreich im XII. Jahrhundert die Kirchenpoesie ihre schönsten Klänge fand, dass hier die Anfänge des christlichen Drama's, die ersten Darstellungen biblischer Geschichten und Legenden zu suchen sind. Im Folgenden soll nur von der profanen lyrischen Poesie die Rede sein.« Diese letztere gewann nun »einen lebhaften Aufschwung durch die fahrenden Schüler,

Digitized by Google

deren Typus um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sich festzusetzen beginnt«. Der Verfasser zeigt, wie ganz in der Weise der Jongleurs und Spielleute das Vortragen lateinischer Lieder zu einer Art von Gewerbe ward, und wie für diese lateinisch dichtenden und singenden Jongleurs der technische Ausdruck Goliarden aufkam, welchen der Verf. nicht, wie Wright und Andere von gula ableiten will, sondern richtiger, wie uns scheint, auf Golias, den biblischen Goliath, als den Schutzpatron dieser fahrenden Sänger, zurückführt. Mit gleichem Rechte wird nicht sowohl England, sondern Frankreich als das Heimathland dieser Goliarden und ihrer Poesie angenommen, welche von da allerdings nach England, wie ostwärts nach Deutschland sich verbreitete, in Italien indess nur geringen Anklang fand. Nachdem der Verf. das, was von derartigen Poesien in Handschriften vorliegt oder bereits durch den Druck bekannt geworden, besprochen, geht er über auf den Charakter dieser Goliardenlieder, wie er sich insbesondere in der Satire gegen die Kleriker und deren Treiben kund gibt, und zwar in beissendem Spott und Hohn. Bemerkenswerth erscheint es, dass diese Dichter bei allen noch so heftigen Invectiven jeder Art, in denen sie sich gegen Päpste, Prälaten, Mönche und Priester ergehen, doch keine kirchliche Lehre, kein Dogma angreifen, und die bestehende äussere Ordnung in Kirche und Staat, als göttlichen Ursprungs ihnen heilig erscheint (S. 21). Es wird darauf das Verhältniss dieser Goliardenpoesie zur Poesie der Laien wie zu der Kirchenpoesie besprochen, und hier unter Anderm auch gezeigt, wie die lateinischen Dichter des XII. Jahrhunderts profane Lieder den kirchlichen nachformten, wie selbst das bekannte, noch jetzt gesungene Gaudeamus igitur in mehreren Stellen bis in diese Zeit zurückreicht und auf geistliche Poesie dieser Zeit zurückzuführen ist, wie die hier aus einem geistlichen Lied, das bestimmt war zur Erbauung in andächtigen Kreisen gesungen zu werden, angeführten Stellen in auffallender Weise erkennen lassen: denn hier kommt bereits das »mors venit velociter«, das »Ubi sunt, qui ante nos in mundo fuere« und Aehnliches vor. Nicht minder interessante Beispiele bringt der Abschnitt, der (S. 41 ff.) das Verhältniss dieser Goliardenpoesie zur Poesie der Troubadours und zur volksmässigen Poesie in näheren Betracht nimmt, und die verschiedenen Wandelungen dieser Lieder, ihre Umdichtungen in ihrer weiteren Fortpflanzung durchgeht; das »meum est propositum in taberna mori« kommt auch hier bereits vor. Es tritt diess noch weiter hervor in der Analyse, welche von den hierher einschlägigen Gedichten Walther's von Lille, die in neuester Zeit (1859) durch den Druck näher bekannt geworden sind, gegeben wird, so wie in dem ähnlichen Nachweis, welcher aus prosaischen Stücken der Art, die meist in die Kategorie der Parodien gehören, noch weiter geliefert wird. Dem genannten Walther von Lille wird hier eine eingehende Betrachtung gewidmet, und dann noch

Digitized by Google

ein Rückblick auf die Vaganten der späteren Zeit geworfen: womit das Ganze abschliesst, welches einen dankenswerthen Beitrag zur Literärgeschichte des Mittelalters, die in diesen Theilen noch so mancher Erörterung und Aufklärung bedarf, liefert.

Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter. Von Dr. Heinrich C. W. Contzen. Leipzig, Verlag von M. G. Priber. 1869. XVI und 160 S. 8.

Es ist nicht sowohl eine vollständige und umfassende, in sich zusammenhängende Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur, welche in dieser Schrift geboten wird — diess kann schon ihr Umfang von hundert sechzig Seiten lehren —, wohl aber sind es einige beachtenswerthe Beiträge zu einer solchen, indem die Ansichten einer Reihe von Denkern hier vorgelegt werden, um den Nachweis zu liefern, »dass bereits im Mittelalter eine Menge beachtenswerther national-ökonomischer Erkenntnisse und Wahrheiten vorhanden gewesen ist«, und dass das Mittelalter, in welchem eine so mannichfaltige Entwicklung im Staats- und Volksleben, in Kunst und Poesie sich entfaltet, »viele Keime einer gesunden socialen Anschauung enthält, die für alle Zeiten als ein geistiger Quell zu betrachten sind, aus dem von Zeit zu Zeit selbst die so weit fortgeschrittene Nationalökonomi der Gegenwart schöpfen kann« (S. XI). Demgemäss werden zuerst in umfassender Weise (S. 7—45) die Ansichten des Thomas von Aquino dargelegt: eine vom Verfasser früher darüber erschienene kleine Schrift ist hier in einer umgearbeiteten und erweiterten Gestalt wiedergegeben. Dann folgen Nicolaus Oresmius, Franciscus Patricius, Nicolaus von Cusa, die nationalökonomischen Grundsätze der canonistischen Lehre, die arabische, griechische und jüdische Religionsphilosophie des Mittelalters, Gabriel Briel und Mariana. Die beiden Beilagen enthalten: A. die Volkswirthschaft im Mittelalter und der Einfluss des Christenthums und der Kirchengewalt. B. Ueber das Verhältniss der mittelalterlichen Staatsgedanken zu der antiken Staatsdoctrin.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

System der Logik nebst Einleitung in die Philosophie zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen und zum Selbstunterricht von Dr. Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg, öffentl. ord. Professor d. Philosophie an der Ruprecht-Karls Hochschule zu Heidelberg. Wien 1870. Wilhelm Braumüller k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler. VI. 207 und 281 S. in gr. 8.

Die Beilage der Augsburger allgemeinen Zeitung Nr. 162 vom 11. Juni d. J. enthält eine so genannte Recension meines Buches: „System der Logik". (Wien. W. Braumüller 1870.)

Ich würde diese anonyme Anzeige, welche ausser persönlichen Angriffen gegen mich nichts als unbegründeten und maasslosen Spott gegen mein Buch enthält, gewiss unbeantwortet lassen, wäre sie nicht in einem angesehenen und weit verbreiteten Blatte erschienen. Wenn in einem solchen Blatte aus anonymem Verstecke die Ehre eines Mannes verletzt wird, der seit achtundvierzig Jahren als Lehrer und Schriftsteller mit Achtung und Anerkennung wirkt, war wohl die Indignation sein erstes natürliches Gefühl; bald aber gab dieses bei näherer Betrachtung der alles Maass der Schicklichkeit übersteigenden Manier des Recensenten einer heiteren Stimmung Raum und in einer solchen verfasste der Unterzeichnete den Entwurf zu einer kleinen Tragikomödie, welchen er als Erwiederung auf den genannten Artikel, der keine ernsthafte Widerlegung verdient, in Nachstehendem mittheilt.

Erster Act. Die „gegenwärtige philosophische Tagesliteratur" tritt auf. Sie ist von ihren sämmtlichen „Fachzeitschriften" begleitet. Es sprengt ein Ritter auf den Schauplatz, mit geschlossenem Visier, hoch zu Ross, auf einem kritischen Sattel. Er schwingt die kriegerische Lanze. Auf seinem Schilde glänzen anstatt des turnierfähigen Wappens die Buchstaben Cg und die Devise: Ich = Ich und ausser mir ist kein Ich. Er wirft einen verächtlichen Seitenblick auf die „Fachzeitschriften" und murmelt in den Bart: „Die Paar Fachzeitschriften fristen ein kaum bemerktes Dasein." Er misst sie von oben nach unten und stellt sie unter das „Pflanzengeschlecht des Unkrautes". Jetzt postirt er sich vor die „philosophische Tagesliteratur" zum heldenmüthigen Angriff. Kein geringes Stück Arbeit wird ihm dabei; denn sie „überströmt mit ihrer fortwährend wachsenden Fluth den ganzen Büchermarkt". Aber der verkappte Ritter ist Mannes genug, mit ihr in einem Athemzuge fertig zu werden. Er öffnet den Mund und erschüttert

Digitized by Google

die Luft so lange, als zur Aussprache von drei kurzen Sätzen nöthig ist. Er beklagt „die grosse Ebbe der philosophischen Kraft“, ist von einer „Furcht vor Langerweile“ gequält, die „ihn beim Lesen philosophischer Büchertitel beschleicht“. Er weiss sich gegen diese Qual zu schützen, haucht die „Tagesliteratur“ sammt ihren „Fachzeitschriften“ mit seinem kritischen Munde an und sie stürzen zusammen, wie ein von einem Kinde umgeblasenes Kartenhaus.

Der Chor der „Tagesphilosophen“, der aufrecht stehen bleibt trotz alles kritischen Blasens, ruft bei diesem grossen Schauspiele aus: „Er ist keiner von denen, die in Zeitschriften machen. Ist er vielleicht einer von denjenigen, welche in Zeitschriften gemacht werden?“

Zweiter Act. Der Ritter ist inzwischen vom Pferde gestiegen. Er ist in einer gemüthlichen Stimmung und studirt trotz seiner die Todesfurcht übersteigenden Furcht vor Langerweile beim Lesen philosophischer Büchertitel den Titel: „System der Logik“ u. s. w. Die bekannte „Langeweile“ hindert ihn nicht, ein „unwillkürliches Interesse“ an diesem Titel zu fassen. Nach sorgfältigem Studiren des Titels versichert er, dass er „keine akademischen Vorlesungen halte“, was „den Selbstunterricht“ betreffe, schon „versorgt“ sei, seine „Bezugsquellen“ habe und von „dem angebotenen Nutzen keinen Gebrauch machen könne“.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger
Und herein mit bedächtigem Schritt
Ein Chor „Weinreisender“ tritt.
Und der Ritter winkt wieder;
Da speit das doppelt geöffnete Haus
„Geborne“ und ungeborne Freiherrn aus.

Der Chor der „Freiherren“ stellt sich standesgemäss rechts, der Chor der „Weinreisenden“ links auf. Der Ritter wendet sich zuerst an die „Freiherren“ mit der Phrase: „Ich räume ein, dass ein geborener Freiherr unter den Philosophen immer eine seltene Erscheinung ist; aber ich bin nicht aristokratisch genug, um von dieser Seite gereizt zu werden.“ Mit einem Blicke auf die „Weinreisenden“ fügt er bei: „Ja, ich bin dagegen sogar abgestumpft, seitdem ich Edelleute gefunden habe unter den Weinreisenden.“ Der Blick auf die „Weinreisenden“ wird ordentlich durchbohrend, als müsste er „die Edelleute“ aus ihnen herausfischen. Die „geborenen Freiherrn“ murren, die ungeborenen scheinen sehr unzufrieden. Die „Weinreisenden“ knirschen mit den Zähnen. Der Ritter hetzt beide Theile hinter einander. In dem jetzt entstehenden Handgemenge der „Freiherren“ und „Weinreisenden“ theilt der Ritter, wie der berühmte spanische Junker von Mancha, nach beiden Seiten kräftige Hiebe aus. Weinreisende und Freiherrn von und ohne Geburt decken das Schlachtfeld. Der Ritter hat einen grossen Sieg erfochten.

Digitized by Google

Der Chor der Tagesphilosophen, welche noch immer im Hintergrunde stehen: „Wie logisch ist das „unwillkürliche Interesse“ an dem Titel des Buches motivirt! So viel wenigstens ist gewiss: Er ist weder ein Privatdocent, noch ein Professor, weder ein geborener, oder gar ungeborner Freiherr, noch ein Weinreisender. Schade, dass er keine Vorlesungen über Logik hält!“

Chor einiger, dem Blutbade entronnener „Weinreisender“: „Uns nützt er nichts; denn er ist schon „versorgt“ und hat „seine eigenen Bezugsquellen“!

Dritter Act. Der „Gönner Paulus“ erscheint. Der Ritter öffnet auf einen Augenblick sein Visier. Paulus glaubt eine wohl bekannte Gestalt zu erblicken, schämt sich der Gesellschaft und zieht sich bescheiden zurück. Nun braucht sich der Ritter nicht mehr zu geniren; er holt ein Buch aus seiner Reisetache, denn er hat eine solche, weil er trotz seiner Ritterlichkeit modern ist. Das Buch ist überschrieben: „Paulus und seine Zeit“. Er wählt gerade dieses Buch aus den Büchern des Verfassers der Logik heraus, weil es unter allen das „interessanteste ist“. Er reisst aus dem zwei Bände starken Werke zwei Blätter heraus und begeifert sie; er wirft dem Buche „Widersprüche“, „Teutologieen“, „Gedankenlosigkeit“ vor und ist im höchsten Grade über dasselbe indignirt. Wie wichtig die incriminirten Stellen sind, zeigt das Beispiel: „Ein hochbegabter Geist sprach aus ihrem seelenvollen Auge.“ Aus sechs Stellen, die von der hier beispielsweise angeführten Art sind und aus dem Zusammenhang gerissen einen scheinbaren Anhalt böswilliger Kritik gewähren, motivirt er die „Unlogik“ des Buches, mit dieser die Unlogik der sämmtlichen Schriften des Verfassers, mit der „Unlogik“ sämmtlicher Schriften desselben endlich sein „tieferes Interesse“ an dessen „Logik“.

Chor der Tagesphilosophen: „Welche bewunderungswürdige Logik! Lucus a non lucendo!“

Vierter Act. Trotz der dringenden Forderungen der Tagesphilosophen erscheint die Logik noch immer nicht.

Dagegen zerrt der Ritter die „Einleitung“ auf den Schauplatz, reisst ihr ein Paar Paragraphen vom Leibe, hackt sie klein, giesst eine bittere, unschmackhafte Brühe daran und hat damit die Logik, noch ehe sie die Bühne betritt, im Voraus abgethan.

Chor der Tagesphilosophen: Nur einige Beispiele von der Art unseres kritischen Schlächters.

S. 2 der „Einleitung“ heisst es: „Das Wissen ist dem Philosophen kein Mittel zum Zweck und darum frei“. Dagegen erhebt sich das kritische Messer. Denn, so wird behauptet, der Verfasser sagt das Gegentheil von diesem Satze, S. 18 heisst es: „Der subjective Zweck ist der Nutzen der Philosophie.“ Daraus folgert der mordlustige Ritter: „Der Nutzen der Philosophie ist ihr Nutzen“ und sie „hat eigentlich gar keinen Nutzen“. Der Ritter verschweigt hier 1) dass S. 2 eine Stelle aus Aristoteles' Metaphysik I, 2, 15

angeführt wird und dass sich der von ihm incriminirte Satz als Erklärung darauf bezicht; 2) dass S. 18 der Einleitung ausdrücklich zwischen dem objectiven und subjectiven Zweck der Philosophie unterschieden, dass der objective Zweck die Aufgabe, der subjective der Nutzen genannt, und letzterer nur als von relativer Bedeutung bezeichnet wird gegenüber den Individuen, welche neben ihrer Fachwissenschaft sich mit Philosophie beschäftigen. Der verkappte Ritter führt ferner aus S. 9 der Einleitung unter anderen, von dem Verfasser der Logik aufgezählten Erfordernissen zu einem tüchtigen Naturforscher folgende an: „Gesundheit und Uebung der Sinne, Tüchtigkeit des Reflexionsvermögens, Aufmerksamkeit, Allseitigkeit, Unparteilichkeit.“ Das Alles wirft er in einen Topf, die „Gesundheit“, verschweigt die anderen Erfordernisse und ruft aus: „1) Gesundheit, 2) Gesundheit, 3) Gesundheit sind nach von Reichlin-Meldegg die Bedingungen zu einem Naturforscher.“ Dazu bringt er dann die unanständige Parallele des „Montecuculi“: „1) Geld, 2) Geld, 3) wieder Geld“ und geht sogar so weit, zu sagen, die Gesundheit sei dem Verfasser der Logik die Hauptsache, weil er dabei auch seine eigene Gesundheit im Auge habe. Was soll man mit einem Gegner thun, der solche Waffen führt? Man würde die „Steine, Schleudern, Pfeile“ beleidigen, wenn man sie zu den Waffen unseres Ritters zählte; das sind Waffen, die überall beschmutzen, wo man sie berührt. Um diese Virtuosität darf man den Ritter nicht beneiden. Diess ist ein Tonspiel einer Tonart, in welcher die Strassenjugend um den Preis ringt.

S. 9 der Einleitung wird als Bedingung für den Naturforscher auch die zur richtigen Beobachtung nothwendige Stellung des Gegenstandes angeführt. Dazu zieht der witzige Kritiker die Parallele der „zur richtigen Ausführung der Prügelstrafe nothwendigen Stellung des Gegenstandes“. Das soll ein „Erforderniss zu einem tüchtigen Criminalrichter sein“ Gewiss, wenn der Richter und Büttel eine Person ist. Eine solche Einheit scheint das Ideal unseres Recensenten!

Fünfter und letzter Act. Jetzt erst, nachdem das Stück beinahe zu Ende gespielt ist, erscheint die „Logik“. Der Ritter wirft sich einen rothen Mantel um und besteigt den Blutstuhl des Gerichts. Die Logik wird an Händen und Füssen geknebelt. Die Anklagepuncte werden verlesen. „S. 112 der Logik“, so lautet der erste Anklagepunkt, „sind an die Spitze der gesammten Schlusslehre Regeln gestellt, die nur auf eine Schlussfigur passen“. Der Richter und Scharfrichter in einer Person vergönnt dem Verfasser, welcher sein Kind, die Logik, auf ihrem letzten Wege begleitet hat, das Wort.

Der Verfasser der Logik: Haben Sie denn wirklich auch gelesen, was S. 112 steht? Dort heisst es wörtlich: „Bei einem einfachen, regelmässigen, kategorischen Schlusse gelten die folgenden logischen Schlussregeln.“ Damit ist deutlich ge-

sagt, dass diese Regeln 1) nicht für die zusammengesetzten, 2) nicht für die unregelmässigen, 3) nicht für die hypothetischen, und disjunctiven Schlüsse gelten. Zudem werden alle anderen Schlussregeln ausdrücklich angeführt, S. 126 für die erste unregelmässige Schlussfigur, S. 127 für die zweite. S. 130 für die dritte, S. 139 für die hypothetischen Schlüsse, S. 141 für die disjunctiven, S. 146 für die vermischten. u. s. w.

Der Blutrichter: Aber das ist der zweite Anklagepunkt: „Die Beispiele, die Beispiele!“ Dabei hüllt sich der Sprecher als „Nichtaristokrat“ in seinen blutrothen Mantel.

Der Verfasser der Logik: Wollen Sie mir gefälligst einige Beispiele nennen!

Der Blutrichter: Sie bieten uns als Beispiel der vollständigen Induction, welche aufhöre Induction zu sein, folgendes: „Alle alten Planeten haben Axendrehung, alle alten Planeten sind alle alten Planeten, also haben alle alten Planeten Axendrehung.“ Was sagen Sie dazu?

Der Verfasser der Logik: Sie verschweigen, was meinem Beispiele vorausgeht und nachfolgt. Ich theile S. 200 das Beispiel einer vollständigen Induction von einem der bedeutendsten Logiker der Gegenwart mit. Es lautet: „Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn haben Axendrehung, also haben alle alten Planeten Axendrehung.“ Ich behaupte nun an der angeführten Stelle, dass eine Induction, in welcher alles Einzelne ohne Ausnahme aufgezählt und von Allem auf Alles geschlossen wird, nicht nur kein Inductionsschluss, sondern überhaupt kein Schluss mehr genannt werden könne; denn ein solcher Schluss würde eigentlich so lauten: Alle alten Planeten (alle alten Planeten, insgesammt im Einzelnen aufgezählt) haben Axendrehung, also haben alle alten Planeten Axendrehung.

Der Blutrichter: „Aber das Gänseei, das gewöhnliche Haus und die St. Peterskirche in Rom?“!

Der Verfasser der Logik: Die Analogie wird ausdrücklich nur auf die „Raumgrösse“, nicht aber, wie Sie die Klage stellen, auf die „architectonische Grösse“ bezogen. Das gewöhnliche Haus ist natürlich ein Haus von mittlerer Grösse.

Der Blutrichter, der ungeachtet seines rothen Mantels plötzlich schwarz wird und seinen Blick nach Rom wendet, wie der gläubige Muselmann nach Mekka: „Sie ziehen in Ihrem Vorworte in den Kampf gegen Encyklika, Syllabus und das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes. Ihre Waffen sind einfach und schmucklos, es sind blos die Beispiele Ihrer Schlüsse, die Sie als Wurfgeschosse brauchen. Wenn Sie einen Schuss abdrücken, so fliegt gewöhnlich ein Pfeil in den Vatican und man hört es jedesmal in der Ferne krachen. Diese furchtbaren Beispiele sind folgende: „Alle Ultramontanen hassen den Fortschritt, alle Jesuiten sind Ultramontane, also hassen alle Jesuiten den Fortschritt (S. 111)

Digitized by Google

und: Jedes Verdummungssystem ist ein Grund der Volksverschlechterung; der Ultramontanismus ist ein Verdummungssystem, also ist er ein Grund der Volksverschlechterung" (S. 121).

Der Verfasser der Logik: „Sie verspotten diese Beispiele. Sie nennen meine Schlüsse „Schleudern" und die Beispiele „Steine". Sie rufen voll höhnischen Unmuths: „Das sind Steine, Kiesel, gemeine Kiesel" und erkennen in ihnen das Geschlecht der virorum obscurorum „nicht nach der Geistesrichtung, sondern nach der Geistesart". Sie brauchen freilich ganz andere Waffen, lauter naturwüchsige, ungeschliffene Diamanten. Mögen Sie spotten, so viel Sie wollen, meine Beispiele von den Jesuiten und dem Verdummungssystem sind richtig und zeitgemäss. Würde Ihnen vielleicht das Beispiel besser behagen: Wer die Ehre eines Anderen, ohne sich zu nennen, mit frechem und unbegründeten Hohne begeifert, ist ein feiger Verläumder, Cajus thut diess, also ist Cajus ein feiger Verläumder! Der Schluss ist regelmässig nach Barbara gebildet."

Der Blutrichter: „Sie nennen ja Ihre Logik eine goldene Frucht in silberner Schale!

Der Verfasser der Logik: „Wo habe ich das gethan? Ich spreche am Schlusse der Logik von den populären Vorträgen, von der praktischen Methode, von dem Streben unserer Zeit, wissenschaftliche Errungenschaften zum Gemeingut aller Bildungsfähigen zu machen. Ich nenne diese jetzt überall so beliebten Vorträge, welche dem Publikum die Resultate der Wissenschaft in einer fasslichen Form bieten, „goldene Früchte in silberner Schale".

Wolken umhüllen die Stirne des Blutrichters; sie steigen nach und nach zum Himmel empor, wo sie sich zu einer grossen Masse vereinigen; die Wolkenmasse theilt sich; aus ihrem Schoosse tritt die Göttin Victoria hervor und wirft dem edlen Ritter die wohlverdiente Siegespalme zu; bengalische Beleuchtung umstrahlt den ruhmgekrönten Sieger. Stumm verneigt er sich vor dem Publikum und überreicht ihm eine taube Nuss in einer namenlosen Schale.

Chor der Tagesphilosophen, Freiherrn und Weinreisenden: Wer zuletzt lacht, lacht am Besten!*)

*) Die obige Erklärung war ursprünglich für die Augsburger allgemeine Zeitung bestimmt, wurde aber von dieser „der Form wegen" zurückgewiesen. Die Form ist gewiss durch die Art des Angriffs hinreichend gerechtfertigt.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik, mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Venedey dargestellt von Jakob Venedey. *Leipzig 1870. X u. 444 S. 8.*

Der bekannte Republikaner Venedey in Oberweiler hat hier ein interessantes Buch vorgelegt, welches ohne Zweifel alle Freunde der neueren Geschichte und auch viele andere zur Hand nehmen werden. Wer wünscht nicht besonders in der jetzigen Zeit die deutschen Republikaner der französischen Republik kennen zu lernen! was sie am Rheine einst trieben und wirkten, wie sich ihre Schicksale gestalteten u. a. m. Indem wir das Buch in dieser Absicht mit Begierde durchlasen: wollen wir hier nur einen Theil desselben nämlich die Mainzer Verhältnisse etwas ausführlicher besprechen und auf die andern nur einen kurzen Blick werfen.

Das Werk ist in acht Bücher eingetheilt. Das erste Buch führt den Titel: »Die Vorboten der Revolution am Rhein.« Der Verfasser beginnt mit sich und seinen Kinderjahren und wenn er auch hier recht Schönes und Interessantes erzählt, so passt es doch wenig hierher, da in dem Buche nicht von den jetzigen, sondern von den früheren Republikanern die Rede ist, und von seinem Vater, der meinetwegen zu den letzteren gehört, zu wenig vorkommt. Nachdem der Verfasser hierauf die Verfassung der Stadt Köln und die Streitigkeiten, die desshalb seit mehreren Jahrhunderten geführt waren, kurz geschildert hat, wendet er sich zu den Zuständen der drei geistlichen Kurfürstenthümer am Rhein, welche er gern die Pfaffengasse nennt, und zeigt wie in geistlichen und weltlichen Dingen schon vor der französischen Revolution ein Streben nach Aenderungen und Reformen vielfach sichtbar wurde, ohne dass einzelne Massregeln und Unterdrückungen den neuen Geist zurückhalten konnten, wie sich dies erwies bei den Lüttichschen Angelegenheiten, mit welchen das erste Buch schliesst.

Das zweite Buch »Strassburg« überschrieben beginnt wieder mit einer Familiengeschichte in Köln, indem erzählt wird, wie der Vater Venedey statt Theologie der Jurisprudenz sich widmete und wie dies von der Mutter, als sie es erfuhr, übel aufgenommen wurde, wobei uns nicht gerade gefällt, dass der Verfasser seine Grossmutter recht dummfromm schildert, wahrscheinlich als Muster einer guten Kölnerin. Der Student musste sofort das Studium aufgeben, wurde zu einem Schreiner geschickt; da aber dieser den Bücherfreund nicht recht brauchen konnte, kam er auf die Universität Bonn, wo zwei Jahre vorher Eulogius Schneider gewirkt hatte. Daher nimmt der Verfasser Veranlassung von diesem nunmehr ausführlich zu berichten. Vorerst wird ein Brief von Schneider's Schwester mitgetheilt, der unter Venedey's Papieren sich fand und vielleicht an Robert Geich, einen Schüler Schneider's, gerichtet war. Dieser Brief scheint mir unecht und eine alte Mystifikation zu sein, nicht weil sie sich unterschreibt »Marianna Möller«, sie

Digitized by Google

aber hiess Anna Maria Müller, sondern weil der Brief drei und ein halbes Jahr nach Schneider's Hinrichtung geschrieben ist, wo Niemand mehr an denselben dachte, insbesondere aber weil diese Frau, die ich selbst kannte, durchaus nicht einen solchen Brief schreiben konnte noch wollte, wie auch ihre Tochter, die noch in Mainz lebt, mich versichert. So wie aber dieser Brief dazu dienen soll, Schneider durch seine Schwester zu vertheidigen, so versucht der Verfasser Schneider's Handlungsweise auf jede Art zu entschuldigen oder sogar zu loben, worin er freilich einige Vorgänger hat. Ich kann aber an Schneider Vieles nur tadeln; um Früheres zu übergehen, ist er schon nicht zu loben wegen der Gedichte, die er als Professor in Bonn edirte, indem sich hier manche nicht für einen Lehrer der Aesthetik und der Jugend und viele für einen katholischen Theologen gar nicht schicken; dass er in 40 Tagen über 30 Personen hinrichtete, halte ich für ein Zeichen seiner Grausamkeit und entschuldige es nicht, weil er öffentlicher Ankläger war und etwas weniger tödtete als in Paris oder Nantes hingerichtet wurden und um Einzelnes noch anzuführen, dass er an seinem Brauttage auf einem Wagen mit sieben Pferden in Strassburg einfuhr, sehe ich als Beweis seines Hochmuths und des Mangels an demokratischer Gesinnung an und entschuldige es nicht, weil er einigen Hausrath u. ä. mitnahm. Wenn auch Robespierre und St. Just ihn stürzen wollten: er hat es verdient. Uebrigens webt der Verfasser in Schneider's Leben die Geschichte der Revolution in Strassburg ein, wobei wir nur wünschten, dass etwas mehr chronologische Ordnung beobachtet worden wäre. Am Schluss möchte der Verfasser für die damaligen Leiden Strassburgs die Nemesis erkennen, »welche jeder Volkstheil auf sich ladet, wenn er nicht treu und fest bis zum letzten Athemzuge und bis zum letzten Groschen am Vaterlande hängt«; was wir von Herzen unterschreiben.

Das dritte Buch »Mainz« möchten wir eigentlich ausführlich besprechen, indem wir da sehr Vieles zu bemerken finden; allein wir wollen uns einhalten und nur das Nothwendigste andeuten. Der Verfasser beginnt die Geschichte der Mainzer Republikaner fast romanhaft, wie Königs Klubisten, was sich für einen Historiker nicht passt, indem er erzählt, wie der »altersschwache Priester« umgeben von Herrn und Damen sich Heinse's Ardinghello vorlesen lies und am andern Tage (?) dem Dichter 40 Dukaten zum Geschenke gab. Hierauf hebt der Verfasser aus der Mainzer Revolutionsgeschichte die Hauptsachen heraus, besonders um die hiesigen Republikaner zu schildern. Gleich anfangs zählt er die meisten derselben auf, verfehlt sich aber mehrfach bei der Bezeichnung derselben z. B. Vogt war kein Mediciner, Forster war nicht Professor, Stumme und Hartmann waren nicht Kaufleute, Dorsch war damals nicht mehr in Mainz. Der Verfasser gibt zu, dass Custine in Mainz Einverständnisse hatte, macht aber bei dem Na-

Digitized by Google

men Wedekind desshalb ein Fragezeichen, während erwiesen ist, dass dieser hauptsächlich am Verrath Theil hatte. Unrichtig wird hier angefügt, dass damals der später berühmte Minister Stein in Mainz war; sein älterer Bruder war preussischer Gesandte dahier. Die Franzosen, namentlich die Soldaten, lobt der Verfasser fast zu sehr, und beruft sich wegen einzelner Thatsachen auf meine Geschichte von Mainz, wobei er betont, »dass ich sonst den Franzosen nie hold sei«, was an sich nicht richtig ist. Den Franzosen an sich bin ich nicht abhold, aber wohl ihrem Charakter, ihrem Treiben, absonderlich ihrem Benehmen gegen Deutschland, wobei mir stets das rheinische Sprichwort einfällt: »Franzosen Blut, keinem Deutschen gut«, wie sich diess damals in Mainz und später als die Franzosen 17 Jahr hier waren, vielfach und klar zeigte. Doch das Gute erkenne ich überall an den Franzosen an, wie der Verfasser selbst mehrfach angibt; also dürfte er mich nicht »einen erklärten Feind der Franzosen« nennen (S. 94). Uebrigens meine ich, der Verfasser sei, wiewohl er die Franzosen vielfach lobt, mehr als sie es verdienen, ihre Missethaten besonders im Anfange oft verschweigt, oder entschuldigt, doch kein erklärter Freund der Franzosen und ihrer Anschauungen, sondern er zeigt sich im Gegensatz zu den Franzosen als einen guten Deutschen. So nennt er, als Forster in einer Rede sagte: »Der Rhein ist die natürliche Grenze von Frankreich« dieses »die schauerlichste Lüge im Munde eines Deutschen«. Der Verfasser gibt nun keine vollständige Geschichte von Mainz unter Custine, sondern hebt nur einzelne Momente heraus, wogegen wir nichts haben, nur hätte er doch manches, was die Franzosen charakterisirt, nicht ganz übergehen sollen, so dass sie gleich in den ersten Tagen Pressfreiheit aufhoben, dass Custine vier Galgen in der Stadt errichtete für die, welche hoffen, dass Mainz wieder deutsch werde; auch die Härte, ja Grausamkeit und Habsucht der Franzosen, besonders bei den Exportationen werden kaum erwähnt. Dass der Mainzer Convent sich von Deutschland lostrennen wollte, um eine eigene Republik zu bilden, hält der Republikaner Venedey für keinen Verrath am Vaterland; nicht einmal wenn er sich mit Frankreich verbindet, um nämlich den Despotismus überall zu vertreiben. Dass aber Forster an Frankreich Mainz und das Rheinland abtrat, das ist »offenbarer Hochverrath an Deutschland, am Vaterland, am deutschen Volk« (S. 123); also hier richtige Beurtheilung Forster's im Gegensatz zu Moleschot, König u. a. Auch sonst hat der Verfasser die rechte Ansicht über Forster; er meint zwar, er habe von den Franzosen nicht wie die andern Klubisten Geld empfangen; welche Meinung um so mehr unrichtig ist, als Forster ein französischer Angestellter wurde. Dass er zu gleicher Zeit Geld von den Preussen annahm, wesshalb er noch im nächsten Jahre von den Franzosen guillotinirt zu werden fürchtete, erwähnt der Verfasser nicht; überhaupt hätte er, wie er mein Buch über Mainz fleissig zu Rathe zog, so auch

Digitized by Google

mein Werk über Forster benützen sollen; er scheint es nicht zu kennen und doch darf, wer über Forster schreibt, es nicht ignoriren. Gleichwohl hat der Verfasser ein richtiges Urtheil über denselben. Doch ehe er dessen Ende erzählt, fügt er, indem er, wie schon erwähnt, die chronologische Ordnung nicht beobachtet, die Misshandlung der Klubisten, welche drei bis vier Monat später geschah, ein. Die Namen der misshandelten Klubisten werden nicht genannt; man konnte hier noch manches drastische anführen; nur einige, besonders diejenigen, die sich bei der Exportation oder sonst feindlich und hart gegen die Mainzer erwiesen hatten, wurden schwer misshandelt, wie Metternich, viele wurden gefangen gesetzt, was alles den Deutschen zur grossen Schande gereicht. Wenn aber der Verfasser S. 126 schreibt: »Die Franzosen haben sich nie und nirgends ähnlicher Misshandlungen ihrer besiegten Gegner schuldig gemacht«: so hat der Verfasser die nächstfolgenden Jahre vergessen, wie grausam und habsüchtig sich die Franzosen z. B. in Worms und Speier bei ihrer Rückkehr im Jahr 1793 benahmen, wie sie die Deutschgesinnten nicht nur schwer misshandelten, sondern auch, was nie und nirgends die Deutschen thaten, in Saarbrücken zwei Männer, die das Jahr vorher bei der Rückkehr der Deutschen sich laut gegen die Franzosen erklärt hatten — mit der Guillotine hinrichteten! Solche Greuelthaten kennt Venedey nicht, auch nicht Häuser in seiner pfälzischen Geschichte; sie suchen nicht die Bücher, wo der Franzosen Grausamkeit geschildert, sie kennen nur und schildern nur, wenn die Deutschen fehlen, ohne dass ich sie desshalb »erklärte Feinde der Deutschen« nennen möchte. Endlich nachdem noch Göthe heftig geschmäht ist, weil er die Misshandlung der Klubisten so lieblos erzählt — was eigentlich in die Geschichte der deutschen Republikaner gar nicht gehört, besonders da kein Klubist namentlich genannt ist — kommt der Verfasser zu seinem eigentlichen Thema, zu den Mainzer Republikanern, von denen er aber nur zwei bis zum Tode behandelt: nämlich zu Forster und Lux. Schon oben sahen wir, dass er richtig seine That als Verrath am Vaterland nennt, um so mehr wundern wir uns, wenn er S. 136 ihn einen »zu guten Deutschen, einen zu reinen Menschen« nennt; Forster nannte sich selbst einen Schurken an den Deutschen. Doch zuletzt kommt der Verfasser zum richtigen Schluss, indem er sagt: »seine That war, wenn auch unbewusst (?) Verrath an seiner Nation und die wurde hart bestraft. Dem armen Sünder, der sich selbst richten musste, folgt bis zu seinem letzten Athemzug unser tiefes Mitleid«. Hoffen wir, dass dieses Urtheil des deutschen Republikaners durchgreift und die falschen Ansichten von Moleschot, König, Buchner u. a. für immer aus dem Wege räumt. Als letztes und schönstes Bild aus der Mainzer Revolution gibt der Verfasser das tragische Ende von Adam Lux, grossartig, schön, ergreifend, manches einfügend, was bisher wenig oder gar nicht bekannt. Wir wollen hier nur an-

Digitized by Google

merken, dass Lux schon als Student für Freiheit begeistert war; im Jahr 1784 bei der Jubelfeier der Mainzer Universität schrieb er ein lateinisches Programm: über den Enthusiasmus in der Freiheit, welches ganz verschollen ist. Ehe wir Mainz verlassen, müssen wir noch erwähnen, wie der alte Venedey von jener Epoche in Mainz spricht: »es war eine Feier, in welcher man durch gezwungene Eidschwüre und lächerliche Abscheulichkeiten von Merlin und Reubel geleitet das Land scheinbar zu republikanisiren suchte. Eine ganz andere Tendenz hatte die cisrhenanische Föderation von 1797 als jene Vereinigung mehrerer edel denkenden Deutschen und vielleicht einer grösseren Anzahl moralisch verdorbener Schwärmer und Schwindler und auch ausgemachter Schufte am Oberrhein und höher hinauf im Jahre 1792 und 1793.« Der Sohn hätte nachsehen sollen, ob diese Schilderung seines Vaters nicht vielleicht auch passt, vielleicht besser passt, als was er aus jener Zeit aushebt, wobei vieles fehlt, was eine andere Ansicht geben würde, etwa so wie der Vater urtheilte.

Die folgenden Bücher des Werkes wollen wir fast nur dem Inhalt nachangeben. Das vierte Buch »Die Franzosen am Niederrhein« schildert die letzten Tage der niederrheinischen kurfürstl. Staaten Trier und Bonn und freien Reichsstadt Köln; das fünfte Buch »die cisrhenanische Republik«, beide höchst interessant, schön und lebendig, die Verhältnisse und Geschichte des Unterrheins bis 1798 mit manchem Neuen bereichernd, nur zu viel von den französischen Vorfällen, namentlich in Paris, einfügend. Das sechste Buch »die patriotische Gesellschaft in Koblenz und die Gesellschaft der Freunde der Freiheit in Bonn« ist auch minder bedeutend, fast nur als Lokales zu merken. Aehnlich lokal ist das siebente Buch: »Der constitutionelle Cirkel in Köln«, aber sehr interessant, manches Neue und Unbekannte aus den Papieren seines Vaters mittheilend. Das achte Buch mit der Ueberschrift: »vom 30. Prärial VII bis zum 18. Brumaire VIII (18. Juni 1799 bis 9. Nov. 1799)« geht bis zum Ende der Republik, von welcher Zeit die Franzosen »einen Dictator, einen Selbstherrscher« erhalten. Auch hier viele Aufzeichnungen von dem alten Republikaner Michel Venedey, der trostlos die bisher bestandene republikanische Verfassung verschwinden sah und schon ahnet, dass ein Tyrann das Endziel sein wird, wie bei den griechischen Republiken. »Zum Abschluss« wird noch des Aufenthalts des Kaisers Napoleon im Jahr 1804 zu Köln gedacht.

Um noch endlich über das Buch überhaupt Einiges zu sprechen, wollen wir gerne bekennen, dass dasselbe interessant und lehrreich einen schönen Beitrag zur Geschichte des Rheines darbietet. Doch erlauben wir uns zwei Bemerkungen. Erstens lobt der Verfasser zu sehr die Franzosen und schmäht über Gebühr die Deutschen. Wir wollen nicht gerade tadeln, dass er als Republikaner den Republikaner Robespierre nicht nur entschuldigt,

Digitized by Google

sondern sogar lobt: er durfte aber nicht verschweigen, dass bei den Franzosen die Grausamkeit nach innen, die Habsucht nach aussen unter Robespierre begann; so finden wir kein Wort über die französische Ausleerungscommission in der Pfalz, von ihren Plünderungen und Abscheulichkeiten in Speyer; auch später wird ihre Mordbrennerei in Kusel und Sauerschwabenheit nicht erwähnt u. s. w. Diese Unthaten waren um so mehr anzuführen, als deutsche Republikaner vom Rheine dabei mit im Spiele waren, und halfen Deutschland zu bedrücken und zu verwüsten, was der französischen Republikaner Absicht war. Venedey ist ferner trotz dieser Bewunderung der Franzosen ein guter Deutscher und zu den Eigenschaften der Deutschen gehört bekanntlich auch, dass sie weniger gern die Deutschen loben, wie der Verfasser auch, bei dem es freilich weniger Zweck war, edle Thaten der Deutschen aufzuzählen, da er nur die deutschen Republikaner schildern will. Diese Schilderung aber ruft unsere zweite Bemerkung hervor. Das Buch entspricht nämlich seinem Titel wenig; der Verfasser will die deutschen Republikaner unter der französischen Republik vorführen, und wir finden nur einige wenige, Eulogius Schneider, Forster, Lux, Michel Venedey, Görres und gelegentlich weniges über andere; auch gehen seine Erzählungen nur in Köln bis ins Jahr 1798, während z. B. von Mainz seit der Rückkehr der Franzosen im Jahr 1797 nichts erzählt wird, während doch hier die deutschen Republikaner zur Herrschaft kamen, von denen somit zu sprechen war. Das Buch behandelt also nur einige Republikaner, nicht die Republikaner oder besser es gibt Episoden über Ereignisse, Vorfälle und Personen vom Jahr 1793 – 98 in einigen Städten am Rhein. Gleichwohl haben wir aus dem Buche vieles gelernt und können es angelegentlich denen empfehlen, welche sich über die Vorfälle am Rhein in jenen Zeiten näher unterrichten wollen. Der Verfasser verspricht eine Fortsetzung solcher Darstellungen, wobei wir nur wünschen, dass derselbe etwas mehr chronologisch verfahren und eine historische Behandlung sich angelegen lassen möge.

Klein.

Ueber Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache. Von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift von W. Corssen. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zweiter Band. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1870. IV und 1086 S. in gr. 8.

Auf den ersten im Jahre 1868 erschienenen Band der neuen Auflage (s. diese Jahrbb. Jahrgg. 1869 S. 95 ff.) ist in verhältnissmässig kurzer Zeit dieser zweite gefolgt, mit welchem ein Werk seinen Abschluss gefunden hat, das in dieser erneuerten Gestalt

Digitized by Google

als ein wahres Ehrendenkmal deutscher Wissenschaft und deutschen Strebens zu betrachten ist. Was in der bemerkten Anzeige des ersten Bandes von der völligen Umarbeitung des Ganzen und der wesentlichen Erweiterung desselben bemerkt worden ist, kann wahrhaftig eben so auch von diesem zweiten Bande gelten, der schon in seinem äusseren Umfang neben theilweiser Umarbeitung eine so wesentliche Erweiterung erkennen lässt, welche sich im Verhältniss zur ersten Auflage auf mehrere hundert Seiten belauft: denn während der zweite Band der ersten Auflage nur 493 Seiten enthielt, ist er in dieser zweiten bis zu 1086 Seiten angewachsen, also um mehr als noch einmal in seinem Umfang erweitert worden, und erstreckt sich diese Erweiterung auf alle einzelnen Abschnitte, welche in diesem Bande behandelt worden. Es kann, zumal nach den früheren Besprechungen, nicht unsere Absicht sein, in das reiche Detail einzugehen, welches auch dieser Band vor uns entfaltet: wohl aber wollen wir nicht verfehlen, auf den Reichthum und die ungemeine Fülle, welche in allen Einzelnheiten auch hier uns entgegentritt, wiederholt hinzuweisen, und zu dem Studium derselben um so mehr einzuladen, als die Ergebnisse der hier geführten Untersuchungen zu einer richtigen Auffassung des ganzen Bildungsganges der lateinischen Sprache führen, und Vieles enthalten, was für die kritische und metrische Behandlung der älteren Schriftsteller Rom's, namentlich der Dichter, wie auch insbesondere der Inschriften, von ungemeiner Wichtigkeit und Bedeutung ist. Dass dabei auf Alles das Rücksicht genommen ward, was auf diesem schwierigen und ausgedehnten Felde seit dem Erscheinen der ersten Auflage zu Tage gefördert worden, bedarf ohnehin wohl kaum einer besondern Erwähnung.

Was den Inhalt betrifft, so beginnt dieser zweite Band mit den beiden Abschnitten, welche in der ersten Auflage noch dem ersten Band zugewiesen waren, jetzt aber in ungleich grösserer Ausdehnung und theilweise umgearbeitet, wie diess auch bei den meisten übrigen Abschnitten der Fall ist, am Anfang des zweiten Bandes erscheinen, nemlich die Abschnitte von der Wandelung der Vokale und von der Kürzung derselben sowohl in Endsilben als in inlautenden Silben. Eine Masse von Detailforschung, die auch zu weiteren Erörterungen und Folgerungen führt, ist in diesen Abschnitten enthalten: wir erinnern beispielshalber nur an die Bestimmungen des Zeitalters der Igubinischen Tafeln S. 119 ff., wobei der Verfasser übrigens zu ähnlichen Resultaten wie Lepsius gelangt. Nun folgt die Lehre von der Tilgung der Vokale, und von den irrationalen Vokalen, beide gleichfalls in grösserer Ausdehnung behandelt, was eben so der Fall ist bei dem dritten und vierten Theil, welche von der Betonung, dann von der Wortbetonung und dem Versbau in gleicher Weise handeln, wie diess auch in der früheren Auflage der Fall war, und sind dieselben Unterabtheilungen beibehalten. So hat, um ein Beispiel aus dem

Digitized by Google

dritten Theil anzuführen, die in dem Abschnitt: »Stelle des Hochtones in Fremdwörtern« S. 813 gegebene Erörterung über die Annahme von vier Epochen, welche sich hinsichtlich der Aufnahme griechischer Wörter in die lateinische Sprache, und ihrer Einbürgerung und Acclimatisirung auf italischem Boden unterscheiden lassen, vielfach eine Ueberarbeitung und weitere Ausführung hier erhalten, welche das Einzelne mit grösserer Bestimmtheit und Schärfe festzustellen sucht und die schon früher gegebenen Belege durch neuhinzugekommene verstärkt. Von welcher Bedeutung insbesondere die im vierten Theil gegebenen Erörterungen über den Versbau sind, namentlich die Folgerungen, welche hier aus den durch diese Untersuchungen festgestellten Ergebnissen sich für die kritische Behandlung der älteren römischen Dichter ergeben, mag um so mehr der nähern Berücksichtigung empfohlen werden, als Kritik und Metrik dieser Dichter, letztere zumal in ihrem so innigen Zusammenhang mit der erstern, gerade in neuester Zeit vielfach Gegenstand der Behandlung und Erörterung geworden sind. Wir erinnern, um auch hier Ein Beispiel wenigstens anzuführen, an die in dem Abschnitt: »Hochton und Vershebung durch Tonlänge gebunden« S. 960 ff. zur Beantwortung der Frage, ob bei den älteren lateinischen Dichtern wirklich ein bewusstes Streben wahrnehmbar sei, Hochton und Vershebung in Einklang zu bringen, oder diess aus andern Gründen geschehen sei, eingeleitete Untersuchung, welche den sogenannten saturnischen Vers, den jambischen Senar, den trochaischen Septenar und Octonar, so wie den Hexameter einer näheren Prüfung unterzieht. Das Resultat dieser Untersuchung geht dahin (S. 987), dass Hochton und Vershebung bei den Dichtern der augusteischen Zeit nicht seltener zusammenfallen als in den ältesten römischen Dichtungen, also von einem Streben nach Einklang zwischen Hochton und Vershebung und einem dadurch bestimmten Entwicklungsgang nicht die Rede sein könne, indem der Widerstreit zwischen Hochton und Vershebung im saturnischen Maass ganz entschieden ausgeprägt erscheine, und eben so bei den dramatischen Dichtern, wie in der daktylischen Poesie des Ennius und seiner Nachfolger geblieben, dann allmälig seltener werde und in den Soldatenversen des dritten Jahrhunderts schon völlig beseitigt erscheine, »bis endlich in der spätesten Volksdichtung, als das Bewusstsein von der Tondauer der Silben in der Volkssprache erloschen war, der Hochton die Alleinherrschaft über den Vers errang, wie er der Gebieter des Wortes war und die Vershebung unbedingt an sich kettete«.

Was die oben erwähnten Folgerungen betrifft, welche sich für die kritische Behandlung der älteren römischen Dichter aus diesen Untersuchungen ergeben, so glauben wir vor Allem an den S. 990 nach der Ansicht des Verfassers mit Nothwendigkeit sich herausstellenden Satz erinnern zu müssen, »dass bei Herstellung des Textes alt-römischer Dichtungen niemals von der Ueberlieferung

Digitized by Google

zuverlässiger Handschriften abgewichen werden darf, lediglich aus dem Grunde, um den Zwiespalt zwischen Hochton und Versbebung zu beseitigen«. An diesem Satze, dessen Wichtigkeit und Bedeutung sich Niemand verhehlen wird, der mit der Art und Weise, wie in neuester Zeit jene älteren Dichter kritisch behandelt worden sind, näher bekannt ist, hält der Verfasser auch fest in Bezug auf die in neuester Zeit so viel besprochenen saturnischen Verse. Wenn an den handschriftlich sicher verbürgten Texten dieser Verse, die dem von den alten Grammatikern überlieferten Schema (an welchem überhaupt der Verfasser festhalten will, vgl. S. 961 ff.) entsprechen, Nichts Wesentliches bisher geändert worden; so glaubt er für die Behandlung saturnischer Verse seinen Satz dahin stellen zu müssen, dass man dieselben »ohne Aenderungen des Textes, ohne Rücksicht auf den Wortton, nach der aus Plautus erschlossenen altlateinischen Quantität, namentlich der Endsilben und nach dem von den Alten angegebenen Schema des Versmaasses so weit als möglich messe, diejenigen aber, welche sich diesem Maasse nicht fügen wollen, hier jetzt unverändert so belasse, wie sie handschriftlich überliefert sind, bis ein glücklicher Fund für die Beurtheilung derselben eine breitere Grundlage bietet, oder ein sicherer, andere Möglichkeiten ausschliessender Beweis für die Messung der vom gewöhnlichen Schema abweichenden Saturnier geführt worden ist« (S. 990).

Am Schluss dieses Bandes folgen noch einige Nachträge zu diesem, wie zu dem ersten Bande: sie können zeigen, wie das, was während des Drucks dieses Werkes Beachtenswerthes auf diesem Gebiete erschien, die verdiente Berücksichtigung gefunden, wie z. B. um Einen Fall der Art zu nennen, die Frage nach dem auslautenden d des Ablativ Singularis, das übrigens auch am Schlusse des accusativischen me, te, se, vorkommt, und noch neuerdings Gegenstand einer näheren Besprechung unserer namhaftesten Philologen geworden ist, S. 1007 ff. Der Standpunkt des Verfassers ist auch bei dieser Frage der gleiche, wie in andern seiner Behauptungen: man kann ihn den conservativen, in Bezug auf die Kritik nennen. Er ist allerdings der Ansicht, dass in der Zeit eines Plautus und Ennius das auslautende d des Ablativ Singul. von Nominalformen nicht mehr gesprochen und gehört worden ist, was daraus erklärt wird, dass die Orthographie vielfach alte Laute der Sprache noch bezeichnet, welche in der Aussprache längst geschwunden sind, und daher will er auch bei Plautus die Möglichkeit einer Anwendung dieser alten Ablativformen mit d nicht in Abrede stellen, womit aber freilich die Einführung derselben, wenn sie in unsern Tagen von der Kritik versucht wird, in den Augen des Verfassers noch nicht gerechtfertigt erscheint, indem nach seiner Ansicht die lateinische Grammatik vorläufig nur solche auf d auslautende Ablativformen anzuerkennen vermag, welche urkundlich oder handschriftlich sicher überliefert sind.

Digitized by Google

Dass die beiden Register des Ganzen, das Sachregister wie das Wortregister, welches auch in besonderen Abtheilungen die in diesem Werke behandelten Worte der faliscischen, oskischen, sabellischen, umbrischen, volskischen und etruskischen Mundart befasst, eine weit grössere Ausdehnung in der neuen Auflage erhalten haben, kann bei der bedeutenden Vermehrung, welche das Werk nach allen seinen Bestandtheilen in der neuen Auflage erhalten hat, nicht befremden: es reichen diese Register, in doppelten Columnen auf jeder Seite bei dem Sachregister, in dreifachen Columnen bei dem Wortregister, von S. 1029—1086, füllen also fast sechzig Seiten, was einen Begriff von der Ausdehnung dieser Register geben kann, die freilich als eine wesentliche und nothwendige Zugabe des Werkes zu betrachten sind, dessen äussere Ausstattung eine vorzügliche gewiss zu nennen ist.

Lorenzo Valla. Ein Vortrag von J. Vahlen. Zweiter Abdruck aus dem Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien vom Jahre 1864. Berlin 1870. Verlag von Franz Vahlen. VIII und 63 S. in 8.

Das schöne Lebensbild eines der berühmtesten Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts, wie es in diesem Vortrag gezeichnet ist, verdiente nach seiner ersten Veröffentlichung im Jahr 1864 gewiss einen erneuerten Abdruck, durch welchen dasselbe auch einem weiteren Leserkreise zugänglich wird, als diess bei dem ersten Abdruck möglich war. Bekanntlich hat der Verfasser die gründlichen Studien, auf welchen der Inhalt dieses Vortrages beruht, seitdem fortgesetzt und in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie die Ergebnisse dieser Forschungen niedergelegt, welche nicht blos die literärische Thätigkeit des Laurentius Valla nach deren verschiedenen Richtungen ins Licht setzen, sondern auch zur Herausgabe von drei bisher nicht durch den Druck bekannten Reden desselben geführt haben. Sie bringen auf diese Weise manche neue Belege zu dem Bilde, das hier gegeben ist, und einen um so werthvolleren Beitrag zur Geschichte des Humanismus enthält, als dasselbe ein Bild eines der nahmhaftesten Vertreter desselben liefert, »dessen Namen in der Geschichte der Wissenschaften unvergesslich ist« und dessen »Werth weit hinaus reicht über das Verdienst Mitbegründer zu sein der modernen Philologie« (S. 62). Wir sind überzeugt, dass Niemand ohne Befriedigung diesen so anziehend geschriebenen Vortrag aus der Hand legen wird.

Digitized by Google

Nr. 35. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Liber diurnus ou Recueil des Formules usitées par la Chancellerie Pontificale du Ve au XIe Siècle, publié par Eugène de Rozière. Addenda.

In Nr. 38 dieser Jahrbücher haben wir im vorigen Jahre über die so sehr dankenswerthe Ausgabe des Liber diurnus Romanorum Pontificum berichtet. Bald nach Vollendung derselben fand Herr E. de Rozière in der Bibliothek von Ste Geneviève ein Exemplar der Ausgabe von Garnier, welches nicht nur mit neuen Anmerkungen des Verfassers vermehrt ist, sondern auch eine ungedruckte Abhandlung von ihm enthält. Diese erschien Herrn de Rozière wichtig genug, um sie sofort abdrucken und als Addenda dem Hauptwerk noch beifügen zu lassen.

Wir haben in der früheren Anzeige erwähnt, dass die erste Ausgabe des Holstenius in Rom unterdrückt war, dann aber in Paris 1680 nach dem Manuscript des Collége de Clermont die Ausgabe des französischen Jesuiten Garnier erschien, zu einer Zeit, wo die Spannung zwischen den beiden Höfen gerade einen hohen Grad erreicht hatte. Es war damals, wie jetzt, die Infallibilität, welche zu heftiger Entzweiung Anlass gab. Kaum war die Ausgabe von Garnier erschienen, so war auch in Rom schon eine Gegenschrift fertig von Marchesi, einem Priester des Oratorium, unter dem Titel Clypeus fortium sive Vindiciae Honorii papae. Es galt, die Verdammung des Honorius durch die sechste Synode, und die Zustimmung zu derselben in dem Glaubensbekenntniss des neugewählten Papstes zu entkräften; gerade dieser Umstand hatte die Unterdrückung der römischen Ausgabe veranlasst. Wie diese Schrift so rasch erscheinen konnte, erfahren wir jetzt: die Setzer Garnier's waren bestochen, die Aushängebogen nach Rom geschickt. Sofort aber schrieb auch Garnier seine Widerlegung, eine Schrift voll Geist und Gelehrsamkeit, für deren Bekanntmachung wir allen Grund haben dankbar zu sein. Mit vollständigster Ueberlegenheit entkräftet Garnier die sophistischen Argumente seines Gegners, welcher die Thatsachen zu leugnen, die Documente zu verdächtigen versucht hatte. Er selbst jedoch sucht der Sache des Honorius die Wendung zu geben, dass er nicht wegen Ketzerei verdammt sei, sondern nur wegen seiner Schwäche den Personen der Monotheliten gegenüber. Auch dieser Standpunkt wird nicht haltbar sein, aber in der Polemik ist Garnier Meister, und die in musterhaftem Latein verfasste Schrift verdiente schon allein als litterarisches Denkmal der Vergessenheit entzogen

Digitized by Google

zu werden. Dass sie damals ungedruckt blieb, kam daher, dass Garnier von der sehr aufgebrachten römischen Curie nach Rom citirt wurde und auf der Hinreise schon 1681 in Bologna gestorben ist.

Man ersieht aus dieser Schrift auch, dass Garnier's auffallende Unbekanntschaft mit den Umständen, unter welchen die Ausgabe des Holstenius unterdrückt war, nicht, wie de Rozière früher annahm, eine nur vorgebliche gewesen ist, sondern dass er wirklich darüber sehr unvollkommen unterrichtet war.

Es sind ausser dieser Abhandlung noch einige Zusätze und Berichtigungen zu der Ausgabe gegeben, auch eine neue Formel einer Epistola formata. Auf die neue kritische Ausgabe der Bonifacischen Briefe von Jaffé, wo das p. 265 aufgenommene Juramentum Bonifacii nach den Handschriften berichtigt ist (Bibliotheca Rerum Germ. 3, 76), ist jedoch auch hier nicht Rücksicht genommen; und eben so wenig auf den im Lit. Centralbl. 1869 Sp. 926 angeführten Abdruck von n. 124 in der Ausgabe der Werke des Atto von Vercelli von Burontius p. VII (wiederholt von Migne).

W. Wattenbach.

Ulrici de Richental Annales Constantienses.

Die Grossherz. Hofbuchhandlung von A. Bielefeld in Carlsruhe hat ein sehr verdienstliches Unternehmen begonnen, indem sie mit bedeutendem Kostenaufwand, unterstützt durch den kunstsinnigen Landesfürsten, das berühmte Concilienbuch Ulrichs von Richental photographisch nachbilden, die Bilder möglichst getreu illuminiren lässt. Die vorhandenen alten Ausgaben gewähren weder von dem Text, der darin stark überarbeitet und verunstaltet erscheint, noch in ihren rohen Holzschnitten von den Bildern der Handschrift ein wahres Abbild. Hier dagegen ist die im Archiv der Stadt Constanz noch jetzt verwahrte Handschrift zu Grunde gelegt, und wie Ref. aus einer Anzahl fertiger Blätter ersehen konnte, ganz vortrefflich durch den Hofphotographen G. Wolf in Constanz nachgebildet. Sowohl der Text wie die Bilder erreichen möglichst getreu das Ansehen der ursprünglichen Handschrift. Diese gehört nicht zu den durch Kunstwerth ausgezeichneten. Ihr Werth liegt vielmehr in den zahlreichen aus dem Leben entnommenen Darstellungen von den Vorgängen auf jenem weltberühmten Concil. Die Trachten, die Ceremonien, Hunderte von Wappen, geben diesen Bildern vorzüglichen Werth, und einzelne, wie z. B. die Belehnung des Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg, sind deshalb auch schon früher vervielfältigt. Der Verfasser war ein ansehnlicher Patricier der Stadt Constanz, in dessen Landhaus der Kaiser Sigismund Wohnung nahm, und der daher in

Digitized by Google

sehr günstiger Lage war, von allem Kunde zu erhalten und genau zu beobachten.

Eine Uebersicht des Inhalts ist einer lateinisch geschriebenen Aufforderung zur Subscription gegeben, welcher wir den besten Erfolg wünschen, allein im Interesse der Sache selbst können wir leider nur lebhaft bedauern, dass diese Aufforderung geschmückt ist mit einem Holzschnitt, auf den ausdrücklich als eine Probe des Bilderschmucks verwiesen ist. Dieser Holzschnitt ist aber nicht allein ganz schlecht und dem Original unähnlich, sondern auch von einer völlig stilwidrigen Randverzierung umgeben, was in jedem Kenner den Gedanken hervorrufen muss, dass die Ausführung des Unternehmens ganz incompetenten Händen anvertraut sei. Glücklicher Weise haben wir uns überzeugen können, dass dieses nicht der Fall ist, und der Holzschnitt mit der photographischen Ausführung keinerlei Verbindung hat.

Nicht minder bedauern wir den sehr unglücklich gewählten Titel. Annales Constantienses sind Jahrbücher der Stadt Constanz, welche durchaus kein weitreichendes Interesse haben; dieses Werk dagegen ist und heisst das Buch vom Concil, ist als solches seit langer Zeit bekannt und geschätzt, und in dieser Verkleidung kaum wieder zu kennen.

Kenner werden sich durch diese äusserlichen Umstände nicht abschrecken lassen. Der Preis ist auf 300 Thlr. gestellt, was nicht hoch ist, da die Handschrift 300 Folioseiten, darunter 160 mit Gemälden, enthält, und jedes Blatt einzeln illuminirt werden muss. Prachtbände von gepresstem Leder zu 12, 25 und 50 Thlr. werden dazu offerirt.

W. Wattenbach.

Der Feldzug am Mittelrhein, insbesondere die Sprengung der Gebirgspostenlinie der Alliirten zwischen Edenkoben und Kaiserslautern am 13. Juli 1794, von A. L. W. Karlsruhe, Braun 1870.

Der anonyme Verfasser hat einen äusserst werthvollen Beitrag zur Geschichte der Revolutionskriege im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts geliefert. Unterstützt von einem Reichthum bekannter und bisher unbekannter Quellen, und namentlich ausgestattet mit einer bis in's Einzelste gehenden Kenntniss des Kriegsschauplatzes, entwickelt er auf 152 Seiten die von Frh. v. Möllendorf mit den unter seinem Befehle stehenden preussischen, österreichischen und Reichs-Truppen gegen die Franzosen unter Michaud geleitete Expedition am Mittelrhein.

Seine Ansicht über das Misslingen derselben ist durchaus neu und unterscheidet sich wesentlich von den bisher in den grösseren Geschichtswerken festgehaltenen Standpunkten.

Wachsmuth (Das Zeitalter d. Revol. II. 290) legt die ganze

Digitized by Google

Schuld einer, durch den geringen Eifer des preussischen Cabinets veranlassten, mangelhaften und schlaffen Kriegführung des Generals Möllendorf zur Last. Dabei ist die Ortskenntniss dieses Werks ziemlich mangelhaft und die Wichtigkeit des Postens auf dem Schänzel, sowie die Heftigkeit und Bedeutung der dort stattgehabten Kämpfe durchaus verkannt.

Häusser (Deutsche Gesch. Dritte Auflage. I. 564) steht, obwohl selbst ein Pfälzer Kind, bezüglich Ortskenntniss ziemlich auf gleichem Standpunkt. Ueber das Gefecht auf dem Schänzel ist er der irrigen Ansicht, dass dort die Preussen gegen einen dreifach überlegenen Feind gekämpft hätten. Am Abend des 13. Juli standen dort 6600 Franzosen gegen 4500 Preussen in überlegener, in der Front fast unangreifbarer, Stellung. Der unglückliche Ausgang dieses Tages ist lediglich einer geschickten Operation der Franzosen zuzuschreiben, über die A. L. W. sich ausführlich auslässt.

Sybel (Gesch. d. Rev.-Kr. III. Aufl. III. 139) fasst die Vorgänge am Mittelrhein viel zu kurz in einem einzigen Satz zusammen.

Vivenot (Herzog Albrecht von Sachsen — Teschen. I. S. 96) lässt zwar der Tapferkeit der preussischen Truppen Gerechtigkeit angedeihen, schiebt jedoch auch die ganze Schuld des unglücklichen Ausgangs auf die Böswilligkeit Möllendorfs und des preussischen Cabinets, welches sich allerdings zu seiner Zeit mehr für den Gang der polnischen Angelegenheiten interessiren mochte.

Diesen Ansichten gegenüber gibt nun A. L. W. eine eingehende Beschreibung des Feldzugs, dessen übler Ausgang sich ohne Schwierigkeit aus rein militärischen Ursachen herleiten lässt.

Zuerst vertrieben die Preussen am 23. Mai 1794 das 5000 Mann starke französische Corps, das unter Ambert bei Kaiserslautern stand, und warfen dadurch das französische Heer vom Haardtgebirge auf die Vogesen zurück. Die Alliirten benützten aber die an diesem Tage errungenen Vortheile nicht, sondern liessen während einer sechswöchentlichen Unthätigkeit die Franzosen ihre Truppen verstärken, Verschanzungen anlegen und alle möglichen Mittel zur Ergreifung der Offensive in Bereitschaft setzen. Trotzdem war der Ausgang des am 2. Juli gegen die Alliirten unternommenen Treffens für die französische Rheinarmee ungünstig, und es wurde der Plan gefasst, die Aliirten auf der ganzen Ausdehnung ihrer Cordonlinie von Speier über Edenkoben, Trippstadt nach Kaiserslautern zu gleicher Zeit anzugreifen. Also setzten sich die Franzosen am 13. Juli trotz tapferer Gegenwehr durch geschickte Operationen in den Besitz von Trippstadt, das von den Preussen aufgegeben werden musste. Nicht so glücklich lief der zu gleicher Zeit unternommene Angriff auf die Besatzung beim Johanneskreuz ab, welche zwar Anfangs sich zurückzog und dem Feinde das Feld räumte, aber nach kurzer Zeit sich mit den Truppen des herbeieilenden Generals Kleist vereinigte und dann den

Digitized by Google

Franzosen die kaum ergriffene Beute wieder entriss. Bei Erwähnung dieses letztern Ereignisses erhält der Verfasser, wie noch öfter, Gelegenheit verschiedene irrige Meinungen, die sich durch die Unbekanntschaft ihrer Urheber mit der Oertlichkeit geltend gemacht haben, zu widerlegen. Wie von hier, so mussten sich die Franzosen auch bei Edesheim und Rodt nach einem ganzen Tage mühevollen Kampfes zurückziehen. Indess fiel das Johanneskreuz doch in ihre Hände, indem General von Kleist wieder zur Vertheidigung des Postens am breiten Sande zurückmarschiren musste, während welcher Zeit der Feind sich jener beiden Plätze bemächtigte.

Strategisch von grösster Bedeutung war das Schänzel, was 150 Jahre früher schon die Schweden eingesehen hatten, und was jetzt weder die Preussen noch die Franzosen ausser Acht liessen. Erstere bauten zu dessen Befestigung 4 Schanzen, mit welchen sie die 3 dem Thale zugewendeten Seiten schützten, nur die nördliche Seite liessen sie unglücklicherweise unbesetzt in der Meinung, dass ein feindlicher Angriff mit Fug und Recht nur von den übrigen Seiten her zu erwarten sei. Ihre Verschanzungen waren »mit 16 Kanonen und 2 Haubitzen besetzt und durch Verhaue unzugänglich gemacht«. Für die strategische Wichtigkeit spricht auch noch der Umstand, dass nicht nur die erprobtesten preussischen Generale, v. Pfau, v. Schladen und v. Voss daselbst commandirten, sondern dass ihnen auch als Besatzung die Elite der preussischen Truppen zur Verfügung stand.

Das Vorspiel zur Erstürmung des Schänzel bildete die von dem französischen General Desgranges am 12. Juli versuchte Einnahme des Kesselberges, welche aber durch die energische Entschlossenheit des daselbst postirten preussischen Major's v. Borck gänzlich misslang. Jetzt thaten die preussischen Generale, durch die bewiesene Rührigkeit und Unternehmungslust der französischen Truppen aufmerksam gemacht, Alles, was ihnen für den bevorstehenden Angriff auf das Schänzel von Nutzen sein konnte. Indessen wurde von französischer Seite zu Ramberg eine Berathung gehalten, deren Ergebniss das Schicksal des Schänzel entschied. Der junge Oberst C. A. Lafft, ein Elsässer, machte den Vorschlag, anstatt nach altem Brauch den Angriff auf die Front zu machen, die Preussen zu umgehen und im Rücken und auf der rechten Flanke anzugreifen, zu gleicher Zeit aber durch Scheinmanöver in der Front zu alarmiren. Die französischen Generale Sescé und Desgranges gingen auf den Vorschlag ein, in der Hoffnung, das Misslingen dem jungen Obersten aufbürden, das Gelingen aber sich selbst zuschreiben zu können. Noch in der Nacht des 12. Juli also zog Oberst Lafft mit der 186. Halbbrigade unter Führung eines der Gegend genau kundigen Jägers über Eusserthal nach Steineck und dem Erlenkopf, vertrieb dort die preussischen Posten, und erreichte des andern Tages Nachmittags 5 Uhr den Bösen-

Digitized by Google

berg, nachdem die Preussen den ganzen Vormittag ihre Aufmerksamkeit dem Angriffe auf ihre Fronte hatten widmen müssen. Stets unbeobachtet erstieg Lafft gegen 6 Uhr den Aspenkopf, während die rechte Seite der preussischen Verschanzungen schon wieder beinahe 2 Stunden beschäftigt war und in immer grössere Noth gerieth. Plötzlich wurden die Preussen von hinten angegriffen und konnten sich trotz der Kaltblütigkeit ihres greisen Generals des muthig anstürmenden Feindes nicht mehr bemeistern. General von Pfau starb selbst den Heldentod, und alle Versuche, wenn auch nicht den Verlust des Schänzel, so doch eine vollständige Niederlage abzuwenden, wurden vereitelt. Nur der Rückzug des preussischen Truppenrestes nach St. Martin und Neustadt unter Schladen und Voss blieb ungestört, da die Franzosen bei ihrer Unkenntniss der Gegend die Verfolgung lässig betrieben. »Bald nach Abends 7 Uhr war so der Kampf beendigt, die Franzosen im Besitz des Schänzel und des Kesselberges, die Preussen in eiligem Rückzuge begriffen.« Die Folge der Erstürmung dieses für unüberwindlich gehaltenen Postens war nicht nur allgemeine Bestürzung der Alliirten, sondern auch die Unmöglichkeit, ihre Stellung am Mittelrheine länger zu behaupten.

Es ist somit, was ein halbes Jahrhundert lang unumstössliche Gewissheit war, dass nämlich die Politik den für Deutschland ungünstigen Ausgang des Feldzugs am Mittelrhein heibeigeführt, in's rechte Licht gestellt und gezeigt, dass nur strategische Fehler, durch die Regeln einer veralteten Kriegskunst erzeugt, dafür verantwortlich zu machen sind.

Die Feldzüge des Drusus und Tiberius in das nordwestliche Germanien. Von Prof. A. Dederich, Oberlehrer am Gymnasium zu Emmerich. Köln und Neuss, L. Schwann'sche Verlagsbuchhandlung 1869. VIII und 142 S. in gr. 8.

Der Verfasser, rühmlichst bekannt durch seine schon im Jahre 1854 erschienene »Geschichte der Römer und der Deutschen am Niederrhein«, so wie durch mehrere andere auf den gleichen Gegenstand bezügliche Monographien, hat eine weitere Fortsetzung seiner derartigen Studien in dieser Schrift geliefert, welche nicht blos zur Erklärung und richtigen Auffassung der Berichte alter Autoren über die Züge der römischen Heere in den nordwestlichen Gegenden Deutschlands von dem Jahre 12 vor Chr. bis zu dem Tod des Augustus (14 nach Chr.) und selbst noch über diese Zeit hinaus bis zum Jahre 16 nach Chr. dienen kann und eine richtige Ansicht über diese Züge uns gewinnen lässt, sondern damit auch die geographische Feststellung einer Anzahl von mehr oder minder hervorragenden und zum Theil bestrittenen Oertlichkeiten des Nie-

Digitized by Google

derrheins verbindet. Der Verfasser beginnt mit dem ersten Feldzuge des Drusus im Jahre 12 vor Chr., und knüpft an die Darstellung desselben eine Reihe von weiteren Erörterungen, unter welchen wir nur auf die Anlage des Drususdammes, wie des Drususcanals verweisen, insbesondere auch auf die § 5 in eingehender Weise gelieferte Untersuchung über den Ursprung der Stadt Cleve, welcher Name freilich erst im eilften Jahrhundert auftaucht, nachdem früher auf der nördlichen Höhe der jetzigen Stadt zuerst ein römischer Posten, und dann im Anfange des Mittelalters an dessen Stelle eine uralte Villa Hageberg gestanden. Ueber den Namen und dessen verschiedene Formen (Cleve, Clive u. s. w.) wird S. 41 ff. näher gehandelt. Es folgt nun § 6 die erste Nordseeexpedition, dann § 7 der zweite Feldzug des Drusus im Jahre 11 vor Chr., § 8 der dritte im Jahr 10, § 9 die Vorbereitungen zum vierten Feldzug. Bei dieser Gelegenheit wird die bekannte Stelle des Florus über die Rheinbrücke des Drusus bei Bonn (IV, 12 oder II, 30 bei Jahn und Halm) einer nochmaligen genauen Prüfung unterzogen, mit deren Ergebniss wir uns durchaus einverstanden erklären müssen. Wenn O. Jahn und Halm der Lesart der Bamberger Handschrift hier folgen (»Bormam et Caesoriacum pontibus junxit classibusque firmavit«), so glauben wir mit unserm Verfasser, dass die Lesart der alten Lorscher (jetzt Heidelberger) Handschrift unbedingt den Vorzug verdient, welche statt Bormam enthält Bonnam und statt Caesoriacum die der Vulgata (Gesoniacum) sich annähernde Lesart Gesogiamcum, was der Benennung des dort liegenden Dorfes Geusen oder Geisen entspricht, so wie des eine halbe Stunde vom Rhein ab liegenden Dorfes Geislar, und heisst der Weg von da zum Rhein in den Geisen, wie vom Volke dieser ganze District genannt wird, noch jetzt der Brückenweg. Ueberhaupt wenn man die ganze hier gegebene Auseinandersetzung näher durchgeht, so wird man kaum zweifelhaft sein können, dass Bormam ein Schreibfehler ist, und die Lorscher Handschrift, die nach unserm Ermessen an Alter und an Güte der Bamberger Handschrift nicht so sehr nachsteht, wohl aber an nicht wenigen Stellen die allein richtige Lesart bringt, das Richtige auch hier gebracht hat. Die ganze Ausführung des Verfassers ist überzeugend. Es folgt nun § 10 der vierte Feldzug des Drusus im Jahr 9 vor Chr., der Tod desselben und die ihm erwiesenen Ehren; die Ueberreste des ihm zu Mainz errichteten Denkmals erkennt auch unser Verfasser (S. 106) in dem noch heute dort vorhandenen Eichelstein, was auch wir, nach mehrmaliger Prüfung der verschiedenen Meinungen über die Bestimmung dieses römischen Baudenkmals, für das richtige halten. Mit § 11 ff. geht der Verfasser zu den Feldzügen des Tiberius im Jahr 8 vor Chr., 3 und 4 nach Chr., und 10 und 11 nach Chr. über, um dann noch in einem Schlussabschnitt § 14 über die Namen der von Germanicus im Jahr 16 im Triumph aufgeführten Völker einige nähere

Digitized by Google

Erklärungen zu geben, die zugleich mit denjenigen Angaben zu zu verbinden sind, welche in den vorausgehenden Abschnitten über die einzelnen deutschen Volksstämme, welche bei diesen Feldzügen zur Sprache kommen, gegeben werden.

Noch haben wir der Polemik zu gedenken, welche der Verfasser im Vorwort gegen einen andern Gelehrten (Schneider) führt, welcher ihn vielfach ausgeschrieben hat, und der noch weiter, wie in einem Nachwort § 15 S. 131 ff. gezeigt wird, in einer kurz zuvor erschienenen, in denselben Kreis fallenden Schrift (Der Kreis Rees unter den Römern. Düsseldorf 1868.) sich gar manche Irrthümer hat zu Schulden kommen lassen. Wir können uns hier nicht weiter in diese Polemik einlassen, ohne darum das dem Verfasser wohl zustehende Recht der Einsprache wider derartige Plagiate irgendwie verkennen zu wollen. Wenn leider in unsern Tagen diese Art von Freibeuterei immer häufiger vorkommt — auch Ref. könnte mit manchen derartigen Erfahrungen, die er selbst gemacht hat, aufwarten, so wird es um so mehr geboten sein, sich darüber auch offen bei jeder Gelegenheit auszusprechen.

Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen. Im Namen des mit der königl. Universität Halle-Wittenberg verbundenen Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale herausgegeben von dem Secretär desselben Dr. J. O. Opel. Zwölfter Band. Zweite Hälfte. Halle im Bureau des Thüringisch-Sächsischen Vereins. Nordhausen in Commission bei Ferdinand Förstemann 1869. S. 321—570 in gr. 8.

Ueber die erste Hälfte s. diese Jahrbb. 1869 S. 510 ff.; die vorstehende zweite, etwas später erschienene Hälfte setzt die in jener angefangenen Mittheilungen über die Begebnisse in der Stadt Zeitz während des dreissigjährigen Krieges aus urkundlichen, im dortigen Stadtarchiv aufbewahrten Quellen fort; sie enthalten, selbst abgesehen von dem, was sie zur Geschichte jenes Krieges und der dadurch über die Stadt gekommenen Drangsale bringen, auch Manches Andere, was für die Cultur- und Sittengeschichte jener Zeit nicht ohne Interesse ist. Die Ungebundenheit der Soldateska jener Zeit, und die vielfachen Requisitionen, welche von derselben ausgingen, geben uns ein trauriges Bild der Kriegführung jener Zeit; wir begreifen kaum, wie die Stadt, ohne völlig zu Grunde zu gehen, dem Allem genügen konnte, was von ihr verlangt ward. Auf der andern Seite sehen wir aber auch aus einzelnen Beispielen die ganze Strenge der damaligen Kriegsstrafen; so wurde unter Anderm am 19. December 1640 über sechzehn Soldaten, die sich von ihren Truppen getrennt und allerdings gräuliche Excesse begangen

Digitized by Google

hatten, dann aber wieder eingebracht worden waren, ein Standrecht gehalten, und hier einer derselben zum Hängen verurtheilt »ohne alle andere qual oder marter«, zwei andere »an die Justiz gebunden, auf den rücken geworffen vndt mit wasser, wie sie den Bauern gethan, gefüllet, darauff alsobalde an die Justiz gehenget«, sechs andere mit Prügeln von eines halben Armes Dicke geprügelt, »vndt von den Füssen bis an den Kopf, von da wieder zurücke mit 75 Streichen tractieret vnd geschlagen so stark als ein Mensch schlagen konnte«; einem Andern wurden beide Ohren und die Nase, so wie die Finger der rechten Hand abgeschnitten, drei Andere mussten durch vier Compagnien Reiter, zwei viermal hin und her, Einer fünfmal hin und her Spiessruthen laufen: »Die worden mit den Spissruten also von den reutern gepeitscht, dass ihnen das Blut vom Leibe lieff, auch ezliche kleine stückelein Fleisch aus dem Leibe geschlagen worden« (S. 352). Der nächste Aufsatz von Dr. E. Lambert: »Die offizialischen und censualischen Bürger von Erfurt. Unterthänigkeit oder Altfreiheit? Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der modernen Kritik« ist zunächst gegen einige Behauptungen von A. Kirchhoff gerichtet, welche sich auf die bürgerlichen Verhältnisse der Stadt Erfurt beziehen. Die folgende Nummer XIII bringt die Fortsetzung der schon im eilften Bande und in der ersten Hälfte des zwölften Bandes S. 127—149 begonnenen »archäologischen Wanderungen in den landräthlichen Kreisen Zeitz, Weissenfels und Merseburg« von Gustav Sommer, auf deren Bedeutung und Umfang schon in unseren früheren Berichten hingewiesen worden ist; mehrfache bildliche, in den Text eingedruckte Darstellungen erhöhen den Werth dieser mit so grosser Sorgfalt und Genauigkeit gemachten Mittheilungen. Unter nr. XIV folgt der Abdruck eines von X. B. Anemüller in Rudolstadt mitgetheilten Gutachtens des Hofpredigers Anton Mylius, damals Diaconus zu Kelbra aus dem Jahre 1624 über die damals Aufsehen machende neue Lehrmethode von Wolfgang Ratich, welcher die Gemahlin des Grafen Karl Günther von Schwarzburg, Anna Sophia, eine geborene Princessin von Anhalt in der lateinischen und sogar in der hebräischen Sprache — letzteres gewiss ein seltener Fall bei einer Princessin — unterrichtet hatte. In nr. XV gibt Dr. Menzel einen mit aller kritischen Genauigkeit veranstalteten Abdruck eines für die thüringische Geschichte wichtigen, in dem Hauptarchiv des Ernestinischen Hauses zu Weimar befindlichen Aktenstückes: »die Aufzeichnung des Thomas von Buttelstedt über die Landgrafschaft Thüringen zur Zeit des Anfalls an die Herzoge Friedrich und Wilhelm von Sachsen 1440—1443.« Das Aktenstück erscheint nicht ganz vollendet und lässt die letzte Hand vermissen, zeigt auch einige Versehen, »aber trotz dieser Mängel ist dasselbe für die Kenntniss der thüringischen Landgrafschaft von grösserem Werthe, man erfährt daraus Dinge, von denen weder Chronisten noch Geschichtschreiber berichten, über alle Bestandtheile des Fürsten-

Digitized by Google

thums, seine Einkünfte an Geld und Naturalien, über die persönlichen Dienstleistungen der Bürger, Bauern und Hintersiedler, über die Amtleute der Fürsten, über die Art und die Kosten der Verwaltung, über die grosse Schuldenlast des Landes erhalten wir hier reichhaltige und wichtige Nachrichten«. Also der Herausgeber, der es sich angelegen liess, einen durchaus getreuen Abdruck des Originals zu geben, und demselben auch manche erklärende Anmerkungen sowohl sprachlicher als sachlicher Art, insbesondere auch über die einzelnen hier vorkommenden Ortsnamen, beizufügen, über den gesammten Inhalt aber ausführlich an einem andern Orte zu berichten sich vorbehalten hat. Nr. XVI enthält den Anfang eines Aufsatzes des Superintendenten und Pfarrer Hübner über »die Kirche S. Bonifacii zu Langensalza vor der Reformation«, und daran schliesst sich unter nr. XVII der letzte grössere Aufsatz von Th. Sickel: »Beiträge zur Geschichte des Naumburger Fürstentages vom Jahr 1561.« Diese Beiträge enthalten eine Reihe von Aktenstücken, welche hier zum erstenmal aus dem kaiserlichen Archiv zu Wien mitgetheilt werden, und allerdings zur Vervollständigung dessen dienen, was über diesen Gegenstand bei Buchholtz in der Geschichte Ferdinand's I. mitgetheilt worden ist. Die Miscellen S. 554 ff., welche den Schluss bilden, enthalten ausser mehreren kürzeren Mittheilungen eine Antikritik von Kirchhoff gegen den oben erwähnten Aufsatz von Lambert, und, was vielleicht auch von Interesse für weitere Kreise sein dürfte, ein von einem Diaconus Rotth zu Halle verfasstes Gedicht an den berühmten Musiker Händel, um diesen über den Verlust seiner gestorbenen Gattin zu trösten: merkwürdig nach Form wie nach Inhalt. Endlich noch genealogische Mittheilungen über die Familie Göthe in Artern von Gustav Poppe in Artern. — So lässt auch dieser Band in Allem die grosse und gewiss dankenswerthe Fürsorge erkennen, welche dem ganzen Unternehmen von Seiten des leitenden Secretärs der Gesellschaft, Herrn Opel, zu Theil geworden ist.

Catonis philosophi liber post Jos. Scaligerum vulgo dictus Dionysii Catonis Disticha de moribus ad filium. Ad fidem vetustissimorum manuscriptorum atque impressorum recensuit Ferdinandus Hauthal. Berolini sumptibus Calvarii Sociorum MDCCCLXX. XXXVIII und 80 S. in gr. 8.

Diese Ausgabe ist zunächst bestimmt, den Text der unter Cato's Namen auf uns gekommenen, in früherer Zeit so viel gelesenen moralischen Sprüche nach der ältesten noch vorhandenen handschriftlichen Ueberlieferung festzustellen; sie scheint, wenn wir aus den Worten der Vorrede einen solchen Schluss ziehen dürfen, veranlasst durch einen Aufenthalt des Herausgebers zu Paris, wo

Digitized by Google

eine Reihe der ältesten Handschriften dieser Sprüche sich befinden, und zwar solcher, die bis jetzt noch nicht für die Gestaltung des Textes benutzt worden sind, während sie nach der Ansicht des Herausgebers die eigentliche Grundlage für den Text bilden. An erster Stelle wird von ihm gesetzt der Codex Parisinus 2659 (R) des neunten Jahrhunderts, dann folgen Cod. Par. 8320 (E) aus dem Anfang des zehnten, 8093 (Y) von beinahe gleichem Alter, dann 8319 (H), 2772 (S) und 2874 (T) aus dem zehnten Jahrhundert, denen sich noch eine Oxforder Handschrift des eilften und zwei Handschriften zu Cambridge, die eine aus dem eilften, die andere aus dem zwölften Jahrhundert anreihen, so wie eine Pariser 8226 (K) ebenfalls des zwölften Jahrhunderts, nebst einer Anzahl von Codices, welche in das dreizehnte Jahrhundert fallen, aber für die Kritik des Textes, bei dem Vorhandensein älterer und besserer Quellen kaum in Betracht kommen, zumal als diese letzteren auf eine gemeinsame Quelle zurückführen, was auch bei den ersten Abdrücken des Textes, welche noch in das fünfzehnte Jahrhundert fallen, ebenfalls sich herausstellt. Wenn nun der Herausgeber mit nicht geringerer Sorgfalt bemüht war, auch diese ältesten Ausgaben, wie sie hier S. XV ff. aufgeführt und mit aller Genauigkeit beschrieben werden, für sein Unternehmen zu vergleichen und zu benützen, so mag es um so auffallender erscheinen, dass er der Züricher Handschrift, die noch in das neunte Jahrhundert fällt, nicht nachgegangen, und dass ihm daher auch der von Zarncke nach dieser Handschrift (welche Zarncke für die älteste hält) gelieferte Abdruck des Textes unbekannt geblieben ist, wie wir denn überhaupt Zarncke's Schrift*) nirgends erwähnt oder benutzt gefunden haben, was allerdings höchst auffallend erscheinen muss, selbst wenn man der Züricher Handschrift nicht den gleichen Werth, wie den Pariser Handschriften zuerkennen wollte.

An die Besprechung der benutzten Handschriften und älteren Ausgaben knüpft sich noch S. XXII ff. eine weitere Besprechung über den Verfasser dieser Sprüche, welche mit einem Abdruck der Testimonia Variorum aus Daum's Ausgabe begleitet ist. Dass der Vorname Dionysius, welchen Joseph Scaliger vor Cato setzte, auf keiner handschriftlichen Autorität beruht, wird auch hier wieder nachgewiesen, und darum hat ihn auch der Herausgeber auf dem Titel der Ausgabe weggelassen, in welchem dagegen hinter Catonis der Zusatz Philosophi hinzugekommen ist, welcher in der oben an erster Stelle genannten Pariser Handschrift sich findet, in der Züricher, so weit wir wissen, jedoch nicht; dass aber dieser Cato den Namen Philosophus schon im Karolingischen Zeitalter führte, geht aus der von Zarncke (S. 184 f. am a. O.)

*) Der deutsche Cato. Geschichte der deutschen Uebersetzungen der im Mittelalter unter dem Namen Cato bekannten Distichen u. s. w. von Dr. Fr. Zarncke. Leipzig 1852. S. daselbst S. 170 ff. und den Text S. 174 ff.

wie auch von dem Herausgeber S. XXXIV angeführten Stelle aus den Libri Carolini, deren Abfassung in das Ende des achten Jahrhunderts (790—794) fällt, allerdings hervor; es scheint auch nach dieser Stelle, dass man damals diesen Cato als einen heidnischen Philosophen aus früherer Zeit ansah. Und was die Lebenszeit desselben betrifft, so würde man jedenfalls vor die Zeit des Valentinianus I., der 375 gestorben, wegen der in dem Brief des Vindicianus an diesen Kaiser vorkommenden Erwähnung eines Distichon's, zurückzugehen haben, wenn anders die Aechtheit dieses Briefes erwiesen wäre, welche von Sprengel bezweifelt wird. Unser Herausgeber ist geneigt, der Ansicht von Cannegieter zu folgen, welcher den mit dem Namen Cato bezeichneten Verfasser dieser Sprüche noch vor Constantins Zeitalter setzt; er macht dabei insbesondere auf die Reinheit des Styls aufmerksam, durch welche dieser Autor sich vor den Dichtern der späteren römischen Zeit so sehr zu seinem Vortheil auszeichnet.

Was nun den Text selbst betrifft, wie er in dieser Ausgabe vorliegt, so beruht derselbe zunächst auf der Grundlage der oben erwähnten Pariser Handschriften, zumal da dieselben meist eine Uebereinstimmung mit einander zeigen, welche mit Sicherheit auf eine gemeinsame Quelle hinweist, welcher sie alle mehr oder minder entstammen. Der Herausgeber, indem er die Lesarten dieser Handschriften unter dem Texte mittheilt, hat damit aber noch weiter eine Zusammenstellung der abweichenden Lesarten der andern Handschriften, wie insbesondere der verschiedenen Ausgaben, der älteren sowohl, als der späteren hier zu berücksichtigenden, namentlich der von Daum und Arntzen, so wie der griechischen Uebersetzung des Planudes verbunden, und auf diese Weise einen ziemlich vollständigen kritischen Apparat zusammengebracht, bei dem wir nur, zu unserm Bedauern, die Lesarten der oben genannten Züricher Handschrift vermissen; in diese Zusammenstellung sind aber auch manche weitere Erörterungen, welche sich auf die richtige Auffassung und den Sinn einzelner Stellen beziehen, und namentlich manche sprachliche Bemerkung über einzelne hier vorkommende Ausdrücke bringen, aufgenommen, was natürlich den Werth dieser unter den Text gestellten Anmerkungen erhöht, zumal hier stets auf die beiden eben genannten Ausgaben von Daum und Arntzen Rücksicht genommen ist; es ist daher auch ein eigener Index verborum am Schlusse hinzugekommen, in welchem der ganze Wortschatz dieses Autors enthalten ist. Die Nützlichkeit einer solchen Beigabe wird man sich nicht verhehlen.

Wir glauben in Vorstehendem den Charakter dieser neuen Ausgabe hinreichend bezeichnet zu haben; ein näheres Eingehen in die an einzelnen Stellen geübte Kritik, namentlich an solchen, in welchen wir theilweise anderer Ansicht sind, liegt uns um so mehr fern, als wir dazu den Raum nicht besitzen und eine derartige Besprechung andern, dafür zunächst bestimmten Blättern überlassen

Digitized by Google

bleiben muss. Aber es wird, denken wir, hinreichend aus diesem Bericht Werth und Bedeutung dieser neuen Ausgabe der einst so viel gelesenen, jetzt wider Gebühr ganz vergessenen Sittensprüche des späteren römischen Alterthums, erkannt werden, und, das möchten wir wohl wünschen, diese neue Ausgabe selbst eine Veranlassung geben, wieder mehr mit diesen Sprüchen sich zu beschäftigen, ihre Lectüre wieder vorzunehmen und selbst weiter zu verbreiten.

Neuer Atlas von Hellas und den hellenischen Colonien in 15 Blättern bearbeitet von H. Kiepert. Zweite Lieferung. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (A. Effert und Lindtner) 1870 in gross Querfolio.

Bei der Anzeige dieser zweiten Lieferung kann füglich auf den Bericht verwiesen werden, welcher in diesen Jahrbb. 1868 S. 155 ff. über dieses Unternehmen bei dem Erscheinen der ersten Lieferung erstattet worden ist: dort ist die Anlage des Ganzen, so wie die vorzügliche Ausführung näher besprochen, und können auch die fünf weiteren Blätter, die den Bestand dieser zweiten Lieferung bilden, das dort Gesagte nur bestätigen, eben so wohl was die sorgfältige Benützung des geographischen Materials betrifft, das die neuesten Forschungen und Untersuchungen, die bisher noch nicht in dieser Weise benutzt worden sind, geliefert haben, als die wohl gelungene Ausführung: beides kann zeigen, dass dieser Atlas sich mit Recht als ein neues Werk bezeichnen kann.

Von den erwähnten fünf Blättern dieser zweiten Lieferung enthält das eine (nr. III des Ganzen) Hellas im dritten Jahrhundert vor Christo, mit sorgfältiger Unterscheidung des achäischen und ätolischen Bundesgebietes und der übrigen hellenischen Staaten, Epirus, Macedonien und das pergamenische Reich in Kleinasien; auf einem besonderen Carton ist Hellas unter den Römern nach den drei Provinzen (Achaia, Epirus und Macedonien) in einem guten Ueberblick dargestellt. Nun folgt nr. 8, welches das mittlere Hellas, d. h. die Bundesgebiete von Attika, Euböa, Böotien, Phocis und Locris enthält, und durch verschiedene Farben die jonischen, dorischen und achaeischen Staaten darstellt; für Thebä, Orchomenos, Delphi und das Schlachtfeld von Platää sind besondere Cartons an den Seiten angefügt, welche den Plan dieser Orte enthalten: Berücksichtigung der neuesten, meist an Ort und Stelle angestellten topographischen Untersuchungen tritt auch hier überall hervor: wo die natürliche Beschaffenheit des Bodens eine Aenderung im Laufe der Zeiten erlitten (wie z. B. bei den Thermopylen), ist diess gleichfalls angegeben. Nr. X bringt die nördliche Hälfte der asiatischen Westküste, also Aeolien und Nord-Jonien mit den

Digitized by Google

nahe gelegenen Inseln; ein besonderer Carton zeigt die troische Ebene nach ihrem gegenwärtigen Zustande: die viel bestrittene Frage über die Lage des alten Troja wird hier natürlich nicht entschieden, aber die Lokalitäten von Neu Ilium und Bunarbaschi nebst den übrigen bemerkenswerthen Punkten werden sehr genau angegeben; für den letztgenannten Ort scheint sich auch der Herausgeber zu entscheiden, wie diess unsere Ansicht stets war und auch jetzt noch ist, ohne durch die neueste Einsprache erschüttert worden zu sein; eben so ist auf einem besonderen Carton ein Plan von Ephesus gegeben, welcher die grossen Veränderungen des Bodens, die dort stattgefunden, erkennen lässt, wie diess eben so bei den kleineren Plänen von Cyzicus und Mytilene der Fall ist. Nr. XII bringt eine Uebersichtskarte der hellenischen Colonien, welche genau nach Farben (jonische, dorische und achäisch-ätolische) unterschieden sind; der untere Raum ist ausgefüllt durch besondere Kärtchen, welche die syracusischen Colonien in Illyrien, dann das von Dorern colonisirte Küstenland von Cyrene, die phokaischen Colonien in Ligystice und die Insel Cypern enthalten. Nr. XV, welche Tafel den Schluss des Ganzen bilden soll, gibt eine Uebersicht der Höhenverhältnisse der hellenischen Länder in Europa mit genauer Angabe der Maasse nach Dekametern; den neuen Benennungen der Orte und Höhenpunkte ist der alte Name stets beigefügt. Es fehlt nun noch zur gänzlichen Vollendung des Werkes die dritte Lieferung, welche die fünf noch übrigen Tafeln, nemlich I, II (Hellas), IV (Peloponnes), VI (Athen und andere Stadtpläne) und VII (nordhellenische Landschaften) zu bringen hat.

Lexicon Sophocleum. Edidit Guilelmus Dindorfius. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXX. Fasc. I. 80 S. in klein Folio mit doppelten Columnen auf jeder Seite.

Wenn das vor fünf und dreissig Jahren erschienene Lexicon Sophocleum von Ellendt jetzt kaum mehr genügen kann, nachdem in diesem Zeitraum so ausgedehnte Untersuchungen über die Dramen des Sophocles stattgefunden, in Folge dessen insbesondere der Text eine vielfach andere und bessere Gestaltung erhalten und mehr auf seine älteste handschriftliche Ueberlieferung zurückgeführt worden ist, so liegt diess in der Natur der Sache, ohne dass damit dem gewiss verdienten Verfasser desselben und seinem ungemeinen Fleiss ein Vorwurf gemacht werden soll: das Bedürfniss eines neuen, den Anforderungen unserer Zeit entsprechenden und jenen Forschungen Rechnung tragenden Wörterbuchs tritt daher um so fühlbarer hervor und soll in dem vorliegenden Werke, dessen erster Fascikel hier vorliegt, seine Erledigung finden. Und dass zu einem solchen Werke vorzugsweise der Mann berufen war,

Digitized by Google

der diesen Dichter so oft, wenn wir nicht irren, schon fünfmal herausgegeben hat und mit allen auf denselben bezüglichen Forschungen so vertraut ist, wird Niemand in Abrede stellen wollen. Es ist bekannt, dass der Verf. unbedingt auf der Seite derjenigen steht, welche in dem Codex Laurentianus die älteste, und darum für den Text vorzugsweise zu beachtende Quelle der handschriftlichen Ueberlieferung erkennen, und wenn in Folge dessen Manches, was als Lesart jüngerer Handschriften früher Aufnahme in den Text und daher auch in das Lexicon gefunden hatte, nun weggefallen ist, so wird dieser Ausfall wieder ersetzt durch die Aufnahme mancher bei Ellendt fehlenden Worte. Eben so fielen manche der bei Ellendt hinzugekommenen Erklärungen, Vermuthungen oder Aenderungsvorschlägen weg, zu deren Beibehaltung kein Grund mehr jetzt vorlag. Der Verf. bemerkt dagegen über seine eigene Thätigkeit Folgendes: »ego severiore habito delectu ea tantum memoravi, quae vel certa vel probabilia essent, nec tamen diversarum opinionum rationem habere defugi quae pari fere probabilitate commendarentur in locis, quorum vel scriptura vel interpretatio nondum extra dubitationem posita haberi posset«; er hat überdiess ausführlicher in einem besondern Aufsatze, welcher in dem zehnten Heft der Neuen Jahrbb. für Philologie und Pädagogik vom Jahre 1869 sich abgedruckt findet, das Verhältniss, in welchem sein bei der Fertigung dieses sophocleischen Lexicons eingehaltenes Verfahren zu dem steht, was Ellendt bietet, nachgewiesen und an einer Reihe von einzelnen Artikeln die Nothwendigkeit und das Bedürfniss der Anlage eines neuen Wörterbuches begründet. Wir wollen das, was an diesem Orte bemerkt ist, hier nicht wiederholen, wohl aber dürfen wir noch daran erinnern, wie in der Aufnahme dessen, was in den alten Scholien vorkommt, mit aller Sorgfalt verfahren worden ist, indem der Verfasser das, was dem spätesten, byzantinischen Zeitalter von derartigen Erklärungen angehört, ausgeschieden und eben so das unberücksichtigt gelassen hat, was Suidas oder Eustathius enthalten, da es doch nur im Ganzen aus diesen älteren Scholien entnommen erscheint. Dass übrigens bei jedem einzelnen Worte die Stellen, in denen es vorkommt, ganz abgedruckt sind, wie diess auch von Ellendt geschehen ist, war gewiss zweckmässig, indem dadurch erst das Ganze für den Gebrauch und die Benützung den rechten Werth erhält.

Vorstehender erster Fasciculus enthält den Buchstaben A und den Anfang von B: man kann hinreichend daraus die Behandlung ersehen, welche dieser schwierigen und mühevollen Arbeit in so befriedigender Weise zu Theil geworden ist. Wir erinnern hier vor Allem an die Partikeln, auf welche schon Ellendt besondern Fleiss verwendet hatte, der selbst die gewöhnlichsten Partikeln, die unzähligemal vorkommen, nicht übersehen zu können glaubte. Unser Verfasser sagt darüber am Schluss seines Vorwortes: »Ego

mediam quandam viam inii, ut rariorum particularum exempla, ut par erat, omnia apponerem, vulgarium vero aliquanto quidem plura quam opus erat ab Ellendtio collecta servarem, sed quae de iis dixisset, saepe corrigerem et compendifacerem.« Um sich zu überzeugen, mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit kritisch wie exegetisch diese Partikeln behandelt sind, vergleiche man nur den ersten die Interjection *ἆ* betreffenden Artikel, oder den Artikel über *ἀεί* (nicht *αἰεί*), über *ἄρα* und *ἆρα*, über *αὖ* und *αὖθις*, insbesondere aber über *ἀλλά*, das sehr ausführlich behandelt ist, und den fast fünf Seiten mit doppelten Columnen bei kleinerem, aber deutlichem Druck einnehmenden Artikel über *ἄν*, auf welchen wir besonders aufmerksam machen, da hier die verschiedenen Beziehungen, in welchen diese Partikel in den noch vorhandenen Dramen des Sophocles angewendet vorkommt, dargelegt sind. Mit gleicher Sorgfalt sind die Präpositionen *ἀντί* und *ἀπό* behandelt, eben so das Pronomen *αὐτός*, welches fast drei Seiten einnimmt, desgleichen, um auch ein Nomen anzuführen, das Wort *ἀνήρ*, oder von Verben die Worte *ἄγω*, *αἱρέω* und *ἄιρω*, *ἀκούω*, *βαίνω* und andere. Dass den Eigennamen dieselbe Behandlung widerfahren ist, zeigen Artikel wie *Ἀβαί* (nicht *Ἄβαι*), *Ἅιδης*, *Αἴας*, *Ἄρης*, dessen Casusformen, so wie die Prosodie derselben genau erörtert werden, u. A.

Eines weiteren Eingehens bedarf es nicht, um den Charakter dieses neuen Unternehmens zu zeichnen, dessen Fortsetzung und Vollendung man nur verlangend entgegen sehen kann.

Die Reden des Grafen von Bismarck-Schönhausen. Erste Sammlung. Reden aus den Jahren 1862—1867. Zweite Auflage. Berlin 1870. Verlag von Fr. Kortkampf, Buchhandlung für Staatswissenschaften und Geschichte. 352 S. in gr. 8.

Es wird wohl kaum nöthig sein, noch besonders aufmerksam zu machen auf diese Schrift, welche in einer wohlgeordneten Zusammenstellung einen Abdruck aller derjenigen Reden enthält, welche der berühmte Staatsmann in den verschiedenen Landtagssitzungen gehalten hat, und zwar kommen zuerst die Reden, die von ihm in den Sitzungen der preussischen Landtage, des Herrenhauses wie des Hauses der Abgeordneten, während der Jahre 1862, 1863, 1864, 1865 und 1866 gehalten worden sind; dann folgen die bei dem constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 gehaltenen: wer die Gestaltung der deutschen Verhältnisse in der neuesten Zeit, insbesondere die des Norddeutschen Bundes näher kennen lernen will, wird auf diese Reden insbesondere zu verweisen sein, wenn er darüber eine richtige Ansicht gewinnen will. Der Abdruck der einzelnen Reden ist ganz genau und getreu. Ausser dem Inhaltsverzeichniss wird die Benutzung durch ein eigenes alphabetisch geordnetes Sachregister gefördert.

Digitized by Google

Nr. 36. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kirchenrecht.

In Deutschland besteht kein Buch über das öffentliche Recht der Kirche. Man muss technisch sprechen von dem Rechte der Kirche an sich, und nicht von dem Rechte der Staaten und der Kirche. Das bekannteste Buch ist das von Devoti: er theilt es ein in das jus personarum, rerum und judiciorum. Besondere Arbeiten über das jus publicum haben geliefert Soglia und Tarquini. Das Buch von Soglia hat nachdem Papst Leo XII. in seiner constitutio »quod divina sapientia« eine solche Darstellung verlangte, die drei Capitel de statu ecclesiae, de summo Pontifice universae ecclesiae Rectore, de episcopis Rectoribus particularium ecclesiarum.

Im Concilio Tridentino stand die Lehre von der Zurechnung, und den Sacramenten, im Concilio Vaticano bis jetzt die Lehre von der Kirche und der Verfassung in dem Haupte der Kirche. Die Literatur zum Concilio Vaticano ist schon jetzt grossartig: wir führen nur an die fast auf sechzig u. s. w. geführten Briefe der allgemeinen Zeitung, die Anregung durch Döllinger, die besondern Schriften in der Uebersicht des »Literar. Handweiser«, sowie im Archiv für kathol. Kirchenrecht Bd. 23 f. Die Aeusserungen Einzelner z. B. über die Unfehlbarkeit des Papstes in den theologischen Lehrbüchern Deutschlands — dann von Walter in dem Kölner Volksblatt 1870. Blatt I. Nr. 51. Dieringer ebendort 57. Die Darstellung von Segesser Studien und Glossen, der auf S. 40 der katholischen Laien in Deutschland und Frankreich gedacht u. s. w. Dazu noch dasjenige, was von nicht-deutschen Schriftstellern angeführt ist bei Vering im Archiv f. Kirchenr. Bd. 24. S. LXV ff. und von deutschen ebendaselbst S. LXVII ff.; endlich die historisch-politischen Blätter.

Es ist dieser Punkt kirchlich bis auf diesen Tag zu einem grossen Stück Arbeit gebracht. Die Glaubenslehren de fide et moribus sind festgestellt d. i. die Auctorität, die Rechte und Pflichten des Papstes in dieser speciellen Rücksicht, wobei man auch überhaupt der päpstlichen Constitutionen, namentlich der im Corpus juris Canonici gedenken darf. Das Princip der katholischen Kirche ist die Einheit derselben. Die Kirche will es auch hier mit den Staaten nicht verderben. Es hat Vering im 24sten Band des Archivs ein Capitel über die Diplomatie geschrieben.

Zwei Dinge sollten zuerst geordnet werden:

1) Die Glaubenslehren de fide et moribus — die Auctorität? (Wo steht darüber Etwas in den neuesten Lehrbüchern des Kirchenrechts?) Sie kömmt von Gott.

Digitized by Google

2) Die Disciplin in den Rechten des Papstes mit Rücksicht auf die Einheit der Kirche. Dieses geschieht durch die Hierarchie. Was ist sie? Die Unfehlbarkeit des Papstes — also weder ein monarchisches noch aristokratisches Princip im Sinne des Aristoteles.

Was will das heissen — der Papst ist unfehlbar. Es heisst nicht, er ist zurechnungsunfähig. Die Lehre von Honorius I. gehört daher nicht hierher.

Beide (Kirche und Disciplin) stehen in innigster Verbindung. Von der persönlichen Richtung des Papstes kann wieder nichts abhängen.

Es ist nun Zeit auf den gegenwärtigen juristischen Standpunkt der katholischen Kirche, namentlich der Verfassung und der Kirchenämter, besonders in Beziehung auf den Papst hinzusehen.

Es gilt hier a. der Kirche, b. der Staaten, c. den neuesten Kirchengesetzen. Das Recht der modernen Staaten ad c. kann nicht entscheidend werden! Frankreich, Oesterreich, Preussen, Baiern u. s. w. Syllabus § 80.

Eine Zusammenstellung der Dinge, welche im vaticanischen öcumenischen Concilium verhandelt werden sollen, findet sich im XXIII. und XXIV. Band des Archivs von Moy und Vering. Offenbar hätte schon im drei und zwanzigsten Band, wie im Titel des vier und zwanzigsten Bandes die besondere Rücksicht auf das vaticanische Concil, ausdrücklich hervorgehoben werden sollen. Die erste Abhandlung ist so überschrieben: Die Messiasfrage und das vaticanische Concil — d. i. hier die Vollendung des Judenthums und des Christenthums. (Ueberschriften sind sehr wichtig, nicht immer gut.) Ausserdem hat die gedachte Abhandlung sub II. III. die Constitutio dogmatica de fide catholica. IV. Die Verhandlung über einen gemeinsamen Katechismus. V. Postulatum einiger Bischöfe in Bezug auf die Bulle Unam sanctam und das Verhältniss der Kirche zu den Staaten. VI. Das Verhältniss der Staaten ist schon einfacher, es lässt sich auch auf Deutschland ein, ist aber sehr unsicher, ob das liberale System Daru's in Frankreich oder das noch liberalere von Ollivier Etwas für die Kirche thun wird. Der letztere will abwarten. Die Antwort von Antonelli ist vorzüglich. Zuletzt unter VII. kommen Verhandlungen über den Primat und die Unfehlbarkeit des Papstes.

Das vaticanische Concilium selbst ist von Anfang her wohlgeordnet und zwar

1) in den Vorbereitungen der Theologie, die wir schon in der 4. Auflage unseres Kirchenrechts angeführt haben, und die ganz den künftigen Verhandlungen des Concils selbst entsprechen, wie sie schriftlich und mit Zuziehung aller Stimmführer, endlich in der Abstimmung placet vel non placet provisorisch mit der Weisung des Vorbehalts, in der Definition selbst ohne Vorbehalt gegeben werden.

Digitized by Google

2) in der mündlichen und schriftlichen Verhandlung selbst, wo nur die erste wesentlich ist, die andere zufällig.

Wir gehen nun auf das Princip der kirchlichen Verfassung selbst über. Bis hieher stand die Sache so: Die Lehre war die Grundlage und wurde unter den Clericis zur Gewalt: die Kirche selbst gab die Heiligung und das Regiment. Die Lehre ohne Gewalt gehört auch den laicis und den Weibern. Die Kirchengewalt war entweder die hierarchia ordinis oder jurisdictionis. Die Lehrgewalt stellten die Meisten als Clericalgewalt besonders auf: die Aeltern z. B. Thomas von Aquino rechneten sie als Lehrgewalt zur jurisdictio und nur der Papst war hier unfehlbar. Christus und Petrus und das Concilium zu Florenz.

Jetzt dachte man daran, die Folgen der Unfehlbarkeit darzustellen: der Gewalthaber hatte verschiedene Mittel, und der die höchste Gewalt hatte, also der Papst, konnte nicht von dem Concilium gerichtet werden, aber er musste andere Mittel gebrauchen, als das Anathem. Dies geschah bei der constitutio doctoris ex cathedra. Ob der Papst hier unfehlbar war, ist der Zweifel der Ordnung, die eben jetzt festgesetzt werden sollte. Ob dieses durch das Capit. IV de Romani Pontificis infallibili magisterio festgesetzt werden sollte, war der Zweifel, der nach Thomas von Aquino und Cajetano früher, wenn auch nicht in diesen Worten, festgesetzt war.

Vor Allem ist zu bemerken, dass die deutsche Uebersetzung bei Vering: unfehlbares Lehramt (de Romani Pontificis infallibili magisterio) nicht genau ist, denn magisterium ist allerdings eine Jurisdictionsgewalt, aber verschieden von ministerium und regimen. Zum ministerium gehören auch die Heilmittel, der reale Leib, zum Regimen der Mystische der Kirche.

Es ist kein Zweifel, dass die Gesammtdarstellung in der Folge eine andere werden wird, als wie sie jetzt theoretisch liegt, worauf wir uns aber nicht einlassen wollen. Noch ein anderer Redactionspunkt kommt in Betracht. Bei Vering stehen in cap. IV die Worte: non autem ex consensu ecclesiae?*)

Die Sache ist selbst mehr ein theoretischer als ein practischer Streitpunkt. Was hat das Lehramt für eine Bedeutung im päpstlichen Regiment: Unfehlbar war der Papst zu jeder Zeit: aber die Folge war eine andere: derjenige, welcher dem infallibile magisterium nicht folgte, der constitutio ex cathedra, wurde gestraft: der Geistliche mit der Excommunication. Aber ein Glaubensartikel war es gerade nicht. Jedenfalls aber konnte der Geistliche nicht dagegen lehren und handeln. Dieses war es, was die Regierungen und die Wissenschaft gerne ertragen hätten, wenn nur die Kirche selbst in ihren

---

*) Nach der von uns an Herrn Collegen Vering gegebenen Erinnerung fügt er bei, dass im giornale di Roma nach dem österreichischen Volksfreund Nr. 180 steht: „Absque consensu ecclesiae.“

Digitized by Google

endlichen Vollzugsmitteln unabhängig geblieben wäre. Practisch also war die Sache nicht, und es ist ein ziemlich unnützer Streit, wenn Kirche und Staat tolerant gegeneinander verfahren. Von der Opportunität kann nicht die Rede sein. Die Regierungen selbst müssen wissen, wie sie zu handeln haben, und die Kirche kann ohne Gefahr der Zukunft entgegengehen. Dieses ist auch die Ansicht Segesser's und der Recensent stimmt mit ihm überein, wenn er wünscht, dass Pius IX. ebenso verfahre, wie einst Pius V. Die Grundwahrheiten der katholischen Kirche werden dadurch gerettet, die bischöfliche Gewalt verliert Nichts und die staatliche kann sich eines guten Fundaments in der neuen Ordnung gefallen. Ob freilich Alle so denken, namentlich die Staatsmänner selbst in Oesterreich, kann und muss in unserer Zeit bezweifelt werden. —

Der Verfasser gedenkt noch zwei kleine Schriften zu schreiben: 1) das öffentliche Recht der Kirche, wozu noch der übrige Theil der Beschlüsse des vaticanischen Concils gehört; 2) die Grundzüge des weltlichen und geistlichen Rechts der Römerzeit, des Mittelalters und unserer Zeit. Schon bei den Römern, die Nichtchristen waren, gab es ein jus divinum und ein positives jus gentium: aber kein Naturrecht als philosophische Bestrebung und keine Dogmengeschichte als historische. Das gemeine deutsche Privatrecht ist nicht gemein, sondern es ist das jus Romanum, die Nationalrechte sind nicht gemein, sondern meistens Zusätze zum römischen Privatrecht, oder oft, wo es nationalrechtlich geboten schien, Abänderungen des gemeinen Rechts. Das moderne Staatsrecht gehört nicht hierher. Das canonische Recht ist theils ein öffentliches Recht der Kirche, theils eine Correction des römischen Privatrechts durch das Recht des Mittelalters.

Rosshirt.

Geschichte Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahr 1453 bis auf unsere Tage. Von Karl Mendelssohn-Bartholdy. In zwei Theilen. Erster Theil. Von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken bis zur Seeschlacht bei Navarin. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1870. XIII und 545 S. in gr. 8. (Auch mit dem weiteren Titel: Staatengeschichte der neuesten Zeit. Fünfzehnter Band.)

Unter den verschiedenen Werken, welche die Geschichte der neueren Zeit behandeln und in dieser »Staatsgeschichte der neuesten Zeit« vereinigt sind, nimmt das vorstehende eine hervorragende Stelle ein, eben so sehr durch den Gegenstand, den es behandelt, als durch die Art und Weise, in welcher dieser Gegenstand, man kann sagen, zum erstenmal nach seinen wahren Quellen, behandelt

Digitized by Google

ist, selbst abgesehen von der anziehenden Form des Ganzen, der lebensvollen, blühenden Darstellung, und dem frischen Geiste, der das Ganze durchweht. Noch immer ist, auch nach so manchen bitteren Enttäuschungen das Interesse nicht erloschen, das jeder Gebildete an den Schicksalen des heutigen Griechenlands nimmt, die Theilnahme nicht erstorben, die Jeder dem Lande zollt, das einst der Höhepunkt aller geistigen Bildung war und dem er selbst die eigene Bildung verdankt. Von diesem lebendigen Gefühle ist aber auch der Verfasser durchdrungen, der uns in diesem Werke die Frucht zehnjähriger Mühen bietet, so wie eines dreimaligen Besuches des Landes selbst, das er auf diese Weise selbst näher kennen gelernt hat und dadurch auch in den Stand gesetzt ist, über alle Vorkommnisse ein richtigeres Urtheil zu fällen. Wohl stand ihm die gesammte Literatur zu Gebote, wie diess bei keinem der zahlreichen Vorgänger der Fall ist, welche seit Finkeisen und Thiersch bis auf Prokesch in seinem sechsbändigen Werke die neueste Geschichte von Griechenland, insbesondere die Zeit des griechischen Freiheitskampfes behandelt haben: während diese meist mehr oder minder auf Trikupis Werk, wie es in der zweiten Auflage in vier Bänden (1862) vorliegt, und auf Filimon sich in der Darlegung der Ereignisse stützen, ist diesen doch eine Reihe von Schriften, grösseren wie kleineren, man kann fast sagen, eine ganze Literatur, wie sie zum Theil selbst das erwähnte Werk des Trikupis hervorgerufen hat, unbekannt geblieben, und war diess um so mehr zu beklagen, als manche Angaben in diesem Werke dadurch modificirt, theilweise selbst als irrig und ungenau nachgewiesen worden sind, und eben so auch die Angaben Filimon's durch die bei ihm vorherrschende Tendenz der Verherrlichung der Familie Ipsilanti's vielfach in einem ganz andern Lichte erscheinen und daher ein besonderes Vertrauen nicht ansprechen können.

»Je länger man sich (bemerkt der Verf. im Vorwort) mit den Quellen beschäftigt, desto deutlicher erkennt man, dass Trikupis eben so wenig wie Filimon auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Die älteren Bearbeitungen und Aufzeichnungen eines Perrhäwos, Sutsos, Rhizo Nerulos, Spiliadhis, Frentsis, Foteinos, Th. Kolokotronis, Germanos sind durch Trikupis keineswegs entbehrlich gemacht worden und seit dem Erscheinen der »Geschichte des griechischen Aufstandes« ist eine ganze Reihe von Monographien aufgetaucht, deren Bestreben dahin geht, Verstösse und Irrthümer des Trikupis zu enthüllen und zu beseitigen. Ich nenne: Fotakos, Nikodemos, Tsamados, Kotsia, Kutsonikas, Orlandos, G. Kolokotronis« (S. VI). Alle diese Schriften, ausserhalb Griechenland meist kaum dem Namen nach bekannt, sind von dem Verfasser benutzt und für sein Werk verwerthet worden, das mithin auf einem ganz andern Grunde von Quellen beruht. Dazu kommt aber noch weiter, dass dem Verf. die Benützung der österreichischen Archive verstattet war, und zwar in einer bisher kaum vorgekommenen Weise,

Digitized by Google

indem ihm durch die Liberalität des Reichskanzlers nicht blos die Benützung des Haus-, Hof- und Staatsarchivs gestattet war, sondern auch die Durchsicht aller noch nicht in dieses Archiv abgelieferten Akten des auswärtigen Amtes über Griechenland bis zum Jahr 1852; überdem sind ihm auch aus Griechenland selbst manche Privatmittheilungen, Abschriften von bisher unbekannt gebliebenen Aktenstücken u. dgl. zugekommen. Auf diese Weise stand dem Verf. ein Material von Quellen zu Gebot, wie diess wohl kaum über eine Zeit, die uns verhältnissmässig so nahe noch liegt, einem andern Geschichtsforscher zu Theil geworden ist, und wird man sich daher auch nicht wundern, wenn auf der Grundlage eines solchen mit kritischer Umsicht stets benutzten Quellenmaterials eine Geschichte des neuern Griechenlands zu Stande gekommen ist, die von den früheren Darstellungen sich so wesentlich unterscheidet, und in so Vielem zu ganz anderen, aber wohl begründeten, Ergebnissen gelangt ist. Für den zweiten Theil ist dem Verf. auch die Benutzung des preussischen Staatsarchivs zugesagt worden.

Der erste hier vorliegende Theil reicht, wie schon aus dem Titel ersichtlich, bis zu dem Jahre 1828; der zweite soll das Werk bis zu dem Jahre 1862 fortführen. Der erste bringt in seinem ersten Buch, das die Aufschrift führt: »Die Griechen unter türkischer Herrschaft« eine allerdings nothwendige Einleitung, welche von der Eroberung Constantinopels durch die Türken im Jahr 1453 ausgeht, und über die Herrschaft der Türken und den Einfluss derselben sich verbreitet, aber auch das Fortbestehen griechischen Wesens in Kirche, Sprache und Bildung mitten unter äusserem Druck nachweist, insofern aus diesen Verhältnissen die ganze Erhebung des Volks, wie sie in unserm Jahrhundert stattgefunden, zu erklären ist. Daher geht der Verf. in eine nähere Besprechung dieser Verhältnisse ein: er schildert zuerst den Klerus, dessen Beziehungen zum Volk und den Zusammenhang mit demselben; eine besondere Erörterung ist dann der Sprache gewidmet, und deren Fortleben. Es mag erlaubt sein, aus diesem wichtigen Abschnitt nur Einiges mitzutheilen, was uns so nahe berührt. »Die griechische Sprache, sagt der Verf. S. 20, ist nie in dem Sinn eine todte gewesen, wie die lateinische. Sie lebte in den dunkelsten Zeiten fort.« Wenn sie auch mannichfachen Verderbnissen unterlag, so darf doch daraus nicht gefolgert werden, dass man aufgehört habe, griechisch zu sprechen, und dass die Sprache wesentlich verändert worden. Schon vor der Einnahme Constantinopels hatte die griechische Sprache auch ihr Vulgäridiom so gut wie die römische in der sogenannten lingua rustica; es kamen in der Sprache des Volks schon frühe mancherlei Abweichungen von der Schriftsprache der Gebildeten vor, Verwechselung der Casus und Anderes der Art. »Allmälig verschwanden der Dativ und der Dual, der Optativ und der Infinitiv; man umschrieb das Futurum und das Plusquamperfectum, der rauhe Mund des gemeinen Mannes

Digitized by Google

widerstrebte immer mehr den Feinheiten der Grammatik. Fehlerhafte Beugungsformen, unklassische Wortformen, Fremdwörter schlichen sich ein, die Quantität ging verloren und ward schliesslich ganz durch den Accent verdrängt.« Der Verf. erinnert in dieser Beziehung an die schon frühe vorkommenden, sogenannten politischen Verse, in welchen mit der Beseitigung der Quantität nur der Accent die Grundlage des Rhythmus bildete; insbesondere erinnert er an zwei Producte des eilften und zwölften Jahrhunderts, die Chronik des Simon Sethos und die Klagelieder des Ptochoprodromos, in welchen ganz bestimmte Spuren der gegenwärtigen griechischen Vulgärsprache hervortreten: es blieb aber diese Sprache beider Autoren »lange genug auf die niederen Klassen des Volks beschränkt. Lange genug hat die griechische Vulgärsprache schüchtern und verborgen vor der eleganten Hofsprache gleichsam im Dunkel gelebt, bis sie nach der Zerstörung Constantinopels und der Zerstreuung der byzantinischen Gelehrten an's Licht trat und allgemeine Geltung erlangte. So entstand die neue aus der alten griechischen Sprache; die Sprache bildete das geistige Band zwischen Sonst und Jetzt«. Der Verf. zeigt dann weiter den Aufschwung, welchen die in unserm Jahrhundert erstehende griechische Nationalliteratur nahm, und hebt hier mit allem Recht die Bemühungen des edlen Korais und die Erfolge, von welchen diese Bemühungen begleitet waren, hervor. Seine Darlegung gipfelt dann in dem Satze, den wir wörtlich hier anführen wollen: »So war der griechische Aufstand auf geistigem Gebiete gleichsam vorbereitet worden; Korais und seine mitstrebenden jungen Freunde waren die literarischen Pioniere der Revolution« (S. 30). Wir bedauern nicht ein Mehreres aus diesem schönen Abschnitt mittheilen zu können, so wie auch aus der daran geknüpften Schlussbetrachtung, welche über die in neuester Zeit aufgestellte Hypothese von dem gänzlichen Untergang des alten Hellenenthum's und der völligen Slavisirung des jetzigen Griechenlands sich verbreitet, aber mit schlagenden Gründen die völlige Grundlosigkeit dieser mit so vielem Eklat in die gelehrte Welt geschleuderten Behauptung darlegt und uns zeigt, wie »das Slavische vielmehr räumlich wie chronologisch auf ein sehr bescheidenes Maass zurückzuführen ist« (S. 35).

An diese sprachlich-literärische Untersuchung, die uns zugleich mit dem Wesentlichsten bekannt macht, was die neugriechische Literatur der neueren Zeit aufzuweisen hat, und die einzelnen, bedeutenderen Schriftsteller vorführt, schliesst sich eine eben so anziehend gehaltene Vergleichung des Volkscharakters und der Sitten der Bewohner des jetzigen Hellas mit denen des alten Hellas: es fehlt hier nicht an überraschenden Analogien jeder Art, hinsichtlich deren auf das Werk selbst verwiesen werden muss; was in neuester Zeit von Wachsmuth und Andern über diesen Gegenstand geschrieben worden, hat die gebührende Berücksichtigung aller Orten gefunden. Vor Allem aber wird auf die Schluss-

Digitized by Google

betrachtungen dieses Abschnittes zu verweisen sein, wir meinen die Schilderung, welche der Verfasser von dem Charakter der heutigen Griechen, ihrem Partikularismus, so wie von den Einflüssen des türkischen Regierungsystemes entwirft, um so zu einem richtigen Urtheil und einer diesem entsprechenden Würdigung dieses Volkes zu gelangen. Wir werden dann selbst die neuesten Vorfälle, welche in den Augen Europa's einen so düstern Schatten auf dieses Volk geworfen haben, eher zu begreifen wissen.

Mit dem zweiten Buch: »Vorbereitende Bewegungen und Ausbruch der griechischen Revolution« S. 58 ff. treten wir in die geschichtliche Darstellung selbst ein: es stellt dasselbe den Verfall der Türken seit Sultan Suleiman, dann das Eingreifen des Auslandes, insbesondere Oesterreichs und Russlands in die orientalischen Angelegenheiten dar, es zeigt, wie seit Sultan Selim III. das Eingreifen Frankreichs, der Einfluss der französischen Revolution, der Zug der Franzosen nach Aegypten und Anderes auf Griechenland einwirkte, während in der Türkei die centrifugalen Kräfte immer mehr bemerklich wurden, und Vasallen, wie ein Pasvan Oglu, Mehmet Ali, Ali Pascha zu Janina eine Selbständigkeit gewinnen konnten, die sie dem Ansehen des Sultan Trotz bieten liess. Insbesondere, was Ali Pascha betrifft, wird dessen Auflehnung wider den Sultan in unmittelbaren Zusammenhang mit der Erhebung der Griechen gebracht. »Denn der Tyrann von Janina war es, welcher, während er auf eigene Rechnung zu unterdrücken suchte, nur den aus der Knechtschaft aufathmenden Griechen die Waffen in die Hände gab und der, freilich ohne es zu wollen, die griechische Revolution zum Ausbruch gebracht und gefördert hat. Seine Rebellion gegen den Sultan und der nationale Geheimbund der Griechen, die Hetärie, haben die Revolution von 1821 unmittelbar vorbereitet« (S. 78). Der Verf. verbreitet sich in eingehender Weise über Ali Pascha und sein Verhalten, wobei noch Manches Andere, was damit in Verbindung steht, zur Sprache kommt, dann aber, insbesondere auf die Berichte des Perrhäwos und Kutsonikas gestützt, sucht er, zum erstenmal, wie wir glauben, den Beweis zu liefern, dass die griechische Revolution nicht, wie man bisher gewöhnlich annahm, im April 1821 zuerst ausgebrochen, sondern dass sie schon im December 1820 in Suli ausbrach. Die Sulioten, von den Türken zur Belagerung Janina's herbeigezogen, unterhandelten durch Marko Botharis mit Ali Pascha, fielen darauf von dem Sultan ab und pflanzten die Freiheitsfahne zu Kiafa auf (vgl. S. 125 ff.). Dort kämpften sie bis zum Herbst 1822 unter Botharis wider die Türken und bildeten gleichsam einen schirmenden Wall für die Aufständischen im Süden. Es ist ein besonderes Verdienst des Verfassers, diesen Kampf, von dessen Ursprung wie von dessen Bedeutung für die nationale Sache man früher kaum eine Ahnung gehabt zu haben scheint, in das gehörige Licht gesetzt und dessen volle Bedeutung nachgewiesen zu haben. Es knüpfen sich daran

Digitized by Google

eben so eingehende Untersuchungen über die Hetärie, und die Verbreitung des Aufstandes durch dieselbe; wie auch hier des Verfassers Ansichten, die er schon früher in einem Aufsatz in Sybel's histor. Zeitschrift Bd. XVI S. 294 ff. begründet hatte, von den bisher angenommenen abweichen, und zu einer neuen, und wie wir es ansehen, richtigeren und wohl begründeten Auffassung führen, ist schon aus dem genannten Aufsatz ersichtlich, und tritt hier noch mehr hervor. Das dritte Buch: »Das Flitterjahr der Revolution 1821« S. 156 ff. führt zuerst den traurigen Ausgang des durch Ipsilanti in den Fürstenthümern erregten Aufstandes und das klägliche Ende Ipsilanti's selbst vor; dann schildert der Verfasser den Ausbruch des Kampfes im Peloponnes, wobei er besonders den Berichten von Fotakos, des Adjutanten von Kolokotronis, so wie den Memoiren des Letzteren selbst folgt, und dadurch allerdings zu Resultaten gelangt, welche den bisherigen Geschichtschreibern fremd geblieben sind, eben weil sie derartige Quellen gar nicht zu benutzen in der Lage waren. Aus der hier gegebenen Darstellung erhellt, dass unter den Griechen damals zwei Strömungen bestanden, eine Partei der Vornehmen und Reichen, der Primaten und hohen Kleriker, welche für das Abwarten geneigt war und dabei auf das Ausland seine Hoffnungen gerichtet hatte, ihr gegenüber eine Partei der Armen und niederen Kleriker, welche mit Ungestüm darauf drang, endlich loszuschlagen. Papa Flasas, der Hauptführer der letzteren, brachte es auch nach langem Streiten mit den ersteren, den sogenannten »Zauderern« dahin, dass einer seiner Helfershelfer Soliotis in Kalawrytä die ersten Gewaltthätigkeiten verübte, wodurch die ganze Provinz, namentlich auch der Primat Zaimis compromittirt wurde. So mussten auch die, welche bisher gezögert hatten, losschlagen. Es ergibt sich daraus, wie die Darstellung bei Trikupis, welcher man bisher folgte, wornach Zaimis zuerst das Signal zum Kampfe gegeben, ganz ungenau ist; nicht minder weicht in der Darstellung der Theilnahme der Inseln an dem Freiheitskampfe der Verfasser mehrfach von der bisher davon gegebenen Darstellung ab: zahlreiche Privatmittheilungen von Personen, welche bei diesen Ereignissen betheiligt waren, aus Spetsia, Psara und andern Inseln, dann die Benützung einer sehr umfassenden und genauen, 1869 erschienenen Geschichte des Seekriegs von Orlandos, dann der Werke von Homerides, Nikodemos, Demetriades, so wie einzelner Flug- und Streitschriften von Kothia, Thamados und Anderen setzten den Verfasser in den Stand, ein ganz anderes, ungleich vollständigeres und im Einzelnen weit verlässigeres Bild dieser Seekämpfe zu liefern und den Antheil, welchen die einzelnen Inseln an diesem Kampf genommen, richtiger darzustellen: wir erinnern hier nur an Psara und dessen hervorragende Verdienste, an die erste Anwendung der Brander (S. 221). Von einem Vorzug der Insel Hydra, von einer Anerkennung des Tombasis oder Miaulis als Oberadmirals der

Digitized by Google

griechischen Flotte kann nach den Mittheilungen des Orlandos nicht die Rede sein. Auch bezüglich der Vorgänge beim Sturm auf Tripolitza und bezüglich des Zugs von Kolokotronis gegen Patras (S. 235), ist es dem Verfasser gelungen, eine richtigere Darstellung zu geben als die, welche bei Trikupis sich findet und manche irrige Angaben enthält.

Das vierte Buch: »Die Prüfungsjahre 1822—1824« S. 238 ff. führt uns mitten in die durch einzelne diplomatische Unterhandlungen unterbrochenen Kämpfe, die allerdings diese Zeit als eine schwere Prüfungszeit für das hellenische Volk in seiner Erhebung erscheinen lassen: auch in diesem Abschnitt wird Manches in einer von den bisherigen Annahmen abweichenden Gestalt dargestellt, weil auch hier neue Quellen zu Gebote standen, die zu einer andern Auffassung und Darstellung führen mussten, wie z. B. in dem Abschnitt über die Schlacht bei Peta (S. 266 ff. vgl. 261), in welchem, gegenüber griechischer und französischer Parteilichkeit, der Antheil der deutschen Philhellenen, nach den Berichten von Elster, Feldhanns und Andern glänzend hervortritt, wie denn überhaupt die ganze Schilderung dieses unglücklichen Kampfes zu den schönsten Partien des Ganzen gehört; nicht minder die Darstellung der furchtbaren Katastrophe von Chios S. 251 ff. Eben so erscheint aber auch die von Trikupis vertuschte Verrätherei des Gogos in einem grellen und scharfen Lichte. Die Pforte vermag sich, erleichtert durch die Einnahme Janina's, den Fall Ali Pascha's und Suli's nun mit ungetheilter voller Kraft auf Griechenland zu werfen, der Zug des Dramalis missglückt und der Führer selbst findet dabei seinen Tod; auch die erste Belagerung Mesolonghi's lässt bereits eine wunde Stelle im Westen Griechenlands wahrnehmen; von einer Unterstützung der europäischen Mächte ist nach der schnöden Abweisung der griechischen Abgesandten an den Kongress zu Verona Nichts zu hoffen, während im Innern bei Gelegenheit der ersten und zweiten Nationalversammlung Spaltungen hervortreten, und eine der reinsten und edelsten Persönlichkeiten des Freiheitskampfes, Marko Botharis bei Karpenisi fällt. »In Mitten der trostlosen Anarchie erscheint die Heldengestalt des Marko Botharis als Trost und Stolz für die Nation« ruft der Verf. S. 315 aus, da wo er in ergreifender Weise das Ende dieses edlen Kämpfers schildert. Die Hoffnung der erschöpften Griechen kehrt sich, da sie von den Fürsten abgewiesen waren, zu den Völkern und findet in der öffentlichen Meinung Europa's einen mächtigen Rückhalt: »Der Philhellenismus war eine Macht geworden (S. 318), er hat die grössesten politischen Widersprüche ausgeglichen, feindselige Parteien in einer gemeinsamen Begeisterung geeinigt. Er hat gewirkt, wie sonst nur religiöse Bewegungen zu wirken pflegen, er hat die Scheidewände von Stand und Nationalität niedergerissen. Mit den Aristokraten gingen die Plebejer, mit den Radicalen gingen die Konservativen, mit der deutschen Jugend und den deut-

schen Gelehrten gingen französische Legitimisten, wie Chateaubriand, Richelieu und Villèle in diesem einen Punkte einträchtig Hand in Hand. Hier wie dort schwärmte man für die »blutende Waise der europäischen Civilisation. Aber die Begeisterung hatte nur Bedeutung, wenn sie sich über die Phrase erhob und That ward. Der Philhellenismus sollte nicht nur Gläubige aller Stände und Nationen, er sollte auch seine Apostel und seine Märtyrer haben«, es bildeten sich allerwärts Hülfsvereine zur Unterstützung der Griechen, selbst der rechnende kaufmännische Sinn des britischen Inselvolkes vermochte diesem Zug der Zeit nicht zu widerstehen: »die griechenfreundliche Stimmung des britischen Kabinets fand eine feste Stütze in der Presse und in der öffentlichen Meinung Grossbritanniens«. — »Der bisherige Krämer-Gesichtspunkt trat nun zurück und wenn irgend Jemand dazu beigetragen hat, ihn durch sein Beispiel zu vernichten und den Philhellenismus in den Augen Englands wie in den Augen der Welt zu adeln, so war es der Märtyrer der modernen Gesellschaft, Lord Byron.«

Mit dem Auftreten Lord Byron's in Griechenland beginnt das fünfte Buch: »Die Krisis« S. 320 ff. Das Wirken dieses Mannes, der als Mensch eben so gross war, wie er es als Dichter gewesen, und sein Tod wird treffend geschildert, dann das Eintreten Ibrahim Pascha's mit seinen Aegyptiern in den Kampf, der Fall von Kassos und von Psara (nach dem Berichte eines Augenzeugen bei Nikodemos, wodurch die Angaben bei Trikupis, Finlay u. A. vielfach berichtigt werden); die Kämpfe bei Kreta, bei Kremmydi und bei Sphakteria, bei Maniaki (nach einer kleinen verdienstlichen Biographie des daselbst gefallenen Papa Flasas), die zweite Belagerung und die letzten Stunden Mesolonghi's. Zugleich gibt sich in der grossen Politik ein Umschwung zu Gunsten der Griechen kund, selbst Oesterreich, was bisher minder bekannt war, tritt auf den Petersburger Conferenzen für die Unabhängigkeit Griechenlands ein: Alles diess, so wie die Entstehung der russo-englischen Allianz, das Aprilprotokoll von 1826, dann der Julitractat von 1827, treten in ein neues, vorher kaum geahntes Licht. Mit gleicher Theilnahme aber verfolgt der Verfasser auch die auf dem Schauplatz des Krieges hervortretenden Ereignisse. Hier erhebt sich eine neue grossartige und merkwürdige Gestalt unter den Griechen in der Person Karaiskakis, welcher zu Arachowa und an andern Orten glänzende Erfolge erzielt, aber bald vor Athen den Heldentod erleidet: die Schilderung, die wir S. 450 lesen, lässt ihn den edelsten Helden der althellenischen Zeit anreihen und eine dunkle, zweideutige Vergangenheit in Vergessenheit bringen (s. diese Jahrbb. 1870 nr. 19). Auf die totale Niederlage der Griechen vor Athen und die Einnahme der Akropolis folgt eine Epoche absoluter Anarchie, während welcher die Griechen aber noch immer Zeit gewinnen, die den bisherigen Geschichtschreibern Griechenlands nicht bekannte Verfassung von Trözen auf breitester, demo-

Digitized by Google

kratischer Grundlage auszuarbeiten: sie sollte einen Damm gegen etwaige Staatsstreichsgelüste des neuerwählten Präsidenten von Griechenland bilden (S. 459). Den Schluss dieses Briefes bildet die Erzählung von der Schlacht bei Navarin und ihren Folgen: auch hier stützt sich dieselbe ausser den bekannten Berichten des englischen Admirals Codrington auf handschriftliche Mittheilungen des österreichischen Admirals Bandeira, auf einen bisher unbenützt gebliebenen türkischen Bericht Moharrem Bei's an Mehmet Ali, und andere Dokumente, durch die es möglich war, manche dunkel und unentschieden gebliebene Vorgänge bei dieser Schlacht (wie z. B. die Frage, wer denn eigentlich die Schlacht selbst angefangen, S. 485) aufzuklären und von diesem wichtigen und einflussreichen Ereigniss eine eben so quellenmässige als anziehende Darstellung zu geben, die uns unwillkürlich ergreift und fesselt. Doch dasselbe gilt auch von so manchen andern Partien dieses Werkes, das von einem frischen und lebendigen Geiste durchdrungen, die edle Theilnahme bekundet, die der Verfasser an dem Volke, dessen Erhebung und dessen Kämpfe er schildert, genommen hat.

Noch haben wir der urkundlichen Zugabe in Beilage I zu gedenken: sie reicht bei kleinerem Druck von S. 505 bis 545 und enthält eine Reihe von Auszügen aus den bisher (auch von Prokesch) gänzlich unbenützten und unbekannt gebliebenen Correspondenzen des Wiener Kabinets mit den Höfen von St. Petersburg, London, Paris, Constantinopel, Berlin, München und Stuttgart aus den Jahren 1821 bis 1827 incl.: wir gewinnen daraus erst den rechten Blick in die diplomatischen Verhandlungen, wie sie durch die Erhebung der Griechen veranlasst unter den Grossmächten zunächst Europa's geführt wurden, und lässt sich daraus erst ein richtiges Urtheil über das Verhalten derselben, insbesondere Oesterreichs, bilden, und wahrhaftig nicht zu dessen Ungunsten: die bisher über das Verhalten dieser Macht, eben so wie auch der übrigen Grossmächte verbreiteten Ansichten unterliegen hiernach vielfachen Modificationen, und finden dadurch die von dem Verfasser in seiner geschichtlichen Darlegung aufgestellten Behauptungen ihre Begründung. Mit welchen Augen man damals von dem sogenannt legitimistischen Standpunkt aus die Erhebung der Griechen, und die Unterstützung, welche dieselbe unter den Gebildeten Deutschlands fand, betrachtete, lässt sich entnehmen aus einem preussischen, an die Gesandtschaften zu München und Stuttgart gerichteten, hier S. 510 ff. wörtlich mitgetheilten Circulare, vom Septbr. 1821, welches sich über die, zumal in Süddeutschland aufgetauchten Bemühungen, durch Geldsammlungen, durch Anwerbung junger Leute für den griechischen Kampf das griechische Volk in seinen illegitimen Bestrebungen zu unterstützen, verbreitet, um die Regierungen zu einem Einschreiten dagegen zu veranlassen. »Unter den Aposteln der Freiheit, heisst es in diesem Circular, hat, soweit uns hier bekannt ist, keiner so viel Frechheit und eine so

Digitized by Google

grobe Verkennung seiner Pflichten und Verhältnisse an den Tag gelegt, als der Professor Thiersch in München, welcher die gesetzlichen Schranken verhöhnend, so seine leidenschaftliche Wirksamkeit in den öffentlichen Blättern seines Landes gefunden, sich nicht entblödet hat, die ungebundene Rücksichtslosigkeit, welche bei der Redaction und Censur der würtembergischen, selbst officiellen Zeitungen obwaltet, zu missbrauchen, um die deutsche Jugend zur Bildung eines bewaffneten Vereins aufzufordern, dem er die Residenz seines eigenen Souveräns zum Sammelplatz anzuweisen kein Bedenken getragen hat.« In welchem Sinn daher auch bei den verschiedenen Grossmächten das Ereigniss von Navaria aufgenommen wurde, geht aus den S. 543 angeführten Depeschen zur Genüge hervor.

Der Mönch von Heilsbronn. Zum erstenmale vollständig herausgegeben von Dr. F. F. L. Theod. Merzdorf, grossh. Oldenburg. Oberbibliothekar. Berlin, H. Ebeling und C. Plahn. 1870. XXVII und 170 S. in gr. 8.

Diese Schrift darf wohl als eine Bereicherung unserer deutschen Literatur angesehen werden, da sie zum erstenmal in Vollständigkeit die Werke eines Autors bringt, welcher nach seiner Persönlichkeit zwar nicht näher bekannt ist, aber in seinen, in das Gebiet der religiösen Prosa wie Poesie fallenden Leistungen einem Tauler, Suso und Andern so nahe steht, und daher es gewiss verdiente weiter bekannt zu werden, wie diess durch die vorstehende Publication nun erreicht worden ist. Die vier hier veröffentlichten Schriften dieses Autors finden sich vereinigt in einer Heidelberger Handschrift, welche nach der Unterschrift eines dieser Stücke in das Jahr 1370 fällt, im Uebrigen aber eine ganz gleichmässige Schreibung erkennen lässt und schon dadurch der Vermuthung Raum gibt, dass diese vier Stücke Einem und demselben Verfasser angehören, welcher in einem versificirten Nachwort zu der an erster Stelle befindlichen Schrift, welches Nachwort in der genannten Heidelberger Handschrift sich jedoch nicht findet, aber in einer jüngeren Münchener und Gothaner Handschrift steht, sich als einen Mönch von »Halsprunne« bezeichnet, worunter wohl kein anderer Ort, als die berühmte Abtei Heilsbronn in Franken zwischen Anspach und Nürnberg, zu verstehen ist. Diess ist aber auch Alles, was wir von dem Verfasser wissen, der als Prosaist, wie als Dichter jedenfalls einen ausgezeichneten Platz einnimmt und sich als einen Mann von feinerer Bildung überall zu erkennen gibt. So erscheint er in dem an erster Stelle hier nach der Heidelberger Handschrift abgedruckten Schrift, liber de corde

Digitized by Google

et sanguine domini oder: das puch von den VI namen des Fronleichnams, auch goldene Zunge, über dessen Inhalt sich der Verfasser in dem Vorwort S. XIV ff. näher verbreitet; der erste der sechs Namen, welche der Leichnam des Herrn führt, heisst eucharistia oder gut genad, der zweite donum, der dritte cibus d. i. speis, der vierte communio, der fünfte sacrificium, der sechste sacramentum, und gibt die ganze Erörterung dieser sechs Namen eine Art von Anleitung zum würdigen Genusse des Abendmahls. Dass nun derselbe Mönch von Heilsbronn, der diese Schrift abgefasst, auch als Verfasser der andern drei Schriften zu betrachten ist, beruht allerdings nur auf einer Vermuthung, die aber als eine sehr begründete anzusehen ist, da auch abgesehen von der Vereinigung dieser vier Stücke in Einer und derselben Handschrift und von Einer und derselben Hand diese Stücke nach Inhalt und Fassung sich einander so ähnlich sind, dass wohl mit gutem Grunde auch Ein und derselbe Verfasser derselben angenommen werden kann; s. pag. IX ff.

An zweiter Stelle S. 69 folgt das nur in der Heidelberger Handschrift befindliche poetische Stück: »Das puch der sieben gräde« oder vielmehr der sieben Stufen, d. h. der Gebete, mittelst deren die reine Seele stufenmässig hinauf in das Himmelreich gelangt, nach dem bei Ezechiel vorkommenden Traumgesicht von einem Tempel (Himmelreich), zu welchem ein Thor mit sieben Stufen führte. Das dritte gleichfalls poetische Stück: »Das puch von der tochter Syon« S. 127 ff. ist seinem Inhalt nach von der im Mittelalter sehr beliebten Vorstellung von der Seele Vermählung und Hochzeit mit Gott ausgegangen: die als Tochter Syon eingeführte Seele, speculatio genannt (d. h. die aus der Betrachtung der Geschöpfe Gottes gewonnene Erkenntniss) erfüllt von Verlangen nach dem himmlischen Bräutigam, geht ihre Gespielen, die Töchter Jerusalems, um Rath an, wie sie durch Vereinigung mit ihrem Geliebten zur inneren Ruhe gelangen könne; und diese, mit lateinischen Namen redend eingeführt als Cogitatio, Fides, Spes und Sapientia ertheilen ihr auch den nöthigen Rath, durch dessen Befolgung sie zu dem gewünschten Ziel gelangt. Das letzte Stück S. 145 ff.: »von Sant Alexius« behandelt die auch von Andern mehrfach behandelte Legende von dem heiligen Alexius und ist in der Zusammenstellung, welche Massmann von diesen Legenden zu Quedlinburg 1843 gegeben hat, schon durch den Druck bekannt geworden, während es hier in mehrfach verbesserter Gestalt abgedruckt erscheint. Ueberhaupt ist die ganze Ausgabe mit aller kritischen Umsicht und Genauigkeit veranstaltet, und jede Abweichung sorgfältig unter dem Text bemerkt; am Schlusse des Ganzen findet sich noch Einiges in dialektischer Beziehung beigefügt, was der besonderen Aufmerksamkeit des Sprachforschers zu empfehlen ist. Es reiht sich daran ein recht brauchbares Wortregister.

Digitized by Google

Auf die umfassende Einleitung, in welcher alle die Person des Autors, den Inhalt und die Fassung seiner Schriften, so wie die handschriftliche Ueberlieferung betreffenden Punkte ihre Erledigung, so weit solche überhaupt zu geben ist, gefunden haben, ist theilweise schon oben in dieser Anzeige Rücksicht genommen worden: man wird auch aus dieser Einleitung ersehen, wie der Herausgeber bei seinem Bemühen, zum erstenmal vollständig die Schriften, prosaische wie poetische, eines bisher fast unbekannten Autors in einer neuen kritischen Ausgabe vorzuführen, Nichts ausser Acht gelassen hat, was zur Lösung der gestellten Aufgabe dienen kann, wie er denn überhaupt allen Anforderungen, welche man an derartige Publikationen zu machen pflegt, in einer Weise entsprochen hat, welche gewiss aller Anerkennung würdig ist.

Tableaux de la revolution Française publiés sur les papiers inédits du departement et de la police secrète de Paris par Adolphe Schmidt, *professeur d'histoire à l'université de Jena. Leipzig, Veit et Comp. Tome seconde 1869. VII und 558 S. Tome troisième 1870. VIII und 528 S. in 8.*

Die in diesen beiden Bänden mitgetheilten Aktenstücke sprechen keine geringere Bedeutung an als die in dem ersten früher erschienenen Band enthaltenen, worüber in diesen Jahrbb. Jahrgg. 1867 S. 556 f. das Nöthige bemerkt worden ist; das Ganze, wie es nun in diesen drei Bänden vorliegt, bietet zur näheren Kenntniss der Zustände Frankreichs in der Revolutionsperiode ein überaus reiches Material, welches, da es durchaus in bisher ungedruckten officiellen Documenten, namentlich aus Rapports der Verwaltungsbeamten und der Policei besteht, eine Wichtigkeit gewinnt, die selbst in Frankreich und mit gutem Grunde anerkannt worden ist, da es auf manche Verhältnisse jener Zeit, auf Sachen wie auf Personen, ein Licht wirft und Manches noch näher aufzuklären geeignet ist. Den innern Zusammenhang aller dieser Mittheilungen hat der Herausgeber durch die von ihm beigefügten Erläuterungen und Nachweise ermöglicht und dadurch das Verständniss des Einzelnen erleichtert. Auf die beiden, im ersten Band enthaltenen Abtheilungen folgt im zweiten Bande eine dritte, welche die letzte Zeit des Ministeriums von Garat (Juni bis August 1793) befasst und eine Anzahl von Rapports u. dgl. enthält, dann eine vierte, welche die eigentliche Schreckenszeit umfasst (August 1793 bis Juli 1794) und insbesondere die von Robespierre geleitete Policei darstellt, eine fünfte, welche die nun folgende Zeit der Reaction (Juli 1794 bis Mai 1794), eine sechste, die von Mai an bis zum

Digitized by Google

October 1794 das Ende des Convents, und eine siebente, welche das executive Directorium in den beiden letzten Monaten dieses Jahres befasst. Die drei folgenden Abtheilungen (im dritten Bande) bringen Aktenstücke aus der Zeit des Directoriums bis zu dessen Fall im November des Jahres 1799; eine Appendice, welche die Consularregierung und das Kaiserreich befasst, schliesst das Ganze ab, das, wie aus dieser Uebersicht erhellt, somit den ganzen Lauf der Revolution verfolgt, und aus jeder Periode derselben eine Anzahl von Aktenstücken vorlegt, die zur Kenntniss der inneren Zustände Frankreichs dienen. — Die äussere Ausstattung der beiden Bände in Druck und Papier ist ganz befriedigend.

Des Aristophanes Werke. Uebersetzt von Joh. Gust. Droysen. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Veit und Comp. 1869. Erster Theil. 418 S. Zweiter Theil. 478 S. in gr. 8.

Das Werk ist in seiner ersten, im Jahre 1835—1838 erschienenen Auflage hinreichend bekannt und verbreitet geworden: die neue Auflage hat das Ganze, das früher in drei Bände getheilt war, in zwei Bände zusammengefasst, ohne dass jedoch die äussere Ausstattung, die eine vorzügliche zu nennen ist, darunter irgendwie gelitten hätte: und wenn auch das Werk seinen früheren Charakter im Ganzen unverändert bei dem erneuerten Abdruck behalten, so fehlt es doch nicht an manchen Berichtigungen im Einzelnen, sowohl in der Uebersetzung als in den darunter gesetzten Erklärungen, insbesondere auch in den der Uebersetzung eines jeden einzelnen Stückes vorangehenden Einleitungen, welche, wie bekannt, sich besonders über die politischen Verhältnisse verbreiten, unter welchen die Aufführung erfolgte, oder auch in anderer Weise, wie z. B. bei den Wolken, den Gegenstand und die Tendenz des Stückes erörtern. So wird auch die zweite Auflage kaum einer besonderen Empfehlung bedürfen. Im ersten Theil sind enthalten die Acharner, Ritter, Wolken, Wespen und der Frieden, im zweiten die Vögel, Lysistrata, die Thesmophoriazusen, die Frösche, die Ekklesiazusen, Plutos oder der Reichthum.

Digitized by Google

Nr. 37. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Schutzflehenden des Aeschylus nebst Einleitung und Commentar. Von Johannes Oberdick. Berlin. Verlag von J. Guttentag. MDCCCLXIX. VI, 202, 8.

An dieser Tragödie, die hinsichtlich ihrer corrupten Ueberlieferung die übrigen Aeschyleischen übertrifft, haben sich bedeutende Kräfte von jeher versucht. Unter den ältern ragen Turnebus, Auratus, Scaliger hervor, auch Victorius, Robertson, Stanley verdienen genannt zu werden, manchen glücklichen Gedanken hatte Schütz, und vor ihm Heath und Pauw, später Porson, dann Bothe, Wellauer, Dindorf, Hartung, Bamberger: Die Arbeiten dieser Vorgänger benutzte G. Hermann in seiner grade für die Hiketiden vorzugsweise verdienstvollen und wichtigen Ausgabe. Viele Strecken sind hier gleichsam erst urbar gemacht worden, manche Lücke ist glücklich ausgefüllt, andere zuerst nachgewiesen. So bezeichnet diese Bearbeitung im Vergleich mit allen frühern einen mächtigen Fortschritt. Indess hat auch nach ihr die Erforschung von Aeschylus' Eigenthümlichkeit in der Form des Dialoges und Chores nicht geruht; namentlich haben Weil, Westphal und Rossbach die strenge Symmetrie, welche der Dichter in beiden durchaus einhielt, überzeugend dargelegt und dadurch manche ehemals gern angenommene Meinung jenes grossen Kritikers umgestossen. Die Abtheilung nicht weniger strophischen Glieder musste eine andere werden, die Responsion einzelner Füsse genauer, dies zum Theil in Folge von Heimsoeths*) Untersuchungen; für Echtheit oder Unechtheit mehrerer Verse des Dialogs gewährte die Stichomythie ein nicht leicht trügendes Kriterium.

Der Herausgeber, hervorgegangen aus Westphal's Schule, die in dem von ihm öfters angeführten Aeschyluskränzchen (vgl. 99, 100, 104 und sonst) mit vielem Eifer diesem Tragiker sich widmete und manches schöne Ergebniss zu Tag gefördert hat, verdient alle Anerkennung für sein umsichtiges Eindringen in jegliche Seite der schwierigen Aufgabe, wie für die bündige und klare Fassung des Commentars. Hervorzuheben ist besonders die sorgfältige Achtsamkeit auf den Zusammenhang, wodurch Oberdick sich um die richtige Anordnung mehrerer Stellen ein grosses Verdienst erworben hat; wir weisen im Voraus auf das Gespräch des Danaos mit seinen Töchtern 193 sqq. hin, wie auf das, welches diese mit Pelasgos 281 sqq. führen, ferner auf die treffende Umstellung von

*) Vgl. z. B. 407, 418, 531, 550, 569, 574.

Digitized by Google

der bisher als Antistrophe betrachteten Strophe γ' 650 καρποτελῆ δέ τοι Ζεὺς ἐπικραινέτω vor 658 μηδέ τις ἀνδροκμὴς κτέ.; letztere zerreisst in der vordem beliebten Placirung nach Ἄρτεμιν δ' ἑκάταν γυναικῶν λόχους ἐφορεύειν den Zusammenhang der Segenswünsche für die Fruchtbarkeit des Argivischen Bodens und Landes, welche den dankbaren Danaiden Aeschylus in den Mund legt — ferner ist, was der Herold spricht, von den Worten des Chors 802—856 genauer geschieden, und die Rede jenes einmal (845 sqq. gegen 854 sqq.) passend umgestellt; dasselbe ist endlich mit 1021 und 1022 geschehen. In der Zutheilung der Anapaeste 940 sqq. blos an den Chor, wo Hermann von ξύν τ' εὐκλείᾳ sqq. an den Pelasgos einführte, ist bereits Weil vorangegangen.

Die Einleitung (1—39) gibt kurz an, was der Hergang dieses ersten Dramas der Trilogie ist und in den beiden folgenden verlorenen Theilen (Αἰγύπτιοι oder Θαλαμοποιοὶ und Δαναίδες) war. Das zweite hatte zum Gegenstand den Rücktritt des Pelasgos von der Herrschaft, welche er dem Danaos überliess, und den in Folge einer unglücklichen Schlacht von diesem mit den Söhnen des Aegyptos abgeschlossenen Frieden; ihnen werden die Danaiden vermält, freilich mit der väterlichen Anweisung in der Brautnacht ihre Männer zu ermorden. Dieser hatte nur Hypermnestra nicht Folge geleistet, er stellte sie also in dem dritten Theil, den Danaiden, vor das Gericht der Argiver mit der Anklage, dass sie sich gegen ihn, den Vater, die Schwestern und die Gemeinde vergangen habe. Als Vertheidigerin trat Aphrodite selbst auf; Lynkeus wurde der Freigesprochenen vermählt und zum Nachfolger des Danaos in der Königswürde bestimmt. Da ohne Zweifel in der letzten Scene Aphrodite Danaos und Hypermnestra sprachen, muss hier Aeschylus vom Tritagonisten des Sophocles Gebrauch gemacht haben; schon darum kann die Hiketiden-Trilogie nicht weit älter gewesen sein als die Orestie, wie manche geglaubt haben. Sie ist vielmehr, wie Kruse in dem Prooemium seiner Ausgabe erwiesen hat (p. 25 sqq.), auf das Jahr 461—60 anzusetzen, in welchem von Athen, nachdem es mit Sparta offen gebrochen hatte, ein Bündniss mit Argos geschlossen wurde; die Lobsprüche auf die neu gewonnenen Bundesgenossen passen am meisten auf diese Zeit. Das Vorherrschen des Chores in einem Drama, wo dieser selbst die Hauptrolle spielt, beweist eben so wenig dagegen als die Länge und Alterthümlichkeit seiner Gesänge, welche Eigenschaften die im Agamemnon ebenfalls haben. Bergk in seiner Gratulationsschrift an August Boeckh commentatio de cantico Supplicum Aeschyli. Friburgi Brisigavorum MDCCCLVII, in welcher er auch die interessante Vermuthung äussert, die Trilogie sei nicht in Athen, sondern in Argos selbst aufgeführt worden, möchte sie auf Ol. 75 zurückdatiren; diese Abhandlung scheint O. unbekannt geblieben zu sein. Als Grundidee des Werkes betrachtet er, wie Kruse, die von der Heiligkeit der Ehe, wie sie auf freier Wahl und fester

Digitized by Google

sittlicher Grundlage ruht: »weil Lynceus göttliches und menschliches Recht ehrte, weil er auch im Thalamos edle Mässigung zeigte und von dem erworbenen Rechte keinen Gebrauch machen wollte, wenn nicht die angetraute Gattin freiwillig sich ihm hingebe, so gewann er der Hypermnestra Herz und sie rettet ihren Verlobten als Jungfrau.«

Nun geht der Verfasser auf die Handschriften über, welchen Scholien beigegeben sind, die nach seiner Ansicht alle aus derselben Quelle herstammen, wie auch die ältere (im Mediceus) weniger spätere Zuthaten erhalten haben und in kürzerer Fassung bieten, was von den neuern ohne Gewinn für das Verständniss beträchtlich erweitert wurde, vgl. die Beilage p. 13. Das Verfahren der Erklärer des Aeschylus ist dasselbe, welches Aristarch für Homer anwandte, es war wesentlich Paraphrase; diese konnte einzelne Wörter durch Anwendung der gebräuchlichen interpretiren oder auch ganze Sätze umschreiben. Dazu kamen Belege und Parallelstellen aus demselben oder andern Schriftstellern, ferner grammatische und sachliche Bemerkungen. Als Verfasser der Scholien zu den drei Tragikern ist Didymus zu betrachten, (wie O. annimmt, im Consulat des M. Cicero und C. Antonius geboren, wenn der Ausdruck *γεγονώς* bei Suidas s. v. so verstanden werden muss) und seine *λέξεις τραγικαί* wie *κωμικαί* liegen den spätern lexica zu Grunde. Diogenianus schöpfte aus Didymus, die paraphrasirenden Erklärungen in den Scholien zu Aeschylus u. a. finden sich bei Hesychius wieder. Der Grammatiker welcher die Scholien redigirt hat, benutzte ausser Didymus noch einen Exegeten, welcher diesem öfters widerspricht, z. B. zu Pers. 1. Eum. 378, und sonst, wie zu Suppl. 82 differirt; er ist daran zu erkennen, dass er die Erklärung der Construction mit *τὸ ἑξῆς* (vgl. zu Choeph. 75) einleitet. Beide Sammlungen sind wahrscheinlich im 5. Jahrhundert zu Constantinopel vielleicht von dem Metriker Eugenios, welchen Suidas anführt, combinirt worden. O. hat die Scholien sehr durchgearbeitet und auf p. 28—32 viele Proben seiner Kritik derselben gegeben. Zuletzt weist er an einigen Stellen aus den andern Tragödien nach, wie diese aus derselben Quelle hergestellt werden können. Das corrupte *ἐν εὔρει* Sept. 763 verbessert er in *ἀνείργων*; treffend werden wir zu Pers. 134, wo die Wiederholung von *πόθῳ* höchst störend ist, an die Note des Exegeten gewiesen, welcher die Stelle mit den Worten *τὰ λέκτρα δὲ τῶν ἀνδρῶν τῇ αὐτῶν ἀποδημίᾳ καὶ ἀπουσίᾳ πίμπλανται καὶ πληροῦνται τοῖς δακρύμασιν* commentirt. Nun kann aber *ἀποδημία* und *ἀπουσία* schwerlich den *πόθος* erklären, wol aber die *ὁδὸς* im Sinne von Zug. Schliesslich werden Fälle angeführt, wo durch Ueberschreiben von Glossen, die dann an die unrechte Stelle geriethen, echte Worte durch eben diese verdrängt wurden, wie Pers. 117 *πόλις*, ursprünglich über *ἄστυ* gesetzt, das allein hier passende *μόρον* beseitigte. Ansprechend ist ib. 100 auch die Ausgleichung der Antistrophe

mit der Strophe durch die allerdings nicht geringen Aenderungen *τόθεν οὐκ ἔστιν ὄπισθέν νιν ὑπεκδραμόντ' ἀλύξαι,* und 616 das sich nach der Paraphrase ergebende *χεροῖν* für *βίον.* Weniger können wir uns entschliessen Eum. 259 *χρεῶν* aufzugeben und mit O. zu lesen *περὶ βρέτει πλεχθεὶς χεροῖν ἀμβρότου ὑπόδικος θέλει γενέσθαι θεᾶς,* indem so eine nicht gefällige Verschränkung entsteht; und 180 wird es der von O. belobten Correctur *σταλάξω* nicht bedürfen, wenn man zu *βαρύκοτος* nur *εἰμὶ* supplirt.

Was der Herausgeber am Schlusse seiner Vorrede p. VI erwartet, dass man nicht verkennen werde, wie er sich überall bestrebt habe, auch die entlegensten Spuren der Ueberlieferung zu verfolgen und in den Geist des Dichters so viel als möglich einzudringen, ist gewiss keine vergebliche Hoffnung: jeder Leser des Aeschylus muss ihm für das hier Geleistete dankbar sein.

Unter die gelungenen Veränderungen des Textes wird 43 (48) *ἔφαψιν — ἐπέκρανεν ὁ μόρσιμος αἰών* zu zählen sein, der Accusativ wurde noch von Hermann und Weil mit dem vorhergehenden verbunden statt mit dem folgenden, weil man die Nothwendigkeit aus *ἐπεκραίνετο μ. α.* das Activum zu machen, nicht erkannte; der Sinn muss aber offenbar der sein: die verhängte Zeit erfüllte die Berührung angemessen dem Namen des aus der Berührung hervorgegangenen Sprösslings, und bestätigte sie zugleich, in Uebereinstimmung mit der Benennung (Epaphus). Dass übrigens O. den Accusativ *ἐπωνυμίαν* gleichsam als Apposition zu *ἔφαψιν* stehen liess, vermögen wir nicht gut zu heissen, da der Name nicht mit der Berührung identisch sein kann. Mit Recht versteht O. 73 (85) den *ἵμερος* des Zeus als seinen Willen, und (vgl. *X* 297, *E* 674) nimmt von Schütz *θείη θεὸς* für *θ. Διὸς* an, weniger ist zu billigen, dass nicht auch *εὖ θείη — Διὸς ἵμερος* mit voller Interpunction vor *οὐκ εὐθήρατος* nach Westphals Anordnung (Prolegomena 158) hier Aufnahme gefunden hat. Ausserdem wird *θεοῦ* gelesen werden müssen, da sich die Wiederholung von *Διός*, besonders neben der von *εὖ*, übel ausnimmt. Die sinngemässeste Abtheilung dürfte auch 99 (100) die von O. eingeführte *τοιαῦτα πάθεα, μέλεα θρεομένα, λέγω* (so schreibt derselbe mit Westphal Prol. 156 statt *λέγων,* nicht mit Hermann und Enger *ἐγώ*) sein: es gehört nämlich *τ. π.* zu *λέγω*, alles übrige hängt von *θρεομένα* ab. Zu loben ist ferner, dass 124 (139) nicht der Vers durch ein eingeschobenes *παντάρχας*, welches von Hermann herrührt und bei Weil Beifall gefunden hat, ohne Noth verlängert worden, indem in der Antistrophe es vollkommen genügt *ἀδμὴς ἀδμῆτας* (vielleicht besser noch *ἀ. ἀδμῆτα*) zu lesen. Von *ἀγάλματα* kann 181 (192) nicht die Rede sein, da die Mädchen nur das eine Bild des Zeus berühren sollen; richtig trennt O. *ἄγαλμά τ'*. Eine sehr befriedigende Herstellung des Sinnes scheint 427 (444) *σκάφην γεμίζειν* für *ἄτην γ.* zu gewähren. Hier ist Kruse mit seiner Vermuthung *γεμίζων* vorangegangen. Man wird schwerlich sich dazu verstehen,

Digitized by Google

mit Weil ἄτην γεμίζειν durch quae damnum expleant zu erklären, oder mit Hermann ἄτης τε μείζω καινὸν (für καὶ μέγ') ἐμπλῆσαι γόμον zu lesen, was wenigstens hinsichtlich der Bedeutung von ἄτη bedenklich ist. In der Umstellung von 445 vor 444 (γένοιτ' ἂν vor σκάφην γεμίζων) ist O. mit Recht Hm. gefolgt. Ob 569 (587) νόσους mit μόγους zu vertauschen sei, wird bezweifelt werden können, grössere innere Wahrscheinlichkeit hat 647 κεδνοὺς, wenn es auch dem ἄλλους der Ueberlieferung wenig ähnlich sieht. Ein bedeutender Fortschritt im Vergleich mit den Vorgängern ist auch 973 sqq. (1001 sqq.) zu bemerken, vorzüglich ist der Nachweis hervorzuheben, dass bei κνώδαλα an thierische Dämonen zu denken sei, vielleicht mit Bezug auf das Satyrspiel Amymone, womit die Tetralogie der Danaiden schloss.

Höchst dankenswerth ist die von dem öfters citirten Aeschylus-Kränzchen gefundene und bereits bei Westphal Prolegg. 156 angebrachte Umstellung des ehemaligen Schlusses der Antistrophe δ 92—94 δαυλοὶ — ἄφραστοι und des ehemaligen Ausganges der Strophe 87—89 πάντα — λαοῖς. Der Wille des Zeus leuchtete demnach auch in der Finsterniss, obgleich er schwer zu erforschen ist, und siegreich ist, was er beschlossen hat, weil sich seine Pfade im Dunkel hinziehen und nicht zu entdecken sind! In diese doppelte contradictio cum adiecto wusste man sich doch zu finden, wie z. B. Schütz mit der Interpretation Jovis consilium haud in promtu est coniectura indagare, nihilo secius id etiam tenebris involutum ubique refulget cum atra fortunae tempestate mortalium gentibus. Vielmehr musste nach indagare folgen, was er zu 97 beifügt: perplexae enim et obscurae viae sunt ac perspectu difficiles, wodurch nach der bisherigen Folge dem schlauen Gott es gelingt, ut adeo nemo eius consilia impedire valeat! Den wahren Zusammenhang gibt Westphal in den Prolegomenen p. 158 an: leicht ist er nicht zu erfassen, denn verborgen und dunkel ziehen sich hin die Pfade seiner Gedanken, unserem Blick unerreichbar, aber wenn etwas in Zeus' Haupt beschlossen ist, so dringt es sicheren Schrittes vorwärts: allenthalben auch in der Finsterniss eines schwarzen Geschickes ist er ein Licht dem Menschengeschlechte.« Nur der Satz, welchen er als Version von εὖ θείη κτλ. voranstellt »möge uns aus der Liebe des Zeus zur Io Segen entspriessen« scheint weder die Idee des Dichters wiederzugeben, noch mit dem folgenden zu harmoniren. In der ersten Unterredung des Danaos mit seinen Töchtern ist O.'s Gedanke glücklich zu nennen, wenn er zwischen 217 und 211 ed. Ddf. ἴδοιτο — und κείνου θέλοντος) die Lücke eines Verses annimmt, wornach Danaos mit drei Versen auf die drei des Chores geantwortet hätte. Bald darauf, nachdem der Chor ὦ Ζεῦ, κόπων οἴκτειρε ausgerufen, lässt O. sehr passend den Vers καὶ Ζηνὸς ὄρνιν folgen. Bei Hermann und Weil tritt zwischen beide zusammengehörige noch der κείνου θέλοντος und zum Ueberfluss die Bezeichnung der Lücke

Digitized by Google

eines andern. Mit gutem Grund erhält ferner 333 die Worte *βαρύς γε — κότος* noch der König; sie dem Koryphaeus zu geben und dann den Chor folgen zu lassen mit der Strophe *Παλαίχθονος τέκος* geht nicht wol an. Richtig erscheint bei eingehender Betrachtung die Transposition der Reden des Herolds 882—4 und 873—5, da auf *βαίνειν — ἄζεται* sich der Chor mit *λυμάσεις — βρυάζεις* beziehen kann, und *ἴυζε καὶ λάκαζε καὶ κάλει θεούς* erst nach der Anrufung des Nil an seiner rechten Stelle ist. Treffend ist endlich die Umstellung der Verse 1021, 2, so dass *τὸ μὲν ἂν βέλτατον εἴη* auf *σὺ δὲ θέλγοις ἂν ἄθελκτον* folgt; dem zuerst kömmt nothwendig die Einrede der Dienerinnen, dass die Danaiden sich vergeblich bemühen, den Sinn des Zeus umzustimmen und ihren Wünschen geneigt zu machen, dann erwiedern diese, dass sie wenigstens das heilsamste begehren. Das Verdienst, die correcte Anordnung G. Hermanns restituirt zu haben, nachdem bei Weil die Verwirrung der Vulgate wiedergekehrt ist, gebührt für 930—951, O. Denn mit der Frage *πῶς φῶ — αὐτανέψιον στόλον* muss die Rede des Herolds abschliessen, und darauf die Antwort des Pelasgos folgen *τί σοι λέγειν χρὴ τοὔνομ᾽ κτέ.* Der Bescheid des Königs schliesst mit der Verweisung des Heroldes, welcher dann erst einen Anlass findet mit Krieg zu drohen und den König auf die Gefahren einer solchen Entscheidung aufmerksam zu machen; daher Dindorf und Weil Unrecht hatten die Verse *οὔτοι δικάζει — βίων* (934—7) an ihrer ursprünglichen Stelle nach *στόλον* mit (W.) oder ohne (D.) vorhergehendes Lückezeichen stehen zu lassen. Hermann und ihm folgend O. haben sie zwischen *εἴ σοι τόδ᾽ ἡδὺ κτέ* und *εἴη δὲ νίκη κτέ* gestellt, mit Andeutung der Lücke nach jenem und vor diesem Verse, vor dem letzten muss der Herold den für Weiber unternommenen Kampf bespöttelt haben, was zum Schlusssatz der Rede *εἴη δὲ νίκη καὶ κράτη τοῖς ἄρσεσιν* den Uebergang bildete; nach dem ersten verlangt schon die condicionale Construction eine Ergänzung. In der von D. und W. beibehaltenen Folge ist das *ἄρσεσιν* nicht motivirt, und die Versicherung *οὔτοι δικάζει — βίων* zu frühe gemacht. W. muss sich durch Annahme eines Ausfalles nach *στόλον* helfen. Dass aber der König sogleich antwortet, er brauche dem Gesandten keinen Namen anzugeben, ist viel natürlicher, da die Erwiderung dann unmittelbar, ohne dazwischen geschobenen anderweitigen Excurs an jene Forderung sich anschliesst.

Anzuerkennen ist auch, wenn O. öfters die von früheren Herausgebern geänderte oder wenigstens angezweifelte Ueberlieferung vertheidigt, wie 57 *οἰωνοπόλων*, wo M. Schmidt *ὧν οἰοπόλων* und Weil *ὧδ᾽ οἰοπόλων* = sic solivagarum lesen will: die Seher werden aus den Klagen der Jungfrauen auf einen tragischen Ausgang schliessen, wie man es einst bei der Vermählung der Prokne konnte. Wie der *ἀσεβὴς* und *ἄναγνος γάμος* der Prokne mit Verbrechen und Mord endete, so wird es auch bei den Töchtern des Danaus

Digitized by Google

der Fall sein. Mit gutem Grund wird 87—89 Westphals *μελαίνας συντυχίας* nicht angenommen, was in der Strophe die Aenderung *δάσκιοί τ' ἀεὶ τείνουσι* nöthig macht, aber *ἀεὶ* ist ein schwächlicher Zusatz und *συντυχία* bei Aeschylus sonst nicht nachweisbar. Auch daran that O. wohl, dass er 280, 1 bei Hermann *ἦν ὡς μάλιστα — μὴ καὶ λόγος —* nicht umstellte und *ἦ* für *μὴ* schrieb, was Weil gethan hat, so erst locum persanasse se wähnend. Die Frage des Pelasgos verwandelt sich dadurch in einen von ihm selbst gegebenen Bericht über die weitern Erlebnisse der Io; aber wie er in der ganzen Unterredung ununterbrochen Fragen stellt, darf hier am wenigsten die Frageform unterbleiben. Das durfte nicht Anstoss geben, wenn er nachdrücklich die Aussage des Chors, dass Io einst *κληδοῦχος* im Tempel der Hera gewesen sei, bestätigt. Beiläufig muss mit Bezug auf 293 bei Hermann, 296 bei Weil das Festhalten beider an der Vulgate bestritten werden. Wellauer hatte ganz Recht, die Worte *οἶστρον καλοῦσιν αὐτὸν οἱ Νείλου πέλας* (Weil will *μήλων πέλας*) zu verwerfen, es ist ein blos explicativer Zusatz, und zugleich eine Unterbrechung der regelmässigen Folge von Frage und Antwort. Wirft man ihn weg, so bedürfen wir auch der nach *καὶ μὴν Κάνωβον κἀπὶ Μέμφιν ἵκετο;* angenommenen Lücke nicht, denn es folgt dann durchaus passend *καὶ Ζεύς γ' ἐφάπτωρ χειρὶ φιτύει γόνον.* Was Weil urtheilt hoc versu damnato (296) Wellauer aliique 297 regi, 298 choro, 299 regi dederunt p r a v a personarum distributione muss emendirt werden; es sollte proba heissen. Die zu 298 (*καὶ ταῦτ' ἔλεξας*) von demselben in der Note gemachte Bemerkung: hoc versu absolvitur prior stichomythiae pars. haec omnia se quoque accepisse dicit rex, quibus verbis significatur, sequentia, utpote in terra longinqua gesta, (contra quam Hermannus statuit) regi ignota esse ist aber darum nicht haltbar, weil der Vers *καὶ μὴν Κάνωβον κτέ.* dem Pelasgos gehört, dieser also noch weitere Kunde verräth; Unbekanntschaft mit dem, was weiterhin berührt wird, brauchen wir auch nicht bei ihm vorauszusetzen, er untersucht nur, ob die Danaiden ihm wahres melden. So konnte ihm auch, nach der Intention des Dichters, Danaos bekannt sein, und weit gefehlt, dass uns die Behauptung octroiirt werden dürfte: Pelasgus Danai prudentiam, immo Danaum ipsum ignorat, welche zu der unnöthigen Conjectur *τὸ παντόσεμνον* für *τὸ πάνσοφον νῦν* geführt hat, werden wir eben in diesem Ausdruck die Andeutung von der grossen Berühmtheit des Danaos erkennen. Hermanns Idee, 323 (336) habe ursprünglich gelautet *τίς δ' ἂν φιλῶν ὠνοῖτο τοὺς κεκτημένους* lässt O. nicht gelten, aber auch *φίλους*, was Weil noch beibehält, wird mit Recht verworfen, er adoptirt Bambergers *φιλοῦσ'*: das liebende Weib wird seine Mitgift nicht dazu anwenden mögen, um sich Gebieter zu erkaufen; die will es nicht haben, Gebieter aber werden die Männer für es immer sein, welche es nicht liebt. Zu loben ist, dass O. 615 *τὸν ἄχορον βοὰν* beibehielt, denn *τὸν* für

Digitized by Google

γᾶν (oder τὰν bei Hermann) wird durch das folgende τὸν — ϑε-ρίζοντα gefordert, und die Verbindung selbst findet in Stellen wie 681 ἄχορον — Ἄρη, S. Oed. C. 1223 μοῖρα ἄλυρος ἄχορος genügende Belege; doch hat Weil Schwerds γᾶν ἀκορον βοᾶν, was auch Meineke billigt, aufgenommen. In 643 ist nicht einzusehen, warum Zeus, der vorher mit allgemeinem Epitheton beehrt war, nicht in seiner besondern Eigenschaft als ξένιος gefeiert werden dürfe. O. erkennt in ὑπέρτατον ὡς das auch vom Schol. gebotene ὑπερτάτως, und macht mit Recht von Weil's τῶν ξενίων δ' ὑπερ-στατῶν keinen Gebrauch, es müsste τῶν ξένων heissen, was aber der Vers nicht zulässt. Nur in der Note erklärt sich W. 705 für παροίχεται und hält die Exegese des Scholiasten ὅσον μοι προγέ-γονεν ὄφελος διὰ τῆς ἐνϑάδε φυγῆς, τῷ δείματι νῦν παροίχεται für richtig; das παροίχομαι δείματι hat aber, wie O. passend erinnert, denselben Sinn, wie 786 οἴχομαι φόβῳ: die Danaiden möchten entfliehen, und sind von bangem Zweifel erfüllt, ob das nicht das beste wäre.

Anderswo wünschte man dagegen Weil's Vorgang befolgt, wie wenn dieser vor 434 den Vers 424 ἄνευ δὲ λύπης stellt, wodurch ein besserer Zusammenhang gewonnen wird, denn mit diesen Worten resummirt der König das vorher gesagte, und zugleich ergibt sich die der ganzen Rede angemessene Symmetrie 43334. Bald darauf liegt 440 τρυφῇ γυναικῶν ταῦτ' ἂν ἐμφερῆ πέλοι dem urkundlichen τύχαν γ. ταῦτα συμπρεπῆ πέλοι ferner als Weil's τάχ' ἂν γ. τ. συμπρέποι στολῇ, im folgenden Verse klingt μηχανὴν καλῶ kaum griechisch, μηχανὴ καλή dagegen, wie noch Hermann und Weil lesen, ist durchaus nicht, wie O. meint, unpassend. In derselben Scene macht W. aus δ' ἀνάκτων sehr ansprechend δα-μάλεων, schwerlich wäre γυναικῶν, wie O. mit Lindwood, Martin und Meineke zu schreiben vorzog, so verdorben worden. Hermann's δ' ἀνάρκτων, so gross auch die buchstäbliche Aehnlichkeit ist, scheitert doch an der hier ungehörigen Partikel, und an der Undeutlichkeit der Bezeichnung, da keineswegs alle ἄναρκτοι (vgl. Eum., 526) furchtsam sind. Auch 514 scheint Weil im Rechte zu sein, wenn er παλαίφατον ἁμετέρου γένους schreibt, da der doppelte Accusativ γένος νέωσον αἶνον sonst nicht erträglich ist. Für sehr bedenklich halten wir 624 die von O. gewählte Lesart τὸν οὔτις ἂν δόμος ἔχοιτ' ἐπ' ὀρόφων μιαίνοντα: dass das medium in der activen Bedeutung möglich sei, ist nicht zu glauben, und ἐπ' ὀρόφων μιαίνοντα wird auch Keck's Fürsprache nicht halten können; ganz befriedigenden Sinn aber gibt Weil's τὸν οὔτις ἂν δό-μος ἔχων ἐπ' ὀρόφων ἰαίνοιτο. In der Rede, welche dem Chor vorhergeht, wäre des Zeus' Einwirkung auf die Gemüther der Argiver, dass sie den Worten des Pelasgos sofort beistimmten, mit Ζεὺς δ' ἐπέκρανεν τέλος (606) zu unbestimmt ausgedrückt; Danaos muss vielmehr wünschen, dass der Beschluss der Argiver mit Zeus Hülfe zu gedeihlichem Erfolg gelange, daher nach Dindorf und

Digitized by Google

Weil ἐπικράναι zu lesen geboten ist. Mit Weil wird auch 583 (601) δήμου δέδοκται zu halten sein, da die Rede des Danaos wahrscheinlich, wie die folgende des Chors, aus drei Versen bestand; ἐγχωρίων λαῶν, wenn auch dieser Vorschlag Heimsöth's von O. sehr belobt ist, scheint grade darum verdächtig, weil dieselbe Verbindung schon oben 499 vorkam. Lieber nehmen wir den Ausfall eines Verses nach ἐγχωρίων an. Desgleichen möchten wir demselben Herausgeber uns anschliessen und Bamberger's αὐτογενεῖ φυξανορίᾳ (8), was auch Hermann, der sonst kein grosser Freund von B.'s Kritik war, billigte, dem vorziehen, was Heimsöth dafür verlangte αὐτοδικεῖ φυξανορίᾳ, und dem, was O. auf ähnliche Motive gestützt in den Text gebracht hat αὐτοτελεῖς τὸν φυξάνορα γ.'Α.π.ἀ.τ.ὀ. Zu ἀσεβῆ τ', was Heimsöth tilgen will, musste vielmehr, wie Weil vorschlägt, διάνοιαν hinter ὀνοταζόμεναι hinzugefügt werden; die Nothwendigkeit aber, den freien Entschluss der Danaiden im Gegensatz zu γνωσθεῖσαι noch besonders auszudrücken, ist nicht zu erkennen, da ὀνοταζόμεναι in genügender Weise ihn ausspricht. Die von O. beanstandeten Worte 338 φράζουσα βοτῆρι μόχθους sind dem Sinne nach treffend, denn Danaos muss sich seiner Töchter noch kräftig annehmen, wenn auch die heilige Stätte sie vorerst schützt; sie werden es ihm schon andeuten, wenn sie gefährdet sind. Mittelst Hermann's Ergänzung der Antistrophe wird man wohl thun, den verdächtigten Vers beizubehalten.

Einer sehr speciösen Aenderung des Textes begegnen wir 91, wo nach der Paraphrase des Scholiasten jetzt ἐξέπραξε βουλὰς gelesen wird statt ἐξέπραξεν ἔμπας, jener sagt nemlich τὸ — φρόνημα αὐτοῦ — ἐξέπραξε τὸν σκοπὸν ἑαυτοῦ κτἑ. Indess wird die Möglichkeit, dass das Verbum den Begriff des Objectes enthalten könne, nicht geleugnet werden dürfen, und dann ἔμπας auch nicht zu verwerfen sein. Eben so wenig können wir 109 die Zweifel O.'s daran, dass ohne ausgesprochenes Subject πελομένων (sc. πραγμάτων) καλῶς zu dulden sei, theilen, und halten eher sein μελοτυπῶν, καλῶ für unmöglich, denn der Dativ θεοῖς hängt von ἐναγέα τέλεα ἐπίδρομα ab: wenn es gut geht, d. h. wenn die Feinde umkommen, ist Todesfeier für die Götter bald zu erwarten, diese τέλεα heissen, weil der sie Begehende einer darauf folgenden Reinigung bedarf, ἐναγέα. Die Erwähnung der schützenden Artemis, welche Hermann in die 7te Strophe 132 einzuführen nöthig hielt, hat O. wieder, wie bereits Weil, mit Recht entfernt, doch will uns auch die Umgestaltung der allerdings sehr verdorbenen Worte ἀσφαλὲς δὲ παντί τε σθένουσι διωγμοῖσι δ' ἀσφαλέας in σφοδρῶς δὲ παντί τε σθένει διωγμοῖς προσβαλοῦσ' nicht einleuchten; Hermann, der den vorhergehenden Satz mit Ἄρτεμις schloss, und dann fortfuhr παντὶ δὲ σθένει διωγμοῖς ἐμοῖσιν ἀσχαλῶσ' hat wenigstens die Tautologie von σφοδρῶς mit παντὶ σθένει vermieden und keinen so fremdartigen Ausdruck wie δ. προσβα-

Digitized by Google

λοῦσ' »sich den Verfolgungen entgegenwerfend« gebraucht; es versteht sich, dass eine über Verfolgung ihrer Schutzbefohlenen zürnende Gottheit nicht umsonst aufgebracht ist, sondern die Verfolger ihre Strafe trifft. Deshalb wird eher zu lesen sein *στυγοῦσ' ἐναντίων σθένος διωγμοῖς τ' ἀσχαλῶσ' κτέ.* Im vorhergehenden Verse hat O. nichts geändert, er erklärt sich aber doch entschieden gegen das *ἔχουσα σέμν' ἐνώπια*, und will *ἔχουσα τέρμ' ἐπόψιον* an die Stelle setzen. Damit soll Artemis als Gottheit, welche »ahndend und strafend auftritt, wo sie Unrecht und Frevel sieht«, bezeichnet sein. Schwerlich wird man diesen Gedanken ohne die Note des Herausgebers gelesen zu haben, errathen, da die Bedeutung von *τέρμα* so unklar ist und *ἐπόψιον* in dem verlangten Sinne durch Beifügung des Objectes verdeutlicht sein müsste. Warum darf aber *σέμν' ἐνώπια* nicht auf den wol stattlichen Tempel sich beziehen, welchen die Göttin zu Argos bekanntlich hatte (vgl. Paus II, 21, 1)? Etwas übereilt wird zu 177 aus der Erklärung eines Scholion geschlossen, Aeschylus habe nicht *ὠμῇ ξὺν ὀργῇ*, sondern *ἡμῖν ξ. ὀ.* geschrieben; denn so entsteht die tautologe und durch den Mangel eines Epitheton anstössige Verbindung *τεθυμμένος ξὺν ὀργῇ*, und die Ausstellung O.'s, es sei nicht ersichtlich, wie Danaos *ὠμῇ ξὺν ὀργῇ* sagen konnte, da er über die Gesinnung der Ankommenden völlig im Unklaren ist, erledigt sich durch die disjunctive Fassung der Stelle. In derselben Rede des Vaters wird man weder 188 *προσέρπον* statt *προσώπων* billigen können, sondern mit Porson *ἐκ μετωποσωφρόνων ἴτω προσώπων* beibehalten dürfen, noch 190 *τριβῇ δὲ κἀρτ' ἐπίφθονον γένος* lieber lesen als *τὸ τῇδε κ. ἐ. γ.*, obgleich mit grosser Zuversicht behauptet wird, dass in *τὸ τῇδε* ein *τριβῇ δὲ* enthalten sei. Darf man aber *τριβή* für identisch halten mit *τὸ ἐφολκὸν ἐν λόγῳ*? Dafür wird es nicht gelingen, Belege zu finden. Freilich stiess sich auch Hermann unnöthigerweise an dem Urtheile des Danaos über die Argiver, deren Widerwillen gegen Makrologie ihm, dem eben angekommenen habe unbekannt sein müssen: unde didicit Danaus, qui modo Argos venit, pronos ad vituperandum esse Argivos, und er verfiel dadurch ebenfalls auf eine ungehörige Correctur *γυνὴ* statt *γένος* in dem Sinne: quod ad hanc rationem attinet maxime vituperationi obnoxium est femineum genus. Man begreift aber nicht, weshalb O. *τὸ τῇδε — γένος* (d. h. *Ἀργείων* oder *Πελασγῶν* vgl. 243) für einen »Stein des Anstosses« erklären konnte, wenn D. sagt, das Volk hier ist sehr tadelsüchtig; gebt ihm durch euere Redeweise keinen Anlass, seinen Charakter zu bethätigen! Es ist grade so, wie in der Odyssee (ζ 273, 4) Nausikaa sich vor der übeln Nachrede der Phaeaken scheut. Zwei Verse zu frühe kömmt 256 die Erwähnung der *ἄκη*, einstweilen darf nur, wie Dindorf erkannte, von *ἄχη* die Rede sein, welche der Zorn der gekränkten Mutter Erde dem sündigen Menschengeschlecht zusandte. Nachdem nun Hermann aus dem *μηνεῖται* der Handschriften *μηνιταῖ'* ge-

Digitized by Google

macht hat, war es unnöthig, noch an eine andere Conjectur wie das hier sogar in den Text aufgenommene πημονῆς zu denken. Einverstanden mit Heimsöth und Martin ändert O. 480 φύλαξαι μὴ θράσος τέκῃ φόβον ab in φ. μ. θ. τ. φόνον. Heimsöth hat darum auch den Scholiasten corrigirt μὴ θαρρήσας μόνος ἀπελθεῖν φοβηθῶ ὑπό τινος, indem er dafür φονευθῶ setzt. Doch warum soll Danaos nicht fürchten dürfen, durch die Unbesorgtheit des Pelasgos in eine bedenkliche Lage zu gerathen, und vor irgend jemanden Angst zu bekommen? Grade weil καὶ δὴ φίλον τις ἔκτανε folgt, darf φόνον nicht vorgreifen; und der sinnreiche Spruch θράσος τίκτει φόβον kann recht wohl als Paroemia im Gebrauch gewesen sein. Für πιετω im Med. würden wir lieber mit Weil στείχω als mit O. σπεύσω lesen, und zu Anfang des folgenden Chores uns nicht irre machen lassen, nach Weil's und Kruse's Vorgang die Conjectur von Schütz πιθοῦ τε καὶ γένει σῷ ἄλευσον ἀνδρῶν ὕβριν aufzunehmen, denn weder erfordert die Concinnität des Strophenbaues, dass immer in Strophe und Antistrophe gleiche Interpunction beobachtet werde, man halte in demselben Chorliede nur 559 und 567 καὶ Διὸς περιπνοίαις | παύεται, = Ζηνός ἐστιν ἀληθῶς. | τίς γὰρ ἂν zusammen; noch dürfen die Danaiden ihre schon so oft erwähnte Abstammung von Zeus hier nicht berühren, weil es auch in der Antistrophe geschieht. Also ist diese »geistreiche« Conjectur nicht verfehlt, wol aber was O. zu rasch an deren Stelle beförderte πιθοῦ τε καί μ' ἀνόρθου, wo wenigstens ein anderes bei Aeschylus nachweisliches Verbum und auch ein anderes Tempus anzuwenden war. Nicht glücklich ist 536 für χθόνα καὶ τὰν Ἀφροδίτας κτἑ. geschrieben χθόν' ἀλᾶται Ἀ., indem O. den nur hier angewandten Artikel nicht erträglich findet. Warum soll aber Io grade durch das Land der Aphrodite irren, während die andern Verba nur ein hindurchgehen bedeuten? Warum ferner kann nicht alles bis Παμφύλων τε von ἰάπτει δὲ abhängen, dann von διορνυμένα der Rest der Strophe? Zu einförmig wäre auch die Zusammenstellung ἀλᾶται δὲ — ἱκνεῖται δὲ. Zu genau verfährt die Kritik, wenn 541 aus metrischem und sachlichem Grund χιονόβοσκον durch χληδόβοσκον (schlammnährend) ersetzt wird. Das kann nicht auffallend sein, wenn die Eigenschaft des Nils vom Schnee genährt zu sein auch auf das durch Schneewasser genährte Land übertragen ist; behält man aber die überlieferte Lesart bei, so ist auch in der Antistrophe ein Tribrachys vorauszusetzen, und mit Hermann βοτὸν κακόχαρι δυσχερὲς oder noch genauer mit Heimsöth βόσκημ' ἀπόχαρι δ. zu lesen. O.'s βόσκημ' ὁρῶντες δ. beruht auf dem Scholion zu der Stelle, hat aber nach πάλλοντ' ὄψιν ἀήθη zu sehr das Aussehen eines Glossems. In 722 ist σοί τε haltbar, wenn man die angeredete Schaar in ihrer Eigenschaft als Hiketiden fasst, weil, wer sich ihren Unwillen zuzieht, auch den Zorn der Götter auf sich zieht. Es bedurfte also keiner Aenderung, wie der hier beliebten θεοῖς τε καὶ

Digitized by Google

θεαῖσιν. Dafür kann der Scholiast mit seiner Erklärung εἰ ἀσεβήσαιεν εἰς τοὺς βωμούς nichts beweisen. Zu rasch, wie es scheint haben Heimsöth und O. 767 καρδίας für ein Glossem erklärt, wofür jener θυμόν, dieser κέαρ schreibt. Um darüber mit Sicherheit zu urtheilen, müsste freilich der Text der Antistrophe in besserem Zustande sein und nicht noch mehr gelitten haben. Die Behandlung der Stelle 971—980 ὑμᾶς δ' ἐπαινῶ — νικώμενος erscheint im Ganzen glücklicher als bei den Vorgängern, besonders durch den Nachweis, dass unter κνώδαλα thierische Dämonen zu verstehen seien, mit welchen vielleicht auch auf das Satyrspiel Amymone, das die Tetralogie beschloss, hingedeutet wurde. Nur dürfte mit der Aenderung βροτῶν δίκην (976) das rechte nicht getroffen, auch eine Umstellung der Verse noch nöthiig sein. Statt ἕλωρα κωλύουσα δ' ὡς μένειν Ἔρῳ vor καρπώματα στάζοντα κηρύσσει Κύπρις zu setzen, wird man die hergebrachte Folge, aber mit der Aenderung τἄωρα κωλύουσ' ἅμ', ὡς μένειν ὅρῳ (letzteres nach Hermann) beibehalten können, dann aber an τέρειν' ὀπώρα δ' εὐφύλακτος οὐδαμῶς die drei Verse καὶ παρθένων — νικώμενος (978—80) anschliessen, und jetzt erst mit Benutzung von Martin's θεοί σφε χηραίνουσι καὶ βροτοὶ. τί μήν; den gehörigen Uebergang zu καὶ κνώδαλα πτεροῦντα καὶ πεδοστιβῆ gewinnen. Dass auch Götter von der Schönheit sterblicher Jungfrauen angezogen werden, lehrt das Beispiel von Apollo und Kasandra; die θῆρες aber über κνώδαλα als interpretamentum geschrieben verirrten sich in den vorhergehenden Vers und verdrängten hier die Götter.

Nachträglich mögen noch einige Bemerkungen hier eine Stelle finden. Die leichteste Emendation des corrupten τατεννν (46) wird πατέρων sein, vgl. Ch. 852, O. hat mit προγόνων die Glosse der Scholien in den Text gebracht. Er nimmt 78 an, dass wenn mit βωμὸς ἄρος der vorletzte Satz der Antistrophe schliesst, der letzte ohne Verbindung durch δὲ oder γὰρ folgen könne, was wir bezweifeln. Vielmehr ist alles von ἔστιν κὰκ πολέμου κτἑ. an als ein Satz zu betrachten und δαιμόνων σέβας als Apposition zu βωμός. Uebrigens wird statt des ionischen ἀρῆς es genügen ἀρᾶς herzustellen, ἔστι δὲ κὰκ πολέμου kann nicht wol dem strophischen δειμαίνουσα entsprechen*), und dann ist das Asyndeton φυγάσιν — σέβας noch weniger zu dulden. Mit Recht hat O. 87 Hermann's ἐξαλύξει nicht angenommen, aber ἐξοπλίζει ist nicht, was er mit Appian. b. c. II, 28 belegen zu können glaubt, hier in der Bedeutung von »entwaffnen« gebraucht, Aeschylus musste das Verbum ebenso an unserer Stelle verstehen, wie 661 und 670, wo es grade das Gegentheil bedeutet, und wollte, wenn wir nicht sehr irren, den Gedanken ausdrücken: kein Sterblicher vermag die mühelose göttliche Gewalt sich (wie eine Rüstung) anzulegen. In 285 scheinen

*) Die Licenz 534 = 325 entschuldigt das nom. propr., andere Stellen sind kritisch unsicher.

Digitized by Google

die Casus verwechselt, der Genetiv für den Dativ Ἥρᾳ gesetzt. Das 290 von Weil empfohlene ἰφθίμη würde, wenn der Dichter so schrieb, schwerlich in ἰσχυρὰ verändert worden sein, eben weil das homerische Wort den Abschreibern geläufiger war. Der Interpretation von 325, zu δυστυχούντων sei πραγμάτων zu ergänzen und ἀπαλλαγὴ bedeute Scheidung der Ehegatten können wir nicht beistimmen. Das Masculinum steht vielmehr statt des den Chor selbst bezeichnenden δυστυχουσῶν, dieser deutet an, es sei leicht sich unglücklicher zu entledigen, und spricht ironisch im Sinne des Königs: du räthst uns nachzugeben und findest so eine gute Auskunft dich von uns loszumachen. Bei Aeschylus bedeutet ἀπαλλαγὴ nirgends Scheidung, und der ganze Gedanke, dass in schlimmen Zeiten die Söhne des Aegyptus ihren Frauen einen Scheidebrief schreiben könnten, ist weit hergeholt. Ungeschickt wäre es, 347 bei οὐ πενεῖ an ein wirkliches πτωχεύσειν mit dem Scholiasten zu denken, wenn auch Heimsöth und O. der Meinung sind, das Wort müsse seinen derben, sprichwörtlichen Sinn behalten. Man erinnere sich vielmehr an Eum. 409 τῶν σοφῶν γὰρ οὐ πένη. Sollte 377 nicht ὑπάστρῳ — φυγᾷ (Med. φογαὶ) das richtige sein: »durch die Flucht in die weite Welt schaffe ich mir Rettung vor der verhassten Hochzeit«? Weniger passend wird ὕπαστρον mit μῆχαρ verbunden. An ἀμφοτέρους (386) ist nichts auszusetzen; Zeus betrachtet beide Parteien, sieht auf die Unsträflichkeit der einen und die Strafbarkeit der andern und theilt darnach ihnen das gebührende zu. Schütz, dem die Neuern gefolgt sind, hat ἐπισκοπεῖ unrichtig aufgefasst. Dasselbe gilt 390 von μεταλγεῖν, was in posterum dolere, futuris angi heissen soll; besser wird man das Verbum so nehmen, als stünde εἶτ' ἀλγεῖς da, was nur um der metrischen Symmetrie willen nicht den Vorzug erhielt. Eine verzweifelte Alternative spricht das ὁπότερ' ἂν κτίσῃς in 417 aus, dass Pelasgus, er mag es anstellen wie er will, doch die strafende Gerechtigkeit über sich ergehen lassen muss. Man wird diesem Unglück vorbeugen dürfen mittelst der Aenderung ὅθ' ἕτερ' ἂν κτίσῃς. Vorher 411 kann zu κότον weder θεῶν supplirt werden, wie Weil glaubt, noch das Wort in der Bedeutung von ἀλάστωρ stehen. Man wird es als synonym mit ὕβριν zu nehmen haben, vgl. 712 ἔπλευσαν ὧδ' ἐπιτυχεῖ κότῳ. Etwas zu gross ist die Härte in 429 γένοιτο μύθους μῦθος ἂν θελκτήριος, besonders wenn als Apposition folgen soll ἀλγεινὰ θυμοῦ κάρτα κινητήρια. Natürlicher wäre γ. θυμοῦ μ. ἂν θ. und sehr ansprechend bleibt immer Hermann's μὴ ἀλγεῖν ἃ, worauf dann passender μύθου folgen dürfte: was in der Rede sehr gekränkt hat. Sollte 632 nicht der λοιγὸς und 658 der λοιμὸς seine wahre Stelle finden? Dann würde der durch Krankheit verderbliche Ares das Wehgeschrei der Trauernden hervorrufen, und dort nur von ihm als Kriegsgott die Rede sein. Verfährt man nicht so, dann wiederholt sich Aeschylus in auffallender Weise und wirft Krieg und Krankheit in

Digitized by Google

στρ. β und ἀντ. γ. durcheinander. In der Rede des Danaos scheint 683 das erste νεὼς Wiederholung des zweiten in 685, und das ursprüngliche Wort von jener Stelle verdrängt zu haben. Der Vers kann gelautet haben στολμούς τε λαίφους καὶ παραρρύσεις ἔχον. O. schreibt eben da ἐμέ, doch wäre das zu weit entfernt von λανθάνει und dadurch zu stark betont. Es genügt dann 686 mit Weil κλύουσά γ' ἂν ὡς οὐ φίλη zu lesen; ob aus dem Scholion οὕτως δὲ ἡμῖν κλύουσα τοῦ οἴακος οὐ φίλη ἐστίν gefolgert werden dürfe, dass ein Dativ von φίλη regiert ausgefallen sei, mag dahingestellt bleiben. Gibt es ein Adjectiv ἐπίταχυς, so wird man wohl thun, damit 712 nicht ῥόθῳ, was Meineke vorschlägt, O. aber nicht einmal erwähnt, sondern κότῳ zu verbinden und in demselben Sinne wie 411 zu fassen. Für κέαρ ist 792 nicht ὕπαρ, auch nicht φυγή rathsam, eher κράτος, vor dem der Chor auch 731 auf seiner Hut ist. Am Schlusse von ἀντ. β schrieb der Dichter vielleicht: ἤ τιν' ἀμφ' αὐτᾶς πόρον μήσομαι γάμου λυτῆρα, O. hat τοῦτον ἀμφί μου τέμω πόρον γάμου λυτῆρα, was eine Aenderung der Strophe, welche doch ganz heil erscheint, nöthig macht; Weil hat ποῖ τιν' ἀμφυγᾶς ἔτ' οἶμον τέμω γάμου λυτῆρα, aber ἀμφ' αὐτᾶς, welches den Eindruck ursprünglicher Lesart macht, muss die Kritik wol auf andere Wege leiten. Was der Chor bei dem Erscheinen des Heroldes 792—801 vorträgt, wagt O. nicht zu emendiren; ebenso hat er 823—826, 836, sq. lieber in der trostlosen Verfassung gelassen, welche in den codd. vorliegt, als nach Hermann's, Weil's und anderer Beispiel das unheilbare zu curiren versucht. Dafür tritt, was in dieser Partie weniger gelitten hat, in viel befriedigenderem Zustand auf, vgl. 831, wo wir, besonders mit Hülfe von Emperius, lesen λατρείας, γέρον, βαθυχαῖος ἄμοιρος ἐγὼ βαρείας. In 810 scheint χλιδᾷ unverständlich, vielleicht könnte man μάχᾳ substituiren, und lesen βλοσυρόφρονι μάχᾳ δύσφορα ναΐ τἀγγάϊ', ἄναξ, προτάσσου: stelle in muthigem Kampf dem Schiffe das unüberwindliche Landheer gegenüber. Eine Lücke von einem trochäischen Worte ist anzunehmen in 822 zwischen ἴχαρ φρενὸς und ἄταν. Da der Herold nicht sowol seinen Besitz als nach seiner Meinung den seiner Herrschaft zurückfordert, konnte er weniger sagen τἄμ' ὀλωλόθ' εὑρίσκων ἄγω nach Porson als τἀπολωλόθ' ε. α., wie Rec. seiner Zeit in der Anzeige von G. Hermann's Ausgabe des Aeschylus vorgeschlagen hat, vgl. Münchner Gel. Anz. 1853 Novemberheft p. 497. Hier möge bemerkt werden, dass 54 die treffende Emendation ἀπὸ χώρων προτέρων nicht von Fr. Martin allein, sondern gleichzeitig auch von J. C. Schmitt, Professor in Mannheim gemacht worden ist, O. führt nur jenen an, obgleich Weil die ausführliche Behandlung der Stelle von Schmitt in den N. Jahrb. f. Phil. 1858, p. 229 citirt. In der Rede des Danaos 955 sqq. vermutheten wir schon oben, dass einige Umstellungen von καρπώματα στάζοντα an nöthig seien, aber auch vorher dürfte nicht alles in Ordnung sein, insbesondere 968 ἀγνῶθ'

Digitized by Google

ὅμιλον ὡς ἐλέγχεσθαι χρόνῳ einen passenderen Platz hinter 972 ἐπίστρεπτον βροτοῖς erhalten. Das δὲ nach πᾶς in 969 müsste dann wegfallen. Kurz vorher, 965, ist die Lesart der codd. τιμιωτέρας ἐμοῦ nicht zu halten; hiess es wol τιμίας ἕδρας θέμις als erklärender Zusatz zu τοιῶνδε τυγχάνοντας? Wie θέμις verdankt man Hermann im vorhergehenden Verse auch ἐν πρύμνῃ statt εὐπρυμνῆ. Für die aufgelöste Form γανάοντες 993 wünschte man einen Beleg zu erhalten. Am Schluss der Tragödie wird man ungezwungener λυτηρίοις mit μηχαναῖς vorbinden, wie Weil, als mit Kruse und O. die Verbindung ξυν εὐχαῖς ἐμαῖς λυτηρίοις vorziehen.

Nach nochmaliger Durchsicht will Ref. noch aufmerksam machen auf die oben nicht berührten Verbesserungen, die O. sonst gemacht oder wenigstens in seinen Text aufgenommen hat, wie 147 'Ζεῦ ἰώδης μῆνις (von Hermann verlangt, aber nicht recipirt), 217 ἄκοντος πατρὸς, wo ἄκ. πάρα einen Widerspruch in sich enthielt, nach Burges und Dindorf; 272 Κύπρος χαρακτὴρ für Κύπριος χ. mit Rücksicht auf Hartung's Beobachtung, dass ein Anapaest im Aeschylischen Trimeter bei Eigennamen nur dann steht, wenn das Wort seiner Natur nach ein Anapaest ist; 462 σὺ μὴν nach der Vermuthung Stenzel's, eines leider schon verstorbenen jungen Philologen; Hermann suchte die, wenn σὺ μὲν gelesen wurde, scheinbar lückenhafte Stelle durch den selbstgeschaffenen Vers ἴθ' ὡς τάχιστα τήνδ' ἐρημώσας ἕδραν zu ergänzen. Am Schlusse des ersten Stasimon gehört κρατύνων 579 O. selbst an, κράτος Heath und Heimsöth, σ. τί τῶνδ' οὐ Διὸς φέρει φρήν für σ. τι, τῶν βούλιος φ. φ. einem ungenannten Mitglied des Breslauer Philologischen Vereines. Von Paley rührt 746 ἰὼ γᾶ βοῦνι πάνδικον σέβας her, 751 schreibt O. selbst in Vergleich mit vielen andern Vorschlägen sehr ungezwungen ἀμπετασθείην ὅπως, derselbe 776 οὐρανῷ, 779 χλιδὰν δ' ἔπιδε, 780 φαιδρῶς, 784 Αἰγύπτου στυγνὸν, 851 ὁ δ' ἐπώπας, 857 mit Martin βρετέων ἄρος ματᾷ (nur liest M. βρέτεος, auch Enger βρέτους ἄρος ματᾷ), 858 mit Weil μάλα δ' ἄγει, 864 mit demselben nach Valkenaer ὦ πᾶ, Γᾶς παῖ, Ζεῦ. In 288 möchten wir πελάζει Ζεὺς ἔτ' ἐ. βοΐ schreiben, was schon Schütz vorgeschlagen haben soll; 392 ὡς βύθον μολεῖν für ἐ. β. μ. vgl. 736 für die Construction; 718 οὐλόφρονες δ' ἄγαν καὶ δολομήτιδες mit der Responsion φυσίφρονες δ' ἄγαν κἀνιέρῳ μένει. **Kayser.**

Gustav Bergenroth. Ein Nekrolog. Königsberg, in der Albert Rosbach'schen Buchdruckerei 1870. 32 S. in gr. 8.

Dieser Nekrolog enthält das Lebensbild eines zu frühe verstorbenen deutschen Gelehrten, von welchem die geschichtliche Forschung noch Grosses zu erwarten berechtigt war. In einer Kreisstadt von Ostpreussen geboren, erhält Bergenroth eine gründliche Vorbildung, um dann in die juristische Carrière einzutreten, aus der ihn jedoch die Jahre 1848 und 1849 bald herauswarfen. So suchte er in Amerika einen neuen Platz für seine Thätigkeit, fand aber weder in San Francisco noch sonst in Europa, als er dahin wieder zurückgekehrt war, Ruhe, bis dann eine archivalische Thätigkeit in England ihn fesselte und ein Auftrag der englischen Regierung ihn nach Spanien führte, um dort das Archiv von Simancas zu benutzen. Die mannigfachen Schwierigkeiten, die ihm hier entgegen traten, die ungemeine Ausdauer und Charakterfestigkeit, durch die er am Ende doch sein Ziel erreichte, mag man in der anziehenden Schilderung, welche diese Schrift bietet, lieber nachlesen, sie erfüllt uns mit Staunen und wahrer Hochachtung für den Mann, den jedoch mitten in dieser Thätigkeit ein Fieber dahinraffte, ohne dass es ihm möglich war, die grossen, wissenschaftlichen Pläne, mit denen er umging, namentlich den Plan einer umfassenden Geschichte Karl's V. zur Ausführung zu bringen; nur einen kleinen Anfang dieses Werkes hat er, wie hier S. 27 berichtet wird, hinterlassen, aber ein sehr reichhaltiges Material zur weiteren Ausführung: nicht weniger als zweiunddreissig Foliobände, welche über achtzehntausend Seiten umfassen, ferner hinterliess er zwei weitere Bände seines Calendar of State Papers in fast druckfähigem Zustande, so wie noch andere Auszüge und Copien von Urkunden, unter welchen die auf die Scheidung Heinrich's VIII. von seiner ersten Gemahlin Katharina bezüglichen, insbesondere hervorgehoben werden. Wohl wird man wünschen, dass diess reiche Material nicht verloren gehe, sondern von Andern verarbeitet, seine Früchte trage zur Aufhellung so mancher noch dunklen Seite auf diesem Theil der Geschichte! Einiges, was Bergenroth publicirt hat, namentlich seine Darstellung der Königin Johanna, ist inzwischen auf mehrfachen Widerspruch gestossen (s. diese Jahrbb. 1870 S. 400): Der Verfasser des Nekrologs hat am Schlusse desselben S. 27 ff. Einiges zur Vertheidigung Bergenroth's angeführt.

Digitized by Google

Nr. 38. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Laboulaye, Ed., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Dritter Band. Geschichte der Verfassung. Heidelberg, L. Winter, 1870.

Wer nur den militärischen Verlauf des Freiheitskampfes der Nordamerikaner (1776—83), wie er im voraufgehenden Bande dargestellt ist, kennt, hat zwar ein spannendes Stück Geschichte vor sich*); aber jene Zeit hatte auch ihre innere Seite, gegen die jene äusseren Ereignisse nicht zu vergleichen sind. Ich meine die Leiden und Drangsale, durch die die Nordamerikaner hindurchgehen mussten, um ein Werk von so tiefer politischer Weisheit, wie ihre Bundesverfassung aufzustellen.

Die Darstellung dieser Schule und ihres Ergebnisses ist der Gegenstand des dritten Bandes, wovon mir aber bis jetzt nur erst die erste Hälfte vorliegt. Man wird finden, dass unendlich viel Vergleichungsmaterial hereingezogen ist. Ich gebe eine Uebersicht des Inhalts der bis jetzt veröffentlichten Vorlesungen, woraus man dieses ersehen kann. Es wird dann Manchem vorkommen, als habe der berühmte Professor wesentlich Frankreich im Auge. Unwiderstehlich auf dasselbe bezogen wirken die meisten seiner Schlüsse selbst auf einen nicht französischen Leser.

Wir werden, was die politische Geschichte der Vereinigten Staaten betrifft, bei der vierten Vorlesung beginnen und diese, sowie die folgenden bis zur eilften einschliesslich herausheben und vorab kennen lernen müssen, ehe wir uns zu seinen übrigen Vorlesungen wenden können.

Er führt uns zuerst den Ursprung und die Entstehung der Bundesartikel, welche in den Jahren 1781 u. ff. Amerika zur Verfassung dienten, vor. Wir erstaunen über den Unterschied, der zwischen dem friedlichen Regimente des Congresses und dem nachmaligen Despotismus des französischen Conventes besteht. Gleichwohl nennt der Verfasser die Geschichte der Jahre 1776—81 die Geschichte der Revolutionsregierung!

Diese Geschichte beginnt nun mit den Beschlüssen des Jahres 1777. Eine vollständige Aufstellung der Bundesartikel kam erst im November 1778 zu Stande. Eilf Staaten nahmen damals diese ohne Weiteres an. Zwei aber, Delaware und Maryland, verweigerten ihre Annahme, so dass es bis zum Jahr 1781 währte, ehe

*) M. s. die Beurtheilung des zweiten Bandes in uns. Heidelb. Jahrbb. 1869. Nr. 48.

Digitized by Google

diese erste Verfassung Amerika's endgültig anerkannt war. Wesentlich ist eine Constituirung der gemeinsamen Kriegsleitung und einer diplomatischen Behörde, also gar nicht dazu angethan gewesen, um in Zukunft und für sich unumstössliches Ansehen zu behaupten.

Aber selbst um es zu Dem zu bringen, was später so wenig genügte, bedurfte es der Uebereinstimmung der dreizehn Colonien. Aber erst im Jahr 1781 trat Maryland, wie gesagt, bei.

Die Frage wegen der Territorien, welche diesen Staat so lange zurückgehalten hatte, war dahin entschieden worden, dass sie das Gemeingut der Conföderation sein, also neue Staaten daraus hervorgehen sollten, die ihr Dasein der Centralregierung verdanken.

Hiermit war eine Gemeinsamkeit der Interessen unter den dreizehn Colonien entschieden worden, die zugleich der Sammlung neuer Kräfte seitens der Congressstaaten Vorschub leistete, um Amerika aus seiner Anarchie zu reissen, ihm eine Verfassung zu geben, und eine Regierung zu errichten, welche alle Vorzüge der früheren Conföderation in sich vereinigte, ohne deren Mängel zu wiederholen (4).

Seitdem nun die Vereinsakte als allgemein angenommen, und die Conföderation als errichtet galt, trat Amerika in eine neue Phase seiner staatlichen Gestaltung ein. Die Zeit des Congresses der Conföderation zeigt uns aber, dass trotz der bestimmteren Befugnisse, die dieser hatte, doch seine Schwierigkeiten nicht geringer waren, weil sie neue waren. Die Abwesenheit der finanziellen Befugnisse war es, welche Amerika trotz dieses Congresses an den Rand des Verderbens brachte. Neben der Bewilligung der Ausgaben fehlte die Befugniss, Zwang auf die einzelnen Staaten auszuüben, eine Scheinregierung, die Verderben über die Staaten gebracht haben würde. Denn diese dachten nur jeder an sich, nicht aber für einander, arbeiteten mithin auch nicht für einander. Die Zeit, während welcher der Union der Untergang aus Mangel an Gemeinsamkeitsgeist drohte, dauerte zwei Jahre (1781—83).

Die Abwesenheit der financiellen Macht machte sich zunächst bei der Frage fühlbar, in welcher Weise die Stellung der Officiere geregelt werden sollte, worüber sich weder die Staaten, noch der Congress hatten einigen können, dann als die Armee bezahlt werden sollte, und drittens, als die Nothwendigkeit an den Congress herantrat, über die Mittel zu berathen, wie die Zinsen der Schuld der Vereinigten Staaten gezahlt, und die Schuld selbst amortisirt werden sollte.

Aber wohin hätte, wenn nicht wegen der Officiere und der Armee Washington persönlich intervenirt, und wenn nicht wegen der Staatsschuld die Ereignisse gezeigt hätten, wie dringlich das Opfer, das Madison und Hamilton für die gemeinschaftliche Sache verlangten, in der That war!

Das Resultat hätte eine Vielstaaterei sein müssen, die, wenn

Digitized by Google

sie nicht einem Kampfe wider einander verfallen wollten, zuletzt doch nach einem Verbande unter einander suchen mussten, der das einzige Mittel gewesen war, ihn zu verhüten (5).

Die Politik Europa's hätte gesorgt, dass der Krieg wider einander den Ländern der sogenannten Union nicht erspart blieb. Uebrigens war es nicht sowohl die durch diese Aussicht geweckte Furcht, welche die Fortdauer der Hülflosigkeit des Congresses abkürzte, sondern die durch den Frieden mit England erneuerten friedlichen Beziehungen beider Länder. Vor Allem aber will die bezügliche Vorlesung uns veranlassen, dem Einflusse des persönlichen Wortes Washingtons einen bedeutenden Antheil bei der Schöpfung einer Centralregierung beizumessen. In einem vom 8. Juni 1783 datirten Schriftstücke, seinem Abschiede an die Armee, macht der General darauf aufmerksam, dass zum ferneren Bestande der Vereinigten Staaten eine unzertrennliche Union der Staaten unter einer Bundesregierung, zweitens eine unverbrüchliche Hochhaltung des öffentlichen Vertrauens, und ein achtunggebietender Friedensfuss unerlässlich sei.

Der Congress, der im November 1784 sich in Annapolis versammelt, und der zuerst die Demission Washingtons genehmigte, und dann den Frieden mit England ratificirte, begegnete Schwierigkeiten bei der Regelung der Finanzfrage, welche Gelegenheit gaben, zu sehen, wie viele Prüfungen durchzumachen sind, ehe ein Land von solcher Vergangenheit die Nothwendigkeit einer financiellen Staatsgewalt erkennt und fühlt.

Dazu kam dann aber noch die Schwierigkeit, die ihm die Stipulationen des Friedensvertrags mit England bereiteten, und die ihm die Nothwendigkeit einer politischen Staatsgewalt zum Bewusstsein brachten, gleichzeitig aber die einer richterlichen. Die Verletzungen des Vertrags erforderten das Mittel der Execution gegen die Staaten.

So zeigt der Verfasser, wie allein die Nothwendigkeit, nicht vorgefasste Principien, nicht die Copirung einer fremden Institution zur Gründung einer der wichtigsten Institutionen, der amerikanischen Verfassung hinführte, nämlich zur Gründung eines Bundesgerichtshofes (6).

Doch so weit sind wir einstweilen noch nicht.

Amerika war ohne Armee und ohne Finanzen; es konnte nicht den Vertrag mit England zur Ausführung bringen, und musste zusehen, wie die Engländer noch immer Theile seines Gebietes besetzt hielten. Eine Regierung, die keinen Vertrag in Ausführung bringen kann, kann auch keine Handelsverträge schliessen, und seine Schifffahrt entfalten. Das erkannte der Congress alsbald; trotz des theoretischen Rechts dazu hatte er nicht die Macht, die Versprechungen zu erfüllen.

England, davon unterrichtet, benutzte diese Verlegenheit. Pitt (seit 1783 Schatzkanzler) hätte die Handelseinheit mit den Con-

Digitized by Google

föderirten aufrecht halten mögen. Er trachtete dies durch eine Handelsbill zu erreichen: 1) Die gegenseitigen Produkte sollten als einheimische betrachtet werden, mithin zollfrei bleiben. 2) Die englischen Colonien würden Amerika's Schiffen und Waaren geöffnet bleiben.

Aber es ist schlimm, meint der Verfasser, wenn eine Idee zu früh kommt. Lord Sheffield, sein Nachfolger in der Leitung des Ministeriums, kam dafür auf die durch die Navigationsakte begründete Handelspolitik Englands zurück. Diese gegenüber der Thatsache eines unabhängigen Amerika veraltete Politik konnte gleichwohl dem letzteren schaden, weil der Congress keine zur Regelung des Handels dienlichen Vollmachten hatte. Bei entsprechenden Befugnissen hätte sich gezeigt, dass das Ministerium Sheffield nur zum Schaden Englands auf jene Politik zurückgriff.

Einen zweiten Anlass, zu erfahren, dass in den Beziehungen zum Auslande die Schwäche der Regierung zugleich die Schwäche der Nation ist, hatte das amerikanische Volk über den Verhandlungen mit Spanien wegen der freien Fahrt auf dem Mississipi. Dem kräftigen Widerstand der in den Territorien westlich von den Alleghany's Angesiedelten verdankte Amerika die feierliche Erklärung des Congresses vom 16. September 1788, dass die freie Schifffahrt auf dem Mississipi den Vereinigten Staaten als gutes Recht zustände, und dass das Recht gewahrt werden würde.

Entscheidend für die Aufklärung der Amerikaner ward aber der Aufstand, den der ehemalige Hauptmann in der continentalen Armee, Daniel Shays in Massachusetts erregte. Dieser Aufstand war gegen das Eigenthum gerichtet, und durch die Schuldverhältnisse verursacht (Dez. 1786 — Februar 1787). Bei Zeiten hatte Washington's Rath (in einem Antwortschreiben an Harry Lee) den Besitzenden den Wink der Selbstvertheidigung gegeben. Die Ueberzeugung, die die Untersuchung der Schuldverhältnisse, wie sie der General Knox anstellte, verbreitete, dass es sich hier um ein allgemeines Uebel handele, und dass die Wiederholung Gefahr bringe, führte zu der Einsicht, dass eine Reform der Verfassung noth thue.

Das Werk der Befreiung musste noch einmal vollbracht werden, nur unter einem andern Gesichtspunkte: Die Anarchie musste niedergekämpft, oder eine Macht eingesetzt werden, die mit gleicher Autorität der Union vorstehen würde, wie die Staaten ihren Sonderregierungen. Uebrigens war die Anarchie, unter die Amerika gerathen, die politische, nicht die sociale; die Nation war bedroht, nicht die Gesellschaft. Denn der Aufstand von Massachusetts machte eine Ausnahme, die noch dazu allein blieb (7).

Die muthigen Männer beschlossen, sich an das Volk zu wenden.

Sie gingen von den Interessen aus, um den öffentlichen Geist der Nation zu fassen. Die bei der Erhebung von Eingangszöllen

interessirten Staaten sollten einen Vertrag unter einander schliessen, zur Beseitigung der Schwierigkeiten, welche die Eifersüchteleien bereiteten. Virginien, woher die genannten Männer stammten, Hamilton, Jay, Madison, Washington, ging voran, und verlangte (im Januar 1786), dass eine Convention zur Regelung der Handelsfrage abgeschlossen werde. Die Delegirten kamen in Annapolis in Maryland zusammen; den Congress hatte man bei der ganzen Sache aus dem Spiel gelassen, um nicht politische Leidenschaften zu erregen. Die nämliche Klugheit liegt z. B. in Sachen der Constituirung der deutschen Verhältnisse heute der Trennung des Zollparlaments vom Reichstage zum Grunde.

Aber die Versammlung war nicht vollständig und wurde es nicht; denn nur fünf Staaten blieben vertreten. Nichts wäre für den Zweck anzufangen gewesen. Aber Hamilton und Jay benutzten die Gelegenheit; sie schlugen die Ernennung eines Convents vor, »der die Mängel der Conföderation zu untersuchen hätte; und zwar beantragten sie, dass dieser Convent am zweiten Montag im Mai 1787 zu Philadelphia zusammentrete, um die Lage zu prüfen, und dem Congresse die nothwendigen Massregeln vorzuschlagen, damit diese dann, nach ihrer Annahme durch den Congress, von diesem jedem der dreizehn Staaten unterbreitet und so die vorzunehmenden Reformen das Werk des ganzen Volkes würden«.

Dieses sind die Worte des Verfassers in der gewandten Form des Uebersetzers (S. 194).

Washington, von Jay um seinen Rath angegangen, rieth zum Warten. Die Ereignisse selbst (vgl. S. 199) drängten dafür um so mehr, und zogen ihn mit fort.

So fand, mit allgemeiner Zustimmung, die Eröffnung des constituirenden Convents im Mai 1787 statt (8).

Dank den Anstrengungen des Deputirten für New-York (Hamilton) gelang es, Amerika eine Constitution zu geben (1787 bis 1789).

Trotzdem, dass dieser Abgeordnete (Hamilton) seine eigenen Wünsche hatte scheitern sehen, übte er die Selbstverleugnung, die Constitution zu vertheidigen, die er nicht vollständig billigte.

Mit dem Jahr 1789 war sie fertig, Washington wurde Präsident, und berief Jefferson (von der demokratischen Partei), Hamilton, den General Knox und Jay in sein Cabinet.

Die schwierige Aufgabe, Credit schaffen, löste Hamilton, der dem Finanzressort vorstand, durch Anerkennung der Schuldforderungen, durch Hinzunahme der Schulden, die die Staaten besonders gemacht hatten, zur Bundesschuld, und durch Gründung der Bank der Vereinigten Staaten.

Mit dieser Uebersicht habe ich den historischen Theil des vorliegenden Theiles zergliedert.

Die neunte Vorlesung beschäftigt sich noch mit den Lebens-

Digitized by Google

schicksalen Alexander Hamilton's, die folgende ist eine Würdigung der Bedeutung Madison's und Franklin's für die Union, endlich führt noch eine Vorlesung uns einige andere Mitglieder des Convents von 1787 vor, die sich in hervorragender Weise an dem Verfassungswerke betheiligt haben (King, Randolph, Wilson, Morris).

Der Eindruck, den die analysirten Vorlesungen durch ihre Methode auf uns machen, lässt die Empfindung zurück, dass nicht sowohl der Geschichtschreiber, wie vielmehr der persönliche Vortrag daran Antheil hat. Er macht aber auch gleich von vorneherein selbst darauf aufmerksam (vgl. Vorles. II Eing.).

Aus diesem Umstande, der den Charakter der einzelnen hier berührten Vorlesungen bedingt, geht hervor, dass selten eine Vorlesung ohne Nutzanwendung vorüberzieht. Er adressirt seine Ausstellungen, er zieht seine Nutzanwendungen, in Uebereinstimmung mit der Definition, die er (l. l.) von dem Berufe des Professors gibt. Seine Ausstellungen gelten z. B. (vgl. S. 165) der commerciellen Politik; seine Nutzanwendungen beziehen sich z. B., was die französische Einheit betrifft, worin sie bestehe (vgl. S. 114 u. ff.), auf Berichtigungen. Sie bedinge als solche nicht die Centralisation der Verwaltung; der Staat müsse nicht immer das letzte Wort in jeder Sache z. B. nicht in Religionsangelegenheiten, nicht in Sachen des höheren Schulunterrichts, u. s. w. haben. Er forscht dann auch nach der Ursache des Irrthums, die Einheit auch in diesem Sinne zu verstehen. Vgl. noch S. 159. Die Frage, woher Amerika in den revolutionären Zuständen die richtigen Männer bekommen habe, wendet er auch auf Frankreich, das das Gegentheil bot, an, und erörtert bei dieser Gelegenheit (vgl. S. 182 u. ff.) einen politischen Missstand daselbst, dass es nämlich immer nur zwei Klassen von Leuten gegeben habe, Solche, die für die Regierung sind, und Solche, die für die Opposition sind.

Aus Anlass der Betrachtung, die er der Freundschaft zwischen Franklin und Washington widmet (vgl. S. 256), war es wohl lehrreich, die Männer der französischen Revolution heranzuziehen, um nachzuforschen, warum nicht hier jene nämliche Eintracht z. B. zwischen Danton und Robespierre, zu finden gewesen ist.

Seine Nutzanwendungen scheinen sich bis auf die Gegenwart zu erstrecken, wenn wir die Frage (vgl. S. 202 u. ff.) erhoben und erörtern hören, wie es möglich sei, eine Verfassung zu reformiren, ohne das ganze Land umzustürzen? Als er die Vorrede zu diesem dritten Bande schrieb (30. Juni 1866), war noch keiner der Schritte zu bemerken, die Napoleon III. seitdem gemacht hat, um das autoritäre Kaiserreich in ein parlamentarisches nach Massgabe Dessen, was die Franzosen (Pariser) ertragen können, zu verwandeln.

Wie lehrreich und warnend sind seine Perspectiven, wenn er z. B. (S. 175) zeigt, was geschieht, wenn nicht Sitte und Gesinnung einer freien Verfassung schützend zur Seite stehen.

Digitized by Google

Aus seiner Methode rühren gewisse Wiederholungen, die als politischer Refrain sich durch die Vorlesungen hindurchziehen, z. B. dass die Freiheit nicht Alles sei, dass ihr die Sicherheit, Ordnung und eine kräftig organisirte Regierung zugesellt sein müssen (vgl. S. 180).

Wie schön definirt er zum Schluss seiner neunten Vorlesung den Lohn eines aufrichtigen Patrioten durch Bezugnahme auf das Beispiel Hamilton's!

Am wohlthuendsten aber wirkt seine warme Begeisterung für jene Männer, die das Verfassungswerk haben zu Stande bringen helfen. »Diesen Männern verdankt Amerika sein Emporkommen, sechszig Jahre des Gedeihens und eine Verfassung, die für alle Zeiten als ein vollendetes Musterbild dastehen wird, denn sie hat das grosse Problem gelöst, eine starke Regierung einzusetzen und zugleich die locale Selbstständigkeit zu wahren.« Dies sind des Professor's eigene Worte (S. 188).

Nicht genug Worte der Anerkennung hat er endlich (vgl. S. 258) für den Eifer und den Patriotismus, den sämmtliche Mitglieder der constituirenden Commission zur Lösung der Aufgabe, die ihnen gestellt war, mitbrachten.

Es ist, als ob er sich persönlich gehoben fühlte, bevor er den Brief Jay's an Washington citirt, bekennen zu können: »Die Männer, welche die Wahrheit erkennen, sind selten; noch seltener aber sind diejenigen, die, nachdem sie die Wahrheit erkannt haben, zu ihrer Vertheidigung aufzutreten wagen. Und doch beruht auf ihnen das Heil ihres Landes« (vgl. S. 190).

Dass er selbst die Aussicht hat, zu diesen seltenen Männern zu gehören, kann ihm nach gewissen Aeusserungen bezeugt werden, und selbst sein jüngstes Verhalten (bei Gelegenheit des Plebiscits) dürfte Nichts davon rauben!

Obwohl es mit dem mir zugemessenen Raume bereits zur Neige geht, will ich doch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, wie er für die bösen Aussichten der Revolution von 1789 die Urtheile der amerikanischen Zeitgenossen (z. B. des Gouvern. Morris) lehrreich einschaltet (vgl. S. 280 u. ff.).

Obwohl einem wachsamen Auge die chronologische Ungleichheit in der Begrenzung der Zeiträume nicht entgeht, wenn man die Eingänge der dritten Vorlesung (S. 76) und der zehnten vergleicht, so würde es mäkeln heissen, hieran Kritik zu üben.

Indem wir uns zu dem eigentlichen Gegenstande des dritten Bandes, der systematischen Betrachtung der Verfassung von 1789, wenden, ist es nöthig, die Bemerkung vorauszuschicken, dass der Professor unter dem Eindrucke des noch nicht beendigten Krieges zwischen den Nordstaaten und den Secessionisten (1860—64) seine Vorträge gehalten hatte.

Für die angedeutete Behandlung gehören nun die drei Vorlesungen zusammen, indem sie so als Einleitung zu der syste-

matischen Betrachtung dienen, die mit der zwölften Vorlesung einsetzt.

Ueber diese drei ersten Vorlesungen will ich hier noch einige Andeutungen niederschreiben.

Die Frage, was eine Verfassung ist, bildet den Inhalt der ersten Vorlesung. Eine wichtige Frage, an sich, und für seine Franzosen noch im Besonderen, aber, um im Interesse unseres Uebersetzers zu reden, auch für unsere lieben Deutschen!

Der Professor erörtert diese Frage auf historischem Wege durch vergleichende Betrachtungen der in Frankreich seit 1789 und bis 1848 zur Geltung gekommenen Verfassungen. Er ergänzt diese Erörterung durch Vergleichung der Resultate an dem festen Vorbilde, das die Verfassung der Vereinigten Staaten gegeben hat.

Der zweiten Vorlesung könnte man die Ueberschrift geben: Von der amerikanischen Verfassung als einem Muster von einer Verfassung. Denn er tritt darin gegen den Einwand auf, den man ihr während der Präsidentschaft Lincoln's gemacht hat, dass sie nicht als Muster gelten könne. Er selbst hat sie überschrieben: Einwände! Der Inhalt seiner Erwiderung auf den erwähnten Einwand geht darauf hinaus: Keine Verfassung kann das Wunder leisten, alle Herzen zu einigen, alle Leidenschaften zu beruhigen, und allen Anordnungen vorzubeugen.

Sehr richtig fügt er zur Erklärung hinzu: Wie es unvernünftig wäre, dem Christenthum die Bartholomäusnacht aufzubürden, so ist es unvernünftig, der Constitution den Bürgerkrieg zum Vorwurf zu machen.

Damals schien noch eine solche Begründung nöthig, wie auch der Beweis, den er aus der Lossagungserklärung Süd-Carolina's beibringt, dass die Sclaverei die Ursache des Bürgerkriegs war!

Der zweite Einwand, dass die Amerikaner ein ganz neues, durch keine Tradition gebundenes Volk sind, erfährt eine gründliche Widerlegung durch Hinweis auf die Abstammung derselben, auf ihre Eigenschaften (z. B. ihre Anhänglichkeit an die genealogische Ueberlieferung, an die Literatur, an das Common-law des Mutterlandes, und an politische Traditionen). Er schliesst: Die Verfassung ist englisch, mit Ausnahme Dessen, was die Amerikaner weggelassen haben (König, Adel, Kirche).

Entlehnen sollen sie die Franzosen gerade nicht, aber forschen, wie sie nutzbar gemacht werden kann.

Der dritten Vorlesung würde ich die Ueberschrift geben: »Von der epochemachenden Bedeutung der Unionsverfassung für die Politik«, weil der Professor Gewicht darauf legt, dass der Einfluss einer gewissen Schule, der Machiavelli ein steter Gegenstand der Bewunderung war, und ihrer Doctrin von den kleinen Mitteln durch die Initiative der Amerikaner gebrochen oder wenigstens gelähmt wurde. Seine eigene Ueberschrift heisst: Wie die Verfassung u. s. w. entstanden ist?

Digitized by Google

Er macht sich an diesen Gegenstand nichtsdestoweniger mit einem triumphirenden Seitenblick auf den um seinen Glauben gekommenen Florentiner, und getragen von dem eine aufrichtige Seele erhebenden Gedanken, dass die Kunst, die Menschen glücklich zu machen, drüben über dem Ocean politisch ihre Bewahrheitung gefunden hat. Auf Grund der Thatsache, dass die Initiative der Amerikaner der unseligen Schulpolitik den Rang abgelaufen hat, bezeichnet er sie als die Schranke, welche in Europa die auf die socialen Fragen von jeher übergreifende kleinliche Politik seitdem nun immer fühlbarer auf sich selbst zurückwarf.

Und wenn wir fragen, welche erste Ursache dem Florentiner das Terrain entzogen hat, meint er, so werden wir nicht umhin können, zu gestehen, dass dem Einfluss des Evangeliums der erste Anstoss dazu verdankt wird. Vgl. S. 144.

Dem Professor ist es in dieser Vorlesung aber noch wesentlich darum zu thun, zu zeigen, dass der Nutzen des vergleichenden Studiums der Verfassungen darin besteht, zu erfahren, was zur Feststellung der Einheit in einem Staat gehört, und zugleich, was nicht dazu gehört. Er schickt voraus, was für Erfahrungen die Amerikaner in militärischer und financieller Hinsicht gemacht hatten, um zu begreifen, was zu einer wohlgeordneten Regierung führe. Er schliesst, dass, wenn die Union bei voller communaler, religiöser Freiheit so herrlich hatte gedeihen können, es klar ist, dass eine Scheidung zwischen dem, was der Regierung zu überlassen ist, was man ihr nicht geben soll.

Auch hier ist die Adresse unschwer zu erkennen; aber das Urtheil über Deutschland ist nicht weniger zutreffend, mit der Ausnahme, dass die Prophetie eine Erfüllung durch das Jahr 1866 erhalten hat, die den Professor selbst überrascht haben muss, da er nur auf Montesquieu zu hören entschlossen schien.

Sollte nun Jemand diese meine Beurtheilung früher gelesen haben als das Buch, so würde ich ihn bitten, vor gewissen Druckfehlern nicht zu erschrecken, z. B. S. 139: Abtritt st. Rücktritt, S. 184: Unruhe st. Unrecht, S. 188: Aufstand vor st. von M., S. 197: Unterrichtung st. Unterweisung, S. 203: Felsschütz st. Flurschütz, S. 246: 1870 st. 1817. S. 310, Z. 4 v. u. Sie st. sie, S. 322: Will st. Mill u. s. w.

Zur Empfehlung hat diesem Bande übrigens, wie ich hoffe, Vieles nachgesagt werden können, und wird dies nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, und ihm Freunde zu erwerben.

Die Besprechung der beiden letzten Vorlesungen wird mit Gelegenheit der zweiten Hälfte dieses Bandes folgen.

H. Doergens.

Digitized by Google

Reumont, v., Alfr., Geschichte der Stadt Rom. Dritter Band. Zweite Abtheilung. Das moderne Rom. Mit zwei Plänen. Berlin, 1870.

Nach längerer Unterbrechung erscheint die zweite Hälfte des dritten Bandes. Das Monument, welches der Verfasser der Geschichte der Stadt und seinem eigenen Namen gesetzt hat, steht nun auch in seinem Schlussgliede vollendet da. Die Literatur, deren Ergebnisse es verwerthet, nicht minder denn die Autopsie des Verfassers haben durch das vorliegende Werk einen Rahmen erhalten, wie er für eine Betrachtung, die nicht zu tief ins Detail geht, der passende sein kann.

Wir finden den Schlussband durchaus übereinstimmend mit den voraufgehenden Bänden gearbeitet, unbeschadet dessen, was durch den Gegenstand, den er behandelt, unterschiedlich bedingt war. Auch hier beschliesst wieder ein mächtiger Anhang, nämlich Anmerkungen, S. 837 u. ff., durchsetzt mit dem sehr werthvollen Materiale zahlreicher Genealogien, dann Inschriften, mehr oder weniger wichtige, an die neunzig, S. 871 u. ff., ferner eine chronologische Uebersicht vom Jahr 1503 bis 1869, S. 891 u. ff.*). Zu der letzteren muss ich bemerken, dass die Darstellung des zweiten Abschnittes im neunten Buch nicht soweit reicht, indem sie (vgl. S. 686) mit dem Tode Gregor's XVI. schliesst. Freilich gleicht der Verfasser das dadurch aus, dass er S. 827 u. f. den Pontificat Pius IX. für sich anfangsweise behandelt.

Dem Wunsche nach einer kartographischen Beilage d. h. nach einer Karte des mittelalterlichen Roms, die ich hätte dem zweiten Bande beigegeben sehen mögen, ist inzwischen auf anderem Wege abgeholfen worden. Dafür hat aber der Verfasser dem gegenwärtigen Bande eine Karte Roms angehängt, die im Jahr 1551 von Leonardo Bufalini in Forli in Holzschnitt publicirt, aber von dem Architekten Joh. Bapt. Nolli aus Como im Jahr 1748 neu abgedruckt wurde. Die Nomenclatur ist lateinisch. Die Karte hat historischen Werth durch die damaligen Namen, doch ist sie nicht immer zuverlässig, wenn es auf das Detail ankommt.

---

*) Eine unter den Inschriften bezieht sich auf die Heidelberger Bibliothek in der Vaticana, und rührt aus dem Jahr 1627 (vgl. S. 883). Sie lautet folgendermassen:

Urbanus VIII. Pont. max.

Complura bibliothecae Palatinae volumina nobiles Heidelbergicae victoriae manubias Gregorio XV. et apostolicae sedi a Maximiliano Bavariae duce donata Romam advexit opportunis armariis in Vaticano conclusit locum rudem antea atque informem in hanc speciem redegit et perspicuo specularium nitore exornavit

Anno Dom. MDCXXIIII. pont. I.

Ueber den hier eingestandenen an der Heidelberger Bibliothek verübten Raub hat sich im vorigen Jahrgang dieser Jahrbücher die Redaktion selbst ausführlich geäussert (Nr. 1. S. 1 7.) vgl. 1868 S. 536 u. ff.

Digitized by Google

Die zweite Karte, die der Verfasser angehängt hat, die Campagna di Roma darstellend, ist dem Werke von J. H. Westphal (»Die römische Campagne« 1829) entnommen.

Was in diesen Beigaben niedergelegt ist, ergänzt in den Grenzen nicht zu weit gehender Erwartung lehrreich den von Thatsache zu Thatsache ruhig fortrückenden Ueberblick über eine Geschichte vom Tode des Papstes Alexander VI. bis herab auf unsere Zeiten. Immer ist dabei der Gedanke an die Stadt Rom, die zu jener Zeit schon mehr als blos der Sitz einer geistlichen Centralgewalt war, Anhaltspunkt und einschränkendes Correctiv.

Die erste Frage, die die Kritik zu erwägen hat, betrifft die Eintheilung und die Anordnung, kurz die Methodik des geschichtlichen Materials. Von den beiden Büchern (dem achten und neunten), worein er seine Darstellung eintheilt, nimmt das erstere (das Zeitalter Leo's X.) die Zeit einer Generation vorweg, und in der letzteren, weder grösseren noch kleineren Hälfte findet die ganze lange Zeit von Paul III. (1534) bis herunter Platz. Hätte der Verfasser Kirchengeschichte oder Geschichte des Papstthums zu schreiben gehabt, so wäre allerdings diese Oekonomie nicht einzuhalten gewesen. Wundern kann eine derartige äussere Gleichmässigkeit nicht, sobald man in Anschlag bringt, dass die entscheidende Tragweite wesentlich den Thatsachen des achten Buches innewohnt. Man darf weder die Jahre, noch die Pontificate zählen. Zwar enhält »das Zeitalter Leo's X.« nur die Regierungszeit von vier Päpsten (Julius II., Leo X., Hadrian VI., Clemens VII.), und die folgende im neunten Buche verfolgte Geschichte deren sechsunddreissig zusammen. Auch betragen jene vier Pontificate etwas über dreissig Jahre; denn sie erstrecken sich von 1503—1534. Und die übrigen Pontificate, bei Paul III. angefangen, bis herab auf das gegenwärtige — dreihundert und wohl noch mehr als dreissig Jahre darüber. Aber Sixtus V. ausgenommen, der noch einmal Epoche durch seine Massregeln gemacht hat, hat diese ganze Reihe keinen einzigen Papst hervorgebracht, der nicht bedingt und bestimmt worden wäre, statt seinerseits bestimmend zu wirken. Mithin, da Thaten in einer so wechselnden Successionsreihe, nicht die Zahl der Namen entscheidet, wird dem Standpunkt des Verfassers voller Beifall gezollt werden dürfen. Mit Recht ordnet sich Alles, was die Päpste der Jahrhunderte, die das neunte Buch erzählt, gewirkt oder gethan, dem umfassenden Gesichtspunkt unter: »Herrschaft kirchlicher Tendenzen!«

Naturgemäss lässt sich die Geschichte der Stadt Rom am übersichtlichsten am Faden der Pontificate herunter erzählen. Dies ist auch vom Verfasser aufrichtig bis zu Ende eingehalten worden, und wie sehr er auch die Ausdehnung seiner Darstellung bis zu einer Geschichte des Papstthums von sich abweist, so macht sie unvermerkt den Eindruck der letzteren, natürlich in den Grenzen einer Uebersicht. Die Grenzen einer Geschichte der Stadt Rom

Digitized by Google

und einer Geschichte ihrer Beherrscher fliessen in einander. Demzufolge hat das Werk eine Ausdehnung erhalten, wodurch es sich übertroffen hat. Der Verfasser hat mehr gegeben, als der Titel seines Werkes versprochen hat, und hat erwarten lassen, das Gegentheil derjenigen, die, weniger aufrichtig, an ihre Versprechungen nachträglich erinnert werden müssen. Ich urtheile hiermit auch über die früheren Bände, glaube aber der Frage zugleich auf halbem Wege entgegenkommen zu müssen, die wohl unter derartigen Umständen beschäftigen wird, ob man eine Geschichte der Stadt Rom schreiben kann, ohne zugleich durch die Geschichte und Schicksale der Pontificate sich bestimmen lassen zu dürfen?

Man würde aber wahrscheinlich den Verfasser und diese gewaltige Leistung, vor der wir staunend stehen, nicht tief genug würdigen, wollten wir die Abschnitte übersehen, die den Hauptwerth des Werkes bilden, und worin, gründlich gesprochen, der Hauptantheil, den die Geschichte Roms an der Zeit und ihrer Physiognomie im Laufe der Jahrhunderte gehabt hat, niedergelegt ist. Auf diese Abschnitte über Literatur und Kunst, oder Cultur und Kunst angesehen, bietet z. B. der gegenwärtige Band in seinen politischen Abschnitten mehr ja die Folie zu jenen. Denn zuletzt geht die Geschichte Roms doch nicht blos in der Darstellung der äusseren Schicksale auf, deren Erzählung die Aufgabe der voraufgehenden Abschnitte ist.

Uebrigens glaube ich, dass die Bestätigung nicht schwer zu heben ist, dass bei dem Verfasser die Erzählung der Schicksale der Päpste und ihrer Thaten dies Material der Geschichte der Stadt, diese für sich genommen, durchsetzt. Es geschieht manchmal in etwas reichhaltiger Weise, doch so, dass die Darstellung im Allgemeinen nur dadurch gewinnt. Der Verfasser fühlt dabei dann die Schwierigkeit, das profane Lebenselement für die Unterscheidung geschichtlicher Abstufung zu gewinnen. Das beweist die Hereinnahme des Princips einer Unterscheidung der Papstfamilien. Auf die Dauer und im Resultate des ganzen vorliegenden Bandes äussert sich die Anwendung dieses Princips zweckmässig. Man gewinnt geschichtlich das Material zum Verständniss von Familiennamen und Familiendaten, wie sie der Kenner des gegenwärtigen Roms nicht entbehren kann.

Das bewusste Princip ist auch unter der Hand der Leitstern seiner Methode geblieben, indem er, wo er bei einem neuen Papste über die den Charakter desselben bestimmenden möglichen Einflüsse orientirt, die Familienbeziehungen heranzieht.

So viel von der Methode bei dem Verfasser im Allgemeinen!

Man hatte durch die voraufgehenden Bände eine gewisse religiöse Haltung hindurchleuchten sehen. Mehr noch als dort ist das hier in dem Schlussbande der Fall; es liegt das in der Natur der Sache, oder vielmehr in der Natur der Menschen. Es mag wohl noch Viele geben, die zu den Ereignissen des XVI. Jahrhunderts

Digitized by Google

mehr oder weniger eine Parteistellung nicht überwunden haben. Was den Verfasser in dieser Beziehung charakterisirt, ist die Erscheinung, dass er, wenn eine Begründung, zu der übrigens selten Anlass ist, tief ins Fleisch schneiden würde, ihr ausweicht. Das ist insofern ein Vortheil für sein Werk, als er selbst dem schuldigen Theile keine verwundende herausfordernde Spitze zeigt.

Ich habe hierbei den Antheil im Sinne, den die Päpste sowohl an den Hugenottenkriegen, wie an den Greueln der Bluthochzeit in der berüchtigten Bartholomäusnacht gehabt haben, und der wieder jüngst durch die über das Concil veranlasste Literatur klar gestellt worden ist. Man vermisst daher die Adresse, wo er die Kühnheit hat (vgl. S. 589 unt.), jene Greuel »das grosse Verbrechen« zu nennen! Die Wahrheit hätte Anspruch gehabt, auch von ihm eingestanden zu werden, besonders da er so unabhängig dasteht und die Wohlthat seines Einflusses durch die Würde der Jahre erhöht wird. Am eigenen Massstabe muss sich das Papstthum erläutern und corrigiren, zumal, wenn es ausserhalb der Theologie ist. Wie einer Gefahr, ist der Verfasser der Nöthigung, den Sachverhalt aufzudecken, ausgewichen, um (l. l.) durch den Hinweis auf die Kalendercorrection, und die Correction des Martyrologiums, auf die Reform des Canto fermo und der in arge Unordnung gerathenen Chorbücher einen Gedanken fernzuhalten, der ihm im eigenen Gewissen als das Verhängniss des Papstthums gelten muss! — —

Die Einmischung in den Krieg der Ligue gegen Heinrich IV. gibt er zu, S. 592, und tadelt ihn nur, weil — die Zustände des Kirchenstaats davon hätten abmahnen sollen!

Ueber das Concil der französischen Bischöfe im Jahr 1682, und über die vier Artikel der gallikanischen Kirche lässt er sich kurz aus; man dürfte gewiss sein, dass er sie verurtheilt, wenn er ausführlicher darüber sein wollte, trotz der Ansprüche, die heute überall dem mündigen Menschen, und den mündigen Corporationen winken, ihre eigene Verantwortlichkeit garantirt zu haben, der Ansprüche des Selfgovernment. S. 637. —

Der Papst Clemens XIV. erlag der inneren Aufregung, der er nicht gewachsen war. . . . . S. 660.

Ich hätte noch weiter ausholen und frühere Beispiele seines reservirten Urtheilens beibringen können; es möge aber hierbei sein Bewenden haben, dass ich sage, es sind das Beiträge zu dem Beweise, wie viel die Folgen des Concils von Trient über den Geschichtschreiber, der sie nicht in sich überwunden hat, noch vermögen!

Mit diesen Hinweisen auf eine Eigenthümlichkeit des Verfassers, den Strom seiner Gedanken zu stauen, ist nun durchaus nicht ausgeschlossen, dass er die Päpste zu tadeln wagt. Aber dies geschieht, wie wir sehen werden, mit Methode, d. h. immer im Einzeln. Es scheint, als werfe das keinen Schatten auf das Papstthum an sich. Kaum können wir uns der Beobachtung erwehren, dass seine ge-

Digitized by Google

schichtliche Darstellung die Richtung aufs Idealisiren des letzteren sich vorgesetzt, treu der ausgesprochenen Achtung vor dem Privilegium seiner Grösse.*)

Die Wortbrüchigkeit Leo's X. wird nicht verschwiegen, vgl. S. 98. Der Verfasser verurtheilt die Mittel, deren sich dieser Papst bedient, um die kleinen Herrschaften in den Marken zu beseitigen, vgl. S. 109. Er geht sogar soweit, Leo durch seinen eigenen Ausspruch zu richten: »Wenn man mit einem Fürsten sich vertragen habe, müsse man nie unterlassen, auch mit dem Gegner zu unterhandeln« (vgl. S. 119). Er hat S. 69 Leo X. einen Mann profanen Geistes genannt; man kann dies nach S. 123 u. f. nicht missverstehen. Er zeiht ihn offenherzig der Unfähigkeit, die Aufgabe der Pflicht zu verstehen, die er hatte, der Pflicht, sich selbst und damit die Christenheit zu regeneriren. Daher nennt er ihn eine Quelle des Unglücks. S. 128. Er misst ihm die Schuld bei, trotz dem Ernst der Dinge der Lebenslust so weit Spielraum gelassen zu haben. S. 141.

Mit diesen Urtheilen wird er selbst am Sitze des Pontifex nicht böses Blut machen. Auch dort wird man, gleich dem Verfasser, der Ansicht sein, dass das Finanzsystem Sixtus' V., wenn es auch der Noth des Moments entsprang, doch tadelnswerth war, weil es auf den Kleinhandel und selbst neue Industriezweige gedrückt, und die, welche der Papst besonders in Aufnahme zu bringen wünschte, schon in ihrer Entwicklung hemmte. Vgl. S. 584.

Diese dem persönlichen Charakter der Päpste entspringenden Massregeln zu tadeln, ist die grösste Kühnheit, wozu der Verfasser sich ermuthigt. Die aus dem System erklärbaren scheut er, wie wir gesehen haben, weil sie ihn nöthigen, zum Ankläger zu werden. Man kann es ihm verdenken, weil er es doch nicht gemieden, die Geschichte der Stadt Rom auch zum Tribunal für Entscheidungen über Charaktere zu machen.

Sehr richtig ist sein Urtheil über die Dienste, welche der Humanismus der Reformation geleistet hatte, und wodurch die Zeit, die der Gegenstand des Schlussbandes ist, ihre äussere Physiognomie erhalten hat. Vgl. S. 145. Streng genommen wäre es nöthig, auf die erste Abtheilung des dritten Bandes zurückzugehen**), sowie auch auf den dritten Abschnitt des achten Buches in der gegenwärtigen Schlussabtheilung (vgl. S. 318 u. ff.) einzugehen.

Consequent datirt er den Untergang des Roms des Mittelalters vom Anfang des XVI. Jahrhunderts. »Die Einheit, sagt er, die bis dahin trotz mancher Irrungen und Auflehnungen bewahrt worden war, war nicht mehr. Das hatte die Wiederbelebung der alten

*) Vgl. Gesch. d. Stadt Rom. II. S. 274. Vgl uns. Anzeige in den Heidelb. Jahrbb. 1868 Nr. 26.

**) Vgl. uns. Anzeige dieser Abtheilung in den Heidelb. Jahrbb. 1869. Nr. 11 u. f.

Digitized by Google

Cultur vorbereitet, und der Sieg der reformatorischen Strömung ins Werk gesetzt.«

Im Anschluss hieran, zieht er folgende geistvolle Parallele: »In der Geschichte Roms bezeichnete die Plünderung des J. 1527 einen nicht minder bedeutsamen Zeitabschnitt, als die Barbaren-Verheerungen beim Untergang des Westreichs. Die Horden eines römischen Kaisers vollzogen den Riss, den Jahrhunderte nicht zu heilen vermocht haben.« S. 472.

Anlässlich der Reform, die M. Luther versuchte, hält er es für wahrscheinlich, dass der Papst Leo X. die kirchenfeindliche Bewegung, welche jenseits der Alpen vor sich ging, an dem Massstabe mass, den die persönliche Erfahrung in ihm zurückgelassen. Er hatte ja das Auftreten und das Endschicksal Savonarola's erlebt. »Wer weiss«, meint der Verfasser, »welchen Einfluss diese Erinnerungen auf ihn ausgeübt haben! Aber er wurde doch durch die Wendung der Dinge mehr und mehr beunruhigt, und es ist unrichtig, wenn man sagt, er habe einen mönchischen Schulstreit vor sich zu haben geglaubt. Wenigstens hielt eine solche Ansicht, wenn sie überhaupt bestand, nicht lange vor.« Vgl. S. 115.

Das ist jedenfalls eine Deutung, die über der Partei steht, und zugleich ein Fund, der das Erklärungsmaterial bereichert.

So schwer eine gerechte Kritik einem Verfasser das Zurückhalten seines Urtheils verzeihen kann, eben so sehr wird sie es ihm als Empfehlung auslegen, wenn er sich über die Beschränktheit hinaussetzt, welche noch das Urtheil z. B. über Luther bei Vielen gefangen hält. Der Verfasser äussert sich anerkennend über ihn, indem er ihn u. A. einen geistvollen Reformator nennt. S. 116. Doch auffallen muss es, dass er hierbei die Möglichkeit offen lässt, dass die Gebrechen der Kirche zu heilen waren, ohne dass der letzteren der volle Ernst der Lage, wie er sich durch die Negation darstellte, zu Gemüthe geführt wurde. Hier hätte die Beobachtung dem Urtheile des Verfassers Ehre gemacht, dass das Christenthum leider nicht als Sache des Herzens, sondern — blos als Sache der Disciplin von Rom aus gehandhabt wurde!

Die Masshaltung, welche mir hinsichtlich des Raumes hier auferlegt ist, hält mich zurück, die angefangene Prüfung mit dem Geiste der Darstellung fortzusetzen.

Es sei mir vergönnt, hinsichtlich der Form zu bemerken, dass im politischen Abschnitte eines Werkes, wie des vorliegenden die byzantinisirende Beschreibung des Festzugs nach der Wahl Leo's X. in allen seinen Einzelnheiten, S. 57—59 doch einen eigenthümlichen Eindruck macht. Bei der Beschreibung der Kaiserkrönung in Bologna, S. 247, hat der Verfasser sich kürzer gefasst, gleicherweise bei einem dritten Anlass, S. 479.

Doch das ist mehr Nebensache; dafür könnte aber vielleicht Jemand folgende Rechnungen nebeneinanderhalten. Nach S. 665 war die Bevölkerung Roms im Jahr 1776 auf 166,000 Seelen ge-

Digitized by Google

stiegen; im Jahr 1800 war sie um 18,000 Seelen gemindert. — Zufolge S. 672 unt. zählte dann die Stadt nach der Restauration des päpstlichen Gouvernements — es ist das Jahr 1800 gemeint — 153,000 Einwohner. Welche unter diesen beiden Angaben für das Jahr 1800 ist richtig?

Wir stehen am Ende unseres Berichts über diese zweite Abtheilung des dritten Bandes. Wir können die Feder nicht aus der Hand legen, ohne dem Verdienste des gelehrten Verfassers um die Klarlegung so mancher Episoden in der Geschichte Europa's unsere Anerkennung auszusprechen. Bis auf den Ausdruck im Einzeln verräth die Darstellung, dass der Verfasser, erfüllt von dem Eindrucke der persönlichen Anschauung, an ihre Ausführung ging. Dass er sein Werk zu Ende geführt, ist sein Glück, wie er es zu Ende geführt hat, sein Verdienst gewesen. Man hat gesagt, die Geschichte der Stadt Rom könne nur in Rom selbst geschrieben werden. Wenn dieses, in Ansehung der politischen Geschichte, nicht so streng zu nehmen ist, so behält es hinsichtlich der archäologischen seine Berechtigung. Der Ausdruck: »— herübergespielt« (S. 503, Z. 5 v. ob.) wird hoffentlich nicht als Beweis gelten sollen, dass der Verfasser der alten Vorstellung auch über das Archäologische hinaus Rechnung getragen sehen mochte?

Es wäre zum Schlusse der Rückblick über das ganze Werk als Anlass zu historisch-politischen Ausführungen zu benutzen, wenn es hier des Ortes wäre, ein Paradepferd zu tummeln. Denn das Erscheinen des Schlussbandes und die tiefe Gährung, in welche der Pontificat Pio IX. zuletzt noch die Gesellschaft versetzt hat, kamen in einer Weise zusammen, dass es nahe lag, die gegenwärtige Krise für eine Bilanz zu verwerthen. Ueberdies ist die Berechnung des Laufs der Dinge durch den Krieg vollständig unterbrochen.

Also wollen wir uns, wie bemerkt, nicht zu Aufführungen darüber anregen, und bescheide ich mich zum Schlusse, noch darauf aufmerksam zu machen, dass eine der eindruckvollsten Partien dieser besprochenen Schlussabtheilung die Schilderung des Elendes ist, welches die Einnahme Roms vom 6. Juni 1527 und die darauf erfolgte mehrwöchentliche Plünderung verursachte!

H. Doergens.

Digitized by Google

Nr. 39. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lao-tse Táo-tĕ-king. Der Weg zur Tugend. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Reinhold von Plaenckner. Leipzig. Brockhaus. 1870.

Laò-tsè ist eine äusserst merkwürdige und bedeutende Erscheinung. Weder die allgemeine Religionswissenschaft darf ihn umgehen, noch eine vergleichende Wissenschaft der Philosophie. Denn er gilt nicht nur als Religionsstifter, er ist auch der erste und der tiefsinnigste einer ganzen Reihe ernster und geistvoller Denker seiner Nation, und dass er Chinese ist, macht ihn nur um so beachtenswerther. Die chinesische Menschheit war durch die geographische Abgeschlossenheit ihrer weiten Lande von jeher davor geschützt, in die Entwicklungen und Geschicke anderer Welt- und Culturvölker verflochten zu werden, und sprachwissenschaftliche, sowie geschichtliche Forschung macht es immer wahrscheinlicher, dass sich in ihr im Ganzen der Typus ältester Menschheit überhaupt aus unvordenklicher Zeit erhalten habe. Diess muss sich daher auch auf ihr religiöses Bewusstsein erstrecken. Und wäre auch Laò-tsè's philosophische Denkweise nicht so tief und gewaltig, als sie ist, so würde es immer doch das höchste Interesse erregen, das älteste Denkmal des Strebens nach Erkenntniss bei einem so ganz auf sich allein angewiesenen gebildeten Volke zu betrachten.

Laò-tsè gilt als Religionsstifter, ist diess aber ebensowenig, wie sein jüngerer Zeitgenosse Confucius. Er selbst beruft sich auf alte Lehrer seines Glaubens, führt Sprüche und Verse an, die auf dessen Vergangenheit zurückweisen, und hat für die Ausbreitung seiner Lehre nichts gethan, weder die Lande durchzogen, noch Schüler und Anhänger gesammelt. Wahrscheinlich im Jahre 604 v. Chr. geboren, trat er in den Dienst der kaiserlichen Dynastie der Tschēu, ward der Behörde des Reichsgeschichtschreibers zugetheilt und wurde Vorstand der Archive. Erst als er in sehr hohem Alter diese Stelle aufgegeben hatte, um sich in die Abgeschiedenheit zurückzuziehen, schrieb er unterwegs auf die Bitte eines Befreundeten sein einziges Buch, das Taò tĕ kīng. Dasselbe ist nichts weniger als populär, und es ist gar nicht denkbar, dass aus solchen Anfängen allein sich eine Religionsgemeinde habe entwickeln können, die schon nach dritthalb Jahrhunderten nicht bloss zahlreich und einflussreich geworden, sondern auch schon wieder zu einer abergläubischen Secte von Schwärmern, Zauberern und Gauklern ausgeartet war, wie sie unter dem Kaiser Schī-hoâng-tí erscheint, und

wozu die reine hohe Lehre des Taò tĕ kīng nicht den mindesten Anlass bot. Ohne Zweifel hat die Taò-Genossenschaft schon lange vor Laò-tsè bestanden und reicht wahrscheinlich in ein hohes Alterthum zurück. Aber das älteste und reinste Zeugniss des Taò-Glaubens finden wir bei Laò-tsè, und zwar aufgenommen in das grossartige System eines gründlichen Denkers. Wir wüssten keinen religiösen Denker der vorchristlichen Zeit, Platon nicht ausgenommen, der dem Christenthum so nahe steht, wie Laò-tsè.

Laò ist bei ihm Bezeichnung des absoluten Prinzips, der Gottheit. Doch gibt er ihm diesen Namen nur, um es überhaupt zu bezeichnen, nicht um etwas darüber auszusagen. Denn in seiner reinen Absolutheit, als vorseiendes und überseiendes, somit noch nicht seiendes Wesen (μὴ ὄν), ist es durchaus prädicatlos, daher namenlos. Aus diesem Uebersein tritt Taò in das Sein, nicht in ein schon vorhandenes, sondern in ein eben damit gesetztes Sein, das aus dem Nicht-Sein hervorgeht, und als solcher ist er aussaglich und nennbar. Indem er dabei aber nicht aufhört, auch der Erste, ewig Ueberseiende zu sein, vielmehr sich in das Nicht-Sein zugleich wieder zurückzieht, ist er nun eine Dyas. Der Erste in dieser Zweiheit ist Urheber der Welt (Himmels und der Erde), der Zweite Bildner und Hervorbringer aller gestalteten Wesen, und wie in ihnen der ewig untrügliche Geist als der Dritte ist, so sind sie in ihrer unergründlichen Tiefe auch alles Geistigen Ausgang (Pforte). Dergestalt gehen in Taò Einheit, Zweiheit und Dreiheit hervor, welche letztere alle Wesen hervorbringt. Mit dem Ausspruche, dass Taò vor Himmel und Erde gewesen, begründet Laò-tsè seine ganz bestimmte Schöpfungstheorie.

Alle Wesen, ehe sie in das Sein eintreten, ehe sie also an sich und für sich sind, sind in Taò. Er aber bringt sie hervor, gestaltet, liebt, nährt, vollendet und beschützt sie. Allein seine Bewegung dabei ist Zurückbringung, denn, nun seiend und entfaltet, kehren sie alle zu Ihm, ihrem Ursprunge, wieder zurück. Nicht aber geht so der Mensch etwa in eine allgemeine Weltseele wieder auf, sondern in dem Maasse, wie er hier mit Taò Eins geworden und bereits das Ewige angezogen, theilt er in persönlicher Fortdauer auch dann das ewige Leben Taò's und verliert nichts bei des Leibes Zerstörung.

Auf dem Einssein mit dem Taò und dem Festhalten an Ihm beruht das Ethos des Menschen. »Der heilige Mensch« ahmt Taò nach. Wie daher Taò, selbst unbewegt, Alles bewegt, wie er mit seinem blossen Wesen und Verhalten Alles bewirkt, ohne je selbständig handelnd hervorzutreten und einzugreifen, »ohne zu thun«, so erfüllt auch der heilige Mensch seine Aufgabe als solcher »ohne Thun«, mithin durch sein blosses Sein und Verhalten; denn dadurch, durch das von ihm ausstrahlende Göttliche, werden die Menschen bekehrt, zur Besinnung über Taò gebracht und Diesem zugeführt. Alles Thuns, was diess zum Zweck hätte, enthält er

Digitized by Google

sich daher, sein Thun ist Nicht-Thun, obgleich er freilich auch darin Taò nachahmt, dass er allen Wesen liebevoll hilft, unermüdlich wohlthut, thätig ist, Verdienstliches vollbringt; aber hierauf legt er nicht den mindesten Werth, sein eigentlicher Beruf liegt darüber hinaus. Die durch reine Hingabe an Taò begründete Selbstlosigkeit ist Laò-tsè's ethisches Princip, die Tugend, tĕ. Sie ist denn auch das Princip für seine Politik, die nach chinesischen Voraussetzungen nur Regierungslehre sein konnte, aber gar viel Merkwürdiges und Beachtenswerthes, auch noch für unsere Zeit, enthält.

Schon dieser flüchtige Ueberblick zeigt, dass wir es hier mit einem tiefen und bedeutsamen Gedankenganzen zu thun haben. Auch geht dieses wohl aus dem Taò tĕ kīng hervor, hat aber nicht dessen Form bestimmt, denn systematisch geordnet ist das Buch nicht, wenn auch, was bisher verkannt wurde, in einer zusammenhangenden Gedankenfolge geschrieben. Die Sprache ist wuchtig, gedrungen, paradox, bilderreich, oft von grossartiger Kürze. Sie verschmäht den Reichthum an Partikeln, der die klassische Sprache sonst leicht und elegant macht und die Beziehung der einzelnen Sätze zu einander andeutet. Man muss die Schrift anhaltend studirt haben, um das Einzelne aus dem Ganzen des Systems zu verstehen, ihm darin seinen Ort anzuweisen und seinen Zusammenhang mit der nächsten Umgebung zu durchblicken. —

Abel Rémusat hat das grosse Verdienst, in einer ausführlichen Darstellung zuerst auf Laò-tsè hingewiesen zu haben. Seine Meinung jedoch, dessen System stamme ursprünglich aus den Westländern, war irrig, so ausführlich er sie auch zu begründen suchte. Stanislaus Julien gab dann den chinesischen Text mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung und übersetzten Auszügen aus den vorzüglichsten chinesischen Commentatoren heraus. Seine Uebersetzung ist so genau, als Sprache und literarische Sitte der Franzosen es erlaubten. Mehr konnte hierin bei Anwendung der englischen Sprache der jüngere Uebersetzer, Chalmers, leisten, obgleich er im Sinnverständniss von Julien grösstentheils abhängig erscheint. Und da in diesem Punkte der gelehrte französische Sinologe durchaus den chinesischen Auslegern folgt, deren philosophische Bildung durchaus nicht genügt, um an einen Geist wie Laò-tsè hinanzureichen, so war eine neue Uebersetzung und Erklärung höchlich zu wünschen, ja Bedürfniss. Unsere biegsame Sprache, unsere philosophische Bildung liess erwarten, dass ein Deutscher diese Aufgabe einigermassen erfüllen werde.

Soll aber die Uebertragung eines philosophischen Werkes dem Forscher wie dem Liebhaber von wirklichem Nutzen sein, soll er sich so darauf verlassen können, um ein sicheres Urtheil über den Schriftsteller zu gewinnen, so muss sie sich natürlich dem Grundtexte so eng als möglich anschliessen, den Leser so nahe als es angeht an diesen heranbringen, die Eigenthümlichkeit der Ursprache

Digitized by Google

und des besonderen Schriftstellers in der Sprache der Uebersetzung sich abspiegeln lassen und diese, wie Schleiermacher sagt, »so viel es sich thun lässt nach der Ursprache beugen, um das in dieser ausgebildete Begriffssystem möglichst ahnden zu lassen«. Sollten dann Ausdruck, Wendung und die Form überhaupt den Leser befremden, so darf man ihm theils wohl die Bildung zumuthen, sich auch darin allmählich zu finden, was dann immer eine Bereicherung für ihn sein wird, theils sind ja die Commentare dazu erfunden, ihm das völligere Verständniss des Originals dem Inhalte nach zu vermitteln.

Es wäre sehr zu wünschen, H. v. Plaenckner hätte den scharfsinnigen und lehrreichen Vortrag Schleiermachers »Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens« gelesen und beherzigt, ehe er an sein Unternehmen ging. Er würde dann schwerlich so, wie jetzt S. XI, XII seiner Einleitung, gesprochen haben von einer »sklavisch-treuen und einer überlegt-treuen Uebersetzung«, welche letztere »oft die mehrfache Bedeutung eines Worts auch mehrfach wiedergibt, vor allem aber sucht, den Sinn von dem, was Laò-tsè gedacht und in seiner Sprache classisch schön niedergeschrieben hat, verständlich und im Zusammenhange wiederzugeben« und »bei alledem treu ist«. Wahrscheinlich würde er in jenem Falle seiner ganzen Uebersetzung eine andere Gestalt gegeben haben. Denn er hätte in dem erwähnten Vortrage auch gelesen: »Die Paraphrase will die Irrationalität der Sprachen bezwingen, aber nur auf mechanische Weise. Sie meint, finde ich auch nicht ein Wort in meiner Sprache, welches jenem in der Ursprache entspricht, so will ich doch dessen Werth durch Hinzufügung beschränkender und erweiternder Bestimmungen möglichst zu erreichen suchen. — Der Paraphrast verfährt mit den Elementen beider Sprachen, als ob sie mathematische Zeichen wären, die sich durch Vermehrung und Verminderung auf gleichen Werth zurückführen liessen, und weder der verwandelten Sprache noch der Ursprache Geist kann in diesem Verfahren erscheinen. Wenn noch ausserdem die Paraphrase psychologisch die Spuren der Verbindung der Gedanken, wo sie undeutlich sind und sich verlieren wollen, durch Zwischensätze, welche sie als Merkpfähle einschlägt, zu bezeichnen sucht: so strebt sie zugleich bei schwierigen Compositionen die Stelle eines Commentars zu vertreten, und will noch weniger auf den Begriff einer Uebersetzung zurückgebracht sein.«

Ist nun die vorliegende Bearbeitung eine solche, in mässige Gränzen gebrachte Paraphrase, so will sie doch zugleich noch mehr leisten; sie will den alten Chinesen auch unser heutiges Deutsch reden lassen und muss daher, wie Schleiermacher ebenfalls sagt, »die ganze Weisheit und Wissenschaft ihres Mannes umbilden in das Begriffssystem der anderen Sprache und so alle einzelnen Theile verwandeln«; wie sie diess denn auch durchgängig gethan hat. Es ist daher gar nicht zu verwundern, dass der Bearbeiter ganz an-

Digitized by Google

dere Begriffe, andere Gedanken, ein ganz anderes System aus dem Taò tĕ kīng herausentwickelt, als er würde gefunden haben, wenn er mit Hingebung und Selbstentsagung auf die Eigenthümlichkeiten der Ursprache und des Schriftstellers eingegangen wäre, sich unter dieselben, nicht über sie gestellt, und Laò-tsè selbst hätte reden lassen so gut es im Deutschen anging, statt fortwährend an dessen Stelle das Wort zu führen.

Wenn nun aber bei einer solchen Behandlungsweise Erklärung und Auslegung des Bearbeiters schon in die Uebersetzung aufgenommen sind, wozu dann noch, wird man fragen, die ausführlichen Erklärungen hinter jedem Kapitel? Ihr erster Zweck ist durchaus anzuerkennen und bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt: es ist die Nachweisung des Zusammenhangs von Laò-tsè's Gedankenreihen, sowohl innerhalb der einzelnen Kapitel, als zwischen den Kapiteln selbst. Man kann dabei im Besonderen oft anderer Meinung sein, schon weil der Erklärer häufig einen ganz andern Inhalt findet, als der Grundtext, ihn gestattet, im Allgemeinen aber muss man seine Ansicht richtig nennen und sein Bestreben preisen. — Der andere Zweck der Erklärungen ist die lexicalische und grammatikalische Rechtfertigung der gegebenen Uebertragung. Wir wünschen dem Verfasser nicht, dass er in diesem Theile seiner Arbeit einer solchen Prüfung unterzogen werde, wie sie Pauthier durch Stan. Julien widerfahren ist: von seinen Rechtfertigungen dürfte wenig bestehen bleiben. Irren wir nicht, so stand ihm für die Ermittlung der Wortbedeutung wohl nur Basile von Glemona zu Gebote. Anderweite Erklärungen der Wortzeichen, die sich etwa bei Morrison, Callery, im Khāng-hī'schen Wörterbuche oder im Tsé wéi noch finden, haben wir vergeblich bei ihm gesucht. Da konnten denn manche höchst willkürliche Combinationen nicht ausbleiben. So kommen im 5. Kapitel die Wörter thŏ jŏ (Bas. 4495. 7646) vor. Thŏ ist bei Basile erklärt durch pera ex utraque parte aperta, jŏ durch fistula arundinea brevis. Und nun schreibt der Erklärer S. 35 frischweg: »thŏ heisst ein auf beiden Seiten offener Sack, yo (!) heisst Flöte, daher das Compositum Thŏ-yo Sackpfeife — Dudelsack, und **nicht** Schmiedeblasebalg, wie es Stan. Julien — doch wohl seltsam — übersetzt.« Nun erklärt aber das Khāng-hī'sche Wb. thŏ jŏ durch jè khí (Bas. 675. 1449) d. h. ein Werkzeug zum Metallschmelzen, und beschreibt dann den Blasbalg; und man wird doch den gelehrten Bearbeitern jenes Wörterbuchs eine genauere Kenntniss ihrer Sprache zutrauen, als dem Deutschen. — Kap. 52 steht: wán woĕ mŭ pŭ tsiūn taò; diess soll nach S. 249 wörtlich heissen: »für alle Wesen ziemte es sich hochzuachten das Taò«; denn (S. 248) mŏ (mŭ) sei »das nicht Passende, nicht Schickliche. Non convenit heisst es, es ziemt sich nicht, deshalb heisst mŏ pŏ energisch und ausdrücklich »es ziemt sich««. Basile erklärt freilich mŭ durch: non, nolo, non convenit; letzteres heisst hier aber nur »es geht nicht an, es kann nicht sein«, denn es

Digitized by Google

übersetzt das pŭ khò der chinesischen Wörterbücher. A. Rémusat (Gramm. §. 271) sagt: »mŭ nie l'existence«, und jeder Sinologe weiss, dass es einem Substantiv nachgesetzt soviel als nullus, nemo, nihil ist. Wán woĕ mŭ kann demnach nicht anders heissen, als: »keins von allen Wesen«, und pŭ tsiŭn taò heisst: »ehret Taò nicht«. Anders durften diese Worte nicht aufgefasst werden, es mochte das in die Ideen des Uebersetzers passen oder nicht. — Wir bemerken hier gelegentlich, dass der Bearbeiter fortwährend Táo schreibt, wozu ihn gleichfalls Basile verleitet haben wird, während er in Khāng-hī's Tsé tiàn hätte finden können, dass diess Wortzeichen in substantivischer Bedeutung immer taò betont wird, und táo nur dann, wenn es sagen, aussprechen, lehren etc. heisst. — Auch die Grammatik hat Manches zu leiden. So wird zu Kap. 61 auf S. 304 bemerkt: »— dass zwar grammatisch richtig tà koŭe das grosse Reich, siào koŭe das kleine Reich heissen kann, dass aber jenes die Grossen im Reiche und dieses die Kleinen im Reiche dem Sinn nach heissen muss und ebenso richtig heissen kann.« Die letzte Behauptung widerspricht allem Sprachgesetz. Tá kuĕ kann, wenn der Sinn es fordert, allenfalls noch heissen »ein Land grossmachen«, sonst aber kann es nur heissen »ein grosses Land«. »Die Grossen im Reiche« würde kŭe tá, oder um Missverständnissen vorzubeugen kuĕ tschī tá heissen müssen, oder kuĕ tschī tá tschè. — Ebenso soll (S. 348) Júng pīng jeù jân wörtlich heissen: »Gebraucht man Waffen, haben sie gesagt.« Um aber diess zu heissen, müsste nothwendig stehen: Jeù jân júng pīng. In jener Wortstellung muss júng pīng, d. h. Einer, der Waffen braucht oder gebraucht hat, Satzsubject sein, wovon das Zeitwort jeù abhängig ist. — In der altchinesischen Sprache entscheidet die Wortfolge oft ganz allein, aber unerbittlich über den Sinn, und darüber hätte der Uebersetzer recht viel in den grammatikalischen Schriften von Stanislas Julien finden können, dessen Uebersetzung des Taò tĕ kīng zu bestreiten der dritte Zweck seiner Erklärungen ist.

Wer die gründliche Sprachkenntniss und die Verdienste Stan. Juliens nicht kennt, dürfte häufig den Eindruck bekommen, der Bearbeiter habe in ihm einen sehr schwachen Anfänger vor sich; mit solcher Selbstsicherheit und vermeintlichen Ueberlegenheit meistert er den gelehrten Veteranen, so dass man oft nicht weiss, ob man darüber lächeln oder unmuthig werden soll. Aber man darf zweifeln, ob er, bei all seiner Abweichung in der Auffassung Laòtsè's von Julien, ohne dessen Vorarbeit auch nur ein Kapitel, das nicht Rémusat schon übersetzt, verstanden hätte. Man braucht darum Juliens Uebersetzung noch nicht für unübertrefflich, die in ihr zu Tage tretende Auffassung des Autors noch nicht für richtig zu halten. Er selbst hat erklärt: Ceux qui sont étrangers à la langue chinoise peuvent être assurés que je n'ai jamais adopté le sens d'une seule phrase, ni même d'un seul mot, sans y être au-

Digitized by Google

torisé par un ou plusieurs commentaires. Man sieht daraus, was er gewollt hat. Er wollte Laò-tsè so wiedergeben, wie die Chinesen selbst, wie die bedeutendsten Ausleger unter ihnen ihn verstanden. Das hat er gethan, und es ist nicht seine Schuld, dass jene Ausleger dem Verständnisse ihres Autors im Grossen und Ganzen nicht gewachsen sind, ihm in seine Tiefen nicht folgen, auf seine Höhen ihn nicht begleiten können; obgleich für manchen ungewöhnlichen und veralteten Wortgebrauch viel von ihnen zu lernen ist. Diess hat Julien gethan, und hätte es H. v. Plaenckner auch gethan, so würde er wohl seltener unsicher Errathenes als zweifellos Gewisses hinstellen.

Auffallend ist es für jeden in der exegetischen Literatur Bewanderten, wie stark die Subjectivität des Bearbeiters in seinem Commentare in den Vordergrund tritt. Diess hängt jedoch mit dessen Stellung zu dem Autor selbst zusammen. Er steht nicht zuvörderst vor diesem in horchender Beugung, er studirt nicht unter Anwendung aller Hülfsmittel, was dieser wirklich gesagt habe, auch wo es ihm etwa nicht gefällt und zu seinen subjectiven Meinungen nicht passt; — wenn er diess gethan hätte, würde er weit tiefere Speculation, weit inhaltschwerere Gedanken im Taò tĕ kīng gefunden haben, als es jetzt der Fall ist; — sondern er trägt sofort seine eigne Denkweise in das Buch hinein, diese muss ihm überall geliefert werden, und die Grammatik mag sagen, was sie will, es wird solange gedreht und gewendet, bis der gewünschte Sinn herauskommt. So ist Laò-tsè ein Gegner der damals von Confucius eifrig betriebenen Viellernerei und Volksaufklärung, er ist ein Feind des Waffengebrauchs, aber der Uebersetzer ist für den Fortschritt, liebt die Waffen, und so muss ihm auch Laò-tsè zu Danke reden, er mag wollen oder nicht.

Um dem Leser einen Begriff von der neuen »Uebersetzung« zu geben, stellen wir hier die beiden ersten Kapitel derselben mit einer genauen Uebersetzung des Grundtextes zusammen.

Kap. 1.

Uebersetzung.	H. v. Plaenckner.
Taò, der da kann ausgesagt werden, ist nicht der ewige Taò. Der Name, der da kann genannt werden, ist nicht der ewige Name.	Es gibt ein Tao, welches jedermann verständlich gezeigt werden kann, das aber ist nicht das ewige Tao in seiner ganzen Vollkommenheit. Wollte man demselben einen Namen geben, so würde dieser das ewige Tao doch nicht klar bezeichnen.

Digitized by Google

Der Unbenannte ist Himmels und der Erden Urgrund. Der Namenhabende ist aller Wesen Mutter.

Dieses unnennbare Tao ist der Schöpfer Himmels und der Erde, das dagegen, welches man für jeden verständlich bezeichnen kann ist die fort und fort erschaffende Kraft der Natur, die Natur selbst, bildlich die Mutter alles Seienden.

Drum: »Wer stets ohne Begierden ist, schaut sein Geistiges; wer stets Begierden hat, schaut sein Aeusseres.«

Nur der, welcher ganz von Leidenschaften frei ist, wird im Stande sein, das höchste geistige Wesen zu erfassen; der dagegen, dessen Seele beständig von Leidenschaften getrübt wird, sieht nur das endliche — die Schöpfung.

Diese Beiden sind desselben Ausgangs und verschiedenen Namens. Zusammen heissen sie tief, des Tiefen nochmals Tiefes, alles Geistigen Pforte.

Beide aber, das Unendliche wie das Endliche, sind desselben Ursprungs, für uns jedoch sehr zu unterscheidende Begriffe. Denn beide sind sie erhaben, jenes aber, das Unendliche, ist nicht nur erhaben, sondern auch unermesslich und der Inbegriff, gleichsam die Ausgangspforte alles Geistigen, die höchste Abstraction.

Kap. 2.

Erkennen Alle in der Welt des Schönen Schönsein, dann auch das Hässliche; erkennen Alle des Guten Gutsein, dann auch das Nichtgute. Ursach: »Sein und Nichtsein erzeugen einander, Schwer und Leicht vollenden einander, Lang und Kurz erweisen einander, Hoch und Niedrig entkehren einander, Stimme und Ton fügen sich einander, Vor und Nach folgen einander.«

Sobald die ganze Welt das *Schöne* als solches erkennt, so ist auch der Begriff des *Hässlichen* dadurch gegeben; wenn alle das *Gute* als solches erkannt haben, so weiss man auch, was seine Negation, das *Nichtgute* bedeutet. Auf gleiche Weise erzeugt der Begriff des Seienden, des *Materiellen*, die Negation desselben, den Begriff des Nichtseienden, des *Nichtmateriellen*, der Abstraction. Denn wie man vom Vergleich des *Schweren* und *Leichten* zu dem allgemeinen abstrahirten Begriff der *Schwere* gelangt,

Digitized by Google

Deshalb verharrt der heilige Mensch beim Geschäft des Nicht-Thuns: Wandel, nicht Rede, ist seine Lehre.

Alle Wesen treten hervor, und er entzieht sich nicht. Er belebt und besitzt nicht; er thut, und verlässt sich nicht darauf; vollbringt Verdienstliches und verweilt nicht dabei.

»Weil er nicht dabei verweilt, Desshalb vergeht es nicht.«

wie die Länge und Kürze die Form, das Oben und Unten den Begriff der räumlichen Differenz, die Töne und ihre Consonanzen die Harmonie, das Frühere und das Spätere die Zeitfolge bilden, so ist es auch denkbar, dass der Weise das Immaterielle wie das Materielle zum Gegenstand seiner Betrachtungen machen kann. Freilich im Denken, nicht in Worten besteht sein Studium, zu allem, was er entstehen lässt, bedarf er nicht der Rede. Was er schafft, das will er vor seinem Geist, nicht vor Augen stehen haben, was er ersinnt, das soll dem Geiste, nicht dem Leibe Stütze sein. Das Vollbringen seiner geistigen Regsamkeit ist das Ideale, nicht das Reale.

Er sammelt nicht weltliche Schätze, sondern geistige, daher unvergängliche.

Zum ersten Kapitel nur wenige Bemerkungen! Die Unaussaglichkeit und Unnennbarkeit des ewigen Taò, dem Aussprechlichen und Nennbaren gegenüber, ist bei Laò-tsè absolut gefasst, während die Paraphrase sie zur relativen abschwächt. Wird, um diess zu rechtfertigen, in der Erklärung gesagt, die eigentliche Bedeutung der Negation fēi sei: »nicht richtig«; so ist diess eben nicht richtig. Es heisst ursprünglich »nicht sein, nicht haben«; dann wird auch fēi genannt, was »nicht sein soll«, und von andern Negationen unterscheidet es sich dadurch, dass es, wie Rémusat sagt, s'applique de préférence au qualificatif, soit adjectif, soit adverbial. Laò-tsè hat aber darum Recht, weil keine Aussage über das Absolute als solches und keine Benennung desselben absolut sein kann und immer nur relativ ist. — Der Namenlose heisst im Text Himmels und der Erde schì, d. h. Princip, Ursprung, Urgrund; was keineswegs derselbe Begriff ist, wie Schöpfer. Dass aber der Namenhabende, weil er, allerdings bildlich, »aller Wesen Mutter« genannt wird, die fort und fort erschaffende Kraft der Natur, die Natur selbst sei, davon steht im ganzen Taò tĕ kīng kein Wort, und es sind diess hineingetragene, dem Verfasser ganz fremde Be-

Digitized by Google

griffe. Auch heisst wán wöe nicht alles Seiende, sondern alle Wesen oder Dinge, wörtlich »die Myriaden Wesen«, was für das philosophische Denken ganz unterschiedene Begriffe sind. — Erkennt man das Folgende nicht als einen zwischeneingeschobenen Reimvers, so kann man, wie der Uebersetzer, dazu kommen, das Fernere »diese Beiden« auf khì miáo und khì kiáo, »sein Geistiges« und »sein Ausseres«, zu beziehen, während es doch auf die beiden vorher Bezeichneten, den Namenlosen und den Namenhabenden geht. Allerdings ist mit khì kiáo das Endliche, die Schöpfung gemeint, wie es die Paraphrase hat; dass aber mit thsè tiàng, »diese Beiden«, das Unendliche wie das Endliche gemeint seien, wie sie gleichfalls sagt, bürdet Laò-tsè den Ungedanken auf, dass Taò und seine Schöpfung desselben Ursprungs oder Ausgangs seien. Denn von dem Unendlichen steht zwar kein Wort im Text, aber die Paraphrase muss damit doch wohl das »höchste geistige Wesen« meinen und nicht einen ganz neuen Begriff hereinbringen wollen. Dem hiuân in der Sprache unseres Philosophen entspricht nicht das deutsche »erheben«, sondern »tief«. Die Aussage »des Tiefen nochmals (oder weiter) Tiefes« hat im Text »diese Beiden« zum Subject; aber was hat die Paraphrase daraus gemacht! Ebenso geht auf »diese Beiden« das Prädicat »alles Geistigen Pforte«. Nicht unrichtig erklärt die Paraphrase: »gleichsam die Ausgangspforte«, und es heisst somit, von jenen Beiden gehe alles Geistige aus; ist aber diess einerlei mit dem »Inbegriff alles Geistigen«? — Und nun der Zusatz: »die höchste Abstraction«! Das so eben als eine Dyas unterschiedene, nun durch thûng (»zusammen« oder »identisch«) wieder als Einheit gesetzte W e s e n eine Abstraction! Ist denn Gott, ist das Absolute nur eine Abstraction? Der Ausgang alles Geistigen nur eine Abstraction? — Müsste man nicht des philosophischen Denkens mächtiger sein, um einen Philosophen wie Laò-tsè auch nur richtig zu paraphrasiren? —

Der Inhalt des z w e i t e n Kapitels kündigt Laò-tsè's Ethik an und bedarf daher keines Uebergangs vom ersten. Liegt aber zwischen Beiden ein vermittelnder Gedanke, so ist es nicht, wie die Erklärung sagt, der: »Wie gelangt man zur Abstraction?« Denn von dieser war nur in der Paraphrase, nicht bei Laò-tsè die Rede; sondern allenfalls der: Wie kann das von der Gottheit ausgehende Geistige den Menschen gebracht und offenbart werden? Und die Antwort ist dann: Durch das Sein und Verhalten des heiligen Menschen, dessen Aufgabe eben hierin und in nichts Anderem besteht. Der Gedankengang des Kapitels aber ist folgender. Das (sittlich) Schöne und Gute darf nur zur Erscheinung kommen, so wird es nicht nur als solches im Vergleich mit dem (sittlich) Hässlichen und Nichtguten sofort erkannt, sondern macht auch das Hässliche und Nichtgute sofort als solches erkennbar, denn alle Gegensätze manifestiren sich gegenseitig, was durch die Anführung eines Reimverses erläuternd ausgesagt wird. Deshalb ver-

Digitized by Google

harrt der heilige Mensch dabei, seine Aufgabe, sein eigentliches Geschäft zu erfüllen, welches nicht im Thun (paradox ausgedrückt: im Nicht-Thun) besteht, sondern nur im Sein und Verhalten; wie er so denn auch, nicht-redend, durch seinen Wandel lehrt. Und wie jenes Verhalten, jenes Nicht-Thun, gemeint sei, wird nun sogleich gesagt. Denn freilich entzieht er Keinem seine Hülfe, fördert das Leben Aller, thut und wirkt und vollendet Verdienstliches, aber in dem Allen sucht er nichts und es gilt ihm nichts; nicht diess Thun ist sein Geschäft, sondern was über dem Thun, und daher Nicht-Thun ist: das reine, ruhige Aufnehmen und Wiederausstrahlen des Göttlichen, wodurch letzteres eben offenbart wird. So wird das Ganze zu einem kurzen Inbegriff von Laò-tsè's Ethik.

Die Paraphrase geht von dem unglücklichen Gedanken aus, das Kapitel solle zeigen, wie man zur (logischen) Abstraction gelange, und die beigefügten Erklärungen behaupten diess auch, genügen aber nicht, es zu beweisen. Die Wiedergabe der ersten Sätze mag gelten, obgleich sie uns nicht ahnen lässt, wie diese im Chinesischen gefasst sind. Aber was ist nun aus den Versen geworden! In der auflösenden und umgestaltenden Paraphrase zeigen sie gar nicht mehr, was sie zeigen sollen, nämlich dass Gegensätze einander erklären, sondern es wird ein fremder, im Grundtext durch Nichts angedeuteter Gedanke hereingebracht, der nämlich, dass auch contradictorische Gegensätze unter einen höheren Gemeinbegriff gebracht werden können. Und nicht genug, dass der erste Reimvers durch die Ausdrucksweise zum Hauptinhalt des ganzen Kapitels gemacht wird, so werden auch noch die vier Wörter: jeù wû siāng sìng (neu: sēng) durch einen weitläufigen Satz übersetzt, der wohl geeignet wäre, bei einem scharfdenkenden Leser Kopfschütteln über Laò-tsè's philosophische Befähigung hervorzurufen, wenn er sieht, dass das Seiende mit dem Materiellen und das Immaterielle mit dem Nichtseienden und der Abstraction identificirt wird. Auch sagt der Text gar nicht, dass der Begriff des Seins den des Nichtseins erzeuge, sondern dass sie »einander erzeugen«, und siāng sēng kann gar nichts anderes heissen. Bei der völligen Symmetrie aller sechs Verse fragt man sich, weshalb dann der erste Vers anders behandelt werde, als die fünf folgenden und weshalb nicht auch bei ihm ein Begriff aufgesucht werde, in welchem die Begriffe des Seins und des Nichtseins zusammenfallen? Doch das mochte seine Schwierigkeiten haben. — Am merkwürdigsten ist die Paraphrase, wo nun Laò-tsè sagt, dass die Aufgabe des heiligen Menschen als solchen kein Thun, kein Handeln, wû wêi, sei. Da soll nun gesagt sein, »der Weise kann das Immaterielle — zum Gegenstand seiner Betrachtung machen«, und diess wird in der Erklärung zu rechtfertigen gesucht. Prüfen wir diese Rechtfertigung.

»Wû«, heisst es da, »ist, obschon auch Negation, in seiner ersten und Hauptbedeutung: carere, entblösst, frei sein von . . .«

Digitized by Google

— Davon ist soviel richtig, dass es ursprünglich verbale Bedeutung hat, und »nicht haben« (pŭ jeù nach dem Jü-phiān) heisst, was Basile durch carere ausdrücken wollte. Er verneint aber nicht bloss den Besitz, sondern oft auch die Existenz, wie beides durch jeù auch bejaht wird. Die Stelle eines Adverbiums vertretend, heisst es nicht, die einer Präposition — ohne. Nur wenn es absolut steht, wenn kein anderes Wort von ihm abhängig ist, heisst es Nichts, das Nichtsein. — Wû ist, heisst es nun ferner, »das Fehlen jedes Attributs, das Fehlen eines sinnlich wahrnehmbaren Gegenstandes, daher einerseits die Abstraction, andrerseits das Immaterielle, das Reingeistige, das Aussersinnliche, das Unsichtbare«. Diess sind lauter Willkürlichkeiten, von welchen kein chinesisches Wörterbuch etwas weiss. Vielleicht liesse sich Aehnliches sagen, wenn wû absolut stände, wenn unsere Stelle etwa hiesse ì wû wêi shé (nehmend Nichtsein machen Beschäftigung); hier aber ist ja wêi von wû abhängig. Doch die Erklärung fährt fort: »Daher heisst wû wêi Abstractionen machen, sich mit dem Uebersinnlichen, sich mit dem Geist beschäftigen.« Aber angenommen, wû könnte Abstractionen heissen, so müsste Abstractionen machen grammatisch ja wêi wû, könnte aber nie wû wêi heissen. Kurz, diese Auslegung ist sprachlich ganz unmöglich. Will der Erklärer aber aus dem Schriftzeichen für wû etwas folgern, so hätte er bei Khāng-hī, aber auch schon bei Morrison, finden können, dass die jetzige Form nur eine Abbreviatur ist, und dass die Originalform, wie Morrison sagt, denotes a forest where everything is lost, as if it existed not. Es ist immer gut, eine Sache gründlich zu behandeln.

Wir glauben über den Rest des Kapitels, sowie über den Werth der ganzen Arbeit den Leser selbst urtheilen lassen zu können.

Abhandlungen zur systematischen Philosophie von Dr. Friedrich Harms, ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Berlin. Berlin 1868. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). XII und 297 S. gr. 8.

Der durch seine philosophischen Forschungen rühmlichst bekannte Herr Verfasser bietet hier dem Leser zehn Abhandlungen, welche sich sämmtlich auf die eigentlich systematische Philosophie beziehen mit Ausnahme der letzten, welche mit der Geschichte der Philosophie zusammenhängt. Diese enthält nämlich eine Darstellung der Fichte'schen Philosophie nach ihrer geschichtlichen Stellung und innern Bedeutung. Schon in seinem „Anthropologismus in der Entwicklung der Philosophie seit Kant" (1854) hat der Hr. Verf. gezeigt, dass man Fichte nach dem parteiischen

Digitized by Google

Urtheile Schelling's in seiner Streitschrift: „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Lehre" falsch auffasse, dass Fichte nicht zwei verschiedene Systeme lehre, dass beide Darstellungsweisen seiner Philosophie dieselbe ethische Weltanschauung enthalten. Der gelehrte Herr Verfasser will in dieser Schrift gegenüber den bisher hervorgehobenen „unverkennbaren und allbekannten Einseitigkeiten in Fichte's Methode und Weltansicht" das „Wesen der Fichte'schen Philosophie in ihren positiven Leistungen" darstellen. Systematisch wird die Philosophie im Gegensatze zur Geschichte der Philosophie genannt, weil die Philosophie „keine Historie" ist.

Die übrigen vorliegenden Abhandlungen gehören theils der Ethik und Rechtsphilosophie an, wie die Abhandlungen über den Staat, über die Freiheit und Nothwendigkeit, theils der Logik, wie die Abhandlungen über die Aufgaben und Bedingungen einer Philosophie der Geschichte, das Problem der Philosophie, die inductive Methode, theils der Metaphysik als „der Wissenschaft von den drei Realprincipien des Erkennens, der Materie, der Seele und dem Absoluten", wie die Abhandlung: Von den Sätzen, drei Ansichten über das Wesen der Materie, die Modifikationen des naturwissenschaftlichen Atomismus und die Weltansicht des Materialismus. Die sich auf die Geschichte der Philosophie beziehende Abhandlung hat die Aufschrift: „Die Philosophie Fichte's."

Drei Abhandlungen: Freiheit und Nothwendigkeit, die inductive Methode und drei Ansichten über das Wesen der Materie sind den in einem wissenschaftlichen Vereine in Kiel gehaltenen Vorträgen entnommen. Die übrigen waren schon früher in Zeitschriften erschienen und werden hier in unverändertem Abdrucke mitgetheilt.

Die Reihe der Abhandlungen eröffnet die Abhandlung über den Staat. Die Politik, welche den Staat zum Gegenstande hat, ist eine „ethische Wissenschaft"; das Volk ist die „natürliche Grundlage des Staates", der Staat die „Gesellschaftsform" auf dieser Grundlage. Er muss die Selbstständigkeit der Familie und des häuslichen Lebens, „das allgemeine Band der Völker in den allgemeinen menschlichen Angelegenheiten" als Recht anerkennen. Als Aufgabe des Staates wird die „Machtproduction für die Freiheit des Volkes" bezeichnet. Damit verbindet der Herr Verf. weiter die Fragen nach dem Ursprunge des Staates, nach der Eintheilung und Charakteristik der Staatsformen. Die Abhandlung stammt aus den Schriften der Universität zu Kiel vom Jahre 1865. Hier sind folgende Gesichtspunkte erörtert: 1) Die Politik ist eine ethische Wissenschaft (S. 1—11); 2) Volk und Staat (S. 11—18); 3) Staat und Gesellschaft (S. 18—28); 4) Freiheit und Macht (S. 28—32); 5) der Ursprung des Staates (S. 32—40); 6) die

Digitized by Google

Staatsformen (S. 40—52). In der Lehre vom Ursprunge des Staates werden zwei Theorien, die des Vertrages und die der Usurpation, unterschieden. Als eine dritte Theorie kann die „theokratische Lehre von der göttlichen Einsetzung des Staates" nicht gelten. Das Unhaltbare dieser Ansicht wird nachgewiesen. In der Vertragstheorie werden die Ansichten der Jesuiten, Rousseau's, Hobbes', Herbart's, welcher dieser Theorie unter den Neuern huldigt, angedeutet. Die Vertragstheorie ist zwar „unzureichend" zur Erklärung der Entstehung des Staates; aber es liegt in ihr doch ein „Element der Wahrheit". Dieses ist die „Basirung des Staates auf den freien Willen der Gesammtheit". Der Staat ist nicht ein „blosses Schicksal", wie im „Pantheismus Schelling's und Hegel's", das „die Völker ohne ihr Zuthun erleiden". Die Theorie der Usurpation gehört der contrarevolutionären Schule in Deutschland, vorzugsweise durch Haller vertreten, an. Beide Theorien sind einseitig. Der Staat entsteht in einem Volke, durch ein Volk und für ein Volk. Die Vertragstheorie will aus der Freiheit die Macht, die Usurpationstheorie aus der Macht die Freiheit entstehen lassen. Keines von beiden gründet den Staat, sondern nur beides zusammen. Beides zusammen muss da sein, wenn ein Staat entstehen soll. Wenn dieser Gegensatz im Volke entspringt, ist der Staat da. Die gemeinsamen und Privatangelegenheiten sondern sich. Ihnen entsprechen die Gegensätze der Macht und Freiheit. Unter den Staatsformen werden die Ansichten des Aristoteles, Montesquieu, Waitz mitgetheilt. Der Herr Verf. entscheidet sich für keine Staatsverfassung als die abstract beste. Treffend heisst es S. 50 und 51: „Keine Staatsform ist an und für sich die vorzüglichste, für verschiedene Zeiten und Lagen der Völker können verschiedene Staatsformen die besten sein". . . . „Eine Monarchie kann nicht entstehen und nicht dauern, wenn nicht ein Geschlecht vorhanden ist, welches Vertrauen und Ansehen im Volke geniesst. Wo dies fehlt ist die Monarchie nur ein todter Name. Ebenso ist eine Aristokratie nicht möglich, wo nicht ein Stand durch seine Thaten und sein Leben Ansehen und Achtung im Volke gewonnen hat und sich zu erhalten versteht. Die Demokratie kann nur entstehen und sich erhalten in einem Volke, in dessen geschichtlicher Entwickelung ein wesentlich identischer sittlicher Process sich findet"..... „Nicht die abstracte Vorzüglichkeit der Form, sondern das Leben der Völker ist das Entscheidende über den Vorzug der Staatsformen. Das Leben der Völker ist mehr werth, als seine Staatsform." Sehr wahr sagt der Herr Verf.: „Das wahre Element der Demokratie, der Aristokratie und der Monarchie muss in jedem Staate sein ein Princip des Fortschrittes zum Neuen, der Erhaltung der erworbenen und lebensfähigen Güter des geschichtlichen Lebens und ein monarchisches Princip der centralen Kraft. In der Anerkennung dieser Principien und Forderungen in dem Leben des Volkes liegt das Ideal des Staates. Freiheit, einheitliche Macht

Digitized by Google

und Continuität in der geschichtlichen Entwicklung gehören zum Gedeihen des Staates."

Die zweite Abhandlung über Freiheit und Nothwendigkeit (S. 53—87) ist aus einem Vortrage des Verf. in Kiel entstanden und war bisher dem Drucke noch nicht übergeben worden. Sie gehört zu „dem Uebergange von der Metaphysik zur Ethik". Der Herr Verf. unterscheidet eine dreifache Nothwendigkeit, die „äussere", die „innere" und die „essentielle". Die äussere Nothwendigkeit ist die „Abhängigkeit des Geschehens von äusseren Ursachen, welche dasselbe bedingen", die innere liegt in den „Gliedern einer und derselben Entwicklung, in der das Spätere abhängig ist von dem Früheren", die essentielle ist „die Abhängigkeit des Lebens von dem Wesen der Dinge". Man kann darum nach diesen drei Arten der Nothwendigkeit, nach welchen alles Geschehen einer dreifachen Gesetzmässigkeit unterworfen ist, die Möglichkeit der Freiheit aus drei Gründen bestreiten. Der Materialismus bestreitet die Freiheit auf Grund der äussern, der Determinismus auf Grund der innern, der Prädeterminismus auf Grund der essentiellen Nothwendigkeit. Der Hr. Verf. versucht nun nachzuweisen, dass keine Art der Nothwendigkeit die Freiheit ausschliesst, und dass „schliesslich alle Nothwendigkeit durch Freiheit bedingt ist". In dem Abschnitte: Die äussere Nothwendigkeit und die Freiheit sagt der Hr. Verf. S. 58: „Die Nothwendigkeit besteht in der Abhängigkeit der Wirkung von der Ursache. Nothwendig ist die Wirkung, wenn die Ursache gesetzt ist, von der sie abhängig ist. Hieraus folgt aber, dass das Nothwendige das Secundäre und nicht das Primäre ist. Denn nur die Wirkung ist nothwendig, nicht aber die Ursache. Die Ursache, sofern sie selber die Wirkung setzt, ist frei. Es liegt also im Begriff der Nothwendigkeit selbst, dass sie nicht als das Erste, sondern nur als das Zweite gedacht werden kann. In Wahrheit gibt es keine unbedingte, sondern nur eine bedingte Nothwendigkeit. Alle Nothwendigkeit ist durch Freiheit bedingt. Der Satz: Alles ist nothwendig macht Alles zur Wirkung ohne Ursache." Er hebt also seine eigene Bedingung auf, dass Nichts ohne Ursache geschieht. Die erste Ursache muss schlechthin frei sein, weil sie von nichts mehr abhängt. Bei Dingen, die in Wechselwirkung stehen, ist die Freiheit beschränkt, da jedes Ding von der Einwirkung anderer Dinge abhängt. Die Abhängigkeit des Menschen von der Aussenwelt hebt seine Freiheit nicht auf; denn er ist ja in der Wechselwirkung mit den äussern Dingen eine Ursache. Diess wird durch die Verschiedenheit der menschlichen Handlungsweise constatirt. Die Annahme der Nothwendigkeit des Geschehens durch die Macht äusserer Ursachen führt zur Wahrheit des Gegensatzes der Freiheit dessen, was nicht durch äussere Ursachen geschieht, der Freiheit des Denkens. Ohne diese gibt es keine Verschiedenheit der Ansichten, keine Wissenschaft und keine Wahrheit (S. 53—64).

Digitized by Google

Unter der zweiten Aufschrift: Die Freiheit und die innere Nothwendigkeit wird die Ansicht des Determinismus vorgetragen, welcher eine innerliche Nothwendigkeit im geistigen Leben annimmt. Sie ist die Abhängigkeit des Willens vom Verstande oder dem Bewusstsein. Der Determinismus nimmt mindestens ein geistiges Leben, unabhängig von äussern Ursachen im Gegensatze zum Materialismus an, welcher nur eine Abhängigkeit von äussern Ursachen kennt. Doch gibt er der Thatsache der sittlichen Welt keine volle Anerkennung; denn der Determinismus legt nur auf das Erkennen, nicht auf den Willen, nicht auf den Willensentschluss die Entscheidung. Dadurch aber hebt er den Unterschied der physischen und ethischen Welt in ihrer Objectivität auf. Der Determinismus kennt nur eine negative Freiheit, die Befreiung von der Uebermacht sinnlicher Vorstellungen, aber keine positive als hervorbringende Ursache des Geschehens. Unser Erkennen soll die Ursache unseres Willens sein. Das sittliche Erkennen findet aber durch die sittliche Beurtheilung statt. „Sittliches Urtheil ist aber nur möglich unter der Bedingung der Freiheit des Willens, da überall Sittlichkeit und Freiheit Wechselbegriffe sind.“ Mit der Negation der positiven Freiheit des Menschengeistes hört die Möglichkeit des Fortschrittes im Einzelnen und im ganzen Geschlechte auf. Das Bewusstsein ist als Gefühl, Gedanke, Anschauung, Begriff, Glaube oder Wissen immer nur „die erhaltende Macht des Geistes“, der Wille ist seine „productive Kraft“. Das Bewusstsein „erhält“ das Leben des Geistes, der Wille „erzeugt“ es. Das Wollen ist eben die „Productivität aus dem Bewusstsein“. In die Entwicklung des Geistes kommt nur ein Neues, ein Fortschritt durch die positive Freiheit hinzu. Die Freiheit ist „nur ein Act“, „nur ein Moment“. Die „That“, der „Entschluss“ ist frei. Als Vollzug unterliegt er seinen Folgen. Tiefer erfasst, hängt nicht das sittliche Wollen, sondern umgekehrt das sittliche Erkennen vom sittlichen Wollen ab. Aus dem das Gute wollenden Geiste erhält der Verstand die Erkenntniss des Guten. Damit wird nicht bestritten, dass auch die Erkenntniss eine sittliche Macht im Geiste ist. Zuletzt beruht das Erkennen selbst auf dem Wissenwollen (S. 64—74).

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 40. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Harms: Abhandlungen zur Philosophie.

(Schluss.)

Der dritte Gesichtspunkt ist: Die essentielle Nothwendigkeit und die sittliche Freiheit. Alles hängt von seinem Sein, von seinem Wesen ab. Operari sequitur esse. Das ist die essentielle Nothwendigkeit. Die Handlungen des Menschen erscheinen hier als nothwendige Folgen seines Wesens. Kant's, Schelling's und Schopenhauer's Ansichten werden als ungenügend bezeichnet. Allein das Werden und Leben der Dinge ist bedingt nicht nur durch ein Sein im Anfange, sondern auch durch ein Sein am Ende, durch ein anfängliches und vollendetes Sein, da das Werden und Leben nur eine Mitte und daher am Anfange und am Ende durch ein Sein bedingt ist. Der Grundsatz wird aber einseitig aufgefasst und interpretirt, wenn er nur die eine und nicht auch die andere Bedingung des Lebens der Dinge geltend macht. „Das Leben der Dinge", durch ein anfängliches Sein bedingt, ist ein physisches, das durch das Sein am Ende, durch die Vollendung bedingte Leben das ethische. Auf dem ersten ruht die Natur, auf dem zweiten die sittliche Welt. Das durch die Vollendung bedingte Leben setzt einen Endzweck und ist darum ein Wollen. Es gründet sich auf die Freiheit. Der Charakter ist eine Folge des Lebens nach dem Endzweck. Er begreift in sich die Freiheit als seine fortwährende Bedingung. Von dem ursprünglichen anfänglichen Sein, das nicht seine That ist, ist der Mensch allerdings abhängig. Aber nicht alles Leben ist ein Abfluss dieser anfänglichen Bedingung. Es würde eine solche gänzliche Abhängigkeit dem Begriffe des Werdens widerstreiten, welches die Mitte ist zwischen dem anfänglichen Sein und dem Sein am Ende. So sind Natur und Freiheit übereinstimmend. Die Natur ist die „Anlage zum Werke der Freiheit". Der ursprüngliche Charakter ist der angeborene, der sittliche, der gewordene, der zweite, aus der Freiheit hervorgegangene Charakter. Der Inhalt der innern Möglichkeit ist bei allen Menschen derselbe. Was aus diesem Inhalt wird, hängt von der Reihenfolge der Handlungen ab, wodurch der Inhalt erst verwirklicht wird. Mit vollem Rechte bezeichnet der Herr Verf. die Freiheit als die „Voraussetzung" und „Bedingung" für die Existenz einer sittlichen Welt. Mit der feststehenden Thatsache des sittlichen Handelns ist auch die Voraussetzung des Sachgrundes in der Freiheit des Willens gewiss (S. 75—87).

Digitized by Google

Es folgt die Abhandlung über die Aufgabe und die Bedingungen einer Philosophie der Geschichte. Es enthält diese einen Aufsatz: 1) Zur Charakteristik der modernen Philosophie aus der allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur (Halle, 1851). Die Anwendung der Philosophie auf die Geschichte und Natur im Hegel'schen und Herbart'schen Systeme wird als ein Irrthum „der heutigen Philosophie" bezeichnet. Von einem unwahren Princip wird durch consequente Fortentwicklung keine Wissenschaft gewonnen. Man muss gegenüber einer so genannten Philosophie der Geschichte zuerst die Frage aufwerfen, ob die Geschichte als ein allgemein nothwendiger Verlauf wirklich von der Philosophie construirt werden könne. Ohne eine Untersuchung über die Möglichkeit der Lösung wird die Aufgabe als gelöst hingestellt. So macht man es in der absoluten Philosophie mit der Philosophie der Geschichte. Man kann die Philosophie der Geschichte als die „moderne Philosophie" bezeichnen. Sie ist das Product der nachkantischen deutschen Philosophie. Die Logik wird zur Geschichte des Denkens, die Physik zur Schöpfungsgeschichte der Welt, die Ethik zur Geschichte des Geisteslebens. Man hat früher zwei Arten von Wissenschaften unterschieden, solche, welche aus der Erfahrung das Besondere erkennen wollten (die Erfahrungswissenschaften), und solche, welche aus der Vernunft das allgemeine und nothwendige Wesen der Dinge zu erkennen suchten, wie die Mathematik, Logik, Metaphysik. Die „moderne Philosophie" kennt nur eine Wissenschaft, welche Beides leistet. Sie construirt das Universum „als eine That Gottes" und die Erscheinungswelt als „eine Entwicklung dieser That". Treffend sagt der Herr Verf. S. 91: „Die alte ehrbare Logik demonstrirte die Gesetzmässigkeit des Denkens, welches Begriffe bildet und Beweise führt, und machte die Gesetzmässigkeit des Denkens zum Kriterium der Wahrheit des Gedankens. Sie forderte, dass gedacht werde in den Wissenschaften, wie die Gesetzmässigkeit des Denkens dies verlange". . . „Dass in den Wissenschaften sich zufällig Widersprüche finden, wie in den Sinnen auf besondere Veranlassung Täuschungen, diess galt ihr nicht für einen Beweis, dass das Gesetz des Widerspruchs (principium exclusi tertii sive medii) keine Gültigkeit hatte. Ein Widerspruch ist kein Zweifel, sondern ein Irrthum, ist keine Frage, sondern eine falsche Antwort, ist kein Problem, sondern eine falsche Lösung. Die neue Logik, welche wenig Geschmack an dieser Forderung der Beherrschung des Denkens durch seine Gesetzmässigkeit fand, machte die Entwicklung des Denkens zum Maasse der Wahrheit und fand, dass die Gesetze des Denkens selbst nur Stufen und Producte seiner Entwicklung, nur Educte besonderer Begriffs- oder Urtheilsformen seien. Was sich widerspricht, ist logisch falsch, lehrte die alte Logik; die neue hält auch die Widersprüche für Wahrheiten in der Entwicklung des Denkens" u. s. w. Auch die Moral ist nur „eine Entwick-

lungsstufe des Geistes". Die alte Metaphysik hatte das Wesen der Welt und der Materie zum Gegenstande, die „moderne Naturphilosophie erzählt, wie die Welt erschaffen worden ist". Sie stellt die ersten „Entwicklungsmomente der Welt von Nichts an" dar. Sie braucht nicht zu untersuchen, was Materie, Seele, Welt, Gott ist. Sie erzählt nur, wie „die Idee von Gott abgefallen, in die Natur übergegangen und sich darin zur Vernunft wieder entwickelt hat". Sie hat „ein absolutes Denken oder Anschauen". Sie kennt „Gott von Angesicht" und construirt „als absolute Philosophie die Geschichte des Universums". Dem Sein wird in der modernen Philosophie „das Werden substituirt". Das Werden ist „absolut". Die Dinge sind nur Etwas als „Producte des Werdens". Der Anfang ist bei Hegel, wie bei Oken, Zero, das Resultat aber der absolute Geist, welcher am Ende weiss, was er geworden ist: das zuerst verborgene und verschlossene Wesen des Universums (S. 104). Die Unterschiede entstehen aus dem unterschiedslosen Nichts durch das Werden und die Einheit gewinnt man wieder „durch Aufhebung der Unterschiede". Die moderne Philosophie will auf der einen Seite Idealismus sein, verfährt mindestens so, indem sie von dem besondern und veränderlichen Wesen der Dinge nichts weiss, und gerirt sich dennoch als construirende Philosophie der Geschichte und Natur wie eine Erfahrungswissenschaft.

Ist auch die Aufgabe der Philosophie durch diese nachkantischen Versuche nicht gelöst, so ist sie doch immer noch eine uns nothwendig beschäftigende Aufgabe in jeder Wissenschaft, in jedem Bewusstsein. Immer muss man bei dem Wissen voraussetzen, dass die Philosophie über dessen Giltigkeit entscheide. Wir haben im Wissen die unvertilgbare Ueberzeugung, dass der Gegenstand des Wissens ausserhalb desselben wirklich und als durchgängig bestimmt, erkennbar sei. In jeder Wissenschaft liegt die Voraussetzung einer „absoluten Wirklichkeit, worin und wodurch alles Denkbare gegeben ist". Vermöge des erkennenden Subjectes hat jede Wissenschaft ein logisches, vermöge ihres gedachten Gegenstandes ein ontologisches Wesen. Sie geht von der Annahme der Uebereinstimmung des erkannten Gegenstandes mit dem wirklich existirenden oder des Seins und der Erkennbarkeit desselben aus. Hierin liegt „die Aufgabe und der Ursprung der Philosophie". So bilden die logischen und ontologischen Annahmen in den besondern Wissenschaften die Aufgabe der Philosophie. Die Philosophie hat nicht den Charakter einer besondern Erfahrungswissenschaft. Sie erklärt und begründet die Eintheilung der Wissenschaften, das logische und ontologische Wesen derselben. Diess kann nur aus dem „Begriffe der Wahrheit" geschehen. Sie hat den Begriff der Wissenschaft zu ergründen und steht dadurch mit allen besondern Wissenschaften in Wechselwirkung. Immer sind alle Fragen der Philosophie geknüpft an die Untersuchung über das Wesen der

Digitized by Google

Wissenschaft. Die Philosophie wird fragen, wie die besondern Wissenschaften an der Hand der Erfahrung zum Wissen kommen. Die Philosophie muss in diesem Falle das Wesen dieser Wissenschaften untersuchen, nicht aber, wie das die moderne Philosophie gethan hat, sich selbst an die Stelle jener Wissenschaften setzen und das thun wollen, was nur die Erfahrungswissenschaften leisten können. Ihre Aufgabe kann nur die Untersuchung des logischen Wesens und des Systems dieser Wissenschaften, nicht aber des einzelnen Gegenstandes derselben sein. Man macht in der Hegel'schen Philosophie die Logik zur Ontologie und die Architektonik der Wissenschaften zur Encyklopädie der Philosophie. Die Philosophie der Geschichte müsste aus dem logischen Wesen der Wissenschaft und aus ihrer Eintheilung das Wesen einer geschichtlichen Erkenntniss mit entwickeln. Sie erforscht die Quelle, die Art des historischen Erkennens. Sie hat ausser diesem logischen Wesen der Geschichte auch mit dem ontologischen in so weit zu thun, als die historische Erkenntnissart Voraussetzungen über ihren Gegenstand macht, und sich eine „Weltansicht der Geschichtschreiber" bildet. Sie hat die Erkenntnissart und die Weltansicht der Geschichtschreibung zum Gegenstande. Die entscheidende Grundfrage ist, ob in der Geschichte der Inhalt der Entwicklung oder die Entwicklung des Inhaltes wegen ist (S. 123). Bei der ersten Annahme kann es „keine erklärende und vergleichende Wissenschaften aus der Geschichte geben". Bei der Annahme eines geistigen Inhaltes der Geschichte, die im engern Sinne jedenfalls statthaft ist, und bei der Annahme, dass die Entwicklung eine Formbestimmung der Geschichte ist, wird die Philosophie der Geschichte den geschichtlichen Inhalt betrachten können, sofern er die Bedingung und Grundlage der Veränderung ist und sofern die Entwicklung des Inhaltes wegen ist. So erklärt die Philosophie von der ersten Seite den psychologischen, von der zweiten den ethischen Gesichtspunkt der Geschichte. Die Erklärung der Weltansicht durch die Philosophie der Geschichte muss eine ethische und eine psychologische sein. Den besondern Wissenschaften gegenüber ist die „allgemeine und alleinige Aufgabe" der Philosophie die Logik und Ontologie, die Architektonik und die Weltansicht der Wissenschaften zu entwickeln. Sie hat den Begriff der Wissenschaft, dessen Gültigkeit die Erfahrungswissenschaften voraussetzen, zu erklären und zu begründen (S. 88—128).

Das Problem der Philosophie (S. 129—157) ist ebenfalls ursprünglich in der allgemeinen Monatsschrift (Halle, 1852) enthalten. Der Zweck dieser Abhandlung ist der Nachweis der Selbstständigkeit der Philosophie in ihrer Aufgabe neben den besondern Wissenschaften der Empirie. Es werden die besondern Wissenschaften der Empirie und die Philosophie neben einander unterschieden. Die Philosophie darf nicht aufgefasst werden als das „Ein und All der Wissenschaften"; aber sie ist eine für die

empirischen Wissenschaften nothwendige Grundwissenschaft. Die empirischen Wissenschaften können die Grundbegriffe des Erkennens nicht ohne eine Untersuchung derselben durch die Philosophie erklären. Dieses wurde von dem Hrn. Verf. ausführlicher in seinem Prolegomena zur Philosophie (Braunschweig, 1852) dargestellt. Die Philosophie findet, erklärt und begründet die Grundbegriffe des Erkennens. Sie werden bei jeder Induction vorausgesetzt und sind die Anfänge aller Deduction. Die Philosophie setzt die freie Erkenntnisskraft der Vernunft voraus. Sie hat einen bestimmten Inhalt und eine bestimmte Form. Die Erfahrungswissenschaft geht von einer Annahme über die Grundbegriffe derselben aus. Die Erfahrung hat es mit besonderen Dingen zu thun. Die Erfahrungen bilden keine apriorische Wissenschaft. Diese hat allgemeine und nothwendige Gültigkeit. Gäbe es nur Erfahrungswissenschaften, so gäbe es auch keine Mathematik. Die Erfahrungswissenschaft erregt eine allgemein nothwendige Erkenntniss. Im Erfahren sind nur besondere Forderungen und Gesetze des Erkennens erfüllt. Die Erkenntniss muss daher eine „schlechthin allgemein nothwendige“ sein, die für jede Erfahrung gilt. Die Erfahrungserkenntnisse sind der Philosophie Mittel zur Entdeckung der Grundbegriffe und Gesetze des Erkennens. Nach der Eintheilung der Grundbegriffe wird die Philosophie eingetheilt. Die Grundbegriffe sind entweder Begriffe des Wissens, des Erkennens, des Denkens oder Begriffe vom Sein und der Wirklichkeit des Gewussten oder Gedachten. Vom Sein des Gedachten ausser dem Denken handelt die Metaphysik oder Ontologie, vom Denken oder der Art, wie jenes Sein gedacht wird, die Logik. Einen andern Theilungsgrund bilden die Erfahrungswissenschaften, welche es entweder mit der Natur oder der Geschichte zu thun haben. Hier sondert sich die philosophische Erkenntniss im ersten Falle in Physik, im zweiten in Ethik. In jener werden die Grundbegriffe der Naturerkenntniss, in dieser die des sittlichen Erkennens erklärt und begründet. Demnach werden vom Hrn. Verf. vier philosophische Wissenschaften unterchieden: Metaphysik, Logik, Physik und Ethik. Man unterscheidet drei Auffassungen der Logik, die formale, die psychologische, die metaphysische. Insofern ist jede Logik formal, als sie von den Formen des Denkens handelt, insofern psychologisch, als das Denken eine Thätigkeit des Geistes ist, insofern metaphysisch, als in jeder Logik eine angewandte Metaphysik ist. Deshalb ist aber die Logik nicht Metaphysik. Vortrefflich ist, was S. 145 darüber gesagt wird: „Die Logik, welche die Metaphysik ist, ist nur unter einer einzigen Bedingung möglich. Sie ist nur möglich, wenn es ausgemacht ist, dass nicht der Verstand, sondern die Dinge ausser ihm Begriffe bilden, urtheilen und sich beweisen, und dass es ein sachliches Denken gibt. Bei diesem Empirismus hat der Denkende nichts Anderes zu thun, um zur Erkenntniss zu gelangen, als das sachliche Denken in sein dreigliedriges Schema einzuregi-

Digitized by Google

striren. Wenn die Dinge für uns denken, so brauchen wir nicht zu denken, um die Wahrheit zu erkennen. Von der andern Seite angesehen, ist daher auch die Metaphysik eine Logik. Wenn jeder denkbare Gegenstand nur ein Gedanke ist, ein so genannter objectiver und unbewusster oder ein subjectiver und bewusster oder beides zugleich, so würde das Denken Alles sein und die Wahrheit erkannt haben, wenn es nur nicht sie noch durch seine Entwicklung erst hervorzubringen hätte, weshalb es ewig in Zweifel darüber bleibt, ob sein Gegenstand sein Wissen von demselben, oder sein Begriff der Gegenstand seines Wissens ist. Wer daher sein Ich noch nicht, wie Schoppe bei Jean Paul, verloren hat und es ausser sich wieder zu ergreifen deshalb auch nicht genöthigt ist, folgt besser dem gesunden Menschenverstand und hält Metaphysik und Logik für zwei nach ihrem Inhalte verschiedene Wissenschaften.“ Die Metaphysik hat das Sein, die Logik das Denken zum Gegenstande. Es ist ein Grundfehler der sogenannten Identitätslehre, dass sie von der Einerleiheit des Seins und Denkens ausgeht oder auf diese zurückführt. Die ontologischen Grundbegriffe sind Begriffe entweder vom Sein und der Thätigkeit, oder von der Einheit und Vielheit. Das Sein ist der erste Subjectsbegriff für alle Thätigkeiten, die Thätigkeiten sind die Prädicatsbegriffe. Die Erkenntniss der Thätigkeiten ist der Erkenntnissgrund für das Sein. Das Sein ist der Sachgrund der Thätigkeiten. Die Ontologie oder Metaphysik hat die drei Gesetze des Erkennens darzulegen, das Gesetz der Substantialität, der Causalität und das der Gemeinschaft. Nach dem Gesetze der Substantialität denken wir die Thätigkeiten als ein Sein der Prädicate. Wir denken die Eigenschaften des Seins. Die Viertheilung der Philosophie durch den Hrn. Verf. würde sich wohl nur dann rechtfertigen lassen, wenn er unter irgend eine Rubrik seiner Eintheilung die Psychologie als Theil brächte. Der Hr. Verf. weist aber Psychologie und Anthropologie geradezu als „Theile des Systems der Philosophie“ (S. 152) zurück. Die Anthropologie soll Naturgeschichte des Menschengeschlechtes sein und als solche kein Theil der Philosophie. Die Psychologie als ein Theil der Philosophie würde „die Logik, Metaphysik, Ethik und Physik sein mit Ausschluss der philosophischen Untersuchungen über die Aussenwelt“. „Willkürlich, fährt der Hr. Verf. fort, den Namen Psychologie auf Untersuchungen über den Ursprung der Vorstellungen oder den sogenannten subjectiven Geist zu beschränken, kann den Sprachgebrauch nur verwirren und zeugt dennoch von keiner Kenntniss der logischen Regeln. Die Psychologie kann nur als eine vergleichende Wissenschaft ausgebildet werden. Sie hat wie jede Wissenschaft eine philosophische Grundlage, allein als eine Wissenschaft für sich muss sie die vergleichende Wissenschaftsform annehmen.“ Refer. kann dieser Ansicht, welche die Psychologie nicht als eine philosophische Wissenschaft anerkennt, nicht beistimmen. Wenn als Grund angegeben wird, dass

Digitized by Google

die Psychologie als Theil der Philosophie nichts anderes als Logik, Metaphysik, Ethik und Physik mit Ausschluss der philosophischen Untersuchungen über die Aussenwelt sei, so kann man keine der genannten Wissenschaften so trennen, dass sie nicht eine Anwendung auf die andere hat. Das ist bei der Logik der Fall, wenn sie die Erkenntnissgründe der Metaphysik voraussetzt oder, wenn diese logisch entwickelt werden müssen, das ist bei der Ethik, der Physik der Fall, wenn diese ihre Grundsätze logisch entwickeln. Deshalb sind sie aber doch besondere Wissenschaften. Durch den Ausschluss der philosophischen Untersuchungen über die Aussenwelt wird ja eben der Psychologie eine bestimmte Stellung im Gebiete der Philosophie, sie hat es mit der gesammten Innenwelt des Geistes, den Vorstellungen, Gefühlen und Begierden zu thun. Der Name Psychologie ist kein willkürlicher; denn schon der Ausdruck bezeichnet den Gegenstand. Der Umstand, dass sie zu vergleichenden Studien Veranlassung gibt, ja diese nothwendig macht, dass für sie auch Resultate anderer Wissenschaften nöthig sind, kann weder ihre besondere Stellung im Gebiete der Philosophie, noch ihre wissenschaftliche Selbstständigkeit beeinträchtigen. Sie hat nicht bloss, wie jede andere Wissenschaft, eine philosophische Grundlage, sondern sie hat auch eine besondere, der Philosophie zustehende Aufgabe, die Untersuchungen des Ursprunges, Wesens und Verhältnisses aller geistigen Thätigkeiten. Wenn man das Denken zum Gegenstande der Philosophie in der Logik macht, so wird wohl auch das Denkende selbst mit seinen Arten des Erkennens, mit seinen übrigen geistigen Thätigkeiten, der Lebensgrund, die Seele und ihre Entwicklung, der Geist, in der Psychologie ein besonderer Gegenstand der philosophischen Untersuchungen sein müssen.

Eine neue Abhandlung: Die inductive Methode (S. 158 bis 179) erscheint hier zum Erstenmale aus einem wissenschaftlichen, in Kiel gehaltenen Vortrage in Druck. Die Wissenschaft ist für uns nur durch ein methodisches Erkennen möglich. Die verschiedenen von der Logik unterschiedenen Methoden lassen sich auf die Induction und Deduction zurückführen. Die Induction will das Mannigfaltige auf die Einheit, das Besondere auf das Allgemeine zurückführen, sie will Eins in Vielem erkennen, die Deduction will aus der Einheit die Vielheit, aus dem Allgemeinen das Besondere ableiten, sie will das Viele im Einen erkennen. Zur richtigen und vollen Erkenntniss der Wahrheit ist die Verbindung beider Methoden nothwendig. Wer auch die speculativen Wahrheiten, wie Baco, auf dem Wege der Induction erkennen will, hat eine ebenso „unrealisirbare Tendenz", ein ebenso „misslungenes Experiment", als derjenige, welcher auch die empirischen Wissenschaften auf dem Wege der Deduction finden will, wie Schelling und Hegel. Der Sensualismus verhinderte die Nachfolger Baco's, der Induction ihre wahre Gestaltung zu geben. Die Induction ge-

Digitized by Google

staltet sich, von den Anschauungen zu den Begriffen, von den Erscheinungen zum Wesen der Dinge zurückgehend, in den verschiedenen Wissenschaften in anderer Weise. Die geschichtliche und ethische Induction geht weiter ins Einzelne, als die naturwissenschaftliche. Aus den gegebenen Erscheinungen soll nach der Induction der gesetzmässige, also der substantielle, causale und finale Zusammenhang der Dinge erkannt werden. Sie hat schon eine metaphysische Voraussetzung, die Voraussetzung der Gesetze, unter welchen die Erscheinungen stehen. Der Regress der Induction hat keinen Sinn, wenn nichts gesetzt ist, worauf sie zurückgeht. Sie muss ein Ziel, einen Grund ihres Denkens haben. Dieser ist ihre Hypothese. Ohne Hypothese ist die Induction ziel- und sinnlos. Das Ziel ist der noch unerkannte, aber als erkennbar gesetzte Gegenstand. So nennt Kant Gott eine nothwendige Hypothese der menschlichen Vernunft. Wer aus dem den Sinnen Gegebene inductiv das nicht Gegebene der Gesetze und des Wesens der Dinge erkennen will, muss Gott schliesslich „als absolutes Wesen" und als „Gesetzgeber für alle Erscheinungen" setzen (S. 169). Die Ausgangs- und Zielpunkte der Induction sind in den verschiedenen Wissenschaften verschieden. Die Erfahrung, worauf die Induction sich gründet, muss die „wissenschaftlich bewährte" sein. Diess hat Baco erkannt. Die gemeine Erfahrung, wie die Tradition, ist ohne Kritik, ohne Werth. In der gemeinen Erfahrung sind noch Thatsachen und Meinungen vermengt. Die Sammlung der Wahrnehmungen muss „geordnet" und „vollständig" sein. Die gemeine Empirie muss eine für wissenschaftliche Zwecke methodisch erworbene Erfahrung werden. Diess geschieht durch die Kunst der Beobachtung und des Experimentes. Die Wahrnehmung geht von den Sinnen, die Beobachtung nach Zwecken vom Verstande aus. Die Naturwissenschaften wenden dazu auch experimentelle und instrumentelle Methoden an. Nicht so die ethischen und geschichtlichen Wissenschaften in ihrer Inductionsweise. Sie besitzen aber jene Erfahrungsmethode in anderer Weise. Im Experimente ist die Praxis für die Theorie thätig. Diess geschieht aber auch im Geiste, in der Geschichte. Die Geschichte liefert ein Beobachtungsfeld, sie ist eine Sammlung von Experimenten, die da von der theoretischen Wissenschaft richtig verwendet werden müssen. Beherzigenswerthe Andeutungen werden im Einzelnen gegeben. „Die Induction, schliesst der Hr. Verf., dient aber zugleich auch der Speculation und Deduction. Sie führt uns in die Tiefe und auf die Höhe, von wo aus die Speculation die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen überblicken will. Die Inductionen sind um so werthvoller, je mehr sie die Wissenschaften zu deductiven oder speculativen Erklärungen befähigen" (S. 179). Es ist ein Irrthum, wenn man noch jetzt die Induction auf den Sensualismus gründet. Denn dieser bezweifelt jede objective Erkenntniss, diesem ist das Denken „ein passives Medium, wodurch im Erkennen nichts geleistet wird, da alles

Erkennen durch die Sinne gegeben sein soll". Die Induction sucht die Erkenntniss des objectiven Zusammenhanges der Thatsachen zu gewinnen; sie will durch das Denken aus den Sinnen mehr gewinnen, als „in den Sinnen erkannt wird".

Der Aufsatz von den Sätzen enthält Erläuterungen zur Metaphysik und hat darum auch noch diese besondere Ueberschrift. Er stammt aus der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Halle, 1853).

Die Wissenschaft setzt für ihre Darstellung und Mittheilung eine gegebene Sprache voraus, die nicht von der Wissenschaft gemacht oder erfunden wird. Nur in der gegebenen, nicht in der selbst erfundenen Sprache ist eine allgemeine Verständigung möglich. Die gegebene Sprache ist die Volkssprache; sie geht aus der allgemeinen Naturkraft der Völker hervor. Sie hat ihre allgemeinen Gesetze der Wort- und Satzbildung. Daraus erhalten wir eine Anleitung zur Betrachtung der Gedanken und Begriffe selbst, welche durch die Wort- und Satzbildung ausgedrückt werden. Daher knüpft die Logik an die Sprachbildung an. Die Uebertragbarkeit aller Sprachen in einander lässt uns auf ein „allgemeines Bewusstsein" in der Menschheit schliessen. Die Wissenschaft will dieselbe Wahrheit in diesem Bewusstsein erkennen. Der Satz ist die Verbindung eines Prädicats mit einem Subject. Die Copula ist die Verbindung, also kein dritter Bestandtheil des Satzes; die Verbindung kann ja kein Theil des Verbundenen sein. Sie ist das Ganze und kein Theil. Man bezeichnet mit den Worten Subjecte oder Prädicate. Alle Wörter sind entweder „Nenn- oder Zeitwörter". Die Zeitwörter drücken die Prädicate, die Nennwörter die Subjecte aus. Nomen und Subject bezeichnen das selbstständige Sein eines Gegenstandes, das Verbum etwas an oder von dem Gegenstande. Das Nomen wird nur durch ein Verbum Prädicat. Bezeichnet ein Verbum ein Subject, so wird immer noch ein Nomen als Subject hinzugedacht. Der beseelte Redetheil ist das Verbum, die Seele das Nomen. Das Prädicat ist das Zeichen eines Erkenntnissmittels für das Subject. Geistvoll ist die weitere Vergleichung des Nenn- und Zeitwortes. Die Natur der Sätze weist uns auf die Natur der Erkenntniss, auf den Unterschied der Gründe, auf den Gegensatz von Verstand und Wahrnehmung, von dem uns Bekannten, aber an sich Unbestimmten und dem uns Unbekannten, aber an sich Bestimmten, von der Allgemeinheit des Gedankens und der Allgemeinheit der Sinne, von der uns umgebenden Erscheinungswelt und einer Welt von Dingen an sich, vom selbstständigen Sein der Subjecte und dem unselbstständigen der Prädicate und ihrer beiderseitigen Beziehung als der Gründe der Erkenntniss. So wird das Gesetz der Substantialität aus der Sprache entwickelt. Die moderne Metaphysik erklärt dieses Gesetz für ein Scheinbild der Wahrheit. Sie nimmt dunkle Qualitäten an, die Niemand erkennt und eine Phänomenalwelt veränderlicher Wahrheiten. Das Unhaltbare dieser Manier, die Sprache

Digitized by Google

auf den Kopf zu stellen, wird treffend nachgewiesen und gezeigt, dass wir uns nur an das populäre Bewusstsein der Sprache, nicht an die sogenannte metaphysische Umarbeitung derselben halten können (S. 186—190).

Nun wird der Uebergang zu den verschiedenen Arten der Sätze gemacht. Die Verbindung der Prädicate mit dem Subjecte begründet die Form des Satzes. Wir unterscheiden drei Gesichtspunkte in der Form des einfachen Satzes. Die Aussage (Verbindung des Subjectes mit dem Prädicate) ist entweder gewiss oder ungewiss, bejahend oder verneinend, allgemein oder vereinzelt. Das Verhältniss der Sätze zu den Urtheilen wird bestimmt (S. 192 und 193). Die Verschiedenheit der Satzverbindungen hat noch einen andern Entscheidungsgrund. Die Verbindung ist entweder eine Gleichstellung des Prädicats mit dem Subjecte oder eine Unterordnung des ersteren unter das letztere. Die erste Verbindung ist eine Erklärung, die zweite ein Urtheil. Die Verbindung ist als Ganzes von Bestandtheilen nie ohne ein Verbundenes. Ein Unterschiedenes, Subject und Prädicat, wird verbunden. Der Satz ist die Verbindung des Unterschiedenen. Eine Einheit ohne Verbundenes und ohne Unterschiedenes ist Nichts. Die Einheit ohne Unterschiedenes ist „der Widerspruch". Das ununterscheidbare Gleiche, von dem nichts ausgesagt werden kann, ist ein Nomen, aber kein Satz. Das, was als Unterschied gedacht wird und doch keiner ist, ist auch ein Widerspruch, weil nichts wirklich Unterschiedliches verbunden wird. Eine Rede bloss aus Nennwörtern oder bloss aus Zeitwörtern macht Alles ohne Unterschied sich gleich und Alles ohne Gleichheit verschieden. Es liegt in der Natur des Satzes, dass nichts ohne Unterscheidung gleich ist und nichts verschieden ohne Vergleichung, dass ein ununterscheidbar Gleiches und ein unvergleichbar Verschiedenes der Satzbildung widerspricht. Daraus folgt der nicht zu beseitigende Widerspruch zwischen dem diese Wahrheit erkennenden populären Bewusstsein in der Sprache und zwischen jener Wissenschaftsbildung, welche zur Annahme blosser dunkler Qualitäten nur ununterscheidbar Gleiches oder zur Annahme von Veränderungen nur unvergleichbar Verschiedenes denkt. Das Wort hat in der Satzbildung einen Sinn, den es nicht überschreiten darf; das Wort ist das bestimmte Zeichen eines bestimmten Sinnes. Die Metaphysik aber kennt Wörter, die „einerseits weniger als Zeichen von Etwas sind, sinnlose Laute oder Unmögliches bezeichnen, andererseits jedoch mehr als ein Zeichen von einem Gedanken, nämlich „unmittelbare Begriffe" sind, wie die Bezeichnungen Vorstellungsmassen, Entwicklung, Beschaffenheit, Zustand, Werden". Bald haben sie einen „fixirten", bald einen „fliessenden" Sinn. Reine Metaphysik und Sprache widersprechen sich. Das Gesetz aller Begriffsbildung ist das Gesetz der Gleichartigkeit und das der Verschiedenheit in dem Mannigfaltigen der Empfindungswelt. Nur durch Unterscheidung und Vergleichung können wir die Welt „als

Digitized by Google

eine That und Offenbarung Gottes" erkennen. So gelangen wir aus der Satzbildung zur Einsicht in das „innere Wesen der Erkenntnisse". Das Gesetz des Erkennens ist das der Substantialität, der Gleichartigkeit und der Verschiedenartigkeit in der Mannigfaltigkeit des Gedankeninhaltes. Der Hr. Verf. geht zur Eintheilung der Sätze nach dem Inhalte über (S. 200). Das erste Denken ist ein Unterscheiden in dem Mannigfaltigen der Empfindungen. Hier wird ein einzelnes Object vorgestellt. Es ist „das Wahrnehmen oder Anschauen". Das Unterscheiden und Verbinden des Wahrgenommenen ist das zweite Denken oder das Begreifen (Verstehen). Der Begriff ist die mittelbare Vorstellung des Objects. Theilen wir die Sätze nach ihrem Inhalte ein, so nehmen wir auf die Quellen der Erkenntniss, Wahrnehmung und Verstand, Anschauung und Begriff, Rücksicht. Die Sätze zerfallen in Wahrnehmungs- und Begriffssätze. Entweder ist nur in einem Satze Gleichstellung oder Unterordnung in Bezug auf Subject und Prädicat vorhanden. Darum sind die Wahrnehmungs- und Begriffssätze entweder bei der Gleichstellung Erklärungen oder bei der Unterordnung Urtheile. Die Erklärungen der Wahrnehmungssätze sind Namenerklärungen, die Erklärungen der Begriffssätze Sacherklärungen. Eben so sind die Urtheile Begriffs- oder Wahrnehmungsurtheile. Die Behandlung der Sätze nach dem Inhalte im Einzelnen und die Anwendung derselben auf das Erkennen reiht sich an diese Unterscheidung an. „Sein und Wissen, schliesst der Hr. Verf. S. 208 diesen nicht nur für Philosophen, sondern auch für Sprachforscher interessanten Aufsatz, sind in der Wahrheit in der Uebereinstimmung, wenn im Erkennen der Begriff des Seins giltig und anwendbar ist vom Gedachten und der Begriff des Erkennens auf die Gegenstände anwendbar ist, sie also ein erkennbares Wesen haben. Die Wahrheit ist an sich in beiden Ausdrücken dieselbe, diese vollkommene Wahrheit ist Gott, der Sachgrund der Welt, in den Dingen, ihren Zeichen und Begriffen." Der Hr. Verf. unterscheidet nämlich in der neueren Metaphysik zwei verschiedene Weltanschauungen, die „pantheistische Evolutionslehre" Schelling's und Hegel's, die „kein bleibendes Sein" anerkennt und die „chaotische Vielheitslehre" Herbart's, welche in der bestehenden Weltordnung nur einen „blendenden Schein des populären Bewusstseins" findet. Er verwirft beide Ansichten und sieht in Gott das Realprincip des Erkennens, ohne welches man entweder die Realprincipien des Erkennens bei einem steten Flusse des Geistes und der Materie verwerfen, oder sich „dem unbegreiflichen Wunder" der Herbart'schen Ansicht zuwenden muss (S. VI).

Die Abhandlungen über den Materialismus werden zum Erstenmale mitgetheilt und sind zu Kiel gehaltene Vorträge des Herrn Verfassers. Die Hauptüberschrift ist: Drei Ansichten über die Materie. Wir nehmen am Körper wahr sinnliche Beschaffenheiten, räumliche Ausdehnung und Bewegung. Daher die

Digitized by Google

drei Ansichten von der Materie. Sie wird entweder aufgefasst als Inbegriff sinnlicher Beschaffenheiten oder als das im Raum Ausgedehnte, oder als das Bewegliche. Im ersten Falle ist die Materie nur eine Erscheinung; ihre Erscheinungsweisen sind Farbe, Ton, Wärme. Das ist die Ansicht des Idealismus oder Spiritualismus von der Materie. Hier ist der Geist das Wesen aller Dinge. Ist die Materie aber ein Sein an sich, so besteht ihr Wesen entweder in der räumlichen Ausdehnung und Gestalt oder in bewegenden, die materielle Erscheinung bedingenden Kräften. Die räumliche Ausdehnung und Gestalt ist die Körperlichkeit der Materie. Die Ansicht von der Materie als körperlicher Substanz ist die Corpusculartheorie. Die Ansicht von der Materie als dem Beweglichen im Raum ist die dynamische Ansicht. Der Atomismus, welcher sich auf die Frage nach der Einheit oder Vielheit des Seienden, das wir Materie nennen, bezieht, ist nur eine Modification dieser Ansichten, da er in jeder dieser drei Ansichten vorkommen kann. Denn die Atome werden entweder als unendlich kleine Körper oder als geistige Wesen (Monaden) oder als Subjecte bewegender Kräfte gedacht. Der Hr. Verf. beginnt nun nach dieser Entwicklung mit der idealistischen Ansicht von dem Wesen der Materie (S. 211—217). Er zeigt die Unhaltbarkeit des Idealismus. Der Geist soll Substanz, die Materie blosse Erscheinung desselben sein. Wie werden aber geistige Substanzen körperliche Erscheinungen? Denn wir nehmen ja überall nur diese Erscheinungen, nirgends die geistigen Substanzen unmittelbar ausser uns wahr. Die körperliche Erscheinung entspricht der ihr zu Grunde liegen sollenden geistigen Substanz nicht. Man will diese Thatsache durch unendlich viele Abstufungen des geistigen Daseins erklären. Die Materie ist dann der niedrigste Grad der geistigen Entwicklung, bis sie endlich durch verschiedene Stufen des Organischen selbstbewusster Geist ist. Allein hier sind, wie beim Materialismus, nur Gradunterschiede von Geist und Materie. Diese Gradunterschiede können doch nur durch Hemmungen stattfinden. Nimmt der Idealismus als Einheitslehre alle Dinge als verschiedene Entwicklungsstufen einer geistigen Substanz an, so kommt die Hemmung vom Geiste. Diese Annahme involvirt einen Widerspruch. Der sich entwickelnde Geist kann sich nicht selbst hemmen, weil dann seine Entwicklung aufhört. Wenn der Idealismus als Vielheits- oder Monadenlehre viele geistige Substanzen annimmt und die Hemmung in diese legt, so werden sie nach dieser Ansicht durch ihre gegenseitige Hemmung als Materie erscheinen. Allein nur geistige Wesen können sich nicht hemmen, weil sie nicht aufeinander unmittelbar wirken können. Sie müssten sich selbst hemmen und so würde der alte Widerspruch entstehen. Wir müssen daher eine Hemmung annehmen, die ausser der geistigen Substanz, also nicht in derselben liegt. Dieses Etwas kann aber nicht wieder eine geistige Substanz sein und so hebt der Idealismus sich

Digitized by Google

selbst auf. Es ist also ein Fehlschluss des Idealismus, aus den körperlichen Erscheinungen auf geistige Substanzen zu schliessen, weil sich Beides nicht entspricht. Was körperliche Erscheinung hervorbringt, muss auch körperliche Substanz sein. Das Körperliche wird nur äusserlich, das Geistige nur innerlich wahrgenommen. Hier zeigt sich die Verschiedenheit der Substanzen. Wenn es auch in der Natur der Sinne liegt, dass ihnen Alles körperlich und materiell erscheint, so muss doch der Grund davon im Gegenstande liegen, den wir so auffassen. Die Materie muss also auch objectiv als Materie den materiellen, von ihr hervorgebrachten Erscheinungsformen zu Grunde liegen.

Die corpusculare Ansicht über das Wesen der Materie (S. 218—222) betrachtet die Materie als Substanz und erkennt ihr Wesen in der räumlichen Ausdehnung und Gestalt. Das Wesen der Materie ist die Körperlichkeit. Als Vielheitslehre nimmt diese Theorie eine Vielheit von Zusammensetzungen aus einfachen Körpern oder Atomen an, als Einheitslehre betrachtet sie die Körper als Modificationen einer einzigen, unendlich ausgedehnten Substanz. Ist die Körperlichkeit die Substantialität der Materie, so müssen alle Erscheinungen der Materie, welche wir sinnlich wahrnehmen, aus ihrer Körperlichkeit erklärt werden können. Die sinnlichen Qualitäten lassen sich nicht aus der Ausdehnung und Gestalt als der Körperlichkeit ableiten, weil Ausdehnung und Gestalt selbst keine Qualitäten sind. Die Differenzen sind in Ausdehnungen und Gestalt nur quantitativ, nicht aber qualitativ. So gelten auch die sinnlichen Qualitäten in dieser Theorie als blosser Schein. Die Sache wird aber durch den blossen Schein nicht erklärt. Der Idealismus kann die Materie nicht als Substanz, die Corpusculartheorie dieselbe nicht als Erscheinung erklären, da die letztere kein blosser Schein ist und ein entssprechendes Substantielles voraussetzt. Wir nehmen keine ausgedehnten Substanzen, sondern nur eine Ausdehnung sinnlicher Qualitäten wahr. Nur durch Bewegung könnte die ausgedehnte Substanz auf uns wirken und in uns die Erscheinung der sinnlichen Qualitäten hervorrufen. Bewegungskraft ist aber eine Qualität und die Ausdehnung und Gestalt sind qualitätslos. Es ist daher unerklärbar und sich widersprechend, wie das Qualitätslose Qualität haben soll. Die Corpusculartheorie kann 1) die Materie als Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung und 2) die Möglichkeit der Bewegung in der Körperwelt in keiner Weise erklären und ist darum so unhaltbar, als die idealistische Anschauung von der Materie.

Es bleibt nun die dynamische Ansicht (S. 222—229) übrig. Die Materie ist das Bewegliche mit bewegender Kraft. Erst die Bewegung „bezeugt das objective und selbstständige Dasein der Materie“. Wenn auch der subjective Grund der sinnlichen Qualitäten in den Sinnen liegt, so ist doch der objective Grund derselben in den Bewegungen der Materie zu erkennen, durch welche

die Sinne erst zur Empfindung gelangen. Weder die Materie als blosses Phänomen, noch als blosse Ausdehnung kann einen Eindruck auf die Sinne machen. Die Bewegung ist die Bedingung der ausgedehnten oder körperlichen Materie. Jene ist das Primäre, diese das Secundäre. Die Bewegung ist ohne bewegende Kräfte und ohne Widerstand der Materie nicht möglich. Der Widerstand ist nicht absolut, sondern relativ. Die Materie ist das Vermögen der Wechselwirkung der Dinge unter einander. Die dynamische Ansicht ist Einheitslehre in den Systemen der Evolution des Absoluten, in der Lehre Heraklit's und der Stoiker und zum Theile in Schelling's und Hegel's Naturphilosophie. Die Materie ist hier nicht, sie wird nur beständig. Die einzelnen Dinge entstehen und vergehen, sie kommen aus dem Absoluten und gehen in's Absolute zurück. In der Materie schwindet so alles bleibende Sein. Die Materie ist aber keine Metamorphose der Qualitäten, sondern es sind ausser und neben einander, entsprechend den fünf Sinnen, verschiedene Qualitäten. Auch als Vielheit kann die dynamische Ansicht die Materie auffassen, und diese Ansicht ist die richtige. Nur aus der Vielheit des Beweglichen mit bewegenden Kräften geht die Wechselwirkung der Dinge hervor. Die Materie ist das Subject bewegender Kräfte.

Noch folgen zwei Abhandlungen über den Materialismus, welche schon im Drucke erschienen waren. Die erste stammt aus der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Halle, 1863). Sie hat die Ueberschrift: Die Modifikationen des naturwissenschaftlichen Atomismus (S. 230—245). Die zweite erschien in der Zeitschrift für Mathematik und Physik (Dresden, 1864) mit der Ueberschrift: Die Weltansicht des Materialismus u. s. w.

Die Abhandlung über die Modifikationen des naturwissenschaftlichen Atomismus geht von der Schrift Carl Hullmann's: Das Grundgesetz der Materie, ein Beitrag zur Entwicklung der rationellen Physik (Oldenburg, 1863) aus. Durch eine Fortbildung und Umgestaltung des Redtenbacher'schen Dynamidensystemes will diese Schrift das sichere Fundament der Physik gewinnen und die Physik zu einer deductiven Wissenschaft erheben. Hullmann erhält so eine neue Form der naturwissenschaftlichen Atomenlehre. Der Hr. Verf. wird dadurch veranlasst, die vorzüglichsten Modifikationen dieser Hypothese der Naturwissenschaft mit Anwendung auf Hullmann's Schrift darzustellen. Es gibt wohl Modifikationen des naturwissenschaftlichen Atomismus, aber „keine einheitliche Lehre“ desselben. Der Atomismus erklärt das Wesen der Materie nicht, sondern gibt nur ein Urtheil über ihre Existenz, er behauptet, dass die Materie ohne eine Vielheit des Seienden nicht gedacht werden kann. In der Annahme dieser Vielheit liegt aber keine Art von Erklärung dessen, was dieses Seiende ist. Die Atomenlehre interpretirt den Begriff der Materie, „dessen Gültigkeit in ihr selbst nur eine Voraussetzung bildet, welche sie selbst nicht begründet“. Man braucht

Digitized by Google

die Vielheit nicht „atomistisch als eine an sich oder ursprünglich zusammenhangslose“ zu denken. Nicht in der Annahme der Atome, einer Vielheit des Seienden liegt der Mangel des Atomismus, sondern in der „Annahme der Realität der leeren Räume, ohne welche freilich Atome auch nicht Atome sind“.

Die zweite Abhandlung (S. 246—276) handelt von der Weltansicht des Materialismus und geht von der Schrift des Dr. C. Wiener: Die Grundzüge des Materialismus (Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung, 1863) aus. Die letztere Schrift unterscheidet sich vortheilhaft vor andern ähnlichen, da in ihr „das polemische Element“ zurück- und die „positive Seite“ hervortritt. In wissenschaftlicher Form wird ruhig und leidenschaftlos der Inbegriff aller elementaren organischen und geistigen Erscheinungen der Natur aus „verschiedenen Gruppirungen und Bewegungen der allein stofflichen Atome“ zu erklären versucht. Der Hr. Verf. stellt diese Schrift ihrem Inhalte nach dar, zeigt die Mängel in ihrer materialistischen Auffassung und Darstellung, erkennt in ihr eine Erneuerung der „corpuscularen Atomistik“, des „egoistischen Eudämonismus“, und „des dogmatischen Sensualismus“, weist diese Behauptung gründlich in ausführlicher Entwicklung nach und sieht darum in ihr „keinen Fortschritt in der Entwicklung unserer Philosophie, sondern nur eine Reaction“. Dem Hrn. Verf. ist nicht nur die Materie, sondern auch die Seele ein Realprincip des Erkennens. Die geistigen Thätigkeiten sind dem Materialismus „körperliche Vorgänge“. Aber es ist dem Materialismus mit aller Anstrengung bisher nicht gelungen, nachzuweisen, in welchen körperlichen Vorgängen diese geistigen von „Jedem unmittelbar in sich selbst wahrgenommenen Vorgänge bestehen“. „Vage Vergleichungen“ erklären diese Erscheinungen nicht. Der Materialismus gründet sich gegenwärtig nur auf „Hoffnungen und Prophezeiungen“; er hat einen förmlichen „Glaubensinhalt“. Er hofft, er prophezeit, er glaubt, dass es der spätern Wissenschaft gelingen werde, zu zeigen und zu begründen, in welchen körperlichen Vorgängen die geistigen Thätigkeiten bestehen. Die „Körperlichkeit des Geistes“ ist daher vor der Hand noch eine „Sache des persönlichen Glaubens“, aber „nicht der Wissenschaft“. Denn die Wissenschaft stützt ihre Lehren auf Thatsachen und Begriffe, nicht auf Hoffnungen und Prophezeiungen. Der Hr. Verf. will darum mit „dem Glauben“ der Corpuscularphilosophen nicht streiten. Er bekämpft nur die „metaphysischen Voraussetzungen“ dieses Glaubens. Die metaphysische Grundlage des materialistischen Glaubens wird als „neues Evangelium allen Völkern“ gepredigt. Sie ist aber mit sich selbst uneinig; sie reicht mit ihrer neuen Weltordnung nicht aus; denn ihre Grundbegriffe sind „ununtersuchte Dogmen“.

Die letzte Abhandlung: Die Philosophie Fichte's (S. 277 bis 297) bezieht sich auf die Geschichte der Philosophie. Sie stellt die Lehre J. G. Fichte's nach ihrer geschichtlichen Stellung und

Digitized by Google

ihrer innern Bedeutung dar. Schon in einer frühern Schrift über den Anthropologismus in der Entwicklung der Philosophie seit Kant, Leipzig, 1845, suchte der Hr. Verf. zu zeigen, dass man Fichte nach dem „parteiischen Urtheile Schelling's falsch aufgefasst, dass Fichte nicht zwei verschiedene Systeme, sondern in allen seinen verschiedenen Darstellungen eine und dieselbe ethische Weltanschauung gehabt habe“. Er will dieses in der vorliegenden Abhandlung nun weiter nachweisen und statt der „unverkennbaren Einseitigkeiten“ nun einmal „die positiven Leistungen“ Fichte's hervorheben. Zu dieser Darstellung in der vorliegenden Abhandlung gab die Feier des hundertjährigen Geburtstages von Johann Gottlieb Fichte die Veranlassung. Sie ist aus den Schriften der Universität zu Kiel vom Jahre 1862 abgedruckt. Damit ist, was die äussere Wirksamkeit Fichte's betrifft, die Schrift von demselben Herrn Verfasser: Johann Gottlieb Fichte (Kiel, Ernst Homann 1862) zu vergleichen. Fichte's Philosophie hat in der Geschichte eine „unvergängliche Bedeutung“. Sie beseitigt den „alle höhere Bildung und Erkenntniss untergrabenden Naturalismus“. Dazu gehörte eine „so ausschliesslich ethische Weltansicht“. Auch für die Gegenwart ist sie von „lebendiger Kraft“. Ein tiefer theologischer Zug geht durch sie hindurch neben dem Bewusstsein von der Freiheit und der Selbstständigkeit des Ichs. Das Eine schliesst das Andere nicht aus. Ein Zeugniss davon ist Fichte nach seiner Persönlichkeit wie nach seiner Lehre.

Der Unterzeichnete hofft durch diese Mittheilungen den Leser dieser Blätter von der Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des vorliegenden Buches überzeugt zu haben. Neue, bedeutungsvolle und vielseitige Anregungen zu weiterer wissenschaftlicher Bearbeitung werden in den hier gesammelten einzelnen Abhandlungen gegeben. Möge der verdiente Hr. Verf. recht bald Musse finden, was er hier vereinzelt gegeben hat, zu einem weiter ausgeführten Ganzen in einem grösseren Werke zu verbinden; denn schon diese einzelnen vielversprechenden Abhandlungen sind geeignet uns ein anziehendes Bild von der philosophischen Weltanschauung ihres Urhebers zu geben.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

Nr. 41. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Commentationes epigraphicae scripsit Ricardus Neubauer *Phil. Dr. Adjectae sunt tabulae quatuor. Berolini apud S. Calvary ejusque socium. A. MDCCCLXIX. gr. 8.*

Vorliegende Schrift ist ein erfreulicher Beweis der fortdauernden Pflege griechischer epigraphischer Studien in Deutschland, speciell auf dem Boden Berlins unter dem nachhaltigen Einflusse des verewigten Altmeisters Böckh, jetzt vor allem unter Anregung Prof. Ad. Kirchhoffs, von Ernst Curtius und Joh. Brandis, während begreiflicherweise die zwei letzten Jahrzehnte das Lateinische gerade auf diesem Gebiete in der Umgebung und unter dem Einfluss von Mommsen und Ritschl eine so überaus reiche und glückliche Pflege erfahren hat. Der Verf. derselben bringt zu den hier veröffentlichten, schwierigen Detailuntersuchungen schätzenswerthe Vorbedingungen hinzu, eine tüchtige Uebung der Lektüre und genaue Kenntniss des neuen inschriftlichen Materiales, eine Methode sorgfältiger Vergleichung unter bestimmten Gesichtspunkten, besonders chronologischen, gute reale, wenn auch nicht gerade sehr umfassende Kenntnisse, eine masshaltende Combinationsgabe und endlich die unter Jüngern nicht immer gewöhnliche mit voller Unbefangenheit verbundene, wahre Pietät gegen die Leistungen der Vorgänger.

Es ist hier nicht der Ort in das kritische Detail der dargebotenen 19 Aufsätze über einzelne Inschriften, welche abgesehen von einzelnen schon längst bekannten sonst in den letzten Jahrzehnten in der Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική und im Φιλίστωρ zuerst herausgegeben worden sind, näher einzugehen, nur bemerkt sei, dass es dem Verfasser gelungen ist unter I. p. 1—28, Tab. I und unter II. p. 28—78, Tab. II. IIa zwei Inschrifttafeln aus einem längst bekannten Fragment und aus neu aufgedeckten Inschrifttheilen in überraschender Weise wieder herzustellen, dass er dann mehrfach einzelne Inschriften aus ähnlichen oder ganz analogen glücklich ergänzt, dass er endlich die Identität derselben Inschrift aus verschiedenen Abschriften, z. B. desselben Mannes wie Pittakis Abschnitt XIV nachweist. Aber ein allgemeines Interesse wird berührt, wenn wir uns nach dem realen Gewinne für die Erkenntniss des Alterthums überhaupt aus diesen Einzeluntersuchungen umsehen und das werde in Folgendem nach einer uns natürlich sich ergebenden Ordnung der Fragepunkte näher bezeichnet; es fehlt dabei dann auch nicht an einzelnen derselben, welche uns noch nicht richtig gelöst oder in das richtige Licht gesetzt erscheinen.

Digitized by Google

Wir haben es durchaus zu thun mit Inschriften der römischen Kaiserzeit, überwiegend solchen des zweiten, ja dritten Jahrhunderts n. Chr. und sie betreffen alle das Leben und Treiben der Epheben. Listen über dieselben und ihre Beamten wurden von den Kosmeten in officieller Weise im Staatsarchiv, in dem Metroon der Stadt niedergelegt; andere stellten dieselben in dem Gymnasium selbst auf, endlich und das ist wohl die häufigste Klasse von Urkunden, ehren die Epheben ihre Vorgesetzten und Wohlthäter durch Inschriften, die auf ihre eigene Kosten errichtet wurden (p. 84. 85. 171). Es kommt übrigens vor, dass auf ältere officielle Inschriftsteinen in flüchtiger, anderer Schrift Ergüsse besonderer Verehrung einzelner Epheben, die den andern als einen Herakles, Theseus oder dgl. preisen, an den Seiten des Steines, aber auch geradezu hinein eingeschrieben wurden (z. B. p. 64). Von besonderer Bedeutung und Schwierigkeit ist bei diesen Urkunden die zeitliche Angabe, wenn überhaupt eine solche gegeben ist, oder die Erinnerung derselben. Die Schriftzüge bieten für die Kaiserzeit durchaus bei ihrem Schwanken, bei dem Nebeneinanderhergehen verschiedener Formen, bei dem Schwanken der griechischen Aussprache selbst in dieser Zeit, oft nicht feste Haltpunkte. Die Angabe der gefeierten Feste, das Auftreten bestimmter Namen, endlich der Nachweis des successiven Vorkommens derselben Namen erst als Epheben, dann in steigenden Aemtern wird dabei oft von entscheidender Wichtigkeit. Der Verf. hat auf S. 157—165 eine alphabetische Zusammenstellung von Eponymen aus der Kaiserzeit gegeben, die nicht unrichtige Bereicherung gegen die letzte Aufstellung von Westermann, z. B. in der zweiten Auflage der Paulyschen Realencyklopädie unter dem Artikel Archont enthalten. Die Frage, ob bei der Berechnung der Monate und Tage noch der Metonische Kalender oder der des Kallippos, aufgestellt 330 v. Chr. zu Grunde gelegt sei, ob der letztere überhaupt eine allgemeine, bleibende Geltung in der Kaiserzeit erhalten habe, wird principiell nicht zwischen Böckh und A. Mommsen (vgl. auch meine Ausgabe von K. Fr. Hermanns Lehrb. d. griech. Antiquitäten II. S. 296, Note 16) entschieden, aber gezeigt, dass die Inschrift C. J. Gr. I. n. 263 mit ihren zwölf Gymnasiarchen für das Jahr 53 n. Chr. nicht beweisen sei gegen einen intercalaren Charakter desselben, was Böckh gemeint hat, indem die Gymnasiarchie nicht nothwendig namentlich war und oft eine Reihe Tage der Gymnasiarchen entbehrten. Eine Eigenthümlichkeit dieser Aufstellung der Epheben ist es, dass dieselbe immer mit dem Monat Boedromion, also dem dritten des attischen Jahres, nicht mit dem ersten, dem Hekatombaeon beginnt. Man musste früher zweifeln, ob sich nicht etwa in derselben Zeit auch die bürgerliche Rechnung der Jahresrechnung um so viel verrückt habe. Neubauer zeigt nun aus Inschriften, dass dies nicht der Fall war (p. 9); woher er sich aber die auffallende Erscheinung erklärt, bleibt bei seinen Worten ganz

Digitized by Google

unklar. Der erste von Neubauer behandelte und ergänzte Stein (Tab. I. Böckh C. J. Gr. n. 287 *Φιλιστ.* I. p. 479. II. p. 184) enthält auch ein interessantes, bereits von Böckh, von W. Vischer im Rhein. Mus. N. F. III. S. 273, zuletzt von K. Keil im Philologus Supplement Bd. II. p. 593 eingehend behandeltes Zeugniss für eine neue, zeitweis in Athen benutzte Aera, die nämlich *ἀπὸ τῆς ϑεοῦ Ἀδριανοῦ πρώτης ἐς Ἀϑήνας ἐπιδημίας*, d. h. also von dessen erster Anwesenheit in Athen und zugleich seinem Archontat daselbst im J. 111/112 oder 112/113 n. Chr. Auch die zweite Anwesenheit Hadrians und zwar als Kaiser im Jahr 132 p. Chr. ist in einer andern Inschrift (*Φιλ.* I. p. 387) in den Worten *τρίτου ἀπὸ τῆς ἐπιδημίας τοῦ μεγίστου αὐτοκράτορος Καίσαρος Τραιανοῦ Ἀδριανοῦ Σεβαστοῦ* bezeichnet. Schwerlich möchten sich aber Inschriften finden, die über die Zeit des Hadrian selbst und seines Nachfolgers Antoninus Pius hinaus einer solchen Aera erwähnten.

Die Ephebie der Kaiserzeit, deren Kataloge, deren Ehrendekrete hier behandelt werden, hat eine von der ursprünglichen Bedeutung derselben in der Zeit des freien Griechenlands sehr abweichende Stellung und Gliederung erhalten. Handelt es sich dort um die Aufgabe der Wehrhaftmachung, militärischen Uebung und ersten militärischen Functionen der attischen Bürgersöhne (vgl. meine Bearbeitung von K. Fr. Hermann Lehrb. der griech. Antiquitäten II. § 35. 13; § 36. 16) vom Ausgang des 17ten Jahres an während zweier Jahre, sind alle anderen Gesichtspunkte der der Athletik wie der der geistigen Durchbildung diesem durchaus untergeordnet, mehr zufällig hinzutretend, so haben wir es nun in der Kaiserzeit, in der Zeit der politischen Ohnmacht, der merkantilen Verarmung Athens mit einer Art geehrter, selbstständiger, nicht blos aus attischer Bevölkerung gebildeten Corporation zu thun, ähnlich den Universitäten nach ihrer aus dem Mittelalter hervorgegangenen rechtlichen Stellung, ähnlich einem weltlichen Ordensinstitut, deren Hauptzweck durchaus nicht mehr der militärische, sondern ein überhaupt bildender und besonders ein socialer war. In demselben spielt sich ein Scheinleben der ältern Politeia mit allen Aeusserlichkeiten ab, mit Aemtern, Festen, Versammlungen, Beschlüssen, an denen nun auch ähnlich den Metöken und den Gastfreunden des Staates Fremde Theil nahmen. Unter den Epheben nehmen neben den Atheniensern die *ἐπένγραφοι* eine bedeutende Stellung ein, ja sie überwogen an Zahl wohl auch die eigentlichen *πρωτέγγραφοι* oder *οἱ κατὰ φυλὴν ἔφηβοι*. Diese zerfallen *κατὰ φυλὰς* in einzelne *συστρέμματα*, die Zahl betrug daher bis Hadrian zwölf, seit der Bildung einer eigenen *φυλὴ Ἀδριανίς* dreizehn. Die Ordnung der Phylen, wonach die *Πτολεμαΐς* an fünfter, die *Ἀδριανίς* an siebenter, die *Ἀτταλίς* an dreizehnter Stelle sich findet, ist bei der Aufführung fest gewahrt; ein von Rhusopulos angeführtes Gegenbeispiel wird p. 73 von Neubauer geschickt aus der runden Form der Inschrift als nicht dawiderstreitend erwiesen.

Die Theilnahme der Ephebie ist nun wenigstens für die *ἐπέγγραφοι* nicht mehr an das 18. Jahr gebunden, vielmehr treten bereits angesehene und sonst sich auszeichnende Männer in die Epheben ein; mit ihnen dieselbe getheilt zu haben ist ehrenvolle Erinnerung und frühere Epheben übernahmen dann später auch die oft kostspieligen Ehrenämter bei der Ephebie. Man möchte dabei an die Fellowships der Engländer, an die Doktorencollegia auf österreichischen Universitäten erinnern. So kommen unter den Epheben senatorische Männer mit dem Titel *κράτιστος* vor, so wird ein Ephebe als *μουσόπολος* gepriesen (p. 32), so haben Vater und Sohn zusammen Aemter in der Ephebie bekleidet.

Der örtliche Mittelpunkt der Epheben meint Neubauer p. 42 ff. 51 ff. sei in der Kaiserzeit nur das Diogeneion, ein von einem als *εὐεργέτης* geehrten Diogenes, zu dessen Ehren eigene Diogeneia gehalten wurden, errichtetes Gymnasium gewesen, dessen Stätte durch die Inschriftfunde in dem östlichen Theile der Stadt in der Nähe der jetzigen Metropole näher sich bestimmt (Bursian Geographie von Griechenland I. S. 295); es wird in den bisherigen Funden von Inschriften aus dieser Zeit allein erwähnt und zwar als ein Ort der Spiele und Opfer zu Ehren der Kaiser (*Φιλ.* IV. 547, 2). Der auf S. 58, 59 gemachte Versuch von Neubauer einen Einfall Schömanns in der ersten Auflage seiner griechischen Alterthümer (I. p. 508) festzuhalten und zu vertheidigen, es sei nämlich dieser Diogenes der Bildhauer, welcher das von Agrippa erbaute Pantheon mit Bildwerken schmückte (Plin. H. N. XXXVI. 38) ist nicht allein chronologisch, sondern vor allem auch sachlich unhaltbar: der Bestellungen ausführende, im Dienste eines Römers stehende griechische Techniker ist nie der materielle Stifter und Gründer grosser Bauwerke und der darin eingerichteten Anstalten, nie der reiche Arbeitgeber. Die S. 171 gegebene Verbesserung über diesen Punkt bemerkt nicht, dass Schömann in der zweiten Auflage die wirklich ausgesprochene Ansicht der ersten einfach gestrichen hat. Doch zurück zum Diogeneion selbst! *Οἱ περὶ τὸ Διογένειον, οἱ περὶ τὸ Διογ. πάντες, οἱ ἐν Διογενείῳ περὶ αὐτοὺς (τοὺς ἐφήβους) τεταγμένοι, τάξεις ἐν Διογενείῳ*, werden neben den *συνέφηβοι* auch neben den *συνάρχοντες* erwähnt; in Diogeneion wird auch eine *ἀπόδειξις τῶν γράμματα καὶ γεωμετρίαν καὶ τὰ ῥητορικὰ καὶ μουσικὴν μανθανόντων ἐφήβων* vom *στρατηγὸς* abgehalten (Plut. Quaest. sympos. IX. 1. 6). Neubauer versteht mit Recht unter den obigen Ausdrücken das ganze Lehr- und Dienstpersonal des Gymnasiums, die auch inschriftlich genannt werden: *οἱ περὶ τὴν ἐπιμέλειαν αὐτῶν τεταγμένοι Φιλιστ.* III. 444, 1. Man fragt sich nun — und diese Frage hat sich der Verf. gar nicht aufgeworfen — wie stand es nun aber in derselben Zeit mit den zwei grossen, in der Stadt noch bestehenden, ja zum Theil erst neu gegründeten Gymnasien, dem Ptolemaion und Hadrianeion, deren gewaltige Reste noch heute existiren? Die ausserhalb der

Digitized by Google

Stadt gelegenen alten Gymnasien, Akademie, Lykeion, Kynosarges waren allerdings in macedonischer Zeit, zuletzt durch Sulla zerstört worden, und mochten, wenn sie auch wie die Akademie entschieden noch fortbestanden, doch wenig mehr bedeuten. War im Diogeneion der militärisch-gymnastische Charakter der Gymnasien im Gegensatz zu den musischen Beschäftigungen erhalten, war es der officielle Sitz der Epheben s. str., waren etwa die Jahrgänge der Epheben vertheilt zwischen den Gymnasien, trug das Ptolemaion mit seiner Bibliothek durchaus akademisch-literarischen Charakter, wir haben ja von der Thätigkeit der Epheben in ihm aus hellenistischer Zeit die interessantesten Zeugnisse (s. E. Curtius Gött. gel. Anz. 1860. S. 339 ff.)? Kann man aber wohl denken, dass in einer Zeit, wo Hadrian von den Epheben so hoch in jeder Beziehung geehrt worden, seine Stiftung, sein Hadrianeion als Gymnasium so gut wie nichts bedeutete? Ist es nicht sehr denkbar, dass die Epheben in derselben Gliederung in den verschiedenen Gymnasien auftreten und dass wir nun gerade bis jetzt nur Urkunden über die im Diogeneion vereinten besitzen? Man sieht, noch sind die wichtigsten Fragen über diese ganze Seite des attischen Lebens der spätern Zeit kaum aufgeworfen.

Die auf Tab. II in so geschickter Weise vom Verf. zusammengesetzte Tafel gibt uns eine Uebersicht über eine Fülle der für die Ephebie thätigen und wichtigen Aemter und Würden. Da steht an der Spitze der *κοσμητὴς διὰ βίου*, da folgen *οἱ συνάρχοντες*, darunter begriffen wird der *παιδοτρίβης διὰ βίου*, der *γραμματεὺς διὰ βίου*, sechs *σωφρονισταί*, sechs *ὑποσωφρονισταί*, ein *ἡγεμών*, ein *ὁπλομάχος*, ein *διδάσκαλος*, der in andern Inschriften auch *διδάσκαλος τῶν ἐφήβων*, einmal *Φιλ.* III. 444, 1 als *διδάσκαλος ἐφήβων ᾀσμάτων θεοῦ Ἀδριανοῦ* bezeichnet wird, ein *ὑποπαιδοτρίβης*, *ὑπογραμματεύς*, ein *κεστροφύλαξ*, an Stelle des frühern *καταπελταφέτης* als technische Beamte genannt. Die Bemerkungen des Verf. über die einzelnen Thätigkeiten sind wesentlich sachgemäss und zutreffend. In Bezug auf den *διδάσκαλος* erkennt derselbe zuerst richtig, dass der *διδάσκαλος* ein musicarum rerum doctor ist und sich speciell auf die von den Epheben im Chor einzuübenden Lobgesänge auf Hadrian bezieht, dann meint er aber doch, dieser selbe Musikmeister habe zugleich den Unterricht in allen Fächern der elementaren und der zweiten, der rhetorischen und mathematischen Stufe gegeben (p. 48). Ganz unmöglich: so führt Teles in macedonischer Zeit (Stob. Serm. XLVIII. 72) ausdrücklich als getrennte Lehrer auf, auf der frühern Stufe den *γραμματοδιδάσκαλος*, *ἁρμονικός* für die Knaben, weiter auf der folgenden, den Epheben noch vorausgehenden Stufe den *ἀριθμητικός*, *γεωμέτρης* (vgl. auch meine Ausg. von K. Fr. Hermanns Lehrb. d. gr. Antiquit. II. § 35). Als Diener der Epheben werden ganz unten am Schlusse der Inschrift erwähnt der *θυρωρός*, auch *πυλωρός* und der *λεντιάριος*, bereits ein dem Latein ent-

Digitized by Google

lehntes Wort lintearius, der Aufheber der Wäsche, sonst auch capsarius genannt.

In der zweiten Columne jener merkwürdigen Inschrift tritt uns eine ganz andere Reihe noch von B e a m t e n oder Würden entgegen und zwar solchen, die wir zunächst nur aus dem Gebiet des attischen Staatslebens kennen: ein *ἄρχων καὶ γυμνασίαρχος δι' ὅλου ἔτους*, *στρατηγός*, sonst auch *στρ. ἐπὶ τὰ ὅπλα*, *κῆρυξ*, sonst auch *κῆρυξ τῆς ἐξ Ἀρειοπάγου βουλῆς*, ferner *βασιλεύς*, *πολέμαρχος*, dann zwei *ἀγορανόμοι*, endlich eine ganze Reihe *ἀγωνοθέται*, auch wohl zwei für je ein Fest und wir erfahren dabei auch von den andern, an welchen Festen sie für die Epheben durch Feier der Agonen und Speisung etwas gethan. Diese Reihe vervollständigt sich durch andere Inschriften noch, indem nach dem *πολέμαρχος θεσμοθέται*, nach dem *ἀγορανόμος* noch *ἀστυνόμοι* und endlich zwei *εἰσαγωγεῖς* erwähnt werden. Der Verf. hat nun den Zweifeln seiner Vorgänger, besonders von Böckh und Dittenberger (de ephebis atticis. Gött. 1863) nachgehend durch eine prüfende Zusammenstellung des jetzt reichen inschriftlichen Materiales p. 35 ff. 54 ff. in scharfer Weise dargethan, dass wir es hier nicht mit den Staatswürden und Staatsleistungen dieser Namen zu thun haben, sondern mit ihren Schattenbildern gleichsam im Ephebenthum, dass es also einen *ἄρχων ἐφήβων* u. s. w. gab, dass diese die Epheben als ihre *συνέφηβοι* bezeichnen, dass ihnen gegenüber von *οἱ ὑπόλοιποι τῶν πολειτῶν κατὰ φυλὴν ἔφηβοι* gesprochen wird. Auch die Gymnasiarchie der Epheben ist nicht der Aufgabe und Thätigkeit nach von der staatlichen verschieden, sondern dem Kreise der Menschen nach, für welchen die Leistung an Oel, Utensilien, Fackeln etc. gegeben ward. Wir können übrigens aus ihrer Reihenfolge diejenige entnehmen, in welcher in der kaiserlichen Zeit die Würden selbst gestellt waren, so sehen wir den *στρατηγὸς* gleich nach dem *ἄρχων ἐπώνυμος* und vor dem Polemarch kommen. Was die *εἰσαγωγεῖς* als eigene Behörde betrifft und zwar mit als letzte nach dem *ἀγορανόμος* und *ἀστυνόμος*, so kann ich hierin nur eine Nachbildung der römischen quaestores suchen, ebenso wie die vorhergehenden Würden dem aedilis entsprochen. *Εἰσαγωγή* ist bekanntlich die Einleitung des Processes, eigene *εἰσαγωγεῖς* früher in Athen kaum nachweisbar, da die *εἰσαγωγὴ* jeder *ἀρχὴ* in ihrem Bereiche zustand, doch werden sie erwähnt von Pollux (VIII. 93). Eine *σκηναρχία* wird jetzt in zwei Inschriften als besondere Leistung eines Epheben bezeichnet. Neubauer stellt p. 44 die sehr ansprechende Vermuthung hier auf, dass damit die Leistung für das Zeltlager u. dgl. bei den kleinen militärischen Exkursionen der Epheben, die als Rest ihrer früheren Bedeutung noch bestanden, nach Poll. VIII. 103 gemeint sei.

Neben den Leistungen der eben genannten Würdenträger für die Herstellung der Feste und Spiele wird uns in der Inschrift Tab. II noch ausdrücklich eine Vertheilung *ἐκ τῶν σεβαστοφορι-*

Digitized by Google

κῶν bei einem Feste in Platää an die Epheben, sowie an die mit ihrer Fürsorge Betrauten, speciell für Opfer für die Gesundheit des Kaisers (übertragen aus dem lateinischen pro salute imperatoris), sowie endlich eine Verwendung des Ueberschusses (*ἐκ τῶν περισσῶν*), an dem daselbst stattfindenden Wettkampf der Athenäen erwähnt. Der Verf. stellt eine Reihe von inschriftlichen Belegen für diese *σεβαστοφορικαὶ νομαὶ* zusammen p. 49 ff. und erklärt diese Kasse richtig für die der *σεβαστοφόροι* d. h. Priester des Augustus, Träger des kaiserlichen Bildes. Nun aber behauptet er, diese *Σεβαστοφόροι* haben mit dem Culte des Augustus nichts zu thun, sondern wie für *τὰ Σεβαστά, τὰ Σεβαστὰ Καισάρηα*, oder *οἱ Σεβαστοὶ ἀγῶνες* zuerst in einer attischen Inschrift ein *ἀγωνοθέτης* unter Kaiser Claudius vorkommt (p. 50), so sind die *Σεβαστοφόροι* erst unter und für diesen Kaiser im J. 53 p. Chr. gestiftet. Wir haben es aber hier natürlich mit demselben neuen Priesterthum der Sodales Augustales zu thun, das im J. 14 p. Chr. gleich nach dem Tode des Augustus in Rom gestiftet wurde im Culte der gens Julia, speciell des göttlichen Augustus und der Livia, das dann vor allem durch Claudius mächtig gefördert und daher zu dem Namen des Augustales noch den des Claudiales hinzufügte, wie später seit Trajan und Hadrian den Namen der Flaviales, zu dem sehr bald analoge Genossenschaften sich in den Provinzen bildeten, welche allmälig zu einem förmlichen zweiten Stande neben dem der Decurionen oder Senatoren heranwuchsen (vgl. Becker-Marquardt, Handb. der röm. Alterth. III. 1. S. 375 ff. IV. S. 431 ff.). Daneben gab es bereits bei Augustus Lebzeiten schon in Athen einen Tempel und einen Priester *θεᾶς Ῥώμης καὶ Σεβαστοῦ Σωτῆρος* (Böckh C. J. Gr. n. 478), bereits auch einen Priester *Δρούσου ὑπάτου*, des Nero Claudius Drusus, des Bruders des Tiberius, eine Würde, welche bis in hadrianische Zeit dauerte (Neubauer p. 104).

Aus der Kasse der *Σεβαστοφόροι* wurden abgesehen von Opfern und Spenden für den Sieg und das Wohl des Kaisers für die Ephebie mannigfache Ehrenausgaben bestritten, so wenn es an einem Gymnasiarchen fehlte, die Gymnasiarchie geleistet, so Gefässe in das Gymnasium gestiftet; aber vor allem tritt jene Verwendung in Plataeae hervor und zwar *τῷ διαλόγῳ ἑκάστῳ*. Was soll das bedeuten? Neubauer weist p. 53 f. darauf hin, wie überhaupt das *λόγους εἰπεῖν*, auch speciell *προτρεπτικοὺς* inschriftlich für andere Feste der Epheben agonistisch geordnet war, dass ferner *διάλογος* einen Wettkampf der Reden bezeichnen könne, wie *διαδικασία*, wie *διαμιλλᾶσθαι, διαμάχη*. Das Fest in Plataeae kann zunächst nur das grosse gemeinsamhellenische Fest der *Ἐλευθέρια* sein, welches alle 5 Jahre daselbst mit Agonen gefeiert ward und an dem, wie die *Πλαταϊκοὶ λόγοι* eines Isokrates, eines Hyperides u. a. beweisen, auch schon früher epideiktische Reden gehalten wurden. Dieses Fest wird vielleicht durch Hadrian mit neuem Glanze ausgestattet sein; wir haben eine Inschrift aus Delphi bei

Digitized by Google

Wescher und Foucart Inscript. de Delphes n. 468, wonach *οἱ εἰς Πλαταιᾶς συνιόντες Ἕλληνες* dem Kaiser Hadrian als Retter und materiellen Helfer: *ῥυσαμένῳ καὶ θρέψαντι τὴν ἑαυτοῦ Ἑλλάδα* ihren Dank aussprechen. Dass nun die Eleutheria von Plataeae geradezu in *Πανελλήνια* durch Hadrian umgewandelt seien, wie Neubauer meint, können wir jetzt wenigstens durchaus nicht belegen; wir wissen nur, dass die *Πανελλήνια* in Athen, welche an den daselbst von Hadrian gestifteten Tempel des Zeus Panhellenios und der Hera sich anschlossen, von den Epheben auch gefeiert wurden und mit Vertheilung aus den *Σεβαστοφορικὰ*, wie dort in Platää, wohin attische Epheben zogen, ausgestattet waren.

Wir sind bereits bei dem letzten wichtigen Punkte der Betrachtung dieser Ephebeninschriften angelangt, nämlich der Frage nach den gefeierten Festen und den dabei gehandhabten Kampfarten. Der Verf. hat in sehr dankenswerther Weise auf p. 70 ff. eine Zusammenstellung der in den Ephebenkatalogen der Kaiserzeit allein genannten Feste gegeben, indem er p. 72 daneben die Feste stellt, bei welchen die Betheiligung der Epheben nach Psephismen und sonst erwiesen ist. Weitaus überwiegend sind unter jenen, die an das Kaiserthum sich anschliessenden Feste und zwar *Αντώνεια*, *Ἀδριάνεια*, *Ἀντινόεια* und zwar *τὰ ἐν ἄστει* und *τὰ ἐν Ἐλευσῖνι*, *Γερμανίκεια*, *Φιλαδέλφεια*, *Γορδιάνεια*, *Κομμόδεια*, *Σεβήρεια*, während nicht dadurch bedingt erscheinen *Ἀθήναια*, *Θήσεια*, *Ἐπινείκια*, *Ἀμφιάραα*, *Ἁλῶα τῶν ἐφήβων*, *ὁ περὶ ἀλκῆς ἀγών*, *ὁ πρὸς Ἄγρας δρόμος*, *Λήναια*, *Κύθροι* oder *Χύτροι*, *Μουνύχια*. Unter diesen letzteren sind Theseia ein Fest des ächten attischen Epheben Theseus mit Fackellauf, Amphiaraea zu Ehren des Amphiaraos in Oropos, auch Haloa, ein winterliches Fest zu Ehren Poseidons und der Demeter, wie die Lenaea zu Dionysos Ehren, auch der *ἀγὼν περὶ ἀλκῆς* wird in Herakles, selbst *Ἀλκαῖος*, sein heroisches Urbild haben, der Wettlauf nach Agrae wird ein Fackellauf zu Persephones Ehren im Anthesterion an den kleinen Eleusinien sein (meine Note zu K. Fr. Hermann, Lehrb. der griech. Antiquit. II. 2. Aufl. 58, 20 ff.), wie ja auch *Χύτροι* derselben Zeit und demselben religiösen Kreis angehören. Interessant ist die Erwähnung des Seewettkampfes (*ναυμαχία*) an den Munychia, verbunden mit der bildlichen Darstellung eines Schiffes mit zwei Ruderern und einem die Palme und den Kranz haltenden jungen Manne. Es war nämlich mit dem Feste der Hafengöttin Artemis Munychia das Siegesfest von Salamis verbunden (s. m. Note zu Hermann, Lehrb. d. gr. Antiquit. II. § 60. 2). Ueber das Fest der *Ἐπινείκια* sind wir zunächst nicht näher unterrichtet: es bezeichnet *Ἐπινίκια* alle Feier zu Ehren errungener Siege, besonders der agonistischen Siege sowohl gymnischer wie musischer (Hermann a. a. O. § 48. 4). Aber wir könnten auch an sonstige Siegesfeiern denken wie z. B. p. 92 in der Inschrift es heisst: *ἐπὶ νείκῃ τῶν θειοτάτων αὐτοκρατόρων κτλ.* Jedoch für die erste

Digitized by Google

und im Sprachgebrauch sehr begründete Auffassung spricht es auch, dass der Agon an demselben ausdrücklich als dem *περὶ ἀλκῆς*, also einem Wettkampf der Stärke ganz ähnlich bezeichnet ward. Die Frage, ob unter den *Ἀθήναια* die kleinen Panathenäen oder die *Χαλκεῖα* im Herbst gemeint seien (p. 68 f.) wird überhaupt mit der ganzen Frage nach den Athenäen und Panathenäen der Kaiserzeit im Zusammenhang behandelt werden müssen. Es scheint allerdings neben den Panathenäen grossen wie kleinen am Anfange des attischen Jahres, also auf der Höhe des Sommers ein Athenefest im Frühjahr ähnlich den römischen Quinquatrus später wenigstens bestanden zu haben (Hermann a. a. O. § 54, 11).

Unter den kaiserlichen Festen enthalten die *Ἀντινόεια* zu Ehren von Hadrians Liebling Antinous bekanntlich gestiftet am meisten religiöse Momente; Antinous selbst ist gleichsam ein erneuerter Hylas, Hyakinthos, Bormos und wir haben in der Doppelheit des Festes die Beziehung zu Dionysos und zu dem Dienst der eleusinischen Gottheiten also zugleich zu Frühjahr und Herbst. Die *Φιλαδέλφεια* von Böckh auf Caracalla und Geta bezogen, auf Septimius Severus als Stifter, sind von Neubauer p. 62 ff. mit Recht einer genaueren Untersuchung unterworfen: er findet sie bereits auf Inschriften von 175, ja 171 n. Chr. erwähnt, und weist nun aus dem häufigen Titel *Φιλαδέλφω* für M. Aurel und L. Verus mit grosser Wahrscheinlichkeit ihre Zugehörigkeit zu diesen Kaisern nach. Auch die *Γερμανίκεια*, zuerst Caracalla, dem eitlen Scheintriumphator über Germanien zugewiesen, sind schon von Dittenberger auf Trajan zurückgeführt, werden nun infolge einer Inschrift aus 45 n. Chr. auf Kaiser Claudius bezogen. Dass die *Ἀντώνεια* auf Antoninus Pius und M. Aurel sich beziehen, ist bekannt; der Zusatz *ΕΠΙΜΑ* ward von Neubauer p. 71 glücklich *ἐπὶ Μ. Αὐρηλίῳ* erklärt.

In Bezug auf die bei diesen Festen angestellten Wettkämpfe würde die völlige Erhaltung des Reliefs der grossen Inschrift Tab. II. von grossem Werthe sein; jedoch ist der bei weitem grösste Theil leider abgebrochen. Immerhin ist das noch Vorhandene interessant. Des Sieges im Schiffwettkampfe gedachten wir bereits. Im oberen Relieffries begegnet uns ein Fackelläufer neben dem Altar mit Flammen, von dem die Fackel entzündet sein wird, weiter ein Ringkampf, worin der eine bereits besiegt, schwebend nach unten gehalten wird. Daneben steht ruhig, leider nur zum Theil erhalten, eine Gestalt, die Rechte in die Seite gestemmt, sichtlich links auf Baumstamm, der selbst auf Fels sich erhebt, gestützt. Neubauer hat p. 39 gar nicht bemerkt, dass an diesem Baumstamme die deutlichen Zeichen eines Herakles, vielleicht auch Thesius, Löwenfell und Köcher oder Schwertscheide mit Gehäng sich befinden. Wir haben es also hier mit einer Statue dieser Heroen im Gymnasium oder mit einem als Herakles oder Theseus

Digitized by Google

geehrten Sieger zu thun, wie wir bereits solche ehrende Bezeichnung oben schon für einzelne Epheben kennen lernten.

Schliesslich machen wir auf die nützlichen Zusammenstellungen aufmerksam, die der Verf. von S. 148 an geliefert, theils für die Reihenfolge von Paedotriben, theils für die Reihe von Archonten, theils endlich für Namen, welche in dem Pape-Benseler'schen Wörterbuch der Eigennamen noch nicht aufgenommen waren, darunter neben der Fülle lateinischer oder von bekannten abgeleiteter oder geographischer Namen auch eine Reihe von Eigenschaftswörtern, wie *Ἀκόλαστος*, *Ἄνβροτος*, *Ἀπατίων*, *Βάναυσος*, *Γαῦρος*, *Θαρρύνων*, *Πιθανός*, *Ραδανός*, *Ρητορικός*, *Σκηνικός*, *Τερψίλαος*, *Φιλόστοργος*, auch einzelne mit fremdreligiöser Beziehung wie *Φιλοσέραπις*, *Θηλιμίθρης*, auch *Μαιαμμᾶς*, lokal oder festlich zu beziehen auf Majuma, Hafenort von Gaza und von dort weitverbreitete Hafenfeste der Venus. So bleibt auch das trockenste Namenverzeichniss einer Inschrift nicht ohne Frucht für die Erkenntniss der sichern, meist unbeachteten Spuren eines sich umgestaltenden Volkslebens.

Hoffen wir, dass der Verf. auf dem betretenen Wege fortschreitend uns bald neue, immer reifere Resultate seiner griechisch-epigraphischen Studien vorlege! **B. Stark.**

Wechniakoff, Théodore, Introduction aux recherches sur l'Economie des travaux scientifiques et esthétiques, une des branches de l'encyclopédie abstraite et synthétique des sciences et des arts. Paris, Masson et Fils, 1870.

Vorstehende Schrift ist ein bedeutsamer Beitrag zur Literatur der Anthropologie, oder auch zur Förderung der Zwecke, die von der Anthropologie angestrebt werden. Diese bestehen aber in der vollständigen Kenntniss der menschlichen Gattung nach ihrer typischen Gliederung, sowie nach der Seite der physiologischen und pathologischen Eigenheiten jedes Typus. Für eine vollständige Kenntniss der menschlichen Gattung ist die Kenntniss der Variationen innerhalb der Gattung nöthig. Diese Kenntniss der Variationen beruht aber auf dem Studium jedes einzelnen Charakters innerhalb der Gattung von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage.

Auf diesen Grundgedanken fusste der Verfasser, als er zuerst im J. 1860 seine Schrift erscheinen liess: »Ebauche d'une économie des travaux scientifiques principalement basée sur l'histoire générale des travaux scientifiques.« Die oben angezeigte Introduction ist eine Erweiterung der zahlreichen Details und Erörterungen des Schlusscapitels dieses vor zehn Jahren erschienenen »Entwurfes«. Als solche charakterisirt der Verfasser selbst seine

Digitized by Google

Arbeit, die damals eine Art Programm zu den Arbeiten bedeutete, die seit dem aus seinem Studirzimmer hervorgehen sollten.

Diese letzteren waren die »Recherches sur les conditions anthropologiques de la production scientifique et esthétique«, wovon das erste Heft, gleich der »Ebauche etc.«, noch in St. Petersburg (1865) erschienen ist. Da ich nicht glaube, dass es verdient hat, unbekannt uu bleiben, so will ich wenigstens übersichtlich des Inhalts dieser Recherches gedenken, ehe ich zu der Introduction etc. komme.

Ausser der Einleitung enthält dieses erste Heft nur die erste Abtheilung; es kommt nicht wesentlich über die polytypische Gruppe hinaus, wenngleich das Schlusscapitel dieser Abtheilung zur monotypischen Organisation hinüberleitet. Er unterscheidet eine heterogene Varietät innerhalb der genannten Gruppe; die ausgesprochensten Repräsentanten derselben sind ihm der Polyhistor Alberti aus dem XV. Jahrhundert, der Töpfer Palissy im sechszehnten, und der Arzt Plater im siebenzehnten. Die Heterogeneität versteht er von der Fähigkeit, Verschiedenes geistig zu umfassen. Im Gegensatze hiezu enthält die homogene Varietät diejenigen Typen, welche eine besondere Fähigkeit hatten, sich auf eine gegebene Specialität einzulassen, und strebten, sie zu einer Domaine für sich zu machen. Er betrachtet als die ausgeprägtesten biographischen Beispiele zwei Persönlichkeiten, nämlich den Genfer Physiker Lesage (aus dem XVIII. Jahrhundert) und den Astronomen Piazzi.

Auf jeder von beiden Seiten sucht jedes Mal Herr W. das anthropologische Resultat auf, um weiterhin mit Hülfe des vergleichenden Verfahrens gewisse Beobachtungen über Lebensdauer, und Eintritt geistiger Kraftabnahme festzustellen.

Gleicherweise verfährt er bei den Individuen der monotypischen Gruppe (S. 79, cap. 7), als deren ausgeprägteste Repräsentanten er die wissenschaftlichen Forscher, den Pathologen und Anatomen Beckmann, so wie den Physiker Fresnel, dessen fruchtbarste Periode in die Zeit zwischen 1815 und 1826 fiel; und drittens den Zeichner und Maler Leopold Robert betrachtet. Was sie unterscheidet von der letzterwähnten Varietät der polytypischen Gruppe, ist eben die Fähigkeit, die die Typen der monotypischen besitzen, dass sie ihre Specialität mit Wärme angreifen, und streben, auf diesem engbegrenzten Gebiet zu immer tieferer Gründlichkeit zu gelangen, um aus ihm ein Centrum inmitten einer Hülfsbereitschaft von anderweitigen Kenntnissen zu machen.

Im J. 1868 publicirte er das zweite Heft dieser biographisch-anthropologichen Forschungen. Es enthält die philosophischen Typen, d. h. die zum philosophischen Typus gehörigen Musterbiographien (Faraday), noch nicht die zweite Abtheilung.

Diese war der oben angezeigten Introduction auf S. 44 u. ff. nachzutragen vorbehalten. Man wird zugeben, dass, indem wir

Digitized by Google

hiemit der Hauptpartie der in Rede stehenden Introduction uns zuwenden, eine kurze Uebersicht auch über die zweite Abtheilung durch das Bedürfniss geboten ist, vollständig das System des Verfassers in seinen wichtigsten Theilen zu studiren.

Wir werden also uns mit dem vierten Capitel der Introduction beschäftigen, und erst nachher möge die Erörterung über die Form dieses Systems oder dieser Wissenschaft ihr Wort haben! Nach den Ergebnissen des Verfassers gibt es noch Gelehrte und Künstler, die sich zu keiner der erwähnten vier Typenklassen zählen lassen. Das sind solche, deren elementare Eindrücke und Contemplationen den Grundstoff für ihre Entwürfe und Aeusserungen liefern, so dass sie diesen ein specifisches Aeusseres, ein Gepräge mitzutheilen. Diese müssen einer besonderen Typenclasse zugewiesen, bzw. als eine solche aufgestellt werden.

Hier stehen wir beim Uebergange zur zweiten Abtheilung der »Recherches« des Verfassers. Seine Typenklassen sind der anoptische oder antioptische Typus und der optische Typus. Dem anoptischen subsumirt er zwei specifisch verschiedene Constituentien 1) die sentimentale und motorisch gereizte Species, 2) die anesthesische. Bei jener hat er den verschiedenartigen Nervenantheil im Sinne, wonach die Eindrücke aus allgemeiner Empfindung oder aus localer (am Orte des Gehörs, in den Geschlechtsorganen entstehender, endlich visceraler) Empfindung sich ableiten lassen. Als einer der typischsten Fälle für den mächtigen Einfluss, den das sentimentale Element auf die Wahl wissenschaftlicher Beschäftigung, und die Art, sie zu behandeln, üben kann, gilt ihm Condorcet, der Verfasser der »Esquisse d'un tableau de l'esprit humain«. Ich will nicht weitläufig werden, und verweise wegen des Anspruchs, den er Carrière und Schiller einräumt, hieher zu gehören, auf ihn selbst.

Bei der anesthesischen Species trifft mit einer sehr gemässigten Ausbildung der Sensibilität eine gewaltige Kraft des Intellekts zusammen. Hier sieht er als Repräsentanten ein Wesen, das nur lebt, um die Ideen zusammen zu fassen. Alle Algebristen, Calculatoren, metaphysisch arbeitenden Veränderer in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, dogmatische und nichtrealistische Juristen zählt er zu dieser Species. Aber als Musterbeispiele treten aus den Mathematikern Napier, Euler, Cauchy hervor. Jede Nation hat ihren Repräsentanten darunter.

Als klassischen Ausdruck des optischen Typus stellt er Winkelmann voran, dessen Jugend und erste Mannesjahre unter einem ausschliesslich anesthesischen Einfluss gestanden, was sein Beruf als Philologe gemacht habe, bis nach seiner festen Niederlassung in Dresden sich nach und nach optische Thatäusserungen Bahn gebrochen hätten.

Er bemerkt, dass es trotz des festen inneren Zusammenhangs, wodurch der optische Typus sich charakterisire, Ungleichheiten zu

Digitized by Google

beobachten gebe, die oft unverträglich mit einander seien, innerhalb der Grenzen eines und des nämlichen Individuums, und führt sie als auf die hauptsächlichsten Ungleichheiten, auf sieben zurück, damit die Möglichkeit gewahrt sei, sie zu bezeichnen.

Diese sind 1) die geometrische. Er sieht in Newton einen der entschiedensten typischen Fälle aus der geometrischen Species, wegen seiner specifischen Art, die mathematischen Probleme zu begreifen, und zu beurtheilen.

Hiermit begrenze sich unter den Künsten die Architectur am nächsten, und hier wieder die gothische Erscheinungsform.

2) Die motorisch-optische. Ihr Wesen sucht er in der reflexen Verbindung der natürlichen Fähigkeit für geometrische Eindrücke mit dem monotorischen Antriebe zu geometrischen und mechanischen Reproductionen. Im wissenschaftlichen Gebiete führt die Bethätigung jener Fähigkeit zur Erfindung und Construction von Apparaten und Mechanismen. Die höchste Entwicklung der motorisch-optischen Fähigkeit hat bald ihren Einfluss nach Aussen auf andere anthropologischen Faktoren und wissenschaftliche Productionen geltend gemacht (wofür Huyghens, Hales; Claude Bernard, Dübois-Reymond, Helmholtz, Ludwig, Marey als Beispiele dienen), bald bildete sie in der Organisation gewisser Individuen das vorherrschende Element (Amontons, Vaucanson, Foucault).

3) Die mikrographische Species hat das Bedürfniss, die geheimsten optischen Einzelheiten an Körpern oder irgend welchen Erscheinungen sich anzueignen, und die Fähigkeit, sie zu verstehen, sich vorzustellen und auszudrücken. Diese mikrographische Fähigkeit war Künstlern, wie Gérard Dow (1603—1680), dem Maler Adams Elzheimer (1574—1620), dem Portraitisten Balthazar Denner (1685—1749) besonders eigen, und müssten sie, neben einem älteren Bildner in Stein und Erz, Agostino Busti, als die Vertreter derselben gelten.

4) Als der eminenteste Ausdruck der vierten Species, der chromatischen, deren Wesen darin besteht, das reine und volle Colorit zum harmonischen Ausdruck zu bringen, könnte Raphael gelten, obwohl auch die Glasmalerei während der Herrschaft der Gothik ihren De Heem (1600—1674) besitzt. In der Wissenschaft kann die chromatische Fähigkeit nur accessorisch sein, und bei der Erkennung molecularer Details zur Sprache kommen.

5) Die photische oder photolyrische Fähigkeit, d. h. die Fähigkeit für Erzeugung von Lichtwirkungen durch Fernhaltung von Farben dominirt bei Correggio (1494—1534) und bei Rembrandt (1608—1669).

6) Die realistisch chromatische könnte man abzweigen in die zum Abstrahiren neigende sogenannte schematische, deren Stärke im Individualisiren besteht, und in die rein decorative.

Als Repräsentanten der realistisch chromatischen Species bezeichnet er Crayer (1582—1669) und Rubens (1577—1640); unter

Digitized by Google

den Gelehrten den Ornithologisten Audübon, und den Botanisten Robert Brown, ferner Lyell und Darwin.

7) Die metamorphische Fähigkeit ist das Resultat aus mehr optischen Elementen, als andere Species dieses Typus davon haben. Die Folge ist ein Nebeneinander oder Nacheinander von Theilen, die unter sich verbunden sind.

In der Kunst führt dies zum Verlust der geometrischen Genauigkeit und Eleganz in den Umrissen. Als Beispiel hiefür dient ihm Dürer in seiner ersten Zeit.

Besonders zeigt sich dies in der Architektur bei den Hindus. Das launige und phantastische Spiel des Metamorphismus erhält dort durch die natürliche Beschaffenheit des Materials wenig Vorschub. Aber auch französische Artisten bieten sich ihm als Beispiele (Callot und Grandville).

Wissenschaftlicherseits fährt der metamorphische Standpunkt der Beurtheilung fort, eine Rolle besonders im morphologischen Theil der Biologie zu spielen. Das Wesentliche dabei ist die Theorie der Transformation der lebenden Species und die Theorie der allmählichen Transformation der anatomischen Elemente und ihres gemeinsamen cellularen Ursprungs.

Uebrigens behauptet die metamorphische Fähigkeit der Forscher nur nach einigem Einfluss in der Bildung der Lehre von der Umwandlung der natürlichen Kräfte (mechanische Einwirkung, Wärme, Elektricität).

Es bedarf keines Beweises, dass diese zweite Abtheilung,* so sehr sie die Ergänzung der ersten zu dem ganzen Inhalte der »Recherches sur les conditions u. s. w.« bildet, ebenso wenig wesentlich in der »Introduction aux Recherches« mehr gehörte, nachdem ihr Verfasser einmal darauf verzichtet hatte, auch wieder die erste Abtheilung hereinzunehmen. Der blosse Hinweis auf diese (vgl. S. 41 u. f.) dürfte nicht genügen, zu verhüten, dass der erste Leser nicht verwirrt wird. Im Gegentheil würde, wenn der Hinweis der ersten und zweiten Abtheilung zugleich gälte, diese Aushülfe dem Buch mehr zu Statten gekommen sein. Es versteht sich von vorneherein, dass derjenige, der ein Urtheil in der kritischen Literatur darüber abgeben will, zugleich die voraufgegangenen Hefte des Verfassers kennen muss. Dieses dürfte selbst nicht jedem Kritiker glücken, und wäre dem Verfasser schon in seinem Interesse zu rathen, dem Kritiker die Orientirung über seine Forschung nicht durch Zersplitterung zu erschweren!

Der Verfasser will eine Wissenschaft, die noch nicht ist, begründen helfen, eine Oekonomie menschlichen Schaffens. Sehr lobenswerth, um so mehr, als er sehr unparteiisch verfährt. Wie bekannt, haben wir beispielsweise eine politische Oekonomie. Neben diese soll als concrete Wissenschaft, trotzdem dass sie in ihren allgemeinen Zügen abstrakt ist, die Oekonomie des Arbeitens im Gebiete der Wissenschaften und der Aesthetik treten.

Digitized by Google

Mit diesen Ansprüchen wird die Introduction aux recherches eröffnet. Als Gegenstand dieser Oekonomie bezeichnet er das Studium aller elementaren Erscheinungen, die auf irgend eine Weise bei dem Auftreten wissenschaftlicher und ästhetischer Resultate zu Tage kommen. Hiermit knüpft er, wie er auch selbst einräumt (vgl. S. 8 u. f.) an den Positivisten Aug. Comte an, dem er sich mit seiner Eintheilung auch des Ferneren anschliesst.*) Der Gedankengang, den der Verfasser beobachtet, ist folgender.

Der Gegenstand der neuen Wissenschaft ist ein doppelter, nämlich Studium der Production der Resultate, und Studium der Ausbreitung der letzteren.

Das Studium der ersteren besteht ihm aus den allgemeinen Begriffen von wissenschaftlicher Oekonomie, aus dem Antheile, den die Anthropologie daran hat, und aus dem Antheile, der der Sociologie dabei eingeräumt werden muss.

Zuvor muss dieses ganze Gebiet hinreichend weit angebaut werden, ehe die »Vertheilung«, »Ausbreitung«, d. h. der andere Zweig der Oekonomie, der sich mit Erziehung und Unterricht, und mit der Popularisirung der erworbenen Resultate befasst, Gegenstand strenger Untersuchung werden kann. Hier liegen die Anknüpfungspunkte zu Prolegomenen für eine künftige Pädagogik vom positivistischen Standpunkte.

Verfolgen wir nun am Faden des Verfassers den Inhalt der Introduction aux Recherches.

Vortheile und Hindernisse des Erkennens, Capitalisation des Erkannten, Circularisirung der Erkenntnisse, und Mittel dafür bilden den Inhalt des zweiten Capitels, von dem ich zuerst Notiz nehmen muss.

Die Production ist, so beginnt dies Capitel, die Verkörperung der Meditation; da diese aber nur eine Fortsetzung unserer Beobachtung ist, in dem Falle, wo letztere von der Natur verlassen ist, so liegt es nahe, zuerst die natürlichen Vortheile oder Hindernisse zu betrachten, die sich dem Streben, Alles durch einfache Anschauungen zu erkennen, entgegensetzen.

Unter den Hindernissen begegnen wir 1) der Ungleichheit in der Zugänglichkeit bei den natürlichen Elementarbestandtheilen; 2) der Ungleichheit in der Bearbeitungsfähigkeit der einzelnen Partien in der Wissenschaft oder auf dem Gebiete der Künste, eine Ungleichheit, die ihrerseits an der Unkenntniss des Antheils beruht, den das Wesen der primären Gegenstände und die Beschaffenheit der aktiven und passiven Hülfsinstrumente und die durch diese verursachten Vortheile oder Hindernisse an der Bearbeitung haben.

Der zweite unter den Hauptfaktoren der Production ist das wissenschaftliche und ästhetische Capital.

---

*) Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, dass die Heidelb. Jahrbb. 1868, Nr. 31 u. f. einen Bericht über Aug. Comte gebracht haben.

Digitized by Google

Hierunter versteht der Verfasser; jedes auf ikonographischem oder philologischem Wege festgestellte Resultat, welches zur Erzeugung anderer neuer Resultate gedient hat oder dienen kann.

Es gibt verschiedene Arten intellectueller Capitalien. Die Einzelresultate der Specialwissenschaften, die sich im thätigsten Zustande des Sammelns befinden, haben fast das Ideal der Capitalisation erreicht, welches man wünschen kann. In diesem Falle befinden sich die speciellen Resultate der organischen Chemie, der Physiologie, der concreten Geschichte, der wissenschaftlichen Geographie, der Mechanik, und der angewandten Chemie.

Das Umgekehrte ist der Fall bei der Capitalisirung der complexen Resultate, die, wie in der Stöchiologie, Histologie, Biologie, Morphologie, sich je an eine bestimmte Specialität anschliessen, und dafür einander ausschliessen.

Correlat mit der Capitalisirung ist die rasche Circulation der Resultate jeder Wissenschaft, die zu ihrer leichten und häufigen Verzinsung bei neuen Arbeiten beiträgt. Die Circulation kennt zwei Wege: Blosse Ueberschriften, und weitläufige Abhandlungen und Encyclopädien. Diese beiden äussersten Mittel sind trotz ihrer provisorischen Bedeutung ungenügend. Denn blosse Ueberschriften geben nur eine ganz unvollständige Vorstellung von den zahlreichen und mannigfaltigen Resultaten, die sie andeuten, und das Gegentheil, die weitläufigen Abhandlungen und Encyclopädien sind ungenügend in der Form als Capitalisirungsweg. Literarische Auseinandersetzung kann unter Umständen sogar dahin führen, irgend ein wichtiges Resultat ausser Circulation zu setzen. An Stelle derselben schlägt der Verfasser — encyclopädische Tafeln vor, mit kurzer Uebersicht über das Thema, welche in Büchern, Memoiren, Artikeln und wissenschaftlichen Notizen enthalten, nebst Angabe der ursprünglichen Quelle, wo der betreffende Gegenstand zum ersten Mal ausführlich behandelt worden ist.

Als dritten Faktor der Production betrachtet der Verfasser das Originelle in dem anthropologischen Antheil, den Beitrag des Arbeiters zum Resultate seines Werkes. Diese Seite des Studiums der Production hat die Beschäftigung mit den verschiedenartigen menschlichen Typen zum Gegenstande, die durch irgend ein neues und originelles Element bei dem Gesammtwerk der Production mitgewirkt haben.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Wechniakoff: Introduction aux recherches sur l'Economie etc.

(Schluss.)

Jeder dieser Typen muss 1) in seinen Grundzügen unabhängig von den ästhetischen und historischen Verbindungen und 2) in den verschiedenartigen (ethnischen, historischen, individuellen) Variationen studirt werden.

Die Frage ist die, was für Elemente die anthropologische Seite als Grundelement zulässt? Es sind das eben die verschiedenartigen menschlichen Typen, die zur Bildung der allgemeinen menschlichen Gesellschaft beitragen. Es ist hiemit, wie mit den Atomen, Aequivalenten, Radicalen in der allgemeinen Chemie, und mit den unmittelbaren Principien und den anatomischen Elementen in der Biologie (S. 24 u. ff.).

Daneben stellt aber der Verfasser noch einen sogenannten mesologischen Zweig auf, welcher (vgl. S. 40) sich mit vorzeitigem biologischem Niedergange beschäftigt, wie sie den beiden Seiten der intellektuellen Beschäftigung eigen ist.

Wegen der (fünf) Typenklassen können wir uns des Näheren begeben, und wenden uns daher zu dem sociologischen Theile der Oekonomie. Der Verfasser gliedert ihn dreifach 1) in Hinsicht der Berührung, in welche Gelehrte und Künstler mit dem socialen Milieu treten, 2) in Hinsicht des Modus, der beim Arbeiten statthatte, ob der Forscher sich traurigerweise überlassen bzw. verlassen war, ob leichtere Vereinigung der Resultate durch Zunahme der Zahl der Forscher, oder ob zusammenwirkende Association der Ausdruck dafür ist, 3) in Hinsicht der specifischen Mittheilung durch Gesellschaften u. s. w.

Ich muss mich kurz fassen, und des Näheren auf den Verfasser selbst verweisen, um wenigstens Raum zu einigen Bemerkungen über die beiden letzten Capitel beim Verfasser zu haben.

Indem ich also auf S. 78 u. ff. verweise, gehe ich zu der Beschreibung über, womit der Verfasser sein vorletztes Capitel beginnt, vgl. S. 96 u. f. Er beschreibt seine »Economie des travaux scientifique et esthétiques als einen von den Zweigen der Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, nur abstract und synthetisch genommen.

Digitized by Google

Den Ausdruck abstracte Encyclopädie hat er wieder August Comte entlehnt, der schon seinerseits den Grundinhalt und die Aufgabe der allgemeinen Encyclopädie zusammengefasst hatte.

Er rühmt seiner Economie nach, sie führe zu einer allgemeinen und festen Einleitung in die encyclopädische Wissenschaft. Diese müsse die nämliche Organisation zu einem wissenschaftlichen Corpus anstreben, wie die verschiedenen Specialwissenschaften, die als solche mit bestimmter Individualität auftreten.

Aug. Comte hatte zwei Hauptmassregeln empfohlen, 1) die Massregel, die Erziehung und den Unterricht in den Specialitäten so encyclopädisch wie möglich, und noch viel encyclopädischer zu machen, als sie gewesen sind, und 2) die Massregeln, Arbeiter zu bilden, die verschieden von anderen Specialisten und bestimmt sind, die verschiedenen Theile einer abstracten und synthetischen Encyclopädie wissenschaftlich auszuarbeiten, und mit jener Klasse von Arbeitern ein beständiges Centrum für encyclopädische Thätigkeit zu organisiren, die wieder in ihren Details von der noch detailirteren Thätigkeit der eigentlichen Specialisten controlirt und berichtigt werden. —

Der Verfasser vermisst Beweise, dass diese Empfehlung befolgt worden ist, und begrüsst zwei wissenschaftliche Erscheinungen, die wenigstens der Hoffnung Raum geben, dass das, was A. Comte meint, sich verwirklicht, nämlich die Revue »la Philosophie positive«, und besonders die »Encyclopédie générale«, die aber erst beim ersten Bande steht.

Jede encyclopädische Arbeit ist das Resultat des Zusammenwirkens zweier Faktoren. Der erste ist der philosophische Faden, der sich fortsetzt und doch regulirt, was in der Zerstreuung sich verlieren würde, die unsichtbare Macht, die zusammenhält; der zweite Faktor ist der eigentlich wissenschaftliche Inhalt, die Einzelheiten, wovon jede ihre besondere Selbstständigkeit hat. Im Bilde des Ausdrucks Encyclopädie zu sprechen, könnte man den philosophischen Faden das centripetale, den Detailapparat das centrifugale nennen. Die »Economie etc.« des Verfassers weist auf den Zweig der allgemeinen Encyclopädie hin, der das wissenschaftliche Studium der Menschen, die die Wirkung der menschlichen Cultur und ihrer Erscheinungen an sich erfahren haben, zum Gegenstande hat. Wir könnten dieses die Wissenschaft von den Wirkungen der menschlichen Cultur innerhalb des Menschenberufs nennen. Sein eigener Versuch liegt in der Bezeichnung: Anthropologie de la civilisation et de la culture humaine.

Der andere Hauptzweig der allgemeinen Encyclopädie würde dann die Science universelle sein, wie sie Barbier genannt hat, und wozu das letzte Decennium schon bedeutsame Beiträge geliefert hat, späte Nachfolger der berühmten Arbeiten Newton's und Kant's.

Digitized by Google

Im Schlusscapitel, wozu ich jetzt komme, gibt der Verfasser den Weg an, auf dem man zur Aufstellung der Encyclopädie gelangt. Was die Grundlage betrifft, so verlangt er eine vergleichende und encyclopädische Geschichte der Wissenschaften!

Man ist nach seinem Urtheil dafür noch nicht über die Fragmente hinausgekommen, wie wir sie bei Aug. Comte in seinen zahlreichen Beispielen von wissenschaftlicher Auseinandersetzung, bei Lange in seinem Abschnitte: »Die neueren Naturwissenschaften«, bei Häckel in seinen morphologischen Werken, bei Buckle, bei Lecky, bei Dühring u. A. finden.

Er erwartet für die Wissenschaft, die u. A. mit Hülfe der in den Specialgeschichten der verschiedenen Wissenschaften ausgearbeitet vorliegenden Materialien zu gewinnen wäre, eine Behandlung, wie sie Schnaase, Kugler und Lübke haben der Kunst angedeihen lassen.

Ich muss mich kurz fassen; sonst würde ich seinen Grundfragen der vergleichenden und allgemeinen Geschichte der Wissenschaften eingehendere Aufmerksamkeit widmen. Vgl. S. 111 u. f.

Die vergleichende allgemeine Geschichte, bemerkt er gegen das Ende hin, müsse wahrhaft wissenschaftliche Geschichten für jede der Theilwissenschaften zur Grundlage haben.

Mit der historischen Beschreibung der successiven Stadien, wodurch jeder Theil der Wissenschaft hindurch gegangen, müsse die encyclopädische Geschichte verbunden sein, besonders die Erforschung der Filiation und historischen Verkettung der verschiedenen Theile.

Ausserdem müsse dort wie hier das Studium der Natur und die Aufgabe der intellektuellen und durch die Sinne bedingten Akte, die Aufgabe des sentimentalen Zustandes u. s. w. in Betracht gezogen werden.

Jede dieser beiden Seiten der Geschichte irgendwelcher Wissenschaft muss das strengste und gründlichste Studium der Phasen enthalten, durch welche jeder der Zweige der Kenntnisse hat hindurchgehen müssen, von der Phase der fragmentarischen Anfänge begonnen, durch die Phase der ersten Begründung nebst den philosophischen Phasen der letzteren, und durch die wissenschaftliche Phase hindurch, wo schon das wissenschaftliche Capital überwiegt, bis zu der Phase der verschiedenen Grade der socialen Incorporation jeder der formulirten Wissenschaften.

Man muss den guten Willen des Verfassers anerkennen; aber das Unternehmen hat eine erdrückende Ferne.

H. Doergens.

Digitized by Google

The Modern Buddhist, being the Views of a Siamese Minister of State on his own and other Religions. Translated, with remarks, by Henry Alabaster, *Interpreter of H. B. M. Consulate-General in Siam. London, Trübner & Co. 1870. 91 S. Octav. (3 s. 6 d).*

Das Erscheinen der vorliegenden kleinen Schrift hat in England bedeutendes Aufsehen gemacht, und zwar deswegen, weil in dem Lande, welches gleich dem Chamäleon zwar mit einem Auge zum Himmel, aber auch mit dem andern zur Erde blickt, man letztern Umstand wo möglich hinter dem erstern zu verbergen und die weltlichen Zwecke hinter den Missionaren zu verstecken sucht. Es muss also höchst unangenehm berühren, wenn die oft vergeblichen und sogar lächerlichen Bemühungen dieser »Sendboten« bloss gestellt werden. Wie gering ihre Erfolge sind, erhellt aus der sehr kleinen Zahl der Bekehrten in Indien sowohl wie in Siam, dessen verstorbener sehr aufgeklärter König einst äusserte: »Ihr müsset nicht glauben, dass Jemand von uns je ein Christ werden wird; wir wollen keine Religion annehmen, die wir für thöricht halten.« Und warum sollte er sie nicht dafür halten, wenn ein Missionar, der die Wirksamkeit des christlichen Gebets anzupreisen sucht, auf die Bemerkung, dass auch die Chinesen durch ihre Gebete von den bösen Geistern zuweilen das Gewünschte erlangen, nichts besseres zu erwiedern weiss, als dass der Teufel sich bestechen lässt, oder wenn er Dampfböte, Eisenbahnen, Telegraphen, hauptsächlich aber Kanonen und andere Kriegswaffen, kurzum höhere Kenntnisse als besondere Gaben des christlichen Gottes hervorhebt, die Frage aber, warum die Anhänger desselben ebenso wie alle andere Menschen Kummer und Krankheit leiden müssen, nicht zu beantworten weiss, ebensowenig wie die, warum Gott den grossen Philosophen und Staatsmännern in Europa, die nicht an ihn glauben, die nämliche Intelligenz verleihe, wie den gläubigen Christen. Schlimmer als thöricht muss diese Religion jedoch in den Augen der toleranten Siamesen erscheinen, welche sie durch die Missionare ungehindert lehren lassen, ihre eigene dagegen auf jede Weise herabsetzen sehen, wenn ihnen auf einen schlichten Einwurf gegen die Behauptungen jener entgegnet wird, dass falls in Europa jemand so spräche er ins Gefängniss geworfen würde, eine Aeusserung, auf welche der siamesische Minister die ganz besondere Aufmerksamkeit des Lesens lenkt, während er dagegen die Toleranz des Buddhismus zu wiederholten Malen hervorhebt. Diese und ähnliche Dinge also sehen wir hier berichtet, und finden es erklärlich, dass man in England, wo der Glaube an die Unwiderstehlichkeit hochkirchlicher Missionare in so weiten Kreisen herrscht, die vorliegenden Mittheilungen sehr grossen Aerger und Verdruss über die Hartnäckigkeit und Stupidität der Siamesen hervorgerufen haben d. h. also die nämlichen Empfindungen wie z. B.

Digitized by Google

bei Gützlaff, in Betreff dessen der genannte Minister einmal sagt: »Als ich diesen Einwurf gemacht hatte, wurde er ganz böse und sagte, es wäre schwer mich zu belehren, worauf er mich verliess«; oder: »Der Missionar antwortete, es wäre Zeitverschwendung böse Menschen belehren zu wollen, die sich nicht wollten belehren lassen, und verliess mich.« Der Uebersetzer vorliegender Schrift freilich wünscht eine gründlichere Widerlegung buddhistischer Zweifel als die eben angeführte und hat eben deswegen dieselbe bekannt gemacht und wollen wir nun ihren Inhalt etwas näher ins Auge fassen. Sie enthält nämlich Auszüge aus dem »Kitschakunit« (d. h. ein Buch, welches Vieles erklärt), verfasst von Chao Phya Thipakon, den Ausländern besser bekannt als Chao Phya Praklang, der seit dem J. 1856 siamesischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten war und erst vor zwei Jahren in Folge eingetretener Blindheit zurücktrat. Er wurde von Allen, die mit ihm in amtliche Berührung kamen, sehr geachtet und legte stets in seinem Benehmen eine gewinnende Urbanität an den Tag; auch knüpfte er gewöhnlich an die geschäftlichen Besprechungen Privatunterhaltungen über theoretische oder transcendentale Gegenstände an, wodurch er sich von allen andern vornehmen Siamesen unterschied, deren Gedanken und Fragen sich stets auf materielle, mechanische und praktische Gegenstände beziehen. Auf diese Weise und durch sonstige mündliche Nachforschungen, so wie durch das Lesen der von den Missionaren in Siam herausgegebenen Traktate erlangte er diejenige, freilich oft sehr mangelhafte Kenntniss europäischer Wissenschaft und fremder Religionen, welche er in dem oben genannten Kitschakunit an den Tag legt. Er schrieb dieses Buch zum Unterricht der Jugend, da er den in den Klöstern ertheilten für ungenügend und unerspriesslich hielt, weswegen er, obschon hauptsächlich eine Vergleichung des Buddhismus mit andern Religionen bezweckend, doch zunächst mit einer Darlegung der einheimischen und fremden Zeitrechnung, des Calenderwesens, der Astronomie, der Beschaffenheit von Luft und Wasser u. s. w. beginnt und zwar unter Vorausschickung der bescheidenen Bemerkung, dass, wenn er sich auch irren sollte, sein Buch doch dazu dienen könne, zu weiterem Nachdenken anzuregen und so zur Entdeckung der Wahrheit zu führen. Der eigentliche Zweck dieser ersten Abtheilung des Kitschakunit ist nach der Ansicht des Uebersetzers der Nachweis, dass einerseits die alberne Kosmogonie des Traiphûm, welches Werk die alte Schule der Buddhisten als heilig ansieht, keineswegs ihrem ganzen Inhalt nach ein wesentlicher Theil der buddhistischen Religion ist, während andererseits die Lehre Buddha's, wenn sie auch nicht die Wahrheiten der neuern Wissenschaft mittheilte, gleichwohl nichts denselben Widersprechendes enthält. Hätte er es aber unternommen, seinen Zeitgenossen und Schülern jene ihm wohlbekannten Wahrheiten darzulegen, so hätten sie ihm gewiss keinen Glauben geschenkt, sondern ihn bloss

Digitized by Google

geschmäht und auf diese Weise schwere Sünde auf sich geladen. Ganz ähnlich ist, beiläufig bemerkt, die Argumentation der Vertheidiger der Bibel gegen die in genannter Beziehung dieselbe angreifenden Naturforscher, »denn der Herr lehrte das Gute vom Bösen unterscheiden, sprach aber nie von Kosmographie«. So sagt Chao Phya und so sagen jene. Nachdem nun der physikalische Theil seines Buches abgethan ist, geht er zu dem Haupttheil desselben, dem religiösen, über, von welchem der Uebersetzer eine ausführlichere Analyse gibt und hier noch einige weitere Punkte hervorgehoben und zusammengestellt werden sollen. Zuvörderst weist letzterer darauf hin, dass Chao Phya vollkommen berechtigt ist, die Ideen derjenigen fremden Völker lächerlich zu finden, deren Missionare in ihrem unaufhörlichen Bemühen, seine Religion der Verachtung Preis zu geben, dieselbe auf jegliche Weise verhöhnen und beschimpfen. Er vermöchte wohl allenfalls als Buddhist an das Dasein eines über alle menschlichen Eigenschaften und Attributen, über Liebe, Hass, Eifersucht erhabenen vollkommenen Gottes zu glauben und von ihm ohne Geringschätzung zu sprechen, allerdings nicht etwa um ihm zu gefallen oder aus Furcht ihn zu beleidigen, sondern in Folge natürlicher Ehrfurcht; einen Gott aber mit den Attributen und Eigenschaften der Menschen, der da liebt und hasst und zornig wird, der nach der Lehre der Christen wie der Mahomedaner, der Braminen wie der Juden seiner Ansicht nach tief unter einem gewöhnlichen guten Menschen steht, einen solchen Gott konnte Chao Phya nicht verstehen. »Ich habe, sagt er, das katholische Buch Maha Kaugmou (d. i. die grosse Sorge) genau studirt, und es scheint daraus hervorzugehen, dass die grösste Sorge der Priester ihr eigenes Interesse ist; das Schwierige und Zweifelhafte dagegen suchen sie nicht im Mindesten zu erklären. Wenn z. B., wie sie sagen, Gott bei der Erschaffung des Menschen wusste, was jeder Mensch sein würde, warum erschuf er die Diebe? Dies ist nicht erklärt; ebensowenig, warum Gott das Entstehen so vieler verschiedener Religionen gestattet hat und deren Bekenner sämmtlich mit einziger Ausnahme der Katholiken seine Feinde sein und in die Hölle kommen sollen; wie erträgt sich dies mit seiner Gnade und Güte? Wir Buddhisten aber glauben nicht, dass der Buddhismus allein selig mache; Buddha hat nimmer gelehrt, dass es recht sei, die andern Religionen zu verfolgen, und dass die Anhänger derselben der Hölle verfallen sind; seine Lehre besteht vielmehr darin, dass die vollkommene Gerechtigkeit des Menschen aus seinen eigenen Verdiensten hervorgehen muss, sowie dass jeder, der die fünf Gebote beobachtet und einen tugendhaften Lebenswandel führt, in den Himmel kommen kann. Wollte man an einen Gott als Schöpfer der Welt glauben, so müsste daraus folgen, dass seine unparteiische Gerechtigkeit alle Menschen und Thiere im Leben gleich stellen und sie ihrer Natur nach ähnlich machen würde, was aber nicht der Fall ist. Glaubt man dagegen an die Seelen-

Digitized by Google

wanderung und dass Gutes und Böses aus uns selbst entspringt, weil sie lediglich die Folge unserer Verdienste oder Vergehen sind, so erklärt sich Alles sehr leicht und deutlich«, denn diese Verschiedenheiten in dem Loose der Menschen und Thiere sind entweder die Folgen einer frühern Existenz oder werden in einer spätern ausgeglichen. Weiter soll hier nicht auf die von Chao Phya dargelegten Einzelheiten der buddhistischen Religionslehre und seiner Auffassung derselben eingegangen werden, und verweise ich wegen derselben auf das Schriftchen selbst, welches in dieser wie in der oben näher ausgeführten Beziehung im höchsten Grade anziehend ist. Es enthält den Versuch eines zwar ehrlichen, überzeugten, aber aufgeklärten Buddhisten seine Religion, wie sie im Laufe der Jahrhunderte geworden, auf die ursprüngliche Lehre ihres Stifters zurückzuführen. »Diese nahm das Leben, wie sie es fand, erklärte Alles für gut, was zu ihrem einzigen Zwecke, nämlich der Verminderung der Leiden aller lebenden Wesen, dienlich ist; sie schrieb Lebensregeln vor, die noch nie übertroffen worden sind und gewährte die Hoffnung auf eine Zukunft vollkommensten Glückes. Ihre Beweise beruhen auf der Annahme, dass der Verstand des Menschen sein sicherster Führer und das Gesetz der Natur vollkommen Gerechtigkeit ist. Auf die Widerlegung dieser Annahme, schliesst der Uebersetzer, mögen diejenigen Uebersetzer ihre Aufmerksamkeit richten, welche Buddhisten zu bekehren wünschen.«

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Il Paradiso degli Alberti. Ritrovi e Ragionamenti del 1389. Romanzo di Giovanni da Prato, dal codice autografo e anonimo della Ricardiana a cura di Alessandro Wesselofsky. Bologna presso Gaetano Romagnoli 1868. Vol. I (in zwei Abtheilungen) — III. 370. 440. 230 und 274 Seiten Octav.

Der Herausgeber und resp. Verfasser des vorliegenden umfangreichen Werkes ist ein russischer Gelehrter, der sich längere Zeit in Italien aufgehalten und dort namentlich mit dem Studium der ältern italienischen Literatur eingehend beschäftigt hat. Die Ergebnisse seiner Forschungen sind theils selbstständig, theils in italienischen Zeitschriften erschienen; zu erstern gehört unter anderm die neue mit höchst schätzbarer Einleitung begleitete Herausgabe eines alten Volksbuches »La Novella della Figlia del Re di Dacia. Pisa 1866, die ich in den Gött. Gel. Anz. 1867 S. 565 ff. besprochen. Die vorliegende Arbeit bringt wiederum einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntniss des genannten Literaturzweiges, indem Wesselofsky nicht nur ein bisher unbekanntes Werk aus dem Beginn des XV. Jahrhundert ans Licht gezogen, sondern auch in den zwei Bänden der Einleitung eine ausführliche

Darlegung des damaligen Zustandes der schönen Wissenschaften in Toscana bietet, bei welcher Gelegenheit zahlreiche bisher unbekannte literarische Thatsachen sowohl wie Erzeugnisse nach unbenutzten handschriftlichen Quellen mitgetheilt werden. Um eine etwas vollständige Uebersicht des Inhalts und der Ergebnisse der in Rede stehenden Arbeit zu geben, will ich hier eine Inhaltsübersicht der einzelnen Abtheilungen derselben folgen lassen, woraus ihre Wichtigkeit zur Genüge erhellen wird. Der erste und zweite Abschnitt »Storia del Libro« und »Storia del Manoscritto« bespricht die im J. 1796 zu Florenz (Amsterdam) von Gaetano Cioni herausgegebenen Novellen des Giraldo Giraldi, und das Ergebniss der Untersuchung ist, dass von den dreizehn Novellen sieben (nr. 6. 7. 9 und die vier in der zweiten Ausgabe hinzugefügten) der bald wieder zu erwähnenden Handschrift der Florentiner Riccardiana entstammen, die übrigen Cioni entweder anderswoher entliehen oder selbst verfasst hat, mit Ausnahme einer einzigen (nr. 4), welche dem in der genannten Bibliothek befindlichen Autograph des Giraldo Giraldi entnommen ist. Den Namen des letztern, der gegen Ende des XV. Jahrhunderts lebte, hat dann Cioni der ganzen von ihm zusammengestellten Sammlung vorgesetzt, die ihn also mit Unrecht trägt (man berichtige hiernach auch Dunlop-Liebrecht S. 493 Anm. 350). In Betreff der fünften Novelle will ich hier noch bemerken, dass bei Cioni der Inhalt derselben in der Ueberschrift folgendermassen angegeben ist: »Samelic stellt der Ehre der von ihm aus Sardinien geraubten Costanza nach; diese aber, die den Tod der Schande vorzieht, entflieht der Gefahr, indem sie sich auf schreckliche Weise das Leben nimmt.« Wesselofsky verweist hierbei auf Lodovico Domenichi's Nobiltà delle Donne. Venezia 1551, worin eine ganz ähnliche Novelle vorkommt, indem nämlich ein Mädchen, Namens Drusilla, einen Soldaten, der ihr Gewalt anthun will, dadurch abzuhalten sucht, dass sie ihm eine unverwundbar machende Salbe verspricht und nachdem sie sich mit dem Saft des ersten besten ihr zur Hand kommenden Krautes den Hals eingerieben, ihn zuhauen heisst, damit er die Kraft ihres Mittels prüfe. Dies geschieht; allein der gegen den Hals geführte Schwertstreich des Soldaten schlägt der Jungfrau das Haupt ab und ihre Ehre ist gerettet. Domenichi bemerkt hierzu, dass Ariost (Orl. Fur. c. 29) die Geschichte Isabellens der Drusilla's entliehen habe. Dieser Stoff findet sich jedoch auch sonst noch wieder; s. die von mir in Zacher's Ztschr. f. deutsche Philol. 2, 180 nr. VI mitgetheilte neugriech. Sage nebst dem Nachweis aus Herbelot. Zu Wesselofsky zurückkehrend bemerke ich ferner, dass durch eine Notiz in Ad. Keller's Romvart. Beiträge zur Kunde mittelalt. Dichtung aus ital. Bibliotheken S. 99 seine Aufmerksamkeit zuerst auf die oben erwähnte aus den letzten Jahren des XIV. oder den ersten des XV. Jahrh. stammende Handschrift der Riccardiana (»nr. 1280:

Digitized by Google

Roman und Novellen«) hingelenkt wurde und er bei näherer Prüfung, wie bereits bemerkt, darin das Original der Mehrzahl der von Cioni dem Giraldo Giraldi untergeschobenen Novellen entdeckte. Diese Entdeckung war jedoch in Folge der absichtlich irreführenden Angaben Cioni's nicht eben leicht, und Wesselofsky gibt eine ausführliche Darlegung der ihn zu jener Annahme bestimmenden Gründe, die allerdings durchschlagend sind und keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit gestatten. — In dem nun folgenden dritten Abschnitte »La Società del Paradiso« bietet W. zuvörderst eine übersichtliche Darstellung der florentinischen Geschichte und der politischen wie literarischen Zustände jener Periode (nämlich zu Ende des XIV. und am Anfang des XV. Jahrh.), in welcher sowohl der Verf. des in Rede stehenden und in seiner eigenen Handschrift auf uns gekommenen Romans, sowie die in demselben auftretenden Personen lebten. Letzterer enthält nämlich eine Schilderung der an verschiedenen Orten in der Umgegend von Florenz, namentlich aber auf der »Il Paradiso« genannten Villa des Antonio degli Alberti stattgefundenen Zusammenkünfte angesehener und gebildeter Männer und Frauen, sowie der bei dieser Gelegenheit gepflogenen, mit mancherlei Novellen durchflochtenen Unterhaltungen, welche nach W.'s Berechnung in die ersten Tage des Monats Mai des Jahres 1389 fallen. Der Stoff derselben ist mannigfach, um so mehr da ausser Florentinern auch andere Italiener sich einfinden und die Ereignisse und hervorragenden Personen nicht nur der damaligen, sondern auch der frühern Zeit bis auf die Welfen und Gibellinen zurück Gegenstand der Unterhaltung sind. Die literarische Seite der letztern charakterisirt sich durch die Uebergangsperiode, welche damals in wissenschaftlicher wie in socialer Beziehung eingetreten war, so dass darin die Novelle des XIV. Jahrh. wie die philosophischen Discussionen aus der Zeit des Wiederaufblühens des classischen Alterthums, aber auch die Kirchenväter und die göttliche Komödie in bunter Reihe ihren Platz finden. Auch Frauen nehmen zuweilen an diesen Disputationen Theil, jedoch nur selten; denn im frühern Mittelalter hatte dies ihre Stellung nicht gestattet; der Novelle jedoch war es gelungen, sie aus diesen beschränkenden Fesseln zu befreien, und sie fangen an hin und wieder eine eigene Meinung auszusprechen, zumal wenn es sich von allgemeinern Fragen handelt; wie etwa: »Ist die Liebe zu den Kindern grösser bei dem Vater oder der Mutter?« Andere Gegenstände, welche die Gesellschaft des Paradiso in ihren Bereich zieht, sind: »ob das Mass der Kunstfertigkeit und des Verstandes bei den verschiedenen Thieren verschieden ist«; ferner die Zeugung des Menschen; dann »welches die beste Regierungsform sei, Monarchie oder Republik; oder auch, wer besser regiere, ein guter König oder gute Gesetze«; u. s. w. An diesen Discussionen, deren Hauptthema jedoch die Liebe in all ihren verschiedenen Formen und Aeusserungen bildet, so dass sie

Digitized by Google

eigentlich den Grundstoff des ganzen Romans ausmacht, nehmen alle Gegenwärtigen Theil und die eingeflochtenen Novellen dienen blos zur Unterstützung der angeführten Motive, während einer von ihnen, von Zeit zu Zeit durch Wahl dazu bestimmt, als König an der Spitze der Gesellschaft steht und sie leitet, wie dies im Decamerone ähnlich der Fall ist. Die Verschiedenheit von letzterm Werke besteht dagegen darin, dass, wenn auch durch die frühern Novellenschriftsteller der Erzählungsstil geschmeidig und leicht zu handhaben geworden war, die philosophische Sprache noch zu geringe Ausbildung besass und daher dieser Theil des Romans an nicht geringer Unbeholfenheit und Dunkelheit leidet. Deshalb, und da die Novellen eben keine besondere Vorzüge besitzen, besteht der eigentliche Werth des Romans in seinem historischen Charakter, der ihm in der Entwickelungsgeschichte des intellektuellen Lebens in Italien eine hervorragende Stelle verleiht. Die Personen im Decamerone nämlich sind erdichtet oder verbergen sich doch unter erdichteten Namen; hier dagegen befindet sich der Leser mitten unter lebendigen Menschen oder solchen, die, als sie lebendig waren, zum Wohl ihres Vaterlandes wirkten, deren Namen und Handlungen wir kennen und deren Werke sogar bis auf uns gekommen sind. Wir besitzen also in dem Paradiso ein äusserst wichtiges Zeugniss von dem Zustande der florentinischen Geistesbildung gegen Ende des 14. Jahrh., sowie von dem innern Leben der Männer, welche derselben als Stütze dienten. Zu diesen gehörten z. B. der gelehrte Coluccio Salutati (1330—1406), der Theolog und Redner Luigi Marsili (starb 1394 und konnte also, wie W. bemerkt, nicht der Zeitgenosse des erst 1396 geborenen Gianozzo Manetti sein, wozu ihn Voigt, Wiederbelebung des classischen Alterth. S. 117 macht), der fromme Guido di Neri († 1399), die beiden Brüder Roberto und Carlo, Grafen von Battifolle und Poppi (ersterer starb 1374), ferner Margarita, die Tochter des letztern, und Simone, der Sohn des erstern, dann der blinde Musiker Francesco Landini (1325—1397) u. s. w. An diese Repräsentanten des wissenschaftlichen und socialen Geistes, der zu jener Zeit in Florenz herrschte, schliessen sich dann noch andere Florentiner oder sonstige Italiener, die uns indess nur als Geschäftsmänner oder Politiker bekannt sind, während ihr Antheil an der intellectuellen Bewegung uns verborgen ist; so Giovanni dei Ricci (1330—1400), dessen langes Leben eine ununterbrochene Reihe von Gesandtschaften bildet, Andrea Betti, gleichfalls ein berühmter Staatsmann jener Zeit und so noch andere. Endlich ist zu nennen der Besitzer des Paradiso, nämlich Antonio aus dem alten berühmten Geschlechte der Alberti, die in der florentinischen Geschichte oft genannt werden und in derselben eine bedeutende Rolle spielten. Wesselofsky spricht von ihm zuletzt und am ausführlichsten nicht etwa als ob er den Mittelpunkt der Gesellschaft gebildet habe oder sein Leben interessanter als das der Andern gewesen sei, sondern weil es voll

Digitized by Google

chronologisch wohlbekannter Ereignisse war, welche die Zeit der Handlung genau feststellen lassen und es in seinem wechselvollen Verlauf jene Epoche des Uebergangs und der moralischen Schwankungen, wie sie an der Grenze zweier Jahrhunderte von verschiedener Cultur einzutreten pflegen, am besten charakterisirt. Antonio, Sohn des Nicolajo und Enkel des Jacopo degli Alberti, um das Jahr 1358 geboren, bekleidete in Florenz hohe Staatsämter und wurde sogar wegen des guten Andenkens, das sein Vater hinterlassen, bei der spätern Verbannung seiner Familie von dieser Massregel ausgenommen. Er zog sich auf seine in der Nähe der Stadt befindliche Villa »Il Paradiso« zurück, wo er sich der Poesie ergab und dabei Dante und Petrarca zu Vorbildern nahm, auch zwei Schriften verfasste, nämlich die Historia illustrium virorum und die Contenzioni amatorie, die aber nicht auf uns gekommen sind. In der allerdings unfreiwilligen Entfernung Antonio's von allen Staatsgeschäften und inmitten der zahlreichen Freunde, die ihn dort besuchten, ging es im Paradiso sehr munter her, wie denn überhaupt das florentinische Leben zu jener Zeit viel heiterer verfloss als jetzt, wobei namentlich die alljährlichen Maifeste eine grosse Rolle spielten, so dass auch die in dem vorliegenden Roman geschilderten, mit Tanz und Gesang begleiteten festlichen Zusammenkünfte zu dieser Jahreszeit Statt fanden. Alles dieses hinderte jedoch Ser Antonio nicht, sich eine Zeit lang der damals durch die Verderbniss des Klerus im Gegensatze dazu hervorgerufenen mystischen Strömung gleichfalls zu überlassen, und sogar in der Nähe des Paradiso ein Nonnenkloster zu stiften, welches er freilich, als seine Stimmung in das alte Bette zurückwich und er sich von neuem der Politik zuwandte, wieder zerstören liess. Er nahm nämlich an einer Verschwörung gegen die damals in Florenz herrschende Partei der Albizzi Theil (wenigstens lautete so die Anklage gegen ihn) und wurde deshalb aus Florenz verbannt, worauf er nach mancherlei weitern Schicksalen im Jahr 1415 zu Bologna starb. Sein Grab nebst Grabschrift ist in der Servitenkirche dieser Stadt noch zu sehen. — Der nun folgende vierte Abschnitt ist überschrieben: »L'Autore e le Gare letterarie del Tempo.« Trotzdem wegen mangelnden Anfangs (sowie Titels und Schlusses) der Handschrift der Verfasser des Romans nicht genannt ist, weist Wesselofsky dennoch einen der jüngern Gäste des Paradiso, nämlich den Giovanni da Prato, auch l'Acquettino oder l'Acquattino beigenannt, als solchen nach. Derselbe wurde um das J. 1360 geboren, studirte in Padua, widmete sich der Baukunst, so dass er auch an der Vollendung des Florentiner Doms Theil hatte und lebte noch im J. 1430. Den vorliegenden Roman, dessen Titel von W. herrührt, verfasste Giovanni im höhern Alter, ebenso eine sehr kalte Nachahmung der Divina Commedia, die den Titel führt »Trattato d'una angelica cosa, mostrata per una devotissima visione«, schrieb aber auch

Digitized by Google

in der Jugend verschiedene andere Gedichte, so z. B. das viel lebendigere Maispiel »Giuoco d'Amore«, von welchen Erzeugnissen wie von einigen andern W. reiche Auszüge mittheilt. In demselben Abschnitte schildert er auch die literarischen Fehden der verschiedenen Parteien, nämlich der Kirche nebst ihrer scholastischen Wissenschaft und Latinität, der Vorkämpfer der Vulgärsprache und der Vulgarisirung des Wissens, sowie endlich derjenigen Männer, welche zuerst das Wiederaufleben des classischen Alterthums beförderten. — Der fünfte und letzte Abschnitt »Le Novelle« bespricht die in dem Romane enthaltenen neun Novellen, von denen die erste (Della Origine di Prato) die anziehendste und wichtigste ist. Es wird nämlich darin erzählt, wie Circe auf die Liebe des Ulysses zu seiner Tochter Melissa eifersüchtig, letztere in einen Sperber verwandelt, der nach Italien fliegt und dort fast ertrinkt. Vier Jünglinge sind in der Nähe, von denen Laertes die Gefahr des Vogels sieht und darauf aufmerksam macht, Celio ihn rettet, Settimio zu Hause an den vergessenen und beinahe todten Vogel erinnert und Resio unwillkürlich durch einen Melissenzweig, den der Sperber ihm aus der Hand frisst, diesem seine frühere Gestalt wieder gibt. Alle Vier wollen nun dann Melissa zur Frau und machen jeder sein besonderes Anrecht geltend, sowie auch in einem nahen Tempel des Jupiter, wo Entscheidung gesucht wird, Saturn für Settimio, Mars für Laertes, Apollo für Resio und Mercur für Celio plädirt, während Venus unter Beistimmung Minerva's die Entscheidung der Melissa selbst überlässt, die denn auch einen der Jünglinge (es wird nicht gesagt, welchen) zum Gatten erwählt (Vol. II. p. 102—169). Wesselofsky weist ganz richtig darauf hin, dass diese Novelle in den Kreis der »Märchen von den Menschen mit den wunderbaren Eigenschaften« gehört, den Benfey im Ausland 1858 nr. 41 ff. besprochen hat, s. auch meine Bemerkungen in den Heid. Jahrb. 1868 S. 307 f. zu Schneller S. 25 nr. 14; vgl. ebendas. S. 821—823. Wesselofsky theilt hierbei nach der Revue des Cours littér. de la France etc. 1865 p. 210 folgendes hierher gehöriges Märchen aus Madagascar mit. »Es begegneten sich einst drei Männer, ein sehr geschickter Arzt, ein Weitsichtiger und ein mit ungewöhnlicher Stärke Begabter. Plötzlich ruft der Weitsichtige aus: »»Ich sehe im Süden der Insel die kranke Tochter eines Königs.«« Der Arzt sagt: »»Wäre ich dort, so heilte ich sie««, worauf der Starke sie auffordert seine Barke zu besteigen und sie mit einem einzigen Ruderschlage nach jenem Orte bringt. Alle drei machen nun Ansprüche auf die Hand der Prinzessin, allein wem soll sie bewilligt werden? Die Frage schwebt noch.« Anderes Verwandtes übergebe ich. — Die zweite Novelle des Paradiso (del Maestro Scotto) ist durch die erste herbeigeführt; denn die in derselben vorkommende Verwandlung Melissa's in einen Sperber gibt Veranlassung zur Erörterung der Frage, ob eine solche möglich sei; sie wird

Digitized by Google

jedoch für eine Verblendung des Teufels erklärt, und bei dieser Gelegenheit wird erzählt, dass ein Ritter Kaiser Friedrichs II., Namens Ulfo (Wolf?), durch die Künste des berühmten schottischen Zauberers Michael Scott getäuscht, nach verschiedenen fernen Ländern gekommen zu sein, dort auch ein Königreich erobert, so wie ein Weib genommen und mit ihr Kinder gezeugt zu haben glaubte, nach dem Aufhören der zauberischen Gaukelei aber wahrnahm, dass die in Reisen und Kämpfen verbrachten langen Jahre sich nur auf wenige Stunden reducirten, dass weder von Weib noch Kindern, noch Königreich die Rede war und er selbst nicht einmal die Stadt verlassen hatte. Dergleichen Erzählungen oder Sagen von rasch entschwundenen langen Zeiträumen sind, wie W. mit Recht bemerkt, sehr häufig; s. meine Anführungen in den Gött. Gel. Anz. 1869 S. 1899 f.; füge hinzu W. Menzel, die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipz. 1870 Bd. I. S. 104 ff.: »Das Verschwinden der Zeit in der Ewigkeit.« — Die übrigen Novellen bieten, wie bereits bemerkt, nichts besonderes dar, obwohl W. mancherlei interessante Notizen über einzelne Puncte derselben beibringt, sowie denn überhaupt der in den zwei letzten Bänden enthaltene Roman nur durch die ausführlichen ebenso anziehenden wie gelehrten und lehrreichen Erläuterungen des Stoffes und der Zeit desselben, welche die Einleitung W.'s enthält, seinen eigentlichen Werth erlangt, wozu dann auch noch die zahlreichen in den Appendices mitgetheilten Belege kommen, welche wichtige fast sämmtlich bisher ungedruckte Documente mittheilen. Wesselofsky hat sich durch diese Arbeit um die ältere italienische Literatur ein ganz besonderes Verdienst erworben und als einen gründlichen Kenner derselben erwiesen. Schliesslich noch die Bemerkung, dass Vol. II p. 13 n. statt Hecatompyla zu lesen ist Hecatompoli (ἑκατόμπολις); denn es handelt sich von Kreta, nicht von dem ägyptischen Theben.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Grammatische Studien. Eine Sammlung sprachwissenschaftlicher Monographien. In zwangloser Folge. Erster Theil. Der Conjunctiv Perfecti und das Futurum Exactum im älteren Latein. Ein Beitrag zur Geschichte der lateinischen Sprache. Von Eduard Lübbert. Ferdinand Hirt, Verlags- und königl. Universitäts-Buchhandlung in Breslau 1867. II und 104 S. in gr. 8. Zweiter Theil. Die Syntax von Quom und die Entwickelung der relativen Tempora im älteren Latein. Ein Beitrag u. s. w. 1870. XIV und 225 S. in gr. 8.

Der erste Theil dieser Studien, welcher schon im Jahre 1867 erschien, sucht in dieser Erörterung über den »Conjunctivus Perfecti

und das Futurum Exactum im älteren Latein«, den Nachweis zu geben und zwar in Folge einer eingehenden, über alle hier in Betracht kommenden Stellen sich erstreckenden Prüfung, dass die syncopirten Formen des Conjunctivus Perfecti (faxit, capsit) in dem älteren Latein, nur von dem, was bevorsteht, gebraucht werden, also eine Zukunftsbedeutung haben, und »ward die Deutung dieser Thatsache darin gesucht, dass die älteste Sprache, indem sie das Vergangene überhaupt noch nicht als ein rein Vorgestelltes auffasst, diejenigen Modusformen der tempora praeterita, die ein Vorgestelltes bezeichnen, zum Ausdruck des Zukünftigen ähnlich verwendet, wie es mit dem Optativ des Aorist im Griechischen geschieht« (S. IV). Es erscheint auch das Ergebniss der hier geführten Untersuchung so wohl begründet, dass ein Widerspruch gegen die darin nachgewiesene Thatsache, wie solcher von einer Seite erhoben worden ist, nicht aufkommen kann. Mit gleicher Sicherheit ist aber auch die im zweiten Theil enthaltene Untersuchung geführt, die ungleich ausgedehnter und von grösserer Tragweite, ebenfalls das ältere römische Sprachgebiet betritt, dann aber auch die weitere Entwicklung der classischen Zeit herangezogen hat, und durch den Umfang, den sie in der vollständigen Behandlung der ganzen sprachlichen Erscheinung genommen, für die gesammte Sprachwissenschaft, insbesondere die Grammatik eine grosse Bedeutung gewinnt. Es ist zwar nur eine Partikel, die den Gegenstand dieser über dritthalbhundert Seiten zählenden Monographie abgibt, aber es ist eine Partikel, die in ihrer Entwicklung und Anwendung so viele Stufen durchlaufen, so manche Wanderungen in ihrer Verbindung mit verschiedenem Modus und Tempus durchgemacht hat, dass der Nachweis derselben, sowie des innern Zusammenhangs, der in dieser Entwicklung herrscht, die von Plautus und der älteren Zeit bis auf Cicero und das goldene Zeitalter der römischen Literatur reicht, wohl den grösseren Umfang einer Untersuchung erklärt, welche durchweg in einer gründlichen und erschöpfenden Weise geführt ist, die, abgesehen von ihrem nächsten Zweck, auch für die kritische Behandlung so mancher bestrittenen Stellen bei Plautus, wie selbst bei Cicero, um nur diese Schriftsteller zu nennen, von Wichtigkeit wird, indem sie aus dem Thatsächlichen des Sprachgebrauches das mit Sicherheit nachweist, was in diesen Stellen als richtige Lesart zu gelten hat, und dabei insbesondere an der handschriftlichen Ueberlieferung stets festhält, ja dieser mehrfach, wo sie verkannt worden, zu ihrem Rechte verhilft.

Nach dieser allgemeinen Bemerkung versuchen wir es, in der Kürze den Inhalt der einzelnen Abschnitte darzulegen und damit die Wichtigkeit der ganzen Erörterung, in ihrem Einfluss auf Grammatik und Sprache, nachzuweisen. Der Verf. nimmt, wie billig, seinen Ausgang von einer Betrachtung der Schwierigkeiten, welche die Structur des **Quom** temporale mit dem Conjunctiv des

Digitized by Google

Imperfects und des Plusquamperfects, ihrer Bedeutung und ihrem Gebrauche nach, darbietet, indem »für unser Sprachgefühl ein merkwürdiger Widerspruch darin liegt, dass eine Aussage, die ein objectives thatsächliches Sein darstellt, im Modus der Möglichkeit und Subjectivität wieder gegeben ist; das Befremdliche dieser Erscheinung aber sich dadurch steigert, dass Quom mit dem Hauptpräteritum den Modus der Adjectivität beibehält«. Und diese Schwierigkeit wird noch dadurch erhöht, dass in dem Sprachgebrauch der classischen Zeit sich häufig der Indicativ vorfindet, wo nach jener Regel der Conjunctiv zu erwarten war, und umgekehrt der Conjunctiv da, wo man den Indicativ erwartet hätte, mithin eine scheinbare Regellosigkeit und in Folge dessen eine Unsicherheit in den Bestimmungen der Grammatiker hervortrat, die den Mangel eines festen Princips in der Unterscheidung beider Modi erkennen lässt, die doch an und für sich grundverschieden sind, und der eine als Ausdruck des Wirklichen, der andere als Ausdruck des Möglichen, der blossen Vorstellung, also des Nicht-Wirklichen keine Verwechslung mit einander gestatten oder zum Ausdruck einer und derselben Sache gleichmässig gebraucht werden können. Welchen Einfluss diess auf die kritische Behandlung des Textes hatte, ist an einigen ciceronischen Stellen S. 4 ff. gezeigt. In § 2 werden dann von dem Verf. die verschiedenen Theorien, wie sie zur Erklärung des Conjunctivs der Nebenzeiten nach temporalem Quom von den neueren Grammatikern aufgestellt worden sind, dargelegt und einer näheren Prüfung unterzogen; insbesondere verweilt der Verfasser bei der an vierter Stelle gesetzten Auffassung von E. Hoffmann, wornach der Conjunctiv einzutreten hat, wenn das Tempus des Nebensatzes ein streng relatives ist, während wenn das Tempus dieses Satzes ein absolutes ist, ohne Ausnahme der Indicativ steht, wobei es freilich vor Allem darauf ankommt, den Begriff der relativen und absoluten Zeit festzustellen, wie diess auch Hoffmann versucht hat, dessen Bemühungen der Verfasser zwar alle Anerkennung zollt, aber auch am Schluss das Ungenügende der verschiedenen Erklärungsversuche darlegt, wodurch eben eine weitere Lösung dieses Problems nothwendig wird, wie sie und zwar auf historischem Wege in den weiteren Abschnitten des Werkes von § 3 an versucht wird. Der Verf. geht hier zur Darlegung des thatsächlichen Gebrauches von Quom in der älteren Latinität, zunächst bei Plautus und Terentius über, und hat hier diejenige Reihenfolge beobachtet, dass er zuerst das temporale Quom in der Verbindung mit dem Indicativ wie mit dem Conjunctiv bespricht, dann das explicative oder inhaltangebende, das nur mit dem Indicativ verbunden werden kann, und in dritter Reihe das causal-adversative in der Verbindung mit dem Indicativ und mit dem Conjunctiv. Das temporale Quom mit dem Indicativ bei Plautus und Terentius wird § 4 unter drei und zwanzig einzelnen Rubriken behandelt, und der Indicativ in nicht weniger als

Digitized by Google

229 Stellen des Plautus und 72 des Terentius nachgewiesen, in welchen es sich um wirkliche Thatsachen, allgemeiner Art, wie um einzelne Fakta handelt; ebenso behandelt § 5 den Conjunctiv nach temporalem Quom bei beiden Dichtern und zwar in den Nebenzeiten wie in den Hauptzeiten; es wird hier gezeigt, dass in allen den Stellen, in welchen der Conjunctiv vorkommt, dieser nicht sowohl durch die Zeitpartikel veranlasst erscheint, sondern als ein freier, meist potentialer Art, oder durch den Einfluss der abhängigen Rede oder eines Conjunctivs in dem übergeordneten Satze hervorgerufener zu betrachten ist; es ergibt sich daraus zur Genüge (die weniger abweichenden Stellen sind in ihrer Lesart theils falsch, theils unsicher), dass Plautus wie Terentius den Gebrauch des temporalen Quom mit dem Conjunctiv des Imperfects oder Plusquamperfects in der direkten Rede noch gar nicht kennen. Das nur mit dem Indicativ bei beiden Dichtern, bei Plautus in 104, bei Terentius in 13 Stellen vorkommende explicative Quom wird § 6 behandelt, § 7 das causale und adversative Quom mit dem Indicativ, § 8 dasselbe in der Verbindung mit dem Conjunctiv: es wird auch hier gezeigt, wie Plautus diese Construction eigentlich gar nicht kennt, insofern in den Stellen, in welchen ein Conjunctiv vorkommt, dieser nicht sowohl von der Conjunction Quom und ihrer Bedeutung für den Satz abhängt, sondern aus anderen Ursachen gesetzt ist, also ganz unabhängig von der Partikel steht, und ebenso in jedem selbsständigen Satze zu stehen hätte; bei Terentius dagegen zeigt sich diese Verbindung an zwei Stellen. Mit § 9 geht der Verf. zu den auf die beiden genannten zunächst folgenden Schriftsteller über, und zeigt das Vorkommen des temporalen Quom mit dem Conjunctiv des Imperfects bereits bei Ennius in einer aus den Annalen (Vs. 508 ed. Vahlen) erhaltenen Stelle, deren Lesart unbestritten ist. Ob Cato gleichfalls diese Verbindung eingehalten, ist bei den spärlichen Fragmenten, welche wir von seinen Reden besitzen, kaum mit Sicherheit zu bestimmen, indem in den wenigen hier in Betracht kommenden Stellen der Conjunctiv auch aus anderen Gründen sich erklären lässt, als aus dem Charakter des Satzes als eines Zeitsatzes. Bei den nächsten Schriftstellern dagegen erscheint diese Verbindung nicht mehr als eine ungewöhnliche: die aus Pacuvius und Turpilius angeführten Stellen können diess beweisen.

(Schluss folgt.)

Nr. 43. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lübbert: Grammatische Studien. I. II.

(Schluss.)

So gelangt der Verf. zu dem Satze, dass mit dem Beginn des siebenten Jahrhunderts d. St. der Gebrauch des temporalen Quom mit dem Conjunctiv nicht nur allgemein üblich geworden, sondern als Sprachregel in Geltung gekommen sei, worüber die bei Afranius und Lucilius vorkommenden zahlreichen Beispiele keinen Zweifel übrig lassen. »Nachdem einmal das Idiom das volle Bürgerrecht erlangt hatte, waren seiner Anwendung keine Schranken mehr gesetzt. Indess finden sich doch, wie leicht genauer gezeigt werden könnte, noch lange Zeit mancherlei Ausdrucksweisen, in denen der Indicativ vorherrschend blieb, so dass man sieht, dass das Idiom nur in allmählichem Fortschreiten zu demjenigen Umfang seines Gebrauchs gelangte, den es in der Zeit des goldenen Latein einnahm« (S. 148). Es folgt nun im nächsten Abschnitt (§ 10) eine genauere Begründung der Ansicht, dass der Conjunctiv der Nebentempora nach Quom eine Folge der zeitlichen Relativität dieser Tempora sei. »Mit der Veränderung der Modus-Syntax nach Quom ist auf das Engste eine Veränderung des Tempusgebrauchs verbunden, und eigentlich ist dieser Unterschied der älteren Sprache von der späteren der wichtigere und durchgreifende. Prüfen wir genau die Wandelungen, welche die Structur des temporalen Quom mit den verschiedenen Modi durchlaufen hat, so werden wir finden, dass dieselben sich innerhalb einer veränderten Geltung und Anwendung der Tempora bewegen, und dass sie das Ergebniss dieser Wandelungen auf dem Tempusgebiet sind« (S. 150). Darum wird nun weiter hier untersucht, in welcher Weise der Conjunctiv in dem allmählich sich vollziehenden Veränderungsprocess der Tempora im Zeitsatz sich als eine Folge dieser Veränderung einstellt, innerhalb welcher Idiome er zuerst auftritt, und welche Modification der Bedeutung durch ihn zum Ausdruck gebracht werden sollte. Eine weitere Erörterung dazu bringt § 11, welcher sich über die Frage verbreitet, warum der Begriff der zeitlichen Relativität nur im Zeitsatz durch den Conjunctiv ausgedrückt, während § 12 den Grund entwickelt, warum das ältere Latein den im späteren Latein so geläufigen Conjunctiv der Nebenzeiten nach Quom in direkter Rede noch nicht kennt. »Das ältere Latein (heisst es S. 161) bekundet durchaus eine unverkennbare Vorliebe für den Gebrauch absoluter Zeitgebung im Zeitsatze; unter den

Digitized by Google

Zeitsätzen der Vergangenheit behaupten diejenigen mit dem Indicativ des aoristischen Perfects einen hervorragenden Platz: sowohl bei Plautus als Terentius ist diese Gruppe eine zahlreich vertretene. Plautus drückt momentane Ereignisse des Vordersatzes am liebsten im Indicativus Perfecti aus (es folgen nun Beispiele). — Die spätere Sprache zieht in diesen Verbindungen, wo das Ereigniss des Vordersatzes ein momentanes Faktum ist, stets den Conjunctivus Imperfecti vor. Jene Eigenthümlichkeit des älteren Latein ist nun offenbar dahin zu deuten, dass dasselbe die Nebenereignisse noch durchaus selbstständig auffasst und voll und anschaulich darstellt, während die spätere Auffassung hierin eine Verringerung der Objectivität eintreten liess« u. s. w. Mit Recht betrachtet der Verf. die aus dieser ganzen Erörterung, wie sie hier vorliegt, sich ergebende Thatsache des allmählichen Zunehmens der Relativität der Nebenzeiten als eine Erscheinung von allgemeiner Wichtigkeit und hohem Werth für die Erkenntniss der Tempuslehre. »Wir können es nunmehr als ein zunächst sicher für das Latein, aber gewiss auch ebenso unbestreitbar für das Griechische geltendes Gesetz aufstellen, dass die Relativität der Nebentempora Etwas nicht von Haus aus mit dem Wesen dieser Zeiten Verbundenes ist« (S. 169 f.). Es wird hier auf Homer, namentlich in der Ilias hingewiesen, wo sich an einer Reihe von Stellen der Entwicklungsprocess beobachten lässt, »wodurch das Imperfect aus einem erzählenden Tempus mit absoluter Zeitgebung ein relatives wurde, welches die Gleichzeitigkeit der Nebenhandlung mit der Haupthandlung bezeichnet« (S. 170). — »So waren, damit schliesst der Verf. diesen Abschnitt, auch im älteren Latein anfänglich die Nebentempora absolut und bezeichneten eine Qualität des Seins an der Handlung, meist eine gesteigerte Energie oder eine Ausdehnung derselben. Weiterhin tritt in diesen Temporibus das Moment einer inhaltlichen Hinweisung auf eine andere Handlung hervor; es drückt sich in ihnen Relation auf ein anderes Faktum aus, entweder Relation der Gleichzeitigkeit oder Relation der Vorzeitigkeit. Noch immer bewahren auch in diesem Stadium ihrer Weiterbildung die Tempora ihre zeitliche Selbstständigkeit. Endlich aber wird die Beziehung der Nebenzeit auf das Hauptfactum eine so innerliche und wesentliche, dass das Hauptfactum allein als der durch selbstständige Zeitgebung fixirte Punkt der Erzählung erscheint und dass ihm die Nebenfacta zeitlich untergeordnet werden. Das Subject bestimmt aus seinem Bewusstsein und seiner Gegenwart heraus das Factum zeitlich, die Nebenereignisse determinirt es aber eben durch das Hauptfactum, also nur mittelbar, so dass dieselben zeitlich untergeordnet erscheinen. Das Zeichen und die Folgen dieser Zeit-Unterordnung ist der Eintritt des Conjunctivs. Relative Zeiten, im eigentlichen Sinn des Wortes sind also ein nicht primitives, sondern hysterogenes Erzeugniss der Sprache.« Zur Vollständigkeit des Ganzen gehört noch die § 13 beantwortete Frage, warum nur für Quom

temporale und nicht auch für andere Zeitconjunctionen der Conjunctiv in regelmässigen Gebrauch gekommen. Es sind zunächst die Partikeln postquam, ubi, ut, quoniam, deren Gebrauch hier in Erörterung gezogen wird, und zwar unter Berücksichtigung aller der Stellen, in welchen diese Partikeln bei Plautus und Terentius vorkommen. Aus dem ganz genauen Nachweis über den Gebrauch dieser Partikeln ergibt es sich, dass sie alle eine überwiegende Neigung zum Gebrauch mit Haupttemporibus haben, und der Gebrauch mit Nebentemporibus sehr spärlich sich findet, bei dem temporalen Quoniam gar nicht. »Innerhalb des Gebrauches mit Nebentemporibus ist dann auch wieder noch die Verbindung mit den Imperfectis und Plusquamperfectis der Zuständlichkeit eine hervorstechende, so dass für die Structur mit den momentanen Handlungen der Vergangenheit, welche ja zunächst hauptsächlich das Gebiet und der Sitz der Conjunctivconstruction sind, nur ein sehr kleiner Bestand von Beispielen übrig bleibt. Gerade bei derjenigen Gattung des Seins also, bei welcher der Eintritt der zeitlichen Relativität hauptsächlich Regel geworden ist, weil sie am meisten dazu qualificirt war, ist Quom von jeher auch in der Zeit, wo noch die Zeitgebung bei allen Präteritis absolut war, mehr in Anwendung gewesen« (S. 188). Doch, der ganze Abschnitt bietet eine so reichhaltige Erörterung über die Anwendung dieser Zeitpartikeln und ihrem Verhältniss zu Quom, dass wir nur wiederholt darauf verweisen können. Mit § 14, in welchem eine Erklärung der scheinbaren Unregelmässigkeiten des Modusgebrauches nach Quom temporale im classischen Latein aus dem Princip der zeitlichen Relativität an einer Reihe von Stellen, welche hier näher besprochen werden, versucht wird, schliesst das Ganze; die Beilagen von S. 207—255 enthalten den vollständigen Text aller der in der Untersuchung über Quom angezogenen Stellen des Plautus und Terentius, mit theilweiser Angabe der handschriftlichen Ueberlieferung, da insbesondere, wo die Lesart schwankt, sowie auch mit einzelnen Verbesserungsvorschlägen, wie deren auch in dem Haupttheile der Schrift nicht wenige zu einzelnen Stellen der genannten Dichter gegeben werden; und da hier Alles streng auf dem Boden der Erfahrung ruht und jede Willkür fern gehalten ist, so wird man in dieser Schrift einen nicht unwesentlichen Beitrag, wie zur Grammatik, so auch zur Kritik dieser Dichter anzuerkennen haben. Immerhin bildet das Ganze eine in sich wohl abgeschlossene Monographie, die zwar nur Eine Partikel und deren Structur zum Gegenstand hat, aber in der genauen und erschöpfenden Behandlung dieses Gegenstandes dessen Bedeutung und Zusammenhang mit andern sprachlichen Erscheinungen erkennen lässt, dadurch aber zu einer richtigen Erkenntniss der Sprache und ihrer Entwicklung zu führen geeignet ist.

Wir haben im Vorstehenden gesucht, in der Kürze den Hauptinhalt und die Tendenz dieser grammatischen Studien anzugeben,

Digitized by Google

ohne weiter in das reiche Detail einzugehen und einzelne Stellen, welche in der Schrift behandelt sind, hier mit unsern Bemerkungen vorzuführen. Dazu reicht uns der Raum nicht: wir glauben aber in dem Vorstehenden den Charakter des Ganzen richtig nachgewiesen zu haben, um auch Andere zu veranlassen, sich mit diesen Studien näher bekannt zu machen, die darin gewonnenen Ergebnisse weiter fortzuführen und für die sprachliche Erkenntniss fruchtbar zu machen.

Neue Plautinische Excurse. Sprachgeschichtliche Untersuchungen von Friedrich Ritschl. Erstes Heft. Auslautendes D im alten Latein. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1869. 139 S. in gr. 8.

Wenn dieser Schrift nicht schon früher, wie diess hätte geschehen sollen, in diesen Blättern gedacht worden ist, so wird doch auch jetzt noch eine Besprechung derselben erwünscht sein, um so mehr als der Inhalt dieser Schrift nicht blos über das, was ihren nächsten Gegenstand bildet, von nicht geringer Wichtigkeit ist, sondern auch Manches Andere gelegentlich berührt, was auf die ältere Literatur Rom's, wie sie in den Dichtern und in Inschriften uns noch vorliegt, ein neues Licht wirft. Wenn die Frage nach dem auslautenden d bei Plautus schon früher die Aufmerksamkeit der Herausgeber dieses Dichters, wir erinnern nur an Bothe und Hermann, erregte, eine sichere Grundlage zur Lösung dieser Frage aber fehlte, daher auch die Ansichten darüber so sehr auseinandergingen, so ist diese Grundlage nun in der vorliegenden Schrift gegeben, und damit auch ein sicheres Mittel zur richtigen Behandlung einer Reihe von zum Theil bestrittenen Stellen des Plautus gewonnen.

Der Verf. nimmt seinen Ausgangspunkt von der Stelle des Quintilian (Inst. Or. I, 7, 11), welcher dieses an manchen Wörtern in der älteren Literatur am Schluss angehängten d schon gedenkt und als Beleg auf die Säule des Duilius verweist, die Inschrift der Columna rostrata, auf welchen Beweis aber der Verf. schon darum keinen weiteren Werth legt, weil er diese Inschrift, so wie sie jetzt vorliegt, dieselbe, die auch Quintilian vor Augen hatte, für ein schon vor Quintilian von den gelehrten Antiquaren aus der Zeit des Kaisers Claudius gemachtes Werk, also nicht für eine treue Erneuerung der alten ursprünglichen Inschrift, ansieht. Dann werden aber auch die entsprechenden Zeugnisse des Charisius und Diomedes, so wie selbst des Marius Victorinus noch angeführt, ferner weitere Beweise aus dem ältesten Inschriftenmaterial, zunächst den Grabschriften der Scipionen und dem Senatus consultum de Bacchanalibus (aus dem Jahr 568 u. c. oder 184 vor Chr.), entnommen,

Digitized by Google

in welchen dieses d vorkommt, das nun auch weiter bei Plautus nachgewiesen wird, wo es am Schlusse des ablativischen wie des accusativischen m e, t e, s e, sich nach den massgebenden Handschriften, zunächst dem Codex vetus, noch erhalten hat, überhaupt von Plautus, wie im Verfolg weiter dargethan wird, zur Verminderung des Hiatus angewendet ward, und zwar ausser den eben genannten Pronomina auch im Ablativ Singularis der übrigen Pronomina und Nomina, dann bei Adverbien und zwar auf o (quod, wohin, introd, ultrod) wie auf a, o, u. e., (d. h. solchen, die auf einen nominalen oder pronominalen Ablativ zurückgehen, wie interead, extrad, extemplod, u. a.), endlich auch bei einigen Präpositionen, welche nicht von Ablativen herzuleiten sind (wie prod, praed, sed und posted, postid, anted, antid) und bei der auf o ausgehenden Imperativform (salvetod, habetod u. a.).

Diess sind die Ergebnisse, zu welchen die meisterhaft geführte Untersuchung gelangt: als ihre nächste Folge erscheint dann die Nothwendigkeit, in einer Anzahl von Stellen des Plautus dieses auslautende d wieder einzuführen, um den in auffallender Weise hervortretenden Hiatus zu vermeiden und damit jede anderweitige Aenderung der Lesart als unnöthig abzuweisen; es würde dadurch der Text des Plautus seiner älteren ursprünglichen Gestalt in einem Punkte wieder mehr genähert werden, in welchem die spätere Zeit sich Aenderungen in so fern erlaubte, als durch den Wegfall dieses d die damit von Plautus versehenen Formen mit der späteren Schriftsprache in Einklang gebracht wurden, daher schon zu Cicero's Zeiten kaum noch in den Handschriften des Plautus ein solches d mehr zu finden war, und selbst in den ungefähr fünfzig wörtlichen Citaten aus dem Zwölftafelgesetz, welches dieses auslautende d besass, kein einziges solches d mehr sich erhalten hat, ungeachtet dazu mehrfach Gelegenheit gegeben war. Es wird sich nun zunächst um die Anwendung der hier gewonnenen Ergebnisse bei der Gestaltung des Textes der Plautinischen Stücke handeln, insbesondere zur Beseitigung des noch vielfach vorkommenden Hiatus, und wird diess die Fortsetzung der vom Verfasser begonnenen Ausgabe des Plautus, der man verlangend entgegen sieht, am besten zeigen können.

Die Sophokleischen Gesänge für den Schulgebrauch metrisch erklärt von Wilhelm Brambach. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1870. XXII und 184 S. in gr. 8.

Diese Schrift verdient nicht blos für den Schulgebrauch, sondern auch für das Privatstudium angehender Philologen alle Empfehlung, insofern sie dieselben überhaupt in das Studium der alten Metrik einzuführen geeignet ist. Diesem Zweck entspricht zunächst

Digitized by Google

die Einleitung (S. V—XXII), welche unter der Aufschrift: »Rhythmische Vorbereitung« über Metrum, Rhythmus, Tact, Tactarten, Tactformen und Tactverbindungen sich verbreitet, darauf die Erörterung über die Glieder mit einfachen Einzeltacten (ῥυθμοὶ ὀρθοί) und mit verschiedenen Einzeltacten (ῥυθμοὶ δόχμιοι) folgen lässt, hier insbesondere den acht- und neunzeitigen wie den zwölfzeitigen Dochmius und die Logaöden (Tetrapodie, Tripodie, Dipodie, Pentapodie, Hexapodie) bespricht und mit einer Anleitung über die Zusammensetzung der Glieder und Tactwechsel schliesst. In kundiger Weise, und dabei klar und fasslich sind alle diese Begriffe entwickelt, wie es der angegebene Zweck des Ganzen erheischt. Die Schrift selbst besteht aus zwei Abtheilungen, von welchen die erste (S. 1—87) einen Abdruck des griechischen Textes der einzelnen Chorlieder aus den sieben Stücken des Sophocles enthält, die zweite (S. 89—184) dann die dazu gehörige metrische Erklärung bringt, welche in Verbindung mit der Inhaltsangabe der einzelnen Lieder, die dabei angewendeten Metra anzeigt, und auf diese Weise auch den inneren Zusammenhang erkennen lässt, in welchem das angewendete Metrum zu dem Inhalt des Liedes steht. Die nähere Begründung des Einzelnen hat der Verf. in einer schon früher erschienenen Schrift*) geliefert, auf welche hier um so mehr verwiesen werden soll, als in der oben angezeigten Schrift, schon ihrem Zwecke und ihrer nächsten Bestimmung gemäss, eine solche nähere Begründung nicht gegeben werden konnte, wohl aber die in jener Schrift für die metrische Behandlung des Sophocles gewonnenen, und in derselben näher begründeten Ergebnisse hier ihre praktische Anwendung gefunden. Es gilt diess zunächst von der Einleitung oder dem allgemeinen Theil, welchem die in dieser Schrift als Einleitung gegebene Erörterung über die genetische Entwicklung der antiken Metrik und Rhythmik (S. I—XL) entspricht, an welche im ersten Abschnitt (S. 1—56) allgemeine rhythmische Beobachtungen sich anschliessen, welche auch über die Compositionsweise des Sophocles und die Ueberlieferung seiner Dramen, welche sich auf die bekannte Florentiner Handschrift zumeist stützt, sich verbreiten; es gilt diess aber auch von dem besondern Theile, zu welchem die in dem zweiten Abschnitt (S. 57 bis 94) geführten Einzeluntersuchungen über Dochmien und Logaöden eben so gehören wie der dritte und vierte Abschnitt, insofern der dritte (S. 95—135) eine praktische Anweisung, zunächst in Bezug auf die beiden Oedipus, den Ajax und Philoktet, enthält, der vierte aber (S. 137—194) einen kritisch-ästhetischen Versuch über die logaödischen Compositionen in der Antigone bringt. Man

*) Metrische Studien zu Sophocles von Wilhelm Brambach. Mit einer Einleitung über die genetische Entwicklung der antiken Metrik und Rhythmik. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1869. XL und 199 S. in gr. 8.

Digitized by Google

kann sich nur freuen, dass, nachdem die Texteskritik der Dramen des Sophocles in der letzten Zeit so sehr gefördert worden und auch die sprachliche wie die sachliche Erklärung damit gleichen Schritt hält, nun ebenfalls die metrischen Verhältnisse Gegenstand einer so umfassenden Behandlung geworden sind, durch welche das richtige und volle Verständniss der sophocleischen Stücke wesentlich gefördert wird.

Ars Sophoclis Emendandi. Accedunt Analecta Euripidea. Scripsit Dr. N. Wecklein. Wirceburgi. Apud Adalbertum Stuber. 1869. XII und 200 S. in gr. 8.

Unter diesem Titel findet sich in dieser Schrift enthalten die Besprechung von zahlreichen Stellen des Sophocles, welche, wie der Verf. glaubt, in verdorbener Gestalt auf uns gekommen und auf die von ihm vorgeschlagene Weise richtig zu stellen sind; in dieser Besprechung folgen nicht die einzelnen Dramen des Sophocles nach einander, sondern es werden die einzelnen Stellen, die als verdorben von dem Verfasser betrachtet werden, hier nach allgemeinen Rubriken zusammengestellt, welche auf die Verderbnisse sich beziehen, aus welchen nach des Verfassers Ansicht die unrichtige Lesart hervorgegangen ist. »Propositum mihi est, so spricht sich Derselbe im Vorwort darüber aus, conlatione singulorum locorum genera quaedam investigare, quibus depravata, quibus non depravata videatur memoria Sophoclis librorum, ut in farraginem conjecturarum suspicionumque aliquid ordinis rationisque conferatur, ut regula habeatur, ad quam dirigas in singulis rebus constituendis judicium, ut quae etiam nunc dubia incertaque sunt, confirmentur aut redarguantur, ut denique via muniatur ad novas conjecturas rationesque purgandi eximias illas fabulas, quibus quidquid curae impenditur, gratum est acceptumque.« Diese »genera corruptelae« werden von S. 12 an erörtert, nach einer vorausgehenden Besprechung über den jetzt als letzte Quelle der handschriftlichen Ueberlieferung des Textes betrachteten Codex Laurentianus zu Florenz, und über die darin vorkommenden Correcturen erster wie späterer Hand. Vorerst will der Verfasser zwischen solchen Verderbnissen unterschieden wissen, welche unabsichtlich, also durch Nachlässigkeit in den Text gekommen sind, und zwischen solchen, welche absichtlich in den Text gebracht worden sind; dann werden in zwanzig Nummern zusammengestellt, die einzelnen Corruptelen durchgangen, und zwar zuerst in Bezug auf: »Accentus, spiritus, apostrophus, crasis, diaeresis«; dann folgen II. Proprietates scribendi. III. Syllabae falso divisae vel conjunctae. IV. Literae transpositae. V. Dorismus neglectus. Atticae formae commutatae. VI. Vitia ex consuetudine dicendi nata und Vitia per ipsius sententiae vim com-

missa. VII. Literae opinati hiatus vitandi causa additae. VIII. Literae semel scriptae. IX. Literae additae (hier auch die Dittographien). X. Clausulae versuum corruptae et initia. XI. Terminationes verborum corruptae. XII. Lacunae. XIII. Permutatio literarum et vocabulorum causa corruptelae. XIV. Transposita vocabula. XV. Personarum notae vitiatae. XVI. Menda vicinorum vocabulorum gratia commissa. XVII. Vitia ex compendiosa scriptura nata. XVIII. Verba correctorum opera depravata. XIX. Interpolata verba. XX. Num ex verbis interpretationis causa superscriptis ortae sint corruptelae.« An diese zwanzig Abschnitte reiht sich noch ein grösserer, über die Hälfte der ganzen Schrift (S. 87—175) einnehmender Abschnitt unter nr. XXI: »Versus interpolati.«

Es kann uns hier, wo wir einen einfachen Bericht über diese Schrift zu erstatten haben, nicht in den Sinn kommen, die Hunderte von Stellen aus den Dramen des Sophocles, welche in diesen zwanzig oder ein und zwanzig Abschnitten besprochen und mehr oder minder mit Verbesserungsvorschlägen bedacht werden, anzuführen und mit unsern Bemerkungen über die Annehmbarkeit der in Vorschlag gebrachten Aenderungen zu begleiten: auch ist vom Verf. selbst S. VI ff. eine Zusammenstellung der behandelten Verse nach den einzelnen Dramen, denen sie angehören, gegeben, worauf wir verweisen wollen; wenn nun unter diesen angeblichen Verbesserungen auch einzelne sich befinden, welche einfach und annehmbar erscheinen (wie z. B. S. 72, in Antigon. 1029, wo vorgeschlagen wird: *ἀλλ' εἶκε νουθετοῦντι* statt *τῷ θανόντι*), so fehlt es doch auf der andern Seite gar nicht an solchen Stellen, in welchen die vorgeschlagene Aenderung kaum nothwendig erscheint, oder wo sie, wie wir es wenigstens ansehen, auf Beifall und Aufnahme in den Text schwerlich rechnen kann. Wohl aber wird der Kritiker wie der Erklärer des Sophocles diesen Vorschlägen eine eingehende Prüfung zuzuwenden haben, zu welcher wir auffordern möchten, namentlich auch was den grösseren, eben erwähnten Abschnitt über die Versus interpolati betrifft. Dass unter den darin behandelten Stellen auch die vielbesprochene in der Antigone Vs. 900—928 sich befindet, S. 102 ff., war zu erwarten: der Verf. erkennt in dieser Stelle mit Jacob und Andern ein Einschiebsel, welches bei der durch Jophon erneuerten Recension dieses Stückes in den Text gekommen sei. Dass Sophocles selbst noch bei Lebzeiten Etwas der Art bei seinen Stücken vorgenommen, wird vom Verf. ausdrücklich verneint, nach dessen Ansicht die meisten Interpolationen, wie sie in den Stücken des Sophocles von ihm angenommen werden, von den Schauspielern herrühren, und nur wenige den Grammatikern oder Gelehrten späterer Zeit zur Last fallen. Die auf dem Titel genannten Analecta Euripidea enthalten von S. 179—200 Verbesserungsvorschläge zu einzelnen Versen in den Dramen des Euripides; sie sind in ähnlicher Weise, wie die zu Sophocles gehalten.

Digitized by Google

Demosthenes Neun Philippische Reden für den Schulgebrauch erklärt von C. Rehdantz. Erstes Heft: I—III Olynthische Reden. IV. Erste Rede gegen Philippos. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1870. VI und 161 S. in gr. 8. (Auch mit dem weiteren Titel: Demosthenes ausgewählte Reden erklärt von C. Rehdantz. Erster Theil: Die Neun Philippischen Reden.)

Die erste Ausgabe ist in diesen Jahrbb. 1860 S. 467 ff. eingehender besprochen und dabei hingewiesen worden auf den Nutzen, welchen diese Bearbeitung einer Anzahl von Reden des Demosthenes dem jungen Philologen, welcher mit diesem Redner näher bekannt zu werden wünscht, eben so bietet, wie selbst dem Lehrer, welcher die Lectüre des Demosthenes in der Schule zu leiten hat. Und dass eine solche Bearbeitung auch die verdiente Anerkennung gefunden, zeigt das Erscheinen einer dritten Auflage nach einem Umlauf von kaum zehn Jahren. Diese dritte Auflage ist nach Anlage und Ausführung von ihren beiden Vorgängern nicht verschieden: im Einzelnen zeigt sie jedoch manche Aenderungen, die man wohl als Verbesserungen zu betrachten hat, durch welche der Werth des Ganzen und seine Benützung erhöht werden soll, und gilt diess eben so wohl von der umfassenden Einleitung, wie von der dem griechischen Text unterstellten deutschen Erklärung. In jener ist Alles, was die politischen Verhältnisse betrifft, unter welche das Auftreten des Demosthenes fällt, in klarer und befriedigender Weise dargestellt, wie diess nothwendig war, um den Gegenstand und Inhalt der in diesem Heft enthaltenen Reden zu begreifen; daran knüpft sich die Erörterung Alles dessen, was das Leben und die Bildung, wie die gesammte politische Thätigkeit des Demosthenes bis zu seinem Tode betrifft, woran sich noch die nöthigen literärgeschichtlichen Notizen über seine Schriften, deren Ueberlieferung und Erklärung anreihen; ein Anhang über die athenische Volksversammlung, schon nothwendig aus sprachlichen Gründen, um die vielen, in den Reden des Demosthenes vorkommenden, darauf bezüglichen Ausdrücke zu verstehen, was eben so auch von den das athenische Finanz- und Kriegswesen betreffenden Abschnitten gilt, macht den Schluss dieser Einleitung, die im Vergleich zur ersten Ausgabe auch eine Erweiterung von circa sieben Seiten erkennen lässt, wovon ein nahmhafter Theil auf die umfassenden hier gegebenen Nachweise, welche die gesammte Literatur des Demosthenes bis auf die neueste Zeit herab betreffen, fällt; man sehe z. B. nur S. 56 und 57. Weil Demosthenes zunächst ein politischer Redner war, der durch die Macht seiner Rede wirkte, so glaubte der Verfasser, dass eine Erörterung dieser politischen Verhältnisse eben so nothwendig sei, als eine Auseinandersetzung dessen, was seine rednerische Kraft ausmacht, die eben die Bewunderung aller Zeiten gefunden und uns eben so auch heute noch auf

Digitized by Google

diesen grössesten Redner des hellenischen Alterthums zurückführt. Beides ist in dieser Einleitung vorzugsweise berücksichtigt.

Was nun die Bearbeitung der vier Reden selbst betrifft, welche in diesem ersten Hefte enthalten sind, so schliesst sich der Text zunächst an die bekannte Pariser Handschrift Σ an, die jetzt als massgebend allgemein anerkannt ist; nur da — und es sind im Ganzen nur wenige Stellen — wo der Verdacht eines Schreibfehlers nahe liegt, ist davon abgewichen; auch die inzwischen von dem Herausgeber verglichene Florentiner Handschrift (L) bietet nur wenige Abweichungen von der Pariser und hat daher die Ansicht über den Werth der letzteren und ihre Bedeutung für die Gestaltung des Textes nicht ändern können; vgl. diese Jahrbb. 1863 S. 323. Sonach bildet die Erklärung, wie sie in deutscher Sprache unter dem griechischen Text auf jeder Seite gegeben ist, die Hauptsache bei dieser Bearbeitung Demosthenischer Reden: auf diese hat der Verf. sein Hauptaugenmerk und seine Bemühung insbesondere gerichtet und erstreckt sich dieselbe ebenso auf die Erklärung einzelner Worte und Ausdrucksweisen, wie auf wichtigere grammatische Punkte, in welcher Beziehung auf mehrere der in Schulen gebräuchlichen Grammatiken vielfach verwiesen wird, während da, wo es in beiden Fällen nöthig erschien, auch Parallelstellen und Belege theils aus andern Reden des Demosthenes, theils aus andern attischen Rednern, aus Thucydides u. s. w., einigemal selbst aus lateinischen Schriftstellern, wo es sich um den Nachweis einer auch in der Sprache Roms vorkommenden Ausdrucksweise handelt, beigefügt sind. Man kann es überhaupt nicht in Abrede stellen, dass diese Seite der Erklärung in vorzüglicher Weise bedacht ist, um einen Jeden in die Sprache des Demosthenes und in das Verständniss aller Eigenthümlichkeiten derselben einzuführen; und wenn sich hier einzelne Fälle finden, in welchen der Verf. nach unserm Ermessen zu weit gegangen ist, wir meinen solche, wo die Erklärung, die der Schüler aus seinem Wörterbuch zu entnehmen hat, zu seiner Erleichterung, wir wollen nicht sagen Bequemlichkeit, beigefügt ist, wie z. B. »*ἀπίστως* unzuverlässig«, »*ἀθυμοτέρους* unmuthiger«, oder »*οἷον* wie zum Beispiel«, »*περὶ* in Betreff«, »*μηδενὸς* Niemand«, und Aehnliches, so mag vielleicht der Verf. in der Schule selbst, für welche zunächst sein Werk bestimmt ist, Erfahrungen gemacht haben, die ihn zur Aufnahme derartiger Erklärungen veranlassen konnten, welche wir lieber weggelassen haben würden. An diese Erklärung des Sprachgebrauchs schliesst sich auch die logische Auseinandersetzung des Gedankengangs, auf welche man bei einem Redner wie Demosthenes, wenn das volle Verständniss des Inhalts der Rede erzielt werden soll, kein geringes Gewicht zu legen hat: man wird sich auch hier durch das, was der Verf. in dieser Beziehung bietet, befriedigt finden, zumal als er bei diesem Theil der Erklärung wie bei dem sprachlichen Theil Alles das kennt, was bisher in den verschiedenen Ausgaben dieser

Reden, wie in einzelnen Programmen, Zeitschriften u. dgl. (S. die Angaben S. 57) dafür geleistet und dann hier benutzt worden ist. Weniger dagegen ist nach seiner Ansicht bisher für das geleistet worden, was bei rednerischen Meisterwerken geradezu den Gipfel der Erklärung bilden müsse, nämlich »eine deutliche Entwicklung ihrer Formvollendung. Dahin gehören, wie S. 57 und 58 bemerkt wird, die Anordnung der Gedanken, die Wahl des Ausdrucks, der Bau der Sätze, selbst der Klang und der Rhythmus der Sprache, mit Einem Wort, die lebendige Reproduction der Rede, welche die schaffenden Kräfte in ihrer Wirksamkeit verfolgend, überall nachweist, wie das Gedankenmetall sich durch die Gluth der Empfindungen zu einem vollendeten Gepräge gerade in diese und jene Form ergossen hat; dass sie dann voll und klar auch in die Sinne fällt, ist Sache des rednerischen Vortrags, welchen bei Demosthenes unübertrefflich, der Erklärer wenigstens hie und da zur Anschauung bringen soll, aber auch der Lesende selbst durch immer und immer wiederholtes lautes Lesen annähernd erreichen muss.« In Folge dessen hat der Verf. in den Anmerkungen auf diese Seite der Erklärung möglichst Bedacht genommen, um so ein allseitiges Verständniss des Ganzen herbeizuführen, und ist diess allerdings ein Punkt, auf welchen der Schüler, wie der angehende Philolog, der diese Reden zu seinem Privatstudium wählt, einer näheren Hinweisung bedarf. In das Einzelne der Behandlung einzugehen und an den Stellen, in welchen wir die Auffassung des Verfassers nicht theilen, die abweichende Ansicht näher zu begründen, liegt dieser Anzeige um so ferner, als das über diese Bearbeitung hier ausgesprochene Urtheil dadurch keine Aenderung erleiden würde, überdem auch der Raum, den wir dazu in Anspruch nehmen müssten, abgeht. Immerhin glauben wir aber das Ganze der Beachtung Allen denen bestens empfehlen zu können, welchen es um ein gründliches Studium der Reden des Demosthenes und eine richtige Erkenntniss der Beredsamkeit desselben zu thun ist.

Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch erklärt von Ferdinand Vollbrecht, Rector zu Otterndorf. Erstes Bändchen. Buch I—III. Mit einem durch Holzschnitte und drei Figurentafeln erläuterten Excurse über das Heerwesen der Söldner und mit einer Uebersichtskarte. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1870. X und 185 S. in gr. 8.

Die früheren Auflagen sind in diesen Jahrbb. Jahrgg. 1857 S. 878 ff. 1858 S. 791. 1862 S. 318 besprochen worden: wenn nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe im Jahr 1857 jetzt schon eine vierte Auflage nöthig geworden ist, so kann diess wohl

Digitized by Google

genügend die günstige Aufnahme beweisen, welche diese Bearbeitung der Anabasis gefunden hat. Sie verdient aber auch eine solche, zumal da der Herausgeber stets an seinem Werke gebessert hat, und insbesondere diese vierte Auflage, so weit sie in ihrer ersten Hälfte hier vorliegt, mehrfache Verbesserungen aufzuweisen hat, wodurch das Ganze seiner nächsten Bestimmung für den Schulgebrauch entsprechender geworden ist. Diess gilt namentlich von der als Einleitung dem Text vorangestellten Darstellung des Heerwesens der Söldner bei Xenophon S. 1—44: dieselbe, rein aus den Quellen, die darum unter dem Text selbst stets genau angeführt werden, geschöpft, gibt nicht blos einen guten Ueberblick über das Kriegswesen, wie es sich in jener Zeit überhaupt bei den Hellenen gestaltet hatte, sondern es dient auch für unzählige Stellen der Anabasis zu einer Erläuterung, welche die richtige Auffassung des ganzen Kriegszuges allein zu vermitteln vermag. Und dazu kommt, dass dieselbe durch die eingedruckten Pläne zur Versinnlichung der einzelnen Truppenaufstellungen im Marschiren wie in der Schlachtordnung, so wie durch drei beigefügte Tafeln, auf welchen die verschiedenen Arten von Waffen, wie die damit Bewaffneten abgebildet sind, eine Klarheit der Anschauung gewinnt, welche nicht hoch genug angeschlagen werden werden kann, zumal die hier gegebenen Abbildungen sämmtlich antiken Darstellungen selbst entnommen sind, wie man aus der beigefügten Erklärung entnimmt. Die Route des Kriegszuges selbst, so wie insbesondere der Rückzug aus den Ebenen von Kunaxa ist auf dem weiter beigegebenen Kärtchen, das durch einen netten Stich sich emphiehlt, genau angegeben; da über die Richtung des letztern die Ansichten der Gelehrten nicht in Allem im Einklang sind, so wird diess durch verschiedene Farben kenntlich gemacht, mit welchen die Richtung des Zuges, welche Kiepert und Koch annehmen, sowohl als die abweichende von Spruner, und die von Layard, bezeichnet ist.

Der Charakter der deutschen Anmerkungen, welche den griechischen Text begleiten, ist aus den früheren Auflagen bekannt, und hat im Ganzen keine Aenderung erlitten, wenn auch gleich im Einzelnen Manches eine andere und bessere Fassung erhalten, Manches noch hinzugefügt worden, bei Anderem durch die gestellten Fragen die Thätigkeit des Schülers, der die Ausgabe gebraucht, eine passende Anregung erhalten hat. Der Zusammenhang der einzelnen Abschnitte ist durch Angabe des Inhalts derselben angedeutet, und was die sachliche Erklärung betrifft, so hat insbesondere das Geographische die verdiente Berücksichtigung erhalten. Wenn die Kritik des Textes dieser Ausgabe ferner liegt, so mag doch nicht unerwähnt bleiben, dass derselbe nach der 1867 zu Leipzig erschienenen Ausgabe Dindorfs gleichfalls einer sorgfältigen Revision unterstellt worden ist. Und so wird man den Bemühungen des Herausgebers um diese neue Auflage die gerechte Anerkennung nicht versagen können; in Druck, der ganz correct ge-

Digitized by Google

halten ist, wie im Papier schliesst sich diese vierte Auflage den Vorgängern so ziemlich an.

Cornelii Taciti Historiarum libri qui supersunt. Schulausgabe von Dr. Carl Heräus, Oberlehrer am k. Gymnasium zu Hamm. Zweiter Band Buch III—V. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1870. 229 S. in gr. 8.

Nach einem längeren Zwischenraum ist auf den ersten Band, welcher die beiden ersten Bücher der Historien enthält, nun dieser zweite mit dem Rest des Werkes gefolgt, in einer dem ersten Band ganz gleichmässigen Weise behandelt: es kann dafür füglich auf die Anzeige des ersten Bandes in diesen Blättern Jahrgang 1864 S. 713 ff. verwiesen werden, wo über die Anlage und die Tendenz des Ganzen wie über die Ausführung das Nöthige bemerkt worden ist. Es kann auch hier nur wiederholt werden, dass ein Lehrer, welcher mit seinen Schülern die Historien des Tacitus liest, mit Vortheil diese Ausgabe benützen wird, dass insbesondere ein angehender Philolog, welcher privatim die Historien zum Gegenstand seiner Studien wählt, in dieser Ausgabe Alles das finden wird, was ihm zum nächsten Verständniss und zur richtigen Auffassung nöthig ist, wie denn zunächst das Sprachliche, wir meinen die Eigenthümlichkeiten des Sprachgebrauchs und die Abweichungen von der Redeweise eines Cicero und der älteren classischen Zeit, eben so das Grammatische mit aller Sorgfalt und Genauigkeit behandelt ist und auch die zum Verständniss nöthigen sachlichen Bemerkungen nirgends fehlen, namentlich das Geographische gut bedacht ist, selbst da, wo die Ansichten über die Bestimmung einzelner Punkte auseinandergehen, worauf stets gebührende Rücksicht genommen ist. Theilweise ist auch die Erklärung, namentlich wo es um die richtige Auffassung des ganzen Gedankens und des Sinnes einer Stelle handelt, in lateinischer Sprache gegeben, und hier und dort sind Erklärungen der Art aus Döderlein und Ritter aufgenommen. Wer diese lateinischen Erklärungen versteht, für den werden aber schwerlich die öfters hier vorkommenden blossen Uebersetzungen einzelner lateinischer Worte oder Phrasen nöthig sein, wie sich solche fast auf jeder Seite auch dieses zweiten Bandes finden, und am wenigsten vermögen wir eine solche Nachhülfe als zuträglich anzusehen für einen Schüler, welcher nicht etwa für sich privatim, sondern in der Schule die Historien liest und in seiner Präparation dadurch erleichtert werden soll. Wir rechnen dahin Bemerkungen, wie III, 18: »anceps, schwankend«, III, 19: »et und dabei, fast = und doch«, »pro um den Preis oder zum Lohn dafür«, III, 23: »varius wechselnd, anceps unentschieden, III, 25: »volnus Verwundung«, III, 26: »juxta zur

Hand«, III, 78: »excire in Bewegung setzen«, III, 80: »nomen Titel, Charakter«, IV, 3: »domus i. e. familae, adflictae hart mitgenommen«. IV, 5: »adhuc nur erst«; IV, 8: »sufficere gut genug sein.« »sequi sich an etwas halten.« IV, 68: »alienus abhold.« IV, 69: »fides das Worthalten, die Pflichttreue.« »jactare sich brüsten«, »intentus bedacht.« Diess nur wenige Belege, die sich Jeder leicht vermehren kann, da, wie schon bemerkt, fast auf jeder Seite Aehnliches vorkommt, wie diess auch schon im ersten Theil der Fall war. Eine Einleitung zum Ganzen der Historien, welche man etwa erwarten konnte, ist nicht beigegeben; auch sind keine Inhaltsübersichten den einzelnen Büchern vorangestellt, wie man sie sonst bei Schulausgaben, und wohl mit gutem Grund, nicht ungern sieht; auch ist am Schluss kein Register gegeben, obwohl bei dem Reichthum der einzelnen sprachlichen Bemerkungen dazu ein reiches Material vorhanden war; dagegen ist ein kritischer Anhang S. 225 ff. hinzugekommen, welcher das Verzeichniss der Abweichungen vom Texte der zweiten Ausgabe von Halm (Leipzig 1857), welcher sonst der Verfasser im Texte folgt, enthält und damit den Anforderungen des kritischen Gebrauches entspricht. Es kann nicht unsere Absicht sein, näher in die Kritik des Textes uns einzulassen, die überhaupt bei dieser Ausgabe nur in so fern in Betracht kommt, als sie mit der richtigen Auffassung und Erklärung in Verbindung steht, und in einer Schulausgabe ein möglichst berichtigter Text vorliegen soll. Wie der Verf. hier verfahren, kann schon aus der Besprechung einer Anzahl von Stellen der beiden ersten Bücher in der oben angeführten Anzeige des ersten Bandes zur Genüge entnommen werden.

Das peinliche Rechtsverfahren im jüdischen Alterthum. Ein Beitrag zur Entscheidung der Frage über Aufhebung der Todesstrafe von Dr. J. Fürst, Rabbiner der israelitischen Cultusgemeinde Bayreuth. Heidelberg, Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann. 1870. VIII und 48 S. 8.

Der Geist der Humanität unserer Zeit verlangt die Aufhebung der Todesstrafe. Die einzige Strafe, die, wenn sie einen Unschuldigen trifft, nicht mehr gut gemacht werden kann, die Strafe der Hinrichtung wird jetzt allgemeiner als je zuvor in den landständischen Versammlungen und in Schriftwerken angegriffen. Unter den Gründen, die man gegen die Aufhebung der Todesstrafe geltend macht, werden vielfach von der Seite der christlichen Theologie Stellen der Bibel hervorgehoben. Es ist gewiss nicht unwichtig, wenn auch die jüdische Theologie, die ausser der Ueberlieferung nur die Offenbarungsquelle des alten Testamentes annimmt, die Aufhebung der

Digitized by Google

Todesstrafe als eine sittliche Forderung der Zeit bezeichnet, wenn sie die Anwendung der alttestamentlichen Grundsätze auf das peinliche Rechtsverfahren im Alterthum als im Geiste einer mildern, die Todesstrafe möglichst beschränkenden Anschauung begründet. Die vorliegende Schrift behandelt diesen Gegenstand mit gründlicher Sachkenntniss in gefälliger, anziehender und durchaus logisch richtiger Form mit Freimuth und im Geiste des Fortschrittes. Gewiss ist ein solcher Nachweis einer humanen juristischen Praxis im Alterthum auf der Grundlage der Bibel und des Talmud um so erfreulicher, als man im A. T. nach dem Grundsatze: Aug um Aug, Zahn um Zahn, Leben um Leben, meist nur eine rohe Vergeltungstheorie finden will und mit der weisen Einrichtung des peinlichen Verfahrens nach der alten jüdischen Gesetzgebung wenig bekannt ist. Einen besonders angenehmen Eindruck macht aber noch die Einführung dieser Schrift eines freisinnigen jüdische Theologen durch einen gleichgesinnten christlichen Geistlichen. Der königl. protestantische Dekan und Stadtpfarrer Dittmar in Bayreuth hat die vorliegende Schrift mit einem empfehlenden Vorworte begleitet. Derselbe sagt in diesem Vorworte mit vollem Rechte, die Abschaffung der Todesstrafe sei »recht eigentlich aus dem Humanitätsprincipe der Gegenwart herausgewachsen« und empfiehlt die Dr. Fürst'sche Schrift nicht nur wegen des »Reichthums an historischem Material«, sondern auch wegen ihres »wissenschaftlich begründeten, höchst interessanten Ergebnisses«. Dieses Ergebniss wird in die Worte gefasst: »Die Bibel verbietet, in ihrem wahren Geiste und Zusammenhange aufgefasst, die Beseitigung der Todesstrafe nicht nur, sondern sie verurtheilt die Beibehaltung derselben im gegenwärtigen Rechtsverfahren auf das Schärfste.«

Die vorliegende Arbeit erschien zuerst in kürzerer Form im Jahre 1868 in Nr. 49 und 50 des Auslandes unter der Aufschrift: »Die Humanitätsidee im altjüdischen Strafverfahren.« Die wohlwollende Aufnahme jenes Aufsatzes bestimmte den gelehrten Hrn. Verf. im gegenwärtigen Augenblick, wo die Frage der Aufhebung der Todesstrafe besonders zeitgemäss erscheint, den Gegenstand erschöpfender und namentlich im pragmentischen Theile ausführlicher zu behandeln. So entstand die Schrift in der gegenwärtigen Form. Sie enthält ausser der dem Ganzen vorausgehenden Einleitung über die Grundsätze der altjüdischen peinlichen Rechtspflege 1) die Zusammensetzung des peinlichen Gerichtshofes (S. 5—9), 2) die Beweismittel (S. 9—21), 3) den Nachweis der Absicht des Thäters und der Durchführung derselben (S. 21—23), 4) die gerichtliche Berathung (S. 23—27), 5) die Abstimmung (S. 27—28), 6) die Revision des Urtheils (S. 28—33). Der Schlussabschnitt gibt die Folgerungen aus diesem Strafverfahren zur Beurtheilung über die Rechtmässigkeit der Todesstrafe nach unsern heutigen Verhältnissen. Viel Neues und wirklich Gutes, der An-

Digitized by Google

wendung der Todesstrafe möglichst Entgegentretendes, sie möglichst Beschränkendes werden die Juristen in dem hier quellenmässig dargestellten, altjüdischen peinlichen Gerichtsverfahren finden. Es ist ein beherzigenswerthes, wichtiges Material für die Kriminalgesetzgebungskunde. Da sich dieses Verfahren aber natürlich im Judenthum als eine Anwendung der Grundsätze des alten Testamentes herausstellt, so wird man auch dieses auf dieser altjüdischen Grundlage anders betrachten, als es gewöhnlich geschieht, indem man die altjüdische Praxis entweder gar nicht kennt oder völlig ignorirt. In der vorliegenden Schrift lernt man diese gründlich in allen das jüdische Verfahren bildenden Theilen kennen. Mit Recht hebt der Herr Verf. in den Folgerungen aus seiner Darstellung des altjüdischen Gerichtsverfahrens als den entscheidenden Grund für die Aufhebung der Todesstrafe den hervor, dass sie eine Strafe ist, »welche, wenn irrthümlich verhängt und vollzogen, nicht mehr rückgängig gemacht werden kann«. Dies »berücksichtigt auch die Schrift und die auf ihr fussende Rechtsentwicklung. Nachdem der Herr Verf. aus der Darstellung des altjüdischen peinlichen Gerichtsverfahrens das schon oben angedeutete Resultat gewonnen hat, schliesst er mit den treffenden Worten: »Die neuere Zeit, der man so vielfach Feindseligkeit gegen die Religion vorwirft, hat durch Aufhebung der Leibeigenschaft und Sklaverei, durch Aufhebung der Tortur und des geheimen Strafverfahrens, durch Einführung der Rechtsgleichheit aller Bürger, durch versuchte Lösung der Armen- und Arbeiterfrage, durch Sorge für Verbesserung der Gefängnisse, durch Einführung humaner Behandlung der Strafgefangenen, durch Sorge für erweiterte Volksbildung ganz im Geiste der Bibel gearbeitet, und für Religion und Sittlichkeit unendlich mehr geleistet, als früher in Jahrhunderten geschehen. Und sie wird auch noch diesen Sieg der Sittlichkeit und Religion erringen, die Todesstrafe aus allen Gesetzbüchern der neueren Staaten auszumerzen und auch hierin den Geist der Bibel, den Geist der Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit zur vollen Geltung bringen.« Wir wünschen der eben so zeitgemässen, als gediegenen Schrift eine möglichst weite Verbreitung.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

Nr. 44. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit mit Beispielen aus den besten Werken der Poesie und Prosa. Zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterricht von Klotilde *v. d.* Horst. *Delmold, Verlag von C. Helwing. 1869 und 1870. Erster Theil. XII S. und 274 S. Zweiter Theil. XII S. und 339 S. Dritter Theil. XII S. und 647 S. gr. 8.*

Die Frauenliteratur ist in der Regel nicht die beste. Die gelungeren Erzeugnisse derselben sind meist Romane; aber auch bei diesen verräth ein genauerer Anblick leicht den weiblichen Ursprung. Die Phantasie ist zwar feurig; es fehlt ihr nicht an lebendigen Vorstellungen, an klarer und deutlicher Vorstellungsgabe, desto mehr aber an Reichthum der schaffenden und combinirenden Einbildungskraft. Sie ist mehr reproduktiv als produktiv, sie verliert sich in Detailschilderungen und übersieht die höhern, allgemeinern Standpunkte. Von dieser Regel macht das gegenwärtige Werk eine rühmliche Ausnahme. Es ist mit genauer Sachkenntniss, vorurtheilslosem Blick, vielem Geschick und Geschmack ausgearbeitet und entspricht durchaus seinem Zwecke, dem Unterrichte der Jugend in der Schule und dem Selbstunterrichte zu dienen. Es verdient diese Empfehlung nicht, weil, sondern obschon jedem Theile des Buches auf dem Umschlag eine Empfehlung des Consistorialraths und Professors Dr. Vilmar beigedruckt ist. Es herrscht in ihm nämlich nicht jener pietistische Geist der Hyperorthodoxie, durch welche sich dieser sonst gründliche Kenner der deutschen Literatur als Theologe bemerkbar gemacht hat. Das vorliegende Buch zeichnet sich im Gegentheile durch einen ernsten sittlich religiösen, aber überall dem Fortschritte zugewendeten Charakter aus. Es hat vielfach die bessern neuern Werke der Literatur von Gervinus, Kurz, Pischon, Gelzer und besonders von Vilmar ohne die Annahme seiner theologischen Grundsätze benützt und enthält von allen bedeutenderen Schriftstellern nicht nur genaue biographische Notizen, sondern auch meist treffende Charakteristiken ihrer Schriften und, was für Schulen von besonderem Werthe ist, von den einzelnen bedeutenderen Werken sehr brauchbare Beispiele theils nach eigener Auswahl, theils aus den bessern Anthologieen und Literaturgeschichten. Von der Literatur gibt die Verfasserin Th. I, S. 1 folgende Definition: „Unter Literatur versteht man im Allgemeinen alle Erscheinungen des geistigen Lebens eines Volkes, insofern sie sich in Sprache und Schrift dar-

Digitized by Google

stellen, die rein wissenschaftlichen Werke jedoch ausgenommen, wenn sie sich nicht durch die künstlerische Form auszeichnen oder durch die darin niedergelegten Ideen Einfluss auf die geistige Entwickelung des Volkes gewinnen.“

Referent ist mit dem Ausschluss der literarischen Werke der einzelnen Wissenschaften aus der Literaturgeschichte nicht einverstanden. Die vorliegende Geschichte ist nach der genannten Definition und nach dem Inhalte des Buches nicht eine allgemeine Geschichte der Deutschen, sondern nur der deutschen poetischen Literatur. Sie berührt die prosaischen Werke nur in so fern, als sie auf den poetischen Geist oder die Form der Darstellung Einfluss haben. Eine allgemeine Geschichte der Literatur muss nicht nur die Dichtungen, sondern auch die theologischen, philosophischen, juristischen, medicinischen, mathematischen und die Naturwissenschaften umfassen. Das vorliegende Buch würde daher richtiger die Aufschrift einer Geschichte der deutschen poëtischen Nationalliteratur führen.

Das ganze Werk ist in sieben Perioden abgetheilt. Diese sind folgende:

1) Von Anfang des vierten bis Mitte des zwölften Jahrhunderts oder vom Jahre 320—1150 (Literatur in den Händen der Geistlichen); 2) von Mitte des zwölften bis Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von 1150—1350 (Blüthezeit der Minnesänger); 3) von 1350—1625 (Meistersänger, Verfall der Poesie, wiedererweckender Einfluss Luther's); 4) von 1625—1720 (von Opitz bis Haller); 5) von 1720—1770 (von Haller bis Klopstock); 6) von 1770—1805 (von Klopstock bis Schillers Tod, Sturm- und Drangperiode); 7) von Schillers Tode bis jetzt. Die Angabe der letzten Periode ist mit der Bezeichnung und Ausführung derselben im dritten Theile im Widerspruch, da diese Periode im genannten Theile nur den Zeitraum von 1805 bis 1832 oder von Schillers bis zu Göthes Tode umfasst, und nach der ausdrücklichen Bemerkung der Verfasserin alle Dichter ausgeschlossen sind, welche in diesem Jahrhundert geboren wurden. Dass übrigens die vorliegende Literaturgeschichte keine allgemeine, sondern nur eine Geschichte der deutschen poetischen Nationalliteratur sein soll, ergibt sich schon aus der Einleitung des ersten Theiles, in welcher die verschiedenen Formen der einzelnen Dichtungsarten entwickelt werden.

Der erste Theil umfasst die drei ersten Perioden, der zweite Theil die vierte und fünfte, der dritte die sechste und siebente Periode. Den einzelnen Perioden gehen Einleitungen voraus, und die besonders inhaltsreichen Perioden werden auf Gruppen zurückgeführt. Am umfassendsten ist der dritte Band mit Recht behandelt, welcher den Zeitraum von Klopstock bis zu Göthes Tod umfasst. So werden die zwei letzten Perioden von 1770 bis 1805 und von 1805 bis 1832 auf folgende sechszehn Gruppen zurückgeführt: 1) Klopstocks Anhänger in der Bardenpoesie; 2) seine

Digitized by Google

Nachfolger in der Naturdichtung; 3) die Nachfolger in der religiösen Dichtung; 4) der Hainbund; 5) Lessings Anhänger in der dramatischen Poesie; 6) dessen Anhänger in der Prosa; 7) Wieland's Nachfolger; 8) Dichter und Schriftsteller, die keiner der genannten Dichtungen folgten; 9) Herder's Nachfolger: Die Originalgenies; 10) Herder's Nachfolger: Die Humoristen; 11) Göthe's und Schiller's Anhänger; 12) romantische Dichterschule; 13) Gegner der Romantiker; 14) die einflussreichsten und bedeutendsten Uebersetzer und Bearbeiter aus den neuern und orientalischen Sprachen; 15) Germanisten und Sprachforscher; 16) die Freiheitssänger aus den Jahren 1813, 1814 und 1815; 17) Schwäbische Dichterschule; 18) die letzten Dichter dieser Periode, die keiner der genannten Richtungen angehören. Für den Schulunterricht ist eine Vereinfachung des Lehrstoffes wünschenswerth und da vor den einzelnen Gruppen die 6 Koryphäen: Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Göthe und Schiller nach Leben, Schriften und Weltanschauung mehr oder minder treffend charakterisirt sind, so hätte sich wohl leichter eine Haupteintheilung nach Perioden und eine Unterabtheilung nach den Hauptrichtungen derselben durchführen lassen. So ist der Zeitraum, in welchem Klopstock einerseits, und Lessing und Wieland andererseits die Hauptwirksamkeit auf die Literatur hatten, wohl von der Zeit zu unterscheiden, in welcher der Einfluss Herder's, Göthe's und Schiller's entscheidend war. Die Richtungen sind in der Poesie, wie in der Philosophie, entweder vorherrschend realistisch oder idealistisch. Dass mit blossen Gruppen die Darstellung der Literatur nicht erschöpft werden kann, geht aus der genannten Gruppirung selbst hervor, welche als achte Gruppe „Dichter und Schriftsteller, welche keiner der genannten (vorausgehenden) Richtungen folgten", und als achtzehnte Gruppe „die letzten Dichter" unterscheidet, „die keiner der genannten Richtungen angehörten". Auch können wohl die Uebersetzer von Werken aus neueren und orientalischen Sprachen, so wie die Germanisten nicht unter Gruppen gebracht werden, welche sämmtlich bloss verschiedene Dichter oder Prosaiker enthalten, in wie fern ihre Werke auf den poetischen Geist Einfluss haben.

Besonders hervorzuheben sind die den einzelnen Perioden und Gruppen vorausgehenden Einleitungen. Sie sind kurz, übersichtlich und sehr gut bezeichnend abgefasst. Die meisten Charakteristiken sind gelungen. Unter denselben heben wir besonders als ausgezeichnet die Darstellung Lessing's nach Leben und Schriften mit den aus seinen Werken genommenen Beispielen hervor (Thl. 3, S. 179— S. 208).

Bei der Charakteristik Göthe's hätte Referent nicht das einseitige und paradoxe Urtheil des Bogumil von Goltz an die Spitze gestellt. Die Worte desselben, welche die Verfasserin S. 391 anführt, lauten „Göthe, der Liederdichter, ist ein Halbgott, Göthe, der Dichter von Romanen, ist, wenn man den ersten Theil des

Faust ausnimmt, ein höchst talentvoller Mensch mit Schwächen und Literaturnarrheiten, wie andere Poeten auch." Ref. stimmt mit der Verfasserin vollkommen darin überein, dass dieses Urtheil paradox und einseitig ist, keineswegs kann er ihr beistimmen, wenn sie Bogumil von Goltz bei Anführung dieses Urtheils geistreich und sein Urtheil selbst „im ganzen wohlbegründet" nennt. Das Haschen nach paradox klingenden Phrasen ist noch lange nicht geistreich. Es ist eben so übertrieben, Göthe als Lyriker einen Halbgott zu nennen, als seine grossartigen Leistungen in der epischen und dramatischen Dichtung so tief herabzustellen, dass man ihm in diesen Dichtungsarten „poetische Literaturnarrheiten" vorwirft. Das idyllische Epos: Hermann und Dorothea, die Dramen: Faust, welcher von Golz selbst ausgenommen wird, aber auch eben so Iphigenie, Tasso, Egmont, die Romane: Werther's Leiden, Meister's Lehrjahre, die Wahlverwandtschaften sind nicht minder grosse Erzeugnisse dieses genialen Geistes. So richtig das Urtheil der Verfasserin über den ersten Theil des Göthe'schen Faust ist, so wenig können wir dem Urtheile Vilmar's über den zweiten Theil beistimmen, das von der Verfasserin treffend genannt wird (S. 397): „Es sollte, wie der erste Theil ein allgemein menschliches Streben nach Wissen und Genuss bezeichnet, der zweite eine allgemein menschliche That enthalten, die That, welche aus allen vereinigten Kräften des Menschen hervorgeht, und ihn eben darum in seiner Einheit und Ganzheit darstellt, und enthält nur die That eines Individuums. Es sind zum grossen Theil, fast möchte man sagen, höchst wunderlicher Weise literarische Thaten, wie z. B. die Verschmelzung des Klassischen und Romantischen, es sind Thaten der gemeinsten Nützlichkeit und Brauchbarkeit. Wenn darum schon jetzt manche Einzelnheiten im zweiten Theil des Faust Räthsel sind, an deren vergeblicher Lösung man sich bis zum Missmuth versucht, andere zwar sich zur Lösung und zum Begreifen herbeilassen, jedoch nicht ohne die unmuthige Stimmung zu erregen, dass man hinter den grossen aufgewandten Mitteln nur ein kleines, oft unbedeutendes und geringfügiges Resultat entdeckt, so wird nach fünfzig Jahren dieser ganze zweite Theil fast ohne Verständniss, mithin auch ohne Interesse sein, während der erste Theil als ein unvergleichliches Meisterwerk noch nach Jahrhunderten die Bewunderung der kommenden Geschlechter erregen wird." Vilmar tadelt an dem zweiten Theile, dass er nur die That eines Individuums enthalte, während der erste Theil ein allgemein menschliches Streben nach Wissen und Genuss bezeichnet; er verlangt vom zweiten Theile eine allgemein menschliche, aus vereinigten Kräften hervorgehende That. Offenbar liegt dieser Anschauung eine Misskennung der Faustidee im Zusammenhange des ersten und des zweiten Theiles zu Grund. Auch im ersten Theil tritt Faust als Individuum auf, und Göthe zeichnet sich mit seinem Streben nach Wissen und Genuss in seiner eigenen Individualität; aber er

schildert auch in ihr das allgemein Menschliche, das Streben nach Wissen, die ideale Seite der Menschennatur und den Genusstrieb, ihre reale Seite. Sein Streben führt ihn zum Irrthum, zum Zweifel, zur Herrschaft der Sinnlichkeit und des Verneinungsgeistes. Er muss die Vergangenheit begraben, um in einem neuen Leben zu erstehen. Dies wird im Anfange des zweiten Theiles geschildert, wenn Faust, auf blumigen Rasen gebettet, von Elfen freundlich umschwebt wird. Sie ziehen des Vorwurfs bittere Pfeile aus seinem Herzen, sie baden ihn gesund in Lethe's vergessen machendem Strome. Sie sind die reinigenden, läuternden Kräfte des Menschen. Sie gehören mit zur Menschennatur, wie Mephistopheles als Geist der Negation der Idealität. Auch hier tritt Faust wieder, wie im ersten Theile, als Individuum auf. Aus dem Privatkreise des Lebens geht er zur öffentlichen Wirksamkeit über im Staate, in der Wissenschaft, im Kriege, im wirthschaftlichen Wirken. Auch hier mahnt uns Göthe vielfach an Momente seines individuellen Lebens. Doch wird auch hier im Bilde des Individuums, wie im ersten Theile, die allgemein menschliche That geschildert. Es ist das Streben nach öffentlicher Wirksamkeit im Staate, im Krieg und Frieden, in der Wissenschaft und Kunst. Auch hier fehlt die Mephistophelische Seite der Negation nicht, im staatlichen Frieden die Erfindung des Papiergeldes, im Kriege die Wirksamkeit der drei gewaltigen Gesellen, Raufebold (Kampflust), Habebald (Raublust), Haltefest (Sicherungslust), in der Wissenschaft und Kunst der Tod des Euphorion (des Trägers der modernen Poesie) und das Verschwinden der Helena (des Ideals der klassischen Schönheit). Das Streben nach Freiheit seines Volkes ist das höchste und letzte Ziel Faust's. Darum ruft er kurz vor seinem Tode aus:

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Geniess' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Auch hier fehlt die Negation des Mephistopheles nicht; denn dieser ruft bei seinem Tode höhnisch: „es ist vorbei!" Aber ist es auch vorbei mit dem Wirken des Einzelnen, so ist es nicht vorbei mit dem Schaffen und Streben des Ganzen. Im ersten und zweiten Theile ist der leitende Grundgedanke: Durch den Irrthum zur Wahrheit, durch die Nacht zum Lichte. Das reinigende Element ist die Liebe, welche die Selbstsucht tödtet und das Leben im Allgemeinen und für das Ganze begründet. Da schon im ersten Theile auf Grundlage der Sage Allegorien zur Versinnbildlichung menschlicher Kräfte gebraucht werden, so war der Dichter in sei-

Digitized by Google

nem vollen Rechte, diese auch im zweiten Theile anzuwenden. Wenn sie der Dichter auch wirklich hier etwas überhäuft und dadurch manche Stellen für den weniger Gebildeten unverständlich macht, so darf man deshalb nicht mit ihm rechten. Bietet doch die Lösung des scheinbar Räthselhaften so viel Herrliches und Grosses! Wir möchten darum nicht mit Hrn. Vilmar behaupten, dass der zweite Theil „höchst wunderlicher Weise“ nur literarische Thaten enthalte und „Thaten der gemeinsten Nützlichkeit und Brauchbarkeit“. Das Räthselhafte, worüber geklagt wird, findet schon jetzt nach sorgfältigern Untersuchungen dessen, was archäologische und mythologische Kenntnisse voraussetzt, seine vollkommene Lösung, welche keine „vergebliche“ ist, und darum auch keine „Missstimmung“ hervorrufen kann. Gewiss wird derjenige, der sich die Mühe gibt, in die so genannten Geheimnisse des zweiten Theiles einzudringen, keine „unbedeutenden und geringfügigen Resultate entdecken“. Wir können daher auch dem Vilmar'schen Urtheile nicht beistimmen, dass „nach fünfzig Jahren der ganze zweite Theil fast ohne Verständniss und ohne Interesse sein wird“. Der erste und zweite Theil bilden ein Ganzes und werden auch in dieser Verbindung stets als Meisterwerk des grossen Dichters anerkannt bleiben.

Diese Ausstellungen vermindern den Werth des vorliegenden Buches nicht. Es empfiehlt sich nicht nur durch gründliche und allseitige Auffassung seines reichhaltigen Stoffes, sondern auch wegen seiner den einzelnen Abschnitten vorausgehenden allgemeinen Charakteristiken und der vorzüglichen Auswahl der Beispiele durch seine praktische Brauchbarkeit. Noch müssen wir als einen besondern Vorzug desselben seine Schreibart hervorheben. Sie ist fliessend, korrekt und an vielen Stellen geradezu mustergültig. In einer Zeit, in welcher, wie in der gegenwärtigen, dem zerstückelten und vielfach politisch unbedeutenden deutschen Volke durch die Vereinigung seiner Kräfte seine äussere Macht zum Bewusstsein kommt, und die Grundlage zu seiner äussern künftigen Grösse gelegt wird, blickt man gerne auf die Wurzel derselben, die vom germanischen Stamme ausgehende Herrschaft der Intelligenz, des Wissens und der Gesittung, zurück. Sie begründet die allein haltbare Grundlage der äusseren Grösse. Die Literaturgeschichten, unter denen die gegenwärtige für praktische Zwecke besonders geeignet ist, sind die besten Bildungsmittel für das Volk. Wir wünschen dem vorliegenden Buche die wohlverdiente Anerkennung und möglichst grosse Verbreitung.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

De la querelle des anciens et des mordernes en morale par Francisque Bouillier. Paris 1869. 29 S. 8.

Wir haben von dem durch seine histoire de la philosophie Cartésienne rühmlichst bekannten Hrn. Verf. in diesen Blättern sein interessantes psychologisches Werk über das Lebensprincip angezeigt. Nicht minder anziehend ist die vorliegende Schrift, welche aus dem compte-rendu der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hier in besonderem Abdrucke erscheint. Sie verdient durch ihre geistvolle Behandlung die Aufmerksamkeit jedes denkenden Lesers.

Man streitet in alter und neuer Zeit über den Fortschritt oder den Verfall der Wissenschaften. Denselben Streit dehnt man auch auf das Gebiet der Moral aus. In diesem Streite über Fortschritt oder Abnahme des Genies und der Tugend haben vielfach Verwirrung und Unklarheit der Begriffe den Hauptgesichtspunkt in dieser Frage übersehen. Der gelehrte Hr. Verf. behandelt diese Streitfrage lediglich in Beziehung auf die Moral und zwar nicht nach ihrer theoretischen oder streng wissenschaftlichen, sondern lediglich nach ihrer praktischen Seite. Seine Frage bezieht sich also nicht auf den Fortschritt der Ethik, sondern nur auf die Zunahme der Tugend unter den Menschen. „Bleibt, fragt er, das Verhältniss von Tugend und Schlechtigkeit unter den Menschen ungeachtet der verschiedenen äussern moralischen Zustände der Gesellschaft nicht immer dasselbe"? (S. 7.) Die Frage über einen Fortschritt, einen Stillstand oder Rückschritt der Tugend oder des Lasters in der Menschheit wurde in alter und neuer Zeit erhoben und diese Frage ist es, mit welcher sich der Herr Verf. in der vorliegenden Schrift beschäftigt. Die einen halten die vergangene, die anderen aber die spätere Zeit für sittlich besser.

Mit Recht wird bei der Entscheidung über den Fortschritt der Moral der Unterschied hervorgehoben zwischen dem, was sich in uns nicht verändert und sich nicht auf Andere übertragen lässt, den Anlagen der Seele, den Gesetzen ihrer Thätigkeit, den Neigungen und Leidenschaften der menschlichen Natur und dem, was sich in der äussern Erscheinung der gesellschaftlichen Zustände verändert. Die innern Züge der sittlichen Anlage sind unveränderlich, wie die äussere Structur des Körpers. Mitten unter allen wechselnden Wirkungen des Willens lässt sich etwas sich gleich Bleibendes, ein unveränderliches sittliches Element, im Menschen erkennen. Nicht in der natürlichen Fähigkeit der Vermögen, sondern in den äussern Umständen, welche auf sie wirken, und wie sie von diesen Fähigkeiten ergriffen werden, liegt der Fortschritt. Würden sich die Grundkräfte und Grundgesetze des Geistes oder Herzens ändern können, so wäre die Einheit des Menschengeschlechtes noch mehr vernichtet, als durch eine Umänderung der menschlichen Gesichtszüge (S. 9). Wie die Kräfte und Anlagen der äussern

Natur, so sind auch die uranfänglichen Kräfte des Menschengeistes unveränderlich. Schon in den Gedanken des Fortschrittes liegt die Nothwendigkeit der Annahme eines Unveränderlichen, welches ihm zu Grunde liegen muss, wie nach Aristoteles jede Bewegung ein Unbewegliches voraussetzt. Der Fortschritt kann sich nur auf das Veränderliche, nie aber auf das Unveränderliche beziehen. Aber auch bei der Veränderung, bei dem Fortschritte müssen wir von einer neuen Unterscheidung ausgehen. Es gibt eine Vervollkommnung, die nur innerhalb des Einzelwesens vor sich gehen kann, und eine solche, die sich auf die Gattung bezieht (S. 9). Diejenige Bewegung kann allein eine wahrhaft fortschreitende genannt werden, welche sich vom Individuum auf andere Individuen und dadurch auf die Gattung übertragen lässt. Schon Büffon hat in seiner Abhandlung über die Natur der Thiere auf diesen Unterschied hingewiesen. Unter den moralischen Elementen, welche nur eine individuelle Vervollkommnung zulassen, ist die Reinheit der Absicht, der gute Wille, vor Allem hervorzuheben, also das, ohne welches Niemand tugendhaft sein kann, die Pflicht der Tugend. Die Rechtspflichten dagegen, die Angemessenheit der Handlung nach dem Gesetze, die Gesetzmässigkeit vervollkommnet sich in der Gattung, weil sie sich fortschreitend von Individuen auf Individuen hinüberpflanzt. Nur die Reinheit der Gesinnung entscheidet über das Vorhandensein und den Grad der Tugend. Hier entscheidet die Weisheit, die Erkenntniss nicht, sondern lediglich die Gesinnung. Der persönliche, sittliche, individuelle Charakter der Tugend bleibt so für jeden Menschen zu jeder Zeit der gleiche, wenn auch die äussere Erscheinung desselben eine sehr verschiedene ist. Die Tugend kann nicht von einem auf den Andern übertragen werden, wobei natürlich ungeachtet dieser Unveränderlichkeit derselben der gesellschaftliche Einfluss der Liebe, des Wohlthuns, der Erziehung besteht (S. 11). Kann der Mensch auch seine Tugend nicht zurücklassen, so lässt er doch sein mächtig wirkendes Beispiel zurück. Aber nicht die Summe der äussern Umstände, sondern lediglich das Innere des Menschen, der Grad des Willens, der eigenen Anstrengung den zu überwindenden Hindernissen gegenüber bildet den Maassstab bei der Beurtheilung des Tugendwerthes. Unsere innere Sittlichkeit erwächst nicht als ein bloss äusserliches Ergebniss auf der Grundlage unserer Vorfahren, so dass diese erst den Grund unserer Sittlichkeit legen mussten. Mit Recht spricht sich Herder gegen diese verkehrte Ansicht aus. Die wahre Moral nimmt nicht auf dem Wege der Anhäufung zu, wie die Wissenschaft oder die Industrie. Die Tugend ist das persönliche Werk eines Jeden (S. 14). Demungeachtet nimmt das Gute zu und das Böse ab, aber nur in dem, was von einem Individuum auf andere und durch diese auf die Gattung übergeht. Es gibt in unserer Zeit ohne Zweifel weniger Irrthümer und Vorurtheile, weniger Fälle unüberwindlicher Unwissenheit, weniger Verbrechen, weniger Mord

Digitized by Google

und Diebstahl, aber nicht mehr tugendhafte Menschen (S. 15). Die äusseren Umstände sind begünstigender, weniger für die Tugend hemmend in unserer Zeit. Der Weg am Abgrunde ist breiter und weniger gefahrvoll geworden. Die Bande der Civilisation sind stärker. Das Wohl der Gesellschaft vermehrt sich, ihr Uebel vermindert sich; aber nicht die Tugend selbst. Nicht in der Reinheit der Absichten, nicht in der Eigennutzlosigkeit, im guten Willen, sondern in der Einsicht in die politischen, moralischen und ökonomischen Wissenschaften, welche die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen regeln, in der allgemeinen Verbesserung der für das Menschengeschlecht bestehenden Bedingungen, beruht der Fortschritt. Der Herr Verf. verwirft darum eben so sehr Fichte's in seiner Bestimmung des Menschen ausgesprochene Ansicht, dass selbst der Gedanke des Bösen aus der Seele des Bösen durch den Fortschritt verbannt, dass einst das Uebel aufhören werde, als er sich gegen Condorcet's Traum von einer grenzenlosen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes in der Weise ausspricht, dass zuletzt dem Leben des Menschen keine Grenze mehr gesetzt werden könnte (S. 17). Menschliche Einrichtungen können, wenn auch noch so verbessert, weder die Sünde, noch den Tod völlig ausrotten. Mit dem gänzlichen Aufhören des Bösen würde auch das Gute seine wahre Bedeutung verlieren. Auch bei der grössten äussern Vervollkommnung der Gesellschaft wird immer die Tugend ihre Bedeutung für die Individuen und ihren Werth für das gesellschaftliche Wohl behaupten. Schon gegenüber dem Gedanken an den Tod, an die Auffassung und Beurtheilung desselben ist die Tugend von entscheidender Wichtigkeit. Ebenso verhält es sich mit den gerade in verbesserten Gesellschaftszuständen für die Einzelnen empfindlicher werdenden Leiden. So wird man immer zwischen dem Aeusseren, der Beschaffenheit der Handlung, der Gesetzmässigkeit, welche allerdings fortschreitet, und zwischen dem Unveränderlichen des Innern, der Absicht, der sittlichen Anlage unterscheiden müssen. Hiernach beurtheilt nun der Herr Verf. im zweiten Abschnitte die von Thomas Buckle in seiner history of civilisation in England, 3 vol. London, 1867 ausgesprochenen Ansichten (S. 19—25). Buckle will jeden Fortschritt von der wachsenden Intelligenz, von der zunehmenden Wissenschaft, nicht aus der Quelle der Moral ableiten. Es ist Buckle's Fehler, dass er im Fortschritt des Menschengeschlechtes in Wahrheit nur das intellectuelle, nicht aber das moralische Element zulässt. Nicht die Moral als innere Anlage, sondern die aus ihr hervorgehenden Erscheinungen, die durch sie bedingten Consequenzen bilden den Fortschritt, der bei einer alleinigen Hervorhebung der Intelligenz übersehen wird. Buckle's Behauptung von der Veränderlichkeit des sittlichen Elementes und darum von dessen Unfähigkeit einer Einwirkung auf die fortschreitende Verbesserung des Menschengeschlechtes stellt der Hr. Verf. mit vollem Rechte die wohlthätige Wirksamkeit der sittlichen Erziehung, der guten

Digitized by Google

Beispiele, der guten Grundlagen als moralischer Ursachen des Fortschrittes entgegen. Buckle hat das Innere und Aeussere der sittlichen Zustände verwechselt. Das Innere ist unveränderlich; aber das, was durch dieses Innere geschaffen wird, geht von einem auf den andern hinüber und vervollkommnet die gesellschaftlichen und damit auch die individuellen Zustände.

Treffend ist die im dritten Abschnitte durchgeführte Vergleichung des Fortschrittes in der Moral mit dem Fortschritte in der Kunst, insbesondere in der Dichtkunst (S. 25—29). Der Hr. Verf. unterscheidet mit Fontenelle in seinem Leben Corneilles die Schönheit des Werkes und das Verdienst des Verfassers. Die Beschaffenheit der Zeit, in welcher der Verfasser lebt, hat Einfluss auf die Schönheit des Werkes. Die Schönheit des Werkes ist relativ; denn sie hängt von der Zeit ab, in der es entsteht. Das Verdienst des Verfassers ist absolut; denn es wird nicht durch die Zeit, sondern durch sein eigenes Genie bestimmt. Das Genie ist rein individuell, wie die Tugend; es geht mit dem Künstler unter, wie die Tugend mit dem Tugendhaften, während die Sprache, die Mittel des Ausdrucks, künstlerische Fertigkeiten sich gleich der Wissenschaft und dem Gewerbsfleisse vervollkommnen und von dem einen auf den andern übergehen und im Menschengeschlechte, nicht im Individuum haften. So bezieht sich der Fortschritt auf die Sprache, auf die technischen Fertigkeiten beim Malen, auf die musikalischen Instrumente, die Einrichtung des Orchesters bei der Tonkunst, niemals aber auf das rein individuelle Genie des Künstlers, des Schriftstellers, des Malers, des Musikers. So wie mit dem Genie, verhält es sich mit der Tugend. Die jetzige Generation übertrifft die antike eben so wenig in der Tugend, als im Genie. „Wenn auch, lässt Fontenelle den Sokrates sagen, die Kleider wechseln, verändert sich deshalb die Gestalt des Körpers nicht."

Der Hr. Verf. fasst seine Gedanken in den Worten Pascals zusammen: „Die Erfindungen der Menschen nehmen von Jahrhundert zu Jahrhundert zu; das Gute und das Böse der Welt bleibt im Allgemeinen dasselbe." „Wenn wir besser handeln, sagt der Hr. Verf., so beweist diess nicht, dass wir moralischer geworden sind, d. h. dass wir vom Standpunkte der Sittlichkeit aus betrachtet mehr Verdienst haben; wenn unsere Voreltern schlechter handelten, so beweist dieses nicht einen geringeren, sittlichen Werth derselben. Um sie im Guten zu unterstützen und vom Bösen abzuhalten, hatten sie die Hülfsmittel einer besser geordneten und in der Bildung vorgeschrittenen Gesellschaft nicht. Sie thaten mehr Schlechtes, weil sie in ihrer Unwissenheit das Böse für gut hielten oder weil sie grösseren Versuchungen ausgesetzt waren, mit mehr Hindernissen zu kämpfen hatten. Sie unterlagen, es ist wahr, aber unter der schrecklichen Herrschaft der Umstände und Prüfungen, gegen welche wir vielleicht zum grossen Glücke für diese vermeintliche Ueberlegenheit, auf die wir stolz sind, nicht anzukämpfen nöthig

Digitized by Google

hatten." „Will man Menschen gerecht beurtheilen, sagt Montesquieu, so muss man zugleich die Vorurtheile ihrer Zeit in Erwägung ziehen." „Von den Fortschritten des Menschengeschlechtes, damit schliesst der Hr. Verf. seine geistvolle Abhandlung, muss man Alles das abziehen, was wesentlich individuell ist, die moralische Kraft, wie die Begeisterung, die eigentliche Tugend, wie das Genie. Diess ist eine Lehre, welche sich der Geschichtschreiber, wie der Moralist zu Nutzen ziehen kann, die Lehre der Billigkeit und Mässigung in der Vergleichung verschiedener Zeitalter, in der Beurtheilung der Zeiten, welche uns vorausgingen, und deren, in welchen wir leben."

v. Reichlin-Meldegg.

Oeuvres choisies de Louis Spach, archiviste du departement du bas-Rhin. Tome troisième. Melanges d'histoire Alsatique 660—1849. Ve Berger-Levrault et fils, libraires-éditeurs. Paris, rue des beaux-arts 5. Strasbourg, rue des Juifs 26. 1867. VI und 619 S. in gr. 8.

Die beisten ersten Bände, welche Schilderungen von hervorragenden Persönlichkeiten des Elsasses, sowohl aus der früheren, wie aus der jüngst verflossenen Zeit, in einer äusserst anziehenden Weise ausgeführt enthalten, sind in diesen Jahrbb. Jahrgg. 1866 S. 140 ff. näher besprochen worden. Auch der vorstehende dritte Band hat das Elsass zu seinem Gegenstand: wir finden darin zusammengestellt eine Reihe von monographischen Darstellungen geschichtlicher Art, welche zunächst über einzelne der bedeutendsten und geschichtlich wichtigen Abteien, Kirchen und Schlössern mit deren Dynasten sich verbreiten, unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen aber ein erneuertes Interesse gewinnen, wo die Blicke Aller sich unwillkürlich dem Lande zuwenden, das einst zu Deutschland gehörig, und diesem entrissen, nun seiner Wiedervereinigung mit dem Mutterland entgegensieht. Und diess mag auch der verspäteten Anzeige dieses Bandes zur Entschuldigung dienen.

Es sind die hier zu einem schönen Ganzen vereinigten, im Uebrigen von einander unabhängigen Aufsätze grossentheils schon früher einzelweise in Zeitschriften (Revue d'Alsace, Bulletin de la société historique et archéologique) erschienen, sie sind hier wiedergegeben, aufs Neue durchgesehen, und selbst mit manchen Zusätzen bereichert, zu welchen fortgesetzte Studien, insbesondere in den seiner Aufsicht anvertrauten Archiven den mit der Geschichte des Elsasses wie Wenige vertrauten Verfasser geführt haben. Aber es ist nicht blos die gründliche historische Forschung, sondern auch die vorzügliche Darstellung, welche diesen Schilderungen einen besondern Reiz verleiht: es ist darauf schon bei der Besprechung der beiden

Digitized by Google

ersten Bände hingewiesen worden, und kann diess auch bei diesem Bande nicht genug hervorgehoben werden. An den Anfang finden wir gestellt die Geschichte der berühmten Abtei von Weissenburg, deren Gründung bis in das siebente Jahrhundert zurückgeht: es reiht sich daran die in demselben Jahrhundert gegründete Abtei von Mauersmünster (Marmoutier) und das Kloster von Sindelsberg mit der darauf bezüglichen merkwürdigen, hier näher erörterten Urkunde vom Jahr 1115, von welcher eine vorzüglich ausgeführte Abbildung (denn so kann man es nennen) beigefügt ist; dann folgt die Abtei von Münster mit einer Reihe von wichtigen Urkunden, die Cisterzienser Abtei Neuburg in der Nähe von Hagenau mit einigen interessanten, auf die Beschiffung des nahen Rheins bezüglichen Urkunden, die Abtei von Eschau, Marbach, die Priorei von Ittenwiller und Einiges Andere der Art: ein besonderes Interesse spricht der Aufsatz über die Anlage der Cathedrale zu Strassburg, des Münsters S. 225 ff. an, auf welchen es kaum einer besondern Hinweisung bedarf. An die Geschichte dieser auch für die Culturgeschichte des Elsasses so wichtigen Stätten reiht sich dann die Geschichte einer Anzahl von Schlössern des Elsasses, welche durch die Geschlechter, deren Sitz dieselben waren, eine besondere Bedeutung erhalten, wie die Hohenkönigsburg, das Schloss von Oberbronn, und vor Allem das Schloss von Lichtenberg, an welches die Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg bis auf den Schluss des achtzehnten Jahrhundert, in welchem diese einst so ausgedehnte und bedeutende Grafschaft ihr Ende erreicht hat, geknüpft ist: es ist das Ganze ein geschichtlicher Abriss, der mit den nöthigen urkundlichen Belegen, ja selbst mit zwei Landkärtchen und einer Abbildung des Schlosses Lichtenberg ausgestattet, als ein werthvoller Beitrag zur deutschen Geschichte zu betrachten ist.

Eine besondere Erwähnung verdient gleichfalls der Vortrag: „La ville et l'université de Strasbourg en 1770" S. 421 ff.; er stammt noch aus der Zeit des gelehrten Congresses zu Strasburg im Herbst des Jahres 1842 und ist damals von der zahlreichen Versammlung, wie sich Ref. dessen noch wohl erinnert, mit ungetheiltem Beifall, wie er ihn auch in der That verdient, aufgenommen worden: denn er gibt ein ansprechendes Bild von dem Leben der altdeutschen Reichsstadt, die bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren alten deutschen Charakter ziemlich bewahrt hatte, in der aber dann bald der französische Einfluss sich in überwiegender Weise geltend zu machen suchte, in den politischen Verhältnissen der Stadt wie in den Sitten und Anschauungen ihrer Bewohner. Was das erstere betrifft, so sehen wir, wie die städtische Verfassung mit ihren Einrichtungen und ihrer ganzen allerdings schwerfälligen Gliederung der Behörden zwar belassen, die Entscheidungen derselben aber gelähmt durch eine höhere Macht, dem Gebote des französchen Machthabers weichen mussten, und so die städtische Verfassung, der Freiheit und Selbstständigkeit ent-

Digitized by Google

kleidet, zu einer blossen Form herabgesunken war, indem doch nur der Wille eines Andern gebot: und es ist nicht zu viel gesagt, wenn der Verf. unter Anderm bemerkt, dass, wenn auch nicht die Revolution des Jahres 1789 dieser Verfassung des Jahres 1482 ein gewaltsames Ende gebracht hätte, dieselbe wohl unvermeidlich im Laufe der Dinge eines natürlichen Todes verblichen wäre, zumal als unter den einzelnen städtischen Behörden keine Einigkeit herrschte und Alles am Ende in den Händen einer municipalen, von dem französischen Machthaber abhängigen Oligarchie lag, welche die Verwaltung der Stadt führte. Indem der Verf. davon ein anschauliches Bild entwirft, vergisst er aber auch nicht, am Schlusse seiner Darstellung einen Blick auf das geistige Leben der Stadt zu werfen und in einigen hervorragenden Männern, unter denen wir nur an Schöpflin erinnern, die zunächst an der Universität herrschende gelehrte Thätigkeit zu zeichnen. So wird es der äusserst anziehend und lebendig geschriebenen Darstellung auch in unsern Tagen nicht an Interesse fehlen, zumal wenn wir den Schluss betrachten und die dort von dem Verf. ausgesprochenen Wünsche, in Bezug auf das, was er als die literärische Mission des Elsasses betrachtet, „qu'une volonté providentielle semble avoir arracher au sol germanique et incorporée à la France, pour servir de médiatrice entre les deux peuples qui marchent en tête de la civilisation européenne. Peutêtre chez nous le fardeau d'une double éducation pèse-t-il sur les intelligences et leur imprime-t-il un charactère d'indecision, qui nuit à la force créatrice: mais le rôle de messager intellectuel entre deux grandes nations est certes assez beau pour que les hommes, jeunes et heureusement doués, y mettent leur existence et leur avenir. C'est travailler en même temps à une oeuvre de paix; car aujourd'hui plus que jamais les masses suivent l'impulsion des penseurs; aussi longtemps que les poëtes, les hommes de science, les érudits de deux pays rivaux fraternisent, les discordes politiques sont bien près de tomber dans l'oubli, et les arsenaux n'ouvrent plus leur portes que pour livrer passage au canon inoffensif destiné à annoncer les fêtes de l'industrie ou de l'intelligence.“ So sprach sich im Jahre 1842 noch der Verfasser aus: aber — wie von einer Ahnung getroffen, setzt er jetzt (1867) in einer Note hinzu: „Cette prévission ou plutôt ce voeu optimiste de l'auteur, a subi, malheureusement, de cruèls dementis depuis cette epoque.“ Und wie würde er jetzt 1870 schreiben? Und doch hoffen wir, dass aus den furchtbaren Kämpfen, welche zunächst das Land getroffen haben, dem der Verfasser durch seine Geburt, wie durch seine wissenschaftlichen Leistungen angehört, ein neues geistiges Leben hervorgehe, und, wenn die nächsten Wunden, welche der Krieg gebracht hat, geheilt sind, eine erneuerte Thätigkeit auf dem Gebiete des Wissens dem für das Mutterland wieder nach fast drei Jahrhunderten gewonnenen Lande erstehen möge!

Digitized by Google

Ausser dem Aufsatz, welcher zwei Reisen der Princessin Elisabeth von Oesterreich, der Gattin Karls IX. behandelt, und einigen kleineren Aufsätzen, haben wir noch des den Schluss bildenden Aufsatzes zu erwähnen: Souvenirs du grand-duché de Bade en 1848 et 1849 S. 589 ff., welcher zwar nicht das Elsass zunächst betrifft, wohl aber uns in eine traurige Periode zurückführt, in welcher ein edler, durch eine meuterische Rotte aus seinem Lande vertriebener Fürst in dem damals republikanischen Elsass eine freundliche Aufnahme fand, und so Viele seiner Unterthanen in dieses Land sich flüchteten, hier Schutz für ihre Person und ihr Eigenthum fanden. Zunächst ist es Rastadt und sind es die dortigen Vorfälle vor und nach der Einnahme, worauf der Inhalt dieser Aufzeichnungen sich bezieht.

Thugut und sein politisches System. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der deutschen Politik des österreichischen Kaiserhauses während der Kriege gegen die französische Revolution. Von Alfred Ritter von Vivenot. Wien. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. In Commission bei Karl Gerold's Sohn. 1870. 130 S. in gr. 8.

Den so werthvollen Veröffentlichungen archivalischer Schätze zur näheren Aufklärung der Beziehungen der österreichischen Politik zu der französischen Revolution in ihren verschiedenen Phasen reiht sich auch die vorstehende Schrift an, welche in dem, was sie bringt, an Wichtigkeit und Bedeutung dem nicht nachsteht, was schon früher von demselben Verfasser aus gleichen Quellen an das Tageslicht gezogen worden ist.*) Seine Aufgabe ist es zunächst, durch die hier mitgetheilten Aktenstücke das Verfahren und die Tendenz des damals die Politik Oesterreich's leitenden Ministers, Thugut, in das rechte Licht zu setzen und gegen die ungerechten Beschuldigungen in Schutz zu nehmen, welche eine tendenziöse Geschichtschreibung der neuesten Zeit gegen diesen Staatsmann zu zu erheben gesucht hat. Das beste Mittel, den Ungrund dieser schweren Anschuldigungen darzuthun, bietet allerdings die Veröffentlichung der von ihm ausgegangenen Aktenstücke, die besser als jede andere Vertheidigung, sein Verfahren und seine Grundsätze, so wie die Mittel, die er zu deren Durchführung anwendete, darlegen. Es geschieht diess in den hier veröffentlichten Aktenstücken, in Allem fünf und dreissig, welche als eine erste Abtheilung, mit dem Memoire vom 14. April 1793 beginnen, in welchem Thugut nach der ohne Oesterreichs Zustimmung bewirkten zweiten

*) In der Schrift: Thugut, Clerfayt und Wurmser. Originaldokumente u. s. w. Wien 1869. S. diese Jahrbb. 1869 S. 820 ff.

Theilung Polens in Folge der zwischen Russland und Preussen am 23. Juni 1793 insgeheim abgeschlossenen Convention die Grundzüge der von Oesterreich fürderhin einzuhaltenden Politik, also sein eigenes politisches System, dem er auch bis zu seinem Rücktritt treu geblieben ist, dargelegt hat; sie schliessen mit einem eben so merkwürdigen Bericht des Grafen Cobenzl vom 5. Januar 1795 über den mit Russland abgeschlossenen geheimen Petersburger Vertrag. In einer zweiten Abtheilung, deren Veröffentlichung man gewiss mit nicht geringerem Verlangen entgegenzusehen hat, soll eine Reihe von ähnlichen wichtigen Documenten aus dem Zeitraum vom 25. Januar 1795 bis 1797 zum Abdruck gelangen, darunter die Ratification des Petersburger Vertrags und die Erlasse Thugut's über den Abschluss der Präliminarien von Leoben, wie des Friedens von Campo Formio, zu welchem Oesterreich sich gedrängt sah; auch sollen daran noch andere nicht minder wichtige Documente sich reihen, und als Schluss ein Aktenstück dienen, das Thugut kurz vor seinem Rücktritt im Februar 1801 entwarf, um selbst noch n a c h Hohenlinden im Frieden von Lüneville die Ehre der österreichischen Politik und die Interessen Deutschlands zu wahren.

Wir können hier natürlich nicht in die Einzelheiten der hier in der ersten Abtheilung veröffentlichten, in französischer Sprache abgefassten Schriftstücke, welche die Correspondenz Thugut's mit Cobenzl bilden, eingehen, und ihren Inhalt im Einzelnen nahmhaft machen, wohl aber wird diese Correspondenz dazu dienen, das Verfahren des leitenden österreichischen Ministers in das rechte Licht zu setzen, und ihn selbst von Seiten seiner Grundsätze und seines Charakters als einen Mann darzustellen, den die schweren Vorwürfe, welche man auf ihn zu werfen sich nicht gescheut hat, in keiner Weise treffen können. Im Gegentheil, die hier veröffentlichten Aktenstücke erweisen das Gegentheil und rechtfertigen das Urtheil, das der Herausgeber im Gegensatz zu jenen schweren Vorwürfen, S. 9 ff. ausgesprochen hat. „In allen Aktenstücken — so schreibt Derselbe — ich zähle deren nach Tausenden, die mir bisher vorlagen und die ich successive zu veröffentlichen gedenke, spricht aus Thugut der vereinigte Geist eines Pitt und eines Carnot; ja untrüglich geht aus diesen Dokumenten hervor, dass Thugut ein hochbegabter, weiser Staatsmann war, der im Orient nicht die Schlechtigkeit und feile Gewissenlosigkeit, sondern eine grosse philosophische Weltanschauung erlernt hatte, der nicht Serail- und Palastpolitik trieb, sondern als Rath der Krone Offenheit, Redlichkeit und die Staatswohlfahrt höher geachtet hat als selbstsüchtige Motive, höher als Amt und Würde. Weit entfernt von Principlosigkeit, war sein ganzes politisches System aufgebaut auf den Grundpfeilern der E h r e und der S t a n d h a f t i g k e i t. Seine persönliche Stellung bei Hof als Premierminister und als ein Staatsmann, der diese hohe Stellung seinen persönlichen Verdiensten und

nicht der Geburt und der Intrigue verdankte, war eine höchst schwierige. Der frondirende hohe Adel, unfähige, auf dem Schlachtfelde wiederholt geschlagene Generäle, welche die kaiserlichen Befehle, die Thugut verfasst hatte, aus Indolenz oder Unverstand nicht zu befolgen wussten, und endlich selbst der schlimme Einfluss der Agnaten des Kaisers und einiger dem Hause Oesterreich nahe verwandten Fürstengeschlechter, die in ihrer kurzsichtigen Verblendung auf die Entschliessungen des wohldenkenden Monarchen hinter den Coulissen Einfluss auszuüben wussten (es werden demnächst dazu die Belege gegeben), haben dem Minister Thugut die Unabhängigkeit der Action geraubt und ihn in einem Zeitraum weniger Jahre dazu gebracht, seine Entlassung wiederholt anzubieten."

Wir haben absichtlich diese längere Stelle hier mitgetheilt, weil sie eigentlich das Endergebniss enthält, zu welchem eine unbefangene Prüfung der hier vorgelegten Aktenstücke führt, zumal wenn man sie in Verbindung bringt mit dem, was in dieser Hinsicht schon früher in der oben genannten Schrift zur Oeffentlichkeit gelangt war. Wenn darin insbesondere gezeigt war, dass die dem österreichischen Minister hinsichtlich der Räumung der österreichischen Niederlande gemachten Vorwürfe nicht stichhaltig sind, und dass es auch mit den andern wider ihn erhobenen Anschuldigungen hinsichtlich verrätherischer mit Frankreich gepflogenen Unterhandlungen, der Verbindung mit Russland, wodurch eben der Abschluss des Baseler Friedens herbeigeführt worden, oder der nachtheiligen Einflüsse auf die Kriegführung der Jahre 1793—1795, nicht besser steht, so wird das Urtheil der Geschichte über diesen Staatsmann nun anders ausfallen müssen, und die Rechtfertigung, die seinem Wirken und seiner Thätigkeit durch die Bemühungen des Verfassers gezollt wird, zur Geltung gelangen. Es ist diess ein gewiss nicht genug anzuerkennendes Verdienst, welches Derselbe sich durch diese Publikationen erworben hat, und darum kann man nur mit allem Verlangen einer weiteren Fortsetzung dieser Publikationen entgegensehen, da sie nur beitragen können, die Geschichte einer der denkwürdigsten Perioden neuerer Zeit in ihr wahres Licht zu setzen und eine irrige Auffassung derselben zu beseitigen.

Digitized by Google

Nr. 45. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Latour St. Ybars. Néron sa vie et son époque Paris. Michel Lévy frères 1867. 615 S.

Die römische Kaisergeschichte hat in Frankreich von jeher eine liebevolle Pflege gefunden. Seitdem der alte Tillemont seine noch immer trotz bedeutender Mängel nicht übertroffene Histoire des Empereurs geschrieben, sind zu allen Zeiten mehr oder minder werthvolle Beiträge in diesem Lande erschienen. Ganz besonders ergiebig sind die letzten 60 Jahre gewesen und unter diesen stehen in der massenhaften Production wieder die Zeiten des zweiten Kaiserreichs obenan. Es ist dies eine natürliche Folge der Verhältnisse. Man suchte den Napoleonismus in seinen Ursachen und Wirkungen zu erfassen und nichts lag näher als in dem Cäsarismus der römischen Kaiserzeit Analogieen zu finden. Dieser Umstand wirkte theils vortheilhaft, theils nachtheilig auf die betreffenden Geschichtswerke. Der politische Blick erweiterte sich, das lebendige Verständniss wuchs, die Darstellung gewann ein ganz anderes Leben, wenn man auch nicht an die allgemeine Darstellungskunst der Franzosen denkt; aber alle diese Vortheile entstanden auf Unkosten der eingehenden und unparteiischen Forschung und es drohte fast regelmässig die Gefahr, auf Verhältnisse, die eben nur in jener Zeit ihre Erklärung finden, von dem trügerischen Standpunkte der Gegenwart das Urtheil zu übertragen oder auch umgekehrt. Die gleichen Vorgänge und die gleichen Fehler weist die Geschichte Nero's von St. Ybars auf. Sie ist brillant, lebensvoll und mit einer glänzenden Phantasie geschrieben und bietet demjenigen, der es mit den Thatsachen nicht genau nimmt, eine fesselnde Lecture; aber ihr wissenschaftlicher Gehalt ist gering und speciell für die deutsche Wissenschaft ist das Werk keine Bereicherung. Dies möge an einigen Fällen nachzuweisen erlaubt sein.

Es ist vor Allem nothwendig, dass der Verfasser eines solchen Werkes sich über seine Stellung zu den Quellen ausspricht. Herr L. St. Y. thut dies ganz kurz in seiner Einleitung. Demnach lag es im Interesse der Flavier, die Sehnsucht nach Nero, die im Volke lebte, zu zerstören und aus dem todten Kaiser selbst einen Gegenstand des allgemeinen Hasses zu machen. Dieser Absicht sollen die beiden Plinius, Sueton und Tacitus gedient und darum mit offener Parteilichkeit gegen Nero geschrieben haben. Während die Schriftsteller der kaiserlichen Partei sämmtlich verloren gingen, kamen nur die Berichte seiner Feinde auf unsere Zeit; und was jene unterlassen haben, das haben die Kirchenväter vollendet, welche

ihrem Grauen vor dem ersten Christenverfolger nicht genug dunkle Farben geben konnten. In dieser Argumentation des Hrn. L. St. Y. ist unzweifelhaft Vieles richtig. Zwar dass Tacitus und Sueton dem flavischen Interesse zu lieb geschrieben haben, ist so wenig richtig als bei dem jüngeren Plinius. Aber so einfach liegt doch überhaupt die Frage über den Werth und die Glaubwürdigkeit der Quellen nicht, dass man dieselbe — selbst nur für den Laien — mit einfachen Behauptungen auf einer Seite zur Entscheidung bringen kann. Man muss den Werth der Berichte durch Vergleichung und wo möglich durch Zurückführung auf ihre Quellen zu ermitteln suchen — wie dies besonders für diese Zeit durch Lehmann, Hirzel, Weidemann, H. Peter und zuletzt Mommsen, auch durch Sievers und Freytag geschehen ist — und danach mit Consequenz in der Benützung und Taxirung derselben verfahren. Alle diese Untersuchungen — eigne und fremde — hat sich der Verf. erspart und so ist denn auch seine Quellenbenutzung ganz unkritisch und willkürlich. Tacitus hat den gleichen Werth wie Sueton, Plutarch wie Dio; höher als sie alle steht die kirchliche Tradition und die Fabeln der Kirchenväter und wenn der Verf. die Byzantiner Malalas und Cons. gekannt hätte, so hätte er ihre Autorität wahrscheinlich nicht geringer gehalten. Noch ein weit grösserer Fehler als diese Unkritik ist die Unvollständigkeit des Quellenmaterials. Wer heutzutage mit römischer Kaisergeschichte sich beschäftigt und nicht auch die Inschriften, Münzen und Denkmäler aller Art zur Ergänzung beizieht, der muss auf demselben Standpunkt stehen bleiben wie Tacitus; er kann eine Hof- und Palastgeschichte, aber nie eine Reichsgeschichte schreiben. Dies ist nothwendig bei dem Verf. der Fall; denn die Forschungen von Borghesi bis zu seinem berühmten Landsmanne Renier sind für ihn ohne Nutzen geblieben.

Nachdem der Verf. im ersten Capitel des ersten B.'s eine sehr fragmentarische Schilderung von dem Einflusse des Principats auf die Sittlichkeit gegeben hat, in der er beständig Ursache und Wirkung verwechselt, behandelt er in den folgenden 6 Cap. die Vorgeschichte N.'s. Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, dem Verf. in seiner Darstellung Schritt vor Schritt zu folgen und alle einzelne Vorzüge — ich rechne darunter eine oft glückliche Kritik der weltlichen Quellenschriftsteller — oder Fehler nachzuweisen; ich werde mich vielmehr mit der Besprechung einzelner Partieen begnügen, die ganz besonders die Art des Verfassers darzulegen im Stande sind. Von Nero's Eltern erfahren wir wenig Neues. Domitius ist natürlich ganz der rohe, brutale und verkommene Geselle, wie ihn die Anecdoten Sueton's und Dio's darstellen. Die gewichtigen Bedenken, die einer solchen Auffassung des Mannes entgegenstehen, Tacitus Schweigen, ja sogar seine Anerkennung an den verschiedenen Stellen, die zum Tadel Gelegenheit geboten hätten, Velleius vortheilhaftes Zeugniss, endlich der Umstand, dass Nero glauben konnte, wenn er seine Pietät gegen dieses angebliche

Digitized by Google

Scheusal durch Errichtung einer Statue documentire, für solche Handlung Anerkennung zu ernten, haben sich dem Verfasser nicht aufgedrängt; dagegen weiss er ganz genau, dass die beiden Gatten, welche sich vom ersten Augenblicke ihrer Verbindung gehasst und verachtet hatten, in der Nacht, wo Tiberius starb, sich versöhnten und dass die Frucht dieser Wiedervereinigung N. war. Wir übergehen nun die Schilderung des Verf. bis zu N.'s Adoption. Alle die Angaben, welche der Verf. hier gibt über die Namen, welche Nero hiebei erhielt, über das Alter der beiden kaiserlichen Prinzen, über die Erklärung Nero's zum Thronfolger — denn nur diese Bedeutung hat die Erhebung zum princ. juvent., die extraordinäre Cooptation in die 4 höchsten Priestercollegien und die Verleihung des imper. procons. — sind ungenau oder geradezu falsch. Weiss ja doch der Verf. sogar, dass N. bei der Adoption den Titel imperator erhielt »que Tibère et Claude n'avaient pris que bien rarement et pour peu de temps«!! Nach einigen verfehlten Versuchen eine Charakteristik Nero's zu geben folgt ein Capitel mit der Ueberschrift: Ce que c'était qu'être César. Jedermann erwartete doch wohl hier eine Darstellung des Cäsarismus und seiner Entwicklung bis zu Nero und für dieses hätten dann namentlich auch die Titel und Gewalten, die er führte, sowie die selbst ihrer Uebertragung in Betracht kommen müssen. Dieselben hätten schon des Verf. Aufmerksamkeit etwas auf sich ziehen dürfen. Imperator als praenom., das Tiberius bekanntlich noch nicht geführt hatte, erscheint hier auf $^1/_4$ sämmtlicher bekannter Münzen, noch selten auf Inschriften; jedenfalls hätte sich daraus ein Schluss auf die absolutistische Entwicklung des Cäsarismus machen lassen. Die tribunicische Gewalt Nero's zeigt in der Zählung bedeutende Schwierigkeiten, welche vielleicht auf seine Legitimität einiges Licht werfen könnten, die Datirung der 11 imperatorischen Acclamationen bedarf auch noch heutzutage der Fixirung auf ihre Veranlassungen und selbst nach ihrer inschriftlichen Beglaubigung, in der der Consulate und der Zeit ihres Antritts bieten die Inschriften manche Räthsel und die beglaubigten Angaben wichtige Anhaltspunkte für die Stellung des Principats. Endlich hätte auch die Art, wie Nero zur Erhöhung seiner Legitimität, seine Genealogie stets auf Augustus zurückgeführt, eine kurze Berücksichtigung verdient. Statt dessen hat uns der Verf. eine Anzahl von Klatschgeschichten über den ersten Cäsar mitgetheilt, über den sein Urtheil mit den Worten schliesst il devint le type des tyrans et il fut le corrupteur du genre humain. Die keineswegs so einfache Organisation des Weltreichs durch Augustus und Tiberius wird kurz unter der beliebten Rubrik hypocrisie abgemacht. Freilich muss sie dem Verf. etwas kurios erschienen sein, wenn er S. 172 den Nero die Comitien wiederherstellen lässt, les comices populaires supprimés par Tibère. Ein interessantes, nicht vereinzeltes Beispiel, wie der Verf. seine Quellen benutzt, findet sich S. 180

Digitized by Google

bei Poppaea; sie heisst »Lollia Poppaea fille de Lollius ami de Séjan« und auch im folgenden kommt dieser »Lollius« noch einigemal zu Tage. Zu den besten Stücken gehören die ersten Capitel des 3. B.'s, in denen der Verf. die künstlerischen Bestrebungen Nero's kritisirt. Nur begeht er auch bei dieser Gelegenheit wieder den Fehler, der Persönlichkeit Nero's zu grosse und der gräcisirenden Tendenz der Hauptstadt zu geringe Bedeutung beizulegen. Die Schilderung der Spiele unter Nero lässt wieder Manches zu wünschen übrig. Von den Eigenthümlichkeiten gerade der neronischen Zeit erfahren wir sehr wenig und doch hätte sowohl die Art der Spiele wie ihre Häufigkeit schon eine genauer Erörterung verdient; denn beides ist für die Zeitgeschichte von Bedeutung. Die bei dieser Gelegenheit aufgeworfene Frage, warum Nero selbst als Sänger und Schauspieler aufgetreten sei, hätte wohl anders gelöst werden müssen als durch die Angabe, aus Angst und weil er nicht die Militärmacht zur Beherrschung der Massen gehabt hätte — sonst hätten ja auch Augustus und seine Nachfolger dasselbe thun müssen —. Es war vielmehr die letzte und äusserste Consequenz der an Extremen reichen Zeit, welche nur eine Losung kannte: Glück und Genuss.

Mit Cap. 7 des 3. B. betritt der Verf. den festeren Boden der äusseren Kriege. Hier hätte sich seiner Forschung ein noch wenig bebautes Feld erschlossen. Tacitus und Dio haben die Feldzüge in Armenien zusammenfassend erzählt, ohne die Zeiten und Localitäten auseinanderzuhalten oder genauer zu berücksichtigen. Was hier noch zu thun war, hat Egli gezeigt. Der Verf. hingegen hat sich begnügt, in derselben unverständlichen Weise, wie die alten Berichterstatter, zu referiren; Ort und Zeitverhältnisse hat er nicht berücksichtigt, ja selbst die politische Bedeutung der Herrschaft über Armenien und das Geschick, welches die schliessliche Lösung der Frage zeigt, sind ihm völlig entgangen. Ebenso oberflächlich verfährt er in der Erzählung der Verhältnisse in Deutschland aus den J. 57 und 58; die Datirung hat hier wieder ihre Schwierigkeiten, auch bedurften die Ereignisse dort einer anderen Erklärung, als sie der Verf. versucht hat. Bei der Empörung in Britannien sind die Motive nicht in ihrer Tiefe erfasst. Es war dies nichts Geringeres als die letzte einheimische Reaction gegen die Fortschritte der Romanisirung des Südens, welche hauptsächlich von dem nationalen Pfaffenthum und den Fürsten unterstützt und veranlasst ward. Nur der Bericht des Tacitus kann hier auf Authenticität Anspruch machen; Dio's Reden vor Allem durfte der Verf. ebenso wenig wie die bei Tacitus als ächt passiren lassen. Auch die geschickte Politik des Kaisers nach dem Siege wird durchaus verkannt; Suetonius Paulinus war ein tüchtiger Soldat, aber die Pacificirung des Landes nach seiner Art drohte völlige Vernichtung der Eingebornen. Der Freigelassene Polyclit ist seiner Aufgabe völlig gewachsen; er sucht Suetonius nach aller billigen An-

Digitized by Google

erkennung zu einer Friedenspolitik zu bestimmen, und erst als dies nicht gelingt, wird er abberufen. Den Krieg mit den Juden hat der Verf. nur andeutungsweise noch behandelt; sicherlich mit Unrecht; denn die Entstehung bot z. B. für die Provincialverhältnisse manches Interessante und dann wurde doch unter der neronischen Regierung die Hauptsache der Pacificirung gethan; bei N.'s Tode ist nur noch die Eroberung der Hauptstadt auszuführen. Aus den übrigen Theilen des 3. Buches will ich nur noch auf die irrthümliche Angabe, die lex Petronia falle unter Nero, aufmerksam machen; für den Verf. ist dies eine unumstössliche Thatsache, ohne dass er jedoch bessere Beweise als die übrigen Vertreter der immer mehr abkommenden Ansicht anzuführen hätte.

Mit dem 4. B. kommen wir zu derjenigen Partie des Werkes, welche an und für sich das grösste Interesse erregen müsste und die jedenfalls für den Verfasser die wichtigste war, die Schilderung des Christenthums. Das 1. Cap. trägt die Ueberschrift Pierre à Rome. Premiers Chrétiens, und der Verf. bemüht sich, an der Hand der kirchlichen Tradition die sog. erste Ankunft des Petrus in Rom mit all den mehr oder minder bekannten Vorfällen und Folgen zu schildern. Mit welcher Gläubigkeit und Phantasie er hierbei verfährt, lehren Ueberschriften zur Genüge wie: On ignore par quelle porte Pierre entra dans Rome. Portrait de Pierre. Chaise curule du senateur (Pudens). Evangile de St. Marc. Les chrétiens se cachent dans les grottes du Vatican etc. In ähnlicher Weise wird dann die Anwesenheit des Paulus bearbeitet. Dass hiebei alles, was die Apostelgeschichte als Thatsache berichtet, auch als solche gilt, kann nicht befremden. Aber der Verf. glaubt auch an die Bekehrung Seneca's und wittert in allen klassischen Schriften, die selbst den Namen des Christenthums nicht kennen, Spuren dieser Lehre; Acte ist selbstverständlich eine Christin und um der gleichen Freundschaft mit Poppaea der Judenfreundin willen hegt der Verf. auch hinsichtlich Octavia's wenigstens die tröstliche Hoffnung, dass sie ebenfalls Christin war. Solchen Hypothesen gegenüber erscheint natürlich das Christenthum der Pomponia Graecina ausser allem Zweifel. Aehnlich ist das, was der Verf. im 5. B. über die neronische Verfolgung und den Tod der beiden Apostel vorbringt. Nero schreitet zur Verfolgung der Christen in völliger Kenntniss ihrer Bedeutung. Seine Beliebtheit bei den Massen scheint ihm gefährdet durch den neuen Glauben, er erfährt nun noch dazu die mächtige Ausbreitung desselben unter seinen Sclaven und jetzt ist er bereit den Einflüsterungen Poppaeas und der Juden nachzugeben, da ihm noch dazu eine solche Verfolgung die Möglichkeit gibt, die schlimme Nachrede der Brandstiftung von sich abzulenken. Viele Tausende fallen bei dieser Gelegenheit; allein 2—3000 dienen als Fackeln bei dem grossen Feste, welches der Verf. mit einer reichen Phantasie in den horti Neroniani schildert. Im 6. Buche wird die sog. 2. Anwesenheit des Paulus und Petrus in

Digitized by Google

Rom, sowie ihr Tod geschildert. Danach entreisst Paulus die frühere Maitresse Nero's, Acte, die jetzt eine fromme Christin ist, seinen neuen Liebeswerbungen und wird desswegen auf Befehl Nero's verhaftet. Aber er imponirt dem Kaiser so sehr, dass er ihn nicht zu tödten wagt. Jedoch der vereinigten Anstrengungen der Juden, des Simon Magus, der mit Nero in intimem Verkehre steht, und eines Königs Agrippa gelingt es bei Nero die Verurtheilung von Petrus und Paulus zu erwirken und der erstere wird auf dem Janiculum gekreuzigt, während der andere an der Strasse nach Ostia enthauptet wird.

Wie sind einer ruhigen Geschichtsdarstellung solche Dinge möglich? Der Verf. gibt uns darüber selbst Auskunft. S. 485 gibt er die Erklärung, dass die Auslegung der Kirche für die heiligen Schriften infallibel sei und ist damit für seine Person gerechtfertigt. Ob bei diesem Standpunkte aber eine römische Kaisergeschichte möglich ist, ist eine Frage, deren Beantwortung für mich keinen Augenblick zweifelhaft ist. Da für mich dieselben hemmenden Schranken wie für Herrn L. St. Y. nicht existiren, so will ich seinen Sagen kurz gegenüberstellen, was eine ruhige und besonnene Kritik über diese Verhältnisse sagen kann.

Kein zeitgenössischer Schriftsteller erwähnt das Christenthum*); es ist den Männern der neronischen Zeit, selbst wenn sie den Namen kannten, doch nur mit dem Judenthum zusammengeflossen. Keine Inschrift erwähnt dasselbe vor dem J. 71; und die einzige, welche de Rossi in diesem Jahre hat (J. Chr. no. 1) ist doch weiter nichts als ein ungelöstes Räthsel. Die Apostelgeschichte ist eine Tendenzschrift und von weit späterer Abfassung, kann also mit diesen Urkunden nicht gleichen Werth beanspruchen. Wenn das Christenthum überhaupt schon zahlreiche Anhänger in Rom hatte, so können diese nur in den Kreisen der Peregrinen und Freigelassenen zu suchen sein; Pomponia Graecina wird ganz mit Unrecht als Christin bezeichnet, da in der Darstellung des Tacitus, wie Friedländer nachgewiesen hat, kein einziger Ausdruck vorkommt, der nicht auch von heidnischen Culten gebraucht wurde. Das angebliche Christenthum Seneca's ist nichts als eine thörichte Fabel, und wenn der Verf. nicht sich die Mühe nehmen wollte, die einschlägige deutsche und französische Literatur hierüber anzusehen, so konnte er bei Hartpole Lecky die trennenden fundamentalen Unterschiede in der Lehre des Paulus und den Ansichten des Seneca auf einigen Seiten zusammengestellt finden. Der Aufenthalt des Petrus in Rom gilt selbst den Theologen als eine nicht zu beweisende Sache und auch von Paulus kann eine vorsichtige Kritik nichts weiter gelten lassen, als dass er seit dem Jahr 64 unserer Kenntniss entschwunden ist.

Die sog. Neronische Christenverfolgung ist weder aus Glaubensrücksichten allein, noch ausserhalb Roms erfolgt. Die bekannte

*) Denn Jos. A. J. XVIII, 3, 3 ist unächt.

Digitized by Google

Stelle des Tac. ann. 15, 44 macht es wahrscheinlich, dass man zuerst unter den stets anrüchigen Orientalen Nachforschungen wegen Brandstiftung anstellte, in Folge deren vielleicht von fanatischen Juden gegen die tödtlich gehassten Christen beschwerende Aussagen gemacht wurden. Die Zahl der Opfer kennt man nicht; der Ausdruck des Tacitus ingens multitudo ist viel zu vag, um ihn interpretiren zu wollen; die 2—3000, die zu Fackeln verwandt wurden, sowie das grossartige Fest existiren nur in der Phantasie des Herrn L. St. Y. Selbst die Strafen sind nicht ad hoc von Nero erfunden, sondern in dieser Zeit hie und da angewandt worden, wie mehrere Stellen bei Sen. in Schriften, die lange vor den Brand fallen, zeigen.

Da der Verf. den weltlichen Quellen gegenüber nicht so scrupulös verfährt, so war ihm möglich, von dem Brande eine ziemlich richtige Schilderung zu geben. Insbesondere ist es ihm gelungen, wenn er auch nicht alle Gründe, die möglich waren, vorgebracht hat, doch die Unschuld N.'s an der Brandstiftung bis zu völliger Wahrscheinlichkeit zu bringen. Auch der stoischen Opposition, die unter Nero in einem Masse wie unter keinem seiner Vorgänger hervortritt, widmet der Verf. eine längere Betrachtung. Aber dieselbe geht nicht über eine Sammlung von einzelnen Nachrichten über die Häupter Thrasea, Seneca, Lucan u. s. w. hinaus. Die staatlichen, litterarischen und socialen Tendenzen hat er nicht gewürdigt. Freilich wäre dazu ein Eingehen auf Musonius mindestens und Persius, doch auch Lucan nöthig gewesen. Auch hat der Verf. nicht bemerkt, dass es zwei deutlich geschiedene Richtungen in diesem Stoicismus gibt; das Haupt der einen ist Seneca, ihre literarischen Mitglieder bilden eine eigene (spanische) Schule und im Allgemeinen stehen die Mitglieder der pisonischen Verschwörung auf dieser Seite. Die andere, von Thrasea geführt, zeigt die aristokratischen Traditionen auf eine sehr deutliche Weise ausgeprägt und ihre Bedeutung liegt in der sittlichen Ehrenhaftigkeit ihrer Anhänger. Hier hätte nun der Verf. auch Gelegenheit gehabt, die Rolle zu beleuchten, die Thrasea in den Annalen des Tac. spielt. Eine genaue Untersuchung hätte ihm dann gezeigt, dass die sämmtlichen Berichte, die sich dort finden, weder seine angebliche Bedeutung, noch auch seine Verurtheilung zu erklären vermögen und dass weiterhin der Process selbst an den auffallendsten Lücken und Ungereimtheiten leidet. Unter Zuziehung der übrigen Quellen würde er dann wahrscheinlich zu der Einsicht gelangt sein, dass das Bild, welches Tac. entwirft, erst ziemlich spät aus den laudationes entstanden ist, die in dieser Zeit — ich erinnere nur an Arulenus Rusticus, Senecio, Plinius d. j., Tacitus selbst im Agricola — Mode geworden und die dilettantische Manier der aristokratischen Schriftstellerei recht deutlich zum Ausdruck bringen. Bei der pisonischen Verschwörung ist die Beurtheilung Seneca's ganz richtig; der grosse Philosoph wird kaum von der Theilnahme freizusprechen sein. Aber es hätten mehr die Gründe dargelegt

Digitized by Google

werden müssen, die hierfür sprechen; bloss dem Gefühl zu folgen, ist nirgends misslicher als in historischen Dingen.

Der Aufenthalt Nero's in Griechenland ist vielleicht am meisten von allen Partieen in der Geschichte dieses Kaisers mit Sagen und Entstellungen durchzogen. Hier bedarf es einer ruhigen Beurtheilung mehr denn irgendwo. Die chronologischen Fragen sind verwickelt, die Nachrichten über sein Benehmen in Griechenland bisweilen offen zu Tage liegende Tendenzlügen; von Allem lässt sich aus den späteren Berichten der Periegeten die Raubsucht Nero's auf ein verhältnissmässig geringes Mass reduciren. Der Verf. hat sich auch hier meist begnügt, alle einzelnen Angaben zu verzeichnen, ohne sich an die Lösung der schwierigen Fragen zu wagen. Bei dieser Gelegenheit hat er auch der Vinicianischen Verschwörung eine falsche Zeit angewiesen; nach Henzen's Scavi p. 21, 22 fällt dieselbe vor die Abreise in das J. 66.

Eines der besten Kriterien selbstständiger Forschung in der Geschichte Nero's ist der Aufstand des Vindex. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass sich hier ein Irrthum durch fast alle Bücher hindurchschleppt, der in den Quellen keine Stütze findet. In fast allen Geschichtswerken findet sich die Angabe, Vindex habe mit den Galliern bloss aus sittlicher Entrüstung über die Tyrannei und Lasterhaftigkeit Nero's sich empört und in völliger Uneigennützigkeit Galba erheben wollen. Nur durch ein Missverständniss sei er von den Truppen des Virginius Rufus angegriffen worden und habe sich selbst den Tod gegeben. Die Quellen, insbesondere Tacitus und Plutarch, aber auch sämmtliche Schriftsteller der Historia Augusta geben nur die Auffassung eines nationalen Unternehmens, welches von dem römischen Statthalter offen bekämpft und in ehrlicher Schlacht niedergeworfen wird. Galba liess sich leicht bewegen zu glauben, was er wünschte, Virginius dagegen, der die Verhältnisse aus grösserer Nähe durchschaute, konnte nicht so leicht dupirt werden. Der Verf. bleibt natürlich der gewöhnlichen Darstellung treu und vindicirt (S. 551) noch den jetzigen Franzosen ein Verdienst daraus, dass sich ihre Vorfahren zuerst gegen die Tyrannei erhoben à l'instigation d'un patricien animé de leur sang et de leur courage.

Ich glaube, es geht aus dem Gesagten deutlich hervor, dass der Verf. bei seinem Verhältniss zu den Quellen Nichts schreiben konnte als eine Hof- und Stadtgeschichte Roms unter Nero, die noch durch die Schilderung einiger Grenzkriege erweitert ist. Obgleich er eben hierbei den ausgesprochenen Zweck hat, die Widersprüche in der Ueberlieferung für eine Charakterisirung Nero's zu erklären und wo möglich zu einem einheitlichen Bilde zu vereinigen, so ist doch nirgends eine eingehende und erschöpfende Charakteristik versucht worden, und während der Verf. beständig von den interessanten psychologischen Problemen spricht, hat er doch nie den ernstlichen Versuch gemacht, dieselben zu lösen. Ueber

Digitized by Google

die sittlichen Zustände der Zeit finden sich viele vereinzelte Schilderungen, aber dieselben können kein anschauliches Gesammtbild erzeugen; und vor Allem sind sie völlig von diesem antithetischen und hoffnungslosen Zuge beherrscht, der für Tacitus und seine Zeit bekannt und einigermassen berechtigt ist. Aber die heutige Geschichtsschreibung darf auch die Lichtseiten nicht verschweigen und da hätten sich dann dem Verf. gerade unter Nero Verhältnisse gezeigt, die einen sehr bedeutenden Fortschritt der sittlichen Anschauung nicht verkennen lassen. Die Auffassung der Sclaverei, wie sie in der kaiserlichen Politik, in den Anschauungen des Volks und in den Schriften Seneca's hervortritt, macht dieser Zeit alle Ehre; die Idee der allgemeinen Brüderlichkeit aller Menschen ist von den philosophischen Schriftstellern unter Nero mit einer Entschiedenheit ausgesprochen worden, wie nie zuvor. Freilich kann der Verf. bei seinem kirchlichen Standpunkte die Bedeutung des Kosmopolitismus für die Ausbreitung des Christenthums nicht anerkennen, aber wir wissen, dass ohne denselben letztere nicht möglich gewesen wäre. Völlig unterschätzt sind auch die heidnischen und die jüdische Religion in ihrer Bedeutung für diese Zeit; eine richtige Darstellung dieser realen Verhältnisse wäre unendlich viel mehr werth gewesen als die Träumereien über die Bedeutung des Christenthums, das auf das öffentliche Leben zu dieser Zeit noch nicht den geringsten Einfluss übt; während letzteres erst im Stillen zu seiner Aufgabe sich Kräfte sammelt, beherrscht noch der alte Glaube und neuer Aberglaube Italien und die Provinzen. Für letztere hat der Verf. so wenig Interesse wie Tacitus. Ihre socialen, Handels- und Bildungsverhältnisse, die sicher fortschreitende Romanisirung, die besonders in Britannien unter Nero sich sehr auffällig zeigt, die Entwicklung des Gemeinwesens unter den Kaisern, die Heeresverhältnisse, die sich mit Hülfe von Inschriften, Münzen und baulichen Ueberresten in ein sehr helles Licht hätten setzen lassen, werden nicht im geringsten berücksichtigt. Für die neue Reichsliteratur, ihre Mittel, Verbreitung und Bedeutung hat der Verf. kein Verständniss; aber auch die Kunst, von der wir einige Proben bei dem Verf. angegeben finden, der weitverbreitete Kunstsinn, der sich auch ausserhalb der domus aurea in allen Schichten des Volkes durch die pompeianischen Funde bezeugt findet, die Entwicklung des Rechtswesens, werden nirgends berücksichtigt, wie es nothwendig wäre.

Nehmen wir dazu den Mangel an allem chronologischen und topographischen Material und die ganz unkritische Quellenbenutzung, so wird unser Urtheil, das wir im Anfang schon ausgesprochen, gerechtfertigt sein müssen. Der wissenschaftliche Werth des Werkes für die Kaisergeschichte ist äusserst gering; die populäre Darstellung römischer Verhältnisse ist um ein Werk reicher geworden.

Karlsruhe. **Hermann Schiller.**

Digitized by Google

Geschichte der Literatur des Rhäto-Romanischen Volkes mit einem Blick auf Sprache und Charakter desselben. Von Dr. Friedrich Rausch. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1870. VIII und 173 S. in gr. 8.

Die in der neuesten Zeit in grösserer Ausdehnung und mit mehr Gründlichkeit geführten Untersuchungen über das Gesammtgebiet der sogenannt romanischen Sprachen, die man früher irrthümlich als Töchtersprachen des durch die Schriftdenkmale uns überlieferten Lateinischen betrachtete, haben auch dem ältesten Reste derselben, wie er sich in einigen, jetzt freilich nicht mehr, wie früher, von der Welt abgeschiedenen Thälern Graubündtens erhalten hat, eine erneuerte Aufmerksamkeit zugewendet und zu einer richtigeren Auffassung dieses merkwürdigen Sprachrestes geführt, während in den Gegenden, welche den Sitz dieser Sprache bilden, unter den nicht viel mehr als etwa fünfzigtausend Menschen, welche dieselbe jetzt noch sprechen, sich ein erneuerter Eifer für eine grössere Pflege derselben zeigt, insbesondere für deren Anwendung in der Schrift, so dass es, um nur diess anzuführen, jetzt sogar nicht mehr an Zeitungen in dieser Sprache fehlt, wie Ref. gelegentlich einer Bereisung dieser Gegenden sich zu überzeugen Gelegenheit hatte: unser Verf. gibt sogar S. 109 nicht weniger als acht solcher Zeitschriften von politischen und andern, auch belletristischen Inhalts in dem Engadin'schen oder Ladin'schen Dialect; so wie neun derartige Zeitschriften in dem Romanschen Dialect, von welchen mehrere zwar wieder eingegangen sind, zwei der erstern und drei der letztern aber gegenwärtig noch bestehen!

Die vorstehende Schrift, welche einen Ueberblick der in dieser Sprache oder Mundart bis jetzt zu Tage getretenen Literatur zu geben beabsichtigt, bespricht in ihrer ersten Abtheilung die Sprache selbst und das Volk, in der anderen aber die einzelnen Schriftdenkmale und die einzelnen Schriftsteller in derselben vom sechzehnten Jahrhundert an bis auf unsere Tage; wir gewinnen daraus eine gute Uebersicht über alle die sprachlich mehr oder minder merkwürdigen Erscheinungen auf diesem Gebiete, und lernen die Männer kennen, die sich die Pflege der Sprache angelegen sein liessen, dadurch aber ihre Erhaltung, mitten in der Umgebung von deutsch oder italienisch redenden Bewohnern, so wie selbst ihre Ausbildung durch die Erhebung zur Schriftsprache zu fördern gesucht haben.

Eine Uebersicht dieser Bemühungen um die Erforschung dieser Sprache, ihrer Entstehung und ihres Alters, wie ihres Charakters gibt der erste Abschnitt, von Joseph Planta an aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis zu dem hier besonders hervorgehobenen Zeccaria Palliopi, der schon 1857 ein hier sehr gerühmtes Buch über die Orthographie und Orthoepie dieses Idioms

herausgab, und diesem mehrere andere auf dasselbe Idiom bezügliche Schriften folgen liess, jetzt aber mit Herausgabe eines ausführlichen etymologischen Wörterbuchs der rhäto-romanischen Sprache (Dizionari dels idioms retoromauntschs congualos con linguas parentedas e condots a lur provenienza), das jedoch erst 1872 vollständig erschienen sein wird, beschäftigt ist; darin ist, wie wir S. 17 lesen, unter Vortritt des oberengadinschen Dialects jedes Wort zunächst mit den entsprechenden Ausdrücken der übrigen Hauptdialecte, ausnahmsweise auch der Unterdialecte belegt, und kommt dazu noch die Vergleichung mit allen andern romanischen Idiomen und eine Untersuchung über den Ursprung des betreffenden Wortes. Der Verf. will es nicht unterlassen, auf das Erscheinen dieses Werkes aufmerksam zu machen: es kommt freilich bei einem solchen Unternehmen, dessen Nützlichkeit Niemand verkennen wird, vor Allem auf die Art und Weise der Behandlung und die ganze Ausführung an, worüber wir, da wir das Werk nicht weiter kennen, natürlich kein Urtheil abgeben können. In § 2 werden nun die Ergebnisse der bisherigen Forschungen dargelegt, und soll dadurch erwiesen werden, dass dieses rhätische Idiom nicht als eine Ur- oder Stammsprache zu betrachten ist, sondern dem gesammten romanischen Sprachkreise angehöre, »aus dem naturgemässen Fortleben gewisser durch Invasionen römischer Truppen und Flüchtiger eingebürgerter lateinischer Volksmundarten entstanden und nach der Corruption und dem Sturz der lateinischen Hauptredeweise zur Geltung gekommen, analog den übrigen Gliedern der romanischen Sprachengruppe«, und daher »mindestens eben so alt als die ältesten Glieder der Gruppe, das Provençalische, Limousinische, Altfranzösische und die östlichen Mundarten«, endlich dass es in Folge lokaler und nationaler Verhältnisse nicht im Stande gewesen, gleichen Schritt in der Entwicklung mit den andern, später in dem Italienischen, Spanischen und Französischen so aufblühenden Idiomen zu halten, und daher denselben um Vieles nachstehe, dagegen aber auch die ursprüngliche Gestaltung romanischer Sprachbildung am treuesten und längsten lebend bewahrt habe (S. 18, 19). Und gerade darin liegt nach unserem Ermessen die grosse Bedeutung, welche dieses Idiom in den Augen des gelehrten Sprachforschers anzusprechen hat, zumal wenn das dakoromanische Idiom noch mehr herangezogen und verglichen ist, was, so weit wir wissen, bisher noch nicht in der Weise stattgefunden, wie es die sprachgeschichtliche und sprachvergleichende Forschung wünschen lässt. In wie weit die Schrift, deren Ankündigung dem Ref. eben zukommt: Dictionnaire d'Etymologie Daco-Romane par Cihac (Frankfurt 1870. 1. Theil) diesem Bedürfniss entspricht, vermögen wir, da wir den Inhalt derselben nicht näher kennen, nicht zu entscheiden. Eine nähere Angabe des gegenwärtigen Gebietes dieser rhäto-romanischen Sprache gibt § 3, und werden hier auch die einzelnen Dialekte derselben genau abgegränzt, namentlich die

Digitized by Google

zwei Hauptdialecte, der westliche am Vorder- und Hinterrhein, vorzugsweise das Romonsche oder Rumonsche (d. i. Romanische), auch das Surselvische genannt, und der östliche, das Ladinische (d. i. Lateinische) oder Engadinische genannt, in den beiden Thälern des Engadin, dem oberen und unteren, und daher auch in zwei Untermundarten zerfallend. Daran reiht sich das rhätisch-tyrolische Idiom, das auf einige Thäler Tyrols beschränkt, ebenfalls in mehrere Untermundarten, unter welchen die Grödnerische die bedeutendste ist, zerfällt, und das allerdings bis jetzt noch weniger erforschte Furlano, oder die Mundart des heutigen Friaul, in welchem unser Verf. einen weiteren Neben-Dialect des Rhäto-Romanischen erkennen will; auch hat Derselbe S. 27 eine Tabelle zur besseren Uebersicht der einzelnen Mundarten nach ihrer Abstammung beigefügt, und an diese ganze Erörterung noch eine Reihe von Bemerkungen über die in Rhätien vorkommenden Ortsnamen geknüpft, welche bekanntlich so manche etymologische Deutung über sich haben müssen ergehen lassen: dass zur Erklärung mancher dieser Namen noch eine nähere und sorgfältigere Untersuchung nöthig ist, wird man gern dem Verfasser glauben, dessen eigene Versuche, die Namen Engadin und Samaden zu deuten (S. 30, 31), uns ebenfalls noch nicht so sicher gestellt erscheinen; bei dem Namen Disentis, Disertinum in lateinischen Urkunden, will uns die Ableitung von disiert, desertum d. i. Einöde einfacher und natürlicher erscheinen als die hier weiter mit Bezug auf die in den ältesten rhäto-romanischen Schriften vorkommende Bezeichnung Tisentis und Tissentis vorgeschlagene Beziehung auf das altrhätische teiss jäh, steil, teissa der jähe Absturz. Auffallend ist auch das Vorkommen so mancher Doppelnamen zur Bezeichnung eines und desselben Orts im Deutschen und im Romanischen, wie Samaden und Samadan, Schuls und Scuol, San Moritz und St. Murezzan und andere Benennungen, welche S. 31 aufgeführt werden. Die Warnung, welche S. 33 in Bezug auf Ableitung aus dem Etrurischen oder Keltischen gegeben wird, verdient um so mehr Beachtung, wenn man erwägt, welcher Unfug damit noch in jüngster Zeit getrieben worden ist, zum Nachtheil einer gründlichen Erforschung dieser rhätischen Namen. § 4 und 5 bringen Einiges aus der Geschichte des Volks und verbreiten sich über dessen Charakter, in früherer wie in neuerer Zeit, über die Chronisten des Landes, und dergl. mehr.

In der zweiten, mehr literärhistorischen Abtheilung wird, wie billig, unterschieden zwischen Poesie und Prosa als den beiden Hauptgattungen einer jeden Literatur; und dann weiter bei beiden Gattungen der Rede nach einzelnen Perioden. Nach einigen Bemerkungen über die Periode vor Einführung der Schrift (§ 7) folgt zuerst die Prosa, bei welcher vier Epochen, nach den vier Jahrhunderten (16—19) Jahrhundert) unterschieden werden, was eben so auch bei der Poesie der Fall ist. Es werden dann in jedem

Digitized by Google

dieser Jahrhunderte die einzelnen Schriftsteller und deren Werke angeführt und charakterisirt, so dass man daraus einen guten Ueberblick über die Geschichte der rhäto-romanischen Literatur gewinnt, die hier in einer Vollständigkeit sich aufgeführt findet, wie diess in keinem andern Werke der Fall ist, in welchem bisher diese Sprache und ihre Literatur behandelt worden ist: nicht viel weniger als vierhundert Schriften und nahezu hundert und vierzig Schriftsteller des rhäto-romanischen Volkes werden hier verzeichnet, und der Sprache und Literatur dieses Volkes der Vorzug vor der daco-romanischen Literatur der Moldau-Wallachen eingeräumt, welche an inneren Gehalt, wie selbst an äusserem Umfang bei weitem nachstehe. Ref. kennt die letztere zu wenig, um darüber ein Urtheil abzugeben; überhaupt scheinen ihm noch nähere und eingehendere Forschungen nothwendig, um das Verhältniss dieser beiden romanischen Sprachidiome zu einander näher zu bestimmen und hiernach auch ein jedes derselben gehörig zu würdigen. Die vorstehende Schrift, die nur die rhäto-romanische Sprache und Literatur zu ihrem Gegenstand hat, mag auch dazu eine weitere Anregung geben und selbst ausserhalb des Landes, in dem diese Sprache noch gesprochen wird, zu einem näheren Studium derselben veranlassen.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Vierter Band. Dichtungen von Hans Sachs. Erster Theil. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1870. L und 322 S. in 8. Auch mit dem besonderen Titel: Dichtungen von Hans Sachs. Erster Theil. Geistliche und weltliche Lieder. Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig u. s. w.

Ueber die früher erschienenen Bände dieser Sammlung siehe diese Jahrbb. 1866 S. 927 ff. und 1868 S. 654 ff. Der vorliegende Band darf wohl besondere Beachtung ansprechen, ebensowohl von Seiten des Dichters, von dessen Werken hier eine Auswahl mitgetheilt wird, als auch von Seiten dieser Auswahl selbst, insofern diese nicht blos solche Stücke bringt, welche schon im Druck erschienen, wenn auch minder zugänglich, waren, sondern auch aus Handschriften dem, was in den fünf Foliobänden der in Reimpaaren geschriebenen Werke des Dichters gedruckt vorliegt, noch Manches Neue hinzugefügt, was allerdings eine Veröffentlichung verdiente und zur Charakteristik des grossen Meistersängers, den Deutschland mit Recht in seinem Hans Sachs verehrt, nicht wenig beiträgt. So ist hier allerdings ein Theil der Schuld abgetragen, wie sie Deutschland diesem in der neueren und neuesten Zeit nicht so, wie er es verdient, beachteten Sänger schuldet, und auf diese Weise

auch möglich geworden, ein richtiges Bild des so überaus fruchtbaren Dichters nach allen Seiten hin zu gewinnen. Zwar gewährt, wie S. VII des Vorworts bemerkt wird, »die vorliegende Sammlung von der einige schon gedruckte Gedichte nicht ausgeschlossen werden konnten, nur ein ins Kleinste verkleinertes Bild der ununterbrochenen, zur täglichen Lebensfreude des Dichters gewordenen Thätigkeit, da aus der ansehnlichen Reihe der Bände, in denen er weit über viertausend seiner lyrischen Gedichte gesammelt hatte, kaum anderthalbhundert dargeboten werden, etwa der achtundzwanzigste Theil der Gesammtheit. Da aber, wie die Sache nun einmal liegt, eine Wiedererweckung des ganzen, bisher ungedruckten Reichthums, der erst in seiner Gesammtheit das wahre Bild des Dichters und ein werthvolles Abbild der Zeit geben würde, nicht zu erhoffen, also eine Auswahl das einzige ist, was zur Zeit ermöglicht werden konnte, so musste es die Aufgabe der Sammlung sein, in dem verkleinerten Bilde den Charakter des lebensgrossen zu bewahren und zu bewähren.« Dieser Aufgabe ist denn auch der Herausgeber aufs beste nachgekommen durch die Art und Weise der Auswahl, welche am ersten geeignet ist, eine Vorstellung des Entwicklungsganges uns zu verschaffen und so ein richtiges des Dichters aus dessen einzelnen Versuchen hervorgehen zu lassen. So bringt diese »Auswahl, zum allergrössten Theile aus Handschriften, eine chronologisch geordnete Reihe geistlicher und weltlicher Lieder als Belege innerer Entwicklung des Dichters und der Kunst seiner Zeit« (S. VIII), und ist das Bild des Dichters, wie es uns aus dieser Auswahl von lyrischen Gedichten, wie sie allerdings hier mit grosser Umsicht veranstaltet ist, hervortritt, dann auch nicht verschieden von dem, was aus seinen übrigen Werken sich gewinnen lässt.

Was nun den Abdruck dieser hier grossentheils zum erstenmal durch den Druck veröffentlichten Gedichte betrifft, so hat der Herausgeber stets die Quelle angegeben, aus welches jedes Gedicht stammt, und S. XLV und XLVI ein Verzeichniss der von ihm zu diesem Zweck benutzten Handschriften vorangestellt; auch hat er, dem Zweck der ganzen Sammlung gemäss, die über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus für ein grösseres gebildetes Publikum bestimmt ist, die ältere Schreibung mehrfach dem neueren Gebrauch angenähert, mit Ausnahme der Stellen, wo der Reim die Beibaltung der älteren Schreibung erheischte. In den Bemerkungen, welche unter dem Text stehen, finden sich die Angaben über die Quelle des Dichters bei jedem einzelnen Gedicht, so wie über die Verbreitung des behandelten Stoffes in umfassenden Nachweisungen; dann aber auch finden darin die Worte, welche seit der Zeit des Dichters ausser Gebrauch gekommen sind oder ihre Bedeutung geändert haben, die nöthige Uebersetzung und Erklärung, was man gewiss nur billigen kann, indem der mit der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts weniger Vertraute dadurch in den Stand ge-

Digitized by Google

setzt ist, in das Verständniss des Gedichtes einzudringen und so dasselbe auch richtig zu würdigen.

Die Summe der auf diese Weise grossentheils aus Handschriften mitgetheilten Gedichte beläuft sich auf hundertneunundfünfzig: sie zeigen zugleich eine grosse Mannigfaltigkeit des Stoffes, den der Dichter in seiner Weise zu verarbeiten wusste, und werden so auch dazu dienen können, über den Meistergesang des sechzehnten Jahrhunderts ein richtiges Urtheil zu gewinnen. Eine gute Charakteristik des Dichters und seiner Leistungen, wie des Meistergesanges selbst hat der Herausgeber in der Einleitung S. XV gegeben, auf welche wir um so lieber verweisen als wir wünschen, dass sie beitragen werde, die Ungunst, in welcher vielfach die Lieder des Dichters noch stehen, zu beseitigen und einem bessern, weil begründeten Urtheil Eingang zu verschaffen. — In Druck und Papier schliesst sich dieser Band seinen Vorgängern ganz an.

An die Redaction der Heidelberger Jahrbücher.

In einem Aufsatze, »Klein« unterschrieben, wird mein Werk: »Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik« besprochen. Es werden dort allerlei Behauptungen aufgestellt, die Thatsachen, welche ich nach gewissenhaften Studien anführe, widersprechen sollen. Wie wenig aber diese Gegenbehauptungen begründet sein werden, möge die eine Behauptung »Klein's« beweisen, in der es (S. 537) heisst:

> »Unrichtig wird hier angeführt, dass damals der später berühmte Minister Stein in Mainz war; sein älterer Bruder war preussischer Gesandter dahier.«

Wenn »Klein«, der die angeführte Kritik der Jahrbücher schreibt, derselbe Hr. Klein Lehrer in Mainz ist, so ist mir diese Behauptung um so unerklärlicher, als Hr. Lehrer Klein aus Mainz mir diese seine Ansicht in einem Artikel einer Mainzer Zeitung mittheilte, und ich ihn darauf brieflich bat, die geheime Sendung Stein's, »des später berühmten Ministers« nach Mainz in Pertz, Leben Stein's, 1. Band, S. 37 ff. nachzulesen. Dass er dies auch nach meinem Briefe nicht gethan, lässt mich glauben, dass wohl auch andere seiner Gegenbehauptungen nicht sehr fest begründet sein werden.

Hochachtungsvoll ergebenst

Oberweiler, 4. Sept. 1870. **J. Venedey.**

Erwiederung.

Als ich Venedey's Buch den Mainzern in dem hiesigen Wochenblatt (N. 24 d. J. v. 29. Jan.) empfahl: bemerkte ich unter an-

Digitized by Google

derm auch, dass nicht der berühmte Stein damals in Mainz war. Ich schickte dieses Blatt Hrn. Venedey. Derselbe schrieb mir am 1. Februar, dass ich wegen des Ministers Stein irre. Darauf liess ich am 9. Februar (N. 33) Folgendes erscheinen:

§ [Zur Geschichte von Mainz.] Als Custine am 18. Okt. 1792 vor Mainz erschien und desshalb dahier ein Rath gehalten wurde, ist hiezu auch der k. preuss. Gesandte am Mainzer Hof, v. Stein, zugezogen worden, welcher bekanntlich mit schuld war, dass Mainz in Eile den Feinden übergeben wurde. Später meinten Manche, dass der berühmte Stein damals in Mainz gewesen sei, und durch jenen Rath schon seinen Franzosenhass bewiesen habe, indem er durch die Uebergabe von Mainz an die Franzosen den Krieg mit Frankreich für gewiss hielt; da in neuester Zeit wiederum erzählt wird, dass der berühmte Stein damals in Mainz war, so wollen wir die Sache genauer betrachten. Vor dem Jahre 1787 residirte kein preussischer Gesandter in Mainz. Heinrich Friedrich Karl v. Stein, der nachmals berühmte Mann, kam zwar den 3. Juli 1785 nach Mainz und Aschaffenburg, nicht aber mit dem Charakter eines Gesandten, sondern als »Reisender«, um mit dem Kurfürsten wegen des Fürstenbundes zu verhandeln, den er auch zu Stande brachte, worauf er sogleich am 24. Okt. wieder abreiste. Er ging nach England, wurde 1788 Kammerdirector in Cleve und blieb dort viele Jahre. Sein älterer Bruder, Johann Friedrich v. Stein, preuss. Hof- und Landjägermeister, kam im Jahre 1788 als »ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister« nach Mainz und wohnte hier bis zum Einzuge der Franzosen, wie die kurfürstlichen Staatskalender vom Jahr 1788 bis 1792 ausweisen (vor ihm war v. Böhmer im Jahre 1787 der erste preussische Gesandte dahier). Dieser ältere v. Stein war also im Oktober 1792 in Mainz, wie auch Pertz in Stein's Leben I. Bd. S. 102 ausdrücklich erzählt. Als die Franzosen kamen, reiste er ab und kam mit seinem Bruder in Giessen zusammen u. s. w. Also meine man nicht mehr, dass in Mainz zuerst der berühmte Stein kriegerisch aufgetreten sei.

Dieses Blatt schickte ich sofort an Hrn. Venedey nach Berlin; er wird es nicht erhalten haben. Wenn derselbe sich nun auf Pertz I. S. 57 beruft, so ist eben dort von Stein's Aufenthalt im J. 1785 die Rede. Es handelt sich aber vom J. 1792, in welchem Jahre nicht der berühmte Stein, sondern sein Bruder Gesandter in Mainz war.

Mainz, 19. Sept. 1870. **Klein.**

Digitized by Google

Nr. 46. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Breslauer Urkundenbuch bearbeitet von Georg Korn. Erster Theil. Breslau, Verlag von W. G. Korn. 1870. VII u. 277 S. gr. 8.

Die ausserordentlich lebhafte Thätigkeit für Schlesiens Provinzialgeschichte bringt eine Fülle von Publicationen hervor, von welchen nur die hervorragenderen hier von Zeit zu Zeit eine Besprechung finden können. Viele sind der Natur ihres Gegenstandes gemäss auf die engere Grenze des Heimath beschränkt, doch haben sowohl Stadtgeschichten wie Urkundensammlungen aus Schlesien immer einen besonderen Anspruch auf Beachtung, weil in keinem anderen Lande die Germanisirung auf friedlichem Wege und die Ausbildung dahin gehöriger Einrichtungen so deutlich vor Augen liegt. Dem umfassenden und grundlegenden Werke Stenzels folgen naturgemäss die ausführlicheren Behandlungen einzelner Gebiete. Die Dörfer hat Meitzen zum Gegenstand sorgfältigster Untersuchung gemacht; von den Städten haben Liegnitz durch Schirrmacher, Brieg durch Grünhagen Urkundenbücher erhalten. Von Breslau waren schon früh viele Urkunden gedruckt, mehr noch durch Klose's sehr verdienstliche Briefe von Breslau im Auszug bekannt geworden; Gengler in seinem Codex Juris Municipalis gab Regesten, aber ein kritisch gesichtetes Urkundenbuch blieb lange der Gegenstand unerfüllter Wünsche. Jetzt nun hat der Archiv-Secretär Dr. G. Korn, welcher schon 1867 im Cod. Dipl. Vol. VIII. eine sehr werthvolle Sammlung von Urkunden zur Geschichte des Innungswesens in Schlesien publicirt hatte, völlig abgesondert als selbständiges Werk ein Breslauer Urkundenbuch begonnen, dessen erster Band bis zum Tode Karls IV. reicht. Das Format entspricht der handlichen Form, welche J. F. Böhmer so lebhaft dem Folioformat der Mon. Germaniae gegenüber vertheidigte, und in der auch die Acta Imperii aus seinem Nachlass erscheinen. Die Ausstattung ist sauber und gefällig; das Titelblatt zeigt uns jenes merkwürdige Siegel der Breslauer Bürger, welches Grünhagen im Dresdener Staatsarchive an einer Urkunde von 1262 aufgefunden hat, den doppelköpfigen Adler, welcher wenig später dem Schutzpatron der Domkirche, Johannes dem Täufer, hat weichen müssen.

Das Vorwort beschränkt sich auf kurze Nachweisung der benutzten Quellen, Originale und Copialbücher nebst einigen Druckwerken; eine sehr grosse Anzahl von Urkunden ist hier zuerst gedruckt, und wo es nur irgend möglich war sind die Originale, immer die besten erreichbaren Quellen benutzt. Wegen einiger

Digitized by Google

Urkunden, welche nur durch ältere Anführungen, nicht dem Wortlaut nach bekannt sind, ist auf Gengler's Regesten verwiesen. Vermisst haben wir einen Hinweis auf die Breslau betreffenden Stücke in dem Formelbuch Arnolds von Protzan.

Die Vollständigkeit und Genauigkeit der Sammlung zu prüfen, muss der Specialforschung bei längerem Gebrauch vorbehalten bleiben. Hin und wieder scheint wohl eine genauere Correctur wünschenswerth; so muss es p. 27 l. 8 v. u. laborum heissen, und wenn die Abschrift nicht so lauten sollte, wäre eine Bemerkung nöthig gewesen. In dem kleinen Stück n. 294 p. 242 sind rebis und recipiter zwei Druckfehler. Erklärungen sind sehr wenig gegeben, auch kein Glossar, was namentlich bei Auswärtigen die Benutzung sehr erschwert, da die eigenthümlichen Ausdrücke der östlichen Grenzlande wenig bekannt sind. Noch einige andere Mängel sind in einer Recension im Literarischen Centralblatt N. 40 hervorgehoben. Man hoffte und wünschte natürlich, auf die Fortführung des schönen Unternehmens fördernd und bessernd einzuwirken. Leider ist inzwischen diese Aussicht vereitelt worden. Der noch jugendliche Verfasser, voll frischer Kraft und Arbeitslust, der schon den böhmischen Krieg glücklich mitgemacht hatte, gehört jetzt zu den vielen Opfern des blutigen Kampfes bei Marsla-Tour. Erfüllt von kühnem Muth und furchtloser Zuversicht war er hinausgezogen; nach wenig Wochen waren mit ihm alle Hoffnungen begraben, welche auch für die historische Wissenschaft und speciell für die Geschichte und Rechtsgeschichte Schlesiens sich an sein Leben knüpften.

Eine Fortführung des von ihm begonnenen Urkundenbuches von competenter Hand würde wohl am besten und angemessensten sein Andenken ehren. **W. Wattenbach.**

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Namens des Vereins für das unter dem Protectorate Ihrer K. H. der Frau Kronprinzessin Friedrich Wilhelm stehende Museum Schlesischer Alterthümer herausgegeben von Dr. Hermann Luchs. Band I. Mit 26 Bildtafeln, einer archäologischen Karte von Schlesien und 3 Holzschnitten. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1870, 4.

Im Jahr 1858 wurde in Breslau ein Verein gegründet, um die im Lande zahlreich vorhandenen, oft aber verwahrlosten Alterthümer zu erforschen, bekannt zu machen, sie nach Umständen auch zu sammeln und ein Museum daraus zu bilden. Klein und schwach waren die Anfänge; Unwissenheit, Flachheit und Böswilligkeit liebten, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, über den unscheinbaren Keim zu spotten. Wohl konnte bei so oft

ausbleibender Förderung, bei dem Mangel erhoffter und erwarteter Sympathie, manchmal der Muth erlahmen; wer aber nie den Muth verlor und nie in seiner rastlosen Thätigkeit erlahmte, war der Dr. H. Luchs, dem wesentlich die Existenz des Museums zu danken ist, welches jetzt, da es die ersten Kämpfe überstanden hat, schon willigere Anerkennung findet, hoffentlich auch bald ein angemesseneres Local finden wird. Doch dürfen wir auch des Grafen von Hoverden-Plencken nicht vergessen, der von Anfang an das Unternehmen eifrig gefördert hat, und dem auch diese Publication gewidmet ist.

Schon nach vollendetem erstem Jahre des Bestehens gab Hr. Dr. Luchs einen Jahresbericht heraus; spätere Berichte, schon mit artistischen Beigaben und Abhandlungen verschiedener Verfasser ausgestattet, schlossen sich daran; man begann sie fortlaufend zu paginiren, und jetzt nach dem Erscheinen des 12. Jahresberichts wird das Ganze als ein stattlicher Quartband dem Publicum dargeboten, welchem sonst dergleichen einzelne Berichte so leicht verloren gehen. Auf den sehr mannigfaltigen Inhalt speciell einzugehen, kann hier nicht die Absicht sein; die vielen einzelnen Mittheilungen aufzuzählen, wäre von geringem Nutzen, und sie eingehend zu besprechen weder dieses Ortes, noch auch dem Ref. möglich. Der Freund des Mittelalters und der Kunstgeschichte wird schon herausfinden, was ihm von Wichtigkeit ist, und er wird dessen nicht wenig finden. Hier aber schien es mir nur darauf anzukommen, von der Publication Kunde zu geben und auf ihre Benutzung hinzuweisen. **W. Wattenbach.**

Vincentius Kadlubek, Bischof von Krakau (1208—1218: † 1223), und seine Chronik Polens. Zur Literaturgeschichte des 13. Jahrhunderts. Von H. Zeissberg. (Aus dem 42. Bande des von der Kais. Akad. d. Wissensch. herausgegebenen Archivs f. Kunde österr. Geschichtsquellen besonders abgedruckt.) Wien 1869. 211 S. 8.

Herr Professor Zeissberg in Lemberg, welcher schon in mehreren Abhandlungen die Geschichte der ersten polnischen Fürsten mit sorgfältiger Kritik untersucht hat, widmet in der vorliegenden Schrift die gleiche Sorgfalt dem Chronisten Vincentius, dessen Werth und Glaubwürdigkeit schon zu vielen Erörterungen Anlass gegeben hat. In den polnischen Schulen genoss er im späteren Mittelalter die grösste Autorität; sein Werk wurde vorgelesen, erläutert und commentirt. Die neuere Kritik dagegen warf ihn zu den lügenhaften Fabelschmieden, während in Polen bis jetzt noch die Anstrengungen nicht aufhören, ihn aufrecht zu halten und auf irgend eine Weise sein Ansehen zu retten.

Digitized by Google

Zuerst beschäftigt sich der Verf. mit der Lebensgeschichte des Vincentius, welche durch mehrere Urkunden Licht erhält. Dunkel aber bleibt auch jetzt noch der Beiname, welcher bei seinen Lebzeiten noch nicht vorkommt, zuerst aber in der patronymischen Form Kadlubkonis erscheint, so dass man über den Ursprung kaum zweifelhaft sein würde, wenn nicht in einer Urkunde sein Vater Boguslaus genannt würde. Aber die Zuverlässigkeit dieser Urkunde ist auch wieder zweifelhaft. In einer Urkunde von 1189 erscheint ein Magister Vincentius als Zeuge, welcher, wie Zeissberg wahrscheinlich macht, nicht nur unser Chronist war, sondern vermuthlich auch die Urkunde verfasst hat, deren Ausdrucksweise an seine Chronik erinnert. Dabei ist jedoch (p. 26) zu bemerken, dass der mitten unter den Laien erscheinende Velizlaus Jerosolimitanus unmöglich ein Johanniter sein kann, sondern ein Ritter sein wird, welcher eine Pilgerfahrt nach Jerusalem mitgemacht und davon seinen Beinamen erhalten hat. In der Urkunde von 1217 auf S. 53 ist nach Phalizlaus das Komma zu streichen; wir begrüssen in ihm den ältesten bekannten Castellan von Auschwitz, welcher in dem Verzeichniss von Neuling (Zeitschrift des Vereins f. Gesch. Schles. 10, 103) nachzutragen ist.

Im Jahre 1218 zog sich Vincentius von seinem Bisthum in das Cistercienserkloster Jendrzejow zurück, wo er bis 1223 lebte; den gegen die Richtigkeit jener Zahl erhobenen Zweifel beseitigt Zeissberg durch den Nachweis, dass die jetzt von Theiner mitgetheilten Briefe des Papstes Honorius von 1222 und 1223 sich nicht auf Vincentius, sondern auf seinen Nachfolger Ivo beziehen, der ebenfalls das Bisthum mit dem Kloster zu vertauschen wünschte. Hier im Kloster nun, meint Zeissberg p. 82, unbekümmert um die wiederholte Anrede an den 1194 verstorbenen Herzog Kasimir, habe Vincentius seine Chronik geschrieben, deren Einleitung allerdings auf den nach vielen Stürmen erreichten Hafen zu deuten scheint. Auch würde, da sie bis z. J. 1203 reicht, die successive Fortsetzung und Gleichzeitigkeit des letzten Theiles wohl hervortreten müssen, wenn jene Anrede etwas mehr als eine Redefigur wäre. Es stimmt auch gut zu der Abfassung im Kloster, dass bei dem Dialog, in welchem Vincentius die alte polnische Geschichte von seinem Vorgänger Mathäus von Krakau erzählen lässt, der Erzbischof Johannes von Gnesen, der Stifter des Klosters, analoge Fälle aus der Bibel und alten Geschichte, nebst Parabeln und Betrachtungen beibringt. Vincentius selbst behauptet diesen Dialog als Knabe angehört zu haben, und nur zu berichten, eine durchsichtige Fiction, für welche man früher vergeblich historische Wahrheit hat in Anspruch nehmen wollen. Wenn aber Zeissberg p. 125 sagt, dass diese Form der Einkleidung dem Mittelalter überhaupt sehr geläufig sei, so vermissen wir dafür leider die Anführung irgend eines Beispiels, und müssen bis auf weiteres dabei bleiben,

Digitized by Google

hierin eine ganz eigenthümliche, nicht eben glückliche Nachahmung des Cicero zu erblicken.

Gelehrt für seine Zeit war Vincentius, und er prunkte gerne damit, vorzüglich mit seinem canonistischen und juristischen Wissen; von Bologna wird er sich wohl seinen Magistertitel geholt haben. Zeissberg hat es sich sehr viele Mühe kosten lassen, alle Elemente seines Wissens nachzuweisen, vielleicht mehr Mühe, als der Gegenstand werth war, nachdem schon A. v. Gutschmidt in gründlichster und genügendster Weise die irrige Behauptung widerlegt hat, Vincentius habe den Trogus Pompeius gekannt, während er doch nur den Justin vor sich hatte, und diesen in sehr willkürlicher Weise erweiterte und umdichtete.

S. 132 ist dem Verf. die Herkunft zweier Verse entgangen, nämlich Rara avis, Juv. 6, 165, und Eloquar an sileam, Aen. 3, 39. Gerade diese Verse zeigen aber auch den von Z. hervorgehobenen Umstand, dass an entlehnte Anfänge oft eine selbstgemachte Endung gefügt ist. Ebenso bemerkt der Verf. vollkommen treffend, dass dieselben Dichterstellen sich bei verschiedenen Autoren wiederholen, Vincenz namentlich darin Uebereinstimmung mit Johann von Salisbury und Vincenz von Beauvais zeigt, und dass man gewiss aus einzelnen Citaten nicht auf wirkliche Kenntniss des Schriftstellers schliessen darf. Vieles der Art ist Reminiscenz von der Schule her, und da wurden wohl manche Verse und Sentenzen auswendig gelernt, ohne dass gerade das ganze Werk gelesen wurde. Sammlungen der Art haben sich manche erhalten. S. 138 scheint der Verf. den murilegus als ein unbekanntes Thier zu betrachten, der doch als Kater oft genug vorkommt; sogar der n. 8 angeführte Vers ist bei Du Cange s. v. Grani zu finden.

Bemerkenswerth ist in Betreff des Verhältnisses zu den einheimischen geschichtlichen Quellen p. 145 der Nachweis, dass nicht, wie in der Ausgabe der Mon. Germ. angenommen wurde, Vincenz die uns erhaltenen polnischen Annalen benutzt hat, sondern vielmehr diese, wie es so häufig geschehen ist, die alte noch annalenlose Zeit aus seiner Chronik ergänzt haben mit Jahrszahlen, die nur auf Vermuthung beruhen und desshalb auch falsch sind. In den Krakauer Annalen zeigt die längere Stelle 1079 über das Martyrium des Stanislaus wörtliche Uebereinstimmung mit Vincenz, und Zeissberg (p. 176) nimmt mit guten Gründen an, dass diese Stelle von Vincenz selbst herrührt, der das bei Martinus Gallus, seiner sonstigen Quelle, verdunkelte Andenken des Bischofs zuerst hervorgezogen und den Cultus begründet habe. Die Vita S. Stanislai hat augenscheinlich aus der Chronik geschöpft. Aber auch bei den Jahren 1205 und 1217, wo die Erzählung in den Krakauer Annalen von der sonst herrschenden trockenen Kürze abweicht, weist Z. Uebereinstimmung mit dem sehr eigenthümlichen Stil des Vincenz nach, und hält deshalb ihn für den Verfasser.

Die Willkür, mit welcher Vincenz seine Quellen benutzt und

Digitized by Google

umgestaltet hat, ist bekannt und wird auch hier an Beispielen nachgewiesen. In Bezug auf die urgeschichtlichen Fabeln wird er in Schutz genommen: Die Beschränktheit der Bildung soll daran Schuld sein. Doch kann ich mich nicht davon überzeugen, dass man in solcher Weise lügen könne, ohne es zu wissen und die Verantwortung dafür zu tragen, und was er aus dem Justin gemacht hat, geht doch in der That über lebhafte Phantasie und leichtfertige Folgerung noch weit hinaus. Wenn aber Zeissberg p. 170 behauptet: »Dem reichlicheren Maasse des Wissens, dem unbefangeneren freieren Standpunkte des deutschen Volkes ist es beizumessen, dass die Chronisten desselben in ähnliche Irrthümer in so hohem Grade nie verfielen« — so kann ich dem ebenfalls nicht zustimmen. Auch wir haben Fabeln in Fülle gehabt, ich erinnere nur an die österr. Chronik des Gregor Hagen oder wie er sonst heissen mag; wir haben uns aber bei Zeiten von ihnen losgemacht und sie in den Winkel geworfen.

Von der gesuchten, an widernatürlichen Wortbildungen reichen Sprache des gelehrten Bischofs gibt ein Verzeichniss am Schluss der Abhandlung eine abschreckende Uebersicht, doch hätte nicht idolatria aufgenommen werden sollen, die im Mittelalter allein übliche Form, welche nur durch puristische Herausgeber verdunkelt ist.

Handschriften der Chronik gibt es sehr viele; 36 führt Zeissberg an. Die Wiener (p. 191) hätten billig genauer bezeichnet werden sollen; vermuthlich sind es die beiden von Pertz schon 1820 im Archiv 2, 476 angeführten, für welche eine neue Auffindung nicht eben nothwendig war. Die eine ist Eug. fol. 12, jetzt 480; die andere mit der unverständlichen Bezeichnung 290 S. scheint 8416 (olim hist. prof. 452) zu sein. Die neueren Ausgaben geben leider zu scharfem Tadel Anlass, indem Graf Alexander Przezdziecki 1862 den Wiener Cod. Eug. abdrucken liess, aber so fehlerhaft, dass die Ausgabe fast ganz unbrauchbar ist; Mulkowski aber in seiner Ausgabe 1864 die willkürlichen Aenderungen in den Text aufnahm, welche Bielowski's abenteuerliche Hypothesen stützen sollen. Doch gibt M. einen reichen Apparat nach 10 Handschriften, so dass seine Ausgabe immerhin brauchbar ist. Eine neue Ausgabe im 2. Bande der Monumenta Poloniae bereit Bielowski selbst vor, und es ist mehr zu wünschen als zu hoffen, dass er den Text mit mehr Selbstverleugnung und kritischer Correctheit behandeln werde. Die vorliegende Abhandlung ist für den Herausgeber die beste Vorarbeit, und ihre sorgsame Benutzung sehr zu wünschen. **W. Wattenbach.**

Digitized by Google

Lafayette. Ein Lebensbild von Max Büdinger. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1870. 116 S. 8.

Herr Prof. Büdinger hat einen Vortrag, welcher vorzüglich die Charakteristik Lafayette's zur Aufgabe hat, dem Druck übergeben, und mit einer Anzahl von Anmerkungen und ausführlichen Excursen begleitet. Eine Beurtheilung desselben liegt nicht in der Absicht des Referenten, welcher in der Kenntniss der hierbei in Betracht kommenden Literatur dem Verf. sich nicht gewachsen fühlt; er überlässt diese Aufgabe lieber competenteren Kritikern, und glaubt seine Theilnahme an Büdinger's Forschung und Darstellung besser und nützlicher beweisen zu können durch Mittheilung von Materialien, welche über den Aufenthalt Lafayette's in Holstein ihm zufällig zur Verfügung stehen.

Lafayette's Befreiung fiel in so fern in einen bedenklichen Zeitpunkt, als eben damals die Royalisten eine Erhebung beabsichtigt hatten, von welcher sie, und namentlich die Emigranten, sich sicheren Erfolg versprachen. Am 22. September 1797 schrieb die Doctorin Reimarus aus Hamburg an ihren Bruder A. Hennings, Amtmann in Ploen:

»Alle Emigranten, die hineinzogen, wussten mehr oder weniger Bescheid, und hatten ein Siegesgesicht. Herr Pöhls, ein Kaufmann der hier ist, reisete aus Paris, wie die Barrieren geöffnet wurden, und kam der Post sechs Stunden voraus. Die Landstrasse war voll Emigranten, die zurück nach Paris zogen. In Münster musste er sich aufhalten, weil er keine Pferde bekommen konnte; alle waren von Emigranten genommen. Ueber 200 waren im und um das Posthaus. Verdriesslich sagte er endlich: »Messieurs, Vous devriez moins Vous presser, Vos affaires vont mal.« Stolz und lächelnd antwortete ihm einer von den Vornehmsten: »Soyez tranquille, Monsieur, nous sommes mieux instruits.« Nun zog er ein Zeitungsblatt hervor und gab es dem Franzosen; der setzte sich vor der Thüre hin und fing an laut zu lesen. Die Scene war unbeschreiblich, sagt Pöhls. Todtenblass wie versteinert wurden sie alle. Sie liefen durcheinander, der forderte sein bezahltes Postgeld zurück, der suchte seinen Bündel vom Postwagen, aller Muth war hin.

»Moreau's Betragen liegt noch im Dunkel, er wäre vielleicht mit Pichegru gegangen, jetzt scheint er sich anders bedacht zu haben.«

Lafayette musste sich später gegen den Verdacht der Betheiligung an diesen Plänen verwahren. Er schrieb aus Vianen am 21. März 1799 an Hennings:

»Le plaisir que j'ai eu de recevoir de Vos nouvelles, Monsieur, s'est joint à ma reconnaissance pour le motif qui Vous a fait écrire; je Vous remercie doublement, et en sachant très bon gré au célèbre Wieland de son intention, je conviens qu'il a été

bien mal informé, et que Vos observations sont fort justes. Je m'honore de mes liaisous avec plusieurs des victimes du 18 Fructidor, et je reconnais parmi les proscrits les meilleurs citoyens, et mes amis personnels; mais je n'ai jamais eu de rapports avec le Général Pichegru, et il m'eût été impossible »de me mettre à la tête du parti qui tomba le 4 Septembre«, puisque je ne suis sorti d'Olmutz que le 19. La seule lettre que le Directoire ait reçue de moi, lui fut remise il y a deux mois par ma femme; je m'y borne à réclamer la rentrée du petit nombre d'officiers, qui dans une occasion dont la responsabilité appartient à moi seul, suivirent leur général, et furent pris avec lui; j'y déclare en même temps, que je ne parle point de mes droits, et que j'apprécie les circonstances qui m'écartent encore de mon pays. Puisque Vous avez la bonté de Vous occuper de cet objet, il me semble que la nouvelle carrière de Pichegru, ou quelque autre événement, pourra Vous donner une occasion naturelle de relever poliment l'erreur de Wieland, qui ne peut pas être fâché d'un simple rétablissement des faits.«

Es war natürlich, dass unter diesen Umständen Lafayette im Hause des Doctor Reimarus wohl freudig begrüsst wurde, dessen Schwiegersohn Reinhard aber, den französischen Gesandten, in einige Verlegenheit brachte; doch liess dieser sich dadurch von persönlich freundlichem Verkehr nicht abhalten. Seine Frau Christine schrieb am 7. October an Hennings:

»Lafayette bittet mich um einen Brief für Sie, und ich schreibe: Gottlob, Lafayette ist frei! ist hier! die siegende Republik hat den Tyrannen ihren Raub entrissen, sie hat seinen Kerker gesprengt; möchte sie doch auch jetzt noch mehr thun, den Befreiten wieder in ihrem Schoosse aufnehmen. Aber das wird schwerer halten; seine unverdienten schrecklichen Leiden hatten vergessen gemacht, dass er sich vor 5 Jahren freiwillig von seinem Vaterlande trennte, man freute sich diese Leiden enden zu können, nun ist er frei, und man wird genauer erwägen und entscheiden! Lafayette hat den vernünftigen Entschluss gefasst, diesen Winter ruhig in Holstein zu bleiben; vielleicht dass unterdess der Friede und die Zeit seine Wünsche befördern; wo nicht, so hat er ja noch überm Meer ein zweites Vaterland, das ihm durch die Dienste, die er ihm leistete, lieb geworden sein muss. Wie herzlich wir uns über seine Befreiung gefreut haben, und wie begierig ich war, diese so lang gequälte Familie zu sehen, können Sie mit mir fühlen. Lafayette kam gleich zu Reinhard, wir waren in der Comödie, und das verdross mich sehr. Gestern Morgen brachte mich Reinhard zu Madame Lafayette. Dort sah ich ihn und die ganze Gesellschaft. Es war für mich eine äusserst interessante Stunde. Es ist ein sehr rührender und wohlthuender Anblick, Madame Lafayette zu sehen; man fühlt so tief, so beruhigend, wenn man sie ansieht, dass Geist und Körper zwei ganz verschiedene Wesen sind. Ihre

Digitized by Google

Gesundheit ist zerstört, ihr Körper dem Zusammenfallen nahe; und ihr Geist so stark, so thätig, leuchtet noch aus dem kranken Auge so hell hervor!

»Lafayettens Reise durch Deutschland hat gewiss der Sache der Freiheit wichtige Dienste geleistet; überall stürzte man herbei, um dies Opfer, das dem scheusslichsten Despotismus endlich entrissen war, zu sehen. Wie sehr Sie, lieber Onkel, an Lafayettens Schicksal theilgenommen haben, weiss er, und sprach mir gestern davon. Sie werden diesen Winter manche interessante Stunde mit ihm zubringen.«

Reinhard selbst schrieb am 12. October:

»Sie haben nun Lafayette, einen starken Beweis der Aufklärung der Könige, um sich. Ich habe diesen interessanten Mann einigemal gesehen, als Mensch den Menschen; denn als Minister war meine Lage gegen ihn nach mehreren Rücksichten delicat. Ich war durchaus ohne Instructionen; und wenn die franz. Regierung es ihrer würdig fand, durch ihre Dazwischenkunft einem Verbrechen des ungeheuersten Despotismus ein Ende zu machen, so folgte daraus nicht, dass sie denen, die ihr ihre Befreiung danken, durch diese Handlung zugleich ihre Bürgerrechte wiedergäbe. Die neuesten Begebenheiten selber hatten Veranlassung gegeben, den Vertheidiger einer beschworenen Constitution mit Verräthern des Vaterlands zusammenzustellen, die sich mit ihm in Rücksicht auf die Absichten verglichen, und nur in Rücksicht auf den Erfolg nicht mit ihm verglichen sein wollten. Ich weiss nicht, ob man mein Betragen billigen werde oder nicht; aber ich habe nach meinem Gefühl gehandelt.

»Lafayette hat besonders den Damen weniger interessant geschienen, als sein Unglücksgefährte Pusy, dessen melancholische Züge das Gepräge langer Leiden tragen. Die Einbildungskraft hatte sich diese Opfer des Despotismus natürlicher Weise unter der Gestalt des Kummers und des Unglücks gedacht; Lafayettens Selbstzufriedenheit, die aus Minen und Reden hervorleuchtete, contrastirt mit der Erwartung. Dass Eitelkeit im Charakter dieses, gewiss sehr edlen, Mannes lag, ist bekannt; und es ist eine bekannte Erfahrung, dass Menschen in langer Gefangenschaft auf sich selbst eingeschränkt, auf ihre Person und auf ihre Schicksale eine um so grössere Wichtigkeit legen, je mehr sie sich von allen äussern Gegenständen verlassen fanden.«

Wie die Doctorin Reimarus schrieb, gehörte es zu den letzten Härten des Kaisers, dass Lafayette hatte versprechen müssen, nur zwölf Tage in Hamburg jemals zu bleiben. Er begab sich an den schönen Ploener See, wo kurz vorher der Graf Tessé mit seiner Familie aus der Schweiz entweichend, eine Zuflucht gefunden hatte. Die Gräfin Tessé, aus dem Hausie Noailles, führte den Haushalt; ihr Bruder, Duc d'Ayen, war der Vater der Frau von Lafayette und der Marquise de Montagu. Sie hatten ein

ansehnliches Vermögen gerettet. Anfangs wohnten sie auf dem Gute Lehmkuhl, dann zogen sie nach Ploen, und zuletzt kauften sie das Gut Witmold für 90,000 Thaler. Hier richtete sich die zahlreiche Colonie wohnlich ein, und stand mit den Bewohnern des Ploener Schlosses in lebhaftem Verkehr. Die erhaltenen Briefe beziehen sich grossentheils auf die Zeitschrift »Genius der Zeit«, wo sowohl selbstständige Artikel als Besprechungen französischer Werke auf solchen Mittheilungen beruhen. Ein Billet von Lafayette besagt z. B.:

»Je suis très reconnaissant du nouveau témoignage de bienveillance, que Monsieur d'Hennings veut bien me donner, et j'ai lu avec un grand plaisir Ses réponses aux faussetés, que Ginguené a jugé à propos de débiter sur moi.

»L'affaire du Champ de Mars du 17 Juillet 1791 fut une exécution légale, et devenue nécessaire, de la loi martiale, que la Municipalité de Paris après huit heures de patience publia contre un attroupement séditieux; il avait commencé par l'assassinat de deux invalides; il avait pour prétexte de signer une pétition contre la résolution presqu'unanime que l'Assemblée Constituante avait prise de conserver la Royauté Constitutionelle. Il aurait fini par des actes de violence contre l'Assemblée et les autres autorités légales, tels que ceux qui eurent lieu le 10 Août 1792 et le 31 May 1793. Le Maire, la Municipalité, et le Général reçurent le lendemain les remerciements unanimes de l'Assemblée Constituante.«

Doch ich kehre zu den Briefen zurück. Auf den oben angeführten Brief von Reinhard antwortete Hennings am 3. November:

»Von dem Benehmen der Grossen habe ich neulich wieder ein Beispiel gesehen, welches ich Ihnen um so lieber erzähle, da Sie gewiss gern etwas von Fayette hören. Dieser Mann, der doch unstreitig in aller Hinsicht, sowohl seines Kopfs als seiner Schicksale halben, äusserst interessant ist, traf hier in einer Mittagsgesellschaft mit dem Bischof von Eutin zusammen. Jedermann glaubte, dieser Fürst würde als ein aufgeklärter Mann neugierig sein, einen Mann persönlich kennen zu lernen, der eine wichtige Rolle gespielt und in solcher nie unedel gehandelt hat, und er würde als Menschenfreund Mitgefühl gegen einen Unglücklichen zeigen, der so lange unschuldig gelitten. Beides verfehlte; der Bischof vermied Lafayette sichtlich, und hat es sehr übel genommen, dass man ihn mit demselben zusammengebracht. So sind die Grossen. Verstand- und gefühllos wie Coquetten, die nur Schmeichler um sich versammelt sehen wollen, und nur für Schmeicheleien reizbar sind, die alle verachten, die nicht mit ihnen einstimmen, und kein Menschenweh mehr mitempfinden. So wie der Bischof, war auch Graf Holmer. Hätten nun solche Menschen Macht, ihren unvertilgbaren Hass gegen alles, was sie ihrem Stolze entgegen glauben, wirksam zu machen, wie würde dem Streben der Menschheit zu höherer Vollkommenheit entgegen gearbeitet

Digitized by Google

werden, und zeigt ein ohnmächtiger Prinz, der im Grunde nur lächerlich dadurch wird, solche Gesinnungen, was muss man dann nicht von denen erwarten, die Macht haben, ihren Hass geltend zu machen.«

»Selbst Friedrich II. war nicht frei von dieser Denkungsart. Lafayette hat mir erzählt, dass als er bei seiner Zurückkunft aus Amerika in seinem 28. Jahre den König in Potsdam gesprochen, dieser ihm gesagt habe, das Königthum und der Adel würden in Amerika wieder eingeführt werden, weil die dortige Verfassung ohne beide nicht bestehen könnte. Lafayette habe widersprochen und geantwortet, dass ihm beide sehr überflüssig schienen. Eine kleine Weile hernach habe der König fortgefahren: Ich habe einmal einen jungen Mann gekannt, der wie Sie von seinen Reisen mit Ideen von Freiheit und Gleichheit zurückkam und seine Grundsätze in seinem Vaterland einführen wollte. Savez-Vous ce qui lui arriva? — Non, Sire. — Il fut pendu. — Lafayette sagte, dass er in seinem Olmützer Gefängnisse oft an dieses Pronosticon gedacht habe. — —

»Die Lafayetten hat uns ihre Unterredung mit dem Kaiser erzählt. Sie verdient aufgezeichnet zu werden. Unter anderm sagte er zu ihr, dass sie wohl thäte; dass er an ihrer Stelle ebenso handeln würde; dass sie nun mit Lafayetten zusammen wieder herausgehen könnte, und dass ihre Gegenwart serait un agrément de plus pour Mr. de La Fayette dans sa prison. Weil sie Aufträge von Maubourg's Frau hatte, erkundigte sie sich auch nach den andern Gefangenen. Der Kaiser wusste nicht alle Namen: cela s'écrit par numéros, sagte er, et puis on confond les noms, je ne sais pas comment cela s'arrange.

»Eine Naivetät anderer Art hat mir Lafayette von dem Marquis Chasteler erzählt, der in Olmütz die Erklärung der Gefangenen verlangte, welche, wie er sagte, plutôt une déclaration d'excusation als d'accusation sein sollte. Nach Beendigung des Geschäfts sagte der Marquis im Scherz: Vous pouvez sortir librement; Vous n'êtes plus un homme dangereux; Vos principes sont à présent dans la bouche de tout le monde. Lafayette antwortete ihm: Sie geben mir da eine sehr angenehme Nachricht; es freuet mich zu hören, dass die Welt so aufgeklärt geworden ist.

»Lafayette ist noch ein feuriger jugendlicher Mann, in dem die Thätigkeit immer hervor zu brechen bereit scheint; der dabei eine ausserordentlich theilnehmende Seele hat, und daher dem Gefühl, das er findet, mit warmem Gefühl entgegen kommt. Seine Lebhaftigkeit ist die Ursache, dass er immer da, wo er Thätigkeit entwickeln konnte, von früher Jugend an eine grosse Rolle spielte, und Europa's und Amerika's Aufmerksamkeit erregte, dass er aber jetzt in seiner unthätigen Lage weniger Interesse erregt, als ein Leidender thun würde, dem wie Pusy und wie Maubourg das lange Gefängniss tiefere Furchen eingegraben hat. Dabei entstellt

er sich auf eine unerlaubte Weise durch eine blonde Perücke. Sein reizbares Herz hat mich ihm gleich näher gebracht, da er mich auch ungesehen als seinen Freund kannte, und was am lautesten dafür redet, sind die vielen Freunde, die er hat, und die ihm, wie es scheint, aus wahrer Anhänglichkeit und nicht aus Parteigeist ergeben sind. Wenigstens scheint Lafayette selbst an keine Partei mehr zu denken, sondern ist, wie jeder rechtschaffene Mann sein muss, ganz der jetzigen Constitution zugethan, die er für besser hält als die seinige war. Dieses ist nicht Heuchelei, sondern kann nach seiner Denkungsart nicht anders sein, wie man gleich bei dem ersten Anblick beurtheilen kann, wenn man ihn seine Grundsätze entwickeln hört. Sein Betragen am 17. August 1792 widerspricht dem nicht. Es ist daher die grösste Unbilligkeit von der Welt, ihn, wie Réveillère gethan hat, dem General Dumouriez und dem, was man Pichegru Schuld gibt, zur Seite zu stellen. Lafayette ist völlig in einerlei Fall mit Montesquieu, und es ist eine Inconsequenz, wenn man diesen anders behandelt wie jenen oder umgekehrt.

»Auch sind von seinen alten Freunden, die ihn zu besuchen kommen, nicht alle seinen Grundsätzen getreu geblieben. Wenigstens war einer, der hierher kam, in London so royalistisch geworden, dass er erklärte, Lafayetten persönlich freilich sehr zu schätzen, aber Gott und die Welt um Vergebung zu bitten, dass er sechs Monate lang mit ihm habe einstimmig denken können. Andere sind dagegen so eifrige Republikaner, dass man sich nicht in ihnen irren kann. Ueberhaupt hat die Sprache aufrichtiger Anhänglichkeit eine Wahrheit, die nicht zu verkennen ist. Sie fand ich bei dem Prof. Villaume, der mich gestern mit seinem Sohne besuchte, und der hergekommen war, um einige Tage bei Fayette zuzubringen. Der Sohn hat unter Hoche in der Vendée gedient, und war Lafayette bis Peterswalde in Böhmen entgegen gereiset, um ihn als Dolmetscher zu begleiten.

»Eben so interessant ist das Bild der Familien-Einigkeit, welche unter den Maubourgs herrscht. Der ehemalige Gefangene dieses Namens, auf den das Leiden mehr gedrückt hat, als auf Fayette, ist Vater von sechs Kindern, so dass sie, drei Kinder ausgenommen, die in Frankreich geblieben sind, gegen zwölf Personen ausmachen werden. Von Pusy werden Sie wissen, dass er ein sehr gelehrter Mann und vorzüglich geschickter Ingenieur-Officier sein soll, und dass seine Frau auf (ci-devant) Isle de France, jetzt glaube ich, de la Réunion, geboren und eine Tochter des edlen Menschenfreundes Poivre ist, dessen Reisen Sie gewiss mit Interesse gelesen haben. Ihre Mutter, Poivre's Wittwe, hat Dupont Nemours geheirathet, der jetzt anstatt der Deportation einen Auftrag zu einer literarischen Reise für das National-Institut erhalten hat, und in Ottensen von Pusy's erwartet wird, um mit ihnen nach

Digitized by Google

Amerika zu reisen. Es ist traurig, dass Frankreich sich so vieler guter Bürger beraubt!

»Unter den Bedienten, die mit in Olmütz eingesperrt gewesen sind, und an die, so verblendet der Stolz! man gar nicht gedacht hat, ob sie gleich noch mehr Elend erlitten haben mögen, als die Herren — unter diesen Bedienten waren zwei von Lafayette. Der eine, Sohn seines Kutschers, war von ihm zum Secretair gebildet worden. Er war seinem Herrn in Wesel nachgekommen, und hatte gebeten mit ihm eingesperrt zu werden, welches man grausam genug gewesen war, in Olmütz fortdauern zu lassen, ob er gleich nie zu Lafayette gelassen ward. Ueberall sucht die Criminaljustiz sich die Kosten und die Ungerechtigkeit unnützer Gefangenen zu ersparen; warum man im Oesterreichischen anders denkt, mag der Herr von Raby beantworten, wenn anders derselbe Glauben verdient. Dieser Bediente soll sich in dem Kerker durch Lesen sehr gebildet haben; jetzt liegt er in Hamburg krank an der Schwindsucht, und wird vermuthlich nicht davon kommen. Der andere Bediente ist im Gefängniss so roh geblieben, als er zuvor war. Er ist eines Bauern Sohn aus der Auvergne. In seinem Verhafte konnte er nie begreifen, warum er gefangen gehalten wurde, und fragte bisweilen in seinem Dialecte: Qu'ai-je donc fait à ces corohnes pour être tenu prisonnier? Was die Kronen darauf hätten antworten können, ist nicht einzusehen. — —

»Ich hoffe, dass es nicht gegründet ist, dass in Frankreich Bücher unterdrückt werden. Sonderbar wäre es, wenn dies Schicksal Bertrand de Molleville betroffen hätte, der den König Ludwig XVI. zum Schuldigen macht, indem er erzählt, dass er durch Mallet du Pan das berüchtigte Manifest habe entwerfen lassen. Damit contrastirt sehr, dass zu eben der Zeit der König zu La Fayette beim Abschiednehmen sagte: Ich werde die Constitution befolgen, nicht allein weil ich sie beschworen und sie in der gegenwärtigen Lage nothwendig glaube, sondern weil ich sehe, dass mein und der Meinigen Leben davon abhängt. Das glücklichste, was sich jetzt für mich ereignen kann, ist, dass Sie die Feinde schlagen: tâchez de bien frotter les Autrichiens.«

Am 15. Frimaire (5. Dec.) antwortete Reinhard:

»Ich freue mich herzlich der interessanten Unterhaltung, die Ihnen nun der Lafayettische Zirkel gewährt. Ich glaube, Sie beurtheilen die Hauptperson vollkommen richtig. Lafayette hat mehr, als die meisten seiner Nation, richtiges und feines moralisches Gefühl, mehr Muth als Charakter, mehr geraden Sinn als Genie, und mit all diesem bezahlt er seinem Mutterlande den Nationaltribut der Eitelkeit. So in der ungeheuern Epoche der Revolution, unter dem intriguenvollsten Volk, auf den ersten Posten gestellt, mussten die Erscheinungen entstehn, die ihn bald zu gross für seinen Charakter, bald zu klein für seinen Posten gezeigt haben. Mehr als andere fähig und entschlossen, unabhängig zu handeln,

Digitized by Google

hat er diese Unabhängigkeit nicht immer behaupten können; selbst den Intriguen hat er nicht immer widerstanden, und dadurch zuweilen den Vorwurf von Inconsistenz auf sich geladen. Sein System, eine Constitution zu erhalten, die er nicht liebte, und einen König zu vertheidigen, den er nicht achtete, war der französischen Immoralität zu fremd, um zum Zwecke zu führen. Nun sind jene Zeiten, wo er aufgetreten war, zu alt, die Köpfe zu sehr von der Gegenwart eingenommen, die Herzen zu erschöpft, um das Interesse wieder zu beleben, das er einst erweckt hatte; selbst seine Leiden lassen gleichgültig in einem Lande, wo jeder so viel Leiden gesehn und selbst erfahren hat. Bei den Männern des Tages schadet ihm Eifersucht und gewisse Betrachtungen einer kleinlichen Politik; beim Haufen jene Verwirrung der Begriffe, die ihn nie in der Linie sah, wo er eigentlich stand, und ihn immer in der Reihe der Gegenpartei erblickte; denn nirgends ist der Parteigeist weniger geneigt oder fähig, Nüancen zu unterscheiden, als in Frankreich. Allein zum Ersatz bleibt ihm der Beifall oder die Entschuldigung aller Bessern und Vernünftigern, und ihre Ueberzeugung, dass nur dann die schönere Epoche des Vaterlandes beginnen würde, wenn Lafayette und die ihm gleichen, aufhören werden verleumdet oder verkannt zu sein. Zur Herbeiführung dieser Epoche kann Lafayette nichts thun, er muss sie erwarten. Er muss alles vermeiden, was diese so oft zur Unzeit witzige Nation verführen könnte zu sagen, qu'il n'est pas encore descendu de son cheval blanc.«

In der Antwort vom 14. Dec. kommt die Stelle vor:

»Man hatte hier verbreitet, Dumouriez habe Lafayette herausgefordert, und da er in seinen Memoiren ihn damit bedrohet, fragte ich den letzten, ob die Sage wahr sei. Lafayette antwortete mir, es sei nichts daran. Vielmehr habe Dumouriez in Hamburg gefragt, ob Lafayette ihn wohl sehen möchte, welches dieser abgelehnt. Wegen des Duells sagte er: Sie können gewiss sein, dass wenn Dumouriez etwas dadurch gewinnen könnte, so thäte er es; da es ihm aber jetzt nichts helfen und vielleicht schaden kann, so denkt er nicht daran.«

Am 3. Jan. 1798 schreibt Hennings:

»Ich habe Lafayette um die Geschichte des 6. Octobers gefragt, und er hat sie mir sehr ausführlich und offen erzählt. Er scheint überhaupt kein Prahler und Vielsprecher zu sein. Nach dieser Erzählung wollte der Hof ihm die Wache nicht von der Seite Versailles anvertrauen, von welcher der Angriff geschah, und auf der Seite, wo er das Commando und die Aufsicht hatte, war alles ruhig. Nach den deshalb gemachten Vorkehrungen ging er nicht schlafen, wie man ihm vorgeworfen, sondern zu einem Bekannten, bei dem er die Nacht mit Schreiben zubrachte. Gegen Morgen ging er an sein Quartier, um unausgekleidet auf einem

Digitized by Google

Stuhl auszuruhen. Er kam sobald er Lärm hörte, und rettete den König und die Königin und die Gardes du Corps.«

In einem Briefe an Halem vom 18. März 1798 spricht Hennings sich wieder sehr scharf über das Betragen des Bischofs von Eutin gegen Lafayette aus, und fügt dann hinzu: »Lafayette verdiente schon als Unglücklicher eine freundlichere Begegnung; um seiner selbst und seines Charakters willen verdient er die grösste Achtung. Er ist der liebendste, aufrichtigste, biederste Charakter, der sich denken lässt. Sein niaises Wesen rührt von seiner Zuthätigkeit und Herzlichkeit und der damit verbundenen französischen Lebhaftigkeit und Zuvorkommenheit her. Hört man ihn aber reden, so siehet man ganz den reifen Mann, den richtig geordneten Kopf, den nicht von kleinlichen Ideen bethörten Geist. Er spricht mit vieler Klarheit, Bestimmtheit und Anmuth, ist nie verlegen oder zurückhaltend, und antwortet ohne Umschweife auf jede Frage. Ein sicherer Beweis, dass er nie zu Intriguen herabstieg oder Verschwörungen machte. Es ist eine Stupidität, ihm die Schuld der Revolution zu geben, oder ihm ihre unglückliche Wendung beizumessen. Ersteres ist historisch unwahr, und letzteres heisst Lafayetten vorzuwerfen, dass er nicht die Energie hatte, ein Bösewicht zu sein.«

Am 23. April schreibt er an denselben:

»Was ich Ihnen von Lafayette schrieb, muss wohl ungedruckt bleiben, da es zu persönlich ist, und zu sehr in der Nähe trifft. Alle die ihn umgeben, scheinen herzlich gute Leute zu sein. Seine älteste Tochter heirathet einen jüngern Maubourg, Bruder des Generals, der in Olmütz mitgefangen gewesen ist. Er ist 23, sie 20 Jahre alt. In ihrer ersten vertraulichen Unterredung gestand sie ihrem Verlobten mit vieler Verlegenheit, dass sie nichts besitze; sie machte ihn selbst dadurch nur noch verlegener, denn er war in dem Falle, ihr dasselbe zu gestehen. Dennoch heiratheten sie sich, und ihre Eltern und Verwandten verheiratheten sie, so sorglos und unbefangen wie Kinder der Vorsehung. Als man die Montagu, Schwester der Lafayette, fragte, wie die Verwandten diese Heirath hätten zugeben können, antwortete sie: C'est que malgré notre amour pour l'égalité nous tenons un peu à la qualité. Eine Inconsequenz der Art äussert sich in dem Character der Frau von Lafayette, die, ungeachtet sie eine eifrige Republikanerin ist, doch mit voller Seele der réligion de nos pères anhängt. Carl Maubourg ist indessen ein exemplarischer junger Mann. Während der Gefangenschaft seines Bruders diente er auf einem Comptoir in England, und lebte so sparsam, dass er nie den geringsten Zuschuss von seiner Familie verlangte. Jetzt besorgt die Gräfin Tessé, eine Vaterschwester der Lafayette, die Aussteuer der Verlobten. Diese Frau, eine der ersten in dem ehemaligen Versailles, ist ein Muster weiblicher Tugend und Edelsinns. Sie verwaltet ihr Gut, als ob sie nie einen andern Beruf gehabt hätte.

Digitized by Google

Man hört nie von ihr oder ihren Angehörigen einen Seufzer über ihre verlorene Grösse, und sieht in ihrem Wesen nie eine Spur des Missvergnügens und der Deplacirung. Weil sie ihr Geld in ihrer Wirthschaft gebraucht, hat sie ihren Neffen nach Hamburg geschickt, um dort überflüssige Kostbarkeiten zu verkaufen und Dinge zur Ausstattung der Nichte anzuschaffen. Das thut sie mit einem Eifer, als ob es die vortheilhafteste Sache von der Welt wäre. Indem sie so alles besorgte und die Familie alles der Vorsehung anheimstellte, sagte sie einstmals zu dem Verlobten in einer Anwandelung gutmüthiger Heftigkeit: »Monsieur, il faut que je Vous prévienne, que la famille, dans laquelle Vous entrez, est composée d'honnêtes gens, de très honnêtes gens, c'est la vérité, oui, il n'y a rien à dire, mais bête, bête au possible.« Und als der junge Mann über die Apostrophirung erstaunte und sich nicht zu helfen wusste, fuhr sie ihn an: »Comment, Monsieur, le mal Vous aurait-il pris? seriez Vous aussi abéti?« Nun denken Sie, das von einem Manne, den das Publicum zum Theil für den Stifter der französischen Revolution hält, und den so viele für den grössten Ränkemacher in der Welt ausgeben. So beurtheilt ihn eine Frau. Wie sehr er selbst und alle Anwesende über ihren Eifer gelacht haben, können Sie Sich vorstellen. Mir scheint aber das alles so sonderbar characteristisch, so sonderbar zusammengesetzt, dass mir Alles, das Grosse wie das Kleine, die Revolution wie die Heirath, als ein Spiel des Zufalls und der Umstände vorkommt, wo immer auf Rechnung der Vorsehung gehandelt wird, und die Menschen alle bêtes, bêtes au possible sind, und die Zuschauer von ihnen abétirt werden.«

Bei der damaligen Finanzlage Lafayette's ist sein Verhalten gegen Bollmann, welcher den unglücklichen Befreiungsversuch gemacht hatte, um so edler. Die Doctorin Reimarus schreibt am 2. Januar 1798:

»Lafayette hat an Sieveking einen sehr braven Brief über Bollmann in Amerika geschrieben, worin er eine von seiner Frau mitunterschriebene Donation von 50,000 Franken an Bollmann einschliesst. Das bleibt unter uns. Lass Dir gegen Lafayette und gegen Niemand etwas davon merken; man kann den Geber darum nur lieber haben, und lieb hast Du ihn ja schon. Bollmann heirathet ein Mädchen in America, wenn es ihre Eltern nur wollen.«

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Büdinger: Lafayette.

(Schluss.)

Dafür hat sie am 2. März zu melden:

»Sieveking hat heute einen sehr angenehmen Auftrag an Lafayette; er kündigt ihm an, dass ein reiches Mädchen in London ihm tausend Pfund vermacht hat. Im Jahr 1793 machte sie ihr Testament mit dem Beifügen bei Fayettes Legat, dass wenn er es auch nach seiner Befreiung nicht mehr nöthig hätte, er doch die Kleinigkeit als einen Beweis der Theilnahme an seinem Schicksale nicht verschmähen sollte. Jetzt ist sie gestorben, ihr Bruder schickt das Geld und so viel Zinsen dabei, dass es 1100 Pfund werden.«

Am 4. März schon schreibt Hennings:

»Fayette hat gestern zwei angenehme Begebenheiten gehabt, die Nachricht des Vermächtnisses und die Ankunft seines Sohnes aus Amerika. Maubourg hat hier für sich und seine Familie ein kleines feuchtes Haus für 70 Thaler bis Ostern 1799 gemiethet Sonst heisst es, Fayette wolle mit allen seinen Freunden nach Amerika ziehen und im Junius abreisen, dort wie ehemals Penn einen neuen Staat begründen, der, wenn er die festgesetzte Zahl von 30,000 Seelen ausmachen wird, sich für unabhängig erklären kann. Noch sind in Lehmkuhl nur erst 25 Menschen dazu bei einander, welches freilich zahlreich genug für eine Wirthschaft ist. Jetzt ist auch Pusy darunter, ein sehr wackerer Mann. Ueberhaupt sind die mehrsten (ich kenne nicht alle genau genug) so gute und vernünftige Leute, dass Frankreich sehr Unrecht thut, sich solcher Bürger zu berauben, und dagegen offenbar in sich selbst und ausserhalb dem traurigen Desorganisirungs-System zu folgen.«

In einem undatirten Schreiben aus Witmold finde ich folgende Mittheilung über Morris:

»J'ai reçu depuis deux jours une lettre assez intéressante de Mr. Morris qui est maintenant à Dresde. Je Vous en expliquerai l'objet, lorsque j'aurai l'honneur de Vous voir. Morris, grand propriétaire, a toujours été en Amérique dans le parti Washington, qui soutenait la dette publique et l'ordre public contre les gens sans avoir, qui formaient le soi-disant parti populaire. Il etait par là rangé dans la classe qu'on appelle aristocratique dans les États unis. Convaincu que la France par sa position et ses richesses ne pouvait être qu'une monarchie, il a essayé, mais vaine-

Digitized by Google

ment, aussi de soutenir le malhereux Louis XVI par de bons conseils. Ces Messieurs en ont fait un Royaliste, et quoique Mr. de La Fayette lui doive évidemment la vie, ces Messieurs veulent à toute force le regarder comme ennemi de celui, dont il n'a jamais prononcé le nom sans y attacher des témoignages d'estime et d'affection.«

Auch nach der Heimkehr der Emigranten kamen noch manche herzliche Briefe von ihnen. Die Gräfin Tessé schrieb am 23. Oct. (1802?) aus Aulnay:

»Monsieur de La Fayette ne quitte sa terre que pour les affaires de famille les plus pressantes; je passe quelquefois un temps considérable sans le voir. Il m'a chargée de ne pas perdre une occasion de Vous assurer de son attachement. Je ne ris plus du goût qu'il avait pris pour l'agriculture dans les cachots d'Olmütz, j'en suis attristée, car il est trop pauvre pour se laisser voler, et il veut l'être, puisqu'il veut régir lui-même son bien. Sa femme ne cause plus d'inquiétude, mais elle n'aura jamais une forte santé. Madame de Montagu ne peut me prévenir de Vous parler de ses sentimens; je la crois en route pour me rejoindre. Ses forces ne répondent pas à son caractère; je passe ma vie à la quereller et à l'admirer. Sa fortune quoique bien médiocre, est encore moins mauvaise que celle de M. et de M^e de La Fayette.«

Damit mögen nun diese Auszüge geschlossen sein, welche, wenn auch nicht von grosser Bedeutung, doch den Vorzug frischer Unmittelbarkeit haben. Hinzufügen liessen sich noch viele Versicherungen von Freundschaft, Dankbarkeit und Anhänglichkeit, und sonstige Beweise für das sehr innige und trauliche Zusammenleben der Familien in jener Zeit. Ich erwähne das nur, weil in Lafayette's Memoiren wohl noch einige Spuren davon zu finden sind, in der Biographie der Frau von Lafayette aber jede Erwähnung ihrer deutschen Freunde vollständig verschwunden ist. Und doch ist es verfasst von ihrer Tochter Virginie, die gerade, nebst ihrer Schwester Anastasie, sich mit den Hennings'schen Töchtern so zärtlich befreundet hat. Ihre Bilder, zum bleibenden Andenken geschenkt, ihre Stammbuchblätter liegen vor mir; damals war ihnen die herzliche Aufnahme im fremden Lande wohlthuend, der dadurch gebotene sichere Anhalt der ganzen Familie unentbehrlich, aber in der wiedergewonnenen französischen Herrlichkeit mag die Erinnerung eher peinlich geworden sein. Nur der alte Klopstock, den sie in Hamburg einmal besucht haben, figurirt als Celebrität auch hier.

Ich bemerke nur noch, dass die französischen Briefe im Original vorhanden sind, ich aber mich an die unregelmässige Orthographie nicht gebunden habe. **W. Wattenbach.**

Digitized by Google

G. E. F. Schönborn's Aufzeichnungen über Erlebtes. Mit Einleitung und Beigaben von Karl Weinhold. Kiel, Druck von C. F. Mohr. 92 S. 8.

Von dem wunderlichen alten Herrn, über den 1836 J. Rist ein hübsches Büchlein veröffentlicht hat, bewahrt die Kieler Universitätsbibliothek einige Papiere, welche Prof. Weinhold hier mittheilt. Ein kurzer Lebensabriss Schönborns, von ihm selbst 1810 in hohem Alter geschrieben, ist ziemlich ungelenk und trocken; anziehender ein unvollendeter ausführlicherer. Wir erfahren da allerlei aus seiner Studienzeit in Halle, seinem Aufenthalt in Algier und London; doch tritt überall seine Persönlichkeit fast ganz zurück, während er die politischen Vorgänge sehr eingehend bespricht, und dabei sich als scharfen und kenntnissreichen Beobachter erweist, wie in den schon früher bekannten Berichten aus Algier.

Im Vorwort hat Weinhold eine sorgfältige, mehrfach berichtigte Skizze von Schönborns Leben gegeben, mit genauem Nachweis der wenigen Schriften von ihm und über ihn; zu Mittheilung von Materialien, die etwa noch vorhanden wären, fordert er auf, und ich will mein Scherflein nicht zurückhalten.

J. Rist (Schönborn und seine Zeitgenossen S. 24) spricht über das Verhältniss zu seinen Vorgesetzten, den dänischen Gesandten in London, seine Freundschaft mit Graf Reventlow und dessen Gattin; dann führt er fort: »Dass sich Schönborns Neigung nicht auf ähnliche Weise dem Nachfolger zugewandt, ist begreiflich, wenn wir gleich annehmen dürfen, dass auch dieses Verhältniss sich durch des ersteren grosse Anspruchslosigkeit und Verdienst leidlich gestaltet haben werde.« Ungemein diplomatisch! Wer den Verfasser und seine Schreibart kennt, muss sogleich errathen, dass hinter dieser Wendung, verbunden mit den vorhergehenden Andeutungen, etwas verborgen ist. Hören wir nun, was darüber am 25. Januar 1800 ein gewisser Fiesinger an den Grafen Gustav Schlaberndorf schreibt, indem er ihm seine erste Bekanntschaft mit Schönborn meldet: »Seine Lage ist eben nicht die angenehmste, denn er hat es mit einem Vieh von Obern zu thun.« Später bemerkt er: »Schönborn altert sehr schnelle, und manchmal spür ich eine Lebenssattheit in seiner Seele, die mir schmerzlich ist.« Und am ersten Januar 1802: »Seine Entlassung von dem überschweren Joche, das ihn, den edeln Menschen, neben einer solchen Bestie von Vorgesetzten niederdrückte, ist endlich angekommen. Bernstorf meldet ihm in Ausdrücken der herzlichsten Freundschaft, dass ihn seine Freunde in Holstein mit Sehnsucht erwarten. Er erhält sein Gehalt, 300 £ Gratification, Reisegeld 300 Thaler, Titel, ich weiss nicht welchen.«

Seine letzte Lebenszeit berührt folgender Brief von Caroline v. Wolzogen an Graf Schlaberndorf, aus Wiesbaden vom 29. August, aber ohne Jahr: »Ich fand hier einen alten Bekannten

Digitized by Google

von Dir, der Dein mit Herzlichkeit denkt, Schönborn. Es ist ein merkwürdiger Greis. Seine Genialität erhält Herz und Phantasie in schöner Jugend. Sprich nie vom Alter. Wie lange Jahre hast Du noch bis zu Schönborns Alter? Er reist und lebt grösstentheils mit einem weiblichen Wesen. Wie mich das alte Paar freut, dem Liebe die Fackel des Lebens entzündet bis sie untertaucht. Es ist noch etwas rührenderes darin, wenn sie als ein reines Band der Geister erscheint, als in den ersten Stürmen der Jugend. Fröhlich schlingt sich die Phantasie an das Bild eines Verhältnisses, nach dem sich das Herz sehnt, und es erfrischt sich in seinem Hoffen. Der Alte ist mir gut, und spricht offen, und ich erfreue mich herzlich an der Tiefe seines Geistes und seinem hochpoetischen Sinne, mit dem leisesten kindlichen Gefühl verbunden.«

»Ach mein Theurer, einige Monde mit Dir in dieser wildfreundlichen Gegend, wie hätte es mein Herz beglückt! Der Alte hat herrliche Ideen zu einer Grammatik; es sei nicht eines Menschen Werk, sagt er mit Recht. Mir dünkt Du begegnest Dich mit ihm in seinen Ideen.«

In einem andern Briefe aus Wiesbaden vom 20. Sept. heisst es: »Der gute alte Schönborn ist wieder hier bei uns. Du lebst oft in unseren Gesprächen mit uns.« Da ist mit Bleistift die Jahrszahl 1809 zugesetzt.

Wo diese Briefe zu finden sind? In dem Nachlass des Grafen Schlaberndorf im k. Staatsarchiv zu Breslau, wo Prof. Weinhold wohl nicht gerade über Schönborn, aber sonst noch manches Körnlein finden könnte. **W. Wattenbach.**

Ottokar Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Von der Mitte des dreizehnten bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Im Anschlusse an W. Wattenbachs Werk. Berlin, Hertz 1870. X, 340 S.

Die deutsche Geschichte des späteren Mittelalters ist lange von der Forschung über Gebühr so vernachlässigt, und auch heute noch nicht so im Detail durchgearbeitet wie die früheren Perioden. Es ist allerdings begreiflich, dass die Zeit der Grösse deutscher Nation unter Sachsen, Franken und Staufern mehr zu eingehender Behandlung anreizt, als der seit dem Interregnum sich vollziehende, trotz zeitweiliger Eindämmung stetig fortschreitende, Zersetzungsprocess des einst so glänzenden Kaiserthums. Aber dieser innere Grund erklärt die Vernachlässigung nicht allein. Das historische Studium hat heute in Deutschland so viele Jünger, dass gewiss manchem es nahe genug läge, unbetretene, wenn auch weniger erquickende Pfade zu wandeln, als auf der gebahnten Strasse mit viel Aufwand von Zeit und Mühe eine oft doch nur spärliche Nach-

Digitized by Google

lese zu halten. Dass dies nun doch verhältnissmässig seltener geschieht, hat gewiss nicht zum wenigsten darin seinen Grund, dass eben für das spätere Mittelalter, allerdings von verschiedenem Zeitpunkt an, zwei bewährte Wegweiser uns verlassen, deren Werth der strebsame Zögling irgend welcher »historischen Uebungen« schon bei den ersten schüchternen Versuchen selbstständiger Arbeit schätzen lernt, um sie im Verlauf seiner Studien stets wieder als die zuverlässigsten Führer zur Hand zu nehmen — Böhmers Reg. Imp. und Wattenbachs Deutschlands Geschichtsquellen. Glücklicherweise ist von Böhmer selbst noch dafür gesorgt, dass seine in der älteren Form unzureichende Arbeit nach dem Muster der eigenen Neubehandlung einzelner Theile umgeschaffen und entsprechend fortgesetzt werden kann — beides den tüchtigsten Händen anvertraut und mit raschen Schritten sich der Vollendung nähernd. Manchem gewiss unerwartet, jedem erwünscht ist es, dass nun auch Wattenbach's klassisches Werk in der hier zu besprechenden Arbeit von Ottokar Lorenz in Wien eine Fortsetzung gefunden hat.

Lorenz gibt sein Buch ausdrücklich im Anschluss an Wattenbach; derselbe Verlag, die gleiche Ausstattung und die Widmung an den Genannten machen denselben weiterhin deutlich. Doch ist Lorenz selbst sich in anerkennenswerther Weise darüber klar, dass zwischen seiner eigenen und Wattenbachs ihm als Muster dienenden Leistung innere Unterschiede obwalten (Vorwort S. VI). Die Grundlage, auf der Wattenbach fusst, war eine viel gesichertere, die handschriftliche Ueberlieferung für viele der von ihm besprochenen Quellen mit allen Hülfsmitteln neuerer Kritik sichergestellt — Vortheile, die Lorenz oft entbehren musste. Dazu kommt, dass für die von Lorenz behandelte Zeit das an sich mannichfaltigere Quellenmaterial viel mehr, in verschiedenen Ausgaben u. s. w. zersplittert ist, als für die frühere Periode, für welche die Mon. Germ. einen mächtigen Haupt- und Grundstock bilden. Diese Schwierigkeiten wird man bei Beurtheilung des von Lorenz Geleisteten wohl in Anschlag zu bringen haben, namentlich wegen des jetzt hervorgehobenen Uebelstandes grosser Zerstreutheit des Materials ein Uebersehen des einen oder andern gern entschuldigen.

In Form und Anlage sucht Lorenz sich seinem Vorbild möglichst anzuschliessen; doch musste, wie es in der Beschaffenheit der besprochenen Quellen begründet liegt, von Lorenz durchaus die territoriale Eintheilung gewählt werden, die freilich im Einzelnen zweckmässiger hätte getroffen werden können (vgl. Zarnckes Centralblatt 1870 p. 1004). Weiter unterscheidet sich Lorenz von Wattenbach durch viel grösseren Umfang. Dies liegt neben der grösseren Mannichfaltigkeit der Quellen besonders in dem mangelhaften Stand der vorhandenen Vorarbeiten, der es nöthig machte, dass sich die Darstellung mancher unzureichend bearbeiteter Schriftsteller und ihrer Werke häufiger zu Erörterungen und Untersuchungen über dieselben gestaltete. Für manche dunkle Punkte musste

Lorenz sich damit begnügen, auf Specialuntersuchungen als erwünscht blos hinzuweisen (vgl. S. 76. 155 n. 204 n. 1 u. s. w.). So werden auf 21 Bogen nur die Quellen von der Mitte des 13. bis zum Ende des 14. Jahrh. behandelt.

Nicht alle Theile des Werkes sind mit gleicher Güte bearbeitet; nicht überall haben Meisterhände vorgearbeitet, wie etwa für die elsässer Sachen der unvergessliche Jaffé, für Preussen die Herausgeber der Script. Rer. Pruss. Andererseits war der Verf. selbst nicht mit seinem ganzen Stoff in dem Maasse vertraut, wie mit dem Gegenstand des §. 27 »Oesterreichische Annalistik«, für den in besonders reichem Maasse die übrigens auch sonst nicht vernachlässigte Heranziehung handschriftlichen Materials zu loben ist. Die Lekture des Ganzen wird vielen Belehrung bieten; kundigeren wird die Uebersicht über den Stand der Forschung, die Lorenz zu geben bemüht ist, willkommen sein.

Lorenz' Darstellung liest sich nicht übel, und würde sich noch besser lesen, wenn der Verf. sich entschliessen könnte, die burschikosen Ausdrücke, die seiner »D. Geschichte« einmal in einer Bonner Dissertation als verba juvenilia vorgerückt wurden, und forcirt geistreichen und piquanten Wendungen wegzulassen. Als Beispiel der Art mögen hier die auf S. 312 zusammengedrängten equestrischen Bilder »geistreicher Schimmel, historischer Krippenreiter, geschichtsphilosophische Schiedmähre« genügen. Wenn L. im Lob wie im Tadel der Leistungen Anderer die Superlative liebt, so hat Ref. dagegen nichts einzuwenden; aber der Tadel gegen den Missgriff eines so verdienten Mannes wie v. Meiller hätte doch in gemässigterer Form Ausdruck finden sollen, als in der von L. S. 240 n. 1 beliebten; mit auffallender Härte wird auch gegen Zahn S. 262 n. 1, gegen Höfler S. 312 n. 4 geeifert. Gegen Potthasts verdienten Wegweiser, namentlich gegen die zulängst als unglücklich erkannten erläuternden Bemerkungen wird polemisirt, wo sich nur dazu eine Gelegenheit bietet. Aber vergebens sucht man nach einem Wort allgemeiner Anerkennung für das fleissige Werk, das um so eher am Platze gewesen, als ohne Potthast L. Arbeit schwerlich entstanden wäre, demselben sehr viel verdankt, ja sich seiner Führung mit solchem Vertrauen anschliesst, dass selbst offenbare Irrthümer Potthast's von Lorenz einfach wiederholt werden.

Bei einem Werk wie dem von Lorenz liegt unstreitig ein Hauptverdienst in dem frischen Entschluss, die allgemein als Bedürfniss anerkannte Arbeit anzugreifen und zu veröffentlichen. Das Verdienst wird nicht geschmälert, wenn auch im Einzelnen Manches zu verbessern und nachzutragen ist; die folgenden Auflagen werden solchen Mängeln schon abhelfen. Nur wer das ganze Quellenmaterial vollkommen beherrscht — und nur sehr Wenige werden sich dessen rühmen können — könnte gleichförmig für alle Theile Verbesserungen und Nachträge erbringen. Dass es an Un-

Digitized by Google

genauigkeiten im einzelnen nicht fehlt, ist begreiflich. Zu wünschen wäre, dass die einzelnen Gebiete, die in L. Werk fallen, ebenso tüchtige Durcharbeitung mit Bezugnahme auf Lorenz fänden, wie sie meistens Koppmann für das Capitel »Ostsee und Nordsee« liefert (vgl. Hamburger Correspondent n. 229. 233. 234. 238.) Ref. seinerseits muss sich begnügen, auf Einzelheiten hinzuweisen, die ihm bei der Lectüre aufstiessen, und bei einer etwaigen Neubearbeitung Beachtung oder Berichtigung verdienen dürften.

Gleich in der Einleitung L. S. 2 scheint dem Ref. zweifelhaft, ob wirklich für den Carakter der von L. behandelten Historiographie die Tendenz zu popularisiren, so massgebend war, wie L. annimmt? — S. 37 n. 1 hätte bezüglich des getadelten Titels Excerpta für die Ausgabe Hugos von Reutlingen hervorgehoben werden müssen, dass die Verantwortung dafür lediglich Böhmer zufällt, und nicht Huber, der die beibehaltene Bezeichnung ausdrücklich unrichtig nennt. — S. 41 n. 1 (vgl. S. 56. 288.) Dass Ptolemäus Lucensis sein Geschichtswerk 1312 vollendete wäre erst zu beweisen. S. 62 n. 2. Wie L. zu der Vermuthung kommt es möge im Datum der Aufzeichnung von Schliersee, 1378, ein C ausgefallen sein, ist um so weniger zu verstehen, als die Jahreszahl zweimal mit Buchstaben in derselben vorkommt, Oefele I, 379. 385. — S. 80 n. 2. Bezüglich der vita Ludow. wäre Böhmers Ansicht über die Entstehung derselben in Raitenbuch zu erwägen gewesen. — Zu S. 95 n. 2 wird S. 323 ein wirklich wunderbarer Nachtrag gemacht; denn dass die Stelle über den Dombrand in den Ann. S. Pantaleonis Font. IV enthalten ist, brauchte Wattenbach doch nicht zu zeigen, da sie dort sehr deutlich gedruckt steht. Das wahre Verhältniss, das nach L. Ausdruck absolut unklar bleibt, ist vielmehr, dass W. in diesen Blättern 1869 S. 44 gezeigt hat, dass die Stelle über den Dombrand von Boisserée der Würzburger Handschrift entnommen, und von ihm selbst schon auf diese Handschrift aufmerksam gemacht wurde. — Zu S. 100. Ueber Levold von Northof musste verglichen werden Adolf Wohlwill, die Anfänge der landständischen Verfassung im Bisthum Lüttich, Leipzig 1867 S 196; diese Schrift wäre auch S. 120 von L. für Hocsem zu benutzen gewesen, bot über Radulfus de Rivo ein ganz anderes Urtheil als es L. S. 120 gibt. Neben manchen Berichtigungen würde nach Wohlwill die Darstellung der belgischen Historiographie wesentlich zu vervollständigen gewesen sein. — S. 106. In dem gut gearbeiteten Abschnitt über die Gesta Trevir. berührt seltsam die mehr wie kühne Behauptung einer Bekanntschaft derselben mit Thomas Wikes. — S. 121. Von Emo existirt eine neuere Ausgabe, veranstaltet von der Genotschap te Utrecht, nieuwe Serie 41. — S. 123. Für Dortmund durfte der Aufsatz von Koppmann, die Dortmunder Fälschungen, Forsch. z. D. G. IX, 607 ff. nicht übersehen werden. — S. 127 n. 1 wird durch einen Aufsatz Scheffer-Boichorsts im nächsten Heft der westf. Zeitschr.

Digitized by Google

wesentlich modificirt. Der früher in derselben erschienene von Evelt »Ueber Franco von Meschede« hätte L. vor dem groben Fehler bewahren können, Franco's Werk über die Vorzüge der beiden Johannes für ein historisches zu halten. Ueber Franco ist jetzt Koppmann in den zu Anfang der Besprechung erwähnten Aufsätzen im Hamb. Correspond. zu vergleichen. — S. 128. Gegen die Existenz eines alten Chron. Malgartense hegt Ref. Zweifel, die an anderer Stelle näher erörtert werden sollen. — S. 130. Ueber Gobelinus und Niem ist jetzt Scheffer-Boichorst, Annales Patherbrunnenses, Innsbruck 1870, S. 44 beizuziehen. — S. 140 n. 1. Statt Uncialen dürfte Initialen zu lesen sein. — S. 144. Die inhaltreiche Recension Frensdorff's G. G. A. 1869 St. 41 hätte benutzt werden sollen, und auch L. Veranlassung geben können, über die von der Magdeburger Schöffenchronik benutzten Quellen einiges zu bemerken. — Die S. 147 n. 3 mitgetheilten Verse sind auch dadurch interessant, dass sie in den gewählten Vergleichen etc. die grösste Aehnlichkeit mit den Briefen haben, auf die Ref. in seiner Schrift über die Doppelwahl von 1257 S. 75. n. 3 hinwies. — S. 148. n. 4. Gegen diese angebliche Dante'sche Inschrift dürfte eine schärfere Skepsis am Platze sein. — S. 153. n. 1 (vgl. S. 82. n. 1.) Trotz eifrigen Suchens hat L. nicht finden können, wer es war der Böhmer das Lied über König Adolf vorwegnahm. Da muss L. allerdings am nächstliegenden Platze nicht gesucht haben, sonst hätte er bei Janssen, Böhmer II, 344 leicht finden können, dass die Anklage gegen einen von Heine mehrfach besungenen Berliner Professor gerichtet ist. — S. 161 ff. wäre als willkommene Ergänzung zu Lappenberg Koppmann, die mittelalterlichen Geschichtsquellen in Bezug auf Hamburg, Hamb. 1868, zu benutzen gewesen. Auch hätte, da dies S. 170. n. 1 für Wismar, S. 196. n. 1 für Breslau geschieht, desselben Gelehrten Publikation der Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg, Hamb. 1869 (vgl. Usinger bei v. Sybel 1870, Heft 3) angeführt werden sollen. — S. 166. n. 2. Wie L. eine chronologische Anordnung von Zunftrollen wünschen kann, ist unbegreiflich; da müssten ja der zeitlichen Reihenfolge zu Liebe die Rollen ein und desselben Amts in Stücke zerrissen werden. — S. 177. Der Satz, dass die Geschichtschreibung zu allen Zeiten vermöge ihres Stoffes und ihrer Quellen den Principien des Erfolgs zu huldigen gezwungen, dürfte schwerlich allgemeinere Billigung finden. — S. 187. Weshalb wird durchweg statt des nur einmal gebrauchten richtigen Namens an der falschen Bezeichnung »Heinrich der Lette« festgehalten? Hildebrands Abhandlung über Heinrich hätte genannt werden müssen. — S. 234. n. 1. Lateinisch schreibt man Trithemius, nicht Tritheimius. — S. 278. n. 3. Ueber die Ausgaben des Saba Malaspina hat L. sich durch Potthasts unrichtige Angaben, die er einfach wiederholt, irre führen lassen; vollständig d. h. bis 1285 ist Saba nur herausgegeben von Di Gregorio Biblioth. II und Del Re. Wenn L. S. 279 sagt, dass

Digitized by Google

Saba offenbar erst nach den Staufern zu schreiben begann, ist man fast geneigt, diesen vagen Ausdruck auf L.'s Unbekanntschaft mit Sabas eigener Angabe (Del Re II, 408) zurückzuführen. Ueber die politische Haltung Sabas wären Amari Vespro (edit. Le Monier) 1851. S. 535, und noch mehr die richtigere Würdigung bei St. Priest histoire de la conquête de Naples II, 276 zu vergleichen gewesen. Hier sei bemerkt, dass Saba ganz entschieden auf dem Boden der Politik Nicolaus III. steht; für ihn und seine Thaten hat der Chronist überall Lob und Anerkennung. Martin IV ist er durchaus nicht günstig (vgl. lib. VIII. 10 die den Sicilianern in den Mund gelegten Worte: ecclesia Romana nolit ... nos recipere, quia papa Gallicus est et regi Carolo favet in quantum potest) und ein entschiedener Gegner der französischen Gewaltherrschaft (vgl. bes. lib. VIII, 3. l. X, 21). Ob die Reden, wie St. Priest II, 187 n. 1 meint, alle authentisch sind, ist nach lib. VII, 6 doch sehr zweifelhaft. — S. 280. Für die Annales Siculi hätte ein Hinweis auf die Bemerkungen Fickers Forsch. I, 357 n. 2 nicht fehlen sollen. — S. 280. n. 1. Die Anreihung des Minorita Florent. an die Annalen von Mantua und Padua ist durchaus unpassend. — S. 281. Ganz falsch wird behauptet, dass Salimbene seine Chronik seit 1245 gleichzeitig fortgeführt habe; ein Blick in das Werk hätte L. darüber aufklären können, vgl. z. B. edit. S. 120, wo es zum Jahr 1248 heisst: 46 anni sunt hodie, in festo S. Giliberti, in quo hoc scribo, in 6ª feria, quod ordinem fratrum minorum intravi, et agitur annus 1284. Ohne eigene Kenntnissnahme von der Chronik selbst hätte L. das richtige finden können in einer Abhandlung Höflers, Gelehrte Anzeigen d. Akad. zu München 1842. St. 84 ff — S. 282. Das Chronicon extravagans des Gualvaneus de la Flamma ist nicht mehr unedirt, sondern von Ceruti herausgegeben im 7. Band der Miscellanea di storia Italiana, 1868—69. — S. 283. Nicht »Vorliebe für poetische Ergüsse« ist es, die den Galvaneus im zweiten Theil des Manipulus Verse aufzunehmen veranlasst, sondern einfach die Benutzung des Poema von Stephanardus (Murat. Scr. IX); ausser Versen aus demselben, zu denen Gal. den Steph. immer citirt, sucht man vergebens nach anderen »durch welche die Trockenheit und Dürre der sonstigen Darstellung einigermassen gemildert wird.« — S. 289. Die Annalen des Ptol. Lucens. haben eine viel grössere Bedeutung als man nach L. Ausdruck annehmen muss. — S. 290. 304 zeigt sich, dass L. seinen singulären Standpunkt über die Kurfürsten noch immer festhält. — S. 307. Ueber Jordanus von Osnabrück sei bemerkt, dass die von L. gerügte Verwechselung mit anderen Namensgenossen ihm selbst S. 128 und n. 3 begegnet ist, wo die Fülle der Citate einen »Druck«fehler anzunehmen verbietet. Gegen die Trennung der Vorrede, die Waitz selbst ja nicht ohne Bedenken vertritt, ist L. Polemik nicht glücklich; denn wie sollte Jordan in der nach L. Annahme ganz von ihm herrührenden Vorrede sich selbst als doctis-

simus einführen? Für die von L. adoptirte Ansicht Döllingers, dass der Tractat nicht Martin IV., sondern Honorius IV. gewidmet sei, liesse sich, allerdings ohne dass dem grössere Beweiskraft zu vindiciren, erinnern an Reg. Rud. n. 871.

Innsbruck. **Arnold Busson.**

Memoirs on the History, Folk-Lore, and Distribution of the Races of the North Western Provinces of India; being an amplified Edition of the original Supplemental Glossary of Indian Terms. By the late Sir Henry M. Elliot, K. C. B. etc. Edited, revised, and re-arranged by John Beams, M. R. A. S., etc. In two Volumes. XX u. 369 Seiten Grossoctav. London, Trübner & Co. 1869.

Im J. 1842 erliess der Court of Directors der ostindischen Compagnie an die betreffenden Beamten eine Aufforderung, möglichst vollständige Sammlungen der in ihren respectiven Districten gebräuchlichen auf die öffentliche Verwaltung bezüglichen Ausdrücke der Landessprache anzufertigen, und hatte selbst zu diesem Zwecke ein vorläufiges Specimen einer solchen aufstellen lassen (Glossary of Indian Terms), welches als ein zu vervollständigendes Schema gelten sollte. Jenem Wunsche wurde jedoch nur wenig entsprochen, und die vorzüglichste Arbeit in dieser Beziehung lieferte Sir Henry Elliot, dessen Arbeit im J. 1845 mit dem Titel »Supplement to the Glossary of Indian Terms« zum ersten Mal zu Agra und seitdem in wiederholten Auflagen erschien. Jedoch blieb sie unvollständig, indem sie nur bis zu dem Worte »Jytee Jaité« reichte, und durch den im J. 1855 eingetretenen Tod des Verfassers die beabsichtigte Fortsetzung ebenso unterblieb wie die von desselben »History of India as told by its own Historians«. So wie nun aber die Fortsetzung der letztern aus den Papieren Elliot's unlängst von Prof. Dowson herausgegeben worden ist, so hat auch vorliegendes bereits selten gewordenes Werk an Herrn Beames, einem höhern Beamten im Bengalischen Civildienst, einen competenten neuen Herausgeber gefunden, der zu den handschriftlichen Zusätzen Elliots und sonst benutzten gedruckten und ungedruckten Hilfsmitteln auch aus eigenen während eines zehnjährigen Aufenthaltes in Indien angelegten Sammlungen vielfache Bereicherungen hinzuzufügen vermochte, so dass die sowohl in Indien wie unter den europäischen Orientalisten höchst vortheilhaft bekannte Arbeit jetzt in einer noch viel vollständigeren Gestalt auftritt, obwohl sie auch jetzt noch die alte Gränze nicht überschreitet, da die Mehrzahl der wenigen mit K anfangenden Wörter, die jetzt hinzugekommen sind, früher unter dem Buchstaben C aufgeführt war. Ausserdem hat der Heraus-

Digitized by Google

geber die streng alphabetische Ordnung der vorhergehenden Auflagen, welche nothgedrungenerweise das Zusammengehörige trennte und der Uebersichtlichkeit, so wie auch aus andern Gründen dem leichten Auffinden des Gesuchten oft grossen Eintrag that, aufgegeben und jetzt das Werk in vier, aber in sich wieder alphabetisch geordnete Abtheilungen zerlegt, wozu dann ein sorgfältiger Generalindex über das Ganze hinzugekommen ist. Wir finden jetzt also: I. Die Casten und deren Unterabtheilungen (vol. I p. 1—164). — II. Sitten, Gebräuche und Aberglauben (p. 193—282). — III. Ausdrücke aus dem Verwaltungswesen (Revenue and official Terms vol. II p. 1—206). — IV. Landwirthschaftliche Ausdrücke (Terms illustrative of rural life p. 207—378). Hierzu kommen dann noch als neu: Appendix A und B (vom Herausgeber). Numerische Stärke und Vertheilung der Kasten der Hindus und der Muhamedaner in den nordwestlichen Provinzen laut Census des Jahres 1865 (vol. I p. 165—183. 184—192). — Appendix C. Herschende Casten in den nordwestlichen Provinzen laut Darstellung im Census des J. 1865 (p. 283—365). — Appendix D. Letzter vergleichender Census von ganz Indien (p. 366—369). — Von den hier aufgeführten Abtheilungen und Gegenständen sind es besonders die beiden ersten, die Casten so wie die Gebräuche und den Aberglauben betreffenden, welche auch in weitern Kreisen Interesse erwecken. Was erstere betrifft, so ist ihr Ursprung, so wie sie jetzt in Indien bestehen, bekanntlich noch in grosses Dunkel gehüllt, welches zu zerstreuen nicht Material genug herbeigeschafft werden kann, so dass die reichen Beiträge, welche das vorliegende Werk in seiner neuen Gestalt bietet, um so werthvoller erscheinen. Auffallend ist hierbei, dass nach des Herausgebers Bemerkung (I, 165 f.) der amtliche Census vom J. 1865 die alten vier Casten Manu's (Bramanen, Kschetrias, Waischias und Sudras) zu Grunde legt, ein Verfahren, welches Beames mit vollstem Recht als ein »höchst ungehöriges Stück Pedanterie oder gar Unwissenheit« bezeichnet, denn diese Casten mit Ausnahme der Bramanen sind längst verschwunden und nur sehr ungewisse Spuren derselben noch vorhanden. Vgl. Max Müller's Abhandlung Caste in der zweiten Aufl. seiner Chips vol. II p. 301 ff. — Aus dem folgenden Abschnitte vorliegenden Werkes, der von den Gebräuchen und vom Aberglauben des nordwestlichen Indiens handelt und vielerlei sehr Anziehendes enthält, will ich einiges hier beispielsweise anführen, zugleich aber auch das Bedauern ausdrücken, dass Beames es für nöthig gehalten hat, die von Elliot beigefügten Vergleichungen zwischen indischen und europäischen in obiger Beziehung stattfindenden Vorstellungen in dieser Ausgabe fortzulassen; denn gerade durch dergleichen Andeutungen, die ja nicht gleich jedem Leser von selbst beifallen oder überhaupt bekannt sind, erhalten Notizen dieser Art besondern oder vielmehr ihren eigentlichen Werth. An Einer Stelle jedoch ist der Herausgeber schonend verfahren und theilte ich die-

selbe deshalb auch gleich zuerst mit. Es heisst nämlich vol. I p. 260: »In Europa [wahrscheinlich ist Südeuropa gemeint] herrschte ehedem der Volksglaube, dass das Sitzen auf einem Esel oder das Sprechen zu demselben ein Mittel gegen Scorpionstiche sei. Auch in Indien glaubt man, dass diese geheilt werden können, wenn einem Esel oder lieber noch einem männlichen Büffelkalb (weil dieses Thier reiner ist) eine gewisse Zauberformel ins Ohr gemurmelt wird.« Beames theilt letztere im Original mit, fügt aber hinzu, dass sie wahrscheinlich gar nichts bedeute und keinen wahrnehmbaren Sinn biete. — Ferner ersehen wir (ib. p. 233 f.), dass Banotsarg die Heirathsceremonie heisst, welche zu Ehren eines neu angelegten Obstgartens gefeiert wird, weil man ohne dieselbe die Früchte des letztern eigentlich nicht essen darf. Man verfährt dabei so: Ein Mann mit dem Salagram in der Hand, stellt den Bräutigam vor; ein anderer, der das heilige Tulsi (Ocymum sanctum) hält, repräsentirt die Braut. Nachdem der fungirende Bramane ein Hom oder Opferfeuer angezündet, richtet er an das Brautpaar die gewöhnlichen Fragen; die Braut umwandelt dann dreimal einen kleinen Fleck in der Mitte des Gartens von Süden nach Westen zu, wobei der Bräutigam hinter ihr her geht und sie am Gewande hält. Alsdann thut dies ebenso der Bräutigam dreimal, von der Braut gefolgt, worauf die Ceremonie mit den gewöhnlichen Opfern schliesst. Der Sinn diesss Gebrauchs besteht, wie mir scheint, wohl eigentlich darin, dass eine Eheschliessung, als Symbol der Fruchtbarkeit, diese auf den Garten übertragen soll. — Wer den Zorn eines Andern beschwichtigen oder vollständige Unterwerfung ausdrücken will, nimmt einen Stroh- oder Grashalm in den Mund und steht dabei auf einem Beine. Diese Sitte ist nach Elliot ein Beweis der hohen Achtung, welche der Hindu vor der Kuh hegt; denn jene Handlung soll so viel sagen wie: »Ich bin deine Kuh und habe daher ein Recht auf deinen Schutz.« Eine Anspielung auf diese sehr alte Sitte enthält die Inschrift auf dem Lat Firaz Schah's zu Delhi: »Thränen zeigen sich auf den Augen der Gattin deines Feindes; Grashalme sind zwischen den Zähnen deines Gegners zu sehen.« (Vol. I. p. 240 f.). Man denkt hierbei an die deutsche Redensart »ins Gras beissen«, obwohl diese etwas Verschiedenes, wenn auch Verwandtes bedeutet und einen andern Ursprung haben soll. — Dipdan heisst ein Gebrauch, wonach zehn Tage lang nach dem Tode eines Verwandten an einem Baume eine Lampe aufgehängt wird, um auf diese Weise der Seele des Verstorbenen auf dem dunkeln Wege nach Dschampuri (Yamapuri) zu leuchten. Dieser Ort ist nämlich die allgemeine Versammlungsstätte der Abgeschiedenen, die von allen Theilen der Welt dorthin kommen und von da gemeinschaftlich und unter Obhut einer Wache aus den Dienern Yama's sich nach Dharmapuri begeben (ib. p. 242). Mit diesem indischen Gebrauch vergleiche man den uralten deutschen, der jetzt noch in der Sterbekerze fortbesteht; s. Rochholz,

Digitized by Google

Deutscher Glaube und Brauch 1, 166f.; so wie die chinesische gleichfalls zur Todtenwanderung dienende Papierlaterne; ebendas. 1, 189. Spuren des nämlichen Gebrauchs finden sich auch in England; s. Baring-Gould, Curious Myths etc. London 1868 II ed. vol. II. p. 294f. — Am letzten Tage des Monats Asarh wägen die Dorfbewohner ein oder zwei Tolás von jeder Art Getreide ab und lassen sie über Nacht in kleinen irdenen Schüsseln an einem freien Platze des Jungles stehen. Am nächsten Morgen gehen sie dann wieder hin und wägen sie auf's neue, und wenn dann das Gewicht schwerer ist als am vorhergehenden Abend, so erwarten sie eine gute Ernte; andernfalls eine schlechte (ib. p. 245). Man vergleiche hiermit das von Grimm, Myth. 558 über den alten Gebrauch des Wassermessens Angeführte, aus welchem theure oder wohlfeile Zeit erforscht wird, je nach dem das in ein Gefäss gegossene Wasser über Nacht steigt oder fällt. — Der Kobila oder indische Kukuk gleicht der europäischen Art auch darin, dass er seine Eier in fremde Nester legt. Sein Ruf gilt für den, der ihn vernimmt, als glückliche Vorbedeutung (ib. p. 261). In Europa wird es damit verschieden gehalten; sein Ruf bedeutet zuweilen Glück, wie nach dem Glauben der Neapolitaner und Schweden; bei letztern aber nur wenn er von Osten und Westen ertönt; s. Grimm, Myth. 641f. Ebenso wechselt die Bedeutung seines Rufes bei andern Völkern; ebend. 644. — Diese wenigen aus dem in Rede stehenden Abschnitte über Gebräuche und Aberglauben ausgehobenen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen wie mancherlei Gelegenheit zu anziehenden Vergleichungen derselbe bietet, und will ich nur noch Eine Stelle aus demselben anführen, welche einen eigenen Charakter hat, da sie sich an die Redensart »Harbong's Regierung« knüpft. Man bezeichnet damit staatliche Unordnung und schlechte Verwaltung und der Raja Harbong soll seine Residenz zu Harbongpur gehabt haben, wo wie man erzählt, Seltenes und Gewöhnliches »Zuckerwerk und Gemüse« zu gleichem Preise verkauft wurden, und überdies eine solche Verwirrung herrschte, dass die Einwohner bei Nacht arbeiteten und bei Tag schliefen. Harbongpur heisst jetzt Ihunsi oder Ihusi und liegt auf der linken Seite des Ganges geradeüber von Allahabad. Die den Raja Harbong betreffenden im Volksmunde sonst noch umlaufenden Schwänke bieten sowohl Beispiele von Einfältigkeit wie von Scharfsinn; besonders jedoch ist er wegen seiner ungerechten Urtheile übel berufen, obwohl sie nicht sowohl aus absichtlicher Gewaltthätigkeit wie aus Unkenntniss der Jurisprudenz und aus Mangel an gesundem Menschenverstand entsprungen scheinen. So z. B. wird erzählt, dass eines Tages zwei Männer mit einem Büffel vor den Raja kamen und beide denselben beanspruchten. Der eine von ihnen trug einen Knüppel in der Hand und behauptete deshalb (aber fälschlich) der Herr des Büffels zu sein, weil man ohne Knüppel kein Hornvieh treiben könne. Raja Harbong liess diesen

Digitized by Google

Beweis gelten und erklärte den Knüppelträger für den Herrn des Büffels. Ein anderes Mal verlangte der Käufer eines Kalbes die herkömmliche Zugabe, und da der Verkäufer nichts anderes mehr besass als die Kuh des Kalbes, so sprach Harbong dem Käufer diese zu, damit dem alten Herkommen kein Abbruch geschähe. Eigenthümlich auch ist die Art seines Todes. Da man nämlich die Urheber eines in Harbongpur verübten Mordes nicht entdecken konnte, so sollten auf Harbong's Befehl aus dem Haufen, der den zur Bestrafung des Mörders bereits errichteten Galgen umstand, die zwei dicksten Männer ergriffen und gehängt werden. Das Unglückloos traf zwei dort unlängst angelangte Pundits, welche dann nach getroffener Verabredung mit einander um den Vorrang in der Reihe des Hängens stritten. Harbong, der nach der Ursache dieses seltsamen Streites frug, erfuhr, dass die beiden Fremdlinge aus gelehrten Büchern ersehen, wer an diesem Tage der Ehre zuerst gehängt zu werden theilhaft werde, gelange gerades Weges ins Paradies, so dass Harbong sich diese gute Gelegenheit dorthin zu kommen, nicht entgehen lassen und durchaus zuerst gehängt sein wollte, was denn auch geschah (ib. I, 261 ff.). Man erinnert sich bei diesem letzten Zuge des Hängens an einen ähnlichen in Grimm KM. no. 146. »Die Rübe«; s. auch die Anm. 3³, 229 f.

Hiermit verlasse ich das vorliegende Werk, auf dessen hohen Werth im allgemeinen ich bereits oben hingewiesen.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neuern geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet von Dr. Georg Weber, Professor und Schuldirektor in Heidelberg. Achter Band. Leipsig, Verlag von Wilhelm Engelmann. VIII u. 936 S. gr. 8.

Die Weltgeschichte ist, wie Schiller sagt, das Weltgericht, nicht aber, wie Schopenhauer meint, eine Summe von meist schlechten, jedenfalls planlosen Objectivirungen eines nothwendig und bewusstlos wirkenden Willens. Unverkennbar ist in der Geschichte der Fortschritt. Der Geist siegt zuletzt über die Materie, die Freiheit über die Nothwendigkeit. Die Völker sind die Träger dieses sich in seiner Freiheit fortschrittlich entfaltenden Geistes. In der alten Welt herrscht die objective Richtung vor. Die Natur ist in Philosophie und Religion die Substanz, in welcher das Individuum auf- und untergeht. Auch dem Staate gegenüber verliert das Individuum seine Bedeutung. Im Mittelalter tritt an die Stelle der Natur der Dogmatismus der Religion und an die Stelle des Staates die Kirche, in welcher die Einzelnheit in ihrer Macht und Bedeu-

Digitized by Google

tung verschwindet. Erst in der Geschichte der Neuzeit kommt der Geist allmälig durch die Vernichtung der Feudalherrschaft, durch die immer reichere Entfaltung des Bürgerstandes, durch das Wiederaufleben der Wissenschaft und Kunst, durch Erfindungen und Entdeckungen, durch die christliche Reformation und die Schwächung der Hierarchie, durch die ständische und konstitutionelle Ausbildung des monarchischen Princips zum Bewusstsein seiner individuellen Freiheit und seines individuellen Rechtes. So lernen wir durch die Geschichte die Gegenwart aus der Vergangenheit und aus beiden die Richtung der Zukunft verstehen. Nur auf die innere Freiheit des Geistes stützt sich die nachhaltige und dauernde äussere Freiheit. Die Geschichte ist für alle Wissenschaften und das Leben die Grundlage; denn letzteres ist ja selbst wieder nur Geschichte. Darum sind ausführlichere, auf der Grundlage der ächten Quellen und besten Hülfsmittel entstandene Werke, welche nicht nur für den Unterricht der reifern Jugend, sondern auch für alle gebildeten Stände geschrieben sind, wie das vorliegende Geschichtswerk, für die Literatur von wirklicher Bedeutung und wahrem Nutzen. Ref. hat sich in diesen Blättern über das Verdienstvolle dieses Buches schon früher ausgesprochen. Das Ganze ist auf zwölf Bände angelegt. Die ersten vier Bände enthalten das Alterthum, die vier folgenden das Mittelalter. Der vorliegende achte Band schliesst diesen wichtigen Zeitraum ab. Der fünfte Band, mit welchem das Mittelalter beginnt, stellt die Mohammedanische Welt und das Zeitalter der Karolinger dar. Die Hauptgesichtspunkte der folgenden Bände sind 1) die Vorherrschaft des deutschen Reichs, 2) das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, 3) Verfall der Lehnsmonarchie und des Pontificats und Herausbildung ständischer Verfassungen. Dieser letzte Gesichtspunkt ist für die Darstellung der das ganze Werk abschliessenden Bände der wichtigste, weil er die ersten Vorbereitungsmomente des Mittelalters zur Entwicklung der Neuzeit enthält. Seine Darstellung beginnt schon im siebenten Bande und wird im vorliegenden achten Bande von S. 1 bis S. 686 abgeschlossen. Der Schlussabschnitt dieses Bandes hat die Aufschrift: Sieg des monarchischen Princips über den Feudalismus; Ausgang des Mittelalters.

Bei der Darstellung des Verfalls der Lehnsmonarchie und des Pontificats und der Herausbildung ständischer Verfassungen werden 1) der Westen Europa's während des englisch-französischen Thronfolgekrieges (erste Periode), 2) das deutsche Reich und die Kirche, 3) der Süden und der Norden, 4) die Reiche im Osten als Hauptabschnitte unterschieden. Der erste Abschnitt umfasst England, Frankreich und die Niederlande bis zum Tode Eduards III. und Karls V., die inneren Unruhen und Parteikämpfe auf beiden Seiten des Kanals, die pyrenäische Halbinsel; der zweite Abschnitt Kaiser Karl IV. und seine Zeit, den Städtekrieg und die Eidgenossenschaft, König Wenzel und Ruprecht von der Pfalz, Kaiser Sigmund

Digitized by Google

und die kirchlichen Zustände seiner Zeit. Der dritte Abschnitt enthält Italien, Skandinavien und Schleswig-Holstein; der vierte nach der Orientirung, Ungarn, Polen, Russland, das osmanische Reich und das oströmische Kaiserthum. Der Schlussabschnitt behandelt Frankreich und England und die Niederlande im fünfzehnten Jahrhundert, die Fremdherrschaft in Frankreich und das Auftreten der Jungfrau von Orleans, den Aufschwung des französischen Königthums und die wachsende Parteiung in England, die Zeiten Ludwigs XI. und Karls des Kühnen, Frankreich unter Karl VIII., England während der Rosenkriege. Die Vollendung dieses Abschnittes ist dem neunten Bande vorbehalten, welcher sich ausschliessend den Uebergang zur Neuzeit zur Aufgabe stellt. Der vorliegende Band, der die ersten vorbereitenden Elemente zu diesem wichtigen Zeitabschnitte enthält, ist darum für die Geschichte des Mittelalters von besonderem Werthe. Der Stoff ist reichhaltig und anziehend, in gewohnter Gründlichkeit, mit vorurtheilslosem Blicke und in fliessender Darstellung behandelt. Der reiche Umfang des Inhaltes geht schon aus dieser Uebersicht hervor. Es kommen in diesem Bande zur Sprache der Kampf um die Krone Frankreichs unter Philipp von Valois, König Johann und der schwarze Prinz, sociale und politische Kämpfe in Frankreich, nationaler Aufschwung unter Karl V., Johannes Wycliffe und die kirchliche Opposition in England, Volksbewegungen in England und Wycliffes Ausgang, Richards II. Regierung und Ende, das Haus Lancaster, das Königreich Aragonien, Castilien und Leon, Portugal, die Parteikämpfe im Reich und Karls IV. Regierung in Böhmen, der erste Römerzug und die Zustände Italiens, Karls IV. gesetzgeberische Thätigkeit, Vergrösserung der Luxemburger Hausmacht, Karls IV. zweiter Römerzug und Ausgang, der Städtebund und Städtekrieg im deutschen Reich, die Schweizer Eidgenossenschaft, König Wenzels Stellung im Reich, Ruprecht von der Pfalz, Sigmunds Königswahl und erste Regierungszeit, die Kirchenspaltung und das Concil von Konstanz, die Hussitenkriege und das Reichsregiment, die Zeiten des Baseler Concils.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 48. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Weber: Allgemeine Weltgeschichte. Bd. VIII.

(Schluss.)

In der Darstellung Italiens werden im Detail behandelt: Rom und Unteritalien nebst Sicilien, Oberitalien und Toscana, in der Darstellung Skandinaviens und Schleswig-Holsteins die inneren Zustände, der geschichtliche Gang in den drei skandinavischen Reichen bis zur Calmarer Union, die nordischen Reiche seit dieser Union, in der Darstellung der Reiche im Osten Ungarn unter den Arpaden, unter den Königen vom Hause Anjou, Polen in den ersten Jahrhunderten seiner Geschichte, Theilfürstenthümer und Seniorat, das Königthum der Piasten in Krakau, Polens Vereinigung mit Litthau, die Jagellonen, Russland unter Wladimir und Jaroslaw, das Grossfürstenthum Kiew und die Theilfürstenthümer der Ruriker, die mongolische Fremdherrschaft, das Grossfürstenthum Moskau, die Osmanen und das byzantinische Reich bis zum Uebergang der Türken nach Europa, Sultan Murad I. und die ersten Kämpfe mit den Christen, Bajesids Eroberungszug und dessen Ausgang, Wiederherstellung des Osmanenreiches durch Mahommed I., Sultan Murads II. Auftreten und sein Ende, die Union der griechischen und lateinischen Kirche, der Fall Konstantinopels. Der zweite und letzte Hauptabschnitt, welcher »Sieg des monarchischen Princips über die Feudalherrschaft und Ausgang des Mittelalters« überschrieben ist und Frankreich, England und die Niederlande im fünfzehnten Jahrhundert darstellt, entwickelt im Einzelnen die Jahre der Regentschaft in Frankreich, Hofleben und Geistesstörung des Königs, die burgundische und die orleans'sche Partei, Revolution und Bürgerkrieg, den Tag von Azincourt, Burgund und Armagnac, Heinrichs V. Sieg und Ende, Karl VII. als König von Bourges, die Jungfrau von Orleans, ihre Gefangenschaft, Prozess und Tod, Aussöhnung mit Burgund, Mehrung der Königsmacht in Frankreich und die Reformen in Staat und Kirche, Auflösung der Söldnercompagnien und neue Heeresorganisation, Wiedereroberung der Normandie, Ausgang des Erbfolgekriegs, Karls VII. letzte Regierungszeit und Ausgang, die Herzoge von Burgund und Ludwigs XI. Anfänge, die Liga für das öffentliche Wohl, Philipps des Guten Ausgang. Karl der Kühne, Herzog von Burgund, das tragische Geschick von Lüttich, politische Schachzüge, Karls Herrscherpläne und Ludwigs Consolidirungspolitik, die Vorgänge am Rhein und im Elsass, Ludwigs XI. Bündniss mit den Schweizern gegen Bur-

Digitized by Google

gund, die Tage von Granson, die Schlacht bei Murten und ihre Folgen, Karls Ausgang vor Nanci, seine Anschläge auf das burgundische Reich, die Zeit der Conflicte unter Karl VIII., Aussöhnungen und Lösung des Streites.

In der Schilderung der englischen Geschichte während der Rosenkriege werden König Heinrich VI. und seine Widersacher, der Fall des Hauses Lancaster, König Karl IV. und seine Familie, König Richard III., Ausgang der Rosenkriege, und Regierung Heinrichs VII. vom Hause Tudor unterschieden, und in genauer besonderer Durchführung behandelt. So ist der Hauptinhalt des vorliegenden Bandes die politische und kirchliche Entwickelung Europas im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Ein grosser Theil der ersten Abschnitte lehnt sich noch an die im siebenten Bande enthaltene Literatur an. Im vorliegenden Bande wird die Literatur besonders bei Ungarn (S. 495), Polen (S. 536), Russland (S. 594), und bei dem osmanischen Reiche und dem oströmischen Kaiserthum (S. 620) sorgfältig angegeben. Sie enthält nicht nur die ältesten Quellenwerke, sondern auch die neusten und besten Hülfsmittel. Die allgemeine Darstellung der Ereignisse wird durch grössere, die genauer eingehende einzelne Schilderung durch kleinere Druckschrift, wie in den frühern Bänden unterschieden. Die Hauptmomente werden, was Personen und Thatsachen betrifft, durch kurze Andeutung am Rande bemerkt. Dem Bande ist eine Stammtafel des York-Lancaster'schen Hauses in seinen Hauptgliedern zur Erklärung der verwandtschaftlichen Beziehungen beigefügt. Auch dieser Band ist in demselben Geiste eines besonnenen politischen und religiösen Fortschrittes, mit derselben gründlichen Sachkenntniss, gewissenhaften und vorurtheilsfreien Beurtheilung der Personen und Ereignisse und derselben leichten und anziehenden Darstellungsgabe, wie alle frühern, geschrieben und eignet sich darum ganz für seinen Zweck, ein Lese- und Bildungsbuch für weitere Kreise zu werden. Ueberall wird auf den Zusammenhang der politischen Geschichte mit dem Geistes- und Culturleben der Völker hingewiesen und mit vollem Rechte; denn die äussere Geschichte ohne die innere ist ein zusammenhangsloses Chaos von Namen, Jahrszahlen und Ereignissen. Darum ist der historische, nicht der ersonnene, sondern der aus Quellen entnommene, dem vergangenen Leben entsprechende Pragmatismus für die historische Darstellung so unendlich wichtig. Immer aber muss dem Inhalte auch die Form entsprechen und gewiss empfiehlt sich das vorliegende Buch auch von diesem Standpunkte aus betrachtet.

Als Probe der geschichtlichen Auffassung und Darstellung führt Ref. die Charakteristik des deutschen Kaisers Karls IV. aus dem vorliegenden Bande S. 140 an: »Das Regiment Karls IV., und sein Charakter haben die verschiedensten Beurtheilungen gefunden. Bei dem böhmischen Volk ist in alter und neuer Zeit sein Andenken gesegnet und er selbst als der Begründer der Grösse

Digitized by Google

des böhmischen Reichs betrachtet worden; wir haben gesehen, wie er in seinem Stammland Ordnung und Gesetz, Bildung und Wohlstand herstellte; die grossartigen Schöpfungen Karls, die Bauten und Bildungsanstalten, die Gesetze und strengen Gerichte gegen Uebelthäter, die ganze Fürsorge für sein Land, das er in tiefzerrüttetem und verwirrtem Zustand überkommen hatte und blühend und mächtig seinem Nachfolger überliess, sichern ihm den Dank und die Verehrung der böhmischen Nation. Er hat das böhmische Reich zuerst zu einem Staat gemacht, und eine wirkliche Regierung begründet. Ein weit ungünstigeres Urtheil haben von jeher die deutschen Geschichtschreiber gefällt. Das Wort Kaiser Maximilians I., der ihn Böhmens Vater, des heiligen römischen Reichs Erzstiefvater nannte, ist wohl zutreffend. Das deutsche Volk, das an den ritterlichen Heldengestalten früherer Kaiser stets mit Begeisterung hing, hat sich mit dem kalten, engherzigen »Pfaffenkaiser« und seiner versteckten arglistigen Politik nie befreunden können. Wir haben dargethan, wie er in der goldenen Bulle dem souveränen Landesfürstenthum die Weihe der Anerkennung ertheilte, und die Zerspaltung des Reichs in Landeshoheiten besiegelte. Aber es ist nicht zu verkennen, dass er damit nur in der That längst bestehende Zustände gut hiess; er zog es vor, mit vorhandenen Verhältnissen sich zu vertragen, als einen hoffnungslosen Krieg dagegen zu führen. Dass das Oberhaupt des römischen Reichs als solches nur einen Schatten von Macht besass und lediglich im Besitze einer starken Hausmacht sich Geltung verschaffen konnte, das hatten auch seine Vorgänger auf dem Kaiserthron eingesehen, aber keiner hat so unablässig und so erfolgreich sein ganzes Leben an der Ausbreitung und Consolidirung seiner Hausmacht gearbeitet wie Karl IV. Nicht den Weg des Kriegs und der Gewalt wählte er, ihn führten Unterhandlungen und Verträge und ein ungewöhnliches diplomatisches Talent sicherer zum Ziel; seine Sparsamkeit und treffliche Finanzwirthschaft setzten ihn in Stand, stets zu rechter Zeit die Verlegenheiten seiner Nachbarn zu benutzen. »Sein erstes und grösstes Staatsgeheimniss war sein Schatz.« So gelang es ihm, seinen Hausbesitzungen einen Umfang zu geben, wie ihn kein Fürst in deutschen und fremden Landen inne hatte. Ueber der Ausdehnung seiner Hausmacht und der Fürsorge für seine Stammlande aber hat Karl das deutsche Reich, dessen Krone er trug, nur zu häufig vernachlässigt; er liess die süddeutschen Reichsstädte mit den Fürsten kriegen; er liess die tapfere Bürgerschaft der Hansestädte mit dem mächtigen Dänenkönig Waldemar IV. ihren Streit ausfechten; der Träger der deutschen Krone sah diese Vorgänge aus zurückhaltender Ferne an. Er fühlte und handelte als Böhme und die Kaiserkrone hatte nur Werth für ihn, wo sie ihm zur Geltendmachung von seinen und seines Hauses Interessen diente. Und wie bald zerfiel das gewaltige Luxemburger

Digitized by Google

Haus, für das Kaiser Karl IV. »sein Lebenlang gesonnen und gesponnen.«

Binnen Jahresfrist soll der neunte Band erscheinen, welcher den Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit enthalten wird. Mit den folgenden Bänden, welche das Werk abschliessen, wird das Interesse des grössern Publikums immer mehr wachsen. Stellen sie uns doch den letzten für uns Deutsche so bedeutungsvollen Hauptzeitraum der Geschichte dar, welcher mit der grössten religiösen That des deutschen Volkes, der Reformation, beginnt und mit den grossartigen Siegen Deutschlands in der Gegenwart endigt, die ihm nach einer langen Zeit der Schmach und Unterdrückung durch das Ausland und innerer Zerstücklung auch die äussere Machtstellung und die Einheit im Innern sichern.

v. Reichlin-Meldegg.

Beatrijs. Eine Legende aus dem 14. Jahrhundert. Hochdeutsche, metrische Uebersetzung von Wilhelm Berg. Haag 1870. SS. XII. 33.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, dass die mittelalterliche Ritterdichtung von Frauen nicht geübt wurde. Wohl haben wir in der mittelhochdeutschen und den verwandten und gleichzeitigen Literaturen religiöse Gedichte von Frauen; aber die höfische Erzählung, der blühendste Zweig der mittelalterlichen Poesie blieb den Männern vorbehalten. Vielleicht im Zusammenhange damit als eine Art Ersatz steht die fast frauenhafte Zartheit so vieler Ritterdichtungen. Für uns Deutsche ist der Arme Heinrich des Hartmann von Aue das sprechendste Zeugniss für diese Richtung. Mit richtigem Gefühle haben daher die Brüder Grimm ihre Ausgabe von 1815 einer hessischen Prinzessin gewidmet. Frauen allein werden das volle Verständniss und den vollen Genuss dieser Art der ritterlichen Dichtung haben — abgesehen natürlich von den Philologen von Fach, die sich ja in jede Art von Auffassungs- und Anschauungsweise hineinversetzen müssen.

Eine ähnliche Bedeutung, wie für uns der Arme Heinrich, besitzt für die mittelniederländische Poesie die Legende von Beatrijs. Auch hier haben wir ein Seelengemälde vor uns, von tiefer Kenntniss und innigem Gefühle eingegeben: auch hier ist die Liebe der Mittelpunkt und der tiefliegende Bewegungsgrund der Handlung. Aber während der Arme Heinrich die Liebe schildert, die mit der religiösen Begeisterung im Einklang steht, während hier ein unvergängliches sittliches Problem auf erfreuende, fast heiter endende Weise gelöst wird, tritt in der Beatrijs die Liebe in den vollen Gegensatz zu dem asketischen Gottesdienste des Mittelalters, und erst Reue und Busse erwirken die himmliche Verzeihung.

Digitized by Google

Die Nonne Beatrijs entflieht mit einem geliebten Ritter. Sieben Jahre verleben sie zusammen, dann verlässt sie der Ritter. Sie ernährt sich und ihre zwei Kinder als öffentliche Dirne. Aber ihre Reue wird immer stärker. Sie kehrt zum Kloster zurück, und es findet sich, dass Maria, von der Nonne stets inbrünstig verehrt, inzwischen ihr Amt als Glöcknerin versehen hat, so dass sie unentdeckt wieder eintreten kann. Doch zwingt sie ihr Schuldbewusstsein sich dem Beichtiger zu entdecken, welcher dann, doch ohne den Namen zu nennen, das Geschehene bekannt macht und so dem Mariendienst neue Anhänger gewinnt. — Man wird die Motivierung der Gnade eine äusserliche nennen; aber wie öfters in der mittelalterlichen Poesie, ist das äusserliche so vergeistigt worden, dass es nur als ein Symbol erscheint. Die heissesten Seelenkämpfe, von der übermächtigen Gewalt der Minne bis zum heissen Schmerz der Reue sind in Beatrijs gewiss auf eine wahrhaft erschütternde Weise vor Augen geführt.

Es darf daher das Gedicht auch jetzt noch auf Interesse zählen, und W. Berg, dessen Feder wir jetzt auch die Uebersetzung der niederländischen Literaturgeschichte von Jonckbloet verdanken, hat mit gutem Grunde eine Erneuung des alten Gedichts veranstaltet. Die Uebersetzung giebt die fein ausgearbeitete Form des Originals sehr glücklich wieder. Vers und Ausdruck sind gleich fliessend und zierlich. Einige Stellen des mittelniederländischen Werkes, die unser vielleicht überfeines Gefühl verletzen könnten, sind auf das geschickteste gemildert und verschleiert worden. Kurz, da doch die deutsche Literatur seit Göthe den Anspruch macht die Weltliteratur zu sein und die besten Werke aller Völker und Zeiten in guten Uebersetzungen zu besitzen, so ist das vorliegende Werkchen gewiss eine wirkliche Bereicherung derselben zu nennen.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Zur Nibelungensage. Siegfriedbilder beschrieben und erklärt von Prof. Carl Säve. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Nachträgen versehen von J. Mestorf. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Hamburg 1870. SS. 88.

Auf die hier in deutscher Uebersetzung gebotene Abhandlung von Prof. Säve ist bereits in dieser Zeitschrift d. J. S. 168 hingewiesen worden. Ohne Zweifel wird sie erst durch die Uebertragung einem weiteren Kreise des deutschen Leserkreises zugänglich gemacht; und diese weitere Verbreitung verdient sie durchaus. Solche Denkmäler, welche mit ihrem kunsthistorischen Interesse auch die Beziehung auf die poetischen Ueberreste des Alterthums verbinden, haben einen ganz besonderen Reiz. Die Räthsel, welche sonst die unvollkommenen Kunstdarstellungen der älteren

Digitized by Google

Zeiten bietet, werden durch unsere Kunde von der Sage gelöst, und wiederum geben sie Zeugniss für den Zustand der Sage in ihrer Zeit und Heimath. Es sei in Betreff der beschriebenen zwei Runenbilder nur kurz wiederholt, dass sie, etwa der Mitte des elften Jahrhunderts angehörig, Sigurd zeigen, wie er den Drachen Fafnir durchbohrt, auf den Rath der weissagenden Vögel auch dessen Bruder enthauptet und sein Ross Grani mit dem Schatze belädt. Ausserdem ist noch Regin schmiedend dargestellt, sowie ein Thier, welches Prof. Säve als den dritten der Brüder, Otr, aufgefasst hat. Das Kunstgeschick ist namentlich in der Zeichnung des Pferdes alles Lobes werth; es erinnern dabei namentlich die arabeskenartigen Windungen der Schlange an die Miniaturen der irischen Mönche in den Handschriften des VIII. IX. Jahrhunderts.

Ganz neu ist aber der zweite Theil des Buches, an Umfang dem ersten gleichkommend. Frl. Mestorf hat sich durch ihre Beschreibung und Abbildung noch anderer nordischer Sigurdbilder ein ganz eigenes Verdienst erworben. Es sind norwegische Holzsculpturen, zwei Kirchenthüren, von denen freilich nur die eine hat abgebildet werden können, und zwei Brautstühle. Das Hyllestader Kirchenportal, wohl dem XIII. Jahrhundert angehörig, besteht aus zwei Flügeln, jeder ist durch arabeskenartige Züge in mehrere Felder abgetheilt. Die Arabesken des einen Flügels werden durch den Schwanz des Drachen gebildet, und die Felder bilden hier fast vollkommen runde Medaillons. Im untersten sehen wir Sigurd in Regins Schmiede mitthätig, im zweiten beide mit dem Schwerte beschäftigt: es zerspringt, ist also nicht das rechte. Im dritten durchsticht Sigurd den Drachen über ihm. Auf dem andern Flügel unten schlummert Regin auf das Schwert gestützt; Sigurd kostet von dem in drei Scheiben geschnittenen, bratenden Drachenherzen; über ihm sitzen drei Vögel in den Zweigen. Dann sieht man sein beladenes Pferd; hierauf Sigurd, wie er Regin durchsticht und diesem das Blut zum Munde herausspritzt. Oben endlich ist Gunnar im Schlangenthurm mit den Füssen eine Harfe schlagend. Auch hier ist die Kunst des Bildners nicht gering; die grössere Ausführlichkeit in der Zeichnung von Gewändern, Waffen u. s. w. verleiht den Holzschnitzereien sogar ein grösseres culturhistorisches Interesse als die obenerwähnten Steinumrisse es besitzen. Weniger ausgeführt sind die beiden Brautstühle, der eine Gunnar im Schlangenthurm, der andere den Ritt Gunnars und Sigurds gegen Wafrlogi und die von der Lohe umgebene Brynhild darstellend. Endlich hat Frl. Mestorf noch einen Stein aus der Kirchenmauer zu Fahrenstedt in Angeln abbilden lassen, der jetzt kaum noch die Umrisse eines Drachen und, in zwei von vier Feldern darunter, einen Vogel und einen Ritter (?) erkennen lässt. Die Deutung auf die Siegfriedsage ist hier nicht sicher.

Die Schrift von Frl. Mestorf wird, wie wir überzeugt sind,

Digitized by Google

durch ihren Text wie durch ihre Abbildungen, bei den Freunden germanischer Kunst und Sage gleichen Beifall und Dank erwerben.

Freiburg. **Ernst Martin.**

The Mostellaria of Plautus with notes critical and explanatory, Prolegomena and Excursus by William Ramsay, M. A. formerly professor of humanity in the University of Glasgow, etc., edited by George Ramsay M. A. trin. coll. Oxon. professor of humanity in the University of Glasgow. London. Macmillan and Co. 1869. CXVI u. 295 S. in gr. 8.

Die vorstehende Ausgabe eines Plautinischen Stückes verdient wohl auch in Deutschland näher bekannt zu werden; sie gehört zu den, im Ganzen nicht sehr zahlreichen, beachtenswerthen Erscheinungen der englischen Philologie und betrifft einen Dichter, welcher insbesondere in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit der deutschen Philologen auf sich gezogen hat, wie er diess eben so sehr von Seiten der Sprache als des Inhalts auch verdient, zumal in Betracht der Stellung, die er überhaupt in der römischen Literatur einnimmt. Wir unterlassen es, von diesen Bemühungen deutscher Gelehrten um die Kritik und um die Erklärung dieses Dichters im weiteren Sinne des Wortes hier zu reden; sie sind bekannt und auch in diesen Blättern mehrfach zur Sprache gekommen: was in England dafür geschehen, mag aus dem hier zu gebenden Bericht einer Ausgabe eines der mit Recht gelesensten Plautinischen Stücke um so mehr entnommen werden, als dieselbe vielfach in dem, was sie bietet, sich nicht auf dieses Stück beschränkt, sondern die gesammten Dichtungen des Plautus ins Auge fasst, welche der Verfasser herauszugeben beabsichtigt hatte, als er durch einen frühzeitigen Tod daran gehindert ward, so dass sein Unternehmen sich jetzt auf ein einziges Stück, die Mostellaria, beschränkt. Und selbst in Bezug auf dieses Stück war seine Arbeit noch nicht abgeschlossen, als der Tod ihn mitten in seiner Thätigkeit, im Jahre 1865, abrief. So fiel dem Neffen, dem auf dem Titel genannten Professor George Ramsay, die Aufgabe zu, das unvollständig hinterlassene Werk in einer so weit wie nur immer möglich vervollständigten und geordneten Gestalt dem Publikum zu übergeben. Es war diess freilich Nichts Leichtes, wie man aus dem darüber von diesem Herausgeber erstatteten Bericht ersieht. Die sämmtlichen Papiere des Onkels, welche zu diesem Zweck ihm übergeben waren, befanden sich durchgehends in einem Zustand, welcher nichts weniger als einen Abschluss der Arbeit oder eine Vollendung derselben erkennen liess. Kein Theil des Ganzen war völlig ausgearbeitet, dabei die Fassung eine solche, die kaum erkennen liess, zu welcher Zeit dieser oder jener Theil niederge-

Digitized by Google

schrieben oder revidirt worden, und während Einzelnes sorgfältig ausgearbeitet sich vorfand, ward bei Anderem eine solche Ausarbeitung vermisst, kurz kein eigentlicher Abschluss der Arbeit, und eine gleichmässige Fassung aller einzelnen Theile bemerkbar. Diesen Missständen abzuhelfen und so das Ganze einer entsprechenden Publikation entgegenzuführen, ohne doch irgendwie eigenmächtige Aenderungen sich zu erlauben, war die schwierige Aufgabe des Herausgebers, der sich übrigens dieser Aufgabe in einer gewiss anerkennenswerthen Weise entledigt hat, und das, was er einzuschalten oder hinzuzufügen für nöthig fand, durch beigefügte Klammern sorgfältig unterschieden hat, sonst aber Alles Vorgefundene aufgenommen und in die gehörige Ordnung gebracht hat, was nur einigermassen von Werth erschien, indem er nur das wegliess, was offenbar unvollständig oder einer Revision bedürftig erschien. Wenn ich auch nicht, so versichert der Herausgeber uns ausdrücklich, behaupten kann, dass das Werk, so wie es jetzt in der Publikation vorliegt, so vollkommen ist, als diess der Verfasser beabsichtigte, und wenn Manches fehlt, was er wohl noch aufgenommen, eben so Anderes darin sich findet, was er vielleicht später ausgeschlossen haben würde, so enthält es doch nur das, was er selbst schrieb, die Aufgabe war mithin auf die eines Herausgebers im engsten Sinne des Wortes beschränkt.

Es besteht nun das Ganze, so wie es durch die Fürsorge des Herausgebers jetzt vor uns liegt, aus einer Ausgabe des Textes der Mostellaria mit dem dazu gehörigen unter den Text gebrachten kritischen Apparat, welcher in der wohlgeordneten Zusammenstellung der abweichenden Lesarten der zunächst in Betracht kommenden Handschriften besteht, dann aus umfassenden, dem Texte vorangehenden Prolegomenen und drittens aus den auf den Text folgenden Anmerkungen und Excursen, worüber wir um so mehr uns näher auszulassen haben, als diese nicht blos die Mostellaria betreffen, sondern auch die übrigen Stücke heranziehen und in dieser Beziehung wohl noch eine besondere Beachtung anzusprechen berechtigt sind.

Was demnach zuvörderst den Text selbst betrifft, dessen Abdruck von S. 1—80 reicht, so fand der Herausgeber, wie er versichert, diesen vollständig bearbeitet vor: es ist derselbe begründet zunächst auf den Cod. Vetus, welchen der Verf. selbst in dem Winter des Jahres 1863 auf 1864 zu Rom auf das Genaueste verglich, nachdem er auf dem Wege dahin auch in Mailand das bekannte Palimpsest einer Prüfung unterzogen hatte: ja der Herausgeber, welcher an einigen Stellen über die wahre Lesart dieses Vetus nicht ganz sicher war, unterzog das Manuscript einer nochmaligen Vergleichung zu Rom im Sommer des Jahres 1867. So liegt uns also von diesem für die Texteskritik des Plautus so wichtigen Manuscript eine genaue und durchaus verlässige Collation vor, welche in dem unter dem Text zusammengestellten kritischen

Apparat enthalten ist, der ausserdem auch die Abweichungen des Decurtatus, des Cod. Ursinianus, des Lipsiensis und der Editio princeps enthält, und in so fern auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, als die andern jüngeren Codd., was jetzt anerkannt ist, neben diesen älteren Quellen kaum in Betracht kommen. Den genannten Handschriften ist daher auch in den Prolegomenen eine nähere Besprechung (S. V—XV) gewidmet, die besonders den Vetus betrifft und hier Manches Neue bringt, was der erwähnten nochmaligen Durchsicht dieser Handschrift zuzuschreiben ist. An diese Besprechung schliesst sich in den Prolegomenen eine umfassende Erörterung über die Orthographie des Plautus (S. XVI—XLIX), worüber sich der Herausgeber auch in dem Vorwort näher ausgelassen hat. Was die Frage betrifft, ob wir hier den Inschriften, welche aus der Zeit stammen, in welcher Plautus schrieb, rein zu folgen haben, oder vielmehr der handschriftlichen Ueberlieferung des Textes, so hielt es der Herausgeber nach reiflicher Ueberlegung und zur Vermeidung von mehrfachen, aber unabweissbaren Ungleichheiten, für am besten, derjenigen Orthographie zu folgen, welche auf die besten Handschriften sich stützt, und überhaupt in den Text keine Schreibung aufzunehmen, welche nicht hinreichende Gewähr in der handschriftlichen Ueberlieferung besitzt; auf diese Weise fand er sich auch in Uebereinstimmung mit der von den neuesten Herausgebern plautinischer Stücke in Deutschland befolgten Orthographie. In der umfassenden Erörterung des Verf. werden zuerst die Quellen der Orthographie (die alten Grammatiker, die Handschriften, die Inschriften) in Betracht gezogen, und dann hiernach die Orthographie der einzelnen Vokale und Consonanten bestimmt: es bedarf wohl keiner näheren Anführung aller Einzelheiten, um auf die Bedeutung dieses Abschnittes aufmerksam zu machen, nicht blos in Bezug auf die Mostellaria des Plautus, sondern in einer weitergehenden, allgemeineren Weise. Dasselbe gilt auch von dem nun folgenden noch ausführlicheren dritten Abschnitt der Prolegomenen, welcher die Metra und die Prosodie des Plautus befasst, S. L—CXVI. Es lag dieser Theil des Ganzen, wie der Herausgeber S. X bemerkt, handschriftlich in einer sehr mangelhaften Gestalt vor; er war niedergeschrieben zu verschiedenen Zeiten und scheint kaum eine Durchsicht des Niedergeschriebenen stattgefunden zu haben, die dann auch zu einer Berücksichtigung dessen geführt haben würde, was über diesen in neuester Zeit in Deutschland so vielbesprochenen Gegenstand von deutschen Gelehrten und selbst in England von Dr. Wagner verhandelt worden. Es findet sich aber davon keine Spur, was der Herausgeber um so mehr bedauert, als der Verfasser gerade auf dem Gebiete der lateinischen Prosodie ganz besondere Studien gemacht und als Verfasser des vollständigsten und systematischen Handbuchs der lateinischen Prosodie in englischer Sprache sich einen Namen gemacht, auch darin in einer besondern Appendix über die sogenannt satur-

Digitized by Google

ninischen Verse den Beweis seines scharfen und kritischen Geistes, in Behandlung der Phantasien deutscher Gelehrten (?) über diesen Gegenstand abgegeben habe. So ist denn auch die schwierige Frage über die bei Plautus vorkommenden Anomalien und deren Erklärung hier nicht in einer Weise behandelt, welche zu einer Entscheidung geführt, wenn auch gleich nach S. XL so Viel sich herausstellt, dass es doch im Ganzen nur wenige Worte sind, welche erweislich bei Plautus in einer andern Quantität gebraucht sind, als bei späteren Schriftstellern. Der Gang der ausführlichen Abhandlung des Verfassers ist der, dass zuerst die verschiedenen bei Plautus vorkommenden Metra der Reihe nach behandelt werden, dann über Hiatus, Position, Ictus Metricus und über die Anomalien bei Plautus ausführlich gesprochen wird. Wir beschränken uns auf diese allgemeinen Angaben, und verweisen darauf Diejenigen, welche speciell mit plautinischer Prosodie und Metrik sich beschäftigen.

Auf den Text, welchem, wie bemerkt, zunächst der Vetus zu Grunde gelegt ist, folgen unter der Aufschrift »Notes« Anmerkungen, welche insbesondere die Sprache des Plautus betreffen und das, was in der Mostellaria Bemerkenswerthes der Art vorkommt, durch vielfache Belege aus andern Stücken des Plautus zu erklären suchen. So ist hier allerdings ein reichhaltiger Beitrag zur Erklärung plautinischer Redeweise gegeben, der zugleich von den gründlichen Studien, die der Verfasser dem Plautus gewidmet hatte, Zeugniss ablegen kann, damit aber auch zugleich eine weitergehende Bedeutung gewinnt. Wir unterlassen es, Beispiele im Einzelnen anzuführen, wie sie jede Seite hier bieten kann. Einiges findet sich auch darunter sachlich-antiquarischer Art, was indessen mit der sprachlichen Erklärung und der richtigen Auffassung des Sinnes mehrfach zusammenhängt, wie z. B. zu Vs. I, 3, 142 die Erörterung über den Preis weiblicher Sclaven, oder zu IV, 1, 5 über Hercules, als Wächter verborgener Schätze oder Verleiher von Reichthum und dergl. m.

Einen gleichen Charakter, wie die Mehrzahl dieser »Notes« tragen auch die von S. 177—286 angehängten Excurse: sie verbreiten sich über einzelne, bei Plautus vorkommende Ausdrücke und Redewendungen, und suchen von diesen durch Zusammenstellen der betreffenden Stellen eine richtige Erkenntniss ihres Gebrauchs und ihrer Anwendung bei Plautus herbeizuführen. So wird in den ersten dreizehn Excursen gehandelt von adeo, dum etiam, imo, modo, nam enim enimvero etc., qui, quin, ut, frugi nequam, probus probe, nimis nimius nimium nimio, Sodes sis u. dgl.; im vierzehnten S. 241 ff. wird eine Anzahl von Ausdrücken besprochen und erläutert, welche auf Geld sich beziehen, wie talentum, mina, drachma, obolus, philippus oder numus philippeus, numus oder numus argenti: das Ganze eine recht interessante Zusammenstellung. Eben so werden im fünfzehnten Excurs S. 251 ff. die ver-

Digitized by Google

schiedenen Arten der Bestrafung, welche über Sclaven verhängt ward, besprochen, im sechszehnten S. 263 ff. die Ausdrücke, welche auf Betrügereien jeder Art, wie sie in den plautinischen Stücken vorkommen, sich beziehen, im siebenzehnten S. 280 ff. eben so die liebkosenden, wie die verwünschenden oder beschwörenden Ausdrücke. Man sieht bald, welchen Nutzen die Erkenntniss und richtige Auffassung der plautinischen Sprache, wie selbst in manchen Beziehungen die Würdigung des Inhalts plautinischer Stücke aus diesen Excursen, wie aus den vorhergehenden »Notes« gewinnen kann: aus diesem Grunde wollten wir um so mehr darauf aufmerksam machen, als wir nicht in der Lage sind, weiter in das Einzelne der Darstellung einzugehen; wir vielmehr hier nur die Vorlage eines kurzen, aber getreuen Berichtes über eine Erscheinung beabsichtigen, welche auch in der nicht völlig abgeschlossenen Gestalt, in der sie uns vorgelegt wird, immerhin Anspruch auf Beachtung von Seiten deutscher Forscher machen kann.

Thirteen Satires of Juvenal. With a commentary by John E. B. Mayor, M. A. Fellow of St. John's College, Cambridge. Second edition, enlarged. Part. I. pp. 1—176. London and Cambridge. Macmillan and Co. 1869. 8.

Die hier aufgeführte Ausgabe der Satiren des Juvenalis, welche in England noch immer eines zahlreichen Leserkreises sich erfreuen und selbst auf den höheren Schulen noch mehr, wie in Deutschland einen Theil der Lectüre bilden, zeigt eine gewisse Selbstständigkeit der Behandlung und eine Gründlichkeit, welche ihr auch ausserhalb des englischen Leserkreises Beachtung und Anerkennung zuwenden wird, zunächst in Bezug auf den beigegebenen Commentar. Dass das Ganze wohl hauptsächlich für höhere Anstalten berechnet ist, mag selbst daraus hervorgehen, dass nicht alle Satiren des Juvenalis aufgenommen sind, sondern diejenigen ausgefallen sind, welche allerdings durch ihren Inhalt für einen solchen Zweck sich minder eignen, wie die zweite, die sechste und neunte, während die zweifelhafte fünfzehnte und sechzehnte Satire aufgenommen sind. Diese, wie die übrigen in dieser Ausgabe enthaltenen Satiren liegen in einem correcten Texte vor, der sich auf die neuesten Recensionen von C. Hermann und O. Jahn stützt, und so im Ganzen als ein urkundlich getreuer betrachtet werden kann; die Conjecturen oder Verdächtigungen, womit man auch bei Juvenalis in der neusten Zeit sehr freigebig geworden ist, finden in dem gesunden, praktischen Sinn des Herausgebers, wie er sich auch insbesondere in dem beigefügten Commentar durchweg zu erkennen gibt, keinen Anklang: er folgt lieber der handschriftlichen Auto-

Digitized by Google

rität. Diess ist selbst da der Fall, wo die Lesart einigermassen strittig ist, wie z. B. Sat. I, 126, wo das Futurum quiescet mit Hermann beibehalten und auch in den Noten vertheidigt wird, während Jahn quiescit, das die zweite Hand des Cod. Pith. und die jüngeren Handschriften bieten, belassen hat: nach unserm Gefühl würden wir auch diese Lesart, weil sie ein Faktum ausspricht, das als Grund des vorausgehenden »noli vexare« dienen soll, vorziehen, statt des Futurums, welches hier doch nicht ganz so wie in der Stelle III, 240. 241 aufgefasst werden kann, sondern höchstens etwa besagen könnte, »sie will ruhen«, was dann aber kaum durch ein Futurum gegeben werden könnte. Eben so ist Vers 157 derselben Satire beibehalten deducit, was wir in der That, zumal nach dem vorausgehenden Verse (»qua stantes ardent, qui fixo pectore fumant«), wo der Plural sich findet, nicht zu erklären wissen, und darum deducis (in Uebereinstimmung mit dem vorausgegangenen lucebis) mit Hermann und Jahn vorziehen. Der Herausgeber erklärt zwar »et quae taeda deducit«, wobei er quae aus dem vorausgegangenen qua suppliren will, was uns nicht gerechtfertigt erscheinen will. Um so mehr werden wir es billigen, wenn er am Schluss dieser ersten Satire: »tecum prius ergo voluta haec animo ante tubas« (Vs. 169) mit Jahn die Lesart animo beibehalten statt des durch die Autorität des Pricianus empfohlenen und von C. Hermann aufgenommenen anime (der Cod. Pith. hat animante tuba), welches dann nur als Anrede des Dichters an sich selbst genommen werden könnte; eine solche Anrede mit anime scheint aber hier um so weniger am Orte, als uns keine ähnliche Ansprachen aus lateinischen Dichtern bekannt sind; denn weder das pindarische ἄγε θυμέ noch das aus Seneca's Medea mehrmals angeführte anime scheinen uns hierher zu passen. Nach Jahn ist auch Satire III, 168 gegeben: quod turpe negabis, was, wenn einmal die Lesart des Cod. Pith. negavit verlassen werden soll, uns immer noch richtiger, und auch durch die Autorität der Scholien bestätigt erscheint, als das der handschriftlichen Autorität ganz entbehrende negabit, das Hermann aufgenommen hat. Vs. 218 derselben dritten Satire haben Hermann und Jahn aufgenommen: »hic Asianorum vetera ornamenta deorum«, wo Asianorum durch die Autorität des Cod. Pith. und der Scholien gesichert ist, unser Herausgeber schreibt mit Roth unter Weglassung von hic (wofür Andere haec): phaecasiatorum, Burmann schrieb phaecasianorum, was die jüngeren Handschriften bringen: Asianorum würde dann wie eine Glosse davon erscheinen. Wenn Vs. 281 derselben Satire (»ergo non aliter poterit dormire? quibusdam« etc.) in Klammern eingeschlossen und damit als verdächtig bezeichnet wird, so scheint uns doch diese Vermuthung von Heineke zu wenig begründet, um gegen die handschriftliche Autorität Annahme zu finden, wie denn auch Hermann und Jahn dieselbe nicht angenommen haben; dem letzteren folgt der Verf.

Digitized by Google

auch Vs. 104, den wir auch nicht für unächt ansehen können, zumal da er in allen Codd. sich findet. Dasselbe scheint uns der Fall zu sein mit Vs. 7 der vierten Satire (»Nemo malus felix, minime corruptor et idem«), den wir hier gleichfalls als verdächtig bezeichnet sehen, so wie mit dem hier ebenfalls in Klammern eingeschlossenen Vs. 78 (»nunc aliud tunc praefecti? quorum optimus atque«), blos auf die Vermuthung von Heinrich. Ein Gleiches ist auch in der fünften Satire bei Vs. 51. 66. 91. 140 geschehen, wo uns ebenfalls der Verdacht nicht hinreichend begründet erscheint, den Heinrich und Andere hier erhoben haben, eben so wie bei Vs. 181 der siebenten Satire. Begründeter dürfte dieser Verdacht bei Vs. 7 der achten Satire (»Corvinum, posthac multa contingere virga«) erscheinen, welchen Vers wir ebenfalls hier in eckige Klammern als verdächtig eingeschlossen sehen, wiewohl er im Cod. Pith. sich findet, in neueren Handschriften aber ausgelassen ist.

Es mögen diese Proben genügen, um zu zeigen, in welcher Weisse der Text der Satiren behandelt ist. Ein Hauptargument des Herausgebers scheint aber auf den unter der Aufschrift »Notes« beigefügten Commentar gerichtet zu sein, welcher in der vorliegenden Pars I, S. 89—176, bei kleinem aber sehr sehr deutlichem Druck nur über die erste Satire und die Anfangsverse der dritten sich erstreckt, und so wohl als eine Probe des Umfangs gelten kann, welchen der ganze Commentar, wenn er zu den übrigen Satiren vollendet ist, einnehmen wird. Es wird zuerst eine Inhaltsübersicht einer jeden Satire gegeben, worauf dann die erklärenden Anmerkungen folgen, welche in eingehender Weise sich mit Allem befassen, was sprachlich oder sachlich einer Erklärung bedarf, die überall stets mit den betreffenden Belegen oder Nachweisungen ausgestattet ist, namentlich auch in sprachlichen Bemerkungen den betreffenden Sprachgebrauch durch den Nachweis anderer Stellen aus römischen Dichtern zunächst zu begründen sucht, wobei sich eine grosse Belesenheit, zumal in den späteren lateinischen Dichtern kundgibt, wie sie nur durch ein sorgfältiges und umfassendes Studium derselben und ihrer Erklärer gewonnen werden kann, während in Erklärungen sachlicher Art sich eben so eine umfassende Benutzung der neueren Literatur, mit welcher der Verfasser wohl bekannt ist, erkennen lässt. Auch auf den Nachweis der Gedanken und des inneren Zusammenhangs ist überall Rücksicht genommen: kurz, das Ganze trägt den Stempel grosser Sorgfalt an sich, und weiss der Verf. mit Geschick das zu benutzen, was bereits von Andern für die Erklärung der Satiren Juvenal's beigesteuert worden ist: hier und dort sind die gegebenen Erklärungen durch die weiter beigefügten Ausführungen so ausführlich geworden, dass sie wie Excurse gelten können; wir erinnern z. B. an die äusserst ausführliche und in vorliegender Pars I noch nicht völlig zu Ende geführte Bemerkung über die Recitationes zu III, 9, oder die Note über Tigellinus zu I, 155, die Erörterung über I, 143 (»crudum

Digitized by Google

parvonem in balnea portas«), welche sich auch insbesondere über die Pfauen und deren Verbreitung in den verschiedenen Theilen der alten Welt ergeht; auch Arabarches I, 130 ist gut erklärt und zu I, 155 eine Zusammenstellung der verschiedenen, als Gottheiten verehrten abstrakten Begriffe (Virtus, Pax u. s. w.) gegeben, eben so zu I, 104 über die Fenestrae (Ohrringe); auch die grössere Erörterung über die horti zu I, 75 verdient Beachtung, so wie die über Gyaros als Verbannungsort und über die Verbannung als Strafe überhaupt zu I, 73; eben so über rubeta zu I, 71, wie denn noch gar Manches der Art sich anführen liesse, was die Bemühungen des Verfassers kennzeichnet. Wenn übrigens dieses »Notes« in der hier begonnenen Weise fortgesetzt werden, so möchte diese Ausgabe des Juvenalis dann einen bedeutenden Umfang erhalten: immerhin aber werden insbesondere englische Leser, für welche sie zunächst bestimmt ist, daraus Viel lernen, und überhaupt an eine gründliche Behandlung der alten Dichter auch in sprachlicher Hinsicht sich gewöhnen können, während sie zugleich mit den bedeutenderen Erscheinungen deutscher Philologie in Kenntniss erhalten werden.

Pädagogische Bibliothek. Eine Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit. Im Verein mit Gesinnungsgenossen herausgegeben von Karl Richter. Berlin 1869. Verlag von Julius Klönne. Prinzen-Strasse 56. Heft 1. 2. 3. 5. Pestalozzi. 268 S. Heft 4. 6. 7. 8. 9. 12. (Salzmann). 116. 128 S. Heft 10. 11. (Comenius) S. 128 in 8.

Diese »pädagogische Bibliothek« soll, zufolge der Ankündigung, nicht blos der deutschen Lehrerschaft, sondern auch dem gesammten gebildeten Publikum und allen Freunden und Beförderern der Volkserziehung und Volkswohlfahrt eine Reihe von Schriften bringen, welche das Beste von dem enthalten, was in älterer wie neuerer Zeit über häusliche wie öffentliche Erziehung und Volksunterricht gedacht und geschrieben worden ist und wegen seines bleibenden Werthes auch den Anspruch einer Berücksichtigung von Seiten der Gegenwart erheben darf. Und diese Schritten sollen nicht blos durch einen erneuerten Wiederabdruck oder eine genaue Uebersetzung, wenn sie nämlich in einer andern Sprache als der deutschen, gefasst sind, dem genannten Publikum zugänglich gemacht werden, sondern es sollen diese Wiederabdrücke auch durch Berichtigung falscher oder entstellter Texte, so wie durch die Beigabe von erläuternden Einleitungen und Anmerkungen, was freilich in jeder Hinsicht nothwendig erscheint, einen besonderen Werth erhalten. Und dass die Ausführung nicht hinter dem gestellten

Digitized by Google

Programm zurückbleibe, dafür bürgt schon der Name des Herausgebers, der auf diese Gebiete eine so ansehnliche Stellung einnimmt, und in den oben bezeichneten, bis jetzt vorliegenden Heften einen Anfang gegeben hat, der auch für die Folge zu den besten Hoffnungen berechtigt. Gleich in dem ersten Hefte, welches mit dem Abdruck von Postalozzi's Schrift: »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt« beginnt, ist eine Einleitung vorausgeschickt, welche in einer sehr anziehenden Weise nicht blos eine Lebensschilderung Pestalozzi's enthält, sondern auch näher in seine schriftstellerische Thätigkeit eingeht und die in seinen Schriften dargelegten Erziehungsgrundsätze bespricht, damit aber dem Zweck einer Einleitung zu der wiederabgedruckten Schrift in jeder Hinsicht entspricht. Dem Abdruck der Schrift selbst ist zu Grunde gelegt diejenige Ausgabe, welche in den 1820 zu Stuttgart bei Cotta erschienenen »Sämmtlichen Schriften« sich befindet, und als eine erneuerte Ausgabe erscheint, in welcher Pestalozzi auf Manches Rücksicht genommen hat, was seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe im Jahre 1801 über den Inhalt seiner Schrift bemerkt worden war, Manches auch in eine deutlichere und mehr klare Fassung gebracht hat. Die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers ist aber der Art, dass das, was der ersten Ausgabe allein angehört, zwischen Sternchen, und das, was der zweiten eigenthümlich ist, innerhalb eckiger Klammern gesetzt ist; bei den in der genannten Ausgabe völlig umgearbeiteten Stellen ist der Wortlaut der ersten Ausgabe in den am Schlusse des Ganzen folgenden Anmerkungen mitgetheilt, während die unter dem Text selbst befindlichen Anmerkungen sich zunächst auf die Erklärung einzelner von Pestalozzi gebrauchten einem grössern Publikum nicht immer verständlichen Ausdrücke beziehen. Der Abdruck dieser Schrift ist in den drei ersten Heften und einem Theil des fünften Heftes enthalten, in welchem dann auch die bemerkten Anmerkungen, so wie Excurse folgen, welche über das pädagogische System Pestalozzi's sich verbreiten, wie es in dieser für die Entwicklung der pädagogischen Wissenschaft so bedeutenden und auch erfolgreichen Schrift niedergelegt ist, und die Vorzüge wie die Schatten in unbefangener und ruhiger Weise besprechen, insbesondere auch über Pestalozzi's Ansichten über sittlich-religiöse Bildung sich verbreiten.

Das vierte, dann das sechste bis neunte incl. Heft der Bibliothek bringen Schriften von Salzmann, in ähnlicher Weise eingeleitet durch eine umfassende Besprechung des Herausgebers über die Person dieses Mannes, seine Leistungen und seine pädagogischen Grundsätze; es folgt darauf der mit gleicher Sorgfalt veranstaltete Wiederabdruck folgender Schriften: I. »Noch Etwas über die Erziehung nebst Ankündigung einer Erziehungsanstalt« im vierten und sechsten Heft; dann II. »Ameisenbüchlein, Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher« im siebenten und achten Heft; III »Ueber die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizu-

bringen« im neunten und zwölften Heft, und darin noch nicht beendigt. Jede dieser Schriften hat eine besondere Einleitung erhalten, und eben so wenig fehlen bei jeder die erläuternden Anmerkungen: kurz, die Behandlung ist von Seiten des Herausgebers eine gleiche wie bei der Schrift von Pestalozzi. Das zehnte und eilfte Heft enthält den Anfang einer deutschen von Julius Beeger gemachten Uebersetzung der »Grossen Unterrichtslehre« des Johann Amos Comenius, aus dessen Didactica magna ausgezogen, welches Werk auch jetzt noch in seinem Inhalt beachtenswerth nach mehr als einer Seite hin erscheint; die dazu allerdings nothwendige Einleitung ist noch zu erwarten und wird wohl in einem der nächsten Hefte nachfolgen, da schwerlich Vielen der Name und die Leistungen des im siebenzehnten Jahrhundert durch seine Thätigkeit auf dem Gebiete des Unterrichts, insbesondere durch die von ihm für die Zwecke des Unterrichts abgefassten Bücher zu grossem Ansehen und zu grosser Bedeutung gelangten Pädagogen näher bekannt sein dürften.

Statistische Tafel aller Länder der Erde. Enthält Grösse, Regierungsform, Staatsoberhaupt, Bevölkerung, Ausgaben, Schulden, Papiergeld, Banknotenumlauf, stehendes Heer, Kriegsflotte, Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Zolleinnahmen, Haupterzeugnisse, Münze und deren Silberwerth, Gewicht, Ellenmaass, Hohlmaass für Wein und Getreide, Eisenbahnen, Telegraphen, Hauptstädte und die wichtigsten Orte, Einwohnerzahl aller Länder der Erde. Von Dr. Otto Hübner. Neunzehnte gänzlich umgearbeitete Auflage. Preis 5 Sgr. oder 18 Kr. 1870. Frankfurt a. M. Verlag der F. Boselli'schen Buchhandlung (W. Rommel).

Der ausführliche, hier mitgetheilte Titel kann schon einen Begriff geben von dem reichen, auf möglichst geringen Raum, aber in guter Uebersicht zusammengedrängten Inhalt dieser Tafel, deren sechzehnte, im Jahr 1867 erschienene Auflage in diesen Blättern Jahrgang 1867 S. 864 besprochen wurde. Die vorstehende neunzehnte ist in der ganzen Anlage, wie in der Ausführung den früheren Auflagen zwar gleich, aber sie hat im Einzelnen sich mancher Verbesserungen zu erfreuen, und wird man auch das Neuste dabei berücksichtigt finden. Es kann daher auch diese neue Auflage mit gutem Grunde empfohlen werden.

Digitized by Google

Nr. 49. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Appendix Vergiliana recensuit et prolegomenis instruxit O. Ribbeck. Lipsiae in aed. Teubn. 1868.

O. Ribbeck's Verdienste um die Kritik der Vergilianischen Gedichte bedürfen keiner weiteren Auseinandersetzung. Gleichwohl ist auch hier das letzte Wort noch lange nicht gesprochen, aber die Bahn ist geebnet, die grössten Steine des Anstosses sind hinweggeräumt und es sind verhältnissmässig nur noch geringfügige Dinge, welche einer nachspürenden Kritik zur Nachlese übrig bleiben. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn wir zur Betrachtung der gewöhnlich unter Vergils erlauchtem Namen laufenden Sammlung grösserer und kleinerer Gedichte herantreten, welche Ribbeck unter dem Namen Appendix Vergiliana zusammengefasst und gleichfalls kritisch zu berichtigen versucht hat. Dass auch hier der diplomatische Apparat in möglichster Vollständigkeit und mit grosser Genauigkeit zusammengetragen ist, liess sich vom Herausgeber erwarten, aber trotz alledem bleibt der Subjectivität in einer Menge von Fragen der äusseren wie der inneren Kritik ein so grosser Spielraum, dass vielfacher und entschiedener Widerspruch unmöglich ausbleiben kann. Die folgenden Bemerkungen sollen, so weit es uns der Raum gestattet, die Rechtfertigung eines solchen darzuthun versuchen auf einem successiven Gang durch sämmtliche Gedichte hindurch.

Dirae.

O. Ribbeck hat das Paar sonst dem Valerius Cato — jedoch mit Unrecht — zugeschriebener Gedichte in seine Appendix Vergiliana mit aufgenommen, »quia et tempore Vergilianis eclogis pars et argumento dirarum certe a prima et nona proxime nec nimis a bucolicon stilo abesse videbatur« (p. 23). Hatte doch, nach J. Scaliger's gewiss richtiger Bemerkung, die Aehnlichkeit der Schicksale Cato's mit denjenigen Vergil's, soweit dieselben den Verlust des Eigenthums betreffen, bewirkt, dass die Dirae dem Vergil zugeschrieben und unter dessen Werke eingereiht wurden: dort die Proscriptionen und Confiscationen unter Sulla (Suet. de gramm. XI), hier die Gütervertheilung unter den Triumvirn, in deren Consequenzen auch Vergil mithineingezogen wurde, beidemal der gleiche Verlust, beidemal ähnliche Klagen — was war natürlicher, als dass bei fehlendem Autornamen die Dirae derjenigen Berühmtheit beigelegt wurden, welche den besten Anhaltspunkt

Digitized by Google

dafür darbot? Bekanntlich haben die alten Ausleger vor Scaliger, also Pomponius Sabinus, Domitius Calderinus, Badius u. a. ohne Argwohn sich der Autorität gefügt und den Vergil als Verfasser der beiden Gedichte angesehen: der im zehnten Vers der Dirae vermeintlich auftretende Senex noster war natürlich der Vater Vergil's, sowie Lydia hinwiederum keine andere als desselben Dichters sonst unter dem Namen Galatea bekannte Geliebte sein konnte. So wie nun die alten Interpreten durch die Handschriften, so liessen Scaliger's Nachfolger sich durch den Namen und die Autorität dieses grossen Kritikers, allerdings auch durch das Blendwerk seiner Hypothese dermassen imponiren, dass nicht leicht einer an der Richtigkeit derselben zweifelte, und noch Naeke in seinen gelehrten Untersuchungen pflichtet ihr unbedingt bei. Heut zu Tage wird sie kaum noch einen einzigen Anhänger finden — und mit Recht. Denn die von Scaliger aufgefundenen Coincidenzen unseres Dichters und seiner Verhältnisse mit jenen Zügen in der bekannten Notiz Suetons (de gramm. XI) existiren doch nur für den ersten Blick und selbst für diesen kaum. Dass Cato seine eigene Geliebte unter dem Namen Lydia gefeiert habe, davon steht bei Sueton kein Wort und angenommen selbst, es wäre diess möglich, sogar wahrscheinlich, so passt doch die Art der Anführung bei Sueton und der dort aus Ticida citirte Vers über des Valerius Cato wirkliche Lydia:

Lydia doctorum maxima cura l i b e r

schlechterdings nicht zu unsern achtzig Versen. Auch wird man sich in diesen vergeblich nach einer Spur desjenigen Charakters umsehen, um dessenwillen Ovid an der Stelle lib. II. 435 Trist. unter anderen Poeten ähnlicher Gattung auch den Valerius Cato — denn dieser ist ohne Zweifel gemeint — anführt und mit deren Vorgang er seine eigene Weise glaubt entschuldigen zu können — der Lascivität und Sittenlosigkeit nämlich (s. Weichert reliqq. p. 165):

Cinna quoque hic comes est Cinnaque procacior Anser
Et leve Cornifici parque C a t o n i s opus.

Wenn aber Ovid nur den Namen des Dichters nannte, so konnte und durfte er natürlich nur an eines von dessen Hauptwerken denken, und diese hat Sueton doch wohl angeführt; anderseits war aber in der »Diana« nicht wohl Raum für jenes Gepräge, wir können uns also die »Lydia« allein als Fundgrube jener Lascivitäten denken, von denen unser e r h a l t e n e s und — seit Fr. Jacobs — also genanntes Gedicht wenigstens für die antike Anschauung vollkommen frei ist. Ich denke, in seiner Abhandlung über die Dirae (Zur class. Literat. Götting. 1849 Nr. VI), welche mir leider j e t z t nicht zur Hand ist, wird C. Fr. Hermann diesen Punkt wohl auch geltend gemacht haben. Freilich wenn im Gegensatz zu der von Scaliger aufgestellten Ansicht über die Abfassungszeit des Gedichtes M. Haupt (epiced. Drusi p. 17) behauptet, »carmen

Digitized by Google

dubitari nequit quin scriptum sit anno ab u. c. 713«, so ist diess auch zu scharf ausgedrückt: diese Vermuthung, welche zuerst Merkel ad Ibin p. 364 aufstellte, ist allerdings wahrscheinlich, aber die Gewähr zwingender Nothwendigkeit hat sie keineswegs; nur so viel scheint ausgemacht, dass um jene Zeit herum das Gedicht geschrieben ist, und wenn auch nicht dem Vergil, so doch einem zeitgenössischen Dichter angehört. Wären nur gewisse Punkte, welche den Inhalt, wieder andere, welche die Form und Oeconomie des Gedichtes betreffen, wären endlich die diplomatischen Fragen mit demselben Grade von Sicherheit zu erledigen, wie die ungefähre Zeit der Abfassung! Aber dazu fehlt noch viel, und wenn schon, nach langer Vernachlässigung seit Scaliger, in vielen der berührten Punkte Naeke (vor ihm hin und wieder Wernsdorf und C. Putsche in ihren Ausgaben) das Richtige festgestellt hat, so bleibt auch nach seiner Arbeit noch gar manches theils zu beseitigen, theils zu bessern und nachzuholen übrig — mehr als man glauben sollte. Den Beweis liefern die beiden neusten, in so vielen Fragen einander entgegengesetzten und widersprechenden Ausgaben von O. Ribbeck und Goebbel. Und zwar hat Ribbeck, nachdem er seiner Ausgabe in der Appendix Vergiliana bald eine neue Specialbearbeitung des Gedichtes folgen liess (im Kieler Lectionscatalog 1867/1868) seinen Collegen auf diesem Arbeitsfeld, Goebbel so wenig zu seiner Ansicht belehrt, dass dieser in einer sofort veröffentlichen Kritik (in d. Berl. Zeitschr. f. Gymnasialwesen v. Jacob u. s. w. Octob. 1868) Ribbeck's neue Bearbeitung Zug für Zug bekämpft und seine eigene in der Ausgabe Valer. Caton. quae ferunt. carm. u. s. w. Warendorpii 1865 niedergelegte Anschauung, respect. Textesconstituirung mit neuen keineswegs zu verachtenden Gründen gestützt hat. In dieser Controverse handelt es sich nicht um Realien wie z. B. um die Frage nach der Person des Battarus, welche wohl kaum mehr über den Punkt hinaus gefördert werden kann, worauf Wernsdorf und Fr. Jacobs sie gestellt haben, den Standpunkt nämlich eines Menschen, nachdem, unglaublich, aber dennoch wahr, die früheren Ausleger sammt und sonders einen Gegenstand der leblosen Natur, sei es Baum, oder Wald, oder Fluss, oder Landhaus darin erblickt hatten! In der That ist die weitere Frage, wess Geistes Kind jener Battarus gewesen sei, ob Sclave des Dichters, wie Naeke meint, ob Freund oder sonst wer, von ziemlich secundärem Interesse, sofern nicht aus der Antwort ein Reflex fällt auf die Species des vorliegenden Gedichtes, ob amoebaeum oder nicht, ob strophisch gegliedert oder unstrophisch, ob mit der Hirtenpfeife begleitet (wie wiederum Naeke meinte: Cato versus dicit, canit Battarus fistula!) oder ohne irgend welche instrumentale Beigabe. Einen derartigen Aufschluss aber in Folge einer Feststellung der Individualität des Battarus wird wohl Niemand erwarten. Wohl aber scheint die öftere Wiederholung dieses Namens in gleicher oder ähnlicher Umgebung (v. 1 Battare cya-

Digitized by Google

neas repetamus carmine voces — v. 14 rursus et hoc iterum repetamus Battare carmen — v. 30 nec mihi saepe meum resonabit Battare carmen — v. 54 Tristius hoc, memini, revocasti Battare carmen — v. 71 Dulcius hoc, memini, revocasti Battare carmen — v. 97 Extremum carmen revocemus Battare avena) einen Fingerzeig zu enthalten, dass eine strophische Gliederung vorliege, deren nicht geringstes Kennzeichen ja der Refrain ist. Allein der Schluss, der in diesen Versen zu liegen scheint, wird doch wieder precär gemacht durch zwei Erwägungen. Erstens nämlich ist es doch sehr fraglich, ob eine so geringe Aehnlichkeit, wie sie z. B. zwischen dem ersten und dem letzten der angegebenen Verse besteht, uns das Recht gibt, von einem Refrain oder versus intercalaris zu sprechen — was ich entschieden verneine — zweitens finden sich wirkliche und wörtliche Wiederholungen eines inhaltlich von jenen ganz verschiedenen Verses, nämlich 25 und 47: Sic precor et nostris superent haec carmina votis. Man könnte beifügen, dass v. 75 Tristius hoc rursum dicat mea fistula carmen einerseits und anderseits v. 64 Battare fluminibus tu nostros trade dolores, wenn schon völlig von einander verschieden, dennoch aus leicht ersichtlichen Gründen berechtigt sind, in jene Gesellschaft von Pseudorefrains aufgenommen zu werden. So viel ist sicher, mögen wir alle genannten Verse als wirkliche intercalares gelten und ihr Recht auf Stropheneintheilung beanspruchen lassen, oder nur eine Anzahl derselben — gleichmässige Strophen werden wir nun und nimmer erhalten, trotz allen Verschränkungen und Versetzungen, Ausmerzungen und Zusätzen nicht. Will man aber trotzdem nicht nur wirkliche, sondern genau sich entsprechende, in der Verszahl alternirende Strophen statuiren, wie diess Ribbeck und Goebbel sich angelegen sein lassen, so darf man doch sicherlich nicht, wie jener gethan und Goebbel, der über des letzteren Arbeit geurtheilt hatte »singula pleraque corrupisse magis quam restituisse« ihm mit Recht vorgeworfen hat — man darf, sage ich, nicht dieser vorausgesetzten Strophenresponsion zu Liebe den Schaltvers bald vor, bald nach der Strophe setzen; denn nach der bisher zu Recht bestehenden und durch die Praxis überall bestätigten Theorie ist, wie Goebbel richtig bemerkt, der Refrain »ein formales Criterium für das Ende der Strophe, und kann nur gesetzt werden da, wo der der Strophe zu Grunde liegende Gedanke abgeschlossen ist.« Wo er also wirklich und unzweifelhaft auftritt, muss er auch eine Trennung der Gedanken bewirken. Ribbeck's Verfahren verstösst mehr als einmal gegen diese Grundregel — unbegreiflich, wenn man die Sache an und für sich ins Auge fasst, begreiflich, wenn man als Hauptgrundsatz, dem aber auch das Unmöglichste sich fügen muss, das unselige Ringen nach einer erträumten strophischen Responsion aufgestellt sieht! Und welcher Responsion! Sie ist, nach Ribbeck's Annahme, von einer Kunst, ja Künstlichkeit, wie sie Aeschylus in seinen complicirtesten Chor-

gesängen kaum jemals gewagt hat, und wie sie einem lateinischen Dichter vorab von der Einfachheit und Natürlichkeit des Pseudo-Cato, kurzweg abgesprochen werden muss. Schon diese Buchstabenrechnung bei Ribbeck, die er zur Erläuterung (!) des Strophencomplexes anwendet, Aa b Bc c′ c″ Cd u. s. w. macht einen für die Richtigkeit dieses Systems nichts weniger als bestechenden, im Gegentheil einen mehr als sceptischen Eindruck. Und was soll man erst denken, wenn Ribbeck menschlichen Ohren oder selbst Augen zumuthet, als Responsion zu den drei ersten Versen die drei Verse 66. 82. 83 zu fassen, welche er also erst noch durch Umstellung als dreizeilige entsprechende Strophen gewinnen musste — nach einem Zwischenraum von beiläufig achtzig Versen, welche, und das erhöht die Wahrscheinlichkeit eben auch nicht, zu einer Menge von quantitativ sehr verschiedenen Strophen von ihm gegliedert werden! Das ist mehr, als Aeschylus seinen griechischen Zuhörern zumuthete, mehr als einem Unbefangenen, von der Strophenmanie nicht Besessenen jemals glaublich erscheinen wird, und wenn überhaupt je ein negatives Urtheil gefällt werden darf da, wo alle inneren wie äusseren Momente das Verdikt bestätigen, so lautet es: Ribbeck's Verfahren ist hier total verfehlt. Gewiss, die römische Poesie kannte auch Strophen, das kann nicht mehr geläugnet werden und tritt auch in der Form des carmen amoebaeum scharf und deutlich zu Tage — aber die Strophen sind hier gleich, und Strophe und Gegenstrophe folgt unmittelbar aufeinander; und wenn man auch zu der Annahme berechtigt ist, dass die griechische Lyrik in der Verszahl der einzelnen Strophen, immerhin jedoch nach einfachem und klarem Plan einen Wechsel eintreten liess, so kann von den nachahmenden Römern selbst diese (verhältnissmässig zu dem, was Ribbeck und andere ihnen zumuthen, geringfügige) Licenz nicht angenommen noch viel weniger bewiesen werden, denn ein Beweis, der keine Umstellungen und Verschränkungen, der auch die gewaltsamsten Mittel nicht scheut, um das System zu retten, ist keiner; er hat alle äussere Wahrscheinlichkeit gegen sich. Und steht es besser um die innere? Gewiss nicht. Bei den Römern war ja die Lyrik, die nur in den schriftlichen Denkmälern vorliegt, keine naturgemässe, keine ursprünglich aus dem Volke erwachsene wie bei den Griechen; ihre Kunstlyrik — und eine andere kennen wir kaum — war ein Propfreis aus griechischem Boden zu einer Zeit, wo selbst bei den Griechen von der Bestimmung der Lieder zum Gesang keine Rede mehr war, wo also auch für die strophische Gliederung kein Boden mehr vorhanden war: denn die Melodie allein bedingt ursprünglich die Form der Strophe. Und nun sollten die römischen Lyriker sich einen viel künstlicheren Strophenbau angeeignet haben, als ihre Lehrmeister? Das liegt so wenig in der Entwickelung der Dinge, als im Charakter des Volkes selbst. Unter solchen Umständen und bei der unter den modernen Philologen vielfach eingerissenen — man kann kaum mehr

Digitized by Google

mit mildem Namen sagen: Lieblingsbeschäftigung, sondern krankhaften Strophensucht, die mit Vorliebe nach Künsteleien hascht — unter diesen Umständen thut es denjenigen, welche diesem excentrischen Strophen- und Responsionsunwesen abhold sind, recht eigentlich wohl, wenn sie einen Meister des Faches wie wenige oder vielleicht keiner, der zugleich auch ein feines Gefühl für poetische Form im weitesten Umfang besitzt, Rud. Westphal, bei Gelegenheit seines Catull gleichfalls sein Verdikt aussprechen hören in den Worten (Catull's Gedichte . . . . von R. Westphal p. 270): »Mich haben diese (Versuche die lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte der Römer in künstlich einander respondirende Strophen zu zerlegen) wenig oder gar nicht befriedigen können.« Auch Goebbel's Strophenbildnerei in unserm Gedicht muss also dahinfallen. Dass dieses dagegen in gewisse natürliche Abschnitte — keineswegs gleichmässige Strophen — zerfällt, wird Niemand läugnen, und geht aus jenen theils gleich, theils ähnlich lautenden sich wiederholenden Versen — mag man dieselben nun Refrains nennen oder wie sonst — genugsam hervor. Aber jedes längere Gedicht, in jeder Sprache und bei jedem Volke, wird und muss sogar einzelne Stellen aufweisen, wo ein Gedanke als abgeschlossen erscheint, wo gleichsam ein kleiner Ruhepunkt für den Leser oder Hörer eintritt, und es ist so natürlich als möglich, solche Stellen auch äusserlich durch Wiederholung eines einfachen Verses für Ohr und Auge zu markiren, ja es sind dergleichen Merkzeichen und Ruhepunkte gerade da noch nothwendiger, wo keine eigentlichen, d. h. gleichmässigen Strophen vorhanden sind, weil die Strophen nur in höherem Maass und in mehr künstlerischer Weise jenen Zweck ja auch erfüllen. — Es lässt sich nun nicht läugnen, unser Gedicht leidet an argen Verderbnissen, nicht nur einzelner Worte, sondern ganzer Verse, welche an die unrichtige Stelle gerathen sind, jedoch letzteres gewiss nicht in dem von Ribbeck angenommenen Maasse, welches ja überdiess weniger durch die Forderungen der dichterischen Composition als durch das unrichtige Postulat einer Strophenresponsion bedingt ist. Wäre nicht letzteres augenscheinlich der Fall, so hätte Ribbeck kritisches Gewissen sicherlich kein Bedenken getragen, eine weitere und zwar richtige Umstellung vorzunehmen, nämlich mit vv. 52 und 53. Diese gehören nämlich, wenn nicht Alles trügt, hinter v. 46. Der Zerstörung durch den Brand nämlich, welche von v. 35 an bis v. 46 herabgewünscht wird, folgt die Wasserverheerung, schon äusserlich als neues Element angedeutet durch den Schlussvers des vorhergehenden Abschnittes: Sic precor et nostris superent haec carmina votis. Die letzteren, vom Brande handelnden Verse lauten nun, 42 seqq.

vicinae flammae rapiant ex ordine vites,
pascantur segetes, diffusis ignibus auras
transvolet, arboribus conjungat et ardor aristas,

Digitized by Google

pertica qua nostros metata est impia agellos,
qua nostri fines olim, cinis omnia fiant.

Nun passen aber allein hieher als Anschluss die beiden oben genannten vv. 52 und 53

qua Volcanus agros pastus Jovis ignibus ardet,
barbara dicatur Libycae soror altera Syrtis.

Nicht aber passen sie dahin, wo sie jetzt stehen, hinter den Versen 48 seqq.

undae quae vestris pulsatis litora lymphis,
litora quae dulcis auras diffunditis agris,
accipite has voces: migret Neptunus in arva
fluctibus et spissa campos perfundat harena.

Es frägt sich übrigens, ob der Wortlaut jener beiden Verse ganz fehlerfrei ist, was ich bezweifeln möchte. Oder wo ist das Subject des Hauptsatzes barbara dicatur Libycae soror altera Syrtis zu finden? Soror altera ist doch wohl Prädicat, und wenn nicht, wo ist dann das Prädicat? In dem auch sonst völlig matten, neben altera sogar anstössigen barbara vermuthe ich das Subject, nämlich

area dicatur Libycae soror altera Syrtis.

So v. 61

dicantur mea rura ferum mare.

Die schwierigste Stelle in dieser ganzen Parthie vom Brand ist ohne Zweifel v. 40 seq.

quom tua cyaneo resplendens aethere silva
noscet iter ducens Erebo tua Lydia Ditis.

Nicht zu sprechen von der Bedeutung des resplendens aethere silva — was Naeke gewiss falsch auf den fröhlichen Anblick eines grünen Waldes bezieht, während dem Zusammenhang nach das Leuchten des Brandes gemeint sein muss — so bieten sämmtliche Handschriften im zweiten Vers merkwürdiger Weise non iterum dicens und statt Ditis theils dixti, theils dixi, theils dixit. Was Naeke und jetzt auch Ribbeck aufgenommen hat, noscet iter ducens Erebo tua, Lydia, Ditis ist nur in der nach Naeke's Angabe 42 Jahre vor der ersten Aldina — also 1475 — gedruckten edit. Mutinensis enthalten, nur noch ein Pariser Codex Colbert. 3 bietet ähnliches: noscet intra und ditis. Es ist kaum daran zu zweifeln, dass diessmal unsere Handschriften wirklich die falsche Spur enthalten und dass jene Ausgabe dem Richtigen nahe kommt. Für vollkommen richtig halte ich indessen auch diese Lesart nicht. Denn fürs erste ist die Wiederholung des tua im zweiten Verse an dieser Stelle, zwischen Erebo und dem Vocativ Lydia, eine unerträgliche, wie jede unbefangene Prüfung darthun wird; auch Naeke hat das Missliche der Stellung eingesehen, glaubte aber dennoch sie schützen zu können. Aber auch die Wiederholung selber ist völlig sinn- und zwecklos; denn sie ist so unmotivirt als möglich. Dann aber liegt es doch gewiss, aus diplo-

matischen Gründen, näher, Angesichts der handschriftlichen Ueberlieferung non iterum, zu schreiben:

norit iter ducens (das eine it hat das andere verschlungen, wornach der Schritt zu non iterum nicht mehr gross war). Um aber das lästige tua wegzubringen, wird man zu schreiben haben

norit iter ducens Erebeo, Lydia, Diti.

(Die zu Anfang des Verses im engeren Anschluss an die Handschriften nach älterem Vorgang versuchte Herstellung von M. Schmidt, non iterum dicet crebro quae Lydia dixit, ist zwar blendend genug, aber aus mehr als einem Grunde unwahrscheinlich.)

Wie ein mit metrischem Gefühl begabter Herausgeber interpungiren kann v. 35 seq.

ignibus aetheriis flagrabit . Jupiter, ipse
Jupiter hanc aluit: cinis haec tibi fiat oportet

— Naeke wie Ribbeck haben es gethan — ist mir unbegreiflich. Ganz anders klingt doch

ignibus aetheriis flagrabit. Jupiter ipse,
Jupiter hanc aluit : cinis haec tibi fiat oportet.

Ribbeck hat im zweiten Vers zudem ibi geändert, wahrscheinlich weil er fühlte, dass Jupiter nicht auf einmal in der zweiten Person durfte angeredet werden. Dieses Gefühl ist allerdings sehr berechtigt, doch bringt Ribbeck's Aenderung einen völlig nichtssagenden Begriff in den Satz hinein. Man wird das Pronomen haec preisgeben und schreiben müssen

Jupiter hanc aluit: cinis illi fiat oportet.

Noch kräftiger allerdings würde der Dichter gesagt haben

cinis a Jove fiat oportet.

Was nun aber die hier gerügte Interpunction betrifft, so kehrt ein Aehnliches wieder v. 67

Flectite currentis lymphas, vaga flumina, retro
flectite et adversis rursum diffundite campis

wo wenigstens Naeke, wie ich glaube, das Richtige getroffen hat, indem er sein Komma hinter retro setzte.

Mit welchem Wort v. 26 die Schilderung des Waldes, der in Brand aufgehen soll, beginne, ist nicht ausgemacht:

Ludimus et multum nostris cantate libellis
optima silvarum u. s. w.

ist trotz Naeke's Vertheidigung ein unmöglicher Anfang und das am nächsten liegende, auch dem Sinn nach sehr gut passende, ist

lusibus et multum nostris cantate libellis

was Sillig und Putsche vorgeschlagen haben und Ribbeck mit Recht aufgenommen hat. Dass vorher eine Strophe von zehn Versen weggefallen sei (wodurch jenes lusibus problematischer würde) und zwar weggefallen aus sittlicher Scheu eines Abschreibers, der die hier geschilderten Liebesfreuden des Dichters und seiner Lydia zu anstössig gefunden habe, wird wohl schwerlich Jemand glau-

Digitized by Google

ben als Goebbel selber, welcher eben seinem System zu Liebe hier eine zehnzeilige Strophe brauchte und nicht vorfand.

Von dem armen Wald heisst es nun weiter v. 27 seqq.

. . . . . . formosis densa viretis,
tondebis virides umbras nec laeta comantis
jactabis mollis ramos inflantibus auris,
nec mihi saepe meum resonabit Battare carmen,
militis impia quom succidet dextera ferro
formosaeque cadent umbrae. Formosior illis
ipsa cades, veteris domini felicia ligna.

Nur ist tondebis eine Aenderung Gronov's aus dem handschriftlichen tondemus, welche merkwürdiger Weise Naeke und Ribbeck aufgenommen haben. Lässt sich auch nicht läugnen, dass tondere auch von andern Thätigkeiten gebraucht wird, als diejenigen sind, welche unter unsern Begriff des Scheerens fallen, so darf doch mit Fug gezweifelt werden, ob selbst ein Dichter die Kühnheit der Metonymie so weit treiben darf, dass er statt der Blätter den Schatten lässt — tonderi. Ja, und hätten wir an unserer Stelle das Passiv! Aber zu dieser stylistischen Kühnheit noch die grammatische — tondebis statt tondeberis, deren Rechtfertigung Naeke vergeblich versucht hat — macht jene Gronov'sche Aenderung mehr als verdächtig. Ich corrigire desshalb mit Aenderung der bisherigen Interpunction in v. 32:

tum deerunt virides umbrae u. s. w.

Zu dem tum erhalte ich durch meine oben schon bezeichnete Interpunction ein correlativum in v. 31 militis impia quom succ. d. f., während früher diess quom als den Vordersatz zum Nachsatz formosior illis ipsa cades einleitend angesehen wurde. Dadurch ist aber auch die Aenderung geboten formosaeque cadent frondes v. 32, wofür sich die an derselben Versstelle stehenden umbrae aus v. 28 eingeschlichen haben, welche zudem zu formosae und cadunt so schlecht wie möglich passen.

Der zweimal vorkommende Vers sic precor et nostris superent haec carmina votis bietet für die Erklärung erhebliche Schwierigkeiten; Naeke hat sich für die Erklärung von Badius entschieden: maiora sint carmina quam sint vota nostra, das heisst, wie N. weiter ausführt: »optat poeta, ut plus praestet hoc carmen suum, quam ipse dicendo vovere possit«. Aber ob diese Bedeutung, welche an und für sich hier wohl zu gebrauchen wäre, auch aus den Worten heraus interpretirt werden kann? Ich glaube nicht. Naeke selber meint: multo clarius Cato ac magis usitate loquuturus fuisset si ita: superet hoc carmen vota nostra. Heinsius hat im Gefühl dieser Schwierigkeit nicht weniger als drei Aenderungen — immer mit Beibehaltung von superare — vorgeschlagen. Sollte aber nicht dieses Verb selber verderbt und herzustellen sein: sic precor et nostris spirent haec carmina votis? spirare in ähnlichem Sinn und mit gleicher Construction wie bei Properz II, 24, 5

quod si tam facilis spiraret Cynthia nobis —? so dass Pseudo-Cato sagen wollte: Mögen diese meine Gesänge meinen Verwünschungen die gehörige Kraft einhauchen, mögen sie meinem Gefühl adaequat sein. Ribbeck freilich nimmt p. 52 den Ausdruck superent haec carmina votis in dem, nach meiner Meinung völlig unstatthaften Sinne, dass damit der Dichter »aeternae memoriae vota sua commendet«. Diese Stimmung ist doch gewiss unserem Dichter zu allerletzt zuzumuthen!

Die schwierigsten Verse des ganzen Gedichtes sind ohne Zweifel 9 seqq.

montibus et silvis dicam tua facta Lycurge
impia. Trinacriae sterilescant gaudia vobis
nec fecunda senis nostri, felicia rura,
semina parturiant segetes, non pascua colles,
non arbusta novas fruges —

Zuerst ist Trinacriae von zweifelhafter Bedeutung, so sehr, dass selbst Salmasius es nicht zu erklären wusste und für verderbt hielt. Naeke dagegen sieht darin eine bildliche Beziehung, insofern »Siciliae fertilitas cessit in proverbium«; Ribbeck scheint (durch Hinweisung auf diesen Vers bei Nennung von Hippo Rhegius, p. 22) mehr die wirklich locale Bedeutung im Auge zu haben. Und diess wird auch wohl das Richtige sein, denn wenn der Ausdruck bildlich zu verstehen wäre, so müsste man statt des Genetiv's Trinacriae eher ein Adjectivum erwarten. Oder man müsste gaudia in dieser Umgebung anfechten und etwa praedia vorziehen wollen, aber nichts zwingt zu einer solchen Annahme.*) Wer ist nun aber senex noster? Wenn irgendwo in seiner Argumentation, so ist hier Ribbeck gegen C. Fr. Hermann sowohl wie gegen die landläufige Auffassung im Rechte, wenn er, und zwar mit entschiedenem Erfolg, protestirt p. 50 seq. und den senex als Eigenthümer der dem Fluch jetzt verfallenen rura zurückweist. Wir müssen uns begnügen auf seine Beweisführung hinzuweisen: der Vers ist verdorben, und Ribbeck glaubt genuinae scripturae vestigia ..... ita confusa esse ut certo resuscitandae spes sane exigua sit. Wenigstens seine eigene Restitution (suis olim oder olim nobis statt senis nostri) ist verfehlt, weil sie an einem Fehler leidet, den er mit allen andern Erklärern theilt: felicia rura nämlich ist auch in dieser Fassung Vocativus casus und dieser ist, wenn es je Criterien des wahren und falschen gibt, geradezu unmöglich. Jede unbefangene Prüfung der Stelle ergibt diess von vorneherein; und das erste Bestreben der Critik von dieser Stelle muss darauf ausgehen, ihn wegzuschaffen.

*) Eher ist man berechtigt zu dem ohne weiteres Characteristicum hingestellten Lycurge — es gab doch auch noch andere als diesen — ein solches Merkmal zu erwarten; etwa Dicam tua facta, Lycurge, impia Threicii („deine, des Thraciers, gottlosen Thaten, Lycurg“) statt Trinacriae.

Digitized by Google

Ich habe deshalb versucht: sterilescant gaudia vobis
nec fecunda sient, non infelicia ruris
semina parturiant segetes, non pascua colles

ohne mir zu verhehlen, dass ruris semina, »die Samen des Feldes«, etwas fremdklingendes habe. Wie aber, wenn der Dichter geschrieben hätte

nec fecunda sient, non infelicia rura
me sine parturiant segetes —? (me sine, ohne mich = wenn ich nicht da bin). —

Warum nennt der Dichter zu Anfang seine Verse voces cycneas? Auch diess ist eines von den vielen Räthseln, welche das Gedicht bietet. Wenigstens unser deutscher Ausdruck »Schwanengesang« passt schlechterdings nicht zur Bezeichung solcher Verwünschungen, so wenig als zu dem sonstigen classisch-lateinischen Gebrauch (vgl. Naeke p. 28). Und »wiederholen« (repetamus) lässt sich ein solcher Gesang doch auch nicht wohl. Es ist freilich kaum glaublich, dass schon ins zweite Wort des Gedichtes sich sollte ein Fehler eingeschlichen haben — sonst wäre ein Versuch zur Aenderung wohl berechtigt wie etwa Battare iam stygeas repetamus carmine voces — aber zu diesen cycneae voces passt ganz gut der Vers 70 dulcius hoc, memini, revocasti Battare carmen; gut nämlich nur in Bezug auf die Mangelhaftigkeit der Erklärung älterer wie neuerer Herausgeber, und so hat auch Ribbeck, trotz seinem Versuch, zur Aufklärung nichts beizutragen vermocht. Est quaedam nesciendi ars. Diess gilt auch von den Stellen, wo der räthselhafte Battarus ersucht wird (v. 64 seqq.)

Battare, fluminibus tu nostros trade dolores.
Nam tibi sunt fontes, tibi semper flumina amica.

Warum sollen die Flüsse und Quellen des Battarus Freunde sein? Als ob dieser Battarus kein geringerer wäre als Pan oder wer weiss, welcher Quellgott! Battarus, meint der Dichter, soll ihm zu Liebe eine Ueberschwemmung des verwünschten Landes bewerkstelligen in dem Falle (v. 63)

si minus haec, Neptune, tuas infundimus auris.

(Auch diess eine seltsame Construction statt tuis auribus und darum schon früh missverstanden und auris theilweise zu arvis oder aris corrumpirt, während alle Handschriften ohne Ausnahme tuis haben.) Was sind nun aber dolores? Naeke meint: Cato proprie dolores dicit eos quibus ipse propter amissum agrum afficitur natamque inde indignationem. Diess ist aber unrichtig, denn »Cato« meint und kann in der That hier nichts anderes meinen, als sein wirkliches Land und die darauf verwendeten opera rustica; so dass man wird zu lesen haben

Battare, fluminibus tu nostros trade labores.

Den metrisch keineswegs eleganten Schluss von v. 65 tibi semper flumina amica wollen wir, obschon derselbe durch die Umstellung tibi flumina semper amica ganz untadelig könnte gebildet

Digitized by Google

werden, gleichwohl dem Dichter auf Rechnung setzen, da Aehnliches sich auch sonst bei ihm findet (vgl. advena arator v. 80). Dagegen können wir dem Dichter die Ungereimtheit nicht zutrauen, dass er gesagt haben sollte v. 76 seqq.

praecipitent altis fumantes montibus imbres
et late teneant diffuso gurgite campos,
qui dominis infesta minantes stagna relinquant.

Es muss natürlich mit Versetzung von qui und et zu Anfang der zwei letzten Verse heissen

qui late teneant diffuso gurgite campos
et dominis infesta minantes stagna relinquant.

Auch werden die fumantes, wenn ich nicht irre, den

undantes montibus imbres

zu weichen haben.

Vorhergehen die Verse

Emanent subito sicca tellure paludes
et metat hic iuncos, spicas ubi legimus olim,
occubet arguti grylli cava garrula rana.

Hier vermisst man das Subject zu metat (denn miles, was die vulgata lectio ist, hat keine handschriftliche Autorität) und Ribbeck hat deswegen vv. 80 und 81 hierher, d. h. als »Strophe« vor die eben angeführten Verse versetzt:

piscetur nostris in finibus advena arator,
advena, civili qui semper crimine crevit.

Aber auch so tritt ein zweites Subject sammt Prädicat (emanent — paludes) so unwahrscheinlich wie unschön zwischen die beiden Handlungen (piscetur und metat) desselben Subjects hinein. Hätte Ribbeck nicht seinem Strophensystem gehuldigt, so hätte er jedenfalls folgende Anordnung vorziehen müssen

emanent subito sicca tellure paludes.
piscetur nostris in finibus advena arator
advena, civili qui semper crimine crevit,
et metat hic iuncos, spicas ubi legimus olim;
incolat arguti grylli cava garrula rana.

So hat die Versetzung nicht nur Sinn, sondern auch Berechtigung. incolat habe ich gewagt, weil ich zu Naeke's occubet kein analoges Beispiel — occubare nämlich transitiv — finden konnte; den Handschriften — occulet; l'occultet, cogulet — liegt scheinbar occupet, wie alte Drucke wirklich haben, um einen Grad näher, wer aber das vorangehende olim in Betracht zieht, wird jenes incolat (olincolat) nicht mehr unwahrscheinlich finden.

Man kann begreifen, dass Ribbeck zwischen v. 93

tuque resiste pater. en prima novissima nobis

und 94

intueor campos longum: manet ensis in illis

das Zeichen einer Lücke gesetzt hat, denn ein Zusammenhang will sich nicht ergeben, dagegen gleich darauf ist zwischen den Zeilen

Digitized by Google

rura valete iterum, tuque optima Lydia, salve,
sive eris et si non mecum morieris utrumque

schwerlich eine solche anzunehmen, wie Ribbeck thut, der nach dem letztgenannten noch einen ferneren Vers ausfallen lässt; vielmehr scheint hier der Text verderbt zu sein, und nach demjenigen, was Naeke zur Erklärung des utrumque beigebracht hat, dürfte es nicht zu kühn sein, wie er selbst gethan, in demselben Vers die Alternative, welche durch utrumque zusammengefasst wird, durch sive — sive non ausgedrückt zu vermuthen; durch sive — sive non, sage ich, und nicht durch sive — et si non, was die Handschriften bieten und Naeke glaubte durch das Metrum entschuldigen zu können. Allerdings sobald das sive eris dem, wie ich meine, ursprünglichen sive ieris gewichen war, so musste sofort dem Metrum Hülfe geschafft werden, aber die Grammatik kam dabei schlimm weg. Irre ich nicht, so hatte der Dichter folgenden Gedanken im Auge

sive ieris mecum seu non comiteris, utrumque.

(ieris Perf. Conj. im Sinne von eas lässt sich entschuldigen).

Lydia.

Zu Anfang des folgenden Gedichts, Lydia, beneidet der Verfasser die Aecker und Wiesen um die Gegenwart seiner geliebten Lydia und allen Genuss, der sich an diese Gegenwart knüpft: vos videt, vobis ludit, vos adloquitur, vos adridet, und endlich vv. 6 und 7

et mea submissa meditatur carmina voce,
cantat et interea mihi quae cantabat in aurem.

Die allerliebste Stelle ist leider etwas verunstaltet durch die Corruptel interea; denn diese ist gerade in dem Grade unzweifelhaft vorhanden, als Naeke's Vertheidigung der Ueberlieferung schwach ist. Ribbeck's inter vos ist so übel nicht, der Dichter scheint jedoch gespielt zu haben mit einem Gegensatz zu in aurem; wer aber sinnend und submissa voce singt, der singt gewöhnlich gegen die Erde, so dass ich glaube durch

cantat et in terram mihi quae cantabat in aurem

das Richtige zu treffen. — Im allgemeinen ist dieses Gedicht viel klarer und fasslicher, auch weniger verdorben als die Dirae. Doch mit Allem und Jedem wird sich selbst nach der neuesten Bearbeitung kaum Jemand zufrieden geben.

So wenn Ribbeck schreibt — und man merke, diess soll eine Strophe sein, deren Aussagewort zu Anfang der folgenden Strophe sich findet —

v. 31 I) et pater haedorum felix semperque beate,
sive petis montes praeruptos, saxa pererrans,
sive tibi silvis nova pabula fastidire
II) sive libet campis: tecum tua laeta capella est.

N. Heinsius hat gefühlt, wie unpassend fastidire sei und wer fühlte diess nicht? Aber so äusserlich ansprechend auch sein Vorschlag zur Heilung ist fas sit adire, so kann er dem Inhalt nach nicht genügen. Der Dichter schrieb sicherlich nova pabula vestigare.

Die schwierigen Verse 39 seqq.

sidera per viridem redeunt quom pallida mundum
inque vicem Phoebe currens atque aureus orbis
Luna, tuus secum est: cur non est et mea mecum?

hat Ribbeck durch Aenderung des mittleren in Phoebi currus fugat gewiss um keinen Schritt dem Verständniss näher gebracht, im Gegentheil, seine Correktur ist unverständlich, zudem ist Phoebi currus, wozu er bemerkt: »Phoebi praeivit Heinsius« vollständig von Heinsius und R. brauchte also nicht hinzuzusetzen »conjeci«. Soll der Tag oder die Nacht bezeichnet werden? Denn nicht einmal darüber sind die Erklärer einig. Offenbar aber ist es die Nacht, die Zeit der Liebenden, welche auch hier zu ihrem Recht kommen soll. Naeke's Erklärung, wie Phoebe am Himmel schweben und gleichwohl und gleichzeitig Luna ihrer Liebesfreuden geniessen soll, ist vollkommen genügend. Es wird also wohl gestattet sein, noch einen Versuch in diesem Sinne zu wagen, denn dass die bisherigen nicht genügen, ist unbezweifelt. Ich schlage vor

inque vicem Phoebes surgens rotat aureus orbis.

Noch mehr Aenderungversuche haben übrigens die bald darauf folgenden Verse (43 seqq.) hervorgerufen, ohne dass einer völlig befriedigte. Sie sämmtlich zu widerlegen, würde hier zu weit führen:

Phoebe gerens in te laurus celebravit amorem
et quae pompa deum (nisi silvis fama locuta est)
omnia vos estis, secum sua gaudia portat
aut insparsa videt mundo.

Die Construction dieser Sätze, soweit dieselbe durch die Corruptel nicht alterirt wird, sowie die inhaltliche Interpretation ist auch hier von Naeke auf eine Weise entwickelt worden, welche nichts zu wünschen übrig lässt, nur wird, was die fama gerade den Wäldern anzuvertrauen hatte, ewig unerklärt bleiben. Bei so verzweifelten Stellen kann, mag man nun gegen die Conjecturalkritik gestimmt sein wie man will, nur durch wiederholte Versuche das Wahre, wenn es überhaupt möglich ist, zu Tage gefördert werden. So nehme ich von Schopen (p. IX seiner Ausgabe von Naeke's Cato) signis statt silvis, von Heinsius somnia statt omnia an und schreibe, ohne eine Vermuthung in Betreff des ersten Verses zu wagen

Phoebe . . . . laurus celebravit amorem
et quae pompa deum signis (nisi fama locuta est
somnia vana satis) secum sua gaudia gestat

Digitized by Google

v. 53 seqq.

ausus ego primus castos violare pudores
sacratamque meae vittam temptare puellae?
immatura meae quoque noxae solvere fata?

Der Sinn ist klar, aber fata solvere zu erklären, ist bisher nicht gelungen. Ribbeck hat darum Heinsius' Aenderung vota aufgenommen (»vota scripsi« heisst es bei ihm wieder, ohne dass er Heinsius nennt) — und gewiss mit Recht. Auffallend bleibt aber meae, nicht weil es an derselben Stelle im vorhergehenden Verse auch steht — diess könnte im Gegentheil zur Energie der Rede beitragen — sondern weil es in Vers 55 zu einem ganz andern Substantiv, noxae, gehört. Dieser Umstand erweckt allerdings den Verdacht, dass es sich aus dem vorhergehenden Verse hieher verirrt habe. Da nun ferner zu solvere vota ein Dativ nur ungern vermisst wird und noxae keineswegs fest steht, so glaube ich, dem Vers müsse durch Conjectur ferner geholfen werden und schreibe

immatura piaeque ego nocti solvere vota?

Die nox in der erotischen Sprache kennt Jedermann und dass ein Liebender sie pia nenne, ist ebensowenig auffallend, als wenn ein Trinker seiner testa dieses Beiwort gibt oder wenn, für andere, der Tag heilig heisst.

Schade, dass auch die Schlussverse des ganzen Gedichts verdorben sind.

tantum vitae meae cordis fecere rapinam,
ut maneam quod vix oculis cognoscere possis.

Ribbeck glaubte mit der einzigen, allerdings nicht gerade weisen Aenderung von vitae in saecla geholfen zu haben; indess auch meae (sc. puellae) ist verdächtig, denn der Dichter klagt doch logischer Weise zunächst über sein Zeitalter, wenn es schon chronologisch zusammenfällt mit demjenigen der Geliebten (vgl. gerade vorher: sors o mea laeva nascendique genus!). Ich meinestheils glaube, in vitae oder vita der Handschriften steckt vitia (d. heisst, nach des Dichters Anschauung, fehlerhafte Institutionen), so dass der Dichter vielleicht geschrieben hat:

Tam vitia haec aevi cordis fecere rapinam
immanem, me ut vix oculis cognoscere possis

(tam statt tantam hat auch, nach Burmanns Angabe, ein Mediceus, und et statt quod mehrere Handschriften). Und sollte nicht statt cordis geschrieben werden carnis? Fast glaube ich es.

Ribbeck hat seiner Appendix auch die drei Gedichte Rosetum — Est et non — Vir bonus beigegeben, und man darf ihn nicht darum tadeln; obschon natürlich hier von Vergil als Autor noch viel weniger die Rede sein kann als bei irgend einem der die Catalecta bildenden Gedichte. Eine Merkwürdigkeit bleibt es darum, ja es ist unbegreiflich, wie Bembus die beiden zuletzt genannten Produkte, »est et non« und »vir bonus« dem Vergil im Ernst

Digitized by Google

zuschreiben konnte! Jedenfalls kommt die handschriftlich überlieferte Nachricht, wornach der Grammatiker Priscian Verfasser der Spielerei sein soll, der Wahrheit näher. Dass das glatte Elaborat rosetum einem Politian gefallen konnte, lag ganz im Geschmack jener Zeit, die sich mit Vorliebe in ihren Nachdichtungen solche halbromantische Tändeleien zum Muster nahm. Grosse critische Anstrengungen verlangen diese Gedichte um so weniger, als ihr wenig classischer Text noch ziemlich rein erhalten ist. Hier nur eine oder zwei Bemerkungen.

In est et non ist es mir nicht recht begreiflich, wie Ribbeck v. 7 ut facilis vel difficilis contentio nacta est schreiben konnte, während doch das Richtige nata est nicht nur nahe lag, sondern selbst handschriftliche Beglaubigung hat; er müsste denn facilis und difficilis für Accusativi pluralis nehmen, (wie denn wirklich die meisten Handschriften faciles vel difficiles haben) und ebenso die vorhergehenden Substantive mores ingeniumque für abhängig von nacta est. Aber das Einfachere und Natürlichere sollte hier billig den Versuch verdienen. Möglich, dass in den folgenden Versen si consentitur, mora nulla, intervenit »est est«; | sin controversum, dissentio subjiciet »non« — alles heil ist, doch wäre es concinn, wenn am Schluss des ersten das est (wie im zweiten non) auch nur einmal genannt wäre, etwa si consentitur, mora nulla, intervenit ecce »est«.

v. 10 seq. Hinc fora dissultant clamoribus, hinc furios.
iurgia sunt circi, cuneati hinc laeta theatri
seditio et tales agitat quoque curia lites.

Dass Ribbeck an laeta Anstoss nahm, ist in der Ordnung und seine Correctur tanta kann richtig sein, aber dann müsste auch im folgenden Verse tales irgendwie corrigirt werden (denn dieses Adjectiv kann doch nur Bezug nehmen auf ein eigentlich charakteristisches Epitheton im Vorhergehenden), etwa in hinc acres agitat eqs. Aber es kann stehen bleiben, sobald im vorhergehenden Vers geschrieben wird saeva theatri | seditio.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ribbeck: Appendix Vergiliana.

(Fortsetzung.)

V. 15 hinc etiam placidis schola consona disciplinis
dogmaticas agitat lento certamine lites.

So Ribbeck, während nur eine Handschrift laeto, die übrigen dagegen theils placido, theils placito haben. Ich meine eher lepido certamine (»in artigem Wortstreit«). Und wenn im folgenden ächt sophistisch gefragt wird »lux est: estne dies ergo?« und entschieden wird (v. 21)

est et non igitur, quoties lucem esse fatendum est,
sed non esse diem —

so steht erstlich igitur an auffälliger Stelle, zweitens aber geht der ausführende Satz quotiens u. s. w. nur auf das zweite, gleichwohl aber durch igitur getrennte Glied et non. Beide Bedenken fallen, wenn wir schreiben

est igitur, sed non, quotiens u. s. w.

Im »vir bonus«, welches Gedicht Naeke im Vergleich zum vorhergehenden »magis castigatum et pro sua aetate satis elegans« nennt, und mit Recht, liegt eine offenbare Nachahmung von Horat. Serm. II, 85 seq. zu Tage, in den Versen 5 und 6

securus, mundi instar habens, teres atque rotundus,
externae ne quid labis per levia sidat —

woselbst Bentley, der unser Gedicht als 13tes Idyll des Ausonius aufführt (und nach ihm Heindorf — Doederlein!) zur Erklärung noch mehrere Stellen beigebracht hat. Den vorhergehenden Vers citirt Bentley nach einer Verbesserung des Bembus

quid proceres vanique ferat quid opinio vulgi.

Die Handschriften haben statt ferat levis. Ribbeck, dem die Aenderung des Bembus, vom diplomatischen Gesichtspunkt aus, unwahrscheinlich vorkam, hat zwischen 4 und 5 eine Lücke angenommen und als solche bezeichnet. Auch ich glaube nicht an die Richtigkeit der Verbesserung ferat. Da aber durch den Sinn und sonstigen Zusammenhang durchaus keine Lücke indicirt wird, so dürfte mit leichter Aenderung aus levis herzustellen sein

quid proceres vanique velit quid opinio plebis.

Wenn es weiter heisst, der Mann rechnet die Länge des Tages und der Nacht aus, v. 9,

— et justo trutinae se examine pendit
ne quid hiet, ne quid protuberet, angulus aequis

partibus ut coeat, nil ut deliret amussis,
sit solidum quodcunque subest u. s. w. —

so ist augenfällig se pendit falsch; denn nicht sich prüft der Mann, sondern seine Instrumente und sein Material, welches nach jenem Vers aufgeführt wird. Es wird darum heissen müssen

. . iusto trutinae haec examine pendit,
ne quid u. s. w.

Endlich, wenn der »gute Mann« unter andern wenigen guten und frommen Gedanken, die ihn beschlichen haben, sich auch vorwirft, v. 19 seq.

miseratus egentem
cur aliquem fracta persensi mente dolorem?

so ist doch wohl fracta nach aliquem ein etwas zu starker Ausdruck, wofür tacta zu lesen sein dürfte. (Eine der von Ribbeck angeführten Handschriften hat facta.)

Haben die eben genannten Gedichte keinen Anspruch auf vergilianischen Ursprung, so ist dagegen aus dem liber catalecton manches entschieden ächt und rechtfertigt durch Form wie durch Inhalt die ihm von Donat (d. h. Sueton) zugeschriebene Autorschaft. Auf die Controverse, ob catalecta, oder wie Bergk neulich vermuthet hat, catalepton (κατὰ λεπτὸν) der richtige Titel der Sammlung sei — denn die in einer Mailänder Handschrift vorgefundene Form cata dicta, die sich überhaupt nur auf die Priapea zu beziehen scheint, kann nicht ernstlich in Betracht kommen — wollen wir uns hier nicht einlassen, doch halten wir es entschieden mit Ribbeck, welchem »multo certe et planior et simplicior catalecton titulus« zu sein scheint; ebensowenig sind wir im Stande zur Entscheidung der Frage, welche von den einzelnen Gedichten zweifellos Vergil's Eigenthums seien, welche nicht, etwas beitragen zu können (was überhaupt sehr schwierig, ja unmöglich sein dürfte), sondern die folgenden Bemerkungen gelten mehr oder weniger bloss der Texteskritik, welche auch nach Ribbeck's Arbeit noch keineswegs abgeschlossen ist.

Beginnen wir mit den drei priapeischen Versuchen, welche in sämmtlichen Handschriften der catalecta diesen vorangehen, so bieten sie wenig Schwierigkeiten. Im zweiten derselben — welches zusammt dem dritten von Victorius, Muret und Anderen mit Unrecht (s. Naeke cat. p. 228 seq.) dem Catull zugeschrieben wird — hat Ribbeck ohne allen Grund die handschriftliche, auch vom Brüsseler, dem vorzüglichsten Codex überlieferte Lesart v. 4 seq.

erique villulam hortulumque pauperis
tueor malaque furis arceo manu

geändert in malam — manum — als ob nicht sogar in Prosa diese Doppelconstruction von arceo ganz geläufig wäre! Dagegen hätte er eher Anstoss nehmen sollen an v. 10 seq., wo Priap sagt

meis capella delicata pascuis
in urbem adulta lacte portat ubera

Digitized by Google

nicht als ob delicata ein zu der Ziege nicht passendes Epitheton wäre — Catull gebraucht bekanntlich XVII, 15 den Ausdruck in dem Vergleich et puella tenellulo delicatior haedo — aber der Ablativ meis pascuis ohne a (als ablativus der Trennung) ist hart. Hat der Dichter nicht geschrieben meis capella delica alta pascuis? — Man wird es billigen müssen, wenn Ribbeck nach handschriftlicher Autorität der Vulgata tuor zu Anfang des Verses (5) in tueor malamque furis arceo manum ändert, dagegen v. 14 die handschriftliche Ueberlieferung teneräque matre mugiente vaccula gegen et tenera matre m. v. zu vertauschen, war sicherlich kein Grund, am allerwenigsten ein metrischer.

Das 3. im priapeischen Metrum verfasste Gedicht beginnt wiederum mit den Worten des Priap:

Hunc ego, juvenes, locum villulamque palustrem
tectam vimine junceo caricisque maniplis
quercus arida rustica f a b r i c a t a securi
nunc tuor — — —

fabricata ist eine scheinbar nicht anfechtbare Correctur Schrader's. Doch könnte die Ueberlieferung (von formicata der Brüsseler Handschrift durch die Stadien formitata, formidata bis zu formata herab) leicht auf ein anderes führen, nämlich

quercus arida rustica f o r m a m n a c t a securi.

Wenn derselbe Priap nach Aufzählung aller ihm zu Theil werdenden Ehrengeschenke gegen Ende (v. 17) sagt:

pro quis o m n i a honoribus huic necesse Priapo est
praestare et domini hortulum vineamque tueri

so ist o m n i a sehr auffallend. Wie so leistet er denn A l l e s? (Man sollte eher erwarten: Für a l l e diese Ehren u. s. w.).

Insofern Priap gleichsam durch Annahme der Spenden eine S c h u l d contrahirt, die er durch Gegenleistungen abzuzahlen hat, so dürfte man denken an

pro quis n o m i n a honoribus huic necesse Priapo est
praestare — nach Cicero's Ausdruck nomina expedire, Atti ad Attic. XVI, 6. — Doch ist es einfacher und ansprechender zu ändern

pro quis m u n i a honoribus huic necesse Priapo est
praestare —

Das Epigramm Nummer III der Catalecta, welches seine Ergänzung und theilweise (s. Hertzberg p. 113 s. Uebersetz.) Erklärung findet in der folgenden Nummer, beginnt:

Socer, beate nec tibi nec alteri
generque noctuine, putidum caput,
tuone nunc puella talis e t tuo
stupore pressa rus abibit, ei mihi —

Hier hat Haupt im dritten Vers e i tuo geschrieben und Ribbeck ist ihm gefolgt — ich zweifle daran ob diess erlaubt ist. Abgesehen von der Wiederholung der Interjection an derselben

Stelle des folgenden Verses, ist doch das sicher, dass der Dichter sich an beide Personen, Schwiegervater und Schwiegersohn wendet. Liest man nun mit Haupt ei tuo stupore, so weiss man nicht, welchen von beiden, ob den erst- oder den letztgenannten der Dichter meint, während, wenn et beibehalten wird, der stupor auf beide geht, welche statt zusammen mit vestro getrennt mit tuo et tuo angeredet werden.

Im V. Gedicht, welches »foeda obscenitate displicet« (Haupt) heisst es v. 5 seqq. nach Ribbeck

valent, valent mihi ira et anticus furor
et lingua qua dixim tibi
»per prostitutae turpe contubernium
sororis, o quid me incitas? seqq.

Die Handschriften haben alle adsim; und statt per im folgenden Verse, womit Ribbeck die durch seine Conjectur motivirte Rede beginnen lässt, et. Ribbeck's Aenderungen sind nicht ohne Schein, die zweite ist sogar nothwendig, sobald man sich die Form dixim gefallen lässt, dagegen spricht aber der mildernde Ausdruck dixerim im Munde des furchtbaren Gegners. Ich glaube, es ist nichts zu ändern, ausser

et lingua, qua acer sim tibi
(»und meine Zunge, um dich zu verletzen«).

Zu et prost. turpe contubernium sororis kann sehr gut valet »bleibt bestehen« aus dem vorhergehenden Pluralis valent ergänzt werden.

In dem VI. an Venus gerichteten Gedicht verspricht der Verfasser der Göttin unter anderem, v. 9 seq.

marmoreusque tibi, dea, mille coloribus ales
in morem picta stabit Amor pharetra.

Wäre diess wirklich die übereinstimmende handschriftliche Ueberlieferung, so müsste sie schon einiges Bedenken erregen wegen des Asyndeton's marmoreus mille coloribus ales, während man doch mit Recht eher ein et mille coloribus ales erwarten sollte. Nun aber ist die Ueberlieferung merkwürdig verschieden: statt dea — eine von Ribbeck aufgenommene Conjectur von N. Heinsius — geben die besten Handschriften ein räthselhaftes aut, und statt mille findet sich, ebenso räthselhaft, in der einen derselben digne. Nach allem zu schliessen, scheint hier eine mehr als gewöhnliche Verderbniss obzuwalten, denn auch sachlich lässt sich die Lesart der oben angeführten Handschriften mille coloribus nicht wohl begreifen neben marmoreus, trotz der picta pharetra. Einen Regenbogen, wie Aen. V, 606 (Iris ... viam celerans per mille coloribus arcum), von tausend Farben, lassen wir uns gefallen, Flügel aber einer Marmorstatue nicht. Sollte die Wahrheit in der Lesart des codex Rehdig. digne stecken und etwa zu schreiben sein marm. tibi dignis et oloribus alis? Aber die beiden verschiedenartigen Ablative wären nicht gerade schön. Ich glaube eher, dass in

digne der Genetiv cygni (oder der Dativ cygno?) steckt und vermuthe:

marmoreusque tibi cygnique simillimus alas

ohne natürlich irgend welche Sicherheit für diese Vermuthung zu beanspruchen.

Das nächste Gedicht (VII) beginnt

Ite hinc, inanes, ite, rhetorum ampullae,
inflata rore non Achaico verba —

Ribbeck hätte rore nicht aufnehmen sollen aus der Aldina II, denn dieses Wort steckt sicherlich nicht in rhorso (sic) der Brüsseler Handschrift. Haupt, welcher mit Recht hier ein »mirabile mendum« erblickt, citirt eine Stelle aus Martial (VII, 69) cecropio rore madent. Allein abgesehen davon, dass er selber hier (wiewohl unwahrscheinlich) dote vermuthet, so ist es ein anderes rore madere (was uns ein ganz correctes Bild scheint), ein anderes, rore inflari, was eine unerträgliche Catachrese ist; zwar so unerträglich nicht wie Ribbeck's Vorschlag rostro »apum scilicet Atticarum«!! Vielleicht schrieb Vergil — denn dieses Gedicht scheint ihm wirklich anzugehören —

inflata et austro non Achaico verba.

Das folgende Gedicht (VIII) ist eine Parodie des catullischen auf den Phaselus »mit dem genauesten Anschluss an das Original und der überraschendsten Verwendung desselben zu satirischem Zweck« (Hertzberg). Um so mehr muss man sich wundern, dass trotz dieser schon längst gemachten Wahrnehmung die Stelle v. 10

. . . . . . ne quid orion iugo
premente dura volnus ederet iuba

noch immer nicht geheilt ist, dass M. Haupt glaubte, ne quod horridum (»id est«, erklärt er, »ne mularum iugo laesarum volnera conglutinatis iubarum pilis horrerent et squalerent«) corrigiren und Ribbeck diese Conjectur aufnehmen zu sollen, während doch offenbar nach Catull's v. 11 seq. (comata silva nam Cytorio in jugo loquente saepe sibilum edidit coma) beizubehalten war

ne Cytorio iugo
premente dura volnus ederet coma

denn die Pointe und der Witz besteht ja an dieser Stelle gerade in der Amphibolie des Wortes jugum, welches bei Catull Bergrücken, bei Vergil Joch heisst und Veranlassung war scherzhaft auch das Epitheton Cytorio beizubehalten, als ob das »cytorische Joch« irgend eine Species in dieser Gattung der Utensilien sei. (Früher dachte ich an ne petoriti iugo premente u. s. w.)

Die Elegie ad Messallam (Catal. XI), welche Naeke (Catal. 233 seqq.) geneigt ist, für ächt vergilisch und zwar für ein Jugendgedicht Vergils zu halten, kann den Zeitumständen nach (vgl. Ribbeck app. Verg. 11 seq.) diese Ehre kaum beanspruchen, »quamquam in eodem poetarum coetu nata est in quo versabatur Vergilius«. Und wenn ähnliche chronologische Gründe der Meinung

Digitized by Google

Unger's widersprechen, welcher an die Autorschaft des Valgius Rufus denkt, so hat jener Gelehrte (de C. Valg. Ruf. poem. p. 308) doch richtig gesehen, dass wir es mit einem Dedicationsgedicht zu thun haben, mit welchem dem aus dem Feld zurückkehrenden Messalla zugleich eine lateinische Uebersetzung seiner eigenen von ihm in griechischer Sprache verfassten bucolischen Gedichte überreicht wird.

Von diesem Messalla nun heisst es v. 7 seq. er sei

nec minus idcirco nostros expromere cantus
maximus et sanctos dignus inire choros —

Der Ausdruck expromere ist unbehülflich genug, aber gleichwohl darf an keine Correctur gedacht werden, denn das Gedicht trägt auch sonst noch deutliche Spuren von sprachlicher Härte und einer »rudis quaedam mediocritas«. Expromere heisst es sonst nicht von denjenigen, welche andere zur Bethätigung, zur äussern Kundgebung irgend eines Inhalts bewegen, sondern von solchen, welche ihren eigenen Inhalt zu Tage fördern. Auch nostros cantus kann richtig sein und die Verwechslung mit vestros (wie sie in zwei Handschriften sich findet) ist so gewöhnlich, dass es kaum Aufmerksamkeit verdient, doch hier, wenn man an die sancti chori des folgenden Verses denkt, könnte gar wohl in vestros die Spur einer richtigeren, bezeichnenderen Lesart liegen, nämlich festos expromere cantus. Ein eigentliches Epitheton zu cantus suchte schon Wagner durch seine Conjectur doctos herzustellen. Ob in den folgenden Versen 13 seqq. (selbst in Hinsicht auf die Mittelmässigkeit unseres Dichters)

pauca tua in nostras venerunt carmina chartas
carmina cum lingua, tum sale Cecropio,
carmina quae Pylium saeclis accepta futuris,
carmina quae Pylium vincere digna senem

— ob nicht hier das Maass des Erträglichen und Glaublichen überschritten sei, ist eine Frage, welche unbedingt bejaht werden muss; auch dem geringsten Dichter stand doch so viel Gelehrsamkeit zu Gebote, dass er bei seiner Liebhaberei für den ἀϑροισμός der carmina wenigstens noch einen zweiten Repräsentanten der Wohlredenheit ausser dem Pylius senex ausfindig zu machen wusste für v. 15. Die Sache wird um so wahrscheinlicher, wenn man den gleichen Anfang beider Verse (15 und 16) carmina quae und die so nahe liegenden Folgen in diplomatischer Beziehung bedenkt; merkwürdiger Weise bietet auch die beste Handschrift preium. Ich glaube, der Dichter schrieb

carmina quae Chium, saeclis accepta futuris,
carmina quae Pylium vincere digna senem.

Armselig müsste auch der Dichter gewesen sein, hätte er wirklich v. 42 die Redefigur der ἀναφορὰ auch hier, d. h. neben foro und urbi angewandt

castra foro solitos, urbi praeponere castra
tam procul hoc Latio, tam procul hac patria

statt etwa zu sagen

arma foro solitos u. s. w.

v. 51 seq. lauten bei Ribbeck

nunc celeres Afros, periurae milia gentis,
aurea nunc rapidi flumina adire Tagi

Man muss sich ordentlich anstrengen, um die Construction des ersten dieser Verse zu verstehen (obschon auch Haupt p. 12 ind. lect. aest. Berol. 1859 diess »veram scripturam« nennt), und ist man so weit, so glaubt man nicht daran. Die handschriftliche Ueberlieferung spricht für periuria (so R und Z). Eigenthümlich und jedenfalls unrichtig ist die Ansicht von Hertzberg, wornach zu schreiben wäre per rura et ovilia agentes »die flüchtig in Hürd und Blachfeld hausenden Afrer« (die »homines per ovilia agentes« würden schwer zu belegen sein!). Wohl aber könnte der Dichter geschrieben haben

nunc celeres Afros, periuria vilia habentes

(ähnlich wie Sall. Cat. 16 fidem fortunas pericula vilia habere).

Am schwierigsten in Bezug auf Textescritik ist wohl die Frage nach dem syntactischen Verhältniss und dem Wortlaut von v. 59 seqq. Nachdem der Panegyriker gesagt, Messalla's Thaten zu feiern gehe über seine Kräfte, fährt er also fort:

nos ea quae tecum finxerunt carmina divi
Cynthius et Musae, Bacchus et Aglaie. —
Si laudem aspirare, humilis si adire Camenas,
si patrio Graios carmine adire sales
possumus, optatis plus iam procedimus ipsis:
hoc satis est, pingui nil mihi cum populo.

Ich habe die Verse nach Ribbeck geschrieben, obschon ich nicht begreife, wie er sich mit dieser Interpunction nach Aglaie den Satz zurechtlegt, d. h. wo er sein Prädikat zu nos findet. Will man dem Gedanken an eine Lücke hinter Aglaie nicht Raum geben — was ja immer erst als das letzte aller Auskunftsmittel betrachtet werden muss — so muss man mit Wernsdorf und Naeke (Cat. 309) annehmen und behaupten »quod primarium, cohaerere uno nexu v. 59, 60 et qui sequuntur«. So auch Hertzberg. Haupt, der sich über das Satzverhältniss nicht weiter auslässt, meint einfach (p. 12) man könne sich beruhigen mit der Lesart v. 61 seq. (wie wir sie oben angegeben) und fügt bei: »ubi homines docti mirifice alucinantur.« Aber es muss schlechterdings geändert werden, soll Logik und Syntax vorhanden sein. Ich möchte doch Parallelen zu der Construction laudem adspirare; ich möchte ferner fragen, mit welchem Recht man dem Dichter gerade hier, an critisch unsicherer Stelle, die metrische Rarität sĭ adire zumuthet, und ob mit der Behauptung (bei Gelegenheit der Anaphora) »orationis forma ea est qua hic poeta usque ad taedium abutitur« auch die Satzfolge hergestellt ist? — Auch hier wird einer der beiden Infinitive adire einem anderen weichen müssen, nämlich dem sich

Digitized by Google

von selbst sachlich und metrisch ergebenden transferre. Ich meine nämlich, wir haben zu lesen

nos ea, quae tecum finxerunt carmina divi,
Cynthius et Musae, Bacchus et Aglaie,
si tandem aspirante humili transferre camena,
si patrio Graios carmine adire sales
possumus, optatis plus iam procedimus ipsis u. s. w.

So kommt Sinn und Logik in das Ganze. Allerdings bleibt der Ausdruck adire, auch nur einmal gebraucht, sonderbar genug, wie oben (v. 7) expromere, aber man muss ihn dem Dichter auf Rechnung setzen und einmal stört er doch weniger, als zweimal. Warum es dem Dichter nicht beliebt hat, mit einem landläufigen si patria Graios reddere voce sales aufzuwarten, ist eine Frage, die nur beantwortet werden kann mit dem Geständniss, dass es für uns auch eine ars nesciendi gibt.

Das XII., gewöhnlich auf Mithridates bezogene Epigramm (obschon diess nur in Ermangelung eines Bessern geschieht), endet mit zwei Versen, deren Sinn ebenso sehr klar als der Wortlaut derselben zweifelhaft ist. Auffällig ist schon im v. 7 der Ausdruck

cum subito in medio rerum certamine praeceps
corruit, e patria pulsus in exilium

wo man erwarten sollte discrimine, und ich zweifle nicht, dass der Dichter sich dieses Ausdruckes bediente; denn es gibt eine Anzahl feststehender, durch Tradition gleichsam geheiligter Redewendungen und Verbindungen, über welche selbst der höhere Styl sich nicht hinwegsetzen darf. — Nun folgen die Schlussverse

tale deae numen, tali mortalia nutu
fallax momento temporis hora dedit.

Für dedit ist verschiedenes versucht worden — ruit, regit, premit; dieses letztere (Ruhnken's Vermuthung) hat auch Ribbeck aufgenommen sammt der Aenderung Haupt's ritu am Ende des vorhergehenden Verses. Aber mir scheint es unwahrscheinlich, dass — zumal bei der grossen Uebereinstimmung der Handschriften — dedit sollte verdorben sein; auch ist ja ein Präteritum hier sehr gut am Platze, mit Bezug eben auf den concreten Fall des Mithridates. So schreibe ich denn mit Beifügung einer neuen Anaphora

tale deae numen, talis fors; talia nocti
fallax momento temporis hora dedit,

Im folgenden (XIII.), an Octavius Musa gerichteten Gedicht, welches dem Vergil abzusprechen kein Grund vorliegt, wird jener als Dichter wie als Geschichtschreiber gepriesen, v. 5 seqq.

cui iuveni ante alios divi divomque sorores
cuncta neque indigno, Musa, dedere bona,
cuncta quibus gaudet Phoebi chorus ipseque Phoebus?
doctior, o quis te, Musa, fuisse potest?
o quis te in terris loquitur iucundior uno?

Digitized by Google

Das Präteritum fuisse ist hier auffallend, ja störend neben loquitur. Zur Noth lässt es sich noch erklären, stylistisch dagegen nie rechtfertigen, denn nichts hinderte den Dichter zu schreiben — wie er meiner Ansicht nach wirklich geschrieben hat —

doctior o quis te, Musa, quis esse potest? —

Moretum.

Haupt, welcher dem Gedicht »Moretum« eine eximia elegantia zuerkennt (quaest. Catull p. 52), wagt dennoch nicht, es dem Vergil zuzuschreiben. Nam — fügt er als Grund bei — de codice Ambrosiano in quo G. J. Vossius (de poet. Gr. c. 9) Isaacum filium haec legisse narrat Parthenius Moretum scripsit in Graeco quem Vergilius imitatus est, nihil conpertum habeo. Diese Notiz des Isaac Vossius hat nun Ribbeck von der eigenen Hand desselben geschrieben in einem Exemplar der appendix Vergil. auf der Leydener Bibliothek gelesen (proleg. 14), wodurch allerdings unsere Kenntniss jener Ambrosianer Handschrift nicht weiter gefördert, die Nachricht aber über das Bestehen einer solchen Notiz eine directere, somit auch bis zu einem gewissen Grad plausiblere wird. Scaliger hat, darauf gestützt, das betreffende Gedicht des Parthenius *Μυττωτὸς* betitelt (»non male« sagt Meineke Anal. Alex. p. 272, der selbst in jener Nachricht »nullam causam dubitandi« sieht). Die Glaubwürdigkeit erhält gewissermaassen eine Unterstützung dadurch, dass nach dem Zeugniss zweier gelehrter Gewährsmänner (Macrob. Sat. V, 17 und Gellius Noct. Att. XIII, 25) Vergil auch sonst den Parthenius nachgeahmt hat z. B. in dem Vers Georg. 1, 437 Glauco et Panopeae et Inoo Melicertae (*Γλαύκῳ καὶ Νηρεῖ καὶ Ἰνῴῳ Μελικέρτῃ*). Paldamus' Argument, es sei unglaublich »Vergilium eundemque juvenem et recentem ab Alexandrinorum poetarum studio ea quam jure in hoc carmine admiramur, simplicitate verborum uti potuisse« ist aus dem Grunde nicht zureichend, weil uns Niemand zwingt an Vergilius juvenis zu denken, denn die Vortrefflichkeit der Georgica z. B. wird doch dadurch nicht beeinträchtigt, dass hier an einzelnen Stellen noch eine authentisch beglaubigte Nachahmung der Alexandriner vorliegt, und warum sollte ein kleineres Gedicht wie das Moretum nicht Raum zur Abfassung gefunden haben mitten in der Beschäftigung mit einem grösseren Gedichte wie die Georgica oder selbst die Aeneis? Welcher moderne Dichter producirt nicht auch, mitten im Ausarbeiten grosser Entwürfe, gleichsam zur Erholung kleinere poetische Bilder? Und diese Analogie zwischen antik und modern wird man nie wegläugnen können, so lange das Wesen der menschlichen Natur dasselbe bleibt. Trotzdem verdient eine Bemerkung von Paldamus in Bezug auf den Verfasser des Moretum Beachtung, und Ribbeck hätte sie wohl anführen dürfen. Jener Gelehrte näm-

Digitized by Google

lich meint, die von Vergil Georg. IV, 127 seqq. geschilderte Beschäftigung jenes »senex Corycius« erinnere an die Scene im Moretum und die dort den Schluss bildenden Verse:

verum haec ipse equidem spatiis exclusus iniquis
praetereo atque aliis post me memoranda relinquo

hätten Veranlassung zu Idee und Ausführung des Moretum gegeben und zugleich zu der Thatsache, dass »dulcissimum poemation Vergilianis operibus additum sit«.

Das Gedicht ist in Bezug auf Textescritik ziemlich gut bestellt. Warum Ribbeck nicht für gut gefunden hat, zu v. 23

cinctus villosae tegmine caprae
praeverrit cauda silices gremiumque molarum

die von Sillig und Paldamus in den Text aufgenommene Conjectur Heyne's geminumque molarem zu erwähnen, ist mir nicht begreiflich.

In v. 37 vocat atque arsura focis imponere ligna sollte, der Cäsur wegen, die Umstellung des Cod. Colbert. III focis arsura unbedingt aufgenommen werden.

v. 60 ergo aliam molitur opem sibi providus aeris.

Ribbeck hält den Vers, obschon er herbis statt aeris corrigirt, für unächt. Allerdings ist aeris unhaltbar; auch bietet die eine Handschriftenfamilie dafür heros, was übrigens gleichfalls verwerflich ist. Nun ist aber auch herbis neben providus bedenklich genug, ein Ablativ, der allerdings nicht von providus abhängt, sondern von molitur, gerade deswegen aber den zu providus erwarteten Genetiv um so mehr vermissen lässt. Aber es fragt sich, ob der Fehler im letzten Wort und nicht vielmehr in providus zu suchen sei. Zur Noth liesse sich aeris halten, wenn für sibi providus corrigirt würde non prodigus aeris (»er behilft sich mit wohlfeiler Nahrung«), aber wie in diesem Fall aus dem unentbehrlichen non ein sibi sollte entstanden sein, wäre mir unerklärlich. Ich meine darum es sei zu schreiben

ergo aliam molitur opem sibi protinus herbis.

Was die Wiederholung aus v. 54

verum aliam sibi quaerit opem, nec sola palato

betrifft, welche Ribbeck so anstössig scheint, so ist diese nach den Zwischensätzen durchaus unbedenklich. Man braucht zur Rechtfertigung weder an Homer noch an die Aeneis zu appelliren, sondern an das Moretum selbst, wo es z. B. v. 31 heisst interdum clamat Scybalen und nach einigen erklärenden Zwischensätzen v. 37 fortgefahren wird hanc vocat — mit Wechsel von clamare und vocare, wie dort von moliri und quaerere. Auffälliger, als Wiederholung, wäre allerdings, was übrigens Ribbeck selber schreibt und nicht im mindesten beanstandet, in der Schilderung des Gartens, v. 66 nec sumptus erat illud opus sed recula curae und dann wieder v. 69 horti opus illud erat, und zwar auffälliger, weil

Digitized by Google

opus illud an den beiden Stellen nicht dasselbe bedeutet. Im ersten Verse nämlich ist es ganz parallel mit recula (wie Ribbeck unzweifelhaft richtig aus der Lesart der Handschriften regula corrigirt hat); im zweiten heisst es soviel als Beschäftigung. Nun fragt sich, ob überhaupt opus = res beliebig verwendet werden kann, besonders wo nicht von menschlicher Thätigkeit die Rede ist, gerade wie hier bei sumptus. Ich glaube, nein, dazu kommt, dass die besseren Handschriften illud gar nicht kennen, sondern ullius bieten. Ich meine daher, es könne gar nicht zweifelhaft sein, dass der Dichter geschrieben habe

nec sumptūs erat ullius sed recula curae.

Von dem Besitzer heisst es v. 69

varias disponere plantas
norat et occultae committere semina terrae
vicinosque apta cura summittere rivos.

apta ist Correctur von M. Haupt für die Lesart sämmtlicher codices apte, eine Handschrift auch cure statt cura, andere curat. Aber ist nicht der Ausdruck summittere auffällig und erwartet man nicht vielmehr immittere? Es ist gewiss nicht zu kühn, wenn man mit Beibehaltung von apte vermuthet

vicinosque apte telluri immittere rivos.

Wie leicht die Anfangssilbe von telluri verschlungen werden konnte, leuchtet ein.

Ob der Dichter wirklich die Erwähnung des Kürbis, dessen Frucht jener Garten auch enthielt, mit einem so nichtssagenden Begriff verband, wie in v. 78 et gravis in latum demissa cucurbita ventrem latus venter ist, muss füglich bezweifelt werden, denn dass hier venter vom Magen des Menschen, nicht vom volumen der Frucht zu verstehen sei (wie allerdings sehr oft die script. rei rust. den Begriff venter gerade vom Kürbis gebrauchen) scheint nicht sowohl gravis (»unverdaulich«) als demissa zu beweisen; denn dimissa, wie die meisten Handschriften bieten, lässt sich nicht rechtfertigen; es könnte dann nichts anderes heissen als extenta, inflata, distenta, aber so viel ich sehe, fehlt für diese Bedeutung jede Parallelstelle. Warum sollte unser Dichter, welcher gar nicht nach Ungewohntem hascht, nicht geradezu distenta gesagt haben, wenn er überhaupt den Umfang des Kürbis bezeichnen wollte? Wollte er aber, wie ich überzeugt bin, den Magen des Menschen bezeichnen und die Wirkung des Kürbis auf denselben, so muss latus einem andern Epitheton wie vacuus o. ä. weichen. — v. 92

haec ubi confecit, laetum consedit ad ignem.

Die Metapher laetus auf das Feuer bezogen, ist zwar deutsch, aber nicht lateinisch, es muss daher wohl laetus consedit ad ignem heissen.

Bei der Zubereitung des moretum heisst es, v. 97 Simylus habe zuerst den Knoblauch in den Mörser geworfen, dann v. 98

Digitized by Google

his salis inspargit micas, sale durus a d e s o
caseus adicitur, dictas super ingerit herbas

»hart vom zerfressenen Salze« übersezt Hertzberg ganz wörtlich, und mit Recht, sobald adeso richtig ist. Aber was ist »zerfressenes« Salz? Gerade das Salz hat die Eigenschaft des Zerfressens. Will man also nicht annehmen, dass die passive Form adesus in activem Sinn zu verstehen sei, wie potus, coenatus, juratus — und Niemand wird diess glauben — so muss man auf Aenderung bedacht sein. Erwägt man, h i s zu Anfang des Verses, i n s u p e r im folgenden Verse, ferner die Lesart der Tegernseer Handschrift adusto, so ist das Einfachste

sale durus a d i s t a
caseus adjicitur —

Mähly.

(Fortsetzung folgt im nächsten Bogen Nr. 51.)

Les Antiquités Romaines envisagées au point de vue des institutions politiques par P. Willems, professeur à l'université de Louvain. Louvain. Typographie de Ch. Peeters editeur; Paris A. Durand et Pedone-Lauriel; Bonn. Ad. Marcus 1870. VIII und 331 S. in gr. 8.

Der Verfasser beklagt es, dass, während die Werke eines Niebuhr und Mommsen über römische Geschichte, sowie Grote's griechische Geschichte eine Uebersetzung ins Französische gefunden, nicht das Gleiche bisher bei den Handbüchern von Becker-Marquardt und Lange über die römischen Alterthümer geschehen sei, welche Werke als »travaux de haute importance et de grande savoir, qui resument l'état de la science au moment actuel« bezeichnet werden; den Grund davon findet er in der verhältnissmässig geringeren Pflege dieses Gegenstandes in Frankreich, wo das, was man unter den römischen Alterthümern zu begreifen pflegt, nicht als ein besonderer Gegenstand des Unterrichts erscheine, und daher auch besondere Vorlesungen über denselben auf den Universitäten Frankreichs oder vielmehr den Facultés des Lettres nicht gegeben werden. In Belgien dagegen sind durch das Gesetz vom 1. Mai 1857 über den höheren Unterricht auch die römischen Antiquitäten unter die Prüfungsgegenstände aufgenommen, und zwar mit dem Zusatz: »envisagées au point de vue des institutions politiques«; die Pflege des Studiums der römischen Antiquitäten in dieser Richtung ist daher auf den Universitäten Belgiens eine pflichtmässige geworden: und dieser Umstand hat die vorliegende Schrift hervorgerufen, welche einen vollständigen und präcisen Abriss eines Cursus über römische Antiquitäten, wie er auf der Universität zu Löwen gehalten wird, geben soll, wesshalb auch auf dem Titel der Zusatz, den die Worte des Gesetzes

Digitized by Google

enthalten, beibehalten ist; es soll diese Schrift zu einer Anleitung für das Studium dieses so wichtigen Zweiges der alten Literatur dienen und damit zugleich als Grundlage weiterer Erforschung und Pflege des Gegenstandes, insbesondere für solche, welche einzelne Zweige oder Theile zum Gegenstande eines tiefern Eindringens und einer weitern Entwicklung machen wollen. Durch diesen Zweck ist die Anlage des ganzen Werkes wie auch sein Inhalt bestimmt, der Alles das ausschliesst, was mehr oder minder unter die sogenannten Privatalterthümer gehört, dagegen Alles das, was zu dem politischen Leben und den politischen Einrichtungen des römischen Staates gehört, und mit dem Staats- und Privatrecht zusammenhängt, einer umfassenden Behandlung unterzogen hat, um so auch eine geeignete Einleitung für das Studium des römischen Rechts zu bieten.

Die Einrichtung des Werkes selbst, dessen Inhalt auf der Grundlage deutscher Forschung allerdings beruht, aber damit die selbstständige Forschung des Verfassers nicht ausgeschlossen hat, ist die folgende.

Nach einer kurzen Einleitung über die Quellen und über die Schriften der neuern Zeit, welche diesen Gegenstand behandeln, folgt ein allgemeiner Ueberblick über die politischen Institutionen des römischen Volkes, deren Darstellung den eigentlichen Inhalt des Werkes bildet. Was nun die Art und Weise der Behandlung betrifft, so unterscheidet der Verfasser zwischen der Methode von Becker, die er als eine didaktische bezeichnet, insofern sie jedes einzelne Institut für sich, von seinem Ursprung an bis zu seinem Untergang behandelt, aber dadurch kein wirkliches und wahres Bild des Ganzen der politischen Institutionen in den verschiedensten Perioden Rom's in ihrem inneren Zusammenhang zu bieten vermöge, und zwischen der Methode von Lange, die er als eine historische bezeichnet, da sie das Ganze der römischen Institutionen in ihrer stufenweisen und historischen Entwicklung biete, und in ihrer streng durchgeführten Anwendung eigentlich zu einer politischen Geschichte des römischen Volkes führe, insofern aber von einer Darstellung der politischen Alterthümer verschieden sei. Darum sucht der Verfasser beide Methoden der Behandlung in der Weise zu verbinden, dass er die Geschichte der römischen Institution nach zwei Perioden trennt und darnach behandelt: in eine Periode der Bildung und in eine Periode der definitiven Feststellung; in der ersten Periode wird noch weiter unterschieden die patricische Periode und die patricisch-plebeische des Uebergangs. Danach zerfällt das Ganze in zwei Theile, der erste Theil dann wieder in die zwei Unterabtheilungen, nach der bemerkten Theilung; so dass wir im ersten Buch die Darstellung des patricischen Staates bis zu dem Ursprung der Plebs gegeben finden; im zweiten dann die durch die Einrichtungen des Servius Tullius hervorgerufene Erweiterung des Bürgerrechts und die bald daraus sich entwickeln-

Digitized by Google

den Streitigkeiten zwischen dem Patriciat und der Plebs. In der Frage nach dem Ursprung der Plebs schliesst sich der Verfasser an Niebuhr im Ganzen an; die ersten Plebejer waren Bürger der lateinischen, Rom unterworfenen Städte, welchen die persönliche Freiheit und das commercium belassen, aber nicht das städtische Bürgerrecht verliehen worden: in gentes ebenfalls abgetheilt in Folge ihres lateinischen Ursprungs, waren diese gentes plebejae in Bezug auf das öffentliche Recht keineswegs den gentes patriciae gleichgestellt: erst durch Servius wurden sie zur Civität zugelassen: diese Reform des Servius mit ihren Folgen ist insbesondere in dem zweiten Buch näher besprochen, in welchem dann auch die Servianische Eintheilung näher behandelt; und dann auch im Einzelnen die Rechte nachgewiesen werden, welche durch die Reformen des Servius den Plebejern und den Clienten zufielen.

Der zweite Theil: »Époque d'Achèvement« nimmt den grösseren Theil des Buches ein, von S. 59—355, und zerfällt in drei Bücher, von welchen das erste die Personen befasst, und zwar zuerst die Cives in fünf Capiteln, welche von der Erwerbung des Bürgerrechts (hier auch Ingenui und Libertini), dann von dem jus civitatis und dessen Ausübung, hier auch vom jus connubii, jus commercii, von den aerarii und cives libertini, von der capitis deminutio wie von der nobilitas und dem ordo equestris handeln; daran reihen sich in der zweiten Abtheilung die Peregrini, und das jus Latii, dem eine nähere Besprechung zu Theil wird. Das zweite Buch S. 160 ff. handelt unter der Aufschrift: Des pouvoirs constitutifs du gouvernement, von den Comitien, deren Einrichtung und Competenz, vom Senat, dessen Zusammensetzung und Competenz, und von den Magistraten, den höheren wie Consulat u. s. w. wie den niederen; ein Abschnitt von der Umbildung dieser Einrichtungen in der Kaiserzeit beschliesst dieses Buch. Das dritte Buch: Des branches principales de l'administration S. 277 ff. behandelt die Organisation der Gerichte und deren Competenz, die Einrichtung des Finanzwesens und der Provincialverwaltung; den Schluss des Ganzen bilden die internationalen Verhältnisse, Kriegserklärung, Abschluss von Verträgen u. dgl.

In diesem Rahmen bewegt sich das Ganze: es kann nicht unsere Absicht sein, in das Einzelne des Inhalts, den wir im Allgemeinen hier dargelegt haben, einzugehen und einzelne der so viel besprochenen und bestrittenen Punkte, wie sie bei einer Darstellung des römischen Staatslebens in nicht geringer Zahl vorkommen, hier näher zu besprechen, wo wir bloss die Absicht haben, auf eine Schrift aufmerksam zu machen, die es durch gründliche und gewissenhafte Behandlung des Gegenstandes wohl verdient, auch in Deutschland bekannt zu werden, zumal der Verfasser es vermieden hat, in eigenen Hypothesen sich zu ergeben, sondern sich durchweg möglichst an die Quellen gehalten und bei einer Divergenz der Ansichten neuerer Gelehrten derjenigen Ansicht sich ange-

Digitized by Google

schlossen hat, welche ihm den Zeugnissen der Alten am nächsten zu stehen schien; und daher auch seine weitere Versicherung: »nous ne nous sommes permis qu'exceptionellement de nous eloigner des mâitres d'outre-Rhin pour émettre une opinion qui nous fût personnelle.« Es ist diess eine Versicherung, die man bei näherer Durchsicht der Schrift allerdings bestätigt finden wird; die Bestimmung derselben brachte es schon mit sich, nur feste und möglichst gesicherte Resultate vorzulegen, die zugleich die Grundlage einer weiteren Forschung dienen sollten. In diesem Sinn wird die Behandlung durchgeführt, und was hier noch besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist die genaue und vollständige Zusammenstellung der Zeugnisse alter Schriftsteller in den Anmerkungen unter dem Text: damit ist dann aber auch verbunden die Hinweisung auf das, was die neuere, zumal die deutsche Forschung über den betreffenden Gegenstand bietet, und zwar nicht bloss in dem grösseren, die römische Geschichte oder die römischen Alterthümer und das Recht behandelnden Werken, sondern auch in allen den Einzelforschungen, wie sie in einzelnen Abhandlungen, welche in grösseren Sammelwerken eingereiht sind, in einzelnen Programmen oder Dissertationen vorliegen: der Verf. zeigt hier eine umfassende Kenntniss der betreffenden Literatur, in welcher ihm kaum Etwas entgangen sein möchte, und wird durch diese Anführungen auch das Ausland mit so mancher schätzbaren Untersuchung bekannt, die selbst in Deutschland, von wo sie ausgegangen, nicht immer diejenige Beachtung und Vorbereitung gefunden hat, welche sie anzusprechen berechtigt ist.

Die keltischen Bestandtheile in der englischen Sprache. Eine Skizze von Otto v. Knobelsdorf. Berlin, Verlag von W. Weber 1870. 73 S. 8. Mit dem Motto aus Göthe: Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von Andern Gefundenes Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?

Diese Schrift enthält ein alphabetisch geordnetes Verzeichniss derjenigen Worte, welche aus dem Keltischen in das heutige Englisch übergegangen sind, mit kurzer Erklärung über den Ursprung und die Bedeutung eines jeden dieser Worte: sie schliesst sich auf diese Weise gewissermassen an Ed. Müller's etymologisches Wörterbuch der englischen Syrache an, und kann als eine Ergänzung desselben dienen, in so fern die Aufgabe des Verfassers dahin gerichtet war, die in diesem Wörterbuch »verstreueten Fakta, theilweise vervollständiget, in alphabetischer Reihenfolge aufzuzeichnen und sie somit zu einem abgerundeten Ganzen zu vereinen«. Bei dieser Zusammenstellung begnügte sich der Verfasser die Ergebnisse der neueren sprachlichen Forschung zu geben (worauf sich auch wohl das Motto auf dem Titel der Schrift bezieht), und vermied es,

Digitized by Google

eigene Analogien und Ansichten aufzustellen; selbst da, wo Zweifel und Ungewissheit über die Abstammung oder Verwandtschaft eines Wortes vorliegen, ist diess durch beigesetzte Fragezeichen angedeutet. Man wird diese Vorsicht gewiss anerkennenswerth finden auf einem Gebiete, auf welchem noch keineswegs Alles sicher und festgestellt ist, wohl aber noch Manches einem Bedenken Raum lässt. So würden wir, um nur Ein Beispiel anzuführen, bei dem Worte Peund lieber an das Lateinische Pondus, und bei Table (Tisch) an Tabula denken, eben so bei Sun (Sonne) lieber an das Lateinische Sol, als an die hier bemerkten keltischen Worte; es wird diess aber der verdienstlichen Zusammenstellung, wie sie in dieser Schrift gegeben ist, keinen Eintrag thun, es mag aber dazu dienen, noch weitere Forschung auf diesem noch keineswegs abgeschlossenen Gebiete der Sprachwissenschaft herbeizuführen.

Geschichtstabellen zum Auswendiglernen von Arnold Schäfer, o. ö. Professor an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Zwölfte Auflage. Mit Geschlechtstafeln. Leipzig. Arnoldische Buchhandlung 1870. 66 S. in gr. 8.

Wir hatten kaum in diesen Blättern (Jhgg. 1868 S. 848) die eilfte Auflage dieses Büchleins besprochen, als wir uns jetzt schon durch das Erscheinen einer neuen Auflage, der zwölften, überrascht sehen: gewiss ein günstiges Zeichen der Anerkennung wie auch ein erfreuliches Zeichen der stets zunehmenden Verbreitung eines Lehrbuches, welches für den geschichtlichen Unterricht in unsern Lehranstalten als ein so erprobtes Hülfsmittel sich erwiesen hat, und darum gewiss die Empfehlung verdient, welche dasselbe in diesen Blättern, sowohl an dem eben angeführten Orte, als in der Anzeige der früheren Auflagen erhalten hat; sie kann auch hier wieder, bei der vorliegenden zwölften Auflage um so eher erneuert werden, als der Verf. das Ganze einer nochmaligen und sorgfältigen Durchsicht unterworfen hat und in den chronologischen Daten mit grosser Vorsicht verfahren ist, daher auch, um nur Einen Punkt zu berühren, die angeblichen, und setzen wir hinzu, noch keineswegs gesicherten Data, welche man aus den assyrischen Inschriften beigebracht hat, keine Berücksichtigung gefunden haben, was man nur billigen kann, während bei einigen chronologischen Bestimmungen eine Aenderung eingetreten ist, welche in Folge der neuesten Forschungen nöthig erschien. Im Uebrigen ist in der Anlage und Ausführung, wie sie in den früheren Auflagen, zunächst der eilften sich bewährt hatte, Nichts geändert worden, und so wird man mit gutem Grunde die neue zwölfte Auflage der gleichen Beachtung empfehlen können, die sie in nicht geringerem Grade, wie ihre Vorgängerinnen verdient, neben welchen sie ganz gut in der Schule bei dem Geschichtsunterricht gebraucht werden kann.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ribbeck: Appendix Vergiliana.

(Fortsetzung.)

Ciris.

Wenn Scaliger das unter Vergil's Namen laufende Gedicht Ciris so sehr überschätzen konnte, dass er es nitore und elegantia von keinem anderen lateinischen Gedicht übertroffen werden liess, so ist diess nur ein Beweis dafür, wie sehr oft die ästhetischen Urtheile selbst unserer grössten Philologen zu Vorurtheilen werden und aus der natürlichen einfachen Norm der unmittelbaren Empfindung abschweifen in das Barock-Launenhafte. Das diametral entgegengesetzte Urtheil Bernhardy's über jenes Gedicht ist eben so unrichtig, und es ist schwer begreiflich, wie er und Paldamus es an poetischem Werth der »Culex« nachsetzen konnten. Der Verfasser war offenbar ein Nachahmer Catulls (vgl. Haupt quaest. Catull. p. 45) und ein Plünderer Vergil's, wie diess am deutlichsten aus v. 59—61 hervorgeht, welche sich wörtlich in der VI Eclogen v. 75 seqq. wiederfinden. Wenn freilich Vergil selber es gewesen ist, der sich wiederholt, so kann man ihm dieses und ähnliche an sich selber begangene Plagiate verzeihen. Und in der That hat nicht nur der alte Schrader sich für den vergilianischen Ursprung des Gedichtes gewehrt — er hat sogar unter dem Messalla, der im Gedicht angeredet wird, den berühmten, a. 685 u. c. geborenen Valerius Messalla Corvinus zu erkennen geglaubt — sondern noch Naeke hat diese Möglichkeit eingeräumt, indem er das carmen für »perantiquum« hält, »quale scribi a Vergilio non multo ante Bucolica tempore potuerit«. Wenn irgendwo, so hat hier Sillig mit sehr guten Argumenten diese Annahme bekämpft. Den Hauptfehler, an welchem das Gedicht leidet, hat schon Heyne mit richtigem Blick erkannt, wie er denn auch nicht wohl zu verkennen, sondern augenfällig genug ist: der Umstand nämlich, dass der Dichter auch mit keinem Worte der entscheidenden, den ganzen Verlauf bedingenden Handlung des Haarabschneidens gedenkt und auch über das unmittelbar darauf Folgende bis zur Strafe der Scylla glaubt wegspringen zu dürfen. »Exspectabam, sagt H., in primo Minois conspectu, in pactione cum eo sancienda, in coma Nisi resecanda tradenda et fide Minois ex conditione pactionis exigenda poetam disertum copiosum et ornatum.« Eine so grossartige Unterlassungssünde ist nun aber dem Vergil schlechterdings nicht zuzu-

Digitized by Google

trauen — eben so wenig aber dem Cornelius Gallus, welchen nach dem Vorgange des Obertus Gifanius Voss (zu den Bucol. VI, 74) aus völlig unzureichenden Gründen und auf ganz falsche Auffassung des Zusammenhanges der angeführten Stelle (Eclog. VI) basirend als Dichter der Ciris angenommen hatte.

Immerhin haben wir in der Ciris ein Gedicht aus den guten Zeiten der römischen Literatur vor uns, dessen critische Sicherstellung die Mühe wohl verlohnt. Nur hat die diplomatische Critik gerade in diesem Gedicht keine ganz feste Grundlage, ausser in den letzten 88 Versen, welche im Brüsseler Codex erhalten sind.

Eine schwere Corruptel steckt gleich im 5. Verse; welche ich also schreibe: tum, mea quae ratio, non dignum est quaerere carmen, während die Handschriften beinah ohne Unterschied tum mea quaeret eo dignum sibi q. c. bieten. Der Satz muss nothwendig einen der von etsi (v. 1) abhängigen Vordersätze bilden, wozu non tamen absistam — v. 9 — den Nachsatz liefert. Haupt hat geschrieben nec mea quit ratio dignum sibi quaerere carmen, Ribbeck iamque mea ratione indignum st q. c.; jener erstgenannte Vorschlag (von Haupt), so plausibel er auch sonst ist, scheint doch wegen der unmotivirten Entstehung von tum aus nec weniger annehmbar zu sein.

Wenn Vergil an einer Stelle (Aen. IV, 893) sich erlaubt hat, accingi mit dem blossen Accusativ zu verbinden — magicas accingier artes — so hat, wenn die Ueberlieferung richtig ist, unser Dichter diess nachgeahmt in v. 6 longe aliud studium atque alios quae accincta labores. — Sollte er aber nicht vielmehr geschrieben haben

longe aliud studium adque alios qu. acc. lab.?

wo die Präposition erst zum zweiten Substantiv gesetzt wäre, wie z. B. Aen. VIII. 143 non legatos neque prima per artem tentamenta tui pepigi.

v. 9 seqq.

non tamen absistam coeptum detexere munus,
in quo iure meas utinam requiescere musas
et leviter blandum liceat deponere morem.
Quod si mirificum genus omnes
mirificum saecli modo sit tibi velle lubido,
si me iam summa patientia pangeret arce —

Es sind verhältnissmässig Kleinigkeiten, wenn man an iure billig Anstoss nimmt oder in leviter blandum einen Fehler wittert (et mihi perblandum?). — Ganz andere Schwierigkeiten bieten die beiden folgenden Verse, deren erster von der Mehrzahl der Handschriften lückenhaft, wie oben angegeben, überliefert wird, vollständig nur vom Codex Adalbertinus: quod si mirificum perferre valent genus omnes —, der zweite ebenfalls sichtlich verderbt ist. Ribbeck, mit dessen Texte wir uns hier wie überall zunächst abgeben, hat mit Versetzung und eigner Zuthat geschrieben

quod si mirificum saeclis proferre valerem

mirificum mundi genus omne (o bella libido!)
si me iam summa u. s. w.

Völlig Sicheres wird kaum zu ermitteln sein, vielleicht möchte aber folgender Vorschlag den Vorzug verdienen:

quod si mirificum rerum proferre valerem
omne genus caelique modos, ut multa libido —

Aber auch die Nachsätze zu den eben angeführten προτάσεις sind verderbt, v. 18 seqq.

non ego te talem venerarer munere tali,
non equidem (quamvis interdum ludere nobis
et gracilem molli liceat pede claudere versum),
sed magno intexens, si fas ést dicere, peplo,
qualis Erechtheis olim portatur Athenis —

Jedermann erwartet hier zu non equidem ein ferneres Prädicat, analog dem venerarer; auch schwebt das Participium intexens in der Luft, darum hat auch Markland sed magno intexem (v. 21) vorgeschlagen. Vielleicht ist nach claudere versum ein Vers ausgefallen, worin ein das Particip intexens motivirendes Wort enthalten war, oder aber non equidem ist verdorben und es steckt in diesem ein Participium, wozu sed intexens die adversative Beziehung bildet; jenes Participium, unmittelbar an venerarer munere tali anknüpfend, würde dann durchaus seinen sichern Halt haben. Ich neige zu dieser zweiten Ansicht und vermuthe

non (nec?) ludens (quamvis interdum
ludere nobis
et gracilem molli liceat p. c. v.) —

Abgesehen davon scheint mir aber magna intexens gefordert zu sein, aus mehr als einem Grunde, wenn es schon weiter unten, v. 30, heisst

magna Giganteis ornantur pepla tropaeis. —

v. 46 seq.

accipe dona meo multum vigilata labore
promissaeque diu iam tandem exordia opellae.

So Ribbeck für promissa atque diu, oder et promissa tuis .... exordia rebus der Handschriften (deren einige den Schluss hinter tandem weglassen). Mir scheint wahrscheinlich, dass der Dichter schrieb

promissique diu iam tandem exordia fetus.

v. 52

hanc pro purpureo poenam scelerata capillo,
pro patria solvens excisa funditus urbe.

Das Asyndeton, wie Ribbeck es aufgenommen hat, hat keine handschriftliche noch auch sonstige Gewähr. Die erstere spricht, auch in ihrer Verderbniss, für excisa et. Dann muss aber auch patria (Haupt's Conjectur für das handschriftliche patris) aufgegeben werden und einem patrio weichen, was zunächst der Sinn verlangt; denn das Haar des Vaters ist hier wichtiger als

die Vaterstadt, und da ferner die Präposition pro nicht wohl zweimal stehen kann bei zwei Adjectiven, die zu demselben Nomen gehören — wenigstens wäre eine solche Licenz sehr hart — so wird man das zweitemal die Interjection pro anzunehmen und zu schreiben haben

hanc pro purpureo poenam scelerata capillo
pro! patrio solvens excisa et funditus urbe.

Gegen Haupt's Constituirung von v. 57

longe alia perhibent mutatam membra figura
Scyllaeum monstro saxum infestare voraci

ist diplomatisch nichts einzuwenden, obschon der Ablativ monstro voraci seltsam angewendet ist und man eher eine Ausdrucksweise erwarten sollte, wie

Scyllaeo in saxo monstrum infestum usque morari.

Sicher aber steckt ein Fehler im Folgenden

illam esse aerumnis quam saepe legamus Ulixi
candida succinctam latrantibus inguina monstris
Dulichias vexasse rates —

Wie man saepe erklären und worauf beziehen soll, dürfte schwer zu sagen sein. Ich denke

illam esse aerumnis quam e rupe legamus Ulixi —

v. 62

sed neque Maeoniae patiuntur credere chartae,
nec malus istorum dubiis erroribus auctor.

Der malus istorum auctor ist offenbar Odysseus; nur passt zu malus nicht gut dubiis erroribus; eher vagus, was, wie ich eben sehe, schon Hertzberg vorgeschlagen hat, der aber diese Stelle ganz anders erklärt. Er nimmt nämlich istorum für den Genetivus masculini und unter dem Gewährsmann (auctor), auf den »isti« für ihre zweifelhaften Fictionen sich berufen, versteht er das Gerücht; hiernach wäre also dubiis erroribus der Dativus, von auctor abhängig. Dadurch aber wird die ganze Periode stilistisch mehr als unklar. Viel einfacher, wir nehmen auctor (wie es denn auch der usus verlangt) als Person, und vagus dubiis erroribus als einfache Umschreibung von *πολύτροπος ὃς μέγα πολλὰ πλάγχθη*. Wenn Homer doch offenbar als guter Gewährsmann zur Widerlegung einer Ansicht angeführt wird, so kann ein zweiter parallel mit ihm (neque — nec) beigezogener auctor, sei er nun, wer er wolle, doch nicht malus genannt werden. Nun gibt wirklich Odysseus in seiner Erzählung (Odyss. XII, 124), allerdings nach Autorität der Circe, der Scylla eine ganz andere origo, als sich mit der Ansicht derer verträgt, welche sie für die Tochter des Nisus ausgeben; dass Homer und Odysseus zugleich, der Dichter und sein Held als auctores genannt werden, kann gewiss nicht auffallen, ist im Gegentheil für die naive antike Auffassung ganz natürlich; istorum hängt nun von auctor ab, und es ist darunter eben die vorhergegangene Schilde-

rung illam esse u. s. w. — bis canibus lacerasse marinis zu verstehen.

Unter den vielen über Scylla cursirenden Fabeln war auch die von ihrem Verhältniss zu Poseidon, welches dessen rechtmässige Gattin durch Gift rächte (d. h. durch vergiftetes Blut, das sie ins Meer warf). Die darauf bezügliche Stelle (70 seqq.) ist ungemein schwerfällig und ungefüge. Kaum hat jedoch der Dichter sich erlaubt zu sagen, v. 70

sive etiam iactis speciem mutata venenis
infelix virgo — (quid enim commiserat illa?
ipse pater timidam sicca complexus arena
coniugium carae violaverat Amphitrites;
attamen exegit longo post tempore poenas —.

Es wird heissen müssen sparsis venenis, und haec tamen, denn das Subject dieses Verses (74), welches verschieden ist von demjenigen des vorhergehenden, muss doch als solches bezeichnet werden. Ferner aber kann auch ipse pater kaum richtig sein. Wohl heisst es in der Ausgabe von Heyne-Sillig zu dieser Stelle »Neptunus; ex noto poetarum more de Jove, de Plutone, de Neptuno«, aber in der annotatio critica lesen wir zu v. 61 mit Recht: »quem tamen usum iusto magis interpretes extendunt. Ubi enim talis deus nude pater dicitur, iam aliquid antecesserit oportet quo statim pateat, de hoc neque de alio quo patre sermonem esse.« Höchstens Jupiter kann ohne nähere Bezeichnung als pater bezeichnet werden; unserer Stelle geht auch keine Spur irgend einer Erwähnung voraus, welche gerade den Neptun als pater motivirte. Eine alte Ausgabe bei Nicol. Loensis hat sive pater, auch falsch, aber vielleicht steckt darin doch noch ein Anklang an das Ursprüngliche, ich vermuthe nämlich

salsipotens timidam nuda compl. arena —

v. 80 seq.

piscibus et canibusque malis vallata repentest
horribiles circum vidit se sistere formas.

Haupt hat diese beiden Verse umgestellt und, sobald die oben angegebene Fassung die urkundliche ist, mit Recht; vielleicht aber liegt eine Corruptel vor, wonach das que hinter canibus als Copula angesehen wurde. mali canes ist ein schiefer Begriff, und schon in den Handschriften wie in alten Ausgaben in rapidis oder rabidis geändert worden (mit Weglassung des que). Irre ich nicht, so lautet die Stelle ursprünglich

piscibus et canibus querulis vallata repente
horribiles circum vidit se sistere formas.

v. 85. Quam (scil. Scyllam), mala multiplici iuvenum quod saepta caterva
dixerat atque animo meretrix iactata ferarum,
infamem tali merito rumore fuisse
docta Palaephatia testatur voce papyrus.

Digitized by Google

So unsicher diese ganze Stelle sammt ihrer Umgebung ist, so sicher darf man das von den Herausgebern nicht beanstandete animo ferarum im Sinne von animo saevo ac fero verpönen. Warum hätte denn unser Dichter, der in seinen Wendungen und Ausdrücken gar nicht unbeholfen ist — eher in der Satzverbindung — warum hätte er nicht einfach animo .... feroci sagen sollen, oder eratque animo simili iactata ferarum? »θηριωδῶς ἐκμανεῖσα« hat Scaliger übersetzt. Und es scheint in der That, dass das im Alterthum nicht gerade verfehmte Geschäft einer meretrix selbst grössten Stils als solches keinen Anlass zu göttlicher Rache geben konnte, wenn nicht noch Anderes, wirklich monströses, hinzukam. Derjenige Autor, auf welchen sich der Dichter beruft, Palaephatus, meldet nun nichts dergleichen, wohl aber vielleicht der schon von Heyne citirte Heraclit περὶ ἀπίστων c. 2, welcher die Scylla (eine καλὴ ἑταίρα νησιῶτις) παρασίτους λοιμούς τε (?) καὶ κυνώδεις haben lässt μεθ' ὧν τοὺς ξένους κατήσθιεν — diese παράσιτοι κυνώδεις nennt wahrscheinlich unser Dichter ferae; dann aber kann natürlich animo nicht mehr bestehen, sondern es muss etwa geheissen haben

vixerat, ore hominum meretrix iactata ferarum

(Haupt's Conjectur, die er übrigens als ganz sicher hinstellt p. 662 Berl. Monatsber. 1858, vixit eratque statt des handschriftlichen dixerat atque möchte ich unter keinen Umständen billigen und eine so schroffe Nebeneinanderstellung des Perfects und Imperfects dürfte schwer zu belegen sein).

Es ist ferner gar wohl möglich, dass im folgenden Vers (infamem tali meritorum more oder merito4 (sic) more, wie die handschriftliche Ueberlieferung lautet oder merito rumore, wie jetzt nach Nicol. Loensis geschrieben wird) zu lesen ist

infamem tali merito olim more fuisse.

Es thut mir leid, gleich im Folgenden Haupt's scheinbar sehr ansprechende Vermuthung gleichfalls nicht theilen zu können. Er schreibt nämlich 89 seqq.

Quidquid et ut quisque est tali de clade locutus
Mnemosyne, potius liceat notescere Cirin,
atque unam ex multis Scyllam non esse puellis.

Die Handschriften haben omne suam, oder omnia sim, oder omnia sunt. Hier ist kein Anlass zur Anrufung der Muse gegeben. Der Dichter sagt einfach, alles das vorher Erwähnte wolle er auf sich beruhen lassen und seine Ciris, seine Scylla besingen, und diess heisst

omne sinam —

Mit diesem Entschluss wendet sich der Dichter jetzt officiell und in formgerechter Art an die Pierides, v. 92 seqq., schon diess versetzt Haupt's Vermuthung den Todesstoss:

Quare quae cantus meditanti mittere curtos
magna mihi cupido tribuistis praemia, divae

Digitized by Google

Pieridos — — —

v. 99 praecipue nostro nunc adspirate labori —

Ribbeck, welchem die Conjectur curtos statt der handschriftlichen certos, caecos, laetos gehört, hat sie durch Vergleichung von Cicer. orat. L, 168 und de fin. IV, 14, 36 zu stützen gesucht. Richtig ist jedenfalls seine Bemerkung, dass »offenbar ein Unterschied zwischen früher und jetzt« vom Dichter bezeichnet werde. Ist aber curtos richtig, so sollte man, als Gegensatz dazu v. 99 auch erwarten praecipuo —

v. 114 seqq.

hunc bello repetens Gortynius heros
Attica Cretaea sternebat rura sagitta.
Sed neque tunc cives neque tunc rex ipse veretur
infesto ad muros volitantis agmine turmas
reicere et indomita virtute retundere Martem.

An dieser Stelle ist sicher, wenigstens dem Sinne nach, Heinsius' Conjectur reicere für dicere oder ducere der codd. Nicht so sicher dagegen ist seine Aenderung Martem für das handschriftliche mentes. Ich glaube die Construction ist überhaupt eine andere als angenommen wird. Nämlich der Vers sed neque tunc cives neque tunc rex ipse veretur bildet einen abgeschlossenen Satz, hinter welchem zu interpungiren ist, wahrscheinlich noch mit der Aenderung

sed neque eum cives neque eum rex ipse veretur.

Die Rection zu den Infinitivis reicere und retundere liegt aber in dem verdorbenen mentes, nämlich

infesto ad muros volitantes agmine turmas
reicere et indomita virtute retundere mens est.

(Dass die Handschriften indomitas bieten, auf das falsche mentes bezogen, ist natürlich und unerheblich.)

v. 130 seqq.

ni Scylla novo correpta furore
. . . . .
heu nimium cupidis Minoa inhiasset ocellis

so wird wohl statt o nimium zu lesen sein, vgl. v. 161 heu nimium certo, nimium torrentia nisu —

Ganz willkürlich ist in v. 135

ille (scil. Amor) etiam Poenos domitare leones
et validas docuit vires mansuescere tigris

Ribbeck's Aenderung dormire. Die Stelle ist ganz heil: mansuescere ist transitiv gebraucht (was bekanntlich nicht nur bei diesem Compositum von suescere der Fall sein kann), tigris ist Genet. Singul. und es fällt jeder Grund weg validas in rabidas zu ändern, wie Heyne und nach ihm Ribbeck thut. Die nun folgende Erzählung von dem Motiv zu Scylla's Unglück, d. h. ihrer Schuld gegenüber Juno ist so dunkel und verworren (vielleicht auch lückenhaft), dass ohne neue und bessere handschriftliche Mittel kaum ein sicheres Resultat

Digitized by Google

gewonnen werden kann. Wie gerne möchten wir gleich zu Anfang, v. 137 seqq. folgendermassen interpungiren:

idem (sc. Amor) tum tristis acuebat parvulus iras
Junonis magnae, cujus . . . divae
. . . . puella
. . . . violaverat inscia sedem, —

Wir dürfen aber nicht, sondern müssen, der handschriftlichen Ueberlieferung zu liebe, hinter iras ein Punktum setzen und von cujus divae bis vor violaverat eine Parenthese statuiren, die einstweilen noch ein reines Räthsel für die Erklärung ist; und mit diesen ungern gemachten Concessionen haben wir es doch nicht einmal zu einem Subject von violaverat gebracht! Wir wissen zwar sehr wohl, dass Scylla gemeint ist, aber das Gefühl für Stilistik verlangt es auch ausgedrückt. Ist der Dichter daran schuld? Schwerlich. Und was wissen wir denn von eigentlichen periuria Junonis? Was von denjenigen der Scylla? Wenn man dort die Ränke glaubt verstehen zu sollen, wie z. B. Ribbeck, so könnte man aus der handschriftlichen Ueberlieferung olim se meminere diu periura puellae [non] nulli liceat die Flickarbeit

cuius periuria divae
olim si meminere dii, periura puellae
nulli non liceant

herausconstruiren (während Ribbeck schreibt olim di meminere, ut iam periura puellae | nulli non liceant). Eine Flickarbeit: denn abgesehen von der nicht zu erweisenden Annahme junonischer periuria ist es nicht glaublich — obschon man es sogar als stilistische Schönheit prädiciren wollte — dass auch der allermittelmässigste Dichter in zwei aufeinander folgenden Versen für ein und denselben Begriff zwei verschiedene Formen (periuria und periura) sollte gebraucht haben, augenscheinlich nur aus metrischer Noth. Lassen wir also wenigstens die periuria Junonis weislich aus dem Spiel, und was diejenigen der Scylla betrifft, die zwar nach dem *ganzen* Zusammenhang der mysteriösen Erzählung vorhanden sein müssen, beschränken wir uns in Betreff der näheren Qualificirung und Motivirung derselben wiederum auf die ars nesciendi — so wird der Dichter ungefähr, vielleicht sogar ziemlich annähernd, also geschrieben haben:

Idem tum tristis acuebat parvulus iras
Junonis magnae, cujus periura puella
olim — sic meminere diu periuria divi! —
non ulli licitam violaverat inscia sedem.

Die unbedeutende und sehr leicht erklärbare Umstellung von periuria divi und periura puella wird sicherlich nicht beanstandet werden, so wenig als die Ellipse zu licitam (scil. violari), welche durchaus nicht ungewöhnlich ist, und bedenkt man, dass handschriftlich das Particip licitam gewährleistet ist (neben der andern Lesart liceat), so wird man finden, dass ohne grosse oder kühne

Digitized by Google

Aenderungen die Stelle grammatisch und stilistisch ziemlich hergestellt ist.

Eine Rolle bei dem Vergehen der Jungfrau bildet ihr unzeitiges Spiel mit einem Ball-Apfel; von diesem heisst es v. 149

cum lapsa e manibus fugit pila; cumque elapsa est,
procurrit virgo . quod uti ne prodita ludo
auratam gracili solvisset corpore pallam!

Ich glaube nicht, dass es erlaubt ist, einen Spondaicus in einen Vers hineinzucorrigiren, wie Ribbeck diess mit seiner (in den Text aufgenommenen) Conjectur elapsa gethan hat, sondern das handschriftliche relapso (relaxe) wird zu ändern sein in cumque ea lapsa est.

Im folgenden Vers erwartet man viel eher dedita ludo, denn wenn Scylla durch ihre Bewegungen ihre Reize dem Jupiter verrieth, so sollte doch irgend eine Andeutung bei prodita diesen Glücklichen bezeichnen.

Ganz ungeschickt ist der an dieses Vergehen anknüpfende Wunsch des Dichters ausgedrückt

omnia, quae retinere gradum cursusque morari
possent, o tecum vellem tu semper haberes!

Immer möge die Jungfrau das an sich tragen, anstatt: möchtest du damals es getragen haben!! Es lag doch so nahe zu schreiben

tecum vellem tu tunc habuisses!

Und diess ist vielleicht auch die Hand des Dichters; eine Spur davon mag noch in tua (statt tu) der handschriftlichen Ueberlieferung liegen. Unbegreiflich ist es aber, wie Ribbeck in den folgenden Versen 154 und 155

non unquam violata manu sacraria divae
iurando, infelix, nequicquam iura piasses!

die schöne Conjectur Sillig's urendo — tura verschmähen konnte (die doch einen dunklen Fleck in dem verworrenen Gemälde aufhebt), um im Folgenden

at si quis nocuisse tibi periuria credat,
causa pia est: timuit fratri se ostendere, Juno.

zugleich mit der ganz verfehlten Conjectur und Interpunction fratri se ostendere, Juno. eine ebenso verfehlte Auffassung zu empfehlen. Wenn etwas klar ist in der Motivirung von Scylla's Loos, so ist es eben der Umstand, den schon Hertzberg (p. 82) und nach ihm Haupt (p. 666) anführte, Scylla habe durch die Enthüllung ihrer Reize Jupiter's Liebe entflammt — die pure baare Eifersucht der Göttin also. Allerdings kann man nun fragen, ob diese causa gerade das Prädicat pia verdiene. Gewiss nicht, aber der Dichter hat auch sicher nicht daran gedacht, den grausamen Zorn der Juno aus einer pia causa hervorgehen zu lassen, sondern er wird wohl geschrieben haben

Digitized by Google

at si quis nocuisse tibi periuria credat,
causa alia est: timuit fratri te ostendere Juno —

das heisst, mit einer im Lateinischen und Griechischen ganz gebräuchlichen, im Deutschen etwa auch angewandten Ellipse: Wenn Jemand glaubt, der Meineid sei dein Verderben gewesen, so [irrt er sich,] ist die Ursache eine andere, nämlich, u. s. w. — Nun heisst es weiter von Amor, Juno's Hülfsgenossen, v. 158

at levis ille deus, cui semper ad ulciscendum
quaeritur ex omni verborum iniuria dicto,
aurea fulgenti depromens tela pharetra eqs.

verborum dictum ist unmöglich, ventosa iniuria, was Ribbeck vorschlägt, möglich, auch ansprechender als Haupt's verbo atque iniuria facto. Mir scheint aber das Richtige zu sein

quaeritur ex omni verborum iniuria iactu. —

(Die Helmstädter Handschrift hat dictu) d. h. aus jedem hingeworfenen Wort. Dass iactus in diesem Sinn vorkam, beweist Valer. Max. 1, 5, n. 9 fortuitus vocis iactus.

v. 174 saepe etiam tristes volvens in nocte querellas
sedibus ex altis caeli speculatur amorem
castraque prospectat crebris lucentia flammis.

Hertzberg hat Celei corrigirt, wie er (nach dem König Keleos) den Gebirgszug Kerata nennt, auf dem ein Pfad nach Eleusis hinabführe. Ist schon eine so gesuchte Benennung sehr unwahrscheinlich, so ist es die Annahme noch viel mehr, dass dann die Königstochter auf die die Stadt umgebenden Höhen müsste geschweift sein. Das hätte ihr wohl bei einer Belagerung schwer fallen dürfen. Seine eigene Conjectur Caris oder Caros (beidemal Genitiv von Car, nach welchem König die Burg von Megara genannt wurde) nennt Haupt selber unsicher, und Ribbeck's caeli speculatur in orbem ist unwahrscheinlich, weil es undeutlich ist; viel eher hätte Ribbeck Scaliger's caeli ... ad oram beibehalten sollen, weil man doch darunter gerade denjenigen Theil des Himmels verstehen kann, nach welchem, als der Richtung, wo das feindliche Heer lagerte, Scylla ausschaute nämlich den Horizont; in orbem caeli dagegen zu blicken, hatte eine antike Jungfrau keinerlei Veranlassung (anders v. 218 bei einem Gelübde). Indessen auch Scaliger's Vermuthung ist schwerlich richtig, da wir einen viel energischeren Sinn erhalten durch eine nicht stärkere Aenderung, nämlich

sedibus ex altis caelebs speculatur amorem
Die Ehelose sinnt und schaut nach Liebe aus. —

Warum der Feind vor den Mauern, welchem Scylla das Purpurhaar ihres Vaters schicken will, argutus heissen soll, v. 186

ut crinem de vertice sectum
furtimque arguto detonsum mitteret hosti

hat noch Niemand erklärt; auch scheint die Wortstellung eher für einen zu detonsum gehörigen Ablat. instrum als für ein Epitheton zu hosti zu sprechen. Freilich will kein mir bekanntes Wort für jenen Begriff metrisch in die Stelle passen;

Digitized by Google

und so möchte, als Nothbehelf, einstweilen furtimque assiduo det. mitt. hosti immer noch erträglicher sein als jenes arguto. Da die Kreter besonders gute Bogenschützen waren, so wäre die Bildung furtimque arcifero det. m. h. sehr willkommen, wenn man sie unserem Dichter zumuthen dürfte.

v. 237 seqq.

hei mihi, ne furor ille tuos invaserit artus,
. . . .
ut scelere infando (quod nec sinit Adrastea)
laedere utrumque uno studeas errore parentem.

Das unnatürliche Doppelverbrechen, welches die Amme hier meint, Incest und in Folge davon Frevel an den Rechten der Mutter ist, wie gerade das Beispiel der hier arwähnten Myrrha zeigt, auch schon begangen worden, und die Adrastea hat es zugelassen; quod nec sinit also kann richtig sein, ob quod ne sinat Adrastea? Weiter heisst es

quod si alio quovis animi iactaris amore,
. . . . .
si concessus amor noto te macerat igni

animi ist Aenderung Haupt's für das handschriftliche animis (oder animo); ich sehe aber in diesem animi hier einen müssigen Zusatz zu amore — oder soll animi auf iactaris bezogen werden? Das meint Haupt selbst nicht, welcher Catull LXIV, 372 anführt quare agite, optatos animi conjungite amores — »manifesta Catullianae dictionis imitatione«. Dort aber denkt die Nutrix sicherlich nicht zunächst an eine psychische Liebe. (Verschweigen darf ich übrigens nicht, dass v. 262 Scylla sagt: nil amat hic animus, nutrix, quod oportet amari.) Ich glaube, der Dichter schrieb

quod si alio quovis hominis iactaris amore

homo, wie sehr oft, der Mann, und gerade hier, wo es sich um die Liebe zum Vater oder, im Gegensatz dazu, zu einem andern Mann handelt, ist die Zugabe hominis sehr am Platze. Die dichterische Enallage alio quovis hominis amore statt alius cuiusvis hominis amore bedarf keiner Entschuldigung.

v. 247

omnia me potius digna atque indigna, laborum
milia visuram, quam te tam tristibus istis
sordibus et senio patiar tabescere tali —

milia schreibt Ribbeck nach den Handschriften und fügt bei »quod ad laborum puto referendum esse«. Wenn milia richtig ist, so hat er auch Recht; doch nehme ich Anstoss an milia, welches absolut, ohne multa, quanta (wie bei Vergil und Properz) oder ein Zahlwort stehen soll und vermuthe laborum

ultima visuram —

v. 255

nec tamen ante ullas patitur sibi reddere voces,
marmoreum tremebunda pedem quam rettulit intra.

Digitized by Google

Subject ist die Amme, während zu reddere Scylla als solches zu denken ist; der Ausfall ist aber hart, vielleicht ist zu schreiben nec tamen ante illam patitur u. s. w.; wie denn im zweitfolgenden Vers illa autem, quid me torques, nutricula u. s. w. dieses Pronomen gebraucht wird.

v. 264 seq. heu heu,
quid dicam, quove ausa malum hoc exordiar ore?

ausa ist Correktur von Sillig, welche Ribbeck aufgenommen hat; die Handschriften bieten merkwürdiger Weise agam, eine davon ipsa. Ich würde, weil offenbar Scylla sich schämt beim Geständniss ihres unnatürlichen Zustandes, eher denken an

quid dicam? quo versa malum hoc ex. ore?

In der Erinnerung an das Unglücksgeschick ihrer Tochter sagt die Amme, v. 287 seqq.

o mihi nunc iterum crudelis reddite Minos,
o iterum nostrae Minos inimice senectae,
semper ut aut olim natae te propter eundem
aut amor insanae luctum portaret alumnae

ut hat Schrader eingeschoben; allein die Stelle ist noch nicht geheilt, denn semper kann doch schlechterdings nicht neben iterum bestehen; zudem haben die Handschriften portavit. Ich gebe als Vermuthung

nam periit ut nata olim te propter eundem,
sic amor insanae luctum portavit alumnae.

Sillig hat zur Erklärung von v. 307 seq.

nunquam ego te summo volitantem in vertice montis
Hyrcanos inter comites agmenque ferarum
conspiciam —

eine Stelle aus Lucan beigebracht, wo verschiedene Hundegattungen mit dem Adjectiv allein ohne den Gattungsnamen canis bezeichnet werden; so sollen nun auch hier unter Hyrcani comites die hyrcanischen Hunde zu verstehen sein. Es fällt aber schwer, diess zu glauben; denn wenn es in jener Lucanstelle heisst senator tenet ora levis clamosa Molossi, Spartanos Cretasque ligat, so sind hier die Hunde als solche deutlich genug gekennzeichnet, an unserer Stelle aber schlechterdings nicht; Hyrcani comites können, wenn der Dichter keinen stilistischen Fehler soll begangen haben, wohl nur Menschen sein und diese haben hier nichts zu thun. Nun sind stilistische Fehler allerdings nichts seltenes bei dem auctor der Ciris und er mag auch jenen auf dem Gewissen haben. Immerhin aber könnte er auch geschrieben haben

ire canes inter comites agmenque ferarum.

v. 310 verum haec tum non sic gravia atque indigna fuere,
tum, mea alumna, tui cum spes integra maneret.

Trotzdem, dass Sillig non sic aus nobis hergestellt hat, darf die Stelle noch nicht als heil gelten; ein tum ist offenbar zu viel; wahrscheinlich ist zu lesen

verum haec non mihi sic gravia atque indigna fuere
tum, mea alumna, u. s. w.

v. 324 seqq.

per te, mea alumna, tuumque
expertum multis miserae mihi rebus amorem,
perdita, saeva precor per lumina te Ilithyiae.

So Ribbeck statt des handschriftlichen perdere und mit Aufnahme von Scaliger's lumina statt flumina. Nun ist allerdings flumina (trotz versuchter Vertheidigung) völlig sinnlos, aber auch lumina, was Scaliger durch Hinweisung auf den Schwur bei der »φωσφόρος« bei Aristophanes zu constatiren suchte (Lysistr. 443) unhaltbar. Hochpoetisch wäre es zwar allerdings »bei den Fackeln der Göttin« schwören zu lassen statt »bei der fackeltragenden Göttin«, aber wahrscheinlich nicht, dass der Dichter hier diese Wendung gewählt hat. Ist per te sacra precor richtig (wie es allen Anschein hat, denn Ribbeck's saeva, auf lumina bezogen, ist auf jeden Fall verfehlt, wenn auch saeva an und für sich mehr handschriftliche Gewähr hat) — ist also sacra richtig, so passt zu diesem den Gottesdienst bezeichnenden Wort sehr gut ein Begriff, der den Tempel der Göttin bezeichnet, nämlich

per te sacra precor, per liminaque Ilithyiae

(que, vielleicht auch te hinter dem zweiten Glied ist schon metrisch nothwendig, wenn auch handschriftlich nicht vorhanden).

v. 333 seqq.

Quod si non alia poteris ratione parentem
flectere (sed poteris: quid enim non unica possis?)
tunc potius tamen ista, pio cum iure licebit,
cum facti causam tempusque doloris habebis,
tunc potius conata tua atque incepta referto.

Die Amme ermahnt zum Abwarten und zum Bitten. Wenn diess nicht fruchtet, dann hat Scylla die Berechtigung zum Schmerz, dann auch zur Selbsthülfe. Nun kann aber, so viel ich sehe, tempus doloris jenes erstere nie bedeuten, tempus, im Sinne von »Zeit und Gelegenheit«, verträgt sich doch kaum mit einem Begriff, der ein »malum« bezeichnet (doloris). An facti wird man nicht rütteln dürfen und etwa ein Adjectiv zu doloris darin suchen, wie Heinsius that; so gut im folgenden Verse conatum und inceptum das erst noch zu Unternehmende bezeichnen, so hier factum das zu Thuende, entsprechend unserem deutschen That. Statt tempusque doloris sehe ich aber kein anderes Mittel als zu schreiben

cum facti causam cum iusque doloris habebis.

v. 358 seqq.

nunc tremere instantis belli certamina dicit
communemque timere deum, nunc regis amicis
iamque ipsi verita a! se orbam flet maesta parente,
cum Iove communes qui nolit habere nepotes.

So Ribbeck statt veritas est oder verita est der Handschriften und mit Aufnahme von Haupt's iamque (statt namq. oder nonq.), und im folgenden Vers mit der kühnen Aenderung nolit habere statt quin habuere oder qui quondam habuere der Ueberlieferung. Was nun jenes verita a! betrifft, so ist trotz der wuchernden Fülle der Interjectionen in unserem Gedicht doch hier kaum Platz für eine solche, verita est aber erregt wirklich inmitten der Praesentia dicit flet invenit terret gerechten Anstoss, abgesehen davon, dass die Synonymik tremere, timere, vereri etwas einförmig wäre. Ich dachte zuerst an

nunc ipso veteri se orbam flet maesta parente —

(wenn schon die Ueberlieferung eher für orbum und parentem spricht), bin aber jetzt, da über Nisus' Alter nichts verlautet, eher geneigt, in verita est ein Verbum zu suchen, etwa nunc regis amicis

nunc ipsi gemit ac se orbam flet maesta parente

allerdings mit kühner Anwendung des Dativs amicis und ipsi.

So viel scheint mir sicher, dass hinter diesem Vers einer ausgefallen ist, des Inhalts, Scylla habe diejenigen Väter glücklich gepriesen

cum Jove communes qui quondam habuere nepotes

und dass dieser Vers nicht mit Haupt und Ribbeck gewaltsam auf die eine oder die andere Weise zu ändern ist; die Veranlassung zum Ausfall kann in dem *ὁμοιοτέλευτον* beider Verse gelegen haben, sobald wir uns im weggefallenen die parentes am Ende denken.

v. 374 seqq.

Inde mago generata Jovi Stygialia sacra,
sacra nec Aeaeis anubus nec cognita Grais,
pergit, Amyclaeo spargens altaria thallo,
regis Iolciacis animum defigere votis. —

Jede Aenderung dieser verderbten Stelle ist verfehlt, wenn nicht ein Verbum Deponens statt generata (oder geminat, wie andere codices haben) gewonnen wird. Daher ist Scaliger's so nahe liegendes venerata unbedingt aufzunehmen; und, wie ich glaube, ferner zu lesen

inde agno venerata Jovis Stygialia sacra.

Das Lamm im Opferritus der inferi bedarf keiner Erörterung. Aeaeis, wie nach Heyne's Vorschlag jetzt geschrieben wird, ist unnöthig, und das handschriftliche Idaeis richtig; denn wenn die Opfernde eine Ausländerin war, so ist es ganz passend, wenn ihr Zaubermittel zugeschrieben werden, die weder in dem Land, wo sie jetzt sich aufhielt (Griechenland), noch in ihrem Heimathland (Creta) bekannt waren.

v. 378

verum ubi nulla movet stabilem fallacia Nisum,
nec possunt homines nec possunt flectere divi
(tanta est in parvo fiducia crine cavendi),

Digitized by Google

rursus ad inceptum sociam se iungit alumnae —
purpureumque parat rursus tondere capillum,
tam longo quoniam captat succurrere amori —

Schon Heyne fand den Ausdruck fiducia cavendi »paulo insolcutius dictum« und spricht, wiewohl dem ganzen Vers misstrauend, die Vermuthung aus, welche auch ich längst vor Kenntniss der Heyne'schen Ausgabe ad marginem notirt hatte

(tanta est in parvo fiducia crine) paventi
. . . . sociam se iungit alumnae.

Ribbeck glaubte sie nicht erwähnen zu sollen, er hat auch die Construction captat succurrere amori unbeanstandet hin- und aufgenommen, obschon diese in der classischen Latinität kaum nachzuweisen ist. (Ich kenne die drei Stellen, welche als argumenta pro können angeführt werden, aber aus der ganz classischen Zeit sind auch sie nicht und diejenige des Ovid nicht einmal ganz sicher.) Es kommt hinzu, dass an unsern Stellen die Handschriften sämmtlich quod iam (nicht quoniam) geben und dieses quod iam scheint zu rufen einem quod iam ipsa cupit succurrere amori »sie selbst jetzt auch, nicht nur ihre Schutzbefohlene, die Scylla«.

v. 386 Ergo iterum capiti Scylla est inimica paterno —

Ein sonderbarer Ausdruck! statt ergo iterum capiti Scylla insidiata paterno est; gleichwohl wage ich nicht zu ändern, dagegen darf man fest behaupten, dass in v. 404

supprimite o paulum turbati flamina venti

turbati unmöglich richtig sein kann, und dass man mit einer Erklärung, wie diejenige Heyne's ist »turbati venti sunt simpl. turbidi, concitati« schlechterdings nicht ausreicht, denn auf diese Weise könnte man jeden Begriff auf den Kopf stellen. Selbst ohne die Spuren des Richtigen, welche zwar Handschriften überliefern (turbata), müsste dieses hergestellt werden durch

supprimite o paulum turbantia flamina venti.

Wenn die unglückliche, hinter dem Schiff hergeschleifte Scylla seufzt, v. 418 seqq.

non equidem me alio possum contendere dignam
supplicio, quod sic patriam carosque penates
hostibus immitique addixi ingrata tyranno

so wäre ingrata, falls die Handschriften es böten, gewiss tadellos, dagegen ist die Ueberlieferung ignara, und daraus ist herzustellen addixi gnara tyranno, ohne irgend welche Aenderung. Wissentlich — und das ist ihre Schuld — hat Scylla Vater und Heimath verrathen und preisgegeben.

v. 478 fertur et incertis iactatur ad omnia ventis
cumba velut —

Heyne meint dazu: ad omnia otiosum versus fulcrum, glaubt aber es mit »similia« aus Ciris und Culex entschuldigen zu können; gleichwohl schlägt er versuchsweise pendula vor. Sillig führt zur Entschuldigung des auffälligen Ausdrucks die griechischen Analo-

Digitized by Google

gien *εἰς τὸ πᾶν, εἰς τὰ πάντα, πάντως* vor — allein für dergleichen sind nur Analogien aus dem lateinischen Sprachschatz zulässig; grosse Dichter dürfen nicht nur schöpferisch, sondern auch nachschaffend ihre Sprache bereichern, mittelmässige dürfen und thun es nicht. Ich halte ad omnia für verdorben, mit Ribbeck, welcher ad aëra conjicirt hat; diess nicht eben wahrscheinlich; ich schlage, bis besseres sich findet, vor

incerti iactatur ad augmina venti.

v. 484 seq.

sed tamen aeternam squamis vestire puellam
infidosque inter teneram committere pisces

eternam (aeternam Ribb.) der Brüsseler Handschrift — externam bieten zwei andere Handschriften — ist sinnlos und Hertzberg's extremam (»den unteren Leib der Jungfrau«) passt offenbar nicht zu der Absicht Amphitrite's, welche an die Verwandlung der ganzen Jungfrau denkt. Somit wäre Ribbeck's fragweise vorgetragene Vermuthung aeternis mit Hinweisung auf 504 perpetuas fuderunt bracchia pinnas nicht unzutreffend; wenn wir jedoch v. 487 aeriis potius sublimem sustulit alis und v. 503 volucri vestivit tegmine corpus lesen (wo entschieden aeriae alae = Flügel der Luftbewohner und volucre corpus = Leib eines Vogels), so liegt die Vermuthung nahe, dass der Dichter geschrieben habe

sed tamen aequoreis squamis vestire puellam
. . . .
non statuit —

(»mit Schuppen der Wasserbewohner«).

v. 520 seqq. namque deum rex,
omnia qui imperio terrarum millia versat,
commotus talem ad superos volitare puellam
illi (scil. patri) . . . .
reddidit optatam mutato corpore vitam

terrarum millia lässt sich nicht halten (trotz Hertzberg), rerum mortalia aber, was N. Heinsius vorschlug, so viel ich sehe, noch weger; ansprechend wäre das (nach Heyne's Vorgang et terras ac sidera) von Ribbeck in den Text aufgenommene terras mare sidera, wenn es nicht etwas zu weit von der Ueberlieferung sich entfernte. Das Richtige lässt sich, wie ich glaube, mit ganz geringer Aenderung durch

omnia qui imperio terrarum munia versat

herstellen.

Scylla's (jetzt der Ciris) Vater ist zum haliaeetos geworden, zum unerbittlichen Feind der Ciris, v. 530 seqq.

huic vero miserae, quoniam damnata deorum
iudicio patriaeque et coniugis ante fuisset
infesti apposuit odium crudele parentis —

Subject ist Jupiter, aber ich denke, das Prädicat heisst opposuit.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 52. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ribbeck: Appendix Vergiliana.

(Fortsetzung.)

Culex.

Die moderne Critik gibt oft Veranlassung zu recht merkwürdigen Beobachtungen und Erfahrungen. Kaum hat sie unser conservatives Gefühl überrascht mit radicaler Beseitigung althergebrachter Glaubensartikel, die mit philologischer Ueberzeugungstreue Jahrhunderte lang gehegt und gepflegt wurden, ohne dass auch der leiseste Zweifel sich einzuschleichen wagte in die feste Burg der Tradition, kaum hat sie hier, rücksichtslos gewühlt und untergraben und zusammengeworfen, was ihre souveräne Dictatur für lebensunfähig erklärte, so erscheint sie, zu unserm eben so grossen, ja noch grösserem Erstaunen plötzlich wieder einmal in der ehrwürdigen Gewandung des alten Zopfes, mit dem Schwert der Ueberlieferung ausgerüstet, als eifrige Verfechterin des Buchstabens, in bewusstem und offenbaren Widerspruch mit der Wissenschaft des Geistes. Man traut erst seinen Augen kaum über diese wunderliche Metamorphose, ahnt Tendenz und Malice hinter der unheimlichen Marter — aber nein, man sieht im Weiterschreiten, es ist ihr förmlich ernst, sie ist bekehrt, völlig bekehrt — wenigstens für einmal. Auf diesem Wege und mit diesen Gefühlen treffen wir auch O. Ribbeck in seiner Kritik der kleineren sogen. vergilianischen Gedichte und speziell des Culex. Wenn Lucan und Sueton, Martial und Statius theils durch ihre Aussprüche, theils durch Citate aus dem Gedicht die Autorschaft des grossen römischen Dichters bezeugen, so muss es doch wohl wahr sein, dass wir ein höchsteigenes Produkt seiner — allerdings noch unreifen und unerzogenen Muse vor uns haben, und gegen jenes Bollwerk, das von dem erwähnten Quadrifolium, noch dazu mit Nonius Beihülfe vertheidigt wird, helfen die leichtfertigen Streifzüge der inneren Critik diessmal nichts und prallen alle ihre Geschosse ohnmächig ab. Was auch die Syntax, die Metrik, die Logik, die ars poetica kopfschüttelnd einwenden, ihr Collectivveto gilt nicht gegen jene Zeugnisse oder werden mit der Entgegnung erledigt: languida, otiosa perversa ridicula adeo quis in tirone mirabitur? Grammatische und stilistische »Kleinigkeiten« werden mit den guten Leuten zu Alexandria entschuldigt, quorum studio nutriebantur illa aetate vates tenelli, und was die metrischen und prosodischen Fragen,

Scaliger nicht nur unser Gedicht dem Vergil vindicirt, sondern diesen in schon vorgerücktem Alter es dichten lassen! Gegenüber solchen Verirrungen thut es einem förmlich wohl, wenn ein unbestechliches, vom Schlendrian des Traditionsdusels noch nicht lahm gelegtes Urtheil durchbricht, wie dasjenige des François Oudin (vgl. Schrader emendat. p. 17), welcher der Ansicht war »culicem a sarcinatore Gotho vel Vandalo fortasse Thrasamundi temporibus confictum esse«. Und schon der erste Herausgeber des Vergil, Joannes Andreae, Bischof von Aleria, wenn er schon seinen Dichter für den Verfasser des Culex hält, wagt es wenigstens eine vorurtheilsfreie ästhetische Critik zu üben . . . . vates nec quid ageret satis perspiciebat nec quomodo eloqueretur facillime reperiebat . . . . omitto dictionem, nullibi minus elegantem, dicendi filum artemque desidero . eminet sane tanquam stupentis adhuc nec satis numerosi ingenii dictionis facies quaedam salebrosa eqs. — Wir rechnen es unter den Neueren Sillig, dessen Critik der Pseudo-Vergiliana sonst manche Schwäche darbieten mag, hoch an, dass er sich gegenüber der Ueberlieferung nicht blind anbetend verhielt, sondern den Massstab seiner Beurtheilung in den inneren Momenten des Gedichtes suchte, die ihn dann natürlich, wie jeden Andern, der sich nicht dem Autoritätsglauben willenlos gefangen gibt, auf den negativen Weg, d. h. zur Verwerfung der vergilianischen Autorschaft führte. Diese Selbstständigkeit des Urtheils gleicht in unseren Augen Unregelmässigkeiten und Lücken seiner Ausgabe reichlich aus, die indessen, beiläufig gesagt, von M. Haupt wohl allzu scharf getadelt worden war, der Sillig's Arbeit »eine der verfehltesten philologischen« nennt. Sillig hat sich allerdings um die eigentlich diplomatische Critik dieser Schriften nicht vorzugsweise verdient gemacht, wie er sich denn eingestandener Maassen um die alten Ausgaben nicht bekümmerte, und ein Theil jenes Verdienstes gebührt unbestritten M. Haupt, aber Sillig hat doch, neben einem nicht zu läugnenden oft sehr glücklichen divinatorischen Blick, das Verdienst, den nach unserer Ansicht allein richtigen Weg zur Entscheidung angebahnt zu haben, welchen nach ihm auch W. A. B. Hertzberg (in seiner Uebersetzung der Vergil. Gedichte. Stuttg. 1856) und Baur (Jahrb. f. Philol. 1866 p. 301 seqq.) gegangen sind, und seine Ansicht, der Culex sei entstanden »in ludo aliquo litterario cuius magister discipulos suos a Vergilio pendere iubens tali industriae curaeque suae specimine gloriari iure potuit« (einzelne Theile hält er gleichwohl für vergilianisch) hat, wenn sie auch nur eine weiter nicht zu begründende Hypothese ist, zweifellos selbst als solche viel mehr Berechtigung als die in neuester Zeit wieder beliebte Aechtheitserklärung des geschmacklosen Produktes, auch mehr Wahrscheinlichkeit als die Hertzberg'sche, nach welcher, seltsamer Weise! der Grundcharakter desselben ein komischer, hie und da an Humor anklingender, und das Gedicht, als ein antikes, gerade durch diese Färbung einen hohen

Digitized by Google

Werth erhalten soll! Wir haben von diesem Humor leider nichts entdecken können! Es steht natürlich mehr als ein Weg offen, sich die Entstehung eines solchen Gedichtes zu denken, einer mehr wahrscheinlich, der andere weniger, keiner aber gewiss. So viel scheint mir zweifellos zu sein, dass Vergil einen Culex schrieb und dass unser Culex nicht (wenigstens seiner Hauptmasse nach nicht) der vergilianische ist. Warum jener verloren ging, ob er, wie Baur meint, gar nie herausgegeben wurde, oder ob der vorhandene ächt vergilische invita Minerva in dieses grössere Gedicht hineinverwebt wurde, und wie diess geschehen konnte — das sind Fragen, die, weil sie niemals sicher beantwortet werden können, lieber gar nicht zu beantworten versucht werden. Die Hauptsache, die durch Sprache und Metrum, durch Form wie durch Inhalt, durch äussere wie durch innere Merkmale entschieden werden kann und die jeder vorurtheilsfreie, nach jenen Momenten Prüfende in gleichem Sinn entscheiden muss, ist die negative: der jetzt vorhandene Culex kann nicht von Vergil herstammen.

Wie ungeschickt lässt sich gleich der Anfang an! Freilich scheint hier den Dichter die Schuld nur theilweise zu treffen, denn unmöglich sind Verse, wie folgende, (3 und 4)

lusimus: haec propter culicis sint carmina dicta,
omnis et historiae per ludum consonet ordo
notitiae: ducam voces, licet invidus adsit.

Unmöglich nicht nur für einen Dichter, sondern für einen Latein Schreibenden überhaupt und sollte er selbst unserem Jahrhundert angehören. Von dem völligen Auseinanderklaffen der Sätze nicht zu sprechen, so muss notitia hier geradezu Erzählung bedeuten, was völlig unglaublich, ja absurd ist. Der Sinn des Dichters ist offenbar der, dass der ganze Verlauf des Mährchens einer geschichtlichen Entwicklung gleich komme, d. h. den Eindruck einer wirklichen Thatsache machen solle. Den etwas abgelegenen Ausdruck ducam voces, zu dessen Bestätigung übrigens nicht sowohl Horaz A. P. 318 als Statius Sylv. V, 3, 92 dienen kann — dort nämlich findet sich der Terminus a quo durch inde angegeben, und diess ist ein wesentlicher Unterschied hier allerdings lässt ducere cantus keine andere Auffassung zu als auch unsere Stelle — den etwas sonderbaren Ausdruck wird man schon hinnehmen müssen, aber notitiae ist rein unerträglich, zusammt der mangelnden Verbindung. Der Dichter mag ungefähr folgendes geschrieben haben — vorausgesetzt, es sei kein Vers weggefallen, was kaum glaublich ist zu Anfang eines Gedichtes:

. . . culicis sint carmina dicta,
cuius ut historiae per ludum consonet ordo
continuae, ducam voces, licet invidus adsit.

ut ist handschriftlich beglaubigt, cuius, auf culex bezogen und zu ordo gehörig, »deren ordentlicher Verlauf« verknüpft die beiden sonst auseinanderfallenden Sätze, deren Mittelsatz es beginnt,

Digitized by Google

zu der classischen Formschönheit und dem geistigen Gehalt der vergilischen Georgica zeitigen können.

Aus Nichts wird Nichts, und in der Jugend müssen doch wenigstens die Keime der spätern Vollendung schon sichtbar sein, ja gewöhnlich ist sogar dort ein Allzuviel vorhanden, eine nur zu üppig treibende Kraft, welche nachher durch den überlegenen Verstand beschnitten und geregelt sein will. Im Culex aber wuchert nichts als ein Ausbund von Geschmacklosigkeit und es ist rein unmöglich anzunehmen, dass Lucan dieses Product im Auge hatte, wenn er im vergleichenden Hinblick auf seine und auf Vergil's Jugendversuche sagen konnte (Sueton. vit. Luc. p. 50 Reiffersch.) »et quantum mihi restat ad culicem!« unmöglich ferner, dass Statius diesen Culex meint, wenn er (praef. ad silv. lib. I) ihn mit der Batrachomyomachie vergleicht und ein Vorspiel zu den eigentlich epochemachenden Werken nennt, ein Vorspiel »remissiore stilo«, nach der Art beinah aller berühmten Dichter. Ex ungue leonem heisst es auch bei diesem Vorspiele. Angenommen auch, die überschwengliche Bewunderung von Vergil's Dichtergrösse haben das critische Auge jener Nachahmer getrübt — so vollständig umnebelt konnte ihr prüfender Verstand doch nicht sein, dass ihm die colossale Abgeschmacktheit und geistige Leere jenes Produkts hätte verborgen bleiben können. Ja, mehr noch als nur verborgen bleiben — dass sie es so rühmend hätten erwähnen können, denn in Lucan's Ausspruch wenigstens liegt ein unverkennbares Lob. Aber auch des Statius »stilus remissior«, falls er damit eine leise Beschränkung seiner Anerkennung andeuten wollte, würde auf das jetzt uns vorliegende Gedicht gar nicht passen. Diese metrische Strenge, die sich der Dichter auferlegt hat, gehört doch sicherlich nichts weniger als zum stilus remissior. Das schreiende Missverhältniss zwischen dieser ascetischen Technik und der crassen Formlosigkeit der oratio lässt sich nicht durch mangelnde Sorgfalt, womit der Dichter den sprachlichen Theil behandelte, erklären, sondern, wenn wir nicht geradezu eine absurde Inconsequenz des dichtenden Subjectes annehmen sollen, sie beweist das Unvermögen die Form zu handhaben. Wenn aber je ein Moment, so spricht gerade das metrische entschieden gegen Vergil's Autorschaft. Während im Entwicklungsgang der römischen Poesie seit Ennius durchgängig von Generation zu Generation der Zug und das Bestreben sich kund gibt, die metrischen und prosodischen Licenzen allmälig zu mildern, die Schroffheiten zu verbannen und die Härten abzuschleifen, so soll Vergil in seinem persönlichen Entwicklungsgang gerade den umgekehrten Weg durchgemacht und soll angefangen haben mit einer seiner Zeit noch ganz fernliegenden, abnormen Strenge, um seine Laufbahn mit einer ungleich grösseren Laxheit und Bequemlichkeit in Handhabung der metrischen Form zu beschliessen. Für die frühere oder die spätere Entstehungszeit lateinischer Gedichte gibt es sonst kein untrüglicheres formelles

Digitized by Google

Criterium als gerade die Art und Zahl der Synaloephen; je grösser die Strenge, je milder die Art, je geringer die Zahl, um so später das Produkt. Hier aber, im Culex, soll auf einmal das Gegentheil statuirt, der erfahrungs- und vernunftgemässe Gang umgekehrt, und einigen problematischen Zeugnissen zu Liebe Alles auf den Kopf gestellt werden. Problematisch nenne ich die Zeugnisse, nicht in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit (obschon auch nach dieser Seite hin Hertzberg mit Recht Quintilian's Beispiel, der die pseudosallustianische Invective gegen Cicero für ein Werk des Sallust hält, als ein »Warnungszeichen« gegen die Autorität hinstellt), sondern weil sie eher gegen unsern Culex zeugen; diess gilt sogar von Donat in der vita Verg., der doch scheinbar das vollgültigste Gewicht in die Wagschale wirft durch die Inhaltsanzeige: pastor fatigatus aestu cum sub arbore condormisset et serpens ad illum proreperet a palude, culex provolavit atque inter duo tempora aculeum fixit pastori, at ille continuo culicem attrivit et serpentem interemit ac sepulcrum culici statuit et distichon fecit. Aber ist diess wirklich so sicher und wahrheitsgemäss der Inhalt unseres Culex? Ich lege wenig Gewicht darauf, dass bei unserm Dichter von einer prorepens a palude serpens nicht die Rede ist; dass sie im Gegentheil dem Sumpf (limus) zuschleicht, um sich zu kühlen (v. 165—177); aber die paar Hundert Verse — den quantitativen Hipttheil — worin die Mücke die Unterwelt schildert, die sollte Donat mit keiner Silbe erwähnt haben? während er ein Distichon ausschreibt? In der That, eine seltsame Inhaltsangabe! Man braucht gar nicht anzunehmen, dass wir an dieser Stelle einen Pseudo-Donat, d. h. einen durch Mönchshand bereicherten, vor uns haben, nein, ein Mönch hätte sich den mythologischen Prunk und die unterweltlichen Vorgänge sicherlich eben so wenig entgehen lassen; wer jene Inhaltsanzeige verfasst, kannte unsern Culex sicherlich nicht. — Der Vertheidiger der Aechtheit könnte höchstens eine Stelle für sich anführen, nämlich Martial VIII, 56, 20 protinus Italiam concepit et arma virumque

qui modo culicem fleverat ore rudi.

Aber was will dieser Ausdruck bedeuten gegenüber einer andern, XIV, 18

accipe facundi culicem, studiose, Maronis — ?

Wie aber nun neuere Philologen, Angesichts unseres Culex, behaupten konnten, Vergil's Geist sei schon sichtbar in diesem Jugendversuche und er habe dadurch gezeigt »qualis et quantus futurus esset poeta« (wie Weichert poett. lat. reliqq. p. 185, der sogar den Vergil 25 Jahre alt sein lässt bei Abfassung des Gedichtes, nach J. H. Voss ad Eclog. v. 52) — dieses zu begreifen wäre rein unmöglich, wenn man nicht leider durch Erfahrung, selbst an eklatanten Beispielen, wüsste, wie sehr ein bequemes Hinnehmen der Tradition und Kleben an der Autorität jedes gesunde Gefühl, jede Regung der Critik einschläfert und betäubt. Hat doch selbst

Digitized by Google

vor allem die principielle Verschiedenheit der Synaloephe bei Vergilius senior und Vergilius junior betrifft, so werden diese gleichsam lächelnd mit dem wahrhaft pythischen Spruch erledigt, dass sich Vergil als Knabe »in parvo epyllio« noch gewissenhafter an das Vorbild seiner Lehrer gehalten habe als in seinen ernsteren Gedichten (quae graviore consilio elaboravit). Nun, so ganz klein ist das epyllium des Culex denn doch nicht; es wird ungefähr die Hälfte des Volumens sämmtlicher Eclogen einnehmen. Ribbeck geht sogar soweit zu behaupten, dass alle die gründlichen und oft treffenden Einwände gegen Vergil's Autorschaft, welche besonders Hertzberg im Vorwort zu seiner Uebersetzung und nach ihm Fr. Baur in Fleckeis. Jahrb. 1866 p. 357, letzterer besonders vom metrischen Standpunkt aus, geltend machten, seine Ansicht, nach welcher Vergil im Knabenalter diess Gedicht verfasst habe, eher zu bestätigen als zu erschüttern angethan seien. Alles kommt aber auf Rechnung des Knaben; das ganze Sündenregister, welches Ribbeck selber schonungslos aufzählt (p. 21 vocabulorum, particularum etiam inopiam, fastidiosas quarundam vocum repetitiones, omnino uniformem et titubantem sermonem, sententias parum rotundas, male ligatas, scabras hic illic atque impeditas, figuras quasdam, velut anaphoram, ultra modum invectas, pleonasmos, eruditionem mythologicam ambitiosius expositam . . . . .) — dieses hat der gute Knabe zu verantworten. Nun kann, wer ein feines Gefühl besitzt, den allmäligen Stufengang selbst eines antiken Dichters, vom Schwächeren und weniger Vollendeten an bis zum Vollkommenen und Mustergiltigen verfolgen, und so ist für einen Kenner der Poesie und des poetischen Canons im Allgemeinen, der römischen Art und Kunst im Besonderen, der Abstand zwischen Vergil's Bucolica und desselben Dichters Georgica ein sichtbarer, fühlbarer, selbst darstellbarer: der Unterschied dagegen zwischen dem Verfasser des Culex als poetischer Persönlichkeit und demjenigen der Aeneis ist rein incommensurabel und spottet jedes Massstabes der Altersverschiedenheit; hier liegen nicht bloss quantitative Unterschiede vor, sondern qualitative von solcher Intensität, dass keines Einzelnen allmäliges Wachsthum und werdende Reife jemals zur Erklärung der beiden Pole genügen und diese Kluft überbrücken kann. Man wird sagen, das sei ein Axiom, kein Beweis, eine allgemeine Redensart, kein concretes Argument. Allgemein oder nicht — wer einen Vergil mit diesen beiden Gesichtern annimmt, führt ein blankes, baares Wunder in die Literaturgeschichte ein, und doch ist die Critik nicht da, das Wunderbare zu vermehren, sondern vielmehr es zu entfernen. Denn, um es kurz zu sagen, wenn Vergil in seinem XVI. Jahre — wir wollen die äusserste Grenze nach dem aufsteigenden Lebenslauf zu annehmen — dieses monstrum zu Wege brachte, so war er für die Poesie auf immer verloren; nicht knabenhaft, sondern pfuscherhaft, man mag sich wenden wohin man will, unbeholfen bis zur erschreckendsten Impotenz,

Digitized by Google

ja durch Fadheit und Geschmacklosigkeit eigentlich empörend ist dieses unglückselige Produkt; von diesem Umfang eines der schlechtesten der ganzen Literatur — formelles und geistiges Unvermögen streiten hier um die Palme. Alle die ästhetischen Sünden, die in diesem Umkreis wuchern, an Beispielen anschaulich zu machen wäre eben so leicht als undankbar und aus mehr als einem Grund eine wenig anmuthende Aufgabe; wer aber das Erzeugniss aufmerksam liest und prüfend bei jedem Verse verweilt — zwar auch keine kleine Aufgabe, aber nothwendig gleichwohl, denn als Ueberbleibsel aus dem Alterthum muss auch dieses Gedicht, so missrathen es immer ist, durchgearbeitet und als Factor der Culturgeschichte verwerthet werden — wer es also mit critischem Auge durchgeht, der stösst so zu sagen in jeder Zeile auf Unebenheiten, wenn nicht mehr, der Diction. Das eclatanteste Armuthszeugniss hat aber der Poetaster des Culex sich ausgestellt in dem non plus ultra seiner Wiederholungen, die alles Erträgliche weit übersteigen. Man hat geglaubt, auch diess als ein Criterium der Jugend geltend machen zu dürfen und z. B. Cicero's Jugendgedicht, die Aratea, zur Vergleichung herbeigezogen. Nun aber war erstlich Cicero nichts weniger als ein Dichter, und zweitens sind trotzdem seine Licenzen ein Kinderspiel gegen dasjenige, was hier vorliegt, wo der Dichter sich gar nicht genirt ein und dasselbe Wort in ganz verschiedenen Bedeutungen nach einander, fast wie mit Absicht zu wiederholen. Bekanntlich hat Naeke (Cat. p. 280 seqq.) die Erscheinungen auf diesem Gebiet in eine Theorie zu bringen versucht, von der richtigen Wahrnehmung ausgehend, dass auch der Verfasser der Dirae — ein wirklicher Dichter — sich dieselben unter gewissen Bedingungen erlaubt; der wuchernde Unfug aber unseres Culex spottet jedes, auch des liberalsten und nachsichtigsten Canons. J. Scaliger, der die Schwächen und Tugenden der lateinischen Dichter kannte wie nur irgend einer (dass er oft in seinen Urtheilen Extravaganzen beging, ist damit sehr wohl verträglich) — Scaliger hat in seiner praef. zu Manilius gerade Vergil und Ovid als diejenigen bezeichnet, welche sich am meisten vor lästigen Wiederholungen derselben Wörter gehütet hätten — und nun, nach diesem gewiss wahren Urtheil messe man unseren Vergilius personatus des Culex! Eheu! quantum mutatus ab illo! Ja, er muss sich sehr geändert haben! Wir kennen die Schiller'schen Jugendversuche; sie sind von der durchgeklärten Schönheit seines reifen Genius sehr verschieden, und doch ist der Abstand ein minimer in Vergleich zu der Kluft, welche den Culex von den Produkten der vergilischen Muse trennt. Ein Dichter von überwältigender Phantasie ist Vergil freilich nie gewesen, aber diese geistige Armuth, dieser vollständige Mangel poetischer Gestaltungskraft, die den Culex von Anfang bis zu Ende kennzeichnet, hätte sich, wenn sie im 16. Jahre wirklich vorhanden war, nun und nimmermehr

Digitized by Google

und continuae historiae »zusammenhängender geschichtlicher Entwicklung« wird schwerlich etwas vorgeworfen werden können. Es versteht sich, dass mein Vorschlag weit entfernt ist sich für unzweifelhaft auszugeben. Apollo muss natürlich auch hier »princeps et carminis auctor« sein (13 seqq.)

sive educat illum
Arna Chimaereo Xanthi perfusa liquore,
seu decus Asteriae seu qua Parnasia rupes
hinc atque hinc patula praepandit cornua fronte.

Ich meine patulae fronti hat hier allein Sinn (Cod. Voss. hat patule), wichtiger aber ist die Frage, ob Haupt durch seine Verbesserung Arna für das handschriftliche Alma das Richtige getroffen hat, wie er denn selber seine Herstellung für sicher hält, gestützt auf eine Notiz des Steph. v. Byzanz: *Ἄρνα . . . . οὕτω γὰρ ἡ Ξάνθος ἐκαλεῖτο* und eine Stele von Xanthus im britt. Mus., wo der Name lykisch und griechisch (Arina) zu lesen ist. Unser Dichter trieft von Geschmacklosigkeiten und es mag am Ende ziemlich gleichgiltig sein, ob man ihm auch noch diejenige aufbürdet, einen, römischen Ohren ganz fremd klingenden lykischen Städtenamen anzubringen — decus Asteriae statt Delos ist am Ende nicht viel besser — und dennoch scheint mir jene Gelehrsamkeit allzuweit hergeholt; ich glaube eher, dass

ulva Chimaereo Xanthi perfusa liquore

zu lesen ist.

Nun ist aber selbst bei einem Dichter, wie der unsrige, der in müssigen ungeschickten Wiederholungen das Mögliche leistet, doch auf dem Raum von 7 Versen ein Iovis decus, Asteriae decus, Pierii laticis decus des Guten oder Schlechten doch zuviel und man wird gegen das schon längst vorgeschlagene Asteriae specus nicht wohl sich wehren können.

Zu den verdorbensten Stellen des Gedichtes gehören die an Pales gerichteten Verse, 20 und 21

et tu, sancta Pales, ad quam ventura recurrit
agrestum bona secura sit cura tenentes
aerios nemorum saltus silvasque virentes,
te cultrice vagus saltus feror inter et arva.

Wohl ersieht man (aus dem Schluss), warum der Dichter sich auch an die ländlichen Pales wendet, aber aus den zwei ersten Versen wird es schwer sein, einen erträglichen Sinn ohne namhafte Aenderung des überlieferten Textes, wie ich ihn nach der Majorität der Handschriften angegeben habe, herauszuconstruiren. Ribbeck hat, theils nach Vorgang des N. Heinsius, theils nach eigener Vermuthung geschrieben

et tu, sancta Pales, ad quam bona turba recurrit
agrestum, secura sibi sua rura tenentes u. s. w.

— eine Fassung, welche aus mehr als einem Grunde missfällt (erstens secura sibi, zweitens turba ... tenentes, drittens aber

Digitized by Google

der matte Gedanke!). Ich will auch nicht behaupten, das Richtige getroffen zu haben, jedenfalls aber diesem näher zu stehen mit

et tu sancta Pales, ad quam spes tota recurrit
agrestum, bona fecundantem et rura tuentem

(v. 77 fecunda Pales; bona = Eigenthum). —

Ist dann, an derselben Stelle, in zwei aufeinanderfolgenden Versen saltus erträglich, und muss nicht vielmehr irgend ein anderes Wort im ersten Vers (tractus mit Bembus?) oder im zweiten etwa montes gelesen werden?

v. 24 seqq.

Et tu, cui meritis oritur fiducia tantis,
Octavi venerande, meis adlabere coeptis,
sancte puer —

Dazu sagt Heyne: Octavium invocat, cui iam laudum meritarum copia fiduciam facere potest, ut poetae tutelam suscipiat — (Er liest nämlich mit den Handschriften chartis (»hoct est: carminibus«) anstatt tantis, was eine Correktur der Aldina ist). Aber — man mag nun chartis oder tantis lesen — bei Anruf einer Gönnerschaft wird doch das Wort fiducia von jedem Unbefangenen, Dichter oder Leser, demjenigen beigelegt werden, der um Protektion bittet, nicht dem, der diese ausüben soll. So auch hier, wenn wir uns anders den Autor des Culex nicht als einen völligen Barbaren vorstellen sollen. Er muss Zutrauen zu Octavius haben, dass dieser sein Beginnen begünstigen werde (meis adlabere coeptis). Zu wem sollte denn Octavius, der angerufene Protector, Zutrauen haben? Wozu sollte er es brauchen? Schreiben wir

Et tu, unde meis oritur fiducia chartis

so haben wir Sinn in den Satz gebracht — allerdings auch einen Hiatus; dieser ist aber weniger stark, als der von unserem Autor unzweifelhaft zugelassene v. 121

aeriae platani, inter quas impia lotos.

Jedenfalls ist jeder Hiatus erlaubt, gegenüber der unbegreiflichen Conjectur Ribbeck's, welcher v. 35 schreibt

mollia sed tenui decurrere carmina versu et —

Man staunt und traut seinen Sinnen kaum! Diese Elision mit dieser Härte an dieser Stelle und bei diesem Dichter, und erst noch mit dem Prioritätsrecht von Sillig, der in seinem verkürzten Culex diese unglückliche Entdeckung gemacht und aufgenommen hat, ohne dass Ribbeck ihn anführt. Muss doch aus metrischen Gründen selbst die (allerdings von Ribbeck aufgenommene) geniale, bestechende Conjectur des Gifanius (v. 140 ilicis et nigrae species et laeta cypressus) Lethaea cypr. verworfen werden, weil dadurch die Wortstellung ilicis et nigrae et species Lethaea cypressus nothwendig wird. Es ist mit Vossius lenta zu lesen. Was aber jenen Vers betrifft, so glaubte ich früher

mollia sed tenuis procudere carmina mens et
viribus apta suis Phoebo duce ludere gaudet

Digitized by Google

stoss an dieser Auffassung genommen und deswegen Nictelii corrigirt. Aber dann bleibt immer noch das unmotivirte fugiens übrig. Vielleicht schrieb der Dichter

venit Nyctelio feruens Cadmeis Agave. —

v. 127 At quibus insigni curru proiectus equorum
ambustus Phaethon luctu mutaverat artus
Heliades . . . . .

insignis ist, wenn auch ein mögliches, doch wenig charakteristisches Epitheton des Sonnenwagens, und schon Heinsius hat diess gefühlt, indem er ignipedum vorschlug. Sollte der Dichter nicht ignito geschrieben haben? —

Von der wegen Treulosigkeit ihres Geliebten in einen Mandelbaum verwandelten Phyllis heisst es v. 131 nach den Aenderungen mehrerer Gelehrten

posterius cui Demophoon aeterna reliquit
perfidia lamenta doli male provida Phyllis,
— perfide Demophoon et non deflende puellis —
quam comitabantur fatalia carmina quercus,
quercus ante datae Cereris quam semina vitae.

Nur ist hier noch zweierlei nachzutragen; nämlich puellae (scil. Phyllidi) statt puellis (Demophoon soll als unwürdig der Trauer seiner Geliebten hingestellt werden; der Pluralis puellis, den die meisten, aber nicht alle, codices bieten — mehrere der besseren haben puellam, einer puellas — verdankt wahrscheinlich seine Entstehung dem von Hand wieder hergestellten ὁμοιοτέλευτον Phyllis am Ende des vorhergehenden Verses, wofür die Ueberlieferung übereinstimmend multis bot); zweitens dürfte, da nicht die carmina, sondern die Eichen als solche zu nennen waren, quercus als Nominativus plur. zu fassen, und die fatalia carmina ihnen im Ablat. qualit. beizugeben sein, also

quam comitabantur fatali carmine quercus.

Diess vermuthet, wie ich erst nachträglich sehe, Heinsius.

v. 161 seq.

securo pressos somno mandaverat artus
ni sors incertos iussisset ducere casus.

Schon Heyne hat Anstoss genommen an diesen beiden Versen (»laciniae sunt inepti versificatoris«) und der zweite ist allerdings für die Erklärung unnahbar, wenn auch ducere casus synonym sortiri casus sein sollte. Es liesse sich denken:

ni sortem incertos iuvisset cudere casus.

Die Verse für unächt zu erklären liegt kein Grund vor, aber Nöthigung zu ändern jedenfalls; denn der Text ist wenigstens so verdorben als der gute Mann, dem wir diess Produkt verdanken, zum Dichter verdorben war. —

v. 164 immanis vario maculatus corpore serpens.

Auch hier ist der sonderbare Ausdruck auf Rechnung der Ueber-

Digitized by Google

lieferung zu schreiben; das Richtige ist gewiss varie maculatus corpore.

In der Beschreibung der Schlange heisst es weiter v. 168

tollebant aurae venientis ad omnia visus

ein Räthsel, welches Ribbeck glaubte zu lösen durch

mollibant aurae venientis flamina nisus

aber tollebant, in der Bedeutung von »aufheben, zu nichte machen«, d. h. also an unserer Stelle unhörbar machen, hätte er ruhig können stehen lassen; dagegen ist nisus gewiss die richtige Verbesserung. Ich möchte vorziehen

tollebant aurae venientis ad ultima nisus

(ad ultima = ad necem inferendam).

Es folgt

iam magis atque magis corpus revolubile volvens —

Solche Verse macht doch wahrlich auch ein Stümper im lateinischen Ausdruck kaum! Es lag doch so nahe zu schreiben corpus bene mobile volvens, und diess, denke ich, wird unserm Dichter wohl auch in den Sinn gekommen sein.

v. 170 seqq.

. . . . ecfert
sublimi cervice caput, quoi crista superne
edita purpureo lucens maculatur amictu

maculatur passt auf keine Weise in die construction, aber ebenso wenig Ribbeck's in den Text aufgenommene Conjectur iactatur, denn wie ist der Dativ quoi (sc. capiti) damit in Einklang zu bringen? Ich denke

quoi crista superne
edita purpureo lucens cumulatur amictu.

v. 175 seqq.

. . . . acrior instat
lumina diffundens intendere et obvia torvo
saepius arripiens infringere quod sua quisquam
ad vada venisset —

Hier ist Ribbeck nicht glücklich gewesen in seinen Aenderungen intentuque (statt intendere et) und infrendere (statt infringere); er suchte den Fehler der Ueberlieferung am unrechten Ort; falsch ist nämlich torvo; die Stelle lautete wahrscheinlich

acrior instat
lumina diffundens, intendit et omnia tortu
saepius arripiens infringere —

Zu der von Haupt preisgegebenen Stelle v. 185

qua diducta genas pandebant lumina gemmis,
hac senioris erat mature pupula telo
tacta levi —

wo das unerklärliche gemmis allen Versuchen zur Aufhellung spottet, wage ich den Versuch

qua diducta genis pandebant lumina agrestis

Digitized by Google

picturaeque decus, lapidum nec fulgor in ulla
cognitus utilitate, manum nec pocula Graiam
Alconis referunt Rhoecique toreuma —

Die ganze Umgebung dieser Stelle ist unbehülflich und bizarr genug; will man nun aber wirklich — nicht dem Vergil, sondern irgend einem der lateinisch schrieb — obendrein solche Cruditäten aufbürden, wie das monströse lapidum nec fulgor in ulla cognitus utilitate? Abgesehen vom Ausdruck selbst, so ist ein verbum finitum hier unentbehrlich; es wird heissen müssen lapidum nec fulgor in ulla ponitur utilitate. —

v. 79 seqq.

quis magis optato queat esse beatior aevo,
quam qui mente procul pura sensuque probando
non avidas agnovit opes? u. s. w.

mente procul pura bedeutet gerade das Gegentheil dessen, was der Dichter sagen will und sagen muss, denn es kann nichts anderes heissen als: Fern von reiner Gesinnung. Wenn daher je eine der Conjecturen Ribbeck's Aufnahme in den Text verdiente, so war es sein mente procul prava. Dennoch halte ich sie nicht für richtig, sondern glaube, der Fehler steckt in procul und zwar deshalb, weil hier eine ganz specielle pravitas mentis, die Habsucht, bezeichnet wird, also wohl

quam qui mente lucro pura sensuque probando
non lautas agnovit opes. —

(avidas opes, wie die Ueberlieferung lautet, wüsste ich nicht zu erklären, ausser etwa nach der Analogie der pallentia venena, aber es sollte doch auch eines oder das andere Beispiel von avidus in dieser causativen Bedeutung zu finden sein.) —

Unser Poet ist in Wiederholungen desselben Wortes, wie schon erwähnt, so üppig und über alles Maass verschwenderisch, dass er in dieser ebenso bequemen als von Armuth zeugenden Species das Unmögliche leistet, dieses dagegen doch nur in dem Falle, als die Wiederholung nicht sinnlos ist. Diess letztere ist sie aber, wenn nach v. 89 illi dulcis adest requies et pura voluptas v. 90 und 91 also lauten sollen: dirigit huc sensus, haec cura est subdita cordi, quolibet ut requie victu contentus abundet. Die beiden Ablative requie und victu, in dieser Stellung zumal, sind wahre monstra. Sie verschwinden, wenn wir lesen

qualibet ut specie victus contentus abundet.

Erst nachträglich habe ich zu meiner grossen Befriedigung gesehen, dass schon N. Heinsius specie vorgeschlagen hat.

Ob v. 94 seq. gelesen wird o gratissima tempe fontis Hamadryadum (mit den Handschriften) oder mit Heinsius und wahrscheinlich auch mit Recht frondis Hamadryadum (— das Matte dieses Ausdrucks wird der Dichter zu verantworten haben —), die Entscheidung darüber ist irrelevant für die Frage, ob gratissima diese Construction c. Genetivo zulasse. Diess muss verneint wer-

Digitized by Google

den; wahrscheinlich haben wir zu lesen: o gravidissima tempe frondis hamad.

v. 104 seqq.

Et iam compellente vagae pastore capellae
ima susurrantis reptabant ad vada lymphae,
quae subter viridem residebant caerula muscum.

Es ist klar, dass vom Wasser, welches susurrans genannt wird, nicht im gleichen Athemzuge ausgesagt werden kann, dass es residebat. Man wird sich also nach einem andern Ausdruck umzusehen haben, sei es nun, dass Heyne's Vorschlag resonabat oder derjenige des Heinsius saliebat, das Richtige treffe. Am nächsten läge es freilich (wenn man die Analogie von Ausdrücken wie religare, refringere, replere u. a. m. geltend machen dürfte, wo das Präfix re nur verstärkende Bedeutung hat) zu lesen resilibant. Jenes residere scheint an seinem rechten Platze zu sein einige Verse weiter (v. 108), wo es von dem Hirten heisst, dass er, nachdem er seine Heerde in den Schatten getrieben,

haut procul accessit luco residere virenti,
Delia diva, tuo, quo quondam victa furore
venit Nyctelium fugiens Cadmeis Agave
infandas scelerata manus. —

Aber wenn es wirklich der Hirt ist, von welchem das residere ausgesagt ist, wie steht es dann mit der Construction? Ribbeck hat das den Vers beginnende handschriftliche ut in haut verwandelt, augenscheinlich weil die apodosis zu einem Vordersatze mit ut fehlt. Vorher geht ein Nachsatz mit quom: quom densas pastor pecudes cogebat in umbras. Der Infinitiv muss dann von accessit, was indess selber wieder eine Conjectur Barth's ist für das handschriftliche adspexit, abhängen, und durch Conjectur einem Dichter diese seltene Construction aufzwingen zu wollen, scheint bedenklich. Aber angenommen, diese Critik sei bei einer so verzweifelten Stelle zulässig, so würde doch gewiss abscessit dem Gedanken viel eher entsprechen. In beiden Fällen aber ist das asyndeton geradezu unerträglich, während auf der anderen Seite durch die Aenderung et procul abscessit luco residere virenti eine falsche Auffassung der Localität hinzukommen würde, denn der Hain war gewiss nicht weit von dem Wasser (v. 105 und 157) entfernt, sondern geradezu daneben, wenn man nicht die v. 157 (vgl. auch 148) genannte Quelle für eine von den susurrantis vada lymphae ganz verschiedene halten will. So scheint — immerhin die Berechtigung der Construction angenommen — nichts übrig zu bleiben als zu lesen:

quom densas pastor pecudes cogebat in umbras
haut procul et cessit luco residere virenti.

Gleich nach diesen Worten (v. 112) bietet sich eine andere, sachliche, Schwierigkeit. Wie kann nämlich Agave dargestellt werden als Nyctelium fugiens? Schon Scaliger hat mit Recht An-

Digitized by Google

ändern zu sollen, doch sehe ich selbst ein, dass mit einer ganz geringen Aenderung (versus aus versu) gelesen werden kann

mollia sed tenui pede currere carmina, versus
viribus apta suis Phoebo duce ludere gaudent

(gaudent, den Plur. bietet Cod. Colbert.)

(carmina und versus zwei Subjecte zweier asyndetischen Sätze und das Asyndeton vollkommen, gerade durch die Synonymik, gerechtfertigt.)

v. 37 seqq.

haec tibi, sancte puer memorabilis, ut tibi certet
gloria perpetuum lucens mansura per aevum
et tibi sede pia maneat locus u. s. w.

Die Verse sind schwer verdorben; Ribbeck hat die Ueberlieferung, wie ich sie nach der Mehrzahl der besseren Handschriften aus seinem Apparat angegeben habe, abgeändert in sacra (statt sancte), venerabilis (statt memorabilis), certa est (statt certet) und sic zu Anfang des letztgenannten Verses statt et; diese letzte Aenderung ist die bedenklichste; am schwersten alterirt scheint memorabilis, wofür in einigen guten Handschriften memorabitur sich findet. Ich schreibe, mit geringer Abänderung und, wie ich hoffe, nicht ohne Wahrscheinlichkeit

haec tibi, sancte puer, memor assero; sit tibi certa
gloria, perpetuum lucens u. s. w. —

Ribbeck hat nach Vers 57, welcher mit der Beschreibung der mannigfaltigen Beschäftigung des Lebens und Treibens der Thiere auf der Weide endet, eine seiner beliebten Versetzungen vorgenommen; nämlich er lässt jetzt unmittelbar v. 98 seqq. folgen:

talibus in studiis baculo dum nixus apricas
pastor agit curas et dum non arte canora
conpacta solitum modulatur arundine carmen,
tendit inevectus radios Hyperionis ardor
lucidaque aetherio ponit discrimina mundo,
qui iacit oceanum flammas in utrumque rapaces.

Von dieser Versetzung und ihrer Nothwendigkeit braucht Ribbeck das Wort »demonstravi«, und da es gerade 6 Verse sind, welche versetzt werden sollen, die Anzahl der Verse aber zwischen 57 und 104 (dem terminus ad quem und dem terminus a quo der Versetzung) nach Abzug jener 6 gerade 40 beträgt, so »facilis est conjectura post integrum folium sex illos a librario transpositos fuisse«. Diese »facilis conjectura« existirt aber freilich nicht für Alle, besonders für diejenigen nicht, welche seit den verschiedenen Zählungen und Resultaten von Lachmann, Haupt und neuerdings Bergk und Westphal im Catull dieses Moment der diplomatischen Critik mit zweifelnden Augen betrachten. Eine fernere Handhabe für Ribbeck ist ihm der Umstand, dass der Brüsseler Codex v. 58 »non ut solet in capitis initio fieri utque v. 104 insignitus est amplioribus miniatisque litteris«. Ich berühre dieses

Digitized by Google

Criterium, welches natürlich ohne allen Werth ist, hauptsächlich aus dem Grunde, weil Ribbeck hier von »capita« spricht; dieselbe Erscheinung im Bembinus hat derselbe Gelehrte in seiner Recension der Dirae für seine Strophentheorie ausgebeutet und einen sehr starken Accent darauf gelegt. Warum sollen es aber dort, in den Diris, nicht auch blosse capita sein? oder, wenn's wirkliche Strophen sind, die auf diese Weise äusserlich bezeichnet werden — warum spricht Ribbeck hier, im Culex, nicht auch von solchen? warum lässt er sich diese lockende Gelegenheit entgehen, um auch hier sein Strophennetz auszuwerfen? —— Hätte Ribbeck behauptet, zwischen den beiden Parthien talibus in studiis (v. 98) bis oceanum in utrumque rapaces (v. 103) und der folgenden, mit v. 104 et iam compellente vagae pastore capellae beginnenden, sei ein Ausfall zu statuiren, so wäre seine Behauptung nicht so unwahrscheinlich, denn allerdings folgen sich hier in gar zu kurzem Zwischenraum zwei Zeitbestimmungen, welche dasselbe zu besagen scheinen, nämlich v. 100 seqq. tendit inevectus radios Hyperionis ardor (Mittag) und v. 106 iam medias operum partes evectus erat sol. Aber wird mit diesem Vers wirklich der Mittag gemeint, soll nicht vielmehr im Gegensatz zu v. 100 seqq. ein Fortschritt in der Zeit, ein Ueberschreiten der Mittagslinie bezeichnet werden? Ich glaube, ja; diese Bedeutung hat wenigstens das Compositum evehi auch sonst; bildlich braucht es so unser Autor selber v. 84 evectus finem transcendat habendi. Die eigentliche Klippe, an der Ribbeck's Versetzung scheitert, ist aber der Ausdruck talibus in studiis, der an jenes Stillleben der Thiere unmittelbar anknüpfen soll. Der antike Hirt wird dadurch zum modernen Maler, der in »Thierstudien« vertieft ist, während hinter v. 97, welcher die lange Schilderung des Hirten- und Landlebens und der dieser Stufe inwohnenden Liebhabereien abschliesst, das Wort studia Sinn und Verstand hat. Eine Versetzung allerdings ist nöthig, aber nicht mit, sondern in jenen sechs Versen und es darf wundern, dass Ribbeck, sonst »talibus in studiis defixus« sie sich hat entgehen lassen; vv. 103 und 102 nämlich müssen gegenseitig ihre Stelle wechseln und es muss die Folge diese sein:

101 tendit inevectus radios Hyperionis ardor
103 qui iacit oceanum flammas in utrumque rapaces
102 lucidaque aetherio ponit discrimina mundo —

v. 104 o bona pastoris . . . .
. . . . . incognita curis,
quae lacerant aridas inimico pectore mentes

pectore ist unmöglich, man mag den Ablativ wenden, wie man will, und es wird, trotz der geringen lautlichen Verwandtschaft, inimico voluere zu lesen sein.

v. 68 . . . . si nitor auri
sub laqueare domus animum non augit avarum

Digitized by Google

(Dass der Hirt auch als »Landmann« prädicirt werde, darf nicht auffallen; Beispiele der Elision im 5. Fuss liefert in Fülle Naeke Catal. p. 322 und 325, vgl. z. B. v. 212). —

Was die nun folgende Stelle von v. 189 an bis 201 betrifft, so war allerdings in diesem Wust der Ueberlieferung Ribbeck zu einem Versuch der Transposition, wenn je, berechtigt, denn ohne einen solchen wären mehrere Verse, wie diess auch schon von Heyne geschehen ist, schlechterdings preiszugeben; und in diesem Fall verdient jenes radicale Mittel allerdings den Vorzug. Sämmtliche bei Sillig und Ribbeck angegebene Versuche hier zu besprechen, würde zu weit führen. Im Allgemeinen scheint mir Ribbeck's Anordnung (199. 198. 200. 192—197. 201) die richtige, seine Wortcritik dagegen nicht. Ich transponire ferner v. 198—199 nicht vollständig, wie Ribbeck, sondern nur den zweiten Theil der beiden Verse hinter der Hauptcäsur, nämlich statt der Ueberlieferung

nescius adspiciens timor occaecaverat artus
et quod erat tardus, somni languore remoto

schreibe ich (ohne die gleich nachher anzuführende Veränderung von nescius)

et quod erat tardus, timor occaecaverat artus;
nescius adspiciens, somni languore remoto u. s. w.

Ribbeck's ergo tardus erat (wozu er im rhein. Mus. XVIII, 106 noch die bescheidene Beschränkung »etwa so« setzt) bringt in das Ganze einen Schulton, wie ihn auch der mittelmässigste Dichter sich nie erlauben mochte. Dagegen nescius, was Ribbeck stehen liess, ist verdorben. Der Mann, als er die Schlange in der unmittelbarsten Nähe sieht (comminus, v. 190), flieht in jähem Schreck davon (vix compos mente refugit), in der Ferne aber kehrt ihm die Besinnung und der Muth wieder und diese so natürliche Entwicklung drängt uns zu eminus adspiciens (statt nescius) v. 199. Zu Anfang der Stelle klingt etwas sonderbar torva tenentem lumina respexit serpentem statt torva tuentem lumine; doch wage ich nicht zu ändern, weil Ausdrücke wie oculos fixos tenere jenen Ausdruck einigermaassen zu rechtfertigen scheinen. Meine Versetzung oder vielmehr Verschränkung jener beiden Verse wird weder sachlich noch formell einer Rechtfertigung bedürfen; in dem Sachverhältniss et quod erat tardus, timor occoecaverat artus, ist die apodosis nach einem im Lateinischen ganz geläufigen usus, explicativer Natur.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 53. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ribbeck: Appendix Vergiliana.

(Schluss.)

»Wenn der Bauer erst langsam und unbeholfen war, so ist das dem Umstand zuzuschreiben, dass der Schreck seine Glieder gelähmt hatte.« Meine Fassung der Stelle ist also diese:

tum torva tenentem
lumina respexit serpentem comminus; inde
impiger, exanimus, vix compos mente refugit;
et quod erat tardus, timor occaecaverat artus.
eminus adspiciens, somni languore remoto,
hoc minus implicuit dira formidine mentem
et validum dextra truncum detraxit ab orno —
v. 210 en quid, ait, meritus ad quae delatus acerbas
cogor adire vices?

So Ribbeck nach Heinsius, während die Ueberlieferung inquit quid meritis lautet. Nun darf man doch gewiss nicht durch Conjectur eine metrische Unregelmässigkeit — zumal bei unserm in diesem Capitel so äusserst sorgfältigen Dichter — wie diess die Verlängerung einer kurzen Silbe durch die Cäsur ist, in den Text einschwärzen, um so weniger, da ja die Ursache der Corruptel so handgreiflich ist; quis und inquit nämlich kam den Abschreibern durcheinander. Ich zweifle nicht, dass der ursprüngliche Text lautete

quis, inquit, meritis ad quae delatus acerbas
cogor adire vices? —

In der Beschreibung der Unterwelt lautet der Eingang (v. 216) verdorben genug:

praeda Charontis agor, vidi ut flagrantia taedis
lumina cum lucent infestis omnia templis

Sicher scheint hier vor allem die Aenderung des Domitius Calderinus infernis (statt infestis); inferna templa sind nichts anderes als die Acherusia templa des Ennius; darum auch kann hier nicht von limina die Rede sein, wie man aus dem handschriftlichen lumina hat corrigiren wollen (zwei Codices bieten auch wirklich limina). Ferner ist, bei diesem Dichter, vidi ut nicht nur metrisch betrachtet sehr auffallend, sondern auch aus Gründen der Grammatik (neben agor und den folgenden im Präsens gehaltenen Beschreibungen) verwerflich; es muss wahrscheinlich einfach heissen

video (— viden ut, wie Ribbeck nach Bembus schreibt, verschiebt die ganze Anschauung und alterirt den Charakter der Schilderung völlig). Da nun die Mücke lauter lebende Wesen beschreibt und da in der Unterwelt die Fackeln, auch nur in der Hand lebender Wesen, wie der Furien, der Heroinnen (vgl. 262), können gedacht werden, so glaube ich, der Dichter schrieb agmina; und da omnia »otiosum« so vermuthe ich

video flagrantia taedis
agmina collucere infernis obvia templis.

Eine, und zwar der schrecklichsten eine, aus diesen agmina macht dann der Dichter namhaft:

obvia Tisiphone —

agmina sororum heisst es von den Furien auch bei Verg. Aen. VI 572.

v. 226 in vanas abiere vices et rure recessit
iustitia et prior illa fides.

»ins eitle Nichts« übersetzt Hertzberg die ersten Worte und das wollte der Dichter auch ohne Zweifel sagen. Aber ob in vanas vices diess bedeuten kann? Heyne glaubt es, indem er beifügt in vanas vices eleganter pro in vanum. Vices fuissent in retribuendo. Letzteres ist kaum glaublich, würde wenigstens dem Leser viel zumuthen. Jedenfalls würde in vacuas abiere auras bedeutend fasslicher sein.

Nachdem die Mücke sich über den Undank des Hirten beklagt hat in den Versen 223—231 (wo in den letzten Versen zu schreiben war sit poena merenti | poena sit exitium, modo sit tua grata voluntas, statt fit und dum; jenes mit der Aldina, dieses mit Hertzberg) fährt sie in ihrer Schilderung der Localität also fort 231 seqq.

feror avia carpens,
avia Cimmerios inter distantia lucos,
quem circa tristes densensur in obvia poenae.
nam vinctus sedet immanis serpentibus Otos — u. s. w.

obvia ist Ribbeck's unglückliche Conjectur für das handschriftliche omnia. Verdorben ist die Stelle augenscheinlich und vielleicht tiefer als man glaubt. Durch

quem circa tristi censentur sontia poena.

kommt man vielleicht dem ursprünglichen Wortlaut näher.

Unter den Gestraften befindet sich auch Tantalus, v. 240 seqq.

ad Stygias revolutus aquas vix ultimus amni
extat, nectareas divom qui prodidit escas
gutturis arenti revolutus inania sensu.

So Ribbeck. Bleiben wir zunächst bei inania stehen, wofür die übereinstimmende Ueberlieferung: in omnia. Will man sich nicht zufrieden geben mit der Bemerkung eines Gelehrten, die ich mich erinnere gelesen zu haben, dass omnia sammt seinen Casus gerade in diesen pseudo-vergil. Gedichten (zunächst war, wenn ich nicht irre, von der Ciris die Rede) eine in dieser Ausdehnung sonst

nicht gefundene Anwendung für den Begriff der Allgemeinheit nach allen Seiten hin aufweise, so muss auch hier corrigirt werden. Hertzberg hat, wie es scheint, jene Bedeutung auch hier angenommen, denn er übersetzt »der sich nach hier und dort (in omnia) nun wendet mit dörrendem Schlunde. Ich kann an diese verallgemeinernde Anwendung des Wortes nicht glauben, da die häufige Verschreibung dieses Wortes sowohl wie anderer in dasselbe constatirt ist. Freilich Ribbeck's Conjectur sammt Erklärung derselben (rh. Mus. XVIII, p. 107) möchte ich nicht annehmen. »revolutus« — heisst es dort — »kann hier nur in dem Sinne gesagt sein, in welchem Verg. Aen. XI, 617 Felsen, von denen das Wasser abgelaufen ist, saxa revoluta nennt. Das aber wird erst klar, wenn die Wirkung dieses Zurückweichens durch inania (ut inania fiant) noch besonders ausgedrückt war.«! Es klingt unglaublich, dass ein besonnener Kritiker sich zu einer solchen abenteuerlichen Idee versteigen könne! Schreiben wir gutturis arenti revolutus ad humida sensu. Vom Durst getrieben wendet sich Tantalus immer wieder zum Fluss zurück. Er wird bezeichnet als vix ultimus amni extans; für den Ablat. amni wird verwiesen auf Schneid. Lat. Gramm. (P. II. p 227) und ultimus soll heissen vix summa sui parte eminens. Diess würde allerdings der homerischen Schilderung, Odyss. XI, 583, ziemlich entsprechen, wo es von der *λίμνη* des Tantalus heisst *ἡ δὲ προσέπλαζε γενείῳ*. extat ist Verbesserung des Heinsius für das überlieferte restat. Gleichwohl hat diese Bedeutung von ultimus für den obersten Theil etwas Bedenkliches und ist, so weit ich die Anwendung des Wortes verfolgen kann, ohne Analogie. Ich vermuthe daher

vir Tmolius amni
instat —

vir Tmolius, wie bald darauf mater Colchis (v. 249), rex Bistonius (252) und sonst; statt der Eigennamen ein Charakteristicum. Ob v. 244 die Schilderung Ixion's fehlerlos sei

quid, saxum procul adverso qui monte revolvit,
contempsisse labor quem numina vincit acerba?

bezweifle ich; schon die Wortstellung des zweiten Verses ist monströs, dann ist labor eine Correctur von Heinsius für das überlieferte dolor und die Handschriften neigen mehr zu acerbas oder acerbus als zu acerba. Man erwartet eher etwas wie

contemptique dolor quem numinis angit acerbus.

Was Ribbeck aus der verderbten Ueberlieferung von v. 245

otia quaerentes frustra sublite, puellae
ite u. s. w.

gemacht hat, nämlich cribro ite, wäre an und für sich nicht übel, aber um so bedenklicher in metrischer Beziehung, wegen der Synaloephe zweier langer Vocale, die lautlich verschieden sind; das einzig sichere Beispiel jener Synaloephe ist v. 288 divae exorabile numen, aber hier sind die beiden verschmelzenden Laute

Digitized by Google

so viel als gleich. Daher dürfte wohl eher aus jenem verderbten sublite (siblite, syblitae) herausgelesen werden

otia quaerentes frusta Beli ite puellae

(nach einem bekannten auch im Griechischen sich findenden Sprachgebrauch, wornach die Benennung eines Individuums auch nach dem Grossvater, sogar überhaupt nach einem Vorahn statt wie gewöhnlich nach dem Vater geschehen kann).

Das eben geäusserte Bedenken in Betreff der Synaloephe ungleicher Laute trifft auch eine Conjectur Haupt's v. 248

atque alias alio densas supero agmine turmas

wo statt der Ueberlieferung vielleicht zu schreiben ist

adque alias adeo densas per crimina turmas

v. 258 auferor ultra
in diversa, magis distantia nomina cerno:
Eridanus tranandus, agor delatus ad undam

»numina distantia explicet mihi aliquis velim« hat mit Recht Heyne gesagt, und von nomina, das noch mehr handschriftliche Gewähr hat, lässt sich dasselbe sagen. Am nächsten läge magis distantia lumine cerno (oculis cerno). Aber auch magis ist schwer zu erklären. Ein Dichter, wie der unsrige, wäre wohl im Stande zu sagen statt in diversas plagas: auferor ultra

in diversa plagis, distantia lumine cerno.

v. 292 seqq.
sed tu crudelis, crudelis tu magis, Orpheu,
oscula cara petens rupisti iussa deorum:
dignus amor venia, gratum si Tartara nossent
peccatum meminisse tuo grave sede piorum.
vos manet heroum contra manus.

Hier hat Ribbeck wieder ganz unnöthige Transpositionen vorgenommen, nämlich er lässt folgen 292. 295. 293. 294. 296 und ändert ganz unmotivirt vos in has, worunter er die Heroiden versteht, welche seit 261 aufgeführt waren, als ob diese nicht in ihrer Gesammtheit ebenso gut und noch besser durch vos angeredet würden, gerade wie als einzelne unter ihnen Eurydice im Vocativ angeredet wurde v. 268! Irre ich nicht, so ist die, allerdings verdorbene, Stelle also zu schreiben und zu interpungiren

dignus amor venia, gratum si Tartara nossent
peccatum. haud meminisse deûm grave
sede piorum.

»Dein Vergehen war allerdings der Verzeihung würdig, wenn der Tartarus überhaupt ein liebenswürdiges Vergehen sich denken könnte. Es war in seinen Augen eine schwere Schuld, dass du, und noch dazu am Wohnplatz der Frommen, der Götter und ihrer Weisung nicht gedachtest.« —

Heinsius hat in v. 311 seq.

ipsa iugis namque Ida patens feritatis et, ipsa
Ida faces altrix cupidis praebebat alumnis

Digitized by Google

die sinnlosen Worte feritatis et in frondentibus geändert und ein ähnlicher Begriff muss hier ursprünglich gestanden haben, vielleicht indess eher, weil der Ueberlieferung etwas näher,

ipsa iugis namque Ida patens fruticantibus, —

Und wenn gleich darauf 313 seq.

omnis ut in cineres Rhoetei litoris ora
classibus ambustis flamma lacrimante daretur

M. Haupt das unerträgliche Beiwort lacrimante in flagrante corrigirte, so hat er zwar allerdings ein correktes Prädicat zu flamma geliefert, das richtige aber kaum, denn es klingt mitten in die poetisch gehobene Umgebung entsetzlich prosaisch. Ich möchte weit eher dem Sillig'schen lacerante den Vorzug geben; der Einwurf, dass lacerare nicht von der Flamme gesagt werde, scheint abzuprallen Angesichts von v. 336, wo es von derselben heisst, dass sie Erichthonias prostravit funditus arces — gewiss eine gleichfalls nicht landläufige Metapher. Also entweder Sillig's Emendation oder flamma bacchante. —

Von Hector heisst es an der verzweifelten Stelle v. 318

fluminibus veluti fragor aedibus in se
tegminibus telisque super si [classibus Argos]
eriperet reditus —

Die eingeklammerten Worte sind nach Bembus aufgenommen, während die Ueberlieferung standhaft das Ende von v. 307 Sigeaque praeter wiederholt. Statt telisque super hat Haupt telisque asper verbessert, eine wirkliche Emendation, sobald jene Ergänzung des Bembus die richtige ist, und sie muss es wohl sein; beinah ebenso unzweifelhaft ist desselben Bembus Verbesserung ignibus hic für tegminibus. Noch misslicher steht es mit dem ersten Verse. Ribbeck's Conjectur, von welcher er selbst sagt »dubitanter conieci« nämlich fulminibus veluti fragor atro et turbine nisus ist schon aus metrischen Gründen verwerflich. Ich schreibe mit Beibehaltung von Scaliger's Emendation ingens (am Ende des Verses für in se) nach den nicht völlig verwischten Spuren der Ueberlieferung

fulmineus veluti fragor aetheris editus ingens —

Vers 296 seqq. waren die beiden Aeaciden (Peleus et Telamonia virtus) genannt worden, die sich ihrer ruhmwürdigen Söhne freuen. Zuerst wird der Ruhm des Ajas gepriesen und mit v. 320 geschlossen: hos erat Aeacides vultu laetatus honores. Jetzt folgt der Grund, warum der andere Aeacide, Peleus, auf seinen Sohn Achilleus stolz ist:

Dardaniaeque alter fuso quod sanguine campis
Hectoreo victor lustravit corpore Troiam —

Es fehlt aber auch jede Andeutung des Sohnes, welcher hier unentbehrlich ist. Ich denke

Dardaniamque alter fuso quod sanguine natus
Hectoreo victor lustravit corpore Troiam —

Digitized by Google

Agamemnon heisst bei Ribbeck mit einem von diesem selbst gebildeten Worte, v. 334

hic et Tantaleae generamen prolis Atrida
assidet —

prolis mag in den Zügen der Ueberlieferung (generamenpbis hat der Vossianus, die meisten übrigen gener amplis) liegen. Ich halte für wahrscheinlich

hic et Tantaleae genus amplum prolis Atrida. —

v. 344 seqq.

comes huic erat aura secunda
per placidum cursu pelagus; Nereis ab unda
signa dabat, pars inflexis super acta carinis —

per placidum cursu pelagus ist kaum zu verstehen, wenn man nicht hinter aura secunda interpungiren und cursus schreiben will, wodurch per placidum cursus pelagus ein Satz würde mit weggelassener Copula (erat). Aber die Construction wäre sehr hart. Dagegen, wenn eine Transposition erlaubt wäre, so würde an der Fassung

comes huic erat aura secunda
per placidum pelagus, cursus Nereis ab unda
signa dabat —

schwerlich jemand etwas auszusetzen haben. Doch gibt es ein weniger gewaltsames Mittel der Stelle zu helfen, indem wir nämlich schreiben per placidum vultu pelagus.

Dass unser Dichter in Wiederholungen alles Maass überschreitet und aller Eleganz in's Gesicht schlägt, ist bekannt; das qualitativ stärkste Beispiel ist wohl v. 359 verglichen mit v. 364. Im erstgenannten Vers sitzen die Heroes mediis sedibus, im zweiten wird Curtius mediis sedibus urbis vom Abgrund verschlungen; dort also wirkliche Stühle, hier Grundfeste — die Wiederholung wird natürlich dadurch nur um so anstössiger. Wir wollen zur Ehre des Dichters glauben, dass er an der ersten Stelle meritis sedibus geschrieben habe.

Von Curtius heisst es nun v. 363 seqq.

Curtius et mediis quem quondam sedibus urbis
devotum tellus consumpsit gurgitis unda.

Die Ueberlieferung lautet bellis (statt tellus, welches eine Verbesserung Wakefield's ist), ferner gurges in unda; gurgitis unda wird Heyne verdankt. Aber auch so ist die Stelle noch zweifelhaft, denn tellus consumpsit gurgitis undā ist zum mindesten ein sonderbarer Ausdruck. In bellis scheint eine stärkere Corruptel zu stecken. Ich vermuthe dis votum infernis consumpsit gurgitis unda. —

In der Reihenfolge kommt nun

Mucius et prudens ardorem corpore passus,
legitime cessit cui fracta potentia regis.

Mit legitime haben die Herausgeber nichts anzufangen gewusst; der neueste, Ribbeck, hat limitibus gewagt. Ich glaube, es

steckt darin ein Adverbium zu passus, ferner halte ich prudens für verdorben, denn in der patientia ardoris zeigt sich doch zunächst nicht die prudentia, sondern eine andere Tugend. Ich meine

Mucius et, prunarum ardorem corpore passus,
nec timide, cessit cui fracta potentia regis.

v. 370 seq.

Scipiadaeque duces quorum devota triumphis
moenia rapidis Libycae Charthaginis horrent

Zwischen moenia und rapidis ist in der Ueberlieferung etwas weggefallen, was Ribbeck glaubte durch vae ersetzen zu sollen. Andere suchen den Fehler richtiger in rapidis und so ist ruderibus, arundinibus gewagt worden. Schreiben wir

moenia iam capitis Libyae, Carthaginis, horrent.

Aber diess genügt noch nicht; horrent verlangt noch die fernere Aenderung: quorum deserta triumphis

moenia iam capitis Libyae, Carthaginis, horrent —

v. 394 Iam memor inceptum peragens sibi cura laborem
congestum cumulavit opus —

Wahrscheinlich haben wir peragens ibi (nämlich in loco quem ceperat conformare, v. 391) zu lesen:

Auf dem Grabhügel der Mücke wurde auch gepflanzt (v. 402 seqq.)

rhododaphne | liliaque et roris non avia turba marini
herbaque turis opes priscis imitata Sabinis.

Welches Kraut diess letztere gewesen sei, ist nicht zweifelhaft; heisst es doch geradezu Sabina, und so finden wir auch in einigen guten Handschriften statt des Volkes (Sabinis) das Kraut selber (Sabina) überliefert. Mir scheint diess auch das wahrscheinlichere, gerade weil in dieser Namenclatur, worin der Autor mit sichtlichem Behagen in seiner botanischen Gelehrsamkeit schwelgt, sämmtliche übrigen Pflanzen gleichfalls mit ihren Namen figuriren. Nothwendig scheint mir aber zu sein die Aenderung

herbaque turis opus priscis imitata Sabina

denn opes (Kostbarkeit) des Weihrauchs konnte die bescheidene Sabina nicht nachahmen, wohl aber dessen Bedeutung und Wirkung, und das heisst opus. **J. Mähly.**

Der Agricola des Tacitus. Von Emanuel Hoffmann. Wien. Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1820. 35 S. in gr. 8.

Wenn in der neuesten Zeit die Ansicht ausgesprochen worden ist, dass der Agricola des Tacitus nichts weiter als eine laudatio funebris gewesen, und diess insbesondere durch die Redeform, in welcher diese Schrift sich bewegt, begründet werden sollte, so hat diese Ansicht zwar bereits ihre genügende Widerlegung in der

Schrift von Urlichs (Commentatio de vita et honoribus Agricolae. Wirceburgi 1868. 4.) gefunden, durch welche zugleich der Charakter dieser Biographie als einer eigenen und selbstständigen historischen Composition aufs Neue gewahrt worden ist. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat sich gleichfalls gegen jene Ansicht von einer laudatio funebris aus Gründen ausgesprochen, deren Gewicht man nicht verkennen wird: er versucht denn aber seine eigene Ansicht zu begründen, welche dahin geht, dass Tacitus mit dieser in Form einer Biographie abgefassten Schrift nur eine Apologie des Agricola, eine Ehrenrettung desselben begründet habe: eine eingehende Betrachtung des Inhalts der Schrift, sowohl was die Auswahl des biographischen Stoff's, wie die Art und den Ton der Behandlung betrifft, soll diese Absicht des Tacitus näher erweisen und soll zugleich damit das Wesen und der Charakter der ganzen Schrift dargelegt werden (S. 7). Aus dieser Darlegung des Inhalts, wie sie von cap. 4 an bis zum Schluss der Biographie hier gegeben wird (S. 7—25), soll dann hervorgehen, dass Tacitus sich in derselben als ein Advocat erweise, der mit kluger Berechnung, was im Leben seines Clienten zum Lobe Geeignetes sich findet, ausbeute und erweitere, das minder Rühmliche dagegen mit Stillschweigen übergehe oder zu entschuldigen und zu beschönigen suche. Da nur auf militärischem Gebiete sich wirkliche Verdienste des Agricola (nach der Ansicht unseres Verfassers) aufweisen lassen, diese auch zur Genüge von Tacitus in dieser Schrift hervorgehoben seien, so habe sich für den Lobredner des Agricola die Aufgabe weit schwieriger gestaltet hinsichtlich des Verhaltens desselben *in den* verschiedenen Civilämtern, und sei hier die Entschuldigung des Tacitus eine sehr missliche, wo eben das Verhalten des Agricola in seiner amtlichen Thätigkeit, seine Willfährigkeit sich jedem Regiment unterzuordnen, sein Servilismus eine Vertheidigung eigentlich kaum gestatte, daher auch Tacitus mit aller Geschicklichkeit über die Perioden in Agricola's Leben hinwegzugleiten wisse, wo demselben politische Fahnenflüchtigkeit, und wohl auch persönlicher Undank vorgeworfen werden konnte (S. 27). Insbesondere hebt der Verf. noch zuletzt hervor die Art und Weise, wie Tacitus den Vorwurf zu beseitigen suche, dass Agricola zu den Freunden und Günstlingen des Domitian's gehört habe, da die vermeintliche Freundschaft des Domitian gegen Agricola nur Heuchelei gewesen, hinter welcher ein tödtlicher Hass gelauert habe; wie daher Tacitus den Beweisen von Agricola's Ergebenheit gegen den Kaiser eine andere Deutung zu geben suche, die unzweifelhaft (?) zu der Annahme führe, dass er durch seine Darstellung einer von dem allgemeinen Urtheile abweichenden Ansicht über das Verhältniss seines Schwiegervaters zu jenem Fürsten Geltung verschaffen wolle (S. 28), darum auch mit nicht zu verkennender Absichtlichkeit es betone, dass Agricola gestorben sei, ehe Domitian's Regierung zu einer greuelvollen Tyrannei ausgeartet; aus Allem dem soll sich dann stillschweigend der Schluss ergeben, dass derjenige, der in

Digitized by Google

den ersten dreizehn Jahren der Regierung dieses Kaisers eine hervorragende Stellung eingenommen, und die wirkliche oder scheinbare Gunst desselben genossen habe, darum noch nicht als ein Werkzeug schnöder Tyrannei zu verurtheilen sei (S. 29).

Also der Verfasser, dessen Ansicht über die Abfassung des Agricola wir hier grossentheils mit seinen eigenen Worten dargelegt haben; in wie fern nun der von ihm zur Begründung dieser Ansicht aus dem Inhalt der Biographie entnommene Beweis stichhaltig ist, mag ein jeder Leser der Biographie selbst bemessen, wenn er dieselbe mit Aufmerksamkeit durchgeht: und zweifeln wir kaum, er wird sich unwillkürlich die Frage dabei stellen, ob nicht der Verf. dem Inhalt wie der Darstellung selbst eine Absichtlichkeit unterlegt hat, die eine unbefangene Lesung und eine ruhige Prüfung, ohne irgendwelche vorgefasste Meinung, darin nicht finden wird: er wird sich dann auch die weitere Frage stellen, ob nicht damit dem grossen Geschichtschreiber eine Absicht unterlegt wird, die ihm bei der Abfassung, zu der doch natürliche Gründe genug vorlagen, fremd war, und welche, wäre sie begründet, sein Werk, in dem man bisher ein Meisterwerk einer biographischen Darstellung erkannte, in der That discreditiren muss. Man wird sich noch mehr zu dieser Frage gedrängt sehen, wenn man der weiteren Auseinandersetzung der Motive folgt, welche den Tacitus zu dieser (vermeintlichen) Ehrenrettung des Agricola bestimmt haben sollen, indem dabei sein eigenstes Interesse mit im Spiel gewesen (S. 37), da auch er den bedeutenderen Theil seiner politischen Carrière dem Domitianus verdankt, mithin der Vorwurf, der dem Agricola gemacht werden konnte, ein Günstling des Domitianus gewesen zu sein, auch ihn selbst treffen musste, es daher einleuchte, »wie Tacitus sich angesichts der veränderten Zeitlage unter Nerva und Trajan in der Nothwendigkeit befinden musste, durch Beleuchtung, insbesondere des Verhältnisses seines Schwiegervaters zu Domitian, so wie durch Entwicklung der Maximen, von denen sich Agricola in seiner staatsmännischen Laufbahn hatte leiten lassen, mittelbar seine eigne Rechtfertigung zu führen.« So sei die eigene Ehre des Tacitus und seine weitere politische Carrière dabei interessirt gewesen, und darauf wird denn auch die in zwei Stellen (cp. 3, 44) wahrgenommene Schmeichelei gegen Trajan bezogen, an dessen Adresse offenbar (?) in erster Reihe der Agricola gerichtet sei: ja der Verfasser geht noch weiter, indem er daraus noch eine weitere Folgerung ableitet, wornach der Agricola nur zu Anfang der selbstständigen Regierung des Trajanus, also nach dem Tode des Nerva (Ende Januar 98) geschrieben sein könne: — und er lässt sich darin auch nicht durch die Stelle im dritten Capitel beirren, in welcher Nerva nicht Divus, sondern Caesar genannt, und damit als noch nicht gestorben bezeichnet wird: was man gewöhnlich, und wohl nicht ohne Grund, für die entgegengesetzte Ansicht geltend gemacht hat. Aber, so wird noch

Digitized by Google

weiter daraus abgeleitet, dieses Buhlen um die Gunst des Trajan scheine ohne allen Erfolg geblieben zu sein, da Tacitus, der im Jahre 97 Consul suffectus gewesen, und im Jahre 100 mit Plinius eine Repetundenklage gegen Marius Priscus durchgeführt, dann gänzlich aus dem öffentlichen Leben verschwinde, was doch gar zu auffallend sei bei einem Manne, der damals im kräftigsten Mannesalter gestanden, und die Verwaltung einer consularischen Provinz zu erwarten gehabt, wie diess ja auch bei seinem jüngeren Freunde Plinius der Fall gewesen. »Dass diess nicht geschah, muss offenbar als eine Zurücksetzung des Tacitus erscheinen und sie dürfte von Diesem um so schwerer empfunden worden sein, als er sich bei der Veröffentlichung seiner Studie über Deutschland bald nach seinem Consulate im Jahr 98 wohl Hoffnung gemacht haben mochte (?), eine der beiden germanischen Provinzen zu erhalten. Es mochte ein stolzer Traum gewesen sein, dem Tacitus sich hingegeben hatte, für Germanien zu werden, was Agricola für Britannien geworden und diesen Traum muss Trajan (?) zerstört haben, indem er den Tacitus bei der Besetzung der Provinzen überging. Daher wohl der Rücktritt des Tacitus aus dem öffentlichen Leben zu einer Zeit, wo er kaum mehr als 46 Jahre zählte. Die beabsichtigte captatio benevolentiae des Trajan muss also dem Tacitus nicht geglückt sein und dass der Agricola auch bei dem grossen Publikum nur eine kühle Aufnahme gefunden haben mag, dafür bürgt das gänzliche Stillschweigen der alten Autoren über diese Schrift und beinahe auch über ihren Helden.« Wir haben diese Stelle, welche den Schluss des ganzen Aufsatzes bildet, hier wörtlich mitgetheilt: man wird darin eine Reihe von Vermuthungen, eine aus der andern abgeleitet, finden, während die Grundlage, auf der alle diese Vermuthungen, als nothwendige Folgerungen gebaut sind, auch nur eine Vermuthung ist, welcher jede sichere Grundlage abgeht; so schwebt bei dem Mangel alles positiven Anhalts und jedes bestimmten Zeugnisses das Ganze in der Luft: auch wird man sich nicht verhehlen wollen, wie bei einer solchen Annahme dem grossen Geschichtschreiber gemeine Motive bei Abfassung seiner Schriften untergelegt werden, und damit seinem Charakter eine Gemeinheit aufgebürdet wird, welche in völligem Widerspruch steht mit dem, was aus seinen Schriften, die doch am Ende unsere einzigen Quellen darüber bilden, sich über seinen Charakter erkennen lässt, und dabei jedes sonstigen positiven Haltes entbehrt. Ueber das Leben des Tacitus sind nur wenige sichere Angaben auf uns gekommen, in welcher sich auch nicht der geringste Anhaltspunkt zu einer derartigen Annahme findet: eben so wenig lässt sich aus anderen Schriftstellern dafür ein Zeugniss gewinnen: aus den Briefen des Plinius und aus dem ganzen Verhältniss, in welchem Tacitus zu Plinius stand, wird sich vielmehr die entgegengesetzte Ansicht herausstellen, und darum werden wir auch nicht berechtigt sein, die Lücken, welche aller-

Digitized by Google

dings auf fühlbare Weise in dem Leben des Tacitus uns entgegentreten, durch Vermuthungen auszufüllen, die seinem Charakter Eintrag thun, ohne dass dazu irgend eine sichere Grundlage aufzufinden wäre.

---

1. *Cicero's Divinatio in Q. Caecilium. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1870. IV und 40 S. in gr. 8.*
2. *Cicero's erste und zweite philippische Rede. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Adolf Koch. Leipzig. Verlag von B. G. Teubner. 1870. 76 S. in gr. 8.*

Nr. 1 schliesst sich den ähnlichen Bearbeitungen ciceronischer Reden an, welche in diesen Blättern mehrfach besprochen worden sind, zuletzt noch (S. 520 ff. dieses Jahrgangs) der Reden für Marcellus, Dejotarus und Ligarius; Anlage und Ausführung ist gleich, da der Zweck auch der gleiche ist und das Bedürfniss der Schule vorzugsweise ins Auge gefasst wird. Diesem Zweck entsprechend ist auch hier eine Einleitung vorausgeschickt, welche über die Verhältnisse, unter denen diese Rede entstanden ist, dasjenige bringt, was der Schüler allerdings wissen muss, wenn er ein Verständniss der ganzen Rede gewinnen will, die übrigens nach unserm Ermessen mehr für die Privatlectüre angemessen erscheint als für den Gebrauch der Schule, schon um des juristischen Gegenstandes willen, welcher der ganzen Ausführung zu Grunde liegt. In den dem Text unterstellten deutschen erklärenden Anmerkungen scheint uns ein Maass eingehalten, welches triviale Erklärungen einzelner Worte ferne gehalten und sich mehr auf das beschränkt hat, was der Schüler nicht sogleich finden kann, was ihn aber weiter fördert. Was die Texteskritik betrifft, so liegt auch hier der Text der Ausgabe von Klotz vom Jahre 1867 zu Grunde, jedoch mit einzelnen Abweichungen, über welche der kritische Anhang S. 39 und 40 Auskunft gibt, da in den Anmerkungen selbst auf kritische Besprechung nicht eingegangen werden konnte, ohne den Zweck des Ganzen zu beeinträchtigen. Und wenn der Ref. nicht an allen Stellen dem Herausgeber beipflichten kann, so wird dadurch dessen Selbstständigkeit und dem Werth seiner Bearbeitung, die eine gründliche genannt werden kann, kein Eintrag geschehen. So z. B. cap. XIV § 46 ist die Lesart der Handschriften: »poterisne eius orationis subire invidiam? vide modo« verlassen, und da für orationis sich findet orationi (welche Variante sich aus dem Anfangsbuchstaben des folgenden Wortes hinreichend erklärt), wozu dann invidiam nicht passen kann, so schreibt der Verf.: »poterisne eius orationi subire? [invidiam] vide modo etc., denn er sieht wohl ein und hat es ausdrücklich be-

merkt, dass invidiam zu vide modo nicht gehören kann, indem es dazu nicht passt: desshalb setzt er invidiam in Klammern und will es zu einem fremdartigen Einschiebsel damit stempeln, während subire mit dem Dativ, nach Angabe alter Grammatiker, hier des Nonius, so Viel sein soll als resistere, non succumbere. Wir sehen keinen genügenden Grund hier ein, die handschriftliche Lesart zu verlassen und verbinden subire invidiam mit einander in dem Sinn, in dem das Verbum subire auch sonst mit dem Accusativ verbunden, bei Cicero gebraucht wird: auf sich nehmen, sich unterziehen. Auch § 54, können wir nicht das in eckige Klammern als verdächtig eingeschlossene judices für ein zu tilgendes Glossem ansehen, eben so wenig wie accusatorem § 61. Noch Anderes der Art zu erwähnen, mag unterbleiben: da es in Bezug auf das über diese Bearbeitung abgegebene Urtheil nicht von Belang sein kann.

Die Bearbeitung der beiden philippischen Reden des Cicero in Nr. 2 ist in ähnlicher Weise gehalten: auch sie gibt zuerst eine Einleitung über die geschichtlichen Verhältnisse, unter welchen beide Reden entstanden sind, und dann gibt sie unter dem lateinischen Text die erklärenden deutschen Anmerkungen, die durchweg knapp und kurz gehalten sind, indem sie auf das Nothwendigste sich beschränken, und meist solche Gegenstände berühren, in welchen der Schüler der fremden Hülfe und des Beistandes nicht wohl entbehren kann. Die Kritik des Textes selbst ist in diesen Anmerkungen nur da berührt, wo sie mit der Erklärung und dem richtigen Verständniss der ganzen Stelle zusammenhängt, wie z. B. in der zweiten Rede cp. 1 zu Anfang, wo, was man billigen wird, belassen ist: »mihi poenarum illi plus quam optaram dederunt«, wo optaram, schon in Betracht des höheren Grades von Gewissheit, den der Indicativ hier bietet, den Vorzug verdient vor optarem, was in dem Sinne von: vellem dedissent, eine Schwächung und eine Beschränkung des ciceronischen Gedankens in sich enthält. Dagegen halten wir in den Worten desselben Capitels: »quid uberius quam mihi et pro me et contra Antonium dicere« den Zusatz l i c e r e, den der Herausgeber hier im Widerspruch mit der handschriftlichen Autorität, eingefügt hat, freilich in Cursivschrift, um ihn als Conjectur zu bezeichnen, nicht für nöthig, warum sollte nicht einfach die Stelle sich erklären lassen: »kann es hier auch einen reicheren Stoff, eine bessere Gelegenheit geben, als die meine eigene Vertheidigung zu führen und damit zugleich den Angriff gegen Antonius?« Der Dativ mihi erklärt sich dann so einfach und natürlich, dass es nicht eines Zusatzes, wie licere bedarf, den wir nicht einmal hier im Munde des Cicero für wohl angebracht halten würden. Auch bei den unmittelbar folgenden Worten: illud profecto halten wir den Zusatz von e s t, das die jüngeren Handschriften bringen, für nicht nöthig: der Wegfall von est, wie überhaupt eines jeden Verbums bringt in die Rede mehr Kraft

und Stärke: er erscheint daher nicht absichtslos. Wenn in den Worten cap. II: »cum omnes te recordarentur libertini generum et liberos tuos nepotes Q. Fadii libertini hominis fuisse« nach dem Vorgang Anderer die Worte Q. Fadii als Glossem in eckige Klammern gesetzt sind, so ist doch die Nothwendigkeit der Ausscheidung keineswegs erwiesen, und daher die Beibehaltung um so räthlicher als dafür auch die Autorität der vatican. Handschrift spricht. Cap. IV hat der Verfasser die Worte: »quis enim unquam qui paulum modo bonorum consuetudinem nosset, literas ad se ab amico missas offensione aliqua interposita in medium protulit« etc. in dieser Fassung, in der sie durch die Handschriften gebracht sind, belassen, aber er nimmt (in den Anmerkungen) Anstoss an dem Worte bonorum, da weder von Patrioten noch von edlen Menschen hier die Rede sein könne und will desshalb lieber schreiben: bonorum [morum]; wir würden, wenn sich diess in den Handschriften fände, gegründeten Anstoss an der consuetudo bonorum morum finden, und nehmen daher bonorum, bei welchem schon wegen der Beziehung zu consuetudo an Personen, nicht an Sachliches zu denken ist, in dem allgemeinen Sinne von wohlgesinnten honetten Männern, die das kennen und halten, was der Umgang unter solchen Männern erheischt. — Cap. XI können wir eben so wenig dem Verf. beistimmen in der Annahme einiger Glosseme; so soll in den Worten: »citius dixerim jactasse se aliquos, ut fuisse in ea societate viderentur, cum conscii non fuissent« etc. das Wort conscii ein fremdartiges Einschiebsel sein, das darum in eckige Klammern eingeschlossen wird, indem durch einen solchen, zur Sache Nichts Neues bringenden Zusatz der rhetorische Gegensatz von fuisse und non fuissent verdunkelt werde: im Gegentheil, man wird dieses Wort, das den Ausdruck des Ganzen nicht wenig verstärkt und in dieser Beziehung selbst nothwendig erscheint, hier um so weniger missen wollen, als es ja auch in der handschriftlichen Ueberlieferung vollkommen begründet ist. Eben so soll in den alsbald darauf folgenden Worten: »quam veri simile porro est in tot hominibus partim obscuris partim adulescentibus neminem occultantibus meum nomen latere potuisse« der Zusatz »neminem occultantibus« durchaus fehlerhaft sein, während auch diese Worte schon in Beziehung und selbst im Gegensatz zu den nachfolgenden Worten meum nomen latere als ein nachdrucksvoller und bezeichnender Zusatz sich herausstellen, der darum auch beizubehalten sein wird, zumal im Hinblick auf die Handschriften, in welchen sämmtlich diese Worte erhalten sind. Und selbst in Bezug auf ein drittes Glossem, wie es in den nächst folgenden Worten: »etenim si auctores ad liberandam patriam desiderarentur illis auctoribus, Brutos ego impellerem« etc., in den Worten illis auctoribus gefunden werden soll, die dem Verfasser auch als fehlerhafter Zusatz erscheinen, vermögen wir nicht beizustimmen, wenn auch frühere Herausgeber, wie Ernesti und Schütz, schon hier ein

Digitized by Google

Glossem witterten, während die Wiederholung, die mit illis auctoribus gegeben ist, als eine absichtliche erscheint. Eben so wenig können wir am Schluss des Cap. XXIII in den Worten: etenim quod unquam in terris tantum flagitium exstitisse auditum est? tantam turpitudinem? tantum dedecus?« die Worte tantam turpitudinem, die schon Ernesti in Klammern setzte, wie auch hier geschieht, für ein Glossem, für eine Erklärung zu tantum dedecus halten, durch dessen Wegfall die Rede bedeutend an Kraft gewinne; wir glauben vielmehr, sie verliert an Kraft und schon die einfache Erwägung, dass Cicero in derartigen Fällen es liebt, nicht zwei, sondern stets drei derartige, im Wesentlichen synonyme Ausdrücke anzuwenden, sollten von jedem derartigen Versuch abrathen, und der wohlbegründeten handschriftlichen Lesart ihre Stellung bewahren. Und ganz dasselbe ist unsere Ansicht bei den gleich darauf cp. XXIV folgenden Worten: »sequebatur raeda (so schreibt der Verfasser nach Corssen's Theorie: die ältesten Codd. hier und anderwärts: rheda) cum lenonibus, comites nequissimi«, wo der Zusatz »comites nequissimi« eine Glosse zu lenonibus sein soll, wodurch der Zusammenhang unterbrochen werde: auch diess wird Niemand, der mit einiger Aufmerksamkeit die Stelle durchliest, darin zu finden vermögen, so dass jeder Grund einer Verdächtigung wegfällt. In allen diesen Stellen würden daher wohl die Klammern, in welche wir diese Worte hier eingeschlossen sehen, in der Zukunft, bei einer erneuerten Auflage wegzufallen haben. In dem folgenden Cap. XXV § 61 hat der Verf. die Lesart der übrigen Herausgeber: »quis qui nescierit venisse eam tibi tot dierum viam gratulatum« verlassen, indem er schreibt tot dierum via ob viam: in der Note hat er zu den Worten »tot dierum via« als Parallelstellen hinzugefügt Tacit. Annall. III, 5. Cicero Pro Planc. 98 und De Divin. I, 27: in der ersten Stelle steht via und ist auch hier der Ablativ durch die Fassung des Satzes geboten; die beiden andern ganz analogen Stellen haben: »aliquot (multorum) dierum viam« und können als Bestätigung der in jüngeren Handschriften befindlichen Lesart viam dienen, während viâ die Autorität der vatican. Handschrift für sich hat und darum auch von Halm in den Text gesetzt ist: wozu soll aber dann die Einschiebung von ob viam dienen, das in keiner Handschrift steht und in keiner Weise nöthig erscheint zum Ausdruck des hier zu gebenden Gedankens? In den bald darauf folgenden Worten: »tum existimavit se suo jure cum Hippia vivere et equos vectigales Sergio mimo tradere« soll in dem Worte Hippia (bekanntlich ein Mime wie Sergius) eine Anspielung auf die Söhne des Pisistratus gegeben sein, da Hipparch die Uebersetzung des römischen magister equitum sei. Auch davon können wir uns nicht überzeugen, da in dem Namen Hippia nichts weiter zu suchen ist, als die Beziehung auf die in dem Worte enthaltene Bezeichnung eines ἵππος, und auf den Antonius als ἵππαρχος, als magister

Digitized by Google

equitum; aber an des Pisistratus Söhne Hippias und Hipparch zu denken, liegt doch hier gar zu ferne und stehen diese mit dem, was hier dem Antonius nachgesagt wird, auch in gar keiner Beziehung. Wenn in diesen Fällen, denen wir noch einige andere anreihen könnten, die Aenderungs- oder Verdächtigungsweisen des Verf. uns nicht zusagen, so wollen wir doch auf der anderen Seite eine Stelle anführen, die, verdorben wie sie in der handschriftlichen Ueberlieferung erscheint, nur in der Fassung, in der sie hier gegeben ist, einen passenden Sinn erhält, wir meinen die Stelle cp. XXXVI, wo von der Abschaffung der Dictatur auf immer durch Antonius die Rede ist, und es dann heisst: »quo quidem facto tantum te cepisse odium regni videbatur, ut eius omen nomen propter proximum dictatoris metum tolleres«; so nämlich hat die vaticanische Handschrift: Halm hat für omen nomen gesetzt: omen omne, nachdem Andere omne nomen gesetzt hatten; hier scheint aber die Lesart der jüngeren Classe von Handschriften: »ut ejus omnem propter proximum dictatorem metum tolleres« das allein richtige oder doch wenigstens das zu bieten, was einen richtigen Sinn in die Stelle bringt: diese Lesart hat der Verf. in seinen Text aufgenommen und in folgender Weise die Stelle erklärt: »dieser Schritt (quo facto) liess glauben, du habest einen solchen Widerwillen wider das Königthum gefasst, dass du durch Abschaffung der Dictatur auch alle Furcht vor dem Königthum, die der letzte Dictator durch seine unbeschränkte Machtfülle erregt hatte, beseitigtest, indem die Dictatur durch die Erinnerung an ihren letzten Inhaber unmittelbar auch den Gedanken an das Königthum hervorrief.« Mit dieser Erklärung wird man sich wohl befriedigt sehen. Auch in einer andern Stelle cap. XX § 49 wird die vom Verf. aufgenommene Conjectur: »postea sum cultus a te, tu a me sublevatus in petitione quaesturae«, wo die vaticanische Handschrift ovatus hat, aus der man ein ornatus, oder adjutus oder sublevatus gemacht hat, keinen Anstoss erregen, wenn es nicht näher läge, das in jüngeren Handschriften befindliche observatus aufzunehmen, schon im Hinblick auf das vorausgehende cultus, in Folge der so häufig vorkommenden Verbindung des colere und observare.

Der Verfasser mag aus diesen Bemerkungen, die wir nicht weiter fortsetzen wollen, ersehen, mit welcher Aufmerksamkeit wir seinen Bemühungen gefolgt sind: wir glauben daher auch auf Berücksichtigung derselben bei einer neuen Auflage, die wohl nicht ausbleiben wird, hoffen zu können. **Chr. Baehr.**

Digitized by Google

Geschichte des Elsasses in kurzer Uebersicht von Dr. Adolf Wohlwill. Hamburg. Verlag von Otto Meissner. 1870. IV und 78 S. in gr. 8.

Da gegenwärtig die Blicke Aller nach dem Elsass gerichtet sind, so beabsichtigte der Verf. dieser Schrift, deren Reinertrag einem wohlthätigen Zwecke — für die Verwundeten und Hinterbliebenen der gefallenen deutschen Krieger — bestimmt ist, eine Darstellung der Geschicke des Elsasses von den frühesten Zeiten an — von der Einwanderung der Allemannen — bis auf unsere Zeit zu liefern, um auf diese Weise einem grösseren Publikum die Kenntniss der Vergangenheit dieses Landstriches in einem klaren Ueberblick zuzuführen, und dadurch ihm die Mittel an die Hand zu geben zu einer richtigen Würdigung der nunmehrigen Beziehungen dieses Landes zu Deutschland, so wie der Eigenschaften und Gesinnungen seiner jetzigen Bewohner. So ist die Schrift nicht sowohl für den gelehrten Historiker, sondern für den weiteren Kreis eines gebildeten Publikums bestimmt, und macht daher auch keine weiteren Ansprüche auf neue Aufschlüsse u. dgl. wie sie nur aus Archiven u. dgl. gewonnen werden können: desto sorgfältiger hat aber der Verf. die verschiedenen Werke, welche die Geschichte des Elsasses oder einzelner Theile desselben, behandeln, benutzt, und aus ihnen das Material entnommen, das seiner Darstellung zu Grunde liegt. Ein erstes Capitel befasst das alte deutsche Elsass; das zweite das Elsass als Grenzmacht des deutschen Westens in vier Jahrhunderten; das dritte hat die französische Herrschaft im Elsass zum Gegenstande, den Einfluss der französischen Revolution und des ersten Kaiserthums; das vierte Capitel betrachtet die deutsche Cultur im Elsass seit dem Beginn der französischen Herrschaft. Auf diese Weise wird der Leser in einer angenehmen Form bekannt gemacht mit dem Lande, seiner Vergangenheit wie seiner Gegenwart, und es geschieht diess auf eine wohlwollende Weise, wie es dem Zweck der ganzen Darstellung angemessen erscheint, die, ohne sich in das Detail der geschichtlichen Specialforschung zu verlieren, doch einen guten Ueberblick über die Geschichte dieses Landstriches nach seinen Hauptmomenten gewinnen lässt, und geht auch daraus hervor, was der Verfasser am Schlusse hervorhebt, wie es »nicht bloss Bande der Natur, sondern Bande des Geistes und der Bildung sind, welche trotz aller politischen Entfremdung einen innigen Zusammenhang zwischen dem Elsass und dem deutschen Volk erhalten haben«.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Inschrift auf dem Denkmal Mesa's Königs von Moab (9. vorchr. Jahrh.), mit einem Anhang betreffend die Grabschrift des Sid. Königs Eschmunazar, übersetzt und erläutert von Dr. S. J. Kämpf, Professor der semitischen Sprachen und Literaturen an der k. k. Universität in Prag. Mit einer lithographischen Tafel. Prag, 1870. Verlag von F. Tempsky. IV und 51 SS.

Wenn wir die Litteratur überblicken, welche sich um den moabitischen Denkstein gehäuft hat, so sehen wir uns an den Spruch Matth. 24, 28. erinnert und erinnern wir uns, dass die Adler dort keine eigentlichen Aare sind. Zur Erklärung des Schriftstückes drängt sich vielfach der gute Wille Solcher herbei, die nun einmal keine geschulten Exegeten sind; und es wird dergestalt wenig gut gemacht und nicht wenig verdorben. Von den bezüglichen Arbeiten, die dem Unterz. zu Gesichte gekommen sind, ist die vorliegende schlecht geschriebene Abhandlung, welche S. 1. vgl. 36. den Lapidarstiel (sic!) der Inschrift bemäkelt, unzweifelhaft die allergeringste; und es hat mit ihr das Verständniss einen Rückschritt gethan. Gleichwohl ist nicht alles in dem Büchlein Gesagte fehlgeschossen. Der Verfasser erkennt, dass Z. 3 am Ende עמר angezeigt ist; er nimmt Anstoss daran, dass Z. 20. alle Häupter Moabs in Eine Stadt verbracht worden sein sollen (S. 31.), und meint richtig, doch ohne den Gedanken festzuhalten, כָל־רָשָׁה jeden Armen entspräche besser. Auch bemerkt er S. 34., der Fassung: denn ganz Dibon war Gehorsam Z. 28., stehe entgegen, dass משמעת in der Bibel nirgends absolut erscheine. Und allerdings ist dieser Begriff ein relativer: man kann einer Person oder einem Befehle Gehorsam leisten, aber nicht abstrakt gehorchen ins Blaue; Jes. 11, 14. steht מִשְׁמַעְתָּם. Allein dem Verf., welcher sich S. 12. zur Unzeit auf ללת 1 Sam. 4, 19. besinnt und wie Andere mit ihm eine Formierung מכרתה für möglich hält, bleibt es bei dem Worte מִשְׁמַעַת; nur will er, was unerlaubt, מִשְׁמַעַת aussprechen. Dass in erzählender Prosa: er ist mein Gehorsam, gesagt werden durfte für: er ist mir gehorsam, steht freilich sehr zu bezweifeln. Von dem dortigen Zusammenhange gewinnt Hr. K. die Uebersetzung: Ich baute Bezer, denn mich unterstützten (?) bewaffnete Männer aus Dibon (vielmehr: die Männer Dibons bewaffnet), da

Digitized by Google

ganz Dibon mir unterthänig war. Aber was ist dieses »denn« u. s. w. für ein Grund? Wenn es wenigstens hiesse: Ich vermochte es oder brachte es fertig, Bezer neu zu bauen; und was helfen da Bewaffnete, wenn sie nicht etwa mit der Mauerkelle bewaffnet sind? Und zu dem Ende, um עֲזָרוּנִי sie unterstützten mich zu schreiben, wird von dem Verf. der deutliche Rest eines צ Z. 27. zu einem ז gestempelt. Das allein mögliche עֲצָרֻנִי und die Consequenz davon מִשְׁמַעַת kommt ihm nicht zu Sinne; denn ihn blendete zum voraus eine Anschauung des Sachverhältnisses, wie es von seinen Vorgängern auf den Kopf gestellt worden ist. Dieselben ahneten nicht, dass Z. 27. 28. jedenfalls eine feindliche Beziehung Dibons zu Mesha ausgesprochen ist; und, ohne mit dieser Stelle und mit Z. 21. exegetisch-kritisch ins Reine gekommen zu sein, verwandelte man auf gut Glück den Mesha selbst in einen Dibonier.

Hr. K. will wiederum, also bei dieser Gelegenheit die Erfahrung gemacht haben, wie nothwendig es sei, die nachbiblische Literatur wie Mischna, Targumim u. s. w. in den Kreis der Forschung zu ziehen. Wie viel dadurch die Epigraphik gewinnen dürfte, werden wir noch abzuwarten haben; zuvor aber soll dem Erklärer phönicischer Inschriften bzw. der moabitischen genaueres Studium der hebr. Grammatik und des Alten Test. empfohlen sein. In einem Anhange über die Grabschrift des Aschmaneser (!), lies Eschmunazar, versucht Hr. K. wirklich, בנמנם Z. 5. aus dem Talmudischen zu deuten. Das bis jetzt erzielte Verständniss der Worte des sidonischen Königs lässt zwar auch nach dem sehr verdienstlichen Buche Schlottmanns noch viel zu wünschen übrig, — wie denn z. B. der ממלך Z. 9. immer verkannt wird, und absolute Verwerfung des Artikels א Z. 16. 17. ihren Schaden gethan hat; — aber Hrn. K. rathen wir alles Ernstes, dass er sich nicht unter die Bewerber um den Preis mische. **Hitzig.**

Adolf von Wrede's Reise in Hadhramaut, Beled Beny Yssa und Beled el Hadjar. Herausgegeben, mit einer Einleitung, Anmerkungen und Erklärung der Inschrift von Obne versehen von Heinrich Freiherr von Maltzan. Nebst Karte und Facsimile der Inschrift von Obne. Braunschweig, Vieweg und Sohn 1870. 375 S. in 8.

Von dem Leben des Verfassers vorliegender Reise, welche eine grosse Lücke in der geographischen Wissenschaft ausfüllt, ist uns wenig bekannt. Wir wissen nur, dass er in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts in griechischen Diensten gestanden, dass er

Digitized by Google

dann längere Zeit in Kleinasien und Egypten zugebracht und von hier aus im Frühjahr 1843 seine denkwürdige Entdeckungsreise unternahm. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland wurde zwar die Wichtigkeit seiner Entdeckungen von einigen tüchtigen Geographen, wie Carl Ritter, Kiepert und Petermann vollkommen gewürdigt, Andere aber, wie Leopold von Buch und Alexander von Humboldt, hielten ihn für einen Schwindler und Aufschneider und so kam es, dass sein Buch in Deutschland keinen Verleger fand. Er liess es daher, da schon ein Auszug seiner Reiseberichte in der englischen Zeitschrift der geographischen Gesellschaft Aufnahme gefunden hatte, ins Englische übersetzen und hoffte dann in England zur Herausgabe desselben zu gelangen. Unglücklicherweise starb der Uebersetzer ehe noch seine Arbeit vorgeschritten war und in dessen Nachlass fand sich zwar noch das deutsche Manuscript, aber die Karte, welche der Verf. zu dem von ihm entdeckten Theile Arabiens entworfen, so wie verschiedene Handzeichnungen und colorirte Costümbilder, die er seinem Werke beigegeben hatte, fehlten und blieben spurlos verschwunden. Damit verschwand auch die Aussicht auf Herausgabe des Werkes in England, weshalb er nach Deutschland zurückkehrte, wo er, um sein Leben zu fristen, sich genöthigt sah, eine Anstellung als Förster auf den Gütern des Freiherrn von Haxthausen anzunehmen. Gegen das Jahr 1856 soll er nach Texas ausgewandert und dort gestorben sein, doch fehlen auch hierüber zuverlässige Angaben.

Was namentlich das Misstrauen der Naturforscher gegen den Verfasser erweckte, war seine Behauptung, er habe in der Wüste el Ahkaf eine Messschnur von sechzig Faden Länge mit einem Kilogewicht in den Sand geworfen, das Gewicht sei mit abnehmender Schnelligkeit auf der Stelle gesunken und nach Verlauf von fünf Minuten sei das Ende der Schnur, welches ihm beim Wurfe entschlüpft war, verschwunden.

Ref. muss gestehen, dass auch ihm in diesem Reiseberichte manches verdächtig erschienen ist. Vor Allem begreift er nicht, wie der Reisende, der sich für einen Egyptier ausgab, und mit der Sprache, der Religion und den Sittten der Moslime vertraut sein musste, sich Abd el Hud (Sklave des Propheten Hud) nennen mochte, da er doch wissen musste, dass dieser Name nicht nur bei den Arabern gar nicht vorkommt, sondern auch ganz gegen Sprache und Anschauungsweise derselben verstösst. Gegen Erstere, weil vor dem Eigennamen kein Artikel (el) gebraucht wird und gegen Letztere, weil ein Moslim sich nur »Sklave Gottes«, aber nicht Sklave eines Propheten nennt. Man findet bei den Arabern die Namen Abd Allah, Abd Arrahman (Diener des Barmherzigen), Abd Alaziz (Diener des Mächtigen) u. dergl. als Epitheta Allah's, aber niemals Diener Abrahams, Moses', oder selbst Mohammeds.

S. 79 erzählt der Verfasser, dass die Beduinen nach jedem Donnerschlag in die Ausrufung »eh-ya-ho!« ausbrachen, und mit

Digitized by Google

der Faust nach der Gegend drohten, von woher das Gewitter kam. Am Abend fragte er nach der Bedeutung dieses sonderbaren Gebrauchs, die einzige Antwort, welche sie ihm gaben, war: »Firach ya bâ« (»es ist so Gebrauch, mein Sohn!«) aber das Wort »firach« bedeutet doch nich »Gebrauch«, sie haben wahrscheinlich »ferach« gesagt, was »Beruhigung, Schutz gegen Gefahr« bedeutet. Auch der Ausruf »eh-ya-ho« hat nichts Mystisches an sich: eh ist unsre Interjection ah oder ach und yahu oder huwa heisst o er d. h. Gott. (helfe!)

S. 98 spricht er von einem Mädchen, welches Sophie geheissen haben soll und setzt hinzu, dass er diesen Namen nicht in Arabien zu finden gehofft. Wahrscheinlich hiess aber das Mädchen Saphieh, ein Name, der bei Arabern und Türken häufig vorkommt, den unter Andern auch eine Tante Mohammeds führte.

Auf der folgenden Seite liesst man: »Bei einer Religion, wie die mohammedanische, welche fast einzig und allein darin besteht, einige Stellen des Korans unter sinnlosen Gesticulationen herzuleiern und bei dem Gebete die vorgeschriebenen Formeln zu beobachten, scheint es freilich ein Leichtes zu sein, als Bekenner derselben aufzutreten; aber es gibt eine Anzahl von Kleinigkeiten, welche berücksichtigt werden müssen.« Wer aber die mohammedanische Religion so genau kennt, wie er sie zu kennen vorgibt, der muss doch wissen, dass das Gebet nur einen geringen Bestandtheil derselben bildet. So schreibt er auch (S. 104): »Die Religion kann keinen mildernden Einfluss üben, denn die, welche hier (in Arabien) herrscht, ist nicht die Religion der Liebe und Versöhnung, sondern die des Schwertes« und S. 142: »Das Heidenthum mit seinen Lehren voll Poesie, — das Erblühen der Künste und Wissenschaften — das Christenthum pflanzte sie fort und baute auf unvergänglicher Basis das schönste aller Gebäude »das Glück der Völker«, indem es mit trostbringendem Licht die Macht der Barbaren verdrängte. Die Religion des Korans aber, wie ein zerstörender Brand auf die Bahn der Zeiten geworfen, vernichtet jedes Gefühl für Humanität, erstirbt jeden Keim, aus welchem sich eine beglückende Civilisation entwickeln könnte, und verwandelt blühende Länder in grauenerregende Wüsteneien.« Wer aber den Koran nur einmal flüchtig durchgelesen hat, muss doch wissen, dass er alle Untugenden, welche den Menschen erniedrigen und störend in den geselligen Verkehr treten, wie Härte, Stolz, Lüge, Neid, Habsucht, Geiz, Verschwendung, Heuchelei, Verläumdung, in zahllosen Versen verdammt, während er Menschenfreundlichkeit, Bescheidenheit, Nachsicht, Aufrichtigkeit, Keuschheit, und vor Allem Mildthätigkeit und Redlichkeit als die höchste Tugend empfiehlt. Wenn in manchen Theilen Arabiens dennoch das Faustrecht herrscht, so ist nicht die Religion des Korans, sondern der Mangel an Religion daran schuld. Wer in der Geschichte der Literatur bewandert ist, weiss auch, dass es eine Zeit gegeben

Digitized by Google

hat, in welcher alle Zweige der Wissenschaft im islamitischen Morgenlande in höchster Blüthe standen, während sie im christlichen Abendlande noch in der Wiege lagen, auch ist ihm bekannt, dass das Wiederaufblühen der Wissenschaft im Occident zum Theil wenigstens mit arabischer Cultur zusammenhängt. Wer endlich einen unparteiischen Blick auf die Geschichte wirft, wird auch zugestehen, dass christliche Völker trotz der »Religion der Liebe« nicht weniger häufig nach dem Schwerte gegriffen haben als die mohammedanischen und man darf nur an die in unsern Tagen verheerenden Kriege denken, um zu zweifeln, ob das vom Christenthum errichtete Gebäude »das Glück der Völker« in Wirklichkeit existirt.

Sehr compromittirend für unsern Reisenden ist Folgendes: »Ich musste dem Schaych über mein Vaterland, den Verlauf und die Absicht meiner Reise Rechenschaft geben. Dann frug er mich, zu welcher Secte ich gehöre, worauf ich ihm die Hanefy nannte, zu welcher Secte sich fast alle Egyptier bekennen.« Wie konnte aber ein Mann, der sich in Egypten zu einer solchen gefahrvollen Reise vorbereitete, so etwas sagen, da doch bekanntlich die weit grössere Zahl der Egypter zur Secte (eigentlich Schule) der Schafiiten gehören, da auch der Stifter dieser Schule ein Egypter war, die übrigen aber meistens Malikiten sind? Ref. war lang genug in Egypten in täglichem Verkehr mit egyptischen Scheichs und Ulamas, um diess mit grösster Bestimmtheit behaupten zu können und auch der bekannte Gelehrte Lane, der Verf. der »modern Egyptians«, der viele Jahre in Egypten zugebracht und daselbst als Molim lebte, schreibt in dem angeführten Werke t. I. p. 70: »The inhabitants of Cairo, a small proportion excepted (who are Hanefees) are either Shafe'ees or Malikees, and it is generally said they are mostly of the former of these sects, as are also the people of Arabia: those of the shurkeeyeh, on the east of the Delta, shafeees with a few malikees: those of the bokheyreh, on the west of the Delta, malikees: the inhabitants of the Saeed, or the valley of upper Egypt are likewise, with few exceptions, malekees.«

Nach einem andern Verhör, dem sich v. Wrede in el Hoda unterziehen musste, wo er im Verdacht stand, ein Europäer zu sein, wurde er von einem Schaich an den Armen, Beinen, Händen und Füssen untersucht, dann musste er die Arme so weit als möglich über den Kopf legen, worauf er als Moslim anerkannt wurde, denn, erklärte der ihn prüfende Schaich, »er hat kein Zeichen auf seinen Gliedern, wie sie die Ungläubigen zu haben pflegen und kann, wie wir, die Arme über den Kopf zusammenlegen, welches die Feranghy (Franken) nicht können.« Der Verf. setzt hinzu: »Ueber die Arme der Franken herrscht hier die sonderbare Meinung, sie seien so kurz, dass die Hände den Mund nicht erreichen könnten, weshalb sie Speisen mit Hilfe der Löffel und Gabeln ge-

Digitized by Google

nössen.« Dass aber eine solche Meinung wirklich herrsche, ist bisher keinem Reisenden bekannt worden, eben so wenig, dsss man, wie p. 71 berichtet wird, in Arabien glaube, die Königin von England sei in Konstantinopel zum Islam übergetreten, der Sultan habe sie in seinen Harem aufgenommen und bereits sieben Söhne von ihr erhalten, oder der Kaiser von Russland, „der seine gute sieben Ellen misst", besitze eine Leibwache von 7000 Antropophagen, welche an Grösse und Körperkraft ihren Herrn noch übertreffen. Was aber erstere Geschichte besonders verdächtig erscheinen lässt, ist, dass wenn man wirklich erforschen wollte, ob Wrede ein Moslim, das einfachste gewesen wäre, ihn an dem Körpertheile zu untersuchen, an welchem ein solcher von einem Christen leicht zu unterscheiden ist. —

S. 220 heisst es: „In Arabien ist kein Band lockerer als das eheliche, denn der Mann braucht nur seiner Frau, ohne irgend eine Ursache anzugeben, die Worte „Ent' alayk" („du gehörst dir selber!") zu sagen, um von ihr geschieden zu sein. Sollte er sich ja herablassen, ihren Verwandten die Ursache seines Verfahrens zu nennen, so braucht er blos zu sagen: „sie behagte mir nicht", so sind dieselben zufrieden gestellt. Eine solche Scheidung bringt der Frau und ihrer Familie keine Schande, und sie kann sich nach Verlauf von 1 Jahr und 1 Tag wieder verheirathen."

Wie mochte ein Mann, der alle Kleinigkeiten der moslimischen Gesetze und Gebräuche zu kennen vorgibt und in der Sprache der Araber als bewandert gelten will, so etwas schreiben? Die Worte, welche bei der Ehescheidung vom Manne gesagt werden, sind nicht „Ent' alayk" (du gehörst dir selber), sondern „Ent tâlik" (du bist entlassen, frei). Die vom Verf. angegebenen bedeuten nicht einmal „du gehörst dir selber", da in dieser Bedeutung jedenfalls eher lak als alayk gebraucht werden müsste. Sodann braucht eine geschiedene Frau nicht ein Jahr und einen Tag bis zur Wiederverehelichung warten, sondern wenn sie schwanger ist bis nach ihrer Entbindung und wenn nicht, drei Perioden, oder drei Monate. Vergl. des Verfassers Leben Mohammed's p. 302 u. Lane a. a. O. p. 119.

S. 231 schreibt der Verfasser: „Meschhed Alyy ist ein neuer Name, der ohne Zweifel aus der Zeit stammt, wo der Islam in diese Thäler drang. Ausser, dass dieser Name auf die Bedeutendheit der Stadt hinweisst; — denn Meschhed bedeutet ein Ort, an welchem man niederkniet, oder Zeugniss ablegt, also Moschee, Tempel und Alyy bedeutet erhaben, gross. Also Meschhed Alyy, grosse Moschee, grosser Tempel." Hier hat der Verf. offenbar Meschhed mit Mesdjed verwechselt. Ersteres bedeutet: Ort, an welchem man Zeugniss ablegt, oder als Märtyrer stirbt; Letzteres: Ort, an welchem man niederkniet, Moschee.

Digitized by Google

Wir können also nach Obigem, dem sich noch Manches hinzufügen liesse, dem gelehrten Herausgeber nicht beistimmen, wenn er in seiner Einleitung behauptet, das oben erwähnte Versinken der Messschnur sei die einzige Episode im ganzen Wrede'schen Werke, welche Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit erwecken könne. Lassen wir auch das eine und das andere als Irrthum, Unwissenheit und Einseitigkeit gelten, so bleibt es doch unbegreiflich, dass ein Reisender, der da weiss, dass er sein Leben verwirkt, wenn er als Europäer erkannt wird, einen Namen gewählt habe, der schon schweren Verdacht erregen musste, dass er als angeblicher Egyptier nicht wissen sollte, zu welcher Secte oder Schule die Egyptier gehören und dass er Europäer über die Ehescheidungsformel und Ehegesetze belehren wollte, die er selbst nicht kannte, und hat er manche arabische Gemeinnamen falsch gehört und verstanden, welches Vertrauen verdient seine Angabe von Eigennamen, die schwer zu controliren sind? Macht indessen diese Reiseschilderung nicht durchweg den Eindruck der Wahrhaftigkeit auf uns, so zweifeln wir andrerseits doch keineswegs an der Authenticität der Wrede'schen Reise, für welche der Herausgeber folgende Beweise anführt. 1) Berichtet Arnaud, der einen Ausflug nach Marib gemacht, er habe daselbst von Arabern, die aus Hadhramaut kamen, gehört, dass sich ein Europäer in dieser Provinz aufhalte, dessen Personalbeschreibung auf Wrede passte, übrigens auch passen musste, da ausser Wrede kein anderer Europäer Hadhramaut bereist hat.*) 2) Hat Wrede eine himjarische Inschrift von seiner Reise mitgebracht, auf welcher die Worte Hadhramaut, Mayfa und Obne sich finden. An letzterem Orte, der vor Wrede ganz unbekannt war, hat er auch diese Inschrift gefunden. Da Wrede das himjarische Alphabet nicht einmal kannte und überhaupt zu seiner Zeit die Forschung himjaritischer Denkmäler erst im Entstehen war, so ist nicht anzunehmen, dass er sie fabricirt habe. Wollte man aber vermuthen, er habe sie etwa an der Küste gefunden, so wäre erstens auffallend, dass frühere Reisende, wie Wellsted und Cruttenden, welche die Inschriften dieses Küstentheils copirt haben, nichts davon erwähnen und dann, dass gerade der Name Obne sich darin finde. Ueberhaupt ist es nicht denkbar, dass ein Reisender ein ganzes System von Thälern, Gebirgen, Hochebenen und über 100 Eigennamen von Ortschaften erfinde, die mit

*) Wir müssen jedoch bemerken, dass der Verf. selbst schreibt (p. 232): „Mein Wirth sagte mir, dass vor etwa zehn Jahren ein Fremder in Hadhramaut umhergereist sei und alle im Wadi Ghaybun befindlichen Inschriften copirt hätte. Er habe gehört, dass er später bei Niçâb, in der Landschaft Yafia, von Beduinen ermordet worden sei, welche ihn für einen Kafir (Ungläubigen) gehalten, weil er rothes Haar und Bart getragen hätte. Andere Anwesende erzählten mir viel Wunderbares von ihm. u. s. w.“ Wir sehen daraus, dass schon ein anderer Europäer in Hadhramaut war, von dem möglicherweise Notizen und Copien von Inschriften gerettet worden und dann in Wrede's Hand gelangt sein mochten.

Digitized by Google

Berichten Einheimischer übereinstimmen, welche der gelehrte Fresnel ein Jahr später sammelte. Mag also auch Wrede manches aufgeschnitten oder missverstanden, oder gar seine Berichte aus denen eines andern unbekannten Reisenden entliehen haben, so verdient immerhin das vorliegende Werk die grösste Beachtung, indem es über einen Theil Arabiens Aufschlüsse gibt, von dem wir bisher nur sehr oberflächliche Kenntniss hatten. Was Palgrave für die Erforschung des Wahabitenlandes, Arnaud für die Provinz Marib war, ist Wrede für die Provinzen Hadhramaut, Beled Beni Yssa und Beled el Hadjar, von denen wir wenig mehr als die Küste durch die Arbeiten von Haynes, Cruttenden und Wellsted kannten. Ueberhaupt ist von dem ganzen südlichen, an den indischen Ocean grenzenden Theile von Arabien, nur Jemen im Südwest durch Niebuhr und Seetzen und Oman im Nordost durch Wellsted einigermassen bekannt, die übrigen dazwischen liegenden Theile sind erst von Wrede entdeckt worden. Zu grossem Danke sind wir daher dem Herausgeber verpflichtet, der auch nach den Angaben des Verf. die verlorene Carte wieder hergestellt und viele Anmerkungen zum Texte beigefügt hat. Ausserdem hat er das Werk mit einem Anhang bereichert a) über die Könige und Völker Südarabiens, b) Erklärung der himjaritischen Inschrift von Obna.

Unter den Anmerkungen des Herausgebers, welche grösstentheils Erklärungen der Eigennamen enthalten, bedürfen einige der Berichtigung. Wâssy (A. 17) heisst hier nicht „Vermittler" oder „Verbinder", sondern „Empfehlender" der, welcher der Escorte den Auftrag zur Beschützung übergeben hat. „Esch Schaff" (A. 84) ist hier kein Eigenschaftswort „tenuis", sondern ein Hauptwort, das entweder „Mangel" oder „Gewinn" bedeutet. Zu Anm. 92 ist zu bemerken, dass nach muselmanischer Tradition Kodar die heilige Kameelin nicht tödtete, sondern an den Füssen verwundete, oder lähmte (akara). Karet es Socha (A. 99) soll wahrscheinlich Soha (mit ha nicht mit cha) heissen und bedeutet „Hügel der Schönheit, des Glanzes = glänzender Hügel". Abd el Manah (A. 104) soll vielleicht Abd el Mannach (mit unpunktirtem cha statt ha) heissen und bedeutet „Diener des Spenders = Gottes". Statt „Iram Dhât el Issnad" d. h. „die Veste mit den Säulen" ist (A. 108) Aram dhât el Assnad zu lesen. Scherin (A. 118) heisst nicht Käufer, es müsste Schârin heissen, eher kommt es von der Wurzel scharana her und bedeutet, das Gespaltene, Durchbrochene. Tsohur (A. 149) ist der Plural von Tsahr: „Rücken, Hügel, Oberfläche".

Der erste Anhang enthält: a) Liste der Könige von Yemen nach Wrede mit vergleichendem Hinblick auf die Liste von Caussin de Perceval. Wrede hat seine Liste von Scheich Ahmed Ibn Sudan aus Choreibe erhalten, welcher ein altes Manuscript besass, das die Geschichte der himjarischen Könige von Kahtan bis Mo-

Digitized by Google

hammed enthalten haben soll. Für die ganze Handschrift wurde ein für den Reisenden zu hoher Preis verlangt, doch fertigte ihm der Scheich ein Verzeichniss der darin genannten Könige an, welchem er auch noch „eine kurze Reihe der Könige aus dem Geschlechte Hoduns (Paleg's) beifügte". b) Liste der Könige von Hadhramaut. c) Liste der Beduinenstämme in Hadhramaut, Beny Ysa, Hadschar und Hamum. Die Liste der Königsstämme ist nur in ihrem ersten Theil von einigem Interesse. Sie gibt in ununterbrochener Reihenfolge die Genealogie der Nachkommen von Hamaysa Ibn Himjar, von denen einige bei Caussin de Perceval fehlen. Der zweite Theil hingegen, d. h. die ganze Königsgeschichte nach Christi Geburt, ist sehr nachlässig und lückenhaft behandelt. Die Genealogie der Könige von Hadhramaut ist neu, aber ziemlich werthlos. Sie enthält elf Namen, beginnt mit dem Propheten Hud (dem Eber der Bibel) und endet mit Amr el Ahnab ben Rabya. Die Stammeslisten der Völker Hadhramauts stehen mit allen bisher bekannten Genealogien im Widerspruch und werden einige Stämme genannt, deren Namen man vergebens in andern Quellen sucht. Es werden zunächst 16 Söhne des Kahtan Ibn Hud aufgezählt, von denen 8 die Stammväter der in Hadhramaut ansässigen Kahtanidischen Hauptstämme bilden, welche in 36 Nebenstämme zerfallen. Von Hodun, dem zweiten Sohne Hud's, stammen 3 Hauptgruppen und abermals 36 Nebenstämme ab.

Ein zweiter Anhang enthält, wie oben bemerkt, ein Facsimile der von Wrede im Jahre 1843 entdeckten und copirten himjaritischen Inschrift der Mauer von Obne, welche seinem übrigen handschriftlichen Nachlasse beigelegt war. Die Ruinen dieser Mauer ziehen sich quer durch das Thal Obne, in der Landschaft Al-Hadjar. Die Mauer hatte wahrscheinlich einen festungsartigen Zweck, denn die Ruinen heissen noch Hissn (Veste) el Obne, obschon sich hier keine Ueberbleibsel eines Gebäudes finden. Der Herausgeber vermuthet, dass diese Mauer auch, wie der berühmte Damm von Marib, zur Aufstauung und Ausströmung der Wasser gedient habe, welche von den Giessbächen der Hochgebirge sich hier sammelten. Die Inschrift selbst war wohl früher schon bekannt. Es mochten schon längst handschriftliche Copien derselben vorhanden und den Gelehrten zugänglich gewesen sein.*) Lenormant spricht sogar in den Comptes rendus des séances de l'académie des inscriptions 1867 p. 124 von dieser Inschrift, als wäre sie schon veröffentlicht (publiée) worden, doch ist weder dem Herausgeber, noch dem Ref. von einer solchen Veröffentlichung etwas bekannt Auch eine Erklärung der Inschrift wurde in Osiander's Nachlass gefunden, der

*) Der Herausgeber schreibt, (S. 327) sie finde sich auch in Höfer's Zeitschrift für Wissenschaft der Sprache I, S. 306 von Ewald citirt. Ref. konnte aber weder auf der angegebenen Seite, noch überhaupt in der ganzen Abhandlung von Ewald etwas von der Inschrift von Obne finden.

Digitized by Google

selbst die Wrede'sche Inschrift copirt hat. Diess war aber nur ein unvollkommener Versuch, aus einer Zeit, in welcher noch wenig himjarische Inschriften bekannt waren und die Entzifferung derselben noch geringe Fortschritte gemacht hatte. Der Herausgeber hat daher es für zweckmässig gehalten, die Inschrift mit hebräischen Zeichen zu umschreiben, zu erklären und zu übersetzen. Wir müssen indessen gestehen, dass trotz der inzwischen neu entdeckten Inschriften des Colonel Coghlan, eine sichere Entzifferung derselben noch immer kaum möglich ist. Die Verwandtschaft der himjarischen mit andern semitischen Sprachen ist nicht nahe genug, um aus denselben mit Sicherheit die Inschriften in ersterer Sprache erklären zu können. Auch ist noch so vieles dunkel in der Geschichte und Mythologie der Himjariten, dass jede Erklärung immer nur eine gewagte bleibt. Hiezu kommt noch, dass Wrede selbst die Schrift der Himjariten nicht gekannt, viel weniger von der Sprache etwas verstanden hat, so dass wir keine Bürgschaft für die Correktheit der Abschrift haben und wie oben nachgewiesen worden, der Verf. keineswegs unbedingte Zuverlässigkeit beanspruchen darf, und dass ferner an der Inschrift selbst vieles verstümmelt ist, so dass der Ausleger genöthigt wird, das Fehlende zu ergänzen. Gleich beim ersten Worte, das שכמכרש heissen soll, fehlt der Unterscheidungsstrich, der im Himjarischen zwischen jedem Worte zu stehen pflegt. Vom ר ist nur ein kleiner Strich sichtbar, so dass der verstümmelte Buchstabe eben so gut ein ש, נ, ק, oder ד sein kann. Das folgende Wort ist חן und diese beiden Wörter zusammen sollen „donum constitutum misericordiae“ bedeuten. Nimmt man aber an, dass das Unterscheidungszeichen nach dem ersten מ fehlt, nicht nach dem zweiten, wie der Herausgeber glaubt, der dieses als Mimation deutet, so könnte man eben so gut „Grosses Geschenk des Hun“ übersetzen; denn die arabische Wurzel מרש bedeutet stark, mächtig = gross. Das Folgende בן רזון dem der Herausg. die Bedeutung „Bewohner der Hochthäler“ gibt, wäre dann einfach „der Sohn Rasons“ oder „Sohn des Mächtigen“. Hierauf folgen mehrere verstümmelte Worte, die man nach Belieben ergänzen kann, dann unzweifelhaft: „Sohn des Abjathi, des Fürsten von Hadbramaut, endlich am Schlusse der ersten Zeile: מת אמרש מראשון, welches hier „ihr Häuptling und ihre Stammesgenossen“ übersetzt wird. Das Wort מת mit dem der Herausg. hier sowohl als in der dritten Zeile nichts anzufangen weiss, gehört wahrscheinlich hier zu אמרש und dort zu חדרו als particip. der 5. Form. Auch nach dem Kamus bedeutet taammara „herrschen“ also mutaammir „Herrscher, Fürst“ und mutahaddsir kann auch „einschüchtern“ bedeuten. Das folgende קתדם würde „darbringen“ bedeuten, „welches er dargebracht (gewidmet) dem u. s. w.“ Ref. ist weit entfernt seine Erklärung als eine sichere auszugeben, er wollte nur andeuten, wie bei der

Interpretation dieser Inschrift der Phantasie noch ein grosser Spielraum gelassen ist. Den Schluss des Werkes bildet ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Register. **Weil.**

Q. Curti Rufi historiarum Alexandri Magni Macedonis libri qui supersunt. Für den Sprachgebrauch erklärt von Dr. Theodor Vogel Professor an der königl. Landesschule Meissen. Erstes Bändchen. Buch III—V. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1870. VIII und 197 S. in gr. 8.

Die blühende Darstellungsweise des Curtius hat diesem Schriftsteller zu jeder Zeit viele Leser zugeführt, und selbst seine Einführung auf Schulen veranlasst, oder da, wo diess nicht der Fall ist, ihn doch für die Privatlectüre empfehlen lassen, so dass eine für derartige Zwecke zunächst bearbeitete Ausgabe nicht als Etwas Ueberflüssiges zu betrachten ist, zumal wenn in ihr diesem Zwecke in Allem eine solche Rechnung getragen wird, wie diess in der vorliegenden Ausgabe der Fall ist, die, wie man bald sieht, aus einem längeren und gründlichen, diesem Schriftsteller gewidmeten Studium hervorgegangen ist. Es konnte daher auch, in Berücksichtignng des bemerkten Zweckes bei dieser Ausgabe das kritische Element mehr in den Hintergrund treten: um so eher, als in der neuesten Zeit diesem Gegenstand erneuerte Sorge von verschiedenen Seiten zugewendet worden ist: es wurde vielmehr dieser Ausgabe der Text der neuesten Ausgabe von Hedicke (Berlin 1867) zu Grunde gelegt, und ist die Besprechung der Stellen, in welchen der Verf. von dem Text dieser Ausgabe abgehen zu müssen glaubte, in einen eigenen Anhang S. 183 ff. verlegt, damit aber auch der Kritik die gebührende Rücksicht gezollt, die sie selbst in einer Schulausgabe ansprechen kann. Die Hauptaufgabe des Verfassers lag in der Erklärung des Textes mittelst der diesem Text unterstellten deutschen Anmerkungen, welche eben sowohl die sachliche, wie die sprachliche Seite betreffen, in ersterer Beziehung das Geographische wie das Historisch-antiquarische in kurzer, aber befriedigender Weise erörtern, in der anderen Beziehung aber die Erklärung der sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Curtius, seine Abweichungen von dem Redegebrauch der classischen Zeit hauptsächlich zum Gegenstand sich genommen haben. Und dass ein Erklärer des Curtius in einer für Schüler wie für Studirende bestimmten Ausgabe darauf auch besonders sein Augenmerk zu richten hat, kann man nicht bezweifeln: hier ist ein Feld, auf welchem der Erklärer sich wahrhaft nützlich machen und zur Förderung eines gründlichen Studiums der lateinischen Sprache, wie es damit bezweckt wird, ungemein Viel beitragen kann. Der Verf. hat diess auch vollkommen erkannt, und

Digitized by Google

dadurch sich in der Fassung seiner Anmerkungen bestimmen lassen, welche hauptsächlich mit der Erklärung einzelner Ausdrücke oder sonstiger, schwieriger oder eigenthümlicher Redewendungen des Curtius sich befassen und durch eine kurze Angabe des Sinnes und der Bedeutung derselben in das richtige Verständniss den Leser einzuführen suchen. Auch scheint uns hier im Ganzen ein richtiges Maass eingehalten: namentlich sind solche Erklärungen oder vielmehr Uebersetzungen von einzelnen Ausdrücken vermieden, welche eben so gut aus jedem Wörterbuch, das der Schüler gebraucht, entnommen werden können. Wir unterlassen es, einzelne Belege, wie sie aus jeder Seite des Buches genommen werden können, zu geben, da wir glauben, dass der Verf. sich hier von einem richtigen Takt hat leiten lassen, welcher alle Anerkennung erheischt. Eben so wenig können wir uns in eine Prüfung einzelner Erklärungen einlassen, da diese wohl in den meisten Fällen befriedigen, und nur wenige, meist auch in ihrer Lesart bestrittene oder unsichere Stellen sich finden, wo eine andere Ansicht sich geltend machen könnte, wie diess in solchen Stellen stets der Fall sein wird. Wir wenden uns daher nun zu der Einleitung, welche in mehr als einer Beziehung beachtenswerth scheint, und zwar nicht blos für den Schüler, für den sie zunächst bestimmt ist. Dieselbe verbreitet sich zuvörderst über die Persönlichkeit des Schriftstellers und über den Charakter des von ihm hinterlassenen Werkes und knüpft daran (S. 8—41) eine kurze Uebersicht über den Sprachgebrauch des Curtius. Was den erstgenannten Punkt betrifft, so hat sich der Verf. nach dem Vorgang von Mützell dahin entschieden, dass die vielbesprochene Hauptstelle, welche über das Zeitalter des sonst gänzlich unbekannten Schriftstellers eine Auskunft bietet (X, 9), nur auf die Thronbesteigung des Kaisers Claudius am 24. Januar 41 n. Chr. sich beziehen lasse, und hiernach die Veröffentlichung des Werkes um 41 oder 42 zu verlegen sei, mithin eben so wenig früher an die Zeit der Regierung des Caligula, als später, an die Zeit von 43—56 zu denken sei. Zu dem gleichen Ergebniss ist auch unlängst Wiedemann in einem dem dreissigsten Bande des Philologus eingereiheten Aufsatze gelangt, nachdem er nachzuweisen gesucht, dass an eine Abfassung des Werkes unter Tiberius und Augustus, und selbst unter Nero nicht zu denken sei; insbesondere glaubt er in den Schriften des Philosophen Seneca an mehreren Orten, selbst im Ausdruck und in einzelnen Redewendungen Beziehungen auf Curtius und selbst Nachbildungen seiner Rede zu finden, um daraus den Beweis abzuleiten, dass das Werk des Curtius dem Seneca bekannt gewesen, von ihm gelesen worden sei: was uns jedoch noch keineswegs so sicher und ausgemacht erscheinen will. Im Uebrigen hat Herr Vogel den Charakter des Werkes gut gezeichnet; auch die Art und Weise, wie er über die von Curtius benutzten, geschichtlichen Quellen sich auslässt, dürfte keinen Widerspruch hervorrufen: nach

Digitized by Google

seiner Ansicht nemlich hat Curtius in der Geschichte Alexanders hauptsächlich aus Clitarchus geschöpft, dem auch in der Darstellung Alexanders Diodor wie Trogus (Justinus) folgen, und aus dem auch Vieles in Plutarch's Leben des Alexander übergegangen ist. Schon Müller (ad Clitarchi fragm. p 75) hatte diess bemerkt, und noch unlängst hat A. Schäfer sich mit gutem Grunde in gleicher Weise ausgesprochen: die diesem Gegenstand gewidmeten Specialuntersuchungen, wie sie in den Abhandlungen von Raun und Petersdorff vorliegen, haben auch zu keinem andern Ergebniss geführt.

Die weiter an diese allerdings nothwendige Erörterung über die Person des Curtius und sein Werk sich anschliessende Uebersicht des Sprachgebrauchs des Curtius ist eine recht verdienstliche Arbeit, da sie eine Zusammenstellung aller sprachlichen Eigenthümlichkeiten desselben bringt, als ersten Versuch einer Syntaxis Curtiana, wie der Verf. S. VII es nennt. Bei den verschiedenen Urtheilen, welche über den Styl des Curtius gefällt worden sind, wird eine solche Zusammenstellung die einzig sichere Grundlage bieten, auf welche ein richtiges Urtheil gebaut werden kann. Zuerst kommt der Wortschatz und Wortgebrauch: im Ganzen finden sich in dem Werke des Curtius nur wenige ἅπαξ λεγόμενα und solche Worte, die erst bei Schriftstellern nach Augustus vorkommen; bei weitem die meisten der von Curtius gebrauchten Worte kommen schon bei den Schriftstellern vor dem Tod des Augustus vor, mehr als drei Viertel des ganzen Wortschatzes hat Curtius mit Livius gemeinsam. Auch Archaismen oder Gräcismen kommen nur wenige vor, und was der Art sich vorfindet, kommt auch schon bei den Schriftstellern der classischen Zeit, vornemlich bei Cicero vor; in der Anwendung dichterischer Ausdrücke hält sich Curtius im Ganzen innerhalb der Gränzen, die wir auch bei Cicero, Livius und Andern eingehalten sehen und ist nach der hier gegebenen Zusammenstellung, die Zahl der bei Curtius vorkommenden poetischen Wörter, welche nicht schon von Cicero, Sallustius oder Livius gebraucht worden sind, nicht bedeutend: es sind mit nur ein Paar Ausnahmen, lauter Wörter, die bei den Prosaikern vor oder zur Zeit des Claudius im Gebrauch waren, namentlich bei Seneca.

Was den Wortgebrauch betrifft, so wird bemerkt, dass die bei Curtius vorkommenden Eigenthümlichkeiten bereits in den ersten Decennien des Principats in der Prosaliteratur sich eingebürgert hatten. »Nur ganz vereinzelt finden sich Gebrauchsweisen und Phrasen, die Curtius nur mit Prosaikern der späteren Jahrhunderte gemeinsam hat. Wären die Schriftsteller des ersten Jahrhunderts vollständig erhalten und die erhaltenen bereits vollständig lexikalisch durchgearbeitet, so würde sicher diese geringe Zahl noch mehr zusammenschmelzen.« (S. 10.) Es geht daraus aber so Viel hervor, dass die Deutung oer Stelle X, 9 auf den Regierungsantritt des Claudius und die daraus abgeleitete Bestimmung der Zeit

Digitized by Google

der Abfassung des Werkes in der Sprache, deren Curtius sich bedient, nicht nur keinen Widerspruch, sondern selbst einen Anhaltspunkt gewinnt, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf.

In der andern Abtheilung, überschrieben Syntax, geht der Verfasser auf die einzelnen Erscheinungen über, welche im Gebrauch der Redetheile, wie in der Bildung und Fassung der Sätze entgegentreten; was im Gebrauch des Nomen und Pronomen, des Numerale und des Verbum, insbesondere auch im Grauch der Präpositionen, Adverbien und Conjunctionen in dieser Hinsicht Beachtenswerthes bei Curtius vorkommt, wird aufgeführt; es zeigen sich aber im Ganzen nur wenige Abweichungen von dem, was der Sprachgebrauch der classischen Zeit bietet, am ersten noch in der Anwendung der Präpositionen, auf welche daher auch besondere Sorgfalt verwendet ist. Eben so wenig treten bedeutende Abweichungen in der Formation der Sätze hervor, eher noch ist diess bei der Casuslehre der Fall und darum sind die einzelnen Casus hier mit aller Genauigkeit behandelt, eben so auch der Gebrauch der Tempora und Modi, namentlich des Infinitivs. Endlich wird auch noch die Wortstellung besprochen, insofern nemlich Curtius von der auf diesem Gebiete herrschenden Freiheit der Dichter einen ausgedehnteren Gebrauch selbst als Livius gemacht hat, wobei ihn, nach des Verfassers Ansicht, oft blos das Streben nach dem Aparten, Ungewöhnlichen geleitet hat, wenn wir nicht überhaupt die hier vorkommenden Eigenthümlichkeiten aus der rhetorischen Tendenz des ganzen Werkes abzuleiten und zu erklären geneigt sind. »Der Styl des Curtius, wir lassen hier lieber den Verfasser selbst reden, erweist sich sowohl seiner ganzen Färbung nach als auch rücksichtlich des Periodenbaus, der Syntax, Phraseologie und rhetorischer Technik als eine Copie der Schreibweise des Livius«; und dass dieselbe eine bewusste gewesen, erscheint dem Verfasser kaum zweifelhaft bei der grossen Zahl von Anklängen an Gedanken und sprachliche Wendungen des Livius, welche aller Orten bei Curtius sich finden; das Verhältniss zwischen beiden wird dann aber so bezeichnet, »dass Curtius sein grosses Vorbild wohl im Einzelnen, nicht aber im Ganzen zu erreichen vermocht; manche Partien, besonders die Reden können füglich den schönsten Stellen des Livius an die Seite gestellt werden, aber den grossartigen Wurf, das Pathos wahrer und tiefer Begeisterung und das künstlerische Maass in der Verwendung der rhetorischen Kunstmittel hat der Meister vor dem Schüler voraus« (S. 40). Und allerdings wird die Einfachheit und der natürliche Fluss der Livianischen Rede, die »lactea ubertas« eines Livius zu der oft allzu gesuchten Redeweise des Curtius einen grossen Abstand bilden. Der Verf. hat diess auch nicht verkannt, und am Schlusse seiner Uebersicht auf diese allerdings fühlbaren Mängel in der Darstellung des Curtius hingewiesen, eben so wie er auch in der Einleitung S. 6 f. den ganzen Charakter der Geschichtschreibung des Curtius zu würdigen gesucht hat, in wel-

Digitized by Google

chem er auf der einen Seite nicht viel mehr erkennt, als einen meisterhaften Uebersetzer seiner Quellen, der zum eigentlichen Geschichtsforscher weder Fähigkeit noch Neigung, ja nicht einmal die nöthigen Kenntnisse besessen, dessen Auffassung der Personen und Verhältnisse einseitig eine philosophisch-moralisirende sei, während ihm für die grossartige Genialität Alexanders, überhaupt für die Eigenthümlichkeit dieser in ihrer Art einzigen geschichtlichen Erscheinung das Verständniss abgegangen; sein Augenmerk (so heisst es weiter) war ohne Zweifel darauf gerichtet, das allen gebildeten Zeitgenossen aus griechischen Quellen, vornemlich aus Callisthenes und Clitarch genügend bekannte geschichtliche Material in einer fesselnden, wirkungsvollen, insbesondere dem rhetorischen Geschmack seiner Zeit zusagenden Form darzustellen und seine Leser für die grossen dramatischen Momente in Alexanders Leben, so wie für die ideale Heldengestalt Alexanders selbst zu erwärmen. Und von diesem Standpunkt aus wird man dem Verf. auch nicht widersprechen können, wenn er behauptet, dass Curtius eine ganz hervorstechende Begabung für schwungvolle und ergreifende Geschichtsdarstellung besessen habe. Es liegt auch darin, zumal wenn wir damit die moralische Tendenz verbinden, welche das ganze Werk durchzieht und eine höhere sittliche Lebensauffassung bekundet, nach unserem Erachten Grund genug, dem Curtius eine Stelle unter den auf Schulen gelesen Autoren einzuräumen oder vielmehr in derselben ihn zu belassen. Die Ausgabe, mit der wir hier unsere Leser bekannt gemacht haben, kann dazu nur in förderlicher Weise dienen.

An die Einleitung, deren Inhalt wir oben näher durchgangen haben, schliesst sich noch S. 42 eine Inhaltsübersicht des ganzen erhaltenen Werkes selbst mit Einschluss der verlorenen beiden ersten Bücher, deren muthmasslicher Inhalt aus dem, was bei Diodor, Justinus, Plutarch und Arrian sich findet, dargelegt wird, unter Anführung der betreffenden Stellen: ebenso ist den Inhaltsangaben der noch vorhandenen Bücher, welche Capitel für Capitel gegeben sind, in tabellarischer Form die Verweisung auf die entsprechenden Stellen der oben genannten Autoren beigefügt, was in sachlicher Beziehung gewiss nützlich ist, und die historische Forschung erleichtert; endlich sind noch hinter dem kritischen Anhang zwei kleine Excurse angefügt, welche die Stärke des persischen und macedonischen Heeres bei Issus und Arbela betreffen, und eine Rangliste des macedonischen Heeres in dem Nachweis der einzelnen militärischen Befehlshaber liefern.

Chr. Baehr.

Herodiani Technici Reliquiae. Collegit, disposuit emendavit explicavit praefatus est Augustus Lentz. Tom. II. Fasciculus posterior Scripta de nominibus verbis pronominibus adverbiis librum monadicorum continens. Accedunt indices ab Arthurio Ludwich confecti. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXX. VI und 611—1264 S. in gr. 8.

Mit diesem Bande ist das grosse Werk, das uns die gelehrte Thätigkeit eines der grössesten Sprachforschers der späteren hellenischen Welt in der sorgfältigen Zusammenstellung Alles dessen, was sich noch von seinen, auch für die spätere hellenische Zeit einflussreichen Schriften irgendwie erhalten hat, vorführt, zu seinem Abschluss gebracht. Auch diesen Band, gleich dem vorausgegangenen Fasciculus prior (s. diese Jahrbücher 1869 S. 48) verdanken wir der Fürsorge der Freunde des zu frühe verstorbenen Herausgebers, welcher zwar das Manuscript zu diesem Bande hinterlassen, aber in einem Zustande, welcher vielfach eine genauere Durchsicht des Ganzen, auch einzelne Berichtigungen, wie Ergänzungen nöthig machte. Dieser Revision unterzog sich Herr Eugen Plew, während Herr Arthur Ludwich die Indices, zu denen nur ein schwacher Anfang von dem Herausgeber hinterlassen war, ganz von Neuem ausarbeitete. Was diess aber für eine Arbeit war, kann schon aus dem Umfang derselben, der von S. 955 bis 1232 bei doppelten Columnen auf jeder Seite und einem Druck mit kleinen Lettern, reicht, entnommen werden: zuerst ein Index über die einzelnen Buchstaben und Sylben, dann über die einzelnen Worte, und ein höchst beachtenswerther Index auctorum et dialectorum: wodurch die Benutzung des ganzen Werkes nicht wenig erleichtert wird. Wenn die schriftstellerische Thätigkeit des Herodianus eine riesenhafte war, so lässt sich auch dieses Werk, das eine Wiederherstellung seiner gelehrten, grossentheils verlorenen, aber von späteren viel benutzten Schriften bezweckt, als eine Riesenarbeit bezeichnen, wie diess mit vollem Recht in dem Vorwort des Professors Lehrs geschehen ist, als ein Werk, das abgesehen von der dazu nöthigen Sprachkenntniss, eine unermüdliche Ausdauer erforderte, welche die unsäglichen Schwierigkeiten zu überwinden verstand, aber auch der Lösung dieser Aufgabe das Leben zum Opfer gebracht hat.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Revision der Norddeutschen Bundesverfassung und die Oberhausfrage. Frankfurt a. M. 1870. Verlag der F. Boselli'schen Buchhandlung. (2 Bogen, 32 Seiten.)

Die Einrichtung eines Oberhauses bei der Revision der Verfassung des norddeutschen Bundes hat soeben eine warme Befürwortung in dieser sehr gut geschriebenen kleinen anonymen Abhandlung gefunden, welche die Beachtung der politischen Kreise in hohem Masse verdient. Die Schrift zerfällt der Sache nach in zwei Abschnitte, jedoch ohne formelle Abtheilung. In dem ersten Abschnitte werden die Gründe für die Zweckmässigkeit und Rathsamkeit der Einflechtung eines Oberhauses in die Verfassung des Norddeutschen Bundes entwickelt; in dem zweiten werden Vorschläge für die Bildung dieses Oberhauses aufgestellt. Die erste Abtheilung zeichnet sich durch eine sehr klare Darstellung der Gründe aus, in deren Erwägung die Einrichtung eines Oberhauses bisher in allen grösseren Staatskörpern für eine unerlässliche Forderung der Politik erachtet worden ist, woran sodann auch die Gründe angeknüpft werden, welche diese Einrichtung insbesondere für den nunmehr sich zum deutschen Bunde oder zu einem neuen deutschen Reiche erweiternden Norddeutschen Bund rathsam machen. Es wird dabei besonders darauf hingewiesen, dass die Einrichtung eines Oberhauses vorzugsweise im Interesse des intelligenten Liberalismus liegen müsse, welcher einen stetigen Fortschritt anstrebt, aber das deutsche Staatswesen nicht auf eine abschüssige Bahn gebracht wissen will, welche zur Zerstörung der gesunden Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft und somit zu einem Kampfe mit den im Wachsen begriffenen anarchischen Elementen führen müsste, der voraussichtlich eben so in Deutschland eine militärische Dictatur und einen Absolutismus im Gefolge haben würde, wie dies in Frankreich der Fall gewesen ist. Sehr gut ist ausgeführt, welche Gefahren der ruhigen Fortentwickelung der staatsbürgerlichen Freiheit durch die Missstände drohen, welche im Gefolge des allgemeinen Stimmrechtes hervortreten werden, welches nun einmal eingeführt ist, und wie eingeräumt wird, nicht mehr beseitigt werden kann. Es wird hierbei darauf hingewiesen, dass die Nothwendigkeit eines Palliatives hiergegen schon in der Norddeutschen Bundesverfassung anerkannt und zu diesem Behufe die Diätenlosigkeit der Abgeordneten eingeführt worden ist. Obschon diese Diätenlosigkeit, welche auch in England besteht, als der Idee der Volksvertretung an sich angemessen erklärt wird, so

Digitized by Google

wird doch daneben anerkannt, dass dieselbe unter den in Deutschland bestehenden Verhältnissen vielfache Unzufriedenheit erregt, dass voraussichtlich auf ihre Beseitigung ununterbrochen hingearbeitet wird, und jetzt schon der Nachtheil sich zeigt, dass viele sonst tüchtige Männer sich hierdurch abgehalten finden, Wahlen in den Reichstag anzunehmen. Wird aber die Diätenlosigkeit beseitigt, so steigt eben hiermit die Gefahr einer allmäligen Ueberschwemmung des Reichstages mit überstürzenden Elementen, wodurch es sodann um so nothwendiger wird, ein Gegengewicht zu schaffen, welches schwerlich in einer andern Institution als in der Errichtung eines Oberhauses gefunden werden kann. Dass diese Einrichtung nicht sofort bei der Errichtung des Norddeutschen Bundes in dessen Verfassung aufgenommen wurde, wird aus den damaligen politischen Verhältnissen gut erklärt. Handelte es sich doch eigentlich nur um die Herstellung eines provisorischen Zustandes, wobei vor Allem die möglichste Einfachheit des Organismus geboten und die Beherrschung des Reichstages unter dem Eindrucke der damals neuen gewaltigen Ereignisse auch ohne die vermittelnde Stellung eines Oberhauses gesichert schien. Andere Rücksichten werden aber genommen werden müssen, wenn es sich um die definitive Constituirung des nunmehr durch sehr verschiedenartige Elemente vergrösserten deutschen Staatskörpers und um die Beschaffung von Grundlagen handelt, welche bestimmt sind, auf lange Zeit hinaus denselben zu befestigen. Wenn wir nun die Durchführung dieser Gedanken als sehr wohlgelungen anerkennen, so müssen wir desto mehr Bedenken tragen, allen den Vorschlägen beizupflichten, welche hier bezüglich der Zusammensetzung des Oberhauses gemacht werden. Zwar stimmen wir auch hierin bei, dass es in Deutschland nicht an tüchtigen Elementen hierzu fehlt, vermögen aber insbesondere nicht das Element für ein geeignetes zu halten, welches hier in erster Stelle in Vorschlag gebracht wird, nämlich die regierenden deutschen Fürsten selbst. Diesen soll eine Stelle im Oberhause eingeräumt werden, als Ersatz für die Opfer an politischer Herrschermacht, welche sie der neuen Gestaltung von Deutschland gebracht oder zu bringen haben. Es ist dieser Gedanke an sich nicht neu; er findet sich schon in dem von den sog. Vertrauensmännern im J. 1848 der deutschen Bundesversammlung vorgelegten Entwurfe einer deutschen Reichsverfassung. Die Frankfurter Reichsverfassung von 1849 und das hieran sich anschliessende preussische Unionsproject haben aber diesen Gedanken wohl aus guten Gründen nicht adoptirt. Wir lassen hier die Frage beiseite, ob überhaupt bei der dermaligen Umgestaltung der deutschen Verfassungszustände, die Rede von einem Ersatze sein könne, welcher den regierenden Fürsten für das Aufgeben eines Theiles ihrer Souveränetätsrechte zu leisten sei, und beschränken uns darauf auszusprechen, dass nach unserem Ermessen in der Einräumung einer Mitgliedschaft im deutschen Oberhause unter allen Umstän-

Digitized by Google

den kein solcher Ersatz gefunden werden könnte. Vielmehr erachten wir eine persönliche Theilnahme regierender Fürsten an den Verhandlungen eines Oberhauses nicht nur für eine Unzweckmässigkeit, sondern geradezu für eine Incompatibilität. Diese unsere Ansicht stützt sich vornehmlich darauf, dass die dermal regierenden Fürsten sämmtlich constitutionelle Regenten ihrer Länder sind und dies auch nach der bevorstehenden Umbildung der deutschen Gesammtverfassung bleiben. Der Charakter eines Staatswesens als constitutioneller Staat bringt es aber mit sich, dass der regierende Fürst nicht anders als durch das Organ, bez. nicht ohne Vorwissen und Mitwirkung seines den Landständen verantwortlichen Ministeriums Erklärungen von politischer Tragweite gibt und insbesondere, dass er nicht persönlich mit individuellen Ansichten in den Kampf der Parteien eintritt, sondern über ihnen steht, und daher auch nicht einmal dem Namen nach in die Discussionen der verfassungsmässigen politischen Körperschaften verflochten werden darf. In diesen Kampf der politischen Parteien würde aber der regierende Fürst gezogen, wenn er als Mitglied in ein Oberhaus eintreten und an dessen Discussionen und Abstimmungen Antheil nehmen, bez. sogar mit seinen eigenen ebendaselbst sitzenden Unterthanen Rede und Gegenrede tauschen sollte. Wenn man glaubt, dass durch eine solche Art der Theilnahme an dem politischen Leben der Nation die Fürstlichkeit überhaupt eine erhöhte Bedeutung in der öffentlichen Meinung gewinnen könne, so hat man sich schwerlich eine klare Vorstellung von der Rolle gebildet, welche ein regierender deutscher Fürst unvermeidlich in einem Oberhause spielen würde. Man übersehe nicht, dass die regierenden deutschen Fürsten als solche schon Mitglieder des Norddeutschen, bez. demnächst Deutschen Bundesrathes sind oder werden, bez. in diesem durch ihre Regierungs-Bevollmächtigten Sitz und Stimme haben und behalten sollen, und dass alle Anträge von dem Bundesrath an den Reichstag und von diesem wieder zum Bundesrathe zurückgehen. Soll nun ein regierender Fürst, der im Oberhaus sitzt, in diesem nur die Ansicht vertreten dürfen, welche er als die Ansicht seiner Regierung im Bundesrathe hat aussprechen lassen, was doch nur in Folge seiner Uebereinstimmung mit seinem verantwortlichen Ministerium geschehen konnte, und oft auch nur Folge einer auch Seitens der Landstände hierzu ertheilten Zustimmung ist; oder soll der regierende Fürst als Mitglied des Oberhauses etwa beliebig gegen die im Bundesrathe abgegebenen Erklärungen seiner eigenen Regierung stimmen, und also den Versuch machen dürfen, durch seine Reden und Abstimmungen im Oberhause das zu Falle zu bringen, wozu er im Bundesrathe seine Zustimmung hat erklären lassen? Im ersten Falle wäre der Fürst zur Rolle eines Advokaten seines eigenen Ministeriums verurtheilt; er müsste persönlich sein Ministerium decken, anstatt dass nach constitutionellen Grundsätzen dieses die Person des Fürsten zu decken und vor dem

Digitized by Google

Hereinziehen in die Discussion zu wahren hat; der Fürst müsste alle Angriffe, welche sonst nur gegen sein Ministerium gerichtet werden können, persönlich hinnehmen, sogar wegen der Redefreiheit der Mitglieder des Reichstages in den beleidigendsten Formen, welche ein Ordnungsruf des Präsidenten doch jedenfalls nicht ungeschehen machen könnte. Im zweiten Falle würde aber die Möglichkeit gegeben, dass ein Zwiespalt zwischen der officiellen Regierungsansicht und der persönlichen Ansicht des Fürsten, bez. eine Wandelung derselben, z. B. in Folge eines durch die Discussion im Oberhause auf den Fürsten gemachten Eindruckes, zu Tage treten könnte, welche unter Umständen die grösste Aufregung im Lande erregen würde und wofür kein Minister eine Verantwortlichkeit zu übernehmen hätte oder übernehmen wollte! Die Inconvenienz einer solchen Stellung liegt unseres Erachtens auf der Hand. Aber auch darin wird ein Ausweg nicht gefunden werden können, dass — wie der Vorschlag weiter lautet — ein regierender Fürst im Oberhause durch einen Prinzen seines Hauses als seinen Stellvertreter solle stimmen dürfen. Hier würde sogleich die Frage entstehen, ob dieser Prinz nach einer ihm vom Fürsten beliebig zu ertheilenden, oder nach einer von dem verantwortlichen Ministerium contrasignirten Instruction zu stimmen habe, oder unabhängig davon nach eigener Ansicht und eigenem Ermessen stimmen dürfe? In allen diesen Fällen werden ähnliche Inconvenienzen wie die vorberegten hervortreten, insbesondere wird, wenn der Prinz gegen die im Bundesrathe bereits abgegebenen Erklärungen der Regierung seines Gewaltgebers stimmt, sehr leicht der Verdacht aufkommen, dass der regierende Fürst mit dem Prinzen colludire und gegen sein eigenes Ministerium und etwa auch gegen seine Landstände intriguire, oder es würde der Prinz von seinem Gewaltgeber desavouirt und die Vollmacht zurückgezogen werden müssen, wodurch aber doch ein Reichsbeschluss, welcher etwa gerade durch die missliebige Abstimmung des Prinzen zu Stande gekommen wäre, nicht rückgängig gemacht werden würde. Ganz unpassend ist es aber, wenn eine Analogie darin gefunden werden will, dass auch zur Reichszeit regierende Landesherren zugleich Sitz und Stimme auf dem Reichstage gehabt hätten; denn jener Reichstag hatte überhaupt nicht den Charakter einer Volksvertretung, während ein jedes Oberhaus immer einen Bestandtheil des Organismus einer solchen bildet, sondern er hatte im Wesentlichen denselben publicistischen Charakter, welcher dem Bundesrathe im Norddeutschen Bunde zukommt und auch in dem neuen deutschen Bunde verbleibt; d. h. der alte Reichstag war (in der Zusammenfassung seiner drei Collegien) ebenso wie der Norddeutsche Bundesrath, nur eine exclusive Versammlung regierender Herren und freier Städte, neben welchen nicht zugleich auch irgendwelche Unterthanen derselben als Volksvertreter sassen oder sitzen konnten. Wenn aber der Vorschlag dahin modifizirt wird, dass nur die an-

deren Bundesfürsten, nicht aber der König von Preussen, in dem Oberhause Sitz und Stimme haben sollen, so würde dies eine Anomalie sein, welche durch die Hinweisung auf die besondere Eigenschaft und Stellung des Königs von Preussen als Bundes-Oberhaupt keineswegs gerechtfertigt werden kann. Das Bundes-Oberhaupt bleibt doch immer eben so gut König von Preussen, wie die anderen Bundesglieder Könige, Grossherzoge, Herzoge und Fürsten ihrer betreffenden Länder bleiben. Könnte man überhaupt eine Analogie des alten Reichsrechts für zulässig halten, so wäre auch diese hier dagegen; denn das deutsche Reichsoberhaupt, der Kaiser, hatte als König von Böhmen seine Stimme im Kurfürstencolleg, als Erzherzog von Oesterreich aber auf der Fürstenbank. Ebenso wie der König von Preussen, wenn gleich er Bundesoberhaupt ist, doch eine Stelle in dem Bundesrathe als Bundesglied neben den anderen Bundesgliedern einnimmt und einzunehmen beanspruchen muss, ebenso würde sich auch die Krone Preussen veranlasst finden müssen, in dem Oberhause eine den übrigen regierenden Fürsten gleiche Stellung in Anspruch nehmen, wenn Letzteren darin überhaupt eine Stelle einzuräumen wäre. Auf der andern Seite aber würden es die übrigen regierenden Fürsten als eine vorläufige Andeutung ihrer zur Zeit doch noch nicht formell ausgesprochenen, aber gleichsam subintelligirten Mediatisirung auffassen müssen, wenn sie in dem Oberhause neben den andern seit 1806 mediatisirten ehemaligen Reichsständen, den dermaligen Standesherren, und neben ihren eigenen Unterthanen sitzen sollten, ohne dass der König von Preussen als solcher in gleicher Weise auch eine Stelle im Oberhause einnähme. Nach dem vorliegenden Vorschlage sollen nun zwar, damit auch die Krone Preussen im Oberhause nicht ohne Vertretung bleibe, die (sämmtlichen) volljährigen Prinzen des k. preussischen Hauses Sitz und Stimme in demselben erhalten und zwar nicht als Mandatare des Königs von Preussen oder seiner k. Regierung, sondern als selbstberechtigte Mitglieder des Oberhauses. Da nun aber in vorliegender Schrift den Prinzen der übrigen deutschen regierenden Fürstenhäuser das gleiche Recht, ebenfalls selbstständige Mitglieder des deutschen Oberhauses zu sein, nicht beigelegt wird, so wird durch obigen Vorschlag eine Ungleichheit gesetzt, welche diese anderen bundesfürstlichen Häuser sich nicht gefallen lassen und nicht dazu zustimmen werden. Vielmehr würde in solchem Falle darauf bestanden werden müssen, dass sämmtlichen volljährigen Prinzen der regierenden deutschen bundesfürstlichen Häuser die Eigenschaft von geborenen Mitgliedern des Oberhauses mit dem Rechte, selbstständig nach ihrem Gewissen und nach eigener Einsicht zu stimmen, beigelegt werde, wie dies bereits überall der Fall ist, wo das Zweikammersystem besteht. Uebrigens ist es auch etwas ganz Anderes, wenn Prinzen mit solcher Unabhängigkeit als geborene Mitglieder in ein Oberhaus eintreten, als wenn sie darin nur als Mandatare des jeweilig regierenden Hauptes

Digitized by Google

ihres Hauses auftreten dürften. Als Mitglieder des Oberhauses werden sodann auch Vertreter der freien Städte bez. ihrer Bevölkerungen (im Gegensatz zu ihren an dem Bundesrathe theilnehmenden Regierungen) in Vorschlag gebracht; desgleichen die dermaligen deutschen Standesherren. Warum aber, wenn ausser diesen ehemals reichsständischen fürstlichen und gräflichen Häusern noch andere nicht-regierende fürstliche Häuser in dem Oberhaus Sitz und Stimme finden sollen, nur den von der Krone Preussen zu Herzogen und Fürsten creirten Herren und nicht auch den von den anderen verbündeten Königen creirten Fürsten das gleiche Recht eingeräumt werden soll, möchte wohl noch eine Begründung erfordern. Die Ernennung neuer erblicher Pairs durch das Reichsoberhaupt soll an die Zustimmung des Oberhauses und an den Nachweis eines unabhängigen fideicommissarischen Vermögens geknüpft werden. Den aus diesen Kategorien sich zusammensetzenden vorwiegend aristokratischen Gruppen des Oberhauses würden sich dann die Repräsentanten anderer gesellschaftlicher Kreise anschliessen, welche selbstständige Interessen vertreten: wie die Kirche, die Universitäten, die grossen Städte. Als weiter zu berücksichtigen werden die Mächte des modernen Verkehrslebens erwähnt und als eine offene Frage wird erklärt, ob und unter welchen Bedingungen endlich dem Reichsoberhaupte das Recht vorzubehalten sein möge, in Anerkennung besonderer Verdienste oder Leistungen lebenslängliche Mitglieder des Oberhauses zu ernennen. Im Wesentlichen geht also die Meinung des ungenannten Verfassers dahin, dass das Oberhaus auf das Prinzip der Interessen-Vertretung, insbesondere der Vertretung grosser und bleibender Interessen, im Gegensatze zu dem Princip des allgemeinen Stimmrechtes, auf welchem die Bildung des Unterhauses beruhen würde, zu gründen sei, jedoch so, dass das Oberhaus nicht den Charakter einer Versammlung von einer Art von Regierungscommissairen annehme, wie dies bei den bestehenden ersten Kammern mehr oder minder der Fall ist. Mit diesem Grundgedanken wird man sich einverstanden erklären können, wenn schon bei seiner Durchführung noch eine Reihe von Verhältnissen in Erwägung kommen müsste, welche in der vorliegenden Schrift noch keine Erörterung gefunden haben. Auch darin wird man dem Verfasser zustimmen dürfen, dass, wenn die Einrichtung eines Oberhauses nicht bei der jetzt — d. h. bei der zur Zeit der Publikation seiner Schrift — bevorstehenden Revision der Norddeutschen Bundesverfassung in Angriff genommen und durchgeführt wird, man vielleicht nie mehr oder doch erst nach einem längeren Zeitraume und nach bitteren Erfahrungen zu dem wünschenswerthen Ausbaue der deutschen Gesammtverfassung in dieser Beziehung wird gelangen können. Es ist aber bereits entschieden, dass dermal nur die durch den Beitritt der süddeutschen Staaten unabweislich nothwendig werdenden Modificationen an der Norddeutschen Bundesverfassung in einzelnen Punkten vor-

Digitized by Google

genommen werden, wonach denn freilich die von mehreren Seiten angeregte Oberhausfrage vorläufig in den Hintergrund treten muss.

Zoepfl.

Canti e Racconti del Popolo Italiano pubblicati per cura di Domenico Comparetti ed Alessandro D'Ancona. Vol. I. Canti Monferrini. Torino-Firense. Ermanno Loescher. 1870. (Auch mit dem Nebentitel: Canti Popolari Monferrini, raccolti ed annotati dal Dr. Giuseppe Ferraro.) XVI u. 158 Seiten Octav.

Vorliegender Band ist der erste einer Reihe, die dazu bestimmt ist, die Volkslieder und Märchen sämmtlicher Theile Italiens nach und nach bekannt zu machen, zu welchem Zwecke die Herausgeber, abgesehen von ihrer eigenen Thätigkeit, sich den Beistand zahlreicher Mitarbeiter in allen jenen Gegenden gesichert haben und daher die wohlbegründete Hoffnung hegen dürfen, ihr Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang nehmen zu sehen. Mit Recht bemerken sie in dem Vorworte, dass die Wichtigkeit des letztern in wissenschaftlicher Beziehung zu augenfällig sei, um dieselbe erst besonders darthun zu müssen, und weisen daher kürzlich nur darauf hin, was sie zu leisten beabsichtigen. Das ganze Werk soll nämlich aus einer Reihe einzelner Sammlungen bestehen, welche von einander unabhängig in einem oder mehreren Bänden ihren Stoff in seiner ursprünglichen Gestalt, d. h. also ohne irgendwelche Bearbeitung oder Aufstutzung darbieten und ebenso auch von keinen ästhetischen, sondern nur von historischen, vergleichenden und philologischen Erläuterungen begleitet sein sollen. Was nun die Märchen angeht, so sind deren bisher verhältnissmässig nur wenige in Italien bekannt gemacht worden, so dass wir eine ganz besonders reiche Ausbeute zu erwarten haben, und wenn die Volkslieder in genannter Beziehung allerdings besser begünstigt waren, so bleiben gleichwohl, wie die Herausgeber anführen, auch hier noch bedeutende Lücken auszufüllen, ehe die wichtigern Provinzen Italiens hinreichend vertreten sind. Demgemäss ist die rubricirte Sammlung auf Veranlassung der Herausgeber von einem Schüler derselben, dem Dr. Giuseppe Ferraro, in dessen Heimath unternommen worden, wobei er sich jedoch auf den engen Kreis seiner Geburtsstadt Carpeneto, im obern Montferrat, Provinz Alessandria, beschränkt hat. Gleichwohl besteht die Ausbeute in 115 Nummern nebst einer Anzahl Strambotti und enthält des für die vergleichende Forschung Wichtigen oder sonst Anziehenden nicht wenig, wobei gegebenen Falls Ferraro auf die verwandten Lieder anderer Völker hinweisst, ohne indess in dieser Beziehung anderes als nur ausnahmsweise über das romanische Gebiet hinauszugehen. Es ver-

Digitized by Google

steht sich nun von selbst, dass eine grosse Zahl der Parallelen sich in andern bereits bekannt gemachten Sammlungen norditalischer Volkslieder findet, wie in denen von Nigra, Bolza, Widter-Wolf u. s. w., ausserdem aber besonders, und auch diess selbstverständlich, die nähere Verwandtschaft mit der französischen Volksliederdichtung hervortritt, wie ja sogar einzelne französische Worte leicht wieder zu erkennen sind. Die von Ferraro absichtlich oder unabsichtlich übergangenen Nachweisen ergänzen zu wollen, liegt mir fern, um so mehr als es den beiden rühmlich bekannten Gelehrten, die an der Spitze des ganzen Unternehmens stehen, ein leichtes gewesen wäre, aus dem Schatze ihrer umfangreichen Kenntnisse auf dem betreffenden Gebiete das Mangelnde zu ergänzen. Da sie diess nicht gethan, so wollten sie wahrscheinlich dem jedesmaligen wissenschaftlichen Benutzer dieses onus überlassen, und ich selbst will mich daher hier auch nur auf Einzelnes beschränken. So kommt in no. 11 Giuseppina la parricida (= Wolf-Widter Volkslieder aus Venetien no. 86) der Zug vor, dass der Henker, im Begriff die Vatermörderin an den Galgen zu knüpfen, diese frägt, ob sie ihn heirathen wolle, was sie aber ablehnt. Diese Frage bleibt unverständlich, wenn man sich nicht des alten Rechtsgebrauchs erinnert, wonach der Henker eine arme Sünderin vor der Todesstrafe befreien konnte, wenn sie seine Frau werden wollte; so in Piemont und Frankreich, s. meine Bemerkungen in den G. G.-A. 1866 S. 2018 f., wo ich auch einen verwandten deutschen Rechtsgebrauch erwähnt, wonach ein Mädchen einen armen Sünder vom Tode retten konnte, wenn sie ihn ehelichen wollte. Diess muss auch einst in Piemont gegolten haben, wie aus der vorliegenden Sammlung no. 19 La Brunetta erhellt, deren Inhalt folgender ist. Ein Mädchen will durchaus auf der Stelle einen Ehegespons haben und nicht länger warten, wesshalb ihr Vater sie mit Schlägen misshandelt, von einem jungen Manne aber dafür erstochen wird. Dieser soll darob am Galgen büssen, das Mädchen jedoch, bei dessen Fenstern er vorbeigeführt worden, kommt auf den Richtplatz und bittet ihn los, worauf sie sich heirathen. Auch in Spanien muss einst der nämliche Rechtsgebrauch bestanden haben, wie aus Don Alfonso Uz de Velasco's Komödie »El Zeloso« erhellt, wo in der ersten Scene des dritten Actes Cornelia sagt: »Acuérdome ahora de que estando un malhechor en la escalera, le presentaron una moza perdida coja, para librarle si se quisiese casar con ella; y al punto que la vió, volviendose al verdugo, dijo: Hacé presto, hermano, vuestro oficio, que Zanquea.« — No. 16 Principessa Giovanna entspricht Nigra's Clotilda, wo die Heldin zwar auch Giovanna heisst, aber von Nigra auf Clotilde, die Tochter Chlodwigs und Gemahlin Amalrichs von Septimanien als ihr Vorbild zurückgeführt wird. In der kürzeren Fassung bei Ferraro haben drei Brüder ihre Schwester weit fort verheirathet an einen Fürsten, der sie Tag und Nacht mit Schlägen

Digitized by Google

blutrünstig misshandelt und sie sogar unter Todesdrohungen zwingt, das in einen Teller aufgefangene Blut zu trinken. Eines Tages geht sie an den Bach, um ihr Hemde zu waschen und will sich ins Wasser stürzen; da erblickt sie ihre drei Brüder und kehrt alsbald nach Haus, wo sie dem über ihre rasche Wiederkunft erstaunten Gemahl auf sein Befragen mittheilt, sie habe ihre drei Brüder kommen sehen. Diese langen bald nachher an und halten die Schwester in Folge ihres kläglichen Aussehens erst für die Kammerfrau, dann aber als sie sich zu erkennen gibt, fragen sie sie nach ihrem Gatten. Sie sagt, er sei auf der Jagd, zugleich aber winkt sie mit den Augen, so dass sie ihn in Folge dessen im Schlosse suchen und im letzten Zimmer finden, aus dem sie ihn hinausgehen heissen, da sie ihm sein weisses Hemde dunkel färben wollen. Der Zug des Versecktseins ist passender bei Nigra dargestellt, wo der Gemahl Johannas in demselben Zimmer, wo sie mit den Brüdern spricht, sich unter das Bett versteckt hat. Er stammt übrigens ohne Zweifel aus der im Mittelalter weitverbreiteten Fabel, wo ein Hirt oder Bauer dem von einem Jäger verfolgten und sich versteckenden Wolf, der sich gegen ihn dankbar zu zeigen verspricht, zwar der Art beisteht, dass er dem anlangenden Jäger mit der Hand einen falschen Weg weist, allein mit den Augen auf den Versteck des Wolfes hinwinkt. S. Grimm Reinhart Fuchs S. 328 f. »Der Wolf und der Gebure« und S. 348 f.: »Der Wolf und der Obsenaere«. S. auch Phaedr. fab. Gud. 23. Romulus 38. Marie de France 42. mnl. Esopet 57. — No. 21 Cecilia. Derselbe Stoff wie in Shakespeare's Measure for Measure; s. hierüber meine Bem. in den Heidelb. Jahrb. 1867 S. 180 f. zu Bolza no. 50 und Simrocks Quellen des Shakespeare 2. Aufl. Bonn 1870. I, 152 ff., wo also jetzt ausser dem Liede bei Ferraro auch noch die von ihm angeführten zwei catalonischen Romanzen hinzuzufügen sind. (Bei Simrock S. 155 Z. 2 u. 3 v. u. statt »de Dain« und »de Hardy« lies »le Dain« und »le Hardy«; ferner S. 156 Z. 4 v. u. statt »die Frau eines Ritters der« lies »die Frau eines Ritters die«; S. 159 Z. 4 v. o. st. Botzas lies Bolzas u. ebend. Z. 6 st. 175 l. 75.) — No. 22 La povora Lena. Die von der Stiefmutter übel behandelten Kinder weinen auf dem Grabe ihrer ersten Mutter, welche darauf in die Welt zurückkehrt und dem jüngsten Kinde die Brust reicht, zu dem grössern aber sagt, sie würden zu Hause einen gedeckten Tisch finden. Zugleich jedoch ruft sie klagend aus: »Oh ich Aermste! Gestern war ich noch im Paradise, und weiss nicht, ob ich dorthin werde zurückkehren dürfen.« Also auch hier der Zug mit dem Stillen des Säuglings durch die todte Mutter, welchen Grundtvig nicht für ursprünglich oder ächt erkennen will. Vgl. meine Bem. in den Heidelb. Jahrb. 1864 S. 218 zu Hahn's Neugriech. Märchen no. 83 (wo zu lesen Grundtvig's Danmarks Gamle Folkeviser). Zu den dort Angeführten füge noch J. V. Grohmann, Aberglaube und Gebräuche

aus Böhmen und Mähren, Prag 1864 S. 116 no. 870—872. Rochholz, Glaube und Brauch der deutschen Vorzeit, Berlin 1867, I, 186, bei welchem letztern der erwähnte Zug gleichfalls vorkommt. — No. 31 La Risuscitato. Graf Puymaigre, der Herausgeber der schätzbaren Sammlung Chants popul. recueillis dans le pays messin. Metz et Paris 1865 hat in der zu Metz erscheinenden Revue de l'Est (Fevrier 1869) einen sehr anziehenden Aufsatz »Sur la poésie populaire« gegeben und erwähnt darin unter anderm Folgendes als Zusatz zu den in seiner Sammlung p. 88 ff. enthaltenen von Ferraro übersehenen zwei Versionen des Liedes »Les demoiselles du château de Bonfort« nebst der Anm.: »M. Chabo, dans un livre intitulé: Biarritz (Bayonne 2 volumes), s'est aussi occupé de la poésie basque. La pièce la plus remarquable analysée par lui est l'histoire si connue partout de la jeune fille qui, enlevée par trois capitaines, feint d'être morte pour sauver son honneur. M. Chabo donne les derniers vers et les traduit ainsi: »»Au bout de trois jours, la morte fait un cri à son père: Écoutezmoi, père, de grâce vous devez le croire, c'est par le vif désir de préserver ma vertu que je suis restée morte.«« (P. 174).« — No. 38 La Ragazza guerriera. Ein Mädchen zieht in Mannskleidung statt ihres Vaters in den Krieg, und da sie von einem alten Weibe als Frauenzimmer erkannt wird, so widerlegt sie durch kluge Antworten alle Beweise, durch die man ihr wirkliches Geschlecht darthun will. S. meine Bem. in den G. G.-A. 1866 S. 2023 zu Puymaigre p. 81 »La fille soldat.« Zu den dortigen Anführungen füge man, ausser Reinh. Köhler in Eberts Jahrb. 3, 57 f. no. IV, auch noch das mährische Lied bei Wenzig Westslaw. Märchenschatz S. 228 »das herzhafte Mädchen«, wo gleichfalls eine Tochter für den Vater in den Krieg zieht, jedoch die Geschlechtsprüfung fehlt, vielmehr als der Kaiser ihr zur Belohnung ihrer Tapferkeit seine Tochter zur Frau geben will, entdeckt sie selbst ihr Geschlecht und heirathet dann den einzigen Sohn des Kaisers. Hiermit scheint ein serbisches Lied übereinzustimmen, auf welches Wesselofsky im Ateneo Italiano vom 15. April 1866 p. 5 ganz kurz mit folgenden Worten hinweist: »In einem serbischen Liede, welches Nigra nicht anführt und das dem nämlichen Kreise angehören dürfte, wird das wahre Geschlecht des Mädchen nicht erkannt, sondern sie wird mit der Tochter des Königs verheirathet und sieht sich zur Hochzeit gezwungen. Das Ende ist wie jeder sich denken kann, ohne dass jedoch die verwickelte Sache durch ein Wunder gelöst werde«; nämlich durch einen Geschlechtswechsel, wie in einem ältern italienischen Heldengedichte »Historia della reina d'Oriente« von Antonio Pucci, welches Wesselofsky seinem Stoffe nach mit dem in Rede stehenden Lieder- und Märchenkreise verwandt glaubt. — No. 40 Il Genovese. Ein Genueser wendet alles Mögliche an, um die von ihrem Vater eingeschlossen gehaltene Geliebte in seine Gewalt zu bringen; vergebens! Endlich lässt er

Digitized by Google

seinen Todtendienst in der Kirche halten und das Mädchen bekommt Erlaubniss demselben beizuwohnen; da springt der verstellte Todte auf und lässt sich mit ihr stehenden Fusses trauen. Vgl. Geijer og Afzelius no. 26 »Herr Carl eker Klosterrofuet«. Wir haben hier das Gegen- und Seitenstück zu einer andern Liederreihe, wo es die Liebende ist, die sich todt stellt und so ihren Zweck erreicht, wie bei Puymaigre p. 46 f. »La Maîtresse captive« und Walter Scott's Minstrelsy »The gay Goss-hawk«. — No. 70 Il Marito geloso. »Marie, wo bist du gewesen?« — »Im Garten nach Salat.« — »Wer war mit dir?« — »Eine Gevatterin, lieber Mann.« — »Tragen denn deine Gevatterinnen Hosen?« — »Sie hatte die Röcke aufgeschürzt.« — »Tragen denn deine Gevatterinnen Hüte?« — »Es war eine Bänderhaube, lieber Mann.« Die hierher gehörigen verwandten Lieder bespricht Ferd. Wolf in seinem Vorwort zu »Schwed. Lieder der Vorzeit übertragen von R. Warrens« Leipzig 1857 S. XXXV f.; s. auch dessen »Beiträge zur sogen. Volkspoesie«, Wien 1859 S. 6 ff. (Sitzungsber. u. s. w. S. 134 ff.). Puymaigre, Chants popul. du pays messin p. 217 ff. »La chanson de la bergère.« Hinsichtlich der daselbst angeführten Parallelen bemerkt Puym. in dem bereits angeführten Artikel der Revue de l'Est p. 15: »Ces analogies étaient d'ailleurs assez vagues, mais bientôt je trouvais dans le recueil franc-comtois de Max Buchon, dans les Chants populaires de la Provence de Damase-Arbaud, dans les Chants de l'Ouest de Bujeaud, des couplets offrant avec les nôtres trop de ressemblance pour que l'on puisse croire à une lointaine et indécise transmission ou à des rencontres fortuites .... Cette chanson de la Bergère ne s'est pas arrêtée dans la Provence dans l'est et dans l'ouest de la France. L'année dernière je l'ai rencontrée encor dans le Béarn.« Puymaigre theilt dann diese dem Munde alter Landleute entnommene Fassung mit. Sie enthält ein Gespräch zwischen einem Manne und seiner Frau in zwanzig dreizeiligen Strophen, deren dritte Zeile stets die erste wiederholt, während in der zweiten der Mann immer »Courblu, mourblu, Mariou« ausruft, die Frau hingegen: »Hélas! mon Diü, lou mé amic.« Die zwei ersten Strophen lauten so: »Toun t'en ères tantos anade, — Courblu, mourblu, Mariou, — Tou t'en ères tantos anade?« — »Taü, casaü, coeille l'ensalade, Hélas! mon Diü, lou mé amic, — Taü, casaü coeille l'ensalade.« Das ganze Lied lautet übersetzt so: »Wohin warst du eben gegangen? Gottsblitz, Potzblitz, Marie, wohin warst du eben gegangen?« — »In den Garten, Salat holen, ach lieber Mann; in den Garten Salat holen.« — »Mit wem sprachst du denn?« — »Mit meiner ältesten Schwester.« — Es schien mir als hätte sie Hosen an.« — »Es schien dir so, weil sie den Rock aufgeschürzt trug.« — »Es schien mir als trüge sie einen Degen.« — »Es war ihre vergoldete Kunkel.« — »Es schien mir als hätte sie einen Schnurbart.« — »Sie hatte eben

Maulbeeren gegessen.« — »Es gibt heuer ja keine.« — »Sie waren vom vorigen Jahre.« — »Wo hattest du sie aufgehoben?« — »In dem verschlossenen Schranke.« .... [Hier scheint etwas zu fehlen.] — »Ich schlage dir den Schädel entzwei.« — »Und was fängst du dann mit ihm an?« — »Ich werfe ihn zum Fenster hinaus.« — »Die Kapuziner werden sich damit lustig machen« (?). — »Ich werfe dich in die Garonne.« — »Und ich halt' an in Bayonne.« — No. 100 Il Matrimonio della Formica. Hochzeit der Ameise und der Grille. Vgl. no. 97 »Il grillo e la formica.« Wolf, Volkslieder aus Venetien zu no. 102 a verweist auf eine Reihe von Volksliedern, welche Vögel-, Käfer- und Insekten-Hochzeiten zum Gegenstand haben. S. auch Puym. p. 309—312 »L'Alouette et le Pinson« zwei Lieder. Passow *Τραγούδια Ρωμαΐκά* no. 623 »*Τοῦ Γάμου*«, wo die Hochzeit von fünf Mäusen und achtzehn Wieseln geschildert wird.

Die folgenden Nummern enthalten no. 101—5 Kinderlieder, no. 106 eine kurze Lebensschilderung des heiligen Alexius, no. 107—110 geistliche Lieder, no. 111—115 geschichtliche, darunter »L'assedio di Turino 1706« und das letzte »Dopo la guerra di Russia 1814«. Demnächst folgen zum Schluss 112 Strambotti (Liebeslieder, gewöhnlich von vier Zeilen), worunter sich viele recht hübsche finden, freilich weisen dagegen die beiden letzten auf die sehr empfindliche Enttäuschung hin, welche im ehelichen Leben eintritt, wenn die Leidenschaft entflohen und die Liebe nicht geblieben ist. No. 111 lautet so: »Titti mi diso, titti mi stradiso — Che a maridèse s'trova ir paradiso; — L'é tantu tempu che sun maridata — Il paradiso non l'ho ancor trovato.« d. h. »Alle sagen und wiederholen mir, dass man in der Ehe das Paradies findet; doch ist es schon so lange her, dass ich verheirathet bin, das Paradies habe ich aber noch nicht gefunden.«

Noch will ich bemerken, dass für den Leser ein Glossar viel bequemer wäre, als die Worterklärungen unter dem Texte, die sich oft mehrfach für das nämliche Wort wiederholen und es dennoch nicht selten an nothwendiger Stelle unerklärt lassen, nämlich da, wo es zuerst vorkommt oder wenn man die Bedeutung vergessen. Ferner hat Ferraro in seinem Vorworte zwar darauf hingewiesen, dass die von ihm gesammelten Lieder nicht selten verstümmelt und unvollständig sind, er sie aber gleichwohl so wiedergegeben, wie er sie vernommen, woran er ohne Zweifel ganz recht gethan; doch hätte an den Stellen, wo eine augenscheinliche Lücke ist, dieselbe immerhin durch Sternchen angedeutet werden können, weil diess dem Leser zu Hülfe kommt. So z. B. bestehen in dem bereits erwähnten Liede no. 38 »La Ragazza guerriera« die Proben des als Mann verkleideten Mädchens darin, dass wenn sie in einem Laden ein Paar Handschuhe kaufe, in einem Garten einen Blumenstrauss pflücke, dann wieder in einem Laden eine Schürze kaufe und endlich beim Schlafengehen sich angekleidet ins Bett

Digitized by Google

lege, diess alles ein Zeichen ihres weiblichen Geschlechts sein würde. Nun thut sie zwar alle diese Dinge, erklärt sie aber dadurch, dass man im Kriege guten Geruch brauche, dass die Schürze zum Geschenk für die Geliebte bestimmt sei und dass wenn Männer bei einander schlafen, es zwecklos sei, sich auszukleiden, die Erklärung für die gekauften Handschuhe aber fehlt, und somit müssen nach Vers 32 vier Zeilen ausgefallen sein. Ein Zeichen der Lücke wäre hier also am Platze gewesen. Anderes der Art übergehe ich und erwähne nur noch no. 33 Fiorenza, deren Inhalt folgender ist. Am Tage nach ihrer Hochzeit wird Fiorenza von ihrem jungen Gatten verlassen, der erst nach sieben Jahren wiederkehrt, seine Gattin aber von den sarazenischen Mohren geraubt findet. Er macht sich auf den Weg sie zu suchen und begegnet einer Frau, die am Flusse wäscht und von der erfährt, dass Fiorenza sich in dem nahen Schlosse befinde. Auf ihren Rath schleicht er sich als Pilger verkleidet in dasselbe und gibt sich bei Fiorenza für einen Landsmann aus. Diese aber frägt ihn, wie er dorthin gekommen, wohin doch selbst die Vögel nicht gelangen könnten. . . . . Hiermit endet das Lied, dessen Schluss offenbar unvollständig, vielleicht aber blos durch ein Versehen beim Druck ausgefallen ist; denn das bei allen andern Liedern befindliche Schlusszeichen fehlt hier.

Varianten der einzelnen Lieder sind nicht gegeben; sollten sich keine geboten haben? Diess ist kaum anzunehmen, und es wäre wünschenswerth dieselben wohl zu beachten und mitzutheilen, da sie ja oft von grosser Wichtigkeit sind. Vielleicht jedoch mögen sie bloss desshalb weggeblieben sein, um den Umfang des Buches nicht zu sehr auszudehnen und so seiner grössern Verbreitung hinderlich zu werden. Der Preis desselben ist jedenfalls bei anständiger Ausstattung ein sehr mässiger (2 Lire). Wie dem auch sei, das hier Gebotene ist im höchsten Grade willkommen und sehen wir mit grossem Verlangen den folgenden Bänden entgegen, deren nächster, wie es scheint, eine Märchensammlung bringen soll und dann wohl von Comparetti mit vergleichenden Erläuterungen begleitet sind. Dass in diesem Falle eine ganz vorzügliche Arbeit zu erwarten steht, wäre überflüssig besonders hervorzuheben, so wie überhaupt von einem literarischen Unternehmen, an dessen Spitze Gelehrte wie Comparetti und D'Ancona stehen, sich in jeder Beziehung nur die besten Hoffnungen hegen lassen. Ob sie nicht auch die Sammlung italienischer Sagen in ihren Kreis ziehen möchten?

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Digitized by Google

Beiträge zur Petrographie der plutonischen Gesteine gestützt auf die von 1861 bis 1868 veröffentlichten Analysen von Justus Roth. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. In Commission bei F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1869. 4. S. 200 und CXLIII.

Im Anschluss an das von dem um die Petrographie hochverdienten Verfasser im Jahr 1861 herausgegebene Werk (»die Gesteins-Analysen in tabellarischer Uebersicht mit kritischen Erläuterungen«) bildet die vorliegende Arbeit einen weiteren und sehr bedeutenden Beitrag. Es sind hauptsächlich die Silicat-Gesteine behandelt, d. h. die Mineral-Gemenge plutonischen Ursprungs so weit sie aus Silicaten oder aus Quarz und Silicaten bestehen und es findet deren Betrachtung vorzugsweise von dem chemischen Standpunkte aus statt.

Das Ganze zerfällt in zwei Theile; einen kritischen und tabellarischen, in dem die Gesteins-Analysen in übersichtlicher Anordnung zusammengestellt sind. Der Verfasser deutet zunächst in der Einleitung darauf hin, wie der Geolog — gestützt auf die Gesammt-Anschauung — die Gesteine in ganz andere Gruppen zusammenfasst, als der Petrograph; wie jener als geologisch zusammengehörig vereinigt, was dieser zu trennen sich veranlasst sieht. Berücksichtigt man das geologische Alter, so erhält man drei grosse Gruppen: krystallinische Schiefer, ältere und jüngere eruptive Gesteine. Diese Eintheilung legt Roth in seinem Werke zu Grunde, indem er die krystallinischen Schiefer (Gneisse, Glimmerschiefer u. a.) — deren Genesis bekanntlich eine so vielfache Deutung erfahren hat — als plutonische, d. h. als die älteste Erstarrungs-Rinde der Erde betrachtet. Roth bespricht ferner in der Einleitung die verschiedenen Structuren und deren Bedeutung für die Erkennung der Gesteine. Die Erstarrungs-Folge der Mineralien, welche bei granitischem Typus den Habitus des Gesteins nicht beeinträchtigt, ist von wesentlichem Einfluss auf den Habitus der sog. Porphyre, da bei identisch chemischer Zusammensetzung des Gesteins dasselbe Mineral bald in grossen Krystallen ausgeschieden, bald nur in der Grundmasse vorhanden sein kann. Es lassen sich bei den porphyrischen Gesteinen zwei Gruppen unterscheiden. Bei der einen nähert sich die Zusammensetzung der Grundmasse sehr der Zusammensetzung des Ganzen, weil Beschaffenheit und Summe des in grösseren Krystallen ausgeschiedenen mit der Grundmasse übereinstimmt. Bei der zweiten Gruppe enthält die Grundmasse noch mikroskopische Krystalle von Mineralien, die gar nicht oder sehr selten in grösseren Krystallen ausgeschieden sind. Als typisch für die erste Gruppe können die Felsitporphyre, für die zweite die Phonolithe gelten. Roth weist darauf hin, wie durch einfache Analyse eines porphyrischen Gesteins ohne gleichzeitige chemische und mikroskopische Analyse

Digitized by Google

der Grundmasse und des Ausgeschiedenen kein Fortschritt der Kenntniss erreicht wird.

Bekanntlich ist die Zahl der die Silicatgesteine bildenden Mineralien eine verhältnissmässig geringe und man hat sich in den letzten Jahren vielfach mit der Frage beschäftigt: gibt es eine bestimmte Regel für die Association derselben? Allerdings lehrt die Erfahrung, dass gewisse Mineralien mit einander vorzukommen, andere sich zu meiden pflegen. Roth führte eine Reihe von Beispielen an, ohne aber zu verkennen, dass das von ihm Ausgesprochene mit dem Fortschritt des Wissens Aenderungen erfahren könne.

Die drei Gesteins-Gruppen, die krystallinischen Schiefer, die älteren und jüngeren Eruptivgesteine werden nun eingehend besprochen. Die beiden letzten Gruppen sind, wie dies auch Zirkel in seinem Lehrbuch der Petrographie gethan, in weitere Unterabtheilungen nach ihrem feldspathigen Bestandtheil gebracht.

Die zweite Abtheilung von Roth's Schrift gibt eine sehr vollständige Zusammenstellung aller seit 1861 veröffentlichten Gesteins-Analysen. **G. Leonhard.**

Geologische Karte von Deutschland bearbeitet von H. von Dechen. Im Auftrage der Deutschen geologischen Gesellschaft. Herausgegeben mit Unterstützung des Königl. Preuss. Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Berlin 1870. Verlag von J. H. Neumann. Mit einem Begleitworte von H. von Dechen.

Schon vor längerer Zeit, bald nach ihrer Gründung, fasste die deutsche geologische Gesellschaft den Plan, eine geologische Uebersichtskarte von Deutschland unter dem Zusammenwirken ihrer Mitglieder zu bearbeiten. Es wurde damals von einem der hervorragendsten Mitglieder auf die Vortheile hingewiesen, welche eine Vertheilung uncolorirter Exemplare an einzelne Mitglieder darbieten würde, um die von ihnen gemachten Beobachtungen selbst auf die Generalkarte aufzutragen. Die einzelnen Beiträge sollten durch eine Redactions-Commission zu einem Ganzen verbunden werden und die Farben für die Formationen sich so viel als möglich an die bekannte Karte L. v. Buchs anschliessen. Auf der Versammlung zu Göttingen wurden bereits 12 Beiträge zur Karte vorgelegt: für Pommern und Rügen von v. Hagenow, für Meklenburg von Boll, für die Umgebung von Hamburg von Zimmermann, für Braunschweig von v. Strombeck, für Thüringen von Credner, für Nassau von F. Sandberger, für Württemberg von Fraas, für Baden von G. Leonhard, für Oberschlesien und einen Theil von Polen von v. Carnall, für die preussische Provinz Sachsen

von Ewald, für Rheinland-Westphalen von H. v. Dechen, für den österreich. Staat von W. v. Haidinger. Auf jener Versammlung änderte man auch den früheren Plan und beschloss die Bearbeitung der Karte in eine Hand zu geben. Die allgemeine Wahl fiel auf dasjenige Mitglied der Gesellschaft, welches sich in Deutschland um die Herstellung geologischer Karten die grössten Verdienste erworben: auf H. v. Dechen. Obschon auf der Versammlung zu Frankfurt a. M. H. v. Dechen bereits die vollständige colorirte geologische Uebersichtskarte von Deutschland vorlegte, wurde die Herausgabe derselben noch immer verzögert. Der Grund dieser Verzögerung war hauptsächlich, dass sich noch fortwährend neues und sehr wichtiges Material bot. Dahin gehören die von der geologischen Reichsanstalt in Wien publicirten vortrefflichen Karten; die von B. Studer und Escher von der Linth herausgegebene Karte der Schweiz; für Süddeutschland lieferte die Uebersichtskarte von Gümbel, Bachs Karte von Württemberg, Baden und Hohenzollern, Ludwigs Karte vom Grossherzogthum Hessen schätzbares Materiel; ebenso für Norddeutschland H. Römers Karte von Hannover, C. Naumanns und B. v. Cottas Uebersichtskarte von Sachsen, J. Roths Karte von Niederschlesien wie die von G. Rose, Beyrich, F. Römer und Roth bearbeitete Karte von Oberschlesien, endlich die von Beyrich herausgegebene Karte der norddeutschen Tertiär-Bildungen.

So entstand durch das Zusammenwirken so mannigfacher Kräfte und unter der bewährten Leitung H. v. Dechens die vorliegende treffliche Karte. Auf derselben sind in den sog. sedimentären Formationen drei Hauptabtheilungen: neozoische, mesozoische und paläozoische Formationen mit ihren zahlreichen Unterabtheilungen unterschieden. Durch rothe Farbentöne sind die krystallinischen, schieferigen und massigen Gebirgsarten bezeichnet.

Weil die geologische Kenntniss der auf der vorliegenden Karte dargestellten Länder sich in einem vorgerückten Zustand befindet, darum bietet dieselbe ein ebenso getreues, als den Fortschritten der Wissenschaft entsprechendes Bild der geologischen Verhältnisse Deutschlands. Gleichen Schritt mit der Gediegenheit der wissenschaftlichen Darstellung hält die Schönheit der technischen Ausführung in Farbendruck. Es muss mit lebhaftem Dank erkannt werden, dass das königl. preussische Ministerium des Innern in richtiger Würdigung der Vortheile einer geologischen Uebersichtskarte von Deutschland dem Unternehmen eine so wirksame Unterstützung gewährte und die Herausgabe der Karte, deren Verbreitung zu einem billigen Preise ermöglicht hat.

G. Leonhard.

Digitized by Google

Nr. 56. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1. *De gentibus et familiis judaeis quae 1 Chr. 2. 4. enumerantur. Dissertatio quam ordinis theologorum summe reverendi judicio ad licentiati in theologia honores in academia Georgia Augusta rite obtinendos submisit* Julius Wellhausen, *de collegio Repetentium Gottingensium. Göttingen. 1870.*
2. *De aetate carminum Dt. XXXII et XXXIII et quae inde sequantur ad circumscribendam Deuteronomii aetatem. Dissertatio quam scripsit et ex auctoritate evangelicorum theologorum ordinis summe reverendi in universitate literaria Albertina ad obtinendum gradum licentiati theologiae — publice defendet* Joannes Lehmann *Dr. phil. et cand. theol. Gotha. 1870.*
3. *De summa carminis Jobi sententia disputavit* Guilelmus Volck, *phil. Dr., theol. lic., LL. semitt. p. p. o. theol. ord. adscr. societ. germ. orient. sod. Dorpat. 1869.*

Die vorstehenden kleinen Schriften zeigt Ref. zusammen an, weil sie alle drei akademische die Kritik des Alten Test. angeben und beinahe gleichzeitig erschienen sind; er berichtet ausführlich über die N. 1. und dann über die Trias lieber, als über dicke Commentare, durch welche die Wissenschaft entweder nicht von der Stelle rückt oder in denen sie gar rückläufig wird, wie z. B. in gewissen Auslegungen der Genesis, der Sprüche, Daniels. Wenn solche aber, die wie gespensterhafte Ruinen in unsere lichte Zeit hereinragen, einem nur den Geschmack am Alten Test. zu verderben geeignet sind, so kann man noch weniger Freude haben an Büchern, welche ohne exegetischen Unterbau kritisch absprechend das ganze A. Test. oder grössere Abtheilungen desselben souverän meistern und das Feld der Wissenschaft mit frischem Unkraute bereichern: wodurch man in den Augen der Unmündigen eine Autorität wird. Der Unterz. meint, dass namentlich durch Abhandlungen enge begrenzten Gegenstandes oft mehr geleistet werde und auch jetzt zu leisten sei, als mit umfassenden Werken, welche doch nicht durch tieferes Graben bisher verborgene Wahrheit zu Tage fördern; nur dass solche Monographieen nicht selbst wieder zu einem grossen Buche anschwellen dürfen wie das Camphausen'sche über Deut. c. 32. Dafür vollends, mit dem Nachlass der Natur eines Gelehrten aus dem alten Register beglückt zu werden, d. h. uns festgehalten zu sehen auf dem Standpunkte, bei welchem Jener vor Jahren schliesslich angelangt war, bedanken wir uns schönstens.

Digitized by Google

Man kann es nur loben, dass der Verf. des Schriftchens N. 1. sich einen prosaischen, ja erzprosaischen Text zur Behandlung ausgesucht hat. Das Studium der historischen Bücher des A. Test., von Anfang an zurückgesetzt, wird auch in der Gegenwart meist vernachlässigt; und die Epigonen commentieren mit Vorliebe die Dichter und Propheten, über welche aus neuerer Zeit schon viele Geistesarbeit vorliegt, so dass sie nur zwischen den verschiedenen Ansichten eine oft unglückliche Wahl zu treffen haben, und das selbständige Denken unterlassen können. Bei den Prosaikern kommt heute noch Einer viel häufiger in den Fall, dass er sich seinen eigenen Weg bahnen muss und so durch Erschliessung neuer Ideen sich wirkliche Verdienste erwerben mag. Auch ist hier noch viel Verdienst übrig, zumal in Sachen der Kritik, und der Lohn, dass man selbst dabei erklecklich lerne, sicher. Wer dagegen, ohne der Prosa Meister geworden zu sein, sich mit den poetischen BB. beschäftigt, der tritt nicht des geraden Weges durch die Thüre in das Haus hinein; er wird nicht lernen, was Poesie ist im Unterschiede zur Prosa, was Prosa ist, vollends nicht: er lernt niemals recht hebräisch.

In einem ersten Cap.: de sermone ethnologico, zeigt Hr. W., dass nicht einfach die Familiengeschichte sich zu derjenigen des Volkes gestalte, sondern noch andere Bedingungen einwirken; dass ihr Stoff, der gegenwärtige Zustand, nur eben in geschichtliche Form gebracht werde; dass wohl manche, aber keineswegs alle Namen einer Genealogie zuerst wirklichen Personen eigneten. Die geschichtliche Form musste sich mit den Zeiten ändern; und wenn z. B. öfter einem Vater zwölf Söhne zugeschrieben werden, so geschieht das schematisch. Die mehreren Söhne eines Vaters sind verwandte Familien, deren Verschmelzung gilt als Ehe; als Gattin kann aber auch das Land erscheinen u. s. w.

Das zweite Cap.: de compositione locorum 1 Chr. 2. 4, 1—23., ist so reichen Inhaltes, dass ein eigentlicher Auszug nicht möglich scheint; und es ist der Mühe werth, selbst nachzulesen, wie geschickt und scharfsinnig der Verf. sein Objekt zergliedert, die Bestandtheile ältern und jüngern Datums sondert, und so die Unordnung abstellt. Ausgehend C. 2. von dem 9. Vers, wo als Söhne Chesrons Jerahmeel und Kĕlubai aufgeführt werden, welcher letztere identisch mit Kaleb V. 18 ff. und V. 42—45., beweist der Verf. zunächst, dass diese zweite Gruppe ursprüng an Kĕlubai V. 9. sich anschloss. V. 18—24. dagegen, in welchen Kaleb vor dem ältern Bruder abgehandelt würde, sind anderswoher zusammengestoppelt; die VV. 21—23., in welchen der Vater selbst wieder auftritt, bilden eine Gruppe für sich, während auch Vers 24. sich mit dem 19. nicht ausgleicht. An V. 45. schliessen sich die VV. 47. 49. 50. an, die VV. 46. 48. sind Einsatz. Dergestalt kommt Jerahmeel, wie recht, V. 25—33. vor Kaleb zu stehen. Mit V. 34., welcher dem 31. widerspricht, hebt wiederum ein Einschub an,

reichend bis V. 41.; dessgleichen für spätern Zusatz erklärt Hr. W. mit Recht die Genealogie des Davidischen Hauses V. 10—17., und daher auch den Bruder Jerahmeels Ram V. 9., welcher V. 25. vielmehr als dessen Sohn erscheint, durchaus für unecht.

Nachdem Hr. W. auch von 1 Chr. 4, 1—23. die Bestandtheile in der Kürze sortirt hat, handelt er 3) de argumento historico horum catalogorum. Er zeigt p. 23. zuvörderst, dass C. 2, 25 ff. 42 ff. vorexilische Verhältnisse derer von Jerahmeel und Kaleb in Rede stehen. Mit Berufung namentlich darauf, dass Niemand aus Jerahmeel als Gründer einer Stadt genannt wird, wohl dagegen Männer vom Stamme Kaleb, in welchem vor Davids Zeit der Schwerpunkt Juda's lag, erkennt Hr. W. in Jerahmeel Hirten des Kleinviehs, wogegen Kaleb in Hebron u. s. w. die alte Lebensweise nur eben nicht ganz aufgab p. 26. Wenn aber C. 2, 50 ff. Kalebiten in nördliche Gegenden Juda's versetzt werden, so hat der Chronist hiebei nachexilischen Bestand im Auge p. 29. Diess wird von dem Verf. mit schlagenden Gründen dargethan; seine Ausführung zumal über die collegia V. 55. und in Betreff des Bandes zwischen den Leviten und dem Hause Rechab, sowie des Anknüpfens der Essäer an die Rechabiten p. 30—33., ist höchst beachtenswerth. Dass Kalebs erste Frau עֲזוּבָה die Verlassene heisst, die zweite Ephrat, deutet der Verf. mit Wahrscheinlichkeit allegorisch also: Als Kaleb mit den übrigen Judäern ins Exil geführt wurde, verliess er seine ersten Wohnsitze, und zurückgekehrt siedelte er sich in Ephrat (Kirjat-jearim) an. Die Söhne des Gründers von Thekoa (nach dem Exil) C. 2, 24. 4, 5. wohnen d. h. wohnten früher fern von Thekoa im tiefsten Süden p. 34. Schliesslich handelt der Verf. noch von chesronischen Eigennamen, welche sich dieselben oder ähnlich in Midian oder Edom wiederfinden, und mit Recht erkennt er darin um so weniger einen Zufall, als Jerahmeel sowohl wie Kaleb dem Stamme Juda auch etwa beigeordnet werden anstatt einverleibt.

Von den Schäden des Textes hat Hr. W., wie sich ihm Gelegenheit bot, manche gut und gründlich geheilt. C. 2, 18. indess würde Ref. anstatt ואת in בת zu verwandeln (p. 33.) für אִשָּׁה וְ lieber אִשְׁתּוֹ schreiben: er machte gebären sein Weib, die Azuba, d. h. erzeugte von ihr die Jerioth; sofort in b. werden die Söhne der Jerioth, nicht Brüder derselben namhaft gemacht. Die Note ferner p. 27: *Ἰερεμεὴλ* 1 Sam. 1, 1. auf יְרֻמְאֵל zurückzuführen, sei Dresdense potius quam Hebraeum, dünkt uns eine übelangebrachte Zierrath. Gewiss wird, wie Hr. W. will, durch *Ἰερεμεὴλ* vielmehr ירחמאל ausgedrückt; der Commentar von Thenius bleibt trotzdem ein gutes Buch; und ist secessebat p. 31. nicht auch eher göttingisch, als lateinisch?

Digitized by Google

Von dem Verf. mehr, denn von irgend einem der jüngern Fachgenossen hat Ref. den Eindruck erhalten, dass Derselbe durch eine strenge Schule gegangen ist und etwas darin gelernt hat. Hr. **Wellhausen** besitzt wissenschaftliche Energie; wir wünschen ihm noch öfter zu begegnen.

Der Verf. von N. 2., Hr. Lehmann, glaubt, das Gesetzbuch, welches zur Zeit Josia's aufgefunden wurde, bilde nicht bloss den Grundstock des Deuteronomiums, sondern decke sich mit demselben; und so wendet er sich zunächst wider die Meinung, dass das Deut. ursprünglich mit C. 28, 61. geschlossen habe. Nachdem er nun sich angestrengt hat zu zeigen, was man uns freilich nicht erst noch beweisen muss, dass dem Deuteronomiker das Lied des Mose bekannt war, von ihm in sein Buch aufgenommen wurde, und dass Lied und Segen nicht des nemlichen Verfassers sei, nimmt er p. 9 ff. das Zeitalter des Liedes in Angriff zuvörderst mit Erörterung des Ausdruckes לֹא עָם. Er will das »Unvolk« V. 21. nicht von den Assyrern des 8. Jahrhunderts verstanden wissen, sondern mit **Knobel** die Syrer der Zeit Ahabs verstehen, setzt also das Gedicht in den Anfang des 9. Sekulums; und dass die V. 16—18. 37 ff. erhobene Anklage des Götzendienstes zum ablaufenden achten, zur Periode des Königs Hosea nicht recht passe, mag sein. Aber wie verhält es sich damit im Anfange dieses Jahrhunderts, zur Zeit, da der Prophet Hosea den Ehebruch der Gattin Jahve's, der Volksgemeinde, die Verehrung der Götzen C. 1, 2. 2, 4 ffr 15. 3, 1 ff zu rügen sich bemüssigt sieht? Und wenn die Assyrer den Hebräern nicht als ein Unvolk erscheinen können, dann offenbar diess noch weniger ein Nachbarvolk, welches eine dem Hebräischen verwandte Sprache redete; dessen Städte bekannt waren, mit welchem vielfacher, auch friedlicher Verkehr stattfand (1. Kö, 20, 34. 2 Kö. 8, 7.)? Ref. hält die Kategorie für verständlich, wenn man sie von einem fremden Kriegsvolke gelten lässt, dessen Sprache ja auch nach hebräischen Begriffen keine Sprache ist (Jes. 28, 11. 33, 19.); dessen Horden ihre volkliche Gestaltung und bürgerliche Ordnung daheim zurückgelassen hatten. Und die Assyrer Phuls waren obendrein die Leute der neuen medischen Dynastie: sie, welche bis anhin für Israel wirklich kein Volk waren, wie noch nachgehends auch die Chaldäer Jes. 23, 13.

Aus der Verwandtschaft des dem nördlichen Reiche angehörigen Liedes mit dem 90. Psalm, welchen die Aufschrift dem Mose zuweist, und aus der spätern Verähnlichung des Elias und — meint Hr. L. — des Elisa mit Mose wird nunmehr S. 18. der Schluss gezogen, allerdings nur wie eine Vermuthung: Psalm 90. sei ein Gebet des Elias, das Lied 5 Mos. 32. von Elisa gedichtet. Ref. gesteht, dass ihm eine derartige Kritik ziemlich halsbrechend vorkommt. Die Verhältnisse müssen schon äusserst günstig liegen, wenn Jemanden, von dem nichts Litterarisches existirt, woraus sein Styl, Sprachgebrauch, Ideenkreis sich erkennen liesse, ein anonymes

Schriftstück mit einiger Wahrscheinlichkeit soll geeignet werden. Dass das »Lied des Mose« im 9. Jahrhundert abgefasst sei, hat auch Hr. L. nicht bewiesen, und wird Niemand beweisen. Und was dann den Psalm des Elias betrifft: wie kommt es, dass ein demzufolge so altes Gedicht erst im 4. Buche der Psalmen einen Platz finden mochte? Und kann Irgendwer die Aehnlichkeit des 90. Ps. mit Ps. 89, 47—50. verkennen? soll diese Verwandtschaft des 90. Ps. mit dem Vorgänger auf Zufall beruhen, oder auch Ps. 89. dem Elias zuerkannt werden? Schon die Wortwahl כלינו in ihrer Verbindung V. 9. drückt den Ps. in sehr späte Zeiten herunter (vgl. Hi. 36, 11. mit 21, 13.). Wir wünschen, dass Hr. L. einen so bedenklichen Weg nicht ferner betrete; sonst könnte er das enfant terrible der positiven Kritik werden, wie ein solches der negativen bereits vorhanden ist.

Im Verfolge p. 19 ff. widerlegt der Verf. die Meinung Bunsens, dass das »Lied« bald nach Josua's Tode verfasst sei, weist sehr gut nach, dass 5 Mos. C. 23. vom 18. Psalm abhängt, und sucht zu zeigen, dass daselbst auch das Lied der Hanna (1 Sam. C. 2.) nachgeahmt werde. Nachdem er im weitern gegen Ewald ausgeführt, dass nicht etwa an der Stelle dieses Liedes vordem ein anderes gestanden hat, wobei er übrigens in der landläufigen Hypothese sich befangen zeigt, als ob »Jehovist« und »Elohist« der Genesis auch die folgenden Bücher förmlich unter sich theilten: wird p. 27 ff. darzuthun versucht, dass schon die Propheten Jesaja und Micha das Lied Mose's gelesen haben; und dass es zu deren Zeit bereits vorlag, steht ausser Zweifel. Wenn nun aber der Hr. Verf. p. 31 ff. bei Hosea ebenfalls Reminiscenzen an 5 Mos. C. 32. entdeckt, so wird die Beweiskraft der angeführten Parallelen durch den Umstand geschwächt, dass gleichwie das Lied so auch Hosea dem nördlichen Reiche angehört und — setzen wir hinzu — in die Abfassungszeit des Liedes noch hinabreicht, so dass jene Berührungen vielleicht einander zu coordiniren sind. Inzwischen bringt Hr. L. von in Wahrheit erheblichen Stellen nur solche aus den späteren Cpp. Hosea's bei: C. 13, 6. 8. 11, 3. 9, 10., welche des Zeitverhältnisses halber wirklich schon auf 5 Mos. 32, 15. 24. 11. 10. beruhen könnten.

Das Latein des Hrn. Verf. ist beschwerlich und ermangelt der Durchsichtigkeit. Davon abgesehen, hat die Dissertation einen wissenschaftlichen Charakter. Hr. L. zeigt sich nicht gerade dogmatisch befangen, und entwickelt viel gesundes Urtheil, auch hinreichende Belesenheit im A. Test. Für seine Part. II^{da} über den Segen des Mose empfehlen wir ihm sorgfältige Exegese des 21. Verses.

Vielfach anderer Beschaffenheit, als die Abhandlungen Wellhausens und Lehmanns ist N. 3., die mit dem Imprimatur des Dorpater Senates versehene Schrift des Hrn. Prof. Volck. Durch die ausserordentliche Verschiedenheit der Ansichten vom Grundge-

Digitized by Google

danken und dem Zwecke des Buches Hiob sieht sich der Verf. zu eigener Untersuchung aufgefordert. Dieselbe nimmt nun freilich von vorne herein einen schiefen Gang, sofern Hr. V. alle Bestandtheile des jetzigen Buches für echt hält. Auch macht er sich das Widerlegen leicht (vgl. p. 5. 21 u.), wenn z. B. desswegen der unschuldig leidende Hiob nicht das israelit. Volk soll bedeuten können, weil letzteres mit Recht gestraft wurde; als wäre Israel nicht relativ gerecht den Heiden (C. 12, 6. 9, 24.) gegenüber. Hinwiederum mit guten Gründen kehrt er sich p. 8 ff. gegen die Meinung, dass C. 19, 25—27. ein Leben nach dem Tode gelehrt und in dieser einzigen Stelle der Hauptgedanke des Buches enthalten sei s. p. 17 u. Daran anknüpfend erörtert er die betreffenden Worte ausführlich. Er erklärt: Hinter meiner Haut d. i. aus meiner Haut heraus, quam (mala) decusserunt hunc in modum; auf das Mask. עוֹר könne זאת sich nicht beziehen. Aber זאת bedeutet auch nie hunc in modum, und kann das Neutrum ausdrücken. Auch wäre hinter (meiner Haut) hervor hebräisch vielmehr בְּעַד; und אחר liesse die Anschauung zu, dass seine abgezogene Haut wie ein Hemde vor ihm aufgehängt sein, er dahinter stehen werde, wie 1 Mos. 18, 10. hinter der Zeltthüre die Sara. Folgerichtig deutet Hr. V. מִבְּשָׂרִי ex carne mea (adhuc superstite). Indess, da מִן auch von — ab d. h. nach bedeutet (Hos. 6, 2. 2 Sam. 23, 4.), so wird das parallele אחר wohl zeitlich zu fassen sein, und מִן ungefähr das Gleiche besagen.

Hr. V. findet p. 20., der Verf. des Buches H. wolle zeigen, dass die Seele des von den Wirrnissen dieses Lebens gequälten Menschen nicht zu wahrem Frieden und zur Ruhe gelangen könne, ausser wenn Gott sich ihm geoffenbart habe; und mit dieser Aufstellung hofft er die Echtheit der Reden Elihu's zu sichern p. 23., gegen deren Bestreiter er sich sofort wendet, doch ohne auf die Gesammtheit der von ihnen vorgebrachten Beweisgründe einzugehn. Hiob, meint Hr. V. p. 24. 26., erwiedere desshalb nicht, weil von Elihu zum Schweigen gebracht; es sei falsch, dass die Rede Jahve's nur eine Bestätigung des von Elihu Gesagten sein würde p. 25. Da Hiob als Nichtisraelite vorgeführt ist, so behauptet Hr. V. ferner p. 27., die Schwierigkeiten, mit welchen Hiob und seine Freunde sich abmühen, hätten einem Israeliten nicht gleiche Sorge bereitet, und vermuthlich wolle der Dichter, abstrahierend von seiner hebräischen Gotteserkenntniss, anschaulich machen, wie weit es die Menschen im Ertragen des Lebens durch eigene Kraft, Weisheit, Frömmigkeit bringen können (vgl. p. 42.). Dass Jahve's Erscheinen den Hiob beruhige, damit werde besagt, Jahve's Gegenwart in Israel kräftige zum Ertragen des Lebens (ad tolerandam rerum humanarum obscuram perplexamque rationem p. 28.), wozu ohne göttlichen Beistand der Mensch sich

Digitized by Google

vergebens anstrenge (vgl. p. 37. 41.). Aber freilich um das Ertragen dieser ambages handelt es sich in dem Buche eigentlich nicht, sondern um die Frage, warum sie vorhanden und so wie vorliegt zugemessen seien.

Mit Recht erklärt sich im weitern Hr. V. gegen diejenigen Kritiker, welche den Prolog und den Epilog dem Gedichte absprechen wollten. Auch das Zeitalter des Buches zu berühren, veranlasst ihn die Erwähnung Satans (vgl. p. 35.). Wie der Unterz. glaubt auch Hr. V., Hi. 14, 11. fliesse erst aus Jes. 19, 5., so dass Abfassung in den Tagen Salomo's hinwegfällt. Auch darin stimmt Ref. mit dem Hrn. Verf. überein, dass die Idee Satans nicht erst aus der medisch-persischen Theologie herübergenommen worden. Allein Hr. V. sieht nur die Verschiedenheit zwischen Ahriman und Satan, nicht auch ihr Aehnliches (: mirum quantum differt), und meint, der Satan des Prologes wurzle rein in opinione domestica et vulgari p. 31., überhaupt (p. 31.) in 1 Mos. C. 3. Er sei im Buche Hiob keiner der בני אלהים (?), sondern wie bei Sacharja der Feind Gottes, der Angehörigen Gottes und der göttlichen Dinge: was auch durch 1 Chr. 21, 1 ff. sich erhärte. Der Begriff des Satans habe sich auch im Laufe der Zeiten nicht abgewandelt p. 34. Allein wenn er in der Eigenschaft eines Anklägers der Menschen auftritt, so ist er diess als Personifikation der Sünde, die uns vor Gott anklagt, ist demnach böses Princip und von Hause aus doch mit Ahriman identisch.

Aus der im Uebrigen gelungenen Vertheidigung des Epilogs heben wir hervor, dass auch Hr. V. in den Worten C. 27, 13—23. den Hiob seine eigene Meinung aussprechen lässt: was aber nicht wäre amicos suo ipsorum gladio jugulare (p. 39.), sondern sich selber auf das Maul schlagen. Dass Hiob wieder glücklich wird, deutet mit Vorgängern der Verf. richtig als blosse Forderung der poetischen Gerechtigkeit p. 41.: ne, si Jobus in miseriis permanserit, legentium animi vulnerarentur. Somit aber widerspräche es dem Epilog nicht (gegen p. 42.), wenn eine gerechte Vergeltung in diesem Leben als irrthümlich zu bekämpfen für Zweck des Buches H. ausgegeben wird. Schliesslich wirft Hr. V. noch einen Blick auf die Erwähnung Hiobs im N. Test., worüber wir weiter nichts zu bemerken haben.

Der Verf. schreibt gewandt lateinisch, und handhabt auch seine Beweisführungen mit dialektischer Gewandtheit. Indess gehört seine Abhandlung eben doch zu den Schriften, welche die Kritik am Seile des dogmatischen Vorurtheils festzuhalten suchen, so dass sie in krampfhaftem Ringen um das Dasein es zu keinem rechten, gesunden Leben bringt. **Hitzig.**

Digitized by Google

Die Philosophie des Unbewussten. Versuch einer Weltanschauung von E. v. Hartmann, Dr. phil. Berlin, 1869. Carl Duncker's Verlag. IV und 679 S. gr. 8.

Schon die Aufschrift des vorliegenden Buches klingt ziemlich barok und paradox. Eine Philosophie des Unbewussten! Die Philosophie will wissen, sie ist Wissenschaft. Wissen kann man aber nur das, dessen man sich wirklich bewusst ist; denn ein Wissen ohne Bewusstsein wäre ein Messer ohne Klinge und Heft. Wir sollen also eine Wissenschaft des Unbewussten erhalten. Durch die Wissenschaft aber werden wir des Unbewussten bewusst. Ein bewusstes Unbewusstes ist aber kein Unbewusstes mehr. Die Philosophie macht das Unbewusste, sobald sie es zu ihrem Gegenstande erhebt, zum Bewussten. Aber es ist doch Thatsache, dass Vieles, das gegenwärtig in unserem Bewusstsein ist, schwindet, aus unserer Erinnerung kommt und dass wir uns später meist durch Anregung eines Aehnlichkeitsverhältnisses der Zeit, des Ortes, der Sache, des Wortes wieder daran erinnern. Das ist doch etwas Unbewusstes in uns. Gewiss; doch, sobald wir es wissen, sind wir desselben bewusst und das Unbewusste ist nicht mehr unbewusst. Das Unbewusste ist also etwas, das zu einer gewissen Zeit oder unter gewissen Umständen unbewusst ist, zu andern Zeiten und unter andern Umständen aber bewusst werden kann. Bewusst werden kann aber nie etwas, was nicht dem Keime, der Möglichkeit, der Entwickelungsfähigkeit nach in unserm Bewusstsein liegt. Das Unbewusste ist ein bedingt Unbewusstes, bedingt durch das Bewusstsein, in welchem es dem Keime nach als Möglichkeit liegt. Es ist nicht absolut, sondern relativ, nicht unbedingt, sondern bedingt unbewusst. So kann es auch nicht zum Princip der Philosophie, zum Ding an sich gemacht werden, aus welchem Alles hervorgeht und in welches Alles in ewigem Cyklus zurückläuft. Es ist Nichts an sich ohne das Bewusste und aus einem reinen Nichts wird auch Nichts, wie ein wirkliches Nichtnichts oder Etwas nicht zu Nichts wird. Die Thätigkeit unseres Geistes zeigt dieses — und nur nach dieser können wir urtheilen, weil im Geiste das Unbewusste bald bewusst, das Bewusste bald unbewusst wird, offenbar aber das Unbewusste für uns nichts ist, als das noch nicht entwickelte Bewusste. Klar ist, dass man in diesem Sinne von unbewusst nur da sprechen kann, wo wirklich Bewusstsein ist. In einem andern Sinne, dem absoluten Sinne, ist das Unbewusste die Negation alles Bewussten und so viel als das Bewusstlose, und in diesem Sinne kann man dann allerdings in Allem, was nicht Mensch ist, das Unbewusste finden; denn die thierische Selbstempfindung ist noch lange kein Selbstbewusstsein. Man hat seit Kant das, was dieser als unerkennbar bezeichnete, erkennen wollen, das Ding an sich. Fichte nennt es das Ich, Schelling das Absolute, Hegel die absolute Idee, Schopenhauer den

Digitized by Google

Willen. Der Herr Verf. bietet uns ein neues Ding an sich, das Unbewusste. Wird dieses das Leben mehr erklären, das Welträthsel besser lösen, als dieses bisher geschehen ist? Wir zweifeln sehr daran; denn das Unbewusste ist eben das, was aus dem Bewusstsein geschwunden ist, von dem wir also eben, weil es unbewusst ist, nichts wissen, ein rein Negatives oder ein Negatives, das nur mit der und durch die Position gedacht werden kann. Der Herr Verf. verlangt mit Recht, dass die speculative Methode sich mit der inductiv naturwissenschaftlichen vereinige, um ein genügendes Resultat zu erzielen. In diesem Falle darf aber die speculative Methode nicht mystisch sein, sie darf nicht ins Blaue hinein nach einem beliebigen Princip suchen und dann eine angebliche Ableitung aller Erscheinungen aus diesem vornehmen. Wenn man dieses gethan hat, dann hilft auch die Verbindung der Speculation mit der naturwissenschaftlichen Induction nichts; denn dann werden entweder diejenigen naturwissenschaftlichen Thatsachen aus der Reihe der übrigen herausgewählt, welche zur Bestätigung des angeblichen Princips dienen, oder die Thatsachen werden so zugestutzt und umgeformt, wie dieses schon die Schelling'sche Naturphilosophie gethan hat, dass sie als Belege für einmal angenommene metaphysische Hypothesen gebraucht werden können.

So wenig man darum auch dem Princip und der auf dieses angewandten Methode des gelehrten Herrn Verf. beistimmen kann, so liest man dennoch das anregend und in anziehender Form geschriebene, scharfsinnig durchgeführte Buch mit vielem Interesse.

Zuerst werden in der Einleitung Aufgabe, Methode und Vorgänger angedeutet und die Frage aufgeworfen, wie man zur Annahme von Zwecken in der Natur komme (S. 1—39). Dann wird die Physik oder die Lehre von der Erscheinung des Unbewussten dargestellt. Hier wird die Erscheinung des Unbewussten in der Leiblichkeit und im Geiste unterschieden. Die Erscheinung des Unbewussten in der Leiblichkeit umfasst 1) den unbewussten Willen in den selbstständigen Rückenmarks- und Gehirnfunctionen, 2) die unbewusste Vorstellung bei Ausführung der willkürlichen Bewegung, 3) die unbewusste Vorstellung im Instinct, 4) die Verbindung von Wille und Vorstellung, 5) das Unbewusste in den Reflexbewegungen, 6) in der Naturheilkraft, 7) den indirecten Einfluss bewusster Seelenthätigkeit auf organische Functionen, 8) das Unbewusste in der organischen Bildung (S. 39—157).

Das Unbewusste im Geiste wird unterschieden als der Instinct im menschlichen Geiste, als das Unbewusste in der geschlechtlichen Liebe, im Gefühle, in Charakter und Sittlichkeit, im ästhetischen Urtheile und in der künstlerischen Production, in der Entstehung der Sprache, im Denken, im Entstehen der sinnlichen Wahrnehmung, in der Mystik, der Geschichte. Daran reiht sich das Unbewusste und das Bewusstsein in ihrem Werthe für das

menschliche Leben (S. 157—319). Man sieht, dass hier die Reihenfolge nicht immer eine logische ist, was auch bei Anwendung der inductiven Methode geschehen sollte.

Hierauf folgt die Metaphysik des Unbewussten. Sie behandelt die Unterschiede von bewusster und unbewusster Geistesthätigkeit und die Einheit von Wille und Vorstellung im Unbewussten, Gehirn und Ganglien als Bedingungen des thierischen Bewusstseins, die Entstehung des Bewusstseins, das Unbewusste und das Bewusstsein im Pflanzenreiche (sic), die Materie als Wille und Vorstellung (atomistischer Dynamismus), den Begriff der Individualität, die Alleinheit des Unbewussten, das Wesen der Zeugung vom Standpunkte der Alleinheit des Unbewussten, die aufsteigende Entwicklung des organischen Lebens auf der Erde nach Darwin, die Individuation, die Allweisheit des Unbewussten und die Bestmöglichkeit der Welt, die Unvernunft des Wollens und das Elend des Daseins (S. 319—532).

Wenn auch der Instinct unbewusst zweckmässig handelt, wenn ein unbewusster Wille in den selbstständigen Rückenmarks- und Ganglienfunctionen thätig ist, wenn eine unbewusste Vorstellung die willkürliche Bewegung ausführt, wenn sich ein Unbewusstes in der Verbindung von Wille und Vorstellung, in den Reflexbewegungen der Naturheilkraft und im organischen Bilden zeigt, wenn eben so ein Unbewusstes, Instinctartiges im menschlichen Geiste, in der Geschlechtsliebe, im Gefühle, im Charakter und in der Sittlichkeit, im ästhetischen Urtheile und in der Kunstproduction, in der Entstehung der Sprache, im Denken, in der Entstehung der sinnlichen Wahrnehmung, in der Mystik und Geschichte vorkommt, so dürfen wir nie übersehen, dass all dieses Unbewusste von uns nur dadurch erkannt wird, dass wir es zum Bewusstsein bringen, dass es für uns aufhört, unbewusst zu sein, dass es bewusst wird, dass nur das Bewusstsein das Zweckmässige in der Natur und Geschichte, in der Kunst, im Erkennen, Fühlen und Willen auffindet, dass das Unbewusste erst dadurch das für uns wird, als was wir es bezeichnen, dass wir es mit Bewusstsein auffassen, ins Bewusstsein übergehen lassen und mit Bewusstsein erkennen. Nicht das Unbewusste, nur das Bewusste ist intelligent und findet Zwecke, welche verwirklicht werden, und unterscheidet die Zweckmässigkeit vom Unzweckmässigen.

Das Entstehen des Bewusstseins erklärt sich der Herr Verf. also. Wille und Vorstellung sind „im Unbewussten" zu „unverkennbarer Einheit verbunden". Das „Wesen des Bewusstseins" ist nun „die Losreissung der Vorstellung von ihrem Mutterboden, dem Willen zu ihrer Verwirklichung, und die Opposition des Willens gegen diese Emancipation". Das Bewusstsein wird „ein Prädicat" genannt, welches „der Wille der Vorstellung ertheilt". Der Inhalt dieses Prädicates ist die „Stupefaction des Willens über die von ihm nicht gewollte und doch empfindlich vorhandene Existenz

Digitized by Google

der Vorstellung". Die Vorstellung „hat kein Interesse an der Existenz", sie ist an sich unbewusst. Der Geist ist als Wille im Frieden „mit seinen unbewussten Vorstellungen". Da „schafft plötzlich die organische Materie eine Vorstellung, die dem erstaunten Geiste wie vom Himmel fällt"; denn der Geist hat „keinen Willen zu dieser Vorstellung". Der Inhalt der Anschauung wird dem Geiste von Aussen gegeben. Der „erste Schritt zur Welterlösung ist gethan" (sic); die „Vorstellung ist von dem Willen losgerissen, um ihm in Zukunft als selbstständige Macht gegenüber zu treten, um ihn sich zu unterwerfen, dessen Sklave sie bisher war". „Dieses Stutzen des Willens über die Auflehnung gegen seine bisher anerkannte Herrschaft, dieses Aufsehen, das der Eindringling der Vorstellung im Unbewussten macht, dies ist das Bewusstsein". „Das Unbewusste stutzt über das Ungewohnte, dass eine Vorstellung existirt, ohne gewollt zu sein. Dieses Stutzen kann nicht von dem Willen allein ausgehen, denn der Wille ist ja das absolut Dumme, also auch zu dumm zum Wundern und Stutzen; es kann aber auch nicht von der Vorstellung allein ausgehen, denn die von Aussen imprägnirte Vorstellung ist, wie sie ist, und hat keinen Grund sich über sich selber zu wundern, alles Andere von Vorstellung aber ausser dieser Einen ist ja, wie wir wissen, im Unbewussten in unzertrennlicher Einheit mit dem Willen verknüpft. Es kann folglich erstens das Stutzen nur von dem ganzen Unbewussten, Wille und Vorstellung im Verein, vollzogen werden, und kann zweitens das, was an dem Stutzen Vorstellung ist, nur durch einen Willen existiren, dessen Inhalt es bildet. Mithin ist die Sache nur so zu denken, dass die von Aussen imprägnirte Vorstellung als Motiv auf Willen wirkt, und zwar einen solchen Willen hervorruft, dessen Inhalt es ist, sie zu negiren; denn würde der nun erregte Wille sich affirmativ zu ihr verhalten, so gäbe es wieder keine Opposition und kein Bewusstsein; der erregte Wille muss sich also negirend zu ihr verhalten, und das Stutzen ist der Entstehungsmoment dieses negirenden Willens, das plötzliche, momentane Eintreten der Opposition des Willens" (S. 349 und 350). Wille und Vorstellung können aber im Unbewussten nicht unterschieden werden. Zum Wesen der Vorstellung gehört, dass sie vorgestellt wird. Von einem Unbewussten aber kann sie nicht vorgestellt werden. Die Vorstellung existirt also so lange nicht, bis sie vorgestellt wird. Die unbewusste Vorstellung wird nicht vorgestellt, sie existirt also auch nicht. Eine nicht existirende, nicht vorhandene, nicht vorgestellte Vorstellung ist so viel als keine Vorstellung. Man kann also nicht von unbewussten Vorstellungen sprechen, weil die Negationen der Vorstellungen keine Vorstellungen sind. Das „Heil der Welt" soll auf der „Emancipation des Intellects vom Willen" beruhen. Kann man aber das, was nichts vorstellt, was keine Vorstellungen hat, wirklich einen Intellect nennen? Unseres Wissens gehört zum Wesen des Intel-

lectes, etwas zu verstehen, von etwas ein Verständniss zu haben, es zu erkennen. Das ist aber da nicht vorhanden, wo keine Vorstellungen sind. Mit den „unbewussten Vorstellungen" ist der Intellect nicht „Sklave", nicht in der „Knechtschaft" des Willens, sondern er ist überhaupt noch gar nicht vorhanden. Man kann von keiner Emancipation dessen sprechen, was noch nicht existirt. Aber es ist ein „Wille zur Verwirklichung der Vorstellung". Ist dieses eine Identität des Willens und der Vorstellung, wenn jener nach der Verwirklichung der Vorstellung strebt. Schon in diesem Streben liegt das Begehren nach einem Andern, als der Wille ist. Die Vorstellung soll sich „vom Mutterboden des Willens" losreissen, während sie doch mit diesem letzteren „identisch" ist, sich vom Willen „emancipiren". Diese „Stupefaction" des Willens über die von ihm losgerissene, nun „existirende" Vorstellung ist das „Bewusstsein". Fürs Erste kann sich das, was mit dem Willen identisch ist, nicht von ihm losreissen, eben so wenig kann dann der Wille über eine solche Losreissung stutzen. Das „Bewusstsein" soll ein „Prädicat" sein, welches „der Wille der Vorstellung ertheilt". Allein das Bewusstsein ist kein Prädicat, sondern es ist das, was Prädicate ertheilt und ohne das von einer Erkenntniss der Prädicate keine Rede sein kann. Das Bewusstsein ist gegenüber dem Prädicat Subject. Die Vorstellungen bilden den Inhalt des Bewusstseins, nicht dieses den Inhalt der Vorstellungen. Der Wille stutzt über eine „von ihm nicht gewollte und doch empfindlich vorhandene Vorstellung". Woher kommt denn urplötzlich eine solche Vorstellung? Von der „organisirten Materie", die bewusste Vorstellung ist eine „von Aussen gegebene Anschauung". Einem Unbewussten kann sich aber nur dann etwas von Aussen aufdrängen, wenn es in sich selbst die Fähigkeit hat, zum Bewusstsein zu kommen. Nicht der Wille aber ist die Fähigkeit, Vorstellungen zu erhalten, sondern das Erkenntnissvermögen. Die Vorstellung kann dem Willen nicht als „selbstständige Macht" entgegentreten, weil sie nichts anderes, als das ist, was vorgestellt wird, und nichts ohne ein Vorstellendes vorgestellt werden kann. Erst der selbstbewusste Geist, nicht aber die von ihm und der Aussenwelt abhängige Vorstellung ist eine solche „selbstständige Macht". Die Vorstellung kann kein „Eindringling im Unbewussten" sein, da das Unbewusste oder das Gebiet der unbewussten Vorstellungen kein Gebiet ist, in das man eindringen kann, weil es ein Gebiet von Vorstellungen ist, welche nicht existiren. Die Vorstellung soll „von Aussen imprägnirt" sein. Es kann aber für etwas, welches, wie das Unbewusste, nach dem Herren Verf. das Princip von Allem, das All-Eins ist, kein Aussen und Innen geben, es kann sich in ein solches auch keine Vorstellung von Aussen imprägniren. Wenn das „Stutzen" weder von dem „Willen", noch von der „von Aussen imprägnirten Vorstellung" herkommen kann, so ist nicht einzusehen, woher es denn eigentlich kommen soll. Es soll vom „ganzen

Digitized by Google

Unbewussten, Wille und Vorstellung" vollzogen werden. Ein Unbewusstes kann aber nicht stutzen. Das Bewusstsein entsteht dadurch, dass der von Aussen erregte Wille die ihm imprägnirte Vorstellung negirt. Es kann aber bei der Imprägnation einer Vorstellung von keinem Negiren derselben, sondern nur von einem Unterscheiden die Rede sein. Der Wille soll das „absolut Dummme" (sic) sein; er soll „zu dumm sein zum Stutzen und Wundern" und doch ist er im „Unbewussten" mit der Vorstellung Eines und Dasselbe. Wie kann ein „absolut Dummes" zum Bewusstsein, zur bewussten Vorstellung, zum Intellect erregt werden? Die „Imprägnation von Aussen" kann doch nicht allein dieses Wunder zu Stande bringen.

Dem Unbewussten wird „absolutes Hellsehen", „unfehlbare und zweifellose logische Verknüpfung der umfassten Data", „möglichst zweckmässiges Handeln", („die theologische Allwissenheit"), „unaufhörliches Eingreifen in jedem Moment und an jeder Stelle (theologische „Allgegenwart") zugeschrieben. Das Unbewusste wird „irrthumsunfähig" und „allwissend" genannt (S. 523 und 524). Das Unbewusste wird hier überall persönlich behandelt, während es an sich unpersönlich aufgefasst ist. Das Unbewusste kann nicht wissen, geschweige denn Alles wissen. Nicht das Unbewusste handelt zweckmässig, sondern irgend ein Individuum ist es, das ohne Erkenntniss des Zweckes zweckmässig thätig ist. Offenbar hat alles Unbewusste nur durch das Bewusste, nur dadurch eine Bedeutung, dass es ins Bewusstsein übergeht. Nicht die gänzliche Negation alles Wissens und Bewusstseins, sondern der im Unbewussten liegende Keim, der in ihm dunkel waltende Trieb, die Bewusstseinsfähigkeit, die Möglichkeit der Entwicklung des Bewusstseins ist bemerkenswerth und die Bestimmung derselben ist eben der Uebergang zum Bewusstsein. Wir unsererseits halten es für wunderbarer und unbegreiflicher, aus dem Unbewussten die vernünftige Organisation, die Entwicklung der „besten" Welt unter allen möglichen abzuleiten, als aus einer aller Entwicklung zu Grunde liegenden, in Allem thätigen weltschöpferischen und weltbildenden Intelligenz, welche Anschauung von dem Herren Verf. bekämpft wird.

Der Herr Verf. hebt, wie Schopenhauer, „das Elend des Daseins" und die „Illusion des Glückes" hervor (S. 532 ff.). Er unterscheidet d r e i S t a d i e n d e r I l l u s i o n. Das erste Stadium der Illusion zeigt sich darin, dass man glaubt, das Glück könne auf der „jetzigen Entwicklungsstufe der Welt" erreicht werden, dass man sich das Glück „als dem Individuum im Leben erreichbar", denkt (S. 540). Das zweite Stadium der Illusion denkt sich das Glück „als ein dem Individuum in einem transcendenten Leben nach dem Tode erreichbares" (S. 600). Nach dem dritten Stadium wird das Glück „als in der Zukunft des Weltprocesses liegend" gedacht (S. 610). Der Herr Verf. hält viel auf das Buch Max

Digitized by Google

Stirner's: Der Einzige und sein Eigenthum. Er nennt es „höchst lehrreich“ und meint, dass es „Niemand, der sich für praktische Philosophie interessirt, ungelesen lassen sollte“. Er sagt von diesem Buche, dass es „alle auf die Praxis Einfluss habenden Ideen einer mörderischen Kritik unterwerfe“, dass es sie als „Idole“ nachweise, die „nur soweit Macht über das Ich haben, als dieses ihnen eine solche in seiner sich selbst verkennenden Schwäche einräumt“, dass es in seiner „geistreichen und pikanten Weise“ „mit schlagenden Gründen die idealen Bestrebungen des politischen, socialen und humanen Liberalismus zermalme“, dass es zeige, wie „auf den Trümmern all dieses in das Nichts ihrer Ohnmacht zusammengebrochenen Ideen nur das Ich der lachende Erbe sein könne“. Ref. ist für dieses Buch, welches die maassloseste Excentricität der junghegel'schen Negation darstellt, nicht so begeistert. In diesem Buche wird bekanntlich L. Feuerbach für einen Pfaffen und Obscuranten erklärt, weil er zwar die Persönlichkeit Gottes und der Unsterblichkeit negirt, aber die Moral nicht auch, wie die Religion, aufgefasst habe. Auch die Moral ist dem Verf. dieses baroken, beinahe wie eine Satyre klingenden Buches ein Popanz der menschlichen Phantasie, eine selbstgeschaffene Idee, welche uns jeden Genuss verkümmert und uns um die Lust des Diesseits betrügt. Der Tugendhafte und der Lasterhafte sind Narren, weil sie von fixen Ideen gewisser Tugenden oder Laster beherrscht sind. Das Ich ist der Einzige, und, was es sich durch die Kraft seines Armes oder die Anstrengung seines Verstandes verschaffen kann, sein Eigenthum. Es ist die Apotheose des crassesten Egoismus, der an die Stelle der Sittlichkeit gesetzt wird. Gilt von einem solchen Buche das von dem Herren Verf. gefällte schmeichelhafte Urtheil? Doch wir sollen nach ihm auch bei dem Max Stirner'schen praktischen Ichprincip nicht stehen bleiben. Dieser Standpunkt ist nicht der „absolute“. Die „Selbstverläugnung“ steht ihm höher, gewonnen durch „Welt- und Lebensverachtung“. Die „directe philosophische Untersuchung der Idee des Ich“ zeigt, dass diese ein „eben so wesenloser, im Gehirn entstehender Schein“ (sic) ist, wie „etwa die Idee der Ehre oder des Rechtes“ (!), und dass das „einzige Wesen, welches der Idee der inneren Ursache meiner Thätigkeit entspricht, etwas „Nichtindividuelles“ (sic), das „All-Einige Unbewusste ist, welches also eben so gut der Idee des Peter von seinem Ich, als der Idee des Paul entspricht“ (S. 613). Das ist „der allertiefste Grund“ der Ethik, dass „ein und dasselbe Wesen meinen und deinen Schmerz, meine und deine Lust fühlt, nur zufällig durch die Vermittlung verschiedener Gehirne“. Das soll den „exclusiven Egoismus in seiner Wurzel brechen“. Der „Selbstmord“ wäre hier consequent. Aber das „Interesse für die Entwicklung des Ganzen“ soll uns am Leben halten. Jeder ist ein Glied „im Processe des Ganzen“ und seine Stelle ist „nie ganz nutzlos“. Das allein unmittelbar und zuerst Gewisse, der Schlüssel

aller Erkenntniss, das Selbstbewusste oder Ich, die Idee der menschlichen Persönlichkeit soll nichts sein, als ein „wesenloser Schein im Gehirn", und unter diese Kategorie des wesenlosen Gehirnscheines werden auch die höchsten Ideen, die Begründer alles Fortschrittes, aller höheren Entwickelung, die Ideen der Ehre und des Rechtes, gestellt? Was soll denn dann „wesenhaft" sein, wenn solche Dinge „wesenlos" sind? Das „Nicht-Individuelle" ist das „einzige Wesen". Nun ist aber bekanntlich Alles, was existirt, individuell, und ist um so vollkommener, je schärfer, je ausgeprägter es sich individualisirt. Auch ist das Nicht-Individuelle nichts, als eine Negation des Individuellen, ist also nichts ohne die Voraussetzung der Position des Individuellen. Wenn man in ihm auch eine Position findet, so ist diese das „Allgemeine". Was ist aber das Allgemeine anders, als das allen oder einer gewissen Klasse von Individuen Zukommende, die Abstraction des Individuellen, also das, welches ohne das Individuelle durchaus nichts ist und nur aus der Zusammenfassung des Individuellen hervorgeht? Der Herr Verf. nennt dieses das „All-Einige", das „Unbewusste". Hier ist also abermals ein negativer Begriff, welcher ohne die Voraussetzung des positiven nichts ist und nicht gedacht werden kann. Das Unbewusste entspricht weder der Idee des Peter, noch der des Paul, da Peter und Paul Menschen, also bewusst sind. Das Unbewusste entspricht dem Bewussten nicht. Gewiss kann man nicht mit dem Herren Verf. sagen, dass „ein und dasselbe Wesen meinen und deinen Schmerz, meine und deine Lust fühle", dass es nur „zufällig durch verschiedene Gehirne vermittelt" sei, wenn man bedenkt, dass dieses ein und dasselbe Wesen" das „All-Einige", das „Unbewusste" sein soll. Das Unbewusste ist sich keiner Sache bewusst, es kann weder Lust noch Schmerz fühlen, weder meinen, noch einen anderen Schmerz, weder meine, noch eine andere Lust. Erst, wenn es bewusst ist — und bewusst wird es nur als nicht Unbewusstes, als Bewusstsein —, weiss es von Lust und Schmerz und bewusst wird es nur dadurch, dass es sich vermittelst des Gehirnes und seines eigenen ursprünglichen individuellen Lebenskeimes individualisirt. Hier ist kein wesenloser Schein, sondern im Ich, der individuellen Persönlichkeit, liegt die Quelle alles wahren, geistigen Lebens. Wir sollen uns am Leben erhalten, weil wir Glieder eines Ganzen sind, für dieses Ganze. Aber wir können doch nur Opfer bringen für das Ganze, hinblicken als Glieder des Ganzen auf die Zukunft und die Ziele des Weltprocesses, wenn uns die „Hoffnung" einer im Verlaufe des Processes einmal zu Tage kommenden „günstiger werdenden Gestaltung der Lebensverhältnisse, wenn uns der Hinblick auf einen wirklichen Fortschritt beseelt". Allein auch diese Hoffnung wird eine „Illusion" genannt. Es wird auf das körperliche und geistige Elend der Menschheit zum Belege hingewiesen. Selbst an dem Glücke der Wissenschaft und Kunst, der Ehre und Liebe wird gemäkelt und überall die schwarze

Digitized by Google

Farbe, der unverwischbare dunkle Fleck gezeigt. Die Menschheit wird zuletzt „schwächlich" und „gebrechlich" und hat ihre „Greisenzeit". Die „greise Menschheit", heisst es S. 626, hat ja die Täuschungen des Lebens hinter sich und hofft und erwartet nichts mehr vom Leben. Sie hat, wie jeder sehr alte und über sich selbst klare Greis, nur noch einen Wunsch: Ruhe, Frieden, ewigen Schlaf ohne Traum, der ihre Müdigkeit stille" (sic). „Nach den drei Stadien der Illusion, der Hoffnung auf ein positives Glück, hat sie endlich die Thorheit ihres Strebens (sic) eingesehen, sie verzichtet endgültig auf alles positive Glück, und sehnt sich nur noch nach absoluter Schmerzlosigkeit, nach dem Nichts (!), Nirvana. Aber nicht, wie auch früher schon, dieser oder jener Einzelne, sondern die Menschheit sehnt sich nach dem Nichts, nach Vernichtung (!!!). Wozu sollen wir uns aber nach einer solchen Weltanschauung am Leben erhalten für das Ganze? Dieses schliesst ja mit der Gebrechlichkeit und Schwäche, sieht am Ende in jeder Hoffnung auf eine glückliche Gestaltung eine Thorheit und sehnt sich nach keinem andern Ziele, als nach dem Nichts, nach der Vernichtung? Erscheint hier der Selbstmord verwerflich, anticipirt er nicht vielmehr dasjenige, wornach die Menschheit im letzten Stadium ihrer Entwicklung strebt? Was soll das Leben, wenn jede Hoffnung „Thorheit", wenn das Höchste der Sehnsucht die „Vernichtung" ist? Wenn auch das Unbewusste nach dem Herren Verf. sogleich nach dem Tode ein neues Bewusstsein hervorruft, ein neues Ich, so ist dieses doch ein anderes, als das desjenigen, der die Weltanschauung der Menschheit in ihrem *letzten* Stadium hat und dem Elende des Daseins entflieht. Mit seinem Bewusstsein ist er jedenfalls nach dem Herren Verf. ins „Unbewusste" zurückgegangen und hat für sein „Höchstes", seine „Schmerzlosigkeit" gesorgt. Das Werk hat seinen Anstoss durch die Schopenhauer'sche Philosophie erhalten, wenn es gleich statt des Willens das Unbewusste zum Dinge an sich machen und den Schopenhauer'schen Pessimismus mit einer Art von scheinbar optimistischer Vermittlung und Weltduldung durch eine bei dieser Weltanschauung offenbar unnütze Thätigkeit für das Ganze corrigiren will. Man kann auch mit dem grössten Scharfsinne und in der pikantesten Form dasjenige nicht plausibel machen, was nicht mit dem Wesen und den Forderungen der Menschennatur in Einklang gebracht werden kann.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

Nr. 57. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Maria Theresia. Nach dem Erbfolgekriege 1748—1756. Von Alfred Ritter von Arneth. Wien 1870. Braumüller.

Zu den erfreulichen Symptomen einer Reform in den inneren Culturzuständen Oesterreichs rechnen wir die beginnende lebendige Theilnahme an der modernen österreichischen Geschichte, welche durch die Arbeiten der Herren Wolf, Vivenot, Janko, Arneth in jüngster Zeit documentirt wurde. Nach der Entsetzung des alten, der historischen Forschung im Wesentlichen feindselig gesinnten Ritter von Erb, der nur allzulang als Vorstand des k. k. Hof- und Staats-Archivs den Bemühungen der jungen und alten deutschen Historiker den Riegel seines Amtsgewissens vorgeschoben hatte, nach der Erhebung A. von Arneth's zum Director des Hof- und Staats-Archivs durfte man mit vollem Recht auf eine freiere Benutzung der zu Wien aufbewahrten historischen Materialien und auf ihre Verwerthung für die wahren Interessen der Wissenschaft hoffen. H. von Arneth selbst schritt mit gutem Beispiel voran, und der vorliegende Theil seines Werkes über Maria Theresia ist die volle reife Frucht der umfassenden archivalischen Studien, welche er in seiner Stellung als Archivdirector über die grosse Gegnerin Friedrich's II. zu machen Gelegenheit und Musse hatte. Styl und Darstellung sind zwar nicht glänzend, aber klar, verständig, von jeder Uebertreibung und Ausschmückung frei. In den ersten neun Kapiteln wird die innere Verwaltung der Kaiserin, grossentheils an der Hand ihrer eignen, jetzt zum ersten Mal aus der Privatbibliothek S. M. des Kaisers an's Licht geförderten Aufzeichnungen geschildert. Wie scharf und vorurtheilsfrei M. Theresia die Lage, die obwaltenden Missbräuche und die Mittel zur Abhülfe erkannte, geht aus ihrem offenen Wort hervor, dass man bisher eine allzuweitgehende Freigebigkeit gegen Geistlichkeit und Adel in Oesterreich bezeigt habe. »Meine Vorfahren haben aus grosser Pietät viel und zwar die meisten Cameralgüter und Einkünfte verschenkt, was in jener Zeit zur Unterstützung der Religion und zur Förderung der Geistlichkeit wohl hat geschehen können. Da aber Gott uns jetzt in den deutschen Erblanden so gesegnet hat, dass sowohl die katholische Religion die blühendste, als die Geistlichkeit genugsam und wohl fundirt ist, so fällt dieser Grundsatz hinweg, und es wäre nicht allein nicht löblich, sondern ich hielte es vielmehr für schädlich, wenn an die Geistlichkeit noch mehr gegeben und abgetreten würde, weil sie einerseits solches nicht bedarf andrerseits aber das was sie besitzt nicht so verwendet, wie

Digitized by Google

sie sollte und dabei das Publicum sehr bedrückt, indem kein Kloster in den Schranken der Stiftung verbleibt und viele Müssiggänger angenommen werden, welches Alles eine grosse Remedur noch erfordern wird, wo mit der Zeit und nach guter Ueberzeugung die Sache weiters auszuführen gedenke.« In ähnlich unbefangener Weise äussert sich die Kaiserin über die Freiheiten und Vorrechte des Adels; über das bis in die Gegenwart herabreichende System, die einflussreichsten Stellen im Staat immer nur den Mitgliedern der vornehmsten Familien zu Theil werden zu lassen; es sind goldene Worte, die wohl verdienten von den gegenwärtigen Leitern des österreichischen Staatswesens beherzigt zu werden. Es gelang der Kaiserin gestützt auf neue Männer wie Haugwitz trotz des Widerstrebens der Harrach, Kinsky u. A. das jährliche Steuerbewilligungsrecht der Stände, die Steuerfreiheit des Adels, welche sich in Frankreich bis zur Revolution, in Preussen bis auf unsere Tage erhalten hat, zu beseitigen, eine Aufzeichnung und Schätzung des in Oesterreich befindlichen unbeweglichen Guts, einen Cataster durchzuführen, der sich als ungemein nutzbringend erwies und selbst heutzutage nicht ohne allen practischen Werth ist. Mit den tiefeinschneidenden Reformen der Kaiserin in Verwaltung und Rechtspflege hielt freilich der Fortschritt in konfessionellen Angelegenheiten keineswegs gleichen Schritt und Maria Theresia war weit entfernt, davon sich an der Toleranzpolitik ihres grossen preussischen Rivalen ein Vorbild zu nehmen. Sie erliess die härtesten Edicte gegen die Juden, wollte dieselben ganz aus ihren Staaten vertreiben und brachte es dahin, dass sogar der Grosssultan sich zu Gunsten der Verfolgten, ebensowie Holland, England, Dänemark verwandten (p. 45). Das Austreibeverbot konnte zwar in seiner ganzen Strenge nicht durchgeführt werden, die Kaiserin musste sich damit begnügen, den Juden zehn Recessjahre Bleibens zu gestatten, doch versäumte sie bei keiner Gelegenheit ihren Widerwillen gegen dieselben auszulassen, wie sie denn noch im Jahr 1777 erklärte: »Ich kenne keine ärgere Pest von Staat als diese Nation wegen Betrug, Wucher und Geldverträgen Leut in Bettelstand zu bringen, all üble Handlungen ausüben, die ein anderer ehrlicher Mann verabscheute, mithin sie, soviel sein kann, von hier abzuhalten und zu vermindern, mir eine Tabelle einzuhändigen wie viel Juden hier sind, wo sie wohnen; alle Quatember selbe wiederholen, was zu oder abgefallen.« Auch die österreichischen Protestanten hatten wenig Anlass Maria Theresia's Wohlwollen zu rühmen. Den Kreishauptleuten war zur Pflicht gemacht, der öffentlichen Ausübung der protestantischen Religion entgegenzutreten. Eine christliche und ehrbare Erziehung erschien nach der kaiserlichen Instruction als nicht gut vereinbar mit dem Protestantismus. Auch vermuthete Maria Theresia bei den Beschwerden ihrer protestantischen Unterthanen stets, dass preussische Aufwiegelungen und Intriguen zu Grunde lägen, und zeigte sich spröder und intoleranter, als sonst

in ihrem Wesen lag. Der Grundgedanke ihrer Politik war ja der, bei erster günstiger Gelegenheit den Erbfeind ihres Hauses und der katholischen Religion, den ketzerischen Preussenkönig zu züchtigen und ihm das verlorene Schlesien wieder abzunehmen. Dahin zielten alle Reformen im Finanz- wie im Heer-Wesen. »Wer würde glauben« äusserte sie sich voller Entrüstung über den Zustand ihres Heeres »dass nicht die mindeste Regel eingeführt war bei meinen Truppen? Jeder machte ein anderes Manöver im Marsch, im Exercieren und im Allarm; Einer schoss geschwind, der Andere langsam, die nämlichen Befehle wurden bei Einem so, bei dem Andern anders ausgedrückt und so ist es denn kein Wunder wenn zehn Jahre vor meiner Regierung der Kaiser allezeit geschlagen worden, und wie ich selbst das Militär gefunden, nicht zu beschreiben ist« (p. 87). Der Kaiser Franz stand seiner Gemahlin, wie es hinsichtlich der Finanzen und der Handelssachen geschah, hilfreich auch im Militärwesen zur Seite. Sein Bruder Carl von Lothringen, als Organisator ebenso tüchtig wie unfähig als Heerführer, leitete die Berathungen über die nothwendigen nach preussischen Muster vorzunehmenden Reformen. Neben ihm erwarben sich Wöber und Daun hervorragende Verdienste um die Militärreorganisation. Die Errichtung einer Militär- und Ingenieur-Academie, die Umgestaltung des Geniewesens und der Artillerie, die Bewaffnung der Infanterie mit leichten neuen Gewehren, die Einrichtungen für die Militärgrenze, die Eintheilung der Grenzer in regelmässige Truppenkörper, die Versorgung der Invaliden, die Auszeichnung mit der Officiere und Soldaten behandelt wurden: das Alles bewies, wie sehr Maria Theresia die Nothwendigkeit erkannt hatte, ihren grossen Gegner durch Reformen auf diesem Gebiete einzuholen. Einen weit geringeren Eifer mit Friedrich dem Grossen zu concurriren legte die Kaiserin in ihrem Verhältniss zur Wissenschaft an den Tag. Soweit die Wissenschaft sich nicht bureaukratisch verwerthen noch geistlich leiten liess war ihr dieselbe gleichgültig. Gottsched hatte sich arg verrechnet, da er Maria Theresia für Gründung einer Academie der Wissenschaften zu gewinnen und sich selbst bei der Gelegenheit den Vorsitz derselben zu verschaffen gedachte. Auch das Project des Freiherrn J. v. Petrasch fiel auf unfruchtbaren Boden; soweit die Wissenschaft sich nur selbst Zweck war und keine practische Verwerthung zuliess, fand sich auch die Kaiserin zur Unterstützung derselben nicht hingezogen. »Das hat wohl Zeit, liegt mir nicht so am Herzen« schrieb sie einmal, »hat gute Weile« ein zweites Mal, da man nach Aufhebung des Jesuitenordens auf den Gedanken der Academiegründung zurückkam. Obwohl er somit einzelne Schattenseiten seiner Heldin nicht verschweigt, lässt sich nicht läugnen, dass H. v. Arneth der grossartigen Persönlichkeit der Kaiserin im Ganzen gerecht geworden ist. Er führt aus, dass selbst die Schilderungen ihrer Feinde, die Berichte der preussischen Gesandten, eines Pode-

Digitized by Google

wils und Fürst, unter dem Eindruck ihrer gebietenden und zugleich einnehmenden Erscheinung stehn. Die Mängel einer unzureichenden Erziehung wusste sie durch rastlosen Eifer und natürliche Anlagen wieder auszugleichen. Sie ging darauf aus, die Schwächen ihres Geschlechts zu verläugnen und die Tugenden, welche eher den Mann zieren sich anzueignen. »Es scheint fast« bemerkt Podewils »als ob sie es bedauere als Frau geboren zu sein. Sie trägt keine Sorge für ihre Schönheit und setzt sich ohne alle Schonung den Unbilden der Witterung aus. Sie verwendet keine Aufmerksamkeit auf ihren Anzug und mit Ausnahme der Galatage ist sie, mit ihr aber der ganze Hof sehr einfach gekleidet. . . . Ein rein bürgerliches Hauswesen zu führen, wäre ihr gewiss am Liebsten.« Die dominirende Stellung, welche die Kaiserin ihrem Gemahl Franz v. Lothringen gegenüber einnahm, lässt Arneth deutlich errathen; er characterisirt den Kaiser als einen einfachen bescheidenen, bequemen — ja sogar etwas arbeitsscheuen und trägen Mann. Die Entscheidung aller wichtigen Geschäfte stellte der Kaiser seiner Gemahlin anheim. Nur in Kriegs- und Finanz-Angelegenheiten griff er selbstständiger ein, wobei aber seine dilettantischen Liebhabereien, Jagd, Hazardspiel und Verkehr mit Frauen nicht zu kurz kommen durften. Sehr merkwürdig sind die Mittheilungen, welche Arneth über den Character des Erzherzog Josef macht. Während der venetianische Botschafter Contarini sich günstig über Anlage und Erziehung desselben äussert, tadelt Podewils den Hochmuth und den Stolz, in welchen man den Erzherzog auferziehe und bestärke. »Er sagt zu allen Menschen Du, obwohl der Kaiser selbst sie in der *dritten* Person ausspricht, übrigens redet er sie selten an und nur die Personen von einem gewissen Range, sowie die Damen beehrt er mit seinem Gespräche. Schon hat er die höchste Idee von seiner Stellung und es ist noch nicht lange her, dass er Jemanden sagte, er sei in seine Ungnade gefallen. Aller Welt und selbst den Damen reicht er die Hand zum Kusse. . . Er ist starrsinnig und hartnäckig und er lässt sich lieber einsperren und zum Fasten verurtheilen als dass er sich herbeiliesse um Verzeihung zu bitten. Die übertriebene Liebe, welche der Kaiser und die Kaiserin für ihn hegen, hindert sie ihn tüchtig für einen Fehler zu strafen, welcher seiner Zeit von nur allzugrossem Einfluss auf seinen Character sein wird. Er liebt nichts als das Militär und schätzt nur, was mit demselben zusammenhängt, so dass er fast nur an Offiziere und deren Frauen das Wort richtet. Er zeigt keine Neigung zum Lernen und man wird Mühe haben ihm nur die gewöhnlichsten Dinge beizubringen, die er wissen muss, wenn er sich dessen nicht schämen soll. Man flösst ihm grossen Widerwillen gegen Frankreich ein, und er eignet sich ihn so sehr an, dass er sich weigert das Französische zu erlernen, das er niemals spricht.... Bis jetzt ist schwer zu entscheiden, ob er viel Verstand hat und ich zweifle, dass er jemals ein grosses Genie sein wird. Alle Züge, die man

Digitized by Google

von ihm wieder erzählt und bewundert, zeigen nur wenig Einbildungskraft und weder Scharfsinn noch glückliche Verbindung der Ideen. . Die schlechte Erziehung, welche der Erzherzog erhält und die allzu weitgetriebene Zärtlichkeit der Eltern lassen nicht darauf hoffen, dass er jemals ein grosser Fürst werden wird. Die Kaiserin vergöttert ihn und lässt ihm viele Fehler hingehn, um derentwillen sie ihn strafen sollte.« Anfangs in den Händen von Frauen, erhielt der Erzherzog in dem Grafen Bathiany einen gestrengen Hofmeister, der die von Podewils gerügten Fehler des jugendlichen Prinzen energisch, aber ohne Liebe auszurotten beflissen war, so dass Joseph nur zurückhaltender und verschlossener ward, als zuvor. In dem Lehrplan spielten die geistlichen Functionen und der Religionsunterschied eine hervorragende Rolle, und Arneth selbst bezeichnet es als Uebermaas des Guten, dass der elfjährige Josef z. B. in der Charwoche des Jahres 1752 mit seinem Vater in achtzehn verschiedenen Kirchen Wiens das heilige Grab zu besuchen ging. Characteristisch war die Zurechtschneidung der Geschichte in usum Delfini, welche Bartenstein in zwei umfangreichen Werken zu grosser Zufriedenheit der Kaiserin niederlegte. Bei Beurtheilung des Verhältnisses von Karl V. zu Leo X. fällt ein harter Tadel gegen die päpstliche Politik, welche sich treulos bald auf spanische, bald auf französische Seite geneigt, und dadurch den Irrglauben mittelbar gefördert haben soll. »Das gleiche hat sich mit Luther ergeben, der anfangs von der Kirche abzufallen nicht gedacht haben mag. Noch im Jahr 1520 hat er dem Papst sich unterwerfen zu wollen bezeugt. Und wenn mit Beiseitsetzung alles Zankgeistes der Artikel der Ablässe so klar und kurz, als es vielfältig nachher und besonders vom gelehrten Bischof von Meaux, Bossuet geschehen vorgelegt, auch beiden Theilen, das ist den Dominicanern und Augustinern das Stillschweigen auferlegt worden wäre, würde nach aller Vermuthung unendlich grosses Unheil vermieden worden sein. Allein man liess es auf unnützes Disputiren und Zanken ankommen, wodurch meistens die Materien viel mehr verdunkelt als erläutert und die Gemüther aus Antrieb der Eigenliebe eher erhitzt als herbeigebracht werden.« Weniger Sorgfalt als auf den Unterricht der Söhne hat die Kaiserin auf denjenigen ihrer Töchter verwandt. Wer die Fertigkeit, mit welcher Josef und Leopold schon in ihrem Jünglingsalter ihre Gedanken und Anschauungen schriftlich ausdrücken, mit der Art vergleicht, wie dies von Maria Theresia's jüngster Tochter Antonie in deren ersten Briefen aus Frankreich geschah, der wird bald über den Unterschied klar sein, welcher zwischen dem Unterricht der Erzherzöge und dem ihrer Schwestern vorwaltete. Als der wichtigste Abschnitt des Arneth'schen Buches betrachten wir den, welcher über die äussere Politik und den Umschwung handelt, der den siebenjährigen Krieg herbeiführte. Den Keim dieses Umschwungs vermögen wir schon in den Gutachten der Conferenz zu entdecken,

Digitized by Google

welche auf Befehl der Kaiserin im März 1749 schriftlich abgegeben werden mussten. An Stelle Kinsky's war Graf W. Kaunitz Mitglied der Conferenz geworden, und seine persönliche Theilnahme an den Verhandlungen des obersten Raths der Krone bereitete schon damals den völligen Wechsel des Systemes, die Schwenkung vor, welche von dem Bündniss mit den Seemächten zu der französischen Allianz führte. Neben den nur durch Titel, Alter und Adel bemerkbaren Elementen in der Conferenz vertritt Kaunitz seine neuen Ansichten mit dem überlegenen Tact, der ihm für spätere Tage die Alleinherrschaft im Rath der Krone sichern sollte. Nur der Kaiser selbst erscheint als fähig und entschlossen ihm einigermaassen die Wagschaale zu halten; ein stiller Gegensatz zwischen dem Gemahl und dem ersten Rathgeber Maria Theresia's ist unverkennbar. Das Gutachten des Kaisers vom 18. März 1749 nennt als Hauptfeinde Oesterreichs die Pforte, Preussen und Frankreich, daneben Parma und Sardinien. Als wahre Verbündete Oesterreichs bezeichnet es die Seemächte, man müsse sie schonend behandeln, in Alles sich fügen, was die Eigenthümlichkeit ihrer Verfassung mit sich bringe und sorgfältig verhüten, dass sie sich von Oesterreich nach und nach abwendeten. Russland sei ein werthvoller Alliirter gegen die Pforte, Sachsen und Hannover seien insofern als Alliirte gegen Preussen zu benutzen als man darauf halten müsse, sie in eine Defensivallianz zu ziehen. Von Frankreich und der Pforte sei augenblicklich nichts zu besorgen. »Der einzige Preuss' ist zu sorgen, dass er von denen friedfertigen Dispositionen von ganz Europa zu profitiren sucht, um seine Streich anzubringen. Solche kann man durch diese Allianz allein verhindern und ihn malgré lui obligiren, ruhig zu sein. Wegen des Königs von Preussen soll man nicht allein eine gute Nachbarschaft halten, sondern ihn auch ménagiren in was nicht wider den Dienst ist, und nicht so öffentlich den Hass, den man gegen ihn zu hegen Ursach hat, zeigen und den Leuten in allen Gelegenheiten vorwerfen dass sie preussisch sind, ergo nichts nutz.« Das Gutachten des jüngsten Mitglieds der Conferenz des Grafen W. Kaunitz gelangte zu wesentlich anderen Resultaten als der Kaiser, der, wie man ersieht, im Grunde conservativ und friedfertig gesinnt war. Auch Kaunitz zählte zuerst die natürlichen Freunde Oesterreichs auf, er nannte England und Holland, gab aber zu verstehen, dass man im Fall eines Krieges gegen Preussen auf den Beistand der Seemächte nicht rechnen dürfe. Auch von Russland und Sachsen sei wenig zu erwarten. Frankreich gehöre zwar in die Reihe der Feinde, und Alles, was es seit Jahrhunderten gegen das Haus Oesterreich gesündigt, sei notorisch. Der gegenwärtige Augenblick dürfte jedoch nicht ungeeignet sein, eine Aenderung herbeizuführen. Der König besitze weder grosse Einsicht, noch Liebe zur Arbeit, er verstatte der Pompadour allzuviel Einfluss. Puysieux sei unerfahren und friedliebend. Die Beziehungen zu Preussen seien weniger innig

Digitized by Google

als man sich den Anschein geben wolle. »Soviel nun den König von Preussen betrifft, so verdient er sonder Zweifel in der Reihe der natürlichen Feinde oben an und noch vor der ottomanischen Pforte gesetzt, mithin als der ärgste und gefährlichste Nachbar des durchlauchtigsten Erzhauses angesehn zu werden.« Friedrich II. gehe darauf aus, Oesterreich immer mehr zu schwächen, ihm für alle Zukunft die Kraft zur Durchführung seiner Pläne zu benehmen. Es sei daher mit Bestimmtheit vorauszusehen, dass auch künftighin beide Höfe »in der grössten Eifersucht und unversöhnlichen Feindschaft fortleben würden«. Man müsse also alle Sorgfalt dahin richten, wie man sich nicht nur gegen des Königs feindliche Unternehmungen verwahren, sondern ihn schwächen und das Verlorene wieder herbeibringen könne.« Nur wenn die Hoffnung des Gelingens die Gefahr des Scheiterns sehr überwiege, nur mit kräftigen Alliirten dürfe man aber zu der grossen Unternehmung der Wiedereroberung Schlesiens schreiten. Man müsse versuchen die directe oder indirecte Hülfe Frankreichs zu gewinnen und wenn man sie durch Ueberlassung Savoyens an Philipp von Bourbon gewonnen, rasch ans Werk gehen; dieweil »zwar das ganze Project vor sehr schwer, bedenklich mithin in gewiesser Mass ideal und chimerisch aber dennoch nicht vor ohnmöglich zu halten, da fast Alles auf der französischen Einstimmung beruhet und wenn solche supponirt wird die meisten Dubien von selbst wegfallen«. Zu Kaunitz' Anschauungen neigten Harrach, Khevenhüller, Ulfeld, während die übrigen Conferenzmitglieder dem Kaiser zustimmten. Dass auch die Kaiserin in ihren tiefsten Ueberzeugungen Kaunitz zustimmte, ist keinem Zweifel unterworfen, wenn auch das von Kaunitz vorgeschlagene rasche Inswerksetzen der grossen Unternehmung unterblieb. Die Behauptung, dass Maria Theresia den Plan eines Bündnisses mit Frankreich im Einverständniss mit Kaunitz entworfen und Jahre lang vor dem Kaiser und den übrigen Ministern geheim gehalten habe, bis derselbe plötzlich in der Conferenz von Kaunitz enthüllt worden sei und nun eine heftige Scene zwischen dem Kaiser und Kaunitz entstanden sei, wird durch Arneth's ausführliche archivalische Darstellung vollkommen widerlegt. Auch von Anknüpfung directer Verhandlungen mit der Pompadour, deren Kaunitz von hervorragenden Geschichtschreibern noch vor seiner Sendung nach Paris beschuldigt wird, fand sich in den geheimsten Aufzeichnungen der Wiener Archive keine Spur. Im Gegentheil: wir ersehen aus einer höchst merkwürdigen Depesche, die Kaunitz, bereits auf seinem Gesandtenposten in Paris, im Mai 1751 abfasste, wie er die Haltung Frankreichs für eine so spröde, ja feindselige hielt, dass er den Gedanken Frankreich von Preussen zu trennen als nahezu unmöglich hinstellte und den Rath ertheilte, Schlesien zu verschmerzen (p. 332) »dem König von Preussen dessfalls alle Sorge zu benehmen und ihn auf diesem Wege dereinst in die Allianz Oesterreichs mit den Seemächten zu ziehn«. Es ist

Digitized by Google

wohl als ein Unglück für Oesterreich zu bezeichnen, dass diese Weisheit des Vergessens und Vergebens nur eine momentane Inspiration des Grafen Kaunitz blieb, und dass auch die Kaiserin von ihr, sobald sich von Frankreich eine Annäherung hoffen liess, nicht mehr hören wollte. Arneth zeigt, dass Kaunitz' Rückkehr von Paris nach Wien und seine Uebernahme des Staatskanzlerpostens keineswegs wie Ilwof neuerdings (1865) behauptet hat durch dramatische Scenen im Schooss der Conferenz, sondern mehr durch persönliche als sachliche Gründe, insbesonders durch die Unzulänglichkeit Ulfeld's motivirt worden sei. Die Instruction Starhemberg's vom 28. October 1753 beweisst, dass der Gedanke eines Angriffskriegs gegen Preussen, wenn nicht aufgegeben, so doch von der Kaiserin und Kaunitz in Folge der feindseligen Haltung Frankreichs vertagt sei. »Unsere friedfertige Gesinnung (p. 356) erstreckt sich sogar auf den französischen und preussischen Hof, ungeachtet uns ihre widrigen und mit der Beobachtung der Treue und des Glaubens nicht zu vereinbarenden geheimen Absichten und Unterbauungen durchaus nicht verborgen sind und ungeachtet bei den meisten Höfen das unbegründete Vorurtheil vorwaltet als ob wir die Staatsangelegenheiten so zu führen beflissen seien dass wir in einen baldigen Krieg mit dem König von Preussen gerathen und neue Gelegenheit finden möchten die verlorenen schlesischen Lande wieder unter unsere Botmässigkeit zu bringen. Wir sind gewohnt und unsere christliche Gesinnung erfordert es das Versprochene heilig zu erfüllen und unser Gewissen vor Veranlassung eines Kriegs und häufiger Vergiessung von Menschenblut rein zu erhalten. Wir verabscheuen alle politischen Massregeln welche nur auf Ungerechtigkeit, Eigennutz und Vergrösserungssucht gebaut sind. So lange also der genannte König seinen Verbindlichkeiten genügt und nicht selbst ein Kriegsfeuer anbläst, hat er so wenig als jede andere Macht etwas Feindseliges von uns zu besorgen.« Diese emphatischen Betheuerungen der Friedensliebe und Versöhnlichkeit hielten jedoch gegenüber der Gelegenheit nicht Stich, welche sich anlässlich des Bruchs und Krieges zwischen Frankreich und England zu bieten schien, um das verlorene Schlesien wieder zu erlangen. Man bezeichnete zwar zu Wien den Ausbruch des Kampfes für einen »unzeitigen«, da man aber befürchtete, dass König Friedrich sich jedenfalls einmischen werde, so war man entschlossen, demjenigen von beiden streitenden Theilen, der zur Wiedereroberung Schlesiens die wirksamste Hülfe bot, die Hand zu reichen. Jetzt war es hauptsächlich das Werk des Graf Kaunitz, dass man statt des alten freilich sehr anmassenden und wenig verlässigen Alliirten England, die Allianz von Frankreich wählte. Die an Keith gerichtete Note von Kaunitz vom Juni 1755, deren Analyse Arneth uns gibt (p. 378 ff.), bezeichnet, obwohl Kaunitz selbst sie nur als einen »Probirstein« angesehen wissen wollte, den Keim des Bruches zwischen England und Oesterreich. »Vous y trouverez« schrieb

Digitized by Google

Maria Theresia an Prinz Carl von Lothringen »des traits extrêmement forts, il a fallu y venir pour que je sache une bonne fois, comment je suis avec les Anglais.« Einen Schritt weiter auf der senkrechten Bahn, die zum austrofranzösischen Bund führen musste, erblicken wir in den Conferenzbeschlüssen vom 16. August 1755; man einigte sich dahin, selbst bei einem Einbruch Frankreichs in die Niederlande, der doch tractatmässig militärische Unterstützung Oesterreichs bedingt haben würde, ruhig zu bleiben und den Seemächten nicht beizuspringen. Als sich die Anzeichen einer französischen Offensive gegen die Niederlande mehrten, beschloss man sogar am 19. und 21. August zwischen den »zwei Uebeln an Seite Englands oder an Seite Frankreichs zu kämpfen« der Art zu wählen, dass man sich mit Frankreich insgeheim verständigte. Graf Starhemberg ward instruirt das grosse Werk anzubahnen; es galt, wie Kaunitz schrieb, die alte Rivalität Frankreichs gegen das Haus Oesterreich vollständig auszurotten und den nationalen Character eines ganzen Ministeriums völlig umzuformen.« Die Nachricht von dem am 16. Januar 1756 abgeschlossenen Bündniss zwischen Preussen und England beschleunigte das Gelingen der Starhemberg'schen Negociation. Mit der Pompadour hatte der österreichische Gesandte keine Zusammenkunft, wie denn die persönliche Theilnahme derselben an den Verhandlungen ungleich geringer war, als man, durch die unrichtigen Angaben französischer Geschichtsschreiber z. B. Michelet's irregeleitet, bisher annahm. Nach Flassan Histoire de la Dipl. francaise VI 48 soll Starhemberg den 20. April 1756 ein ausführliches Schreiben an die königliche Maitresse gerichtet haben, in welchem er die Gründe der Allianz entwickelte; Kaunitz gegenüber erwähnt Starhemberg jedoch desselben nicht und auch sonst vermochte Arneth Nichts davon zu entdecken. Immerhin fiel der Pompadour die Aufgabe zu, den König bei günstiger Stimmung für Oesterreich zu erhalten, und auch Kaunitz sah sich in Folge eines Winks von Starhemberg veranlasst, deshalb an die Maitresse in schmeichelhafter Weise zu schreiben (siehe den Brief vom 9. Juni 1756 im Anhang p. 556), während Arneth entschieden in Abrede stellt, dass die Kaiserin Maria Theresia sich so tief erniedrigte. Auch die persönliche Theilnahme der Kaiserin Elisabeth von Russland an dem Rachebund wider Preussen wird von Arneth auf das richtige Maass zurückgeführt, und es wird nachgewiesen, dass der russische Senat sich schon im Mai 1753 entschieden dahin aussprach, sich einer ferneren Zunahme der preussischen Macht zu widersetzen und bei erster bester Gelegenheit das Haus Brandenburg durch eine überwiegende Kraftanstrengung zu unterdrücken. Freilich bleibt dabei nicht ausgeschlossen, dass der russische Senat unter dem Impuls und Einfluss der kaiserlichen Leidenschaft handelte, und dass die gekränkte weibliche Eitelkeit Elisabeths somit immer eine wesentliche Rolle beim Zustandekommen des russisch-österreichischen Bundes spielte. Auch die irrige Nachricht, dass

Digitized by Google

dem unmittelbaren Abschluss des Vertrags mit Frankreich stürmische Scenen in der Conferenz vorhergingen, wird von Arneth widerlegt und gezeigt, dass selbst der Widerspruch des Kaisers gegen den Krieg verstummte und dass am 19. Mai 1756 in entscheidender Stunde Kaunitz allein das Wort führte, Maria Theresia aber erklärte, sie habe während ihrer ganzen Regierungszeit noch nie einen Vertrag so vergnügten Herzens unterschrieben. Sehr merkwürdig und nicht ohne Bedeutung für die neuerdings zwischen Sybel und Hüffer-Vivenot ventilirten Streitfragen ist der Umstand, dass Kaunitz bereit war, um die Franzosen zufrieden zu stellen, die Niederlande abzutreten, ja dass er diese Abtretung als einen eventuellen Vortheil für Oesterreich bezeichnete, wenn dadurch die Entkräftung Preussens erkauft würde. »Wird nun noch dazu die Wiedereroberung Schlesiens und der Grafschaft Glatz mit in die Wagschaale gelegt, so wäre der Verlust der Niederlande für den grössten Gewinnst zu rechnen und dem durchlauchtigsten Erzhause könnte Nichts Glücklicheres und Erwünschteres widerfahren.« Die Controversen, welche sich an den äusseren Anlass des siebenjährigen Kriegs, den Einfall in Sachsen knüpfen, werden von Arneth in ebenso besonnener wie unparteiischer Weise erledigt. Zunächst die Frage, ob der König durch das, was ihm über die Anschläge seiner Gegner verrathen worden war, berechtigt wurde, zu einem Angriff auf sie zu schreiten. Hier ist zwischen Sachsen und Oesterreich zu unterscheiden. Arneth gesteht zu, dass der König zu einem Friedensbruch und Angriff gegen Böhmen oder Mähren völlig berechtigt war, und dass man dies sogar in Wien erwartete, dass wenn er nicht losschlug, Maria Theresia ein Jahr später losschlug. Dagegen erscheint der sogenannte »Ohnschädliche Durchmarsch«, der Einfall in Sachsen, durch keinerlei politische noch militärische Rücksicht gerechtfertigt. Die Behauptung, die Herzberg zuerst aufstellte, dass ohne den Einfall in Sachsen, ohne Friedrich's Friedensbruch der siebenjährige Krieg überhaupt nicht zum Ausbruch gekommen sein würde, beruht auf einem totalen Verkennen der historischen Nothwendigkeit, welche Oesterreich wie Preussen zum Kampfe um die Hegemonie in Deutschland trieb.

Karl Mendelssohn-Bartholdy.

Digitized by Google

Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

1. *Catulli Tibulli Propertii Carmina. Accedunt Laevii Calvi Cinnae Aliorum Reliquiae et Priapea. Recensuit et praefatus est Lucianus Müller. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXX. LXXXII und 134 S. XXXI und 64 S. LI und 138 S. 8.*
2. *Claudii Rutilii Namatiani de reditu suo Libri II. Accedunt Hadriani Flori Apuleji Anniani Sereni aliorumque saec. A. U. C. X Poetarum Reliquiae. Recensuit et praefatus est Lucianus Müller. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXX. XII und 61 S. 8.*
3. *C. Juli Caesaris Commentarii cum A. Hirtii aliorumque supplementis. Recognovit Bernardus Dinter. Vol. II. Commentarii de bello civili. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXX. LXXVI und 196 S. 8.*
4. *M. Tullii Ciceronis Scripta quae manserunt omnia. Recognovit Reinholdus Klotz. Partis III. Vol. II. continens Epistolarum ad Atticum libros sedecim, Epistolarum ad M. Brutum libros duo, Pseudociceronis Epistolam ad Octavium. Editio altera emendatior. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXX. LXXIV und 504 S. in 8.*

Indem wir die seit der letzten Anzeige in diesen Jahrbüchern (Jahrgg. 1870 S. 515 ff. 1869 S. 788) neu erschienenen Bände der Bibliotheca Teubneriana zur Anzeige bringen*), können wir uns im Allgemeinen wohl auf die früheren Besprechungen in diesen Jahrbüchern, insbesondere auf die letzten, oben angeführten berufen, da auch diese Bände in Anlage und Ausführung den vorausgegangenen ähnlich, aufs Neue das Bestreben der Verlagsbuchhandlung darthun, die Fortschritte der Wissenschaft, zunächst der Kritik in Ermittelung des wahren Grundtextes, und Reinigung desselben von allem Makel der Abschreiber wie der gelehrten Interpolatoren, in praktische Anwendung zu bringen, durch erneuerte Textesabdrücke, welche, diesem Zweck entsprechend, die alten Schriftsteller auf ihre wirkliche Gestalt möglichst zurückgeführt, uns bringen und damit die sichere Grundlage für die gesammte Wissenschaft des Alterthums schaffen, damit aber auch insbesondere dem Unterricht bei den zunächst dafür bestimmten Schriftstellern eine ebenso sichere Unterlage zuführen.

Der an erster Stelle genannte Band bringt wieder eine Verbindung von drei Schriftstellern wie sie früher, schon in den ersten

*) Von der ebenfalls den oben aufgeführten Bänden noch beizufügenden, in diesem Jahr gleichfalls erschienenen: „Anthologia Latina sive Poesis Latinae Supplementum. Pars prior. Carmina in codicibus scripta recensuit Alexander Riese. Fasciculus II: Reliquorum librorum Carmina“ wird noch eine besondere Anzeige folgen.

Digitized by Google

Zeiten der Druckerpresse hervortritt und im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert selbst die allgemein übliche geworden war, in neueren Zeiten aber, wo die Beschäftigung sich mehr auf die einzelnen Schriftsteller concentrirte, weniger in der Weise vorgekommen ist, wie sie hier nun wieder aus Gründen, deren Gewicht man nicht verkennen wird, in Anwendung gebracht erscheint, und zwar noch mit einer Erweiterung, welche darin besteht, dass mit den uns noch erhaltenen Werken der drei auf diesem Gebiete hervorragenden Dichter der römischen Welt auch noch die Fragmente einer Anzahl von anderen Dichtern verbunden sind, die auf dem gleichen Gebiete dieser Poesie sich versucht haben, deren Dichtungen aber uns nicht mehr vollständig vorliegen.

Es ist in der neuesten Zeit, das wird Niemand verkennen wollen, für die drei Dichter, deren Werke hier, jedoch getrennt von einander und desshalb mit besondern Seitenzahlen versehen, uns vorgeführt worden, nicht Weniges geleistet worden; insbesondere ist die Textesgestaltung und die Anordnung der einzelnen Gedichte Gegenstand einer mehrfachen und selbst umfassenden Forschung geworden, die sich bemüht hat, die ältesten Quellen der handschriftlichen Ueberlieferung zu ermitteln, und auf diese den Text, soweit nur immer möglich, zurückzuführen. Nun lässt aber die handschriftliche Ueberlieferung bei allen drei Dichtern noch gar Manches zu wünschen übrig, indem wir in letzter Instanz hier auf Quellen gewiesen sind, welche dem nachkarolingischen Zeitalter, ja zum Theil sogar dem der Erfindung der Druckerpresse zunächst vorausgehenden Zeitalter angehören, in welchem diese Texte vielfachen Interpolationen jeder Art unterlagen. Und wenn der Herausgeber sich auch alle Mühe gegeben hat, neue handschriftliche Quellen zu gewinnen und für seine Ausgabe zu verwerthen, so konnten doch diese, der Natur der Sache nach, nicht von ausgedehntem Umfang und einer wesentlichen Bedeutung sein, wenn sie auch gleich Manches im Einzelnen brachten, was beachtenswerth erscheint, namentlich in Bezug auf Tibull durch Benutzung der Excerpte der Freisinger Handschrift auf der Münchner Bibliothek. So wird man allerdings begreifen, wenn der Herausgeber sich (in dem Vorwort) zu der Erklärung veranlasst sieht: »Ceterum in tanta membranarum veterum paucitate multo plura subsidia erant repetenda ab ratione et judicio, quae quidem vel sexcentis codicibus eisque antiquissimis praeferre nunquam dubitavimus.«

Die erste Abtheilung enthält die Gedichte des Catullus, welchen die Fragmente verlorener Dichter desselben Gebietes, so wie die Priapea angereiht sind. Ueber die Grundlage des catullischen Textes verbreitet sich die Praefatio, welche zugleich das Verhältniss des Herausgebers zu seinen Vorgängern, namentlich zu Lachmann, näher bespricht, von dem es unter Anderm p. XI heisst: Nam etsi nec Germanensis libri lectionum ullam habuit notitiam, et aliquando Datano tribuit nimium, ea tamen dexteritate in deli-

Digitized by Google

gendis quos sequeretur codicibus fuit, paucis ut locis exceptis Catulli scriptura ea quae fuerat in archetypo Veronensi recuperaretur, unde jam cum commodo posset principium sumere omnis emendandi probabilitas ac ratio.« Es werden dann aber auch die Verdienste von Haupt und Schwabe in gebührender Weise anerkannt, bei letzterem insbesondere seine Verdienste in der wohl gesichteten und kritischen Zusammenstellung dessen, was über die Lebensverhältnisse des Catullus, so wie über die älteste handschriftliche Ueberlieferung zu wissen steht, hervorgehoben, ersteres um so mehr, »cum contra Westphalius in eadem materia tractanda ita indulserit ingenio luxurianti, ut potius fabulam Milesiam quam historiam veram aut verisimilem composuisse mihi videatur«; wie solches auch von Rettig und Andern nachgewiesen worden ist. An diese Erörterungnn und Nachweisungen über das, was bisher zunächst für die Texteskritik geschehen, reiht sich, nachdem noch vorher Auskunft gegeben ist über das in orthographischer Hinsicht in dieser Ausgabe eingehaltene Verfahren, eine Zusammenstellung der varietas lectionis, in welcher hauptsächlich auf Alles das Rücksicht genommen wird, worin der Herausgeber von Lachmann's Ausgabe des Jahres 1829 abweicht, aber auch das nicht übersehen ist, worin der Herausgeber von andern neuern Herausgebern abweichen zu müssen glaubte: dass in dieser Zusammenstellung Manches enthalten ist, was auf die Erklärung und Auffassung des richtigen Sinnes einzelner Stellen Bezug hat und zur richtigen Würdigung dieser Poesien beiträgt, wie z. B. Manches zu nr. 64 und 65, oder was die metrischen Verhältnisse erläutert, wie z. B. zu nr. 63, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung: es liegt in der Natur der Sache und dient zugleich zu einer Rechtfertigung des gegebenen Textes. Ein eigener Abschnitt (S. LIX) ist den von Catullus angewendeten Metra gewidmet: wir dürfen wohl diesen Abschnitt, welcher nach einer allgemeinen Erörterung die einzelnen Metra aufführt, welche in Gedichten des Catull vorkommen, mit den einzelnen Abweichungen oder Freiheiten, die sich der Dichter erlaubt, einer besondern Beachtung empfehlen.

An Catull reihen sich an S. 75 ff. die Fragmente der übrigen Dichter, die mit gleicher Sorgfalt nicht blos zusammengestellt, sondern auch hinsichtlich ihres Textes, der bekanntlich so manche Schwierigkeiten im Einzelnen bietet, behandelt sind, zuerst die Fragmente des Lävius, C. Licinius Calvus, C. Helvius Cinna, M. Furius Bibaculus, Cornificius, Ticida, Memmius, Hortensius, und ein Epigramm eines unbekannten Dichters auf Rufus; dann folgen die Priapea S. 95 ff. nebst der dazu gehörigen, besonderen Praefatio S. XLI ff., welche über die Verfasser der einzelnen Gedichte, so wie die Sammler des Ganzen und damit über die Entstehung der ganzen Sammlung wie sie jetzt uns vorliegt und deren handschriftliche Ueberlieferung sich verbreitet; neue handschriftliche Hülfsmittel standen dem Herausgeber

Digitized by Google

nicht zu Gebot (und woher sollten überhaupt solche noch zu erwarten sein?), aber er hat den von den früheren Herausgebern (Burmann, Meyer, Bücheler) gesammelten und benutzten kritischen Apparat zu der von ihm gelieferten Revision des Textes angewendet, und die Abweichungen von dem Texte der genannten Herausgeber S. XLVIII—LIX aufgeführt, nicht ohne manche weitere, zum Verständniss des Einzelnen dienende Bemerkungen; über die angewendeten Metra ist ein ähnlicher Abschnitt, wie bei Catull, beigefügt S. LXXIX ff. Der Herausgeber bringt die Priapea in Verbindung mit den kleineren, dem Virgil beigelegten Gedichten (Culex, Ciris, Copa, Moretum, Dirae, Catalecta), indem er glaubt, dass sie aus demselben Kreis von gelehrten Freunden des Messala u. A. hervorgegangen, und aus deren Villen von einem dieser Gelehrten, gesammelt worden, der auch die Sammlung jener angeblichen Gedichte Virgils veranstaltet habe, der aber wohl die Verfasser derselben selbst kaum gekannt habe, wie denn eigentlich nur drei Gedichte in dieser Sammlung sich befinden, deren Verfasser (Ovidius von nr. 3 und Tibullus von nr. 81 und 82) sicher gestellt sind. Wie es gekommen, dass die ganze Sammlung irrthümlich auf Virgil zurückgeführt worden, sucht der Herausgeber klar zu machen, der bei dieser Veranlassung auch über die eben erwähnten, kleineren Gedichte, die dem Virgil beigelegt werden, sich ausgesprochen hat. In allen diesen Gedichten, wie sie in dieser Vereinigung auf uns gekommen sind, findet der Herausgeber hervorragend die Nachahmung des Catullus und seiner Zeit, ja das Gedicht Ciris ist ihm »vix aliud quam cento ex Catullo Vergilioque conflatus« (S. XLIII); eben so wenig kann nach seiner Ansicht, schon aus metrischen Gründen der Culex (»carmen non invenustum«) dem Virgilius beigelegt werden.*) Noch ist zu erwähnen, dass es der Herausgeber für nothwendig erachtet hat, auch die nöthigen Indices beizufügen, einen alphabetischen Index zu den Gedichten des Catullus und zu den Priapea, einen Index der Eigennamen zu beiden, wobei die Fragmente gleichfalls berücksichtigt und dem Verzeichniss der Eigennamen Catull's eingefügt erscheinen, dann noch in dritter Reihe einen Index Grammaticus über einzelne beachtenswerthe Formen, Ausdrücke u. dgl.

Den Dichtungen des Tibullus geht eine ähnliche Praefatio voraus, in welcher der Herausgeber sich über die handschriftliche Ueberlieferung verbreitet, welche in dreifacher Abzweigung einem in Frankreich einst befindlichen, jetzt verlorenen Archetypus entstammt, wie diess der Herausgeber schon früher in einem Aufsatze in den Jahrbb. der Philologie Bd. XCIX dargelegt hatte und hier noch weiter ausführt, indem er auf die uns jetzt zugänglichen Grund-

*) Wir verweisen auf die ausführliche Besprechung dieses Gedichtes in nr. 52 dieser Jahrbb. und eben so wegen des andern Gedichts (Ciris) auf nr. 51.

Digitized by Google

lagen bei der Texteskritik hinweist, und die Leistungen der früheren Herausgeber hiernach durchgeht: eben so wie bei Catullus reiht sich an diese Besprechung die Zusammenstellung der Abweichungen des in dieser Ausgabe gelieferten Textes, und zuletzt noch (p. XXVII ff.) eine Erörterung über die metrische Kunst des Tibullus. In die Frage nach der Entstehung und Bildung der ganzen in vier Bücher getheilten und so handschriftlich uns zugekommenen Sammlung hat sich der Herausgeber nicht eingelassen, wir ersehen nur aus einer gelegentlichen Aeusserung, dass ihm die in neuerer Zeit einem (freilich ganz unbekannten) Lygdamus beigelegten Stücke, so wie die Dichtungen der Sulpicia, und das Lobgedicht auf Messala auch nicht für Werke des Tibullus gelten, wenn gleich aus derselben Zeit stammend und in metrischer Hinsicht den Gedichten des Tibullus ganz ähnlich, »facile ut persuadeas tibi ducem eum fuisse illis et magistrum ad poeticam tendentibus« (S. XXVIII). Auf den Abdruck des Textes, bei welchem die schon oben erwähnten Freisinger Excerpte, die aus dem eilften Jahrhundert stammen, und daher zu beachten sind, da die Handschriften des Tibulls nicht über das vierzehnte Jahrhundert hinaus gehen, folgt ebenfalls wie bei Catullus, ein dreifaches Register, ein Index Carminum, Index Nominum und Index Grammaticus.

In der Praefatio zu Propertius, dessen Gedichte in dritter Reihe sich anschliessen, ist eben so von dem Verf. die handschriftliche Ueberlieferung besprochen, um so mehr als über diesen Dichter und seine Werke vom sechsten christlichen Jahrhundert an bis gegen Ende des vierzehnten ein Schweigen und ein Dunkel verbreitet ist, welches die Untersuchung nicht wenig erschwert. Bekanntlich sind es zunächst zwei Handschriften, welche für die Gestaltung des Textes vorzugsweise in Betracht kommen, eine Groninger und eine Neapolitaner, jetzt zu Wolfenbüttel: während Lachmann und nach ihm Hertzberg der ersteren den Vorzug geben zu müssen glaubten, haben Keil, Haupt und Andere die letztere vorgezogen: auch unser Herausgeber, der die Handschrift selbst in Händen hatte, und eine genaue Beschreibung derselben gibt, trägt kein Bedenken ihr unbedingt den Vorzug zuzuerkennen, wie diess auch in einem unlängst zu Aurich 1869 erschienenen Programm von W. Grumme: De codicibus Propertianis Groningano et Neapolitano dargethan ist, nach dessen Ausführung gleichfalls der Neapolitanus als Grundlage für die Textesbildung zu betrachten ist. Unser Herausgeber, indem er diese Handschrift für die vorzüglichste von Allen erklärt, ist jedoch in Bezug auf das Alter derselben etwas anderer Ansicht, indem er dieselbe nicht bis in das zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert hinaufrücken will, sondern vielmehr einem Schreiber des vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert, welcher sich alle Mühe gegeben, die Schrift früherer Zeit, etwa des eiften Jahrhunderts, nachzuahmen, zuweisen will; das Original, welches derselbe vor sich gehabt und abgeschrieben,

Digitized by Google

würde aber dann etwa in das neunte Jahrhundert, überhaupt in das karolingische Zeitalter zu verlegen sein. Auf diese Besprechung folgt wieder die Zusammenstellung der abweichenden Lesarten des gegebenen Textes, insbesondere der Abweichungen von Lachmann's Ausgabe mit manchen weiteren gelegentlich eingestreuten Bemerkungen; am Schluss dann eben so wie bei Tibull und Catull eine Erörterung über die metrische Kunst des Propertius. Auch dieser Ausgabe ist ein dreifacher Index (Rerum, Nominum, Grammaticus) beigefügt, ausserdem noch eine zur Vergleichung der verschiedenen Ausgaben dienende Uebersicht: »Numeri carminum et versuum Burmanniani comparantur cum Vulpianis et Lacmannianis.«

2. Das Gedicht des Claudius Rutilius Namatianus (oder wie derselbe früher, wenn auch minder richtig hiess Numatianus), welches hier in einer berichtigteren Gestalt vorliegt, beruht bekanntlich auf der Autorität einer einzigen Handschrift, oder vielmehr einer im sechzehnten Jahrhundert genommenen Abschrift eines weit älteren, jetzt aber verschwundenen Originals; nach dieser jetzt zu Wien befindlichen Abschrift hatte im Jahre 1840 A. G. Zumpt eine neue Ausgabe des Textes geliefert: und wenn sich an dieselbe der hier gelieferte Text anschliesst, so bietet er doch in Folge einer erneuerten Vergleichung jener Handschrift, wodurch Manches, was früher übersehen worden, zu Tage gefördert ward, einen in Manchem verbesserten Text, worüber die in dem Vorwort gegebene Zusammenstellung genügende Auskunft gibt. Auch das metrische Verdienst dieses späteren römischen Dichters wird hier hervorgehoben und es ist nicht zu Viel gesagt, wenn es in dieser Beziehung S. XI heisst: »Rutilii numeri tanta cum cura sunt perpoliti, ut inter praestantissimos Romanorum versificatores merito habeatur.« Einige seiner Eigenthümlichkeiten, die aber diesem Urtheil keinen Eintrag thun, werden übrigens genau verzeichnet. Der dreifache Index, wie er bei Catull, Tibull und Propertius sich findet, fehlt auch hier nicht: es folgen aber dann noch einige andere römische Dichter dieser späteren Zeit, deren Bruchstücke mit aller kritischen Sorgfalt hier sich zusammengestellt finden; Aelius Hadrianus (der Kaiser), P. Annius Florus, Apulejus, Annianus, (dem die bisher dem Septimius Serenus beigelegten Falisca zugewiesen werden) Septimius Serenus, Alphius Avitus, Marianus, und einige Reste unbekannter Dichter: die ganze Zusammenstellung ist ebenso begleitet von einer Uebersicht der von diesen Dichtern in den noch vorhandenen hier aufgeführten Fragmenten angewendeten Metra.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 58. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bibliotheca Teubneriana.

(Schluss.)

Bei der Besprechung der einzelnen Fragmente kommt auch das, was über die Persönlichkeit dieser Dichter zu ermitteln ist, zur Sprache, und gelegentlich noch Anderes, worauf wir nur im Allgemeinen aufmerksam machen können, wie z. B. die Bestimmung des Zeitalters des Grammatikers und Metrikers Juba, den Keil an das Ende des dritten oder an den Anfang des vierten, der Herausgeber dagegen an das Ende des zweiten Jahrhunderts setzt und als einen Zeitgenossen des Hephästion betrachtet, s. S. 40.

Von Cäsar, dessen Commentarii de bello civili hier als Volumen II vorliegen, erschien Volumen I mit den Commentarii de bello Gallico schon im Jahre 1864, und ist darüber in diesen Blättern, bald nach dessen Erscheinen (Jahrgg. 1864 S. 787 f.) nähere Nachricht gegeben worden. Wenn dort der Standpunkt des Herausgebers in Bezug auf die Gestaltung des Textes und die Behandlung der abweichenden Lesarten, als ein im Ganzen conservativer bezeichnet war, so mag diess auch von dieser Fortsetzung gelten, wenn auch gleich bei der Beschaffenheit der handschriftlichen Ueberlieferung dieses Theils der Commentare Cäsar's die Aufgabe eine ungleich schwierigere war; denn, wenn ein möglichst bereinigter und lesbarer Text für eine Schulausgabe nothwendig ist, so tritt doch hier, um einer solchen Forderung zu genügen, eine weit grössere Schwierigkeit ein, weil die handschriftliche Ueberlieferung uns hier so oft im Stich lässt, und der Herausgeber, was man nur billigen kann, den früher bei der Behandlung des Textes eingeschlagenen Weg zu verlassen, sich, aller Einrede ungeachtet, nicht entschliessen konnte. »Cum enim, schreibt er p. II der Praefatio, a principio id egerim, ut quam maxime fieri posset, incorrupta scriptoris verba exhiberem, discedendum ne nunc quidem puto ab eorum librorum vestigiis, per quos medio aevo memoriae prodita sunt, nisi eis locis, ubi in his ipsis corrupta esse appareat.« Und wenn es ihm auch, wie er selbst bemerkt, nicht in allen Stellen gelungen sein sollte, das Richtige gefunden und in den Text gesetzt zu haben, — wie diess ohne neue und ergiebigere Funde von Handschriften kaum anders sein kann, so bemerkt er doch: »Verum enim vero sunt quidam loci, quos primus aut librorum manu scriptorum auctoritati obsecutus et ab damnosa vi scripturae

Digitized by Google

vulgatae liberare conatus in integrum restitui aut in ipsis libris depravatos receptis aliorum conjecturis necessariis probabilibusque et ad verba usumque scriptoris accommodatis ita constitui, ut et intellegi possint neque abhoreant a serie rerum sententiarumque, sunt etiam, quae ipse emendare vel corrigere ausus sim eo consilio, ut tirones haberent saltem, quod scriptorem scribere potuisse facile sibi persuaderent, viri docti, quo nixi feliciores emendandi conatus facere possent.« Es folgt nun das Verzeichniss solcher Stellen — es sind im Ganzen nur wenige, in welchen der Herausgeber eine solche Verbesserung von sich aus unternahm; wohl aber haben mehrfache Verbesserungsvorschläge zu andern verdorbenen Stellen in der Discrepantia Scripturae, welche auf die Vorrede folgt S. V bis LXXVI, ihren Platz gefunden. Diese ist, wie schon der grössere Umfang, den sie einnimmt, zeigen kann, mit grosser Sorgfalt behandelt; denn sie gibt eine Zusammenstellung des kritischen Apparats, sowohl in Aufführung der Lesarten der Handschriften wie der gedruckten Ausgaben, und der von einzelnen Gelehrten verschiedentlich in eigenen Schriften und Abhandlungen vorgebrachten Vorschlägen zur Aenderung des verdorbenen Textes, und ist dem Herausgeber in dieser Beziehung wohl kaum Etwas entgangen; leider war es ihm nicht mehr möglich geworden, Dübner's Ausgabe zu benutzen, was wir mit ihm aus dem Grunde bedauern, weil in dieser Ausgabe zuerst eine vollständige Vergleichung des Cod. Thuaneus, und des aus gleicher Quelle stammenden Leidensis, ebenso des Ursinianus Vaticanus 3324 und des aus derselben Quelle stammenden Riccardianus, beide, wie die vorher genannten aus dem zwölften Jahrhundert, ferner des Vindobonensis aus dem dreizehnten Jahrhundert, welcher zwischen dem Thuaneus und Ursinianus die Mitte hält, wenn auch etwas näher dem Thuaneus steht, so wie zweier etwas späteren Dresdener Handschriften vorliegt, und so immerhin doch Manches für die Besserstellung des Textes an einzelnen Stellen gewonnen ist. Indem der Herausgeber an die urkundliche Ueberlieferung, die freilich nicht auf so sicherem Grunde ruht wie bei den Büchern De bello Gallico, sich möglichst zu halten sucht, sind manche Aenderungen, wie sie von früheren Herausgebern und andern Gelehrten gemacht worden sind, in Wegfall gekommen: wenn man die erwähnte Discrepantia Scripturae näher durchgeht, wird man sich davon bald überzeugt finden, auch wenn wir hier nicht in das Einzelne der Kritik mittelst Besprechung einzelner Stellen eingehen, was dieser Berichterstattung ferne liegt: man wird aber auch finden, wie in dieser Zusammenstellung des kritischen Apparats bei nicht wenigen Stellen eine nähere Besprechung der Lesart stattgefunden, und damit zugleich ein beachtenswerther Beitrag zur richtigen Auffassung und zum Verständniss dieser Stellen gegeben ist. Ein umfassender Index Nominum ist von S. 124—196 in doppelten Columnen beigefügt; er enthält die Personennamen, mit den für die nähere Kenntniss einer jeden

Person wichtigen weiteren Nachweisungen, so wie die Orts- und Ländernamen, ebenfalls mit den nöthigen Erklärungen, und mit Angabe der jetzigen Bezeichnung des betreffenden Ortes.

4. Endlich haben wir noch des Bandes der neuen Auflage der Werke Cicero's zu gedenken, um so mehr, als wir wohl darin das letzte Zeichen der unermüdlichen und verdienstvollen Thätigkeit des Herausgebers zu erkennen haben, der unlängst der Wissenschaft durch den Tod entrissen worden ist, aber, auch abgesehen von so Manchem Anderen, in dieser Ausgabe des Cicero ein bleibendes Denkmal hinterlassen hat, das ihn noch lange überleben wird. Mit Cicero und dessen Kritik, während einer langen Reihe von Jahren, vorzugsweise beschäftigt und mit einer genauen Kenntniss der Sprache und Darstellungsweise Cicero's ausgestattet, hat er an unzähligen Stellen mit fester und sicherer Hand die richtige Lesart wieder hergestellt, oder auch nicht selten die handschriftlich überlieferte Lesart vor unnöthiger, oftmals selbst verkehrter Aenderung bewahrt, und seiner wahrhaft conservativen Kritik den Stempel der Besonnenheit, die ihn vor jeder Uebereilung bewahrte, aufgedrückt. Und diese Eigenschaften lässt auch dieser Band der erneuerten Ausgabe, die sich mit Recht eine emendatior nennen kann, durchweg erkennen: er enthält die Briefe an Atticus und an Brutus, so wie den (unächten) Brief an Octavius: dass der Herausgeber an der Aechtheit der Briefsammlung an Brutus nicht zweifelte, lässt Manches errathen, auch wenn er darüber sich nicht bestimmt hier ausgesprochen hat, wohl aber darüber noch besonders an einem andern Orte sich auszulassen gedachte. Denn in der Praefatio, oder wie er es nennt Prooemium, zu diesem Bande war ihm diess nicht möglich, schon aus äusseren Gründen des Umfangs, insofern dieses Prooemium vier und siebenzig eng gedruckte Seiten füllt, in welchen die vier ersten Bücher der Briefsammlung an Atticus kritisch näher und im Einzelnen besprochen werden (bis S. LXIV incl.) und auf den übrigen zehn Seiten nur noch einzelne schwierigere Stellen der übrigen Bücher in gleicher Weise behandelt sind. Diese ganze ausführliche Besprechung bietet für die kritische Behandlung dieser Briefe ungemein Viel Wichtiges, und kann aufs neue den kritischen Geist und die kritische Thätigkeit des hingeschiedenen Herausgebers bekunden, und sein ganzes Verfahren darlegen, das von jeder Willkür sich möglichst fern zu halten suchte, ohne darum in offenbar verdorbenen Stellen die Conjecturalkritik abzuweisen, überhaupt von jeder Ueberstürzung, oder vielmehr Willkürlichkeit sich frei erhielt, wie solche in der Kritik dieser Briefe uns leider so oft entgegentritt: die genaue Bekanntschaft mit ciceronischer Redeweise, und der dadurch gewonnene feste Takt in der Behandlung einzelner Stellen gibt sich auch hier kund und sichert diesen Bemühungen in der Kritik einen bleibenden Werth. Wir können auch hier, dem Zweck dieser Anzeige gemäss, uns nicht auf die Besprechung einzelner Stellen, wie sie

Digitized by Google

in diesem Vorwort so zahlreich und zum Theil selbst umfangreich behandelt sind, einlassen, wohl aber werden wir zu erwähnen haben, dass in dieser im Prooemium enthaltenen kritischen Besprechung auch Manches Andere enthalten ist, was mit der richtigen Auffassung der betreffenden Stelle zusammenhängt und auf diese Weise manchen werthvollen Beitrag zu der Erklärung und zu dem Verständniss einzelner Stellen bringt. Eine Tabelle, auf welcher die einzelnen Briefe Cicero's (der an Atticus wie der übrigen) nach der Zeit ihrer Abfassung, mit Angabe des jedesmaligen Jahres, aneinandergereiht sind und eine ähnliche Zusammenstellung der Briefe von Andern, welche in den Briefsammlungen Cicero's eingereiht sind, macht den Schluss.

Lexicon Sophocleum. Edidit Guilelmus Dindorfius. Fasciculus II. III. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXX. S. 81—244 gr. 8.

Ueber den ersten Fasciculus, so wie über die ganze Anlage dieses Lexicons s. diese Jahrbb. 1869 p. 558 f. Der zweite Fasciculus, dessen Erscheinen wir hiermit anzeigen, reicht von dem Worte *βάναυσος* bis zu der ausführlichen Erörterung über das Verbum *εἰμί* sowohl in den einzelnen Formen, in denen es bei Sophocles angewendet wird, als in seinem Gebrauch, seiner Construction und Bedeutung, welche im dritten Hefte abgeschlossen wird. Es ist dieses Verbum, so wie das vorhergehende *εἶμι* allerdings eines von den Wörtern, die einer vorzüglichen Erörterung in dem bemerkten Umfang sich erfreuen, und damit zugleich für die richtige Erkenntniss des sophocleischen Sprachgebrauches eine besondere Bedeutung gewinnen. Aber es ist diess nicht das einzige Wort der Art; es kann in dieser Hinsicht wohl auch auf andere Worte verwiesen werden, wie z. B. *ἐγώ, γῆ, γλῶσσα, δαίμων, δεῖ, δεινοί, δίδωμι, δοκέω* und so manche andere, welche mit gleicher Ausführlichkeit behandelt sind, oder Erörterungen bringen, welche zunächst auch die von Sophocles angewendeten Formen sich beziehen, wie z. B. bei *γέλως*, bei *γίγνομαι* und *γίνομαι* wie bei *γιγνώσκω* und *γινώσκω*, bei *δόρυ* u. s. w. Insbesondere aber glauben wir auf die Partikeln aufmerksam machen zu müssen, deren Gebrauch, wie er in der Sprache des Sophocles erscheint, hier auf erschöpfende Weise behandelt wird: man sehe nur Wörter, wie *γάρ, γε, δέ* und *δή*, und insbesondere *εἰ* nach seinen verschiedenen Constructionsweisen und der Bedeutung derselben. Aus Fascic. III sind insbesondere zu nennen die Artikel über die Präpositionen *εἰς, ἐκ* und *ἐν* wie *ἐπί* oder über die Partikeln *ἐπεὶ ἔτι, ἤ* und *ἦ* u. A. der Art; ebenso auch die Artikel über *ἔχω, θνήσκω* u. A. desgleichen über *Ζεύς, θεός* u. s. w. Dass bei einer solchen Behandlungsweise nicht blos manche Stelle des Sophocles eine richtige Auffassung nach ihrem wahren Sinn, so wie selbst nach der richtigen Lesart erhält, sondern auch

Digitized by Google

zugleich ein Mittel zur Erkenntniss und Würdigung der griechischen Dichtersprache überhaupt in der besten Zeit gegeben ist, bedarf keiner weiteren Ausführung: ein Blick in dieses »Lexicon Sophocleum« wird davon bald überzeugen, und daher auch dem Unternehmen einen raschen Fortgang, so weit diess nur immer möglich ist, zu wünschen sein.

Sophocles König Oidipus. Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Wolf. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1870. VI und 159 S. in gr. 8. (Auch mit dem weiteren Titel: Sophocles für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Wolf. Vierter Theil.)

Den drei früher erschienenen Bänden dieser Ausgabe, welche den Ajas, die Elektra und Antigone enthalten, folgt dieser Band, als vierter des Ganzen mit dem König Oedipus, wobei Anlage und Ausführung im Wesentlichen sich gleich geblieben ist, so dass füglich auf die früheren Anzeigen in diesen Jahrbb. 1859 S. 62 ff. 1863 S. 478 f. und 1865 S. 858 f. verwiesen werden kann. Was den Text betrifft, so schliesst sich dieser möglichst an den Laurentianus an, welchen der Verf. selbst noch einmal verglichen hat: wo dieser offenbar Fehlerhaftes und Falsches bietet, folgt er der allerdings jüngeren Pariser Handschrift, die nach seiner Ansicht auch einer andern Familie angehört; wo aber beide nicht ausreichen, ward auf jüngere Handschriften zurückgegangen, oder es mussten, um einen lesbaren Text zu gewinnen, Vermuthungen aufgenommen werden, worüber in dem kritischen Anhang nähere Auskunft gegeben wird: wo nun im Text eine solche Vermuthung, es sei des Triclin oder neuerer Gelehrten, Aufnahme gefunden, ist diess durch gesperrten Druck des betreffenden Wortes (wie z. B. *δέον* Vs. 1528 oder *λέγων* 325 u. s. w.) kenntlich gemacht: es sind aber im Ganzen solcher Stellen sehr wenige, da der Verfasser sich, wie schon bemerkt, möglichst an die Handschriften gehalten, und frei von Neuerungssucht, wie sie allerdings in einer für den Schulgebrauch bestimmten Ausgabe am wenigsten am Platze ist, den urkundlich überlieferten Text zu bewahren bemüht war. Die Hauptsache bei dieser Ausgabe bleibt indessen immer die Erklärung, wie sie in den unter den Text gesetzten deutschen Anmerkungen gegeben wird, und Jedem, insbesondere dem angehenden Philologen, welcher dieses sophocleische Stück zum Gegenstand seiner Privatstudien wählt, Alles das bietet, was ihm zum Verständniss des Stückes nöthig ist, sowohl in sachlicher Hinsicht, als insbesondere auch in sprachlicher: denn der Sprachgebrauch des Sophocles ist überall in sehr befriedigender Weise behandelt, stets auch unter Anführung zahlreicher Belegstellen aus andern Dramen des Sophocles wie aus anderen Dichtern, zumal Euripides,

Digitized by Google

und, wie sich wohl von selbst versteht, aus Homer, ja hier und dort aus prosaischen Schriftstellern, wie Herodotus, Plato, Xenophon u. A.; auf die Entwicklung der Gedanken, auf den Zusammenhang, wie den ganzen Gang des Stücks wird überall Rücksicht genommen; hier ist allerdings ein Punkt, in welchem der Schüler wie der angehende Philolog am ersten der Nachhülfe bedarf; und endlich ist auch das Metrische durch genaue Angabe der einzelnen Rhythmen in den Chorliedern, so wie jeder Art von Abweichung behandelt, vor jedem Abschnitt eines Chorliedes ist das betreffende Metrum angegeben und findet sich ausserdem am Schluss S. 151 ff. noch eine Zusammenstellung der in diesem Stück vorkommenden Versmaasse, in welcher zuerst die metrischen Schemata angegeben sind, nach Silben und Prosodie, dann die rhythmischen Abweichungen, welche die jedesmalige Zeitdauer einer Silbe, ihren Werth in der Musik andeuten. So ist auch von dieser Seite gut gesorgt, und kann sich ein Jeder, wenn er nur im Besitz der Grundbegriffe von Metrik und Prosodie ist, leicht auch in diesen zum Verständniss des Ganzen nothwendigen Theil hineinarbeiten. Der »Rückblick«, der S. 134 auf den Schluss des Textes folgt, gibt eine Uebersicht über den Gang des Stückes und dessen Tendenz, so wie über den inneren Zusammenhang, in welchem die einzelnen Theile mit einander stehen. Dabei geht der Verfasser in eine nähere Erörterung ein über die Zeit der Aufführung des Stückes und seiner Abfassung. Wenn der Inhalt des Stückes in einzelnen Stellen keine sicheren Haltpunkte zur näheren Bestimmung dieses Gegenstandes bietet, so weist doch Manches darin auf eine spätere Zeit der Abfassung, selbst in der Anordnung des Stückes und im Versbau hin: es ist daher in Erwägung dieser und anderer Umstände wohl nicht fehlgegriffen, wenn die Aufführung zwischen 428 und 410 v. Chr., d. h. nach der Pest (von welcher in diesem Stück eine so lebhafte Schilderung entworfen wird) und vor Aufführung des Philoktet, doch so, dass sie letzterem Jahre näher liegt als ersterem, verlegt wird. Schliesslich wird noch auf die sprachlichen Neuerungen des Sophocles in diesem Stück hingewiesen, auf die von ihm hier gebrauchten neuen Worte und neuen Formen, auf neue Bedeutungen und Constructionen.

Die römische Elegie. Auswahl aus den Dichtern der classischen Zeit. Mit Erläuterungen von Dr. B. Volz, Inspector-Adjunctus am königl. Pädagogium zu Halle. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1870. XI und 161 S. in gr. 8.

Der Verfasser ward bei der Herausgabe dieser Auswahl durch den Wunsch geleitet, die Schüler der oberen Classen unserer Gymnasien, neben der Lectüre des Vergilius und Horatius auch mit

Digitized by Google

der römischen Elegie mittelst einer geeigneten Auswahl derartiger Dichtungen näher bekannt zu machen, und zwar nicht blos für den Zweck der neben Horatius gehenden Privatlectüre, sondern auch selbst für den Gebrauch der Schule, wenn anders hier, wie es sein Wunsch ist, auch noch ein Platz für diese Dichtgattung, in welcher Rom so Ausgezeichnetes geleistet hat, gewonnen werden kann. Er glaubt, dass zwei Jahre für die Metamorphosen des Ovidius überaus reichlich seien, vielleicht auch für Vergilius, und dass der Sprung sehr gross sei, welchen der Tertianer von seinem Ovid zum Vergil in der Secunda bei seiner Versetzung zu machen habe: hier könnte dann, glaubt er, eine Auswahl von elegischen Stücken als Brücke dienen, und würde die Unterbrechung der sonst vierjährigen epischen Lectüre durch Elegisches von vorneherein das Interesse des Schülers anregen, dessen Gemüth die Elegie ohnehin anspricht (S. VII). Zur Erreichung dieses Zweckes hat nun der Verfasser, da es aus hinreichenden Gründen nicht zulässig ist, den Schülern die elegischen Dichter Rom's ganz und vollständig in die Hände zu geben, in vorstehender Schrift eine Auswahl aus den entsprechenden Dichtungen des Ovidius, Tibullus und Propertius veranstaltet, welche, für diesen Zweck allerdings berechnet, Alles das vermieden hat, was, auch aus moralischen Rücksichten, von der Schule fern zu halten ist. Bei jedem einzelnen Dichter ist eine kurze Angabe seiner Lebensverhältnisse vorausgeschickt. Bei Ovidius macht die Elegie der Libri Tristium IV, 10, in welcher Dichter ein Lebensbild seiner eigenen Person entworfen hat, den Anfang; dann folgen sechzehn aus den Fasten ausgewählte Abschnitte theils mythischen Inhalts, theils und besonders römisch-geschichtlichen Inhalts, wie die Anfänge Roms (III, 179 ff.), die Schilderung der guten alten Sitten (V, 57 ff.), die Apotheose des Romulus (II, 491 ff.), die Eroberung von Gabii (II, 685 ff.), der Untergang der Fabier (II, 195 ff.), die Gallier in Rom (VI, 349 ff.) u. A. Aus der Ars Amatoria ist Ein Stück, die Sage von Dädalus und Icarus (II, 21 ff.) aufgenommen, aus den Amores vier Elegien, die auf seine Unsterblichkeit I, 15, auf den Papagei der Corinna II, 6, auf den Tod des Tibull III, 9 und auf den Ruhm Sulmo's III, 15 sich beziehen. Mehr Stoff boten die Libri Tristium und die Epistolae ex Ponto: aus ersterem Werk sind zwölf, oder wenn man die Schlusselegie der gesammten ovidianischen Auswahl dazu nimmt, dreizehn, aus letzterem sechs Elegien genommen: sie haben alle mehr oder minder Bezug auf die Person des Dichters, seinen Aufenthalt im Exil zu Tomi, enthalten die Schilderung der Oertlichkeit und deren Bewohner, und geben ein gutes Bild von der Seelenstimmung des Dichters, die unwillkürlich die Theilnahme eines jugendlichen Gemüthes erweckt; den Schluss bildet die schöne und ergreifende Elegie Trist. IV, 6, welcher der Herausgeber die Aufschrift: »Letzte Hoffnung« gegeben hat. Aus Tibullus sind neun Elegien aufgenommen, darunter drei aus dem dritten Buch, das,

Digitized by Google

man mag über den Verfasser denken, wie man will, jedenfalls Gedichte enthält, die denen der beiden ersten Bücher in keiner Weise nachstehen, wie die erste dieses Buches: Zum Neuen Jahr. Propertius ist mit zwölf Elegien vertreten, meist solchen, die auf Ereignisse der römischen Geschichte sich beziehen, in welchen der Dichter seine ganze Kraft gezeigt hat, wie z. B. die Elegie oder vielmehr der Hymnus auf den Sieg bei Actium. Von Catullus sind acht Stücke aufgenommen, darunter die beiden Gedichte auf den Tod des Bruders und am Grabe desselben, auch das nette Gedicht auf den Tod des Sperlings u. A. Als Anhang ist noch hinzugekommen aus Vergil's Aeneis IX, 176 ff. die Episode von Nisus und Euryalus.

Aus dieser kurzen Uebersicht mag entnommen werden, dass gegen die Auswahl kein erheblicher Einwurf zu machen ist, dass dieselbe vielmehr ganz zweckmässig erscheint. Was den Text der in der Auswahl gegebenen Stücke betrifft, so sind dafür im Allgemeinen die Teubner'schen Ausgaben zu Grunde gelegt, unter Vergleichung der wichtigeren sonstigen Ausgaben, und hat der Herausgeber insbesondere die auch in diesen Blättern unlängst in Nr. 57 pag. 907 ff. besprochene Ausgabe der drei römischen Elegiker von Lucian Müller benutzen können. Für die Erklärung ist, ausser den bemerkten Einleitungen durch die unter den Text gesetzten deutschen Anmerkungen gesorgt. Diese sind — und wir sind am wenigsten geneigt, diess zu tadeln — etwas knapp und wenn man will, karg ausgefallen. Sprachliche Erläuterungen sind im Allgemeinen gar nicht gegeben, ausser an wenigen, besonders schwierigen Stellen, für deren Verständniss aber mehr ein Wink und eine Andeutung gegeben wird, als eine ausführliche Erklärung, die dem Schüler sofort Alles mundgerecht macht und ihn der eigenen Mühe überhebt: dagegen haben die literarischen, historisch-antiquarischen und geographischen Beziehungen ihre befriedigende Erklärung gefunden, und wenn hierbei auf andere Schriftsteller verwiesen wird, so sind es Schriftsteller, welche der Schüler selbst besitzt, wie z. B. vorzugsweise Horatius oder Vergilius. Aus diesem Bericht mag erhellen, dass, hat man einmal auch für die elegischen Dichter Roms noch ein Plätzchen in der Schule gefunden, diese Auswahl für den Schulgebrauch nicht minder wie für die Privatlectüre geeignet erscheinen wird.

Digitized by Google

M. Tullii Ciceronis Laelius De amicitia. Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Lahmeyer. Zweite vielfach verbesserte Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1870. VIII und 62 S. gr.

Die erste Auflage erschien Ende des Jahres 1862 und ward in diesen Blättern Jahrgg. 1863 S. 152 ff. besprochen. Wenn in dieser Anzeige die Anlage des Ganzen wie die Ausführung dargelegt ist, so haben wir doch zu bemerken, dass die neue Auflage sich mit Recht eine vielfach verbesserte nennen kann, in welcher, ohne dass der Plan der Ausgabe eine wesentliche Aenderung erlitten, doch im Einzelnen, zunächst was die unter den Text gestellten, erklärenden Anmerkungen betrifft, Manches eine bessere Fassung erhalten und insbesondere auch die sprachlich-grammatischen Bemerkungen manchen Zuwachs erhalten haben, der die Benutzung dieser Ausgabe vorzugsweise solchen empfiehlt, die Cicero's schöne Schrift für ihr Privatstudium wählen, wozu dieselbe anerkanntermaassen so sehr geeignet ist. Die erneuerte Durchsicht ist aber auch dem Texte selbst zu Gute gekommen, der an mehr als Einer Stelle eine bessere Gestalt erhalten hat, wie diess die neu aufgefundenen Quellen, zunächst die Pariser Handschrift, die auch der Herausgeber für die beste von allen anerkennt, möglich gemacht haben. Man ersieht diess leicht aus dem am Schluss beigefügten kritischen Anhang, der ein Verzeichniss der Abweichungen dieser Ausgabe von den Textesrecensionen enthält, welche Halm und Baeiter gegeben haben. Ueberhaupt ist Alles, was seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe Beachtenswerthes für diese Schrift, es sei kritischer oder exegetischer Art, zu Tage gekommen ist, zu Rathe gezogen und so weit es dienlich schien, auch benutzt worden. Man kann daher dieser erneuerten Ausgabe, die selbst in ihrer äusseren Ausstattung der älteren Schwester es voran zu thun sucht, viele Leser und eine weitere Verbreitung wünschen.

C. Plini Caecili Secundi Epistularum Libri novem. Epistularum ad Trajanum liber. Panegyricus. Ex recensione Henrici Keilii. Accedit index nominum cum rerum enarratione auctore Theodoro Mommsen. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXX. XLVII und 432 S. in gr. 8.

Wir erhalten hier eine längst gewünschte, in grösserem Massstab angelegte Ausgabe der Briefe wie der Rede des jüngeren Plinius; sie bringt nicht blos eine genaue Revision des Textes, wie ihn der Herausgeber im Jahre 1853 nach der allerdings massgebenden Ueberlieferung für die Bibliotheca Teubneriana festgestellt hatte, sondern auch die vollständige Mittheilung des kriti-

Digitized by Google

schen Apparates und die genaue Beschreibung der Handschriften, aus welchen dieser Apparat hier wohlgeordnet zusammengestellt ist, was in der früheren Ausgabe nach deren Zweck und Bestimmung nicht geschehen war, wo nur in der Praefatio in der Kürze über die Handschriften und über die Stellung des Herausgebers zu denselben berichtet werden konnte. Der Herausgeber, auch von Th. Mommsen insbesondere noch aufgefordert, hat sich nun entschlossen, diess Alles, was man früher vermisste, in dieser grösseren Ausgabe zu liefern, die allerdings als eine rein kritische anzusehen ist, aber hier in der That zu einem Abschluss gelangt ist, der ohne die Auffindung neuer handschriftlicher Quellen, die aber jedenfalls über das fünfzehnte Jahrhundert hinausgehn müssten und nach unserem Ermessen wohl überhaupt nicht mehr zu erwarten sind, nicht überschritten werden dürfte, so wünschenswerth auch bei dem dermaligen Stand der handschriftlichen Hülfsmittel für die Rede, und für die Correspondenz mit Trajan, neue Funde immerhin sein würden. Aber, wie gesagt, sie sind vorerst, ja überhaupt wohl nicht zu erwarten, und darum sind wir dem Herausgeber um so mehr zu Dank verpflichtet, dass er in der vorstehenden Ausgabe die Kritik des Plinius zu einem Abschluss gebracht hat, wie er nur bei wenigen alten Schriftstellern bis jetzt möglich gewesen ist. Dieselbe Gediegenheit, dieselbe Genauigkeit und Sorgfalt, an die wir in der Behandlung alter Texte, wir erinnern nur an die grosse Sammlung der Grammatici Latini, bei dem Herausgeber gewöhnt sind, wird man auch in dieser grösseren Ausgabe des Plinius wahrnehmen, welche selbst im Aeusseren, was Format, Lettern und Papier betrifft, die gleichen Vorzüge, wie die erwähnte Sammlung anzusprechen hat.

In der umfassenden Praefatio erhalten wir zuerst eine eingehende Beschreibung der kritischen Hülfsmittel, welche zur Herstellung des Textes des Plinius dienen; für die Briefe nimmt die Florentiner Handschrift des zehnten Jahrhunderts, welche unter den älteren Handschriften allein die ganze Sammlung von neun Büchern enthält, jedenfalls die erste Stelle ein, und es wird hier nachgewiesen, dass sie von demselben Schreiber herrührt, welcher auch die Handschrift der sechs ersten Bücher der Annalen des Tacitus geschrieben hat, mit der sie ursprünglich wohl Ein Ganzes bildete, das später von einander getrennt ward. Die zunächst daran sich reihende Vaticaner Handschrift derselben Zeit ungefähr enthält leider nur die vier ersten Bücher der Briefe, während die durch Titze hervorgezogene Prager Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts aus der Florentiner abzuleiten ist. Dieselben vier ersten Bücher enthält noch eine andere Florentiner Handschrift, gleichfalls aus dem zehnten Jahrhundert: der Herausgeber vermuthet nach dem Format und den Schriftzügen, dass es dieselbe Handschrift sei, die in dem von A. Mai publicirten Catalog der Lorscher Handschriften erwähnt wird: wäre sie in der Vaticana,

Digitized by Google

so würde diess sehr wahrscheinlich sein, indem sie dahin mit den übrigen Lorscher Handschriften aus der ehedem Pfälzischen (Heidelberger) Bibliothek im Jahre 1623 gekommen wäre: wie sie dann aber nach Florenz gekommen sein soll, wüssten wir nicht zu erklären, zumal da sonst keine Spuren vorliegen, dass Lorscher-Pfälzische Handschriften nach Florenz von Rom aus gekommen sind. Vielleicht lässt sich die Sache aufklären, wenn vorerst eine Nachforschung nach dieser Lorscher Handschrift in der jetzigen Palatina zu Rom, der sie angehört haben muss, angestellt wird, um zu erforschen, ob sie noch vorhanden ist oder nicht, im ersteren, glücklicheren Falle dann die Lesarten, welche Janus Gruterus aus einem Codex Palatinus (den wir uns von dieser Lorscher Handschrift nicht für verschieden denken können) anführt, mit den Lesarten dieser Handschrift verglichen werden, und hiernach sich eine Gleichheit oder eine Verschiedenheit mit dieser Florentiner herausstellt; das Letztere dürfte, wie wir glauben, wohl eher sich herausstellen, zumal wenn, wie der Herausgeber freilich nur vermuthungsweise äussert, diese Handschrift dem leider jetzt verschwundenen, in das zehnte Jahrhundert gehörenden Cod. Riccardianus zu Florenz, entstammt. Jedenfalls aber sind aus dieser Florentiner Handschrift viele andere Handschriften geflossen, mit deren Aufzählung sich der Herausgeber S. XIII beschäftigt: sie können für die ursprüngliche Gestaltung des Textes eben so wenig in Betracht kommen als die zahlreichen Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts mit ihren zahlreichen Fehlern und Verderbnissen, und ihrem unvollständigem Text; nur eine Dresdener Handschrift dieses Jahrhunderts, die aus Italien stammt, macht davon einigermassen eine Ausnahme und fand daher auch mehr Berücksichtigung. Eine eingehende und genaue Untersuchung ist der näheren Erörterung des Verhältnisses dieser Handschriften zu einander, und des für die Textesgestaltung hiernach zu machenden Gebrauchs gewidmet: wir verweisen darauf um so mehr, als die Ergebnisse, zu welchen die Untersuchung gelangt, in ihrer Richtigkeit kaum einen Zweifel zurücklassen werden. Dasselbe gilt auch von dem, was über die Correspondenz des Plinius mit Trajan, für welche wir bekanntlich gar keine handschriftliche Grundlage jetzt mehr besitzen, bemerkt wird: was den Panegyricus betrifft — eine Bezeichnung, die der Verf. beibehalten hat, weil sie der handschriftlichen Ueberlieferung entspricht, wiewohl er sie, und mit Grund, nicht für die ursprüngliche hält, insofern diese wahrscheinlich Gratiarum actio gelautet — so ist es dem Herausgeber gelungen, wenigstens auf eine ältere Quelle hinzuweisen, aus welcher der Text dieser Rede in den jüngeren Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts, welche wir allein noch besitzen, geflossen ist, wo diese Rede meistens an erster Stelle in der Sammlung der Panegyrici erscheint, über welche Sammlung freilich auch in so weit ein Dunkel noch obwaltet, als wir nicht wissen, von wem und in welcher Zeit sie

Digitized by Google

veranstaltet worden ist: diese letzte Quelle wäre dann eine Handschrift, welche Johann Aurispa zu Mainz im Jahr 1432 sah und in einem nach Basel gerichteten Schreiben erwähnt: wie sie freilich oder auch eine davon genommene Abschrift nach Italien gekommen, wo auch die erste gedruckte Ausgabe des Textes erschien, ist nicht zu ermitteln, da die Handschrift nicht mehr vorhanden ist. Die aus dem ambrosianischen Palimpsest in neuerer Zeit durch A. Mai hervorgezogenen Reste dieser Rede, welche auch hier besprochen werden, haben inzwischen dem Herausgeber Veranlassung gegeben, einen genauen Abdruck dieser Stücke mit allen weiteren dazu gehörigen kritischen Erörterungen in einem unlängst erschienenen Programme*) zu geben, durch welches dieser Punkt der Kritik erledigt wird. Das Ergebniss dieser Untersuchung zeigt uns freilich, dass die Stücke des Palimpsests einer Recension des Textes angehören, welche von der verschieden ist, die in dem Archetypus der noch vorhandenen jüngeren, meist übereinstimmenden, aber auch mehr oder minder interpolirten Handschriften enthalten war. Sollte es möglich sein, noch andere Palimpseststücke zu entdecken, was wir nicht gerade für unmöglich halten, so würde dann auch dieser Punkt noch weitere Aufklärung, hinsichtlich der Beschaffenheit der beiden Recensionen und ihres Verhältnisses zu einander, gewinnen können. Wenn daher in Bezug auf eine solche Sachlage der Verf. S. XLVII bemerkt: »in tam incerta igitur lectionis fide cum latus conjecturae campus apertus est, tum ad ipsam Plinii scripturam restituendam non satis firma parata sunt praesidia«, so wird man ihm leider Recht geben müssen, um so mehr aber Ursache haben, mit dem, was der Herausgeber in Herstellung des Textes geleistet hat, zufrieden zu sein, und tritt diess auch in der mit so vieler Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit gemachten Zusammenstellung des kritischen Apparats unter dem Texte hervor, welche einen Jeden in den Stand setzt, das ganze Verfahren des Herausgebers einer Prüfung zu unterziehen. Denn es ist in dieser Zusammenstellung, was die neun Bücher Briefe betrifft, nicht blos die Varia lectio, die sich aus den oben angeführten Handschriften ergibt, vollständig aufgenommen, sondern es sind auch die älteren gedruckten Ausgaben, die Editio princeps von 1471, die Ed. Romana von 1474, die Aldina von 1508 und die dieser vorausgehenden Ausgabe von Pomponius Lätus (1490), von Philipp Beroaldus (1498) und Catanäus (1506) berücksichtigt, und auf diese Weise eine Vollständigkeit erreicht, deren man bisher ungern entbehrte; bei der Correspondenz des Plinius mit Trajanus ist ebenso die Ausgabe des Avantius und die Aldiner herzugezogen; endlich ist bei allen den Briefen, deren Zeit sich mit Sicherheit bestimmen lässt, das

*) Vor dem Index scholarum des Winterhalbjahrs zu Halle 1869—1870 unter dem Titel: „Henrici Keilii de schedis Ambrosianis rescriptis Panegyrici Plinii commentatio“ XVI S. in 4to.

Digitized by Google

Jahr beigefügt, in welches dieselbe fallen. Dass auf den Panegyricus die gleiche Sorgfalt verwendet worden, wird keiner besondern Ausführung bedürfen. Hier sind in die Zusammenstellung des kritischen Apparats nicht blos die Abweichungen der alten Ausgaben aufgenommen, sondern ausser dem, was das ambrosianische Palimpsest in dieser Hinsicht für einige Abschnitte bietet, auch die Lesarten einiger Handschriften, die aus der Classe der jüngeren zwar sind, aber eine gewisse Beachtung ansprechen, mitgetheilt, einer Vaticaner (mit theilweiser Vergleichung einer Wolfenbüttler), Wiener und Münchener, zu denen noch eine Augsburger und Carlsruher kommt. Man wird demnach auch hier kaum Etwas von Belang vermissen, zumal da abweichende Lesarten oder beachtenswerthe Verbesserungsvorschläge neuerer Herausgeber und Gelehrten in dieser Zusammenstellung nicht übergangen sind.

Noch haben wir zu gedenken des am Schluss beigegebenen »Index Nominum cum rerum enarratione auctore Th. Mommseno.« Es ist ein alphabetisches Verzeichniss aller der bei Plinius vorkommenden Personen, mit beigefügten erklärenden Bemerkungen, welche theils den Inschriften, theils andern Schriftstellern entnommen sind.

Die gesetzlichen Bestimmungen über den Verlagsvertrag in den einzelnen deutschen Staaten, so wie die darauf bezüglichen hervorragenderen Entwürfe und von der Wissenschaft aufgestellten Grundsätze. Im Auftrage des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zusammengestellt von W. Petsch, königl. Stadtgerichtsrath. Leipzig. Druck von B. G. Teubner. 1870. X und 122 S. in gr. 8.

Es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, dass, wie der Verf. vorliegender Schrift bemerkt, »die gegenwärtig in Kraft stehenden gesetzlichen Bestimmungen über den Verlagsvertrag, welcher die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Autoren und der Verleger ihrer Werke regeln soll, sich als überaus dürftig und mangelhaft erwiesen haben«, mithin eine Abhülfe dringend geboten ist, wie sie nur durch ein allgemeines, alle deutschen Staaten, nicht blos die des früheren Nordbundes, umfassendes, und für den gesammten deutschen Buchhandel gleichmässig geltendes Gesetz zu erreichen ist; um so nothwendiger erscheint diess, als bisher nur wenige Gesetzgebungen den Verlagsvertrag als solchen gesondert behandelten, die Mehrheit derselben aber nur einzelne Bestimmungen, und auch diese mehr gelegentlich, bei der Behandlung anderer Rechtsmaterien, namentlich des Nachdrucks getroffen hat. »Der gesteigerte buchhändlerische Verkehr drängt zu einer Reform auf diesem Gebiete, welche wiederum eine Uebersicht des bestehenden

Digitized by Google

Rechtes und der von der Praxis und der Wissenschaft angeregten Fragen zur Nothwendigkeit macht.« Diese allerdings zu einer gemeinsamen Gesetzgebung über diesen Gegenstand nothwendige Vorarbeit ist in der vorliegenden Schrift geliefert, welche eine Zusammenstellung der in den einzelnen Staaten Deutschlands geltenden gesetzlichen Bestimmungen über den Verlagsvertrag enthält, aber damit auch verbindet den weiteren Nachweis dessen, was in den Schriften der hervorragendsten Rechtslehrer Deutschlands über einzelne hier zu beachtende Punkte sich bemerkt findet, demnach die Grundsätze darlegt, welche darin ausgesprochen sind, so wie die Einwürfe und Vorschläge, welche bei einzelnen Bestimmungen gemacht sind, und selbst richterliche Erkenntnisse über die Anwendung einzelner Bestimmungen hinzufügt. So liegt in dieser Schrift ein reiches und wohlgesichtetes Material vor, wie es allerdings nothwendig ist, wenn zur Abhülfe der bestehenden, unleugbaren Missstände, und zur Vermeidung von Processen oft sehr widerwärtiger Art, eine neue und befriedigende Gesetzgebung zu Stande kommen soll. Und dass eine solche höchst wünschenswerth ist, bedarf keiner Ausführung: ist die gewünschte Einigung aller deutschen Staaten zu Stande gebracht, so wird auch dann kein äusseres Hinderniss der Abfassung eines solches Gesetzes mehr im Wege stehen, es wird dann auch dasselbe ohne Schwierigkeit ins Leben einzuführen sein. Man kann daher die vorliegende Zusammenstellung, durch welche eine solche legislatorische Arbeit unendlich erleichtert wird, als eine sehr verdienstliche Arbeit bezeichnen, indem der Verfasser seine nicht leichte, in Manchem selbst recht schwierige Aufgabe in einer Weise gelöst hat, welche durch die Anordnung des Stoffs und das Maass, das in Allem eingehalten ist, eben so wie durch die Sorgfalt in der Behandlung des Einzelnen alle Anerkennung anzusprechen vermag. In vierzehn Abschnitten ist das Ganze behandelt: wir fügen den Inhalt der einzelnen Abschnitte hier bei: I. Verlagsrecht. Verlagsvertrag. II. Gegenstand des Verlagsrechtes. III. Form des Vertrags. IV. Verfasser und dessen Rechtsnachfolger. V. Pflichten des Verfassers im Allgemeinen. VI. Pflichten des Verlegers im Allgemeinen. VII. Honorar. VIII. Umfang des übernommenen Verlagsrechtes. Auflage und Ausgabe. IX. Veränderungen durch Verfasser und Verleger. X. Weitere Befugnisse des Verfassers, beziehentlich des Verlegers, in der Verfügung über das Werk. XI. Willkürliches Rücktrittsrecht des Verfassers. XII. Zufälliger Untergang des Werkes, beziehentlich der Auflage. XIII. Unmöglichkeit der Erfüllung. XIV. Beendigung des Verlagsrechts.

Es mag aus dieser Angabe des Inhalts jedenfalls entnommen werden, dass von allen den bei der Fassung von Verlagsverträgen in Betracht kommenden Punkten keiner unberücksichtigt geblieben und damit die nothwendige Grundlage für die zu gebende Gesetzgebung gegeben ist; zu einer etwaigen Prüfung einzelner der gesetz-

Digitized by Google

lich schon hier und dort bestehenden Vorschriften, in Bezug auf ihre Aufnahme in das zu schaffende Gesetz, oder der in dieser Beziehung gemachten Vorschläge kann hier nicht der Ort sein, es wird diess dann allerdings zu geschehen haben, wenn auf der in dieser Schrift gegebenen Grundlage eine Commission von juristischen wie buchhändlerischen Sachverständigen zusammengetreten ist, zur Bearbeitung eines neuen Gesetzes über diesen Gegenstand. Und dass diess in Bälde geschehen möge, ist ein gewiss nahe liegender Wunsch, der durch diese Schrift nur eine erneuerte Anregung erhalten hat.

Die Provenzalische Poesie der Gegenwart. Von Dr. Eduard Boehmer, ord. Professor der romanischen Sprachen an der Universität Halle. Halle, Verlag von G. Emil Barthel. 1870. 48 S. klein 8.

Diese kleine Schrift führt uns auf ein bisher wenig beachtetes Feld der Poesie, das jedoch von Tag zu Tag mehr an Bedeutung zu gewinnen scheint, das in unsern Tagen selbst vom politischen Standpunkt aus der Beachtung werth erscheint, wenn anders die Trennung des Südens des jetzigen Frankreichs von dem Norden in Betracht gezogen wird. Denn sprachlich getrennt sind beide, während sie politisch nur durch die staatliche Uebermacht des Nordens zusammengehalten sind, diese aber eben jetzt einer gewaltigen Krise unterliegt. Von den sieben und dreissig Millionen, welche das heutige Frankreich bewohnen, sind es, abgesehen von den Basken, Kelten und Germanen — jedenfalls an vier Millionen — zehn Millionen Provenzalen, und das Gebiet, auf dem sie wohnen, befasst an zwei Fünftel des Flächenraumes von ganz Frankreich; und würde die Gränze zwischen dem Französischen und dem Provenzalischen jetzt eine Linie bilden, die von der Girondemündung über den Puy de Dome nach Grenoble liefe (S. 2). Schon aus diesem grossen Umfang des Provenzalischen, um von Anderem nicht zu reden, mag das Irrthümliche der Ansicht sich ergeben, welche das Provenzalische als ein Patois des Französischen betrachtet: dann hätte man auch das Spanische wie das Italienische als ein Patois des Französischen zu betrachten, während diesen drei Sprachen das Provenzalische als vierte mit Fug und Recht sich anreihen kann. »In dem Verhältniss, in welchem das Neufranzösische zum Altfranzösischen steht, in demselben steht seinerseits auch das Neuprovenzalische zum Altprovenzalischen und die beiden Entwicklungsreihen, soweit zurück wir sie verfolgen können, laufen parallel.« — So wenig als die Sprache, in der die Troubadours sangen, für ein Patois der französischen Sprache anzusehen ist,

Digitized by Google

wird diess auch von der jetzigen provenzalischen Poesie gelten können. »Das Provenzalische darf sich nach seiner sprachlichen Eigenthümlichkeit und mit seiner nun fast tausendjährigen literarischen Existenz dem Französischen, so wie den andern grossen romanischen Schwestern, dem Italienischen, dem Spanischen, dem Portugiesischen, als ebenbürtig stolz an die Seite stellen. Es ist klangvoll, zierlich, süss, wie keine andere Sprache dieser Familie und dabei voll elastischer Kraft. Dieselbe Stellung wie das Provenzalische in Frankreich nimmt in Spanien das Catalonische ein. Das Catalonische und wie ich nach altem Brauch die Sprache Südfrankreichs hier genannt habe, das Provenzalische sind Dialekte einer einzigen Sprache, des occitanischen oder Langue d'or.« Also der Verfasser S. 4, dessen Standpunkt damit bezeichnet ist. Seine Aufgabe selbst besteht nun darin, nachzuweisen, wie in der neuesten Zeit die provenzalische Poesie wieder erwacht und, wie er sich ausdrückt, den alten Ehrenplatz wieder eingenommen hat. Es werden daher die bedeutenderen Erscheinungen, welche diese Poesie aufzuweisen hat, angeführt und durch einzelne bald längere, bald kürzere Auszüge daraus in deutscher, wohlgelungener Uebertragung verständlich gemacht, die Hauptvertreter derselben (José Roumenille, Frederic Mistral u. A.) nach ihren einzelnen Leistungen charakterisirt, und so ein Bild einer neu erstandenen, übrigens jenseits des Rheins in Frankreich selbst wenig bekannten und verbreiteten Poesie gegeben, welche geeignet ist, »warme Sympathie für die schöne provenzalische Renaissance« auch bei uns zu erwecken, was der Verfasser als Zweck und Ziel seines wohlgelungenen Vortrags bezeichnet. Von S. 31 an folgen die Anmerkungen, welche die Belege zu dem im Vortrag Enthaltenen liefern; daran reiht sich als zweite Abtheilung des Ganzen ein Abdruck solcher Texte neuprovenzalischer Poesie, auf welche im Vortrag selbst Rücksicht genommen worden. Die äussere Ausstattung des Büchleins ist eine recht nette.

Digitized by Google

Nr. 59. HEIDELBERGER 1870.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Deutsch-lateinisch-griechische Parallelgrammatik für Gelehrtenschulen. Herausgegeben von J. C. Schmitt-Blank. II. Lateinische Grammatik. Mannheim. Verlag von Tob. Löffler (Aug. Weber). 1870. X *und 477 S. 8.*

Die Heidelberger Jahrbücher haben bereits im Jahre 1866 eine Anzeige von dem I. Theile der Schmitt-Blank'schen deutsch-lateinisch-griechischen Parallelgrammatik, welcher die deutsche Grammatik enthält, sowie im Jahre 1868 einen Bericht über die »Lateinische Vorschule von Schmitt-Blank« gebracht. Dies letztere Werkchen war nur ein Vorläufer der lateinischen Grammatik, die heute vor uns liegt. Bevor wir nun auf die nähere Besprechung dieser originellen und bedeutenden litterärischen Erscheinung eingehen, mag es nicht unpassend erscheinen, die allgemeinen Gesichtspunkte, nach denen die drei erwähnten Bücher ausgearbeitet sind, dem Leser in Kürze wieder vorzuführen.

Die Schmitt-Blank'sche Parallelgrammatik beruht auf dem Grundsatze, dass die Erlernung der altklassischen Sprachen von einer methodischen Unterweisung in der Muttersprache auszugehen habe; dass also, um mich eines Ausdrucks aus der Umschlagsankündigung unseres Buches zu bedienen, auf die »Analyse« der dem Schüler immanenten Gesetze der Muttersprache die »synthetische« Erlernung des Lateinischen und Griechischen basiert werden müsse. Hieraus ergeben sich folgende Postulate: a) die Homogeneität der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache erheischt die Berücksichtigung ihrer Verwandtschaft in Bau und Leben; b) die Terminologie für alles Gleichartige muss die gleiche sein; c) die drei Sprachlehren sind in Anordnung der Materien conform zu behandeln, natürlich ohne dem individuellen Leben der Einzelsprache zu nahe zu treten. Das erstgenannte Postulat führt selbstredend zur strengwissenschaftlichen Methode, die man im Gegensatz zu der bis jetzt fast in allen, namentlich lateinischen Grammatiken vorherrschenden empirischen Methode die historisch-rationelle genannt hat.

Welche Vortheile die genannten Grundsätze der Schule bieten, darüber ist schon mancherlei Orts geschrieben worden; wir weisen aber namentlich auf einen, wie ich glaube, nicht nach Verdienst gewürdigten Aufsatz von H. Wedewer (»die neuere Sprachwissenschaft und der Sprachunterricht an Schulen«. Deutsche Vierteljahrsschrift 1865, 2 p. 113—137) hin. Jedenfalls hat die rationelle Methode zwei Dinge vor der empirischen in praktischer Beziehung

Digitized by Google

voraus: a) dass sie Unregelmässigkeiten erklärt, welche die empirische gar nicht erklärt (z. B. proximus); b) dass sie richtig und naturgemäss, weil genetisch erklärt, was die empirische mechanisch und falsch erklärt (z. B. alibi). Es ist also sicherlich dieser Weg der einzige, auf welchem wir der Klage so vieler Universitätslehrer, namentlich der Mediciner gerecht werden können, welche dahin lautet, dass die jungen Leute bei ihren Gymnasialstudien zu wenig gelernt, beziehungsweise seit ihrer Kinderzeit, wo sie noch das »Warum?« als drittes Wort im Munde führten, verlernt hätten, einer jeglichen Sache auf den Grund zu gehen. Bis jetzt hat man nur in der Naturgeschichte, in specie in der Botanik einen Fortschritt an unseren Schulen gewagt: während früher nur die Kenntniss des Linné'schen Pflanzensystems von dem Gymnasiasten verlangt wurde, wird jetzt mit Recht darauf hingewirkt, dass das natürliche System in erster Reihe den Schülern eingeprägt werde. Warum wagt man denselben Schritt vorwärts nicht auch in der Grammatik? Ich habe freilich hier zunächst nur die badischen Schulen im Auge; anderwärts hat die Curtius'sche Grammatik wenigstens für das Griechische jene natürliche Methode bereits mit der Schule in Fühlung gesetzt, während man der lateinischen Grammatik diesen Born aus zwei Gründen verschliessen zu müssen glaubt, erstens, weil die Entwicklung und das Leben der lateinischen Sprache überhaupt nicht so klar zu Tage liege, sodann, weil das jugendliche Alter, in welchem der lateinische Unterricht beginnt, eine empirische Behandlung des grammatischen Stoffes erheische. Was den ersten Grund betrifft, so ist wohl zu bedenken, wie rasch die lateinische Sprachwissenschaft durch die Arbeiten von Ritschl, Curtius, Corssen, Schoemann, Bücheler u. A. in der neueren Zeit vorgeschritten ist, sowie dass es sich für die Schule zunächt nur um die in ihrer wissenschaftlichen Richtigkeit unumstösslichen Methode handelt; über den zweiten Einwand lässt sich verschieden denken; nach meiner Ansicht müsste eine Probe, deren die Sache gewiss werth ist, zu den günstigsten Resultaten führen, vorausgesetzt, dass 1) der Lehrer methodisch und wissenschaftlich seiner Aufgabe gewachsen ist, 2) das betreffende Lehrbuch in soweit die praktischen Bedürfnisse der Schule ins Auge fasst, als dadurch der Wissenschaftlichkeit kein Eintrag geschieht. Und diese letztere Bedingung scheint uns das vorliegende Buch, namentlich unter Beiziehung der oben erwähnten Vorschule, vollständig zu erfüllen.

Wir haben die lateinische Grammatik von Schmitt-Blank schon oben originell und bedeutend genannt. Von letzterer Eigenschaft muss den Leser fast jede Seite überzeugen. Originell ist sie aber in erster Linie desswegen, weil bis jetzt keine lat. Grammatik — selbst abgesehen von der Beziehung zur Schule — die Syntax in durchgreifender Weise in die rationelle Methode hereingezogen hat, Schmitt-Blank also hierin jegliche

Priorität beanspruchen darf; eine Zusammenstellung derjenigen Gelehrten, welche vor Schmitt-Blank die lateinische Formenlehre für Schulen nach der historisch-rationellen Methode bearbeitet haben, finden wir in Anm. 2) auf Seite VII des vorliegenden Buches. Sodann unterscheidet sich die Formenlehre Schmitt-Blank's, von dem Beispielreichthum in der Lautlehre abgesehen, namentlich dadurch von den verwandten litterärischen Erscheinungen, dass als höchst willkommene Beigabe für Lehrer und vorgerücktere Schüler der mittleren und oberen Classen fortlaufend sprachgeschichtliche Bemerkungen unter den Text gesetzt sind, in welchen wir die Quintessenz der Einzelstudien Ritschl's, Corssen's, dem, beiläufig bemerkt, Schmitt-Blank das Buch zugeeignet hat, u. A. in präcisester und verständlichster Form niedergelegt finden. Gehen wir nun des Näheren auf die Formenlehre ein, so zerfällt sie in Lautlehre, Flexionslehre und Wortbildungslehre. Die Lautlehre belehrt in § 1—4 incl. (S. 1 bis 3 incl.) über Eintheilung und Aussprache der Laute, § 5—20 (S. 4—8 incl.) behandeln die Lautgesetze, ein sehr sauber und präcis gearbeiteter Abschnitt, der des Wissenswerthen und Unterrichtenden ungemein viel enthält; es werden zunächst die vocalischen Lautgesetze vorgeführt, als Syncope (der Vocalausfall) (z. B. descip(u)lina), Vocalabfall (im Anlaut, z. B. sum statt esum, im Auslaut z. B. pulvinar statt pulvinare), Vocalverschmelzung (z. B. cōpia aus cŏ-ŏpia, amō aus amao, nedum aus ne duim), Vocalverschleifung (z. B. aureis, reice beim Dichter), im Anschluss daran die verwandte Elision (ovile = ovi-ile (ov'ile), form'osus) und die metrische Synaloephe (z. B. facil'esse = facilem esse), Ersatzdehnung (z. B. divīsi statt divĭdsi), die Assimilation der Vocale (z. B. nihil aus nehil), Accomodation (a) an den folgenden Consonanten z. B. dic-ĕris = diciris (aus dicis, iudex = iudics; b) an den folgenden Vocal: so n der Flexion von eo und queo, wo das stammliche i vor den Vocalen a, o, u, zu e wird), die Dissimilation der Vocale (z. B. parietis = pari-itis), die Vocalschwächung (insulsus von sal, artifex von facio etc.), die Vocalsteigerung (lĕgo, Perf. lēgi; collis und culmus von Wurzel cel); § 14—20 sind den consonantischen Lautgesetzen gewidmet: der Assimilation der Consonanten (z. B. sup-mus zu summus, asin-lus zu asillus, dies durch Accomodation (§ 11) zu asellus), Dissimilation der Consonanten (Cerealis statt Cerearis, meridies = medidies, paluster = paludter etc.), Consonantenschwächung (z. B. maios zu maior, hausio zu haurio), Ausfall von Consonanten (z. B. mersi = merg-si), Einschaltung (em-p-tus), Abfall von Consonanten (nosco = gnosco, mel = mell), Metathesis der Lingualen l, r (St. cer, Ceres, pro-cerus, cresco). Alle diese Gesetze sind mit zahllosen Beispielen erschöpfend belegt, aus denen

Digitized by Google

der Leser sowohl die Erklärung scheinbarer Unregelmässigkeiten in Declination und Conjugation, als auch einen reichen Schatz von Etymologieen gewinnt. Selbstredend sind diese in kleinen Typen gedruckten Gesetze vom Verfasser nicht dazu bestimmt, von dem Anfänger gelernt zu werden; dieselbe Bedeutung hat durch das ganze Buch hindurch die Modification des Druckes. In dem Abschnitt vom Wortaccent (§ 20; S. 9 und 10) ist mit Recht auf accentus acutus und circumflexus, sowie auf das diese betreffende, mit der entsprechenden griechischen Regel übereinstimmende Gesetz aufmerksam gemacht; man lernt z. B., dass nôn (gedehnt), nicht nón (aus noenum = ne oenum = ne unum), quìn nicht quin zu sprechen ist, dass man és, ést (von sum) von ês, êst (von edo) zu unterscheiden hat etc. Die Flexionslehre — über deren Systematisierung wir uns kürzer fassen können, da die Vorschule, die sprachgeschichtlichen Bemerkung (z. B. über Declination auf S. 11, Comparation S. 33, Zahlwörter S. 37, Pronominalstämme S. 41 ff., über Conjugation S. 55 ff. — lauter höchst instructive Partieen) ausgenommen, das Wesentliche davon in stellenweise noch übersichtlicherer Behandlung bietet —, entspricht den Anforderungen der heutigen Sprachwissenschaft durchaus, da das »Warum?« nirgends versäumt ist und die Vollständigkeit nach logischer Durchführung und Berücksichtigung auch aller vereinzelt in den römischen Schriftstellern vorkommenden Formen nichts zu wünschen übrig lässt. Die Flexionslehre zeichnet sich aber auch durch praktische Bearbeitung aus, indem der Verfasser namentlich durch Uebersichtlichkeit und durch kurze, präcise Fassung dem Bedürfniss der Schule gerecht geworden ist. Man vergleiche vor Allem die Behandlung der Declination. Während z. B. bei Seyffert der Knabe die Declination des Substantivs, zum Theil die des bezüglichen Adjectivs, die betreffenden Geschlechtsregeln nebst Ausnahmen und die entsprechende griechische Declination zusammengeworfen findet und dadurch verwirrt wird, ist bei Schmitt nur jeweils die Endungsgeschlechtsregel der Declination vorausgeschickt, die Declination Adjectiva aber in der Weise viel übersichtlicher behandelt, dass jeweils nach Erledigung der (I. u. II.) Declination der hartvocalischen Substantiva einerseits, der consonantischen und l-Substantivstämme andererseits (III. D.) die entsprechenden Adjectiva im Zusammenhang vorgeführt werden, sodann nach Abschluss der U- und E-Declination und den Auseinandersetzungen über Vocativ, Locativ, Pluralia tantum etc. die griechische Declination, endlich die allgemeinen Genusregeln und Ausnahmen der speciellen folgen. Der weitere Vorzug des leichteren Ueberblicks über die abgehandelten Materien tritt bei Schmitt-Blank im Verhältniss zu Seyffert dadurch hervor, dass sowohl im Einzelnen alle Abschnitte sich deutlich von einander abgrenzen und jeder Schein von Langwurmigkeit vermieden ist, als auch die fortlaufenden allgemeinen Orientierungsüberschriften (auf dem Oberrande jeder Seite)

Digitized by Google

specieller und correcter gehalten sind. Man vergleiche z. B. in Beziehung auf den ersten Punkt Seyffert § 47—59 mit Schmitt-Blank § 44—53; in Betracht des zweiten Punktes halte man Seyffert's Ueberschriften »Nomen Substantivum« von Seite 7—38, während, wie oben angedeutet wurde, schon in diesem Abschnitt vielfach (vgl. S. 13, 17 u. a.) von Adjectiven die Rede ist, und »Nomen Adjectivum« p. 38—50, das unbegreiflicher Weise auch alle Zahlwörter umfasst, mit den Schmitt-Blank'schen »Hartvocalische Substantiva«, »Hartvocalische Adjectiva«, »Consonantische Substantiva«, »consonantische Masculina und Feminina«, »consonantische Neutra«, »substantivische I-Stämme«, »U-Stämme«, »consonantische Adjectiva«, »Adjectivische I-Stämme«, »substantivische E-Stämme«, »Zusätze zur Declination«, »Declination griechischer Substantiva«, »Genusregeln«, »Comparation«, »Zahlwörter« p. 10 bis 41 zusammen. Ein fernerer Punkt, der die praktische Brauchbarkeit überhaupt und in specie wieder die Uebersichtlichkeit des Buches erhöht, ist die sachgemässe Vertheilung des Stoffes in Regeln (gross gedruckt) und Anmerkungen und Noten (klein gedruckt); auch hierin ist die vorliegende Grammatik namentlich in Bezug auf die Formenlehre, die wir zunächst im Auge haben, der Seyffert'schen überlegen. Es genügt, auf zwei Dinge hinzuweisen: 1) auf die Behandlung des nicht normalen Superlativs (pulcher, similis, magnificus), der bei Schmitt-Blank (S. 33. 34.) in grossen Typen, bei Seyffert (S. 43) in klein gedruckten Anmerkungen erscheint; 2) auf die Behandlung des unreflexiven »seiner ihm ihn«, dessen Wiedergabe durch die Casus obliqui von is, ea, id Seyffert nur anmerkungsweise S. 52 erwähnt; man vergleiche dagegen Schmitt-Blank § 70 und namentlich Vorschule § 47. Bei dieser Gelegenheit sei auch die Versetzung des Pron. reflexivums — beziehungsweise des pron. personale 3. p. — an das Ende der ganzen Pronominallehre, sowie die Registrierung von quicunque und quisquis unter die Pronomina indefinita das Fehlen der Correlativa, endlich die Subsumption der Declination von unus, ullus, nullus, solus, totus, alius, uter, alter, neuter unter »Unregelmässige Declination der Adjectiva« bei Seyffert als durchaus unwissenschaftlich gerügt. Um bei dem letztgenannten Punkte stehen zu bleiben: wie präcis rangiert sich die Sache bei Schmitt-Blank (§ 69) unter die pronominale Declination, da thatsächlich die betreffenden Wörter mit Ausnahme der bestimmten Zahlwörter — eine Terminologie, die freilich die bisherige lat. Grammatik aus nicht erklärlichen Gründen nicht aufgenommen hat — Pronomina sind und die ganze Erscheinung so im Zusammenhang mit is, idem, hic, ille, ipse, iste, qui (cu-ius, cu-i), quis als ganz natürlich erscheint. Die Anführung einiger unwissenschaftlicher Punkte bei Seyffert im Vergleich zu Schmitt-Blank hat, so darf ich hoffen, dem Leser gewiss zum Bewusstsein gebracht, dass die Wissenschaftlichkeit deutlich in die Augen springende praktische

Digitized by Google

Vortheile bietet. Man vergleiche auch, was die Recension der »lat. Vorschule« von Schmitt-Blank (Heidelberger Jahrb. 1868 p. 846) in dieser Beziehung betont.

Wir fahren nun in der Darlegung der praktischen Brauchbarkeit des Buches an und für sich weiter und haben in dieser Beziehung noch namentlich auf drei Dinge aufmerksam zu machen: die Tabellen, die Behandlung der Conjugation und die Uebungsvocabeln. Tabellen enthält die Flexionslehre sieben: eine für die Zahlwörter, fünf für die Verba und eine für die Pronominaladverbien. Alle sind auf das Praktischste eingerichtet; die Tabelle für die Zahlwörter (auf S. 38 und 39) zerfällt in 6 Rubriken, die erste enthält die lateinischen Zahlreihen, die zweite die Cardinalia, die dritte die Ordinalia, die vierte die Distributiva, die fünfte die Adverbia, die sechste die deutschen Ziffern. Die erste Verbaltabelle (p. 56) enthält das Verbum sum mit 5 Rubriken, von denen die ersten vier Tempora, Indicativus, Conjunctivus, Imperativus unter dem Namen »Verbum finitum« zusammengefasst werden, während die fünfte »Inf. und Partc.« den Obertitel »Vrb. infinitum« führt. Dass durch diese Nebeneinanderstellung des Zusammengehörigen, wozu die griechische Grammatik die lateinischen Grammatiker schon längst hätte veranlassen sollen, Verständniss und Memorieren erleichtert wird, liegt auf der Hand. Die zweite Tabelle (p. 58) führt in streng wissenschaftlicher Weise die Personalsuffixe in vier Oberrubriken »für alle einfache Tempora«, »für den Imperativ«, »für die Infinitive«, »für die Participien« und je zwei Unterrubriken »Activ«, »Passiv« vor. Die dritte und wichtigste Verbaltabelle (p. 61. 62) stellt die Verbalendungen in der Flexion dar, wie sie sich aus Verbindung von Stammvocal, bzw. Bindevocal und Personalsuffixen und den Tempusbildungselementen ergeben, und zerfällt in 3 Specialtabellen für Praesens-, Perfect- und Supinstamm mit je fünf Rubriken: »Tempora, »1. (A-)Conjugation, »2. (E-)Conjugation«, »3. (consonantische) Conj.«, »4. (I-)Conjugation«, von denen die 4 letzten Rubriken wieder je zwei Unterabtheilungen »Activ« und »Passiv« unter sich begreifen. Auf die vorgezeichnete Weise lernt der Schüler nicht blos rasch vom Activ das Passiv bilden, sondern er hat auch kurz und übersichtlich die Zeitformen vor Augen, welche vom Präsens, Perfectum oder Supinum abgeleitet werden. Die zweite Verbaltabelle (S. 63 und 64) führt endlich die Flexion (Act. u. Pass.) von laudo in derselben Anordnung vor, wie die Tabelle vom sum gehandhabt ist; indess sind blos die erste und zweite Person (lat. u. deutsch) angegeben; eine deutsche Uebersetzung des Supinum's, deren Fehlen schon die Anzeige der Vorschule getadelt hat, mangelt auch hier. Die nächste Tabelle behandelt das Verbum infinitum von hortor. Die letzte Tabelle endlich gibt in sehr dankenswerther Weise eine Uebersicht über die Pronominaladverbien (S. 98 und 99) und ist in 5 Rubriken eingetheilt, die erste enthält die Fragen wo? wo-

Digitized by Google

her? wohin? auf welchem Wege? (qua?) bis wohin? wann?, 2—5 sind mit »Interrogativa«, »Demonstrativa und Determin.«, Relativa« und »Indefinita« bezeichnet; diese Tabelle gewährt, von ihrem allgemein praktischen Werthe abgesehen, eine reichliche lexicographische Beute. Was nun die Behandlung der Conjugation betrifft, so geht schon aus den oben beschriebenen Verbaltabellen 1) die wissenschaftliche Methode, 2) die praktische Kürze und Präcision hervor, mit der die Flexionslehre des Verbums gehandhabt ist. Die zweite oder E-, die dritte oder consonantische und die vierte oder I-Conjugation sind auf S. 65 kurz in der Weise abgethan, dass dem Schüler aufgegeben wird, deleo delere delevi deletum (man beachte die Analogie mit laudo laudavi laudatum) und moneo, monui itum als Beispiele für die zweite, emo emĕre emi em-p-tum, tĕgo tĕgere texi (teg-si) tectum, tribuo tribuĕre tribŭi tribūtum (man beachte wohl die Reihenfolge und Auswahl dieser drei Paradigmen) für die dritte, audio audire audivi auditum für die vierte Conjugation im Anschluss an die dritte Verbaltabelle (S. 61—63) selbständig zu conjugieren. Wir können diese Methode nur in jeder Beziehung billigen, da ein beobachtender Lehrer nur zu sehr die Schattenseiten der alten Schablonenwirthschaft mit ausconjugiertem amo, moneo, tego, audio, bei welcher jedes Plus von Stammsilbe (z. B. vitupero nach amo) den Schüler aus dem Concepte bringt, herauszufühlen Gelegenheit hat; der Schüler lege sich ein Paradigmenheft an und conjugiere sich im Anschluss an die oben erwähnte Tabelle zahlreiche Beispiele; solche bietet unsere Grammatik ausser den oben genannten 15 für die erste, 9 für die zweite, 9 für die vierte; für die dritte verweist sie auf § 103, wo die Verba dieser Conjugation ihre Systematisierung finden. Ganz in derselben Weise wie die verschiedenen Conjugationen wird das Deponens behandelt, indem statt alles Ausconjugierens — dieselbe Kürze loben wir bei der Declination überhaupt, in specie der Pronomina — nur um der deutschen Bedeutungen willen sowie wegen der betr. Doppelformen (Act. und Passiv) eine Tabelle (vgl. ob.) über das Verbum infinitum von hortor vorgeführt ist. Um nun endlich den Uebungsvocabeln, sowohl des Nomens, als des Verbums noch ein Wort zu widmen, so sind dieselben nicht allein in Bezug auf ihre formale, sondern auch in Hinsicht ihrer inhaltlichen Bedeutung auf das Geschickteste ausgewählt. Man vergleiche z. B. § 41 unseres Buches die Declination des Stammes gravi mit den beigegebenen 12 Beispielen mit Seyffert's § 70, wo nebst dem Paradigma facilis von den 8 Beispielen difficilis, similis, dissimilis aus dem einfachen Grunde verfehlt sind, weil der Knabe begreiflicher Weise die beigegebenen Beispiele auch in der Comparation mit dem Paradigma zusammenzuhalten geneigt ist.

Dass ferner bei Schmitt-Blank § 29—32, § 33—39 und § 43 anlässlich der Declination jeweils das bemerkenswerthe Geschlecht des betreffenden Uebungsbeispiels durch m. oder f. angedeutet ist,

Digitized by Google

(— vergessen S. 16 bei lepus —) darf ebenfalls als sehr schulgemäss bezeichnet werden.

Bevor wir nun die Flexionslehre verlassen, erübrigt uns nur noch, auf einige Druckfehler und kleine Versehen, insoweit der Verfasser sie nicht selbst in den Nachträgen p. 457 ff. verzeichnet hat, aufmerksam zu machen. § 22 lies statt „folgen die auf e auslautenden Stämme“: „folgen die auf den harten Vocal e auslautenden Stämme.“ (Der Deutlichkeit halber). — S. 12 ist in der untertextlichen Anmerkung von dem „Spiranten b“ die Rede; dieser terminus ist S. 2 nicht vorgesehen; was in derselben Anmerkung von den Neutris gesagt ist, gehört in den Text. — p. 14 sind die Adjectiva auf -ger und -fer als solche aufgezählt, welche in Motion und Declination das e behalten; die Anmerkung erklärt nun freilich diese Adjectiva als Composita von gero und fero; indess wäre ein Hinweis auf piger und vafer schulgemäss. — p. 15 ist deum (statt deorum) als der Poesie angehörig bezeichnet; dem ist nicht so, vergl. z. B. Liv. 22, 9, 7. — § 33 fehlt Anio, ēnis — § 36 ist nectăr, iubăr zu den I-stämmen gerechnet; sie gehören offenbar zu den consonantischen Neutris von § 32 — p. 23 ist die Notiz über den Ablativ von Felix, Pertinax, Juvenalis etc. aus der untertextlichen Anmerkung in den Text hinaufzurücken — p. 24, Anm. fügen wir bei, dass die Endung um, wie in ferentum fugientum, nicht bloss in der Poesie, sondern auch in der spätlateinischen Prosa vorkömmt. — S. 25 wäre unter dem Texte eine Bemerkung über den lautgesezlichen Grund beizufügen, warum celer, das Schalt-e auch in Motion und Declination beibehält — p. 27 vermisst man, obgleich der Verfasser in dieser mehr lexicographischen Partie mit Recht von Vollständigkeit abgesehen hat, doch ungerne den defectiven acc. pl. infitias — p. 29 fehlt bei Meleager, Lysander die Ausnahme Codrus — p. 31 fehlen Anxur, Tibur, Argos — p. 36, § 63, c ist bei Seyffert vollständiger behandelt — p. 38 (Zahlwörtertabelle): Warum schreibt der Verfasser nicht quinquiens etc. (statt quinquies), da ja Anmerkung 37 (unter dem Texte) besagt, dass die Form -ens der classischen Zeit angehört, und die meisten Schulausgaben der Auctoren die richtige Orthographie aufgenommen haben? — Ebendaselbst wäre eine lautgesezliche Anmerkung über mille, milia im Zusammenhang mit villa, vilicus und mit etwaigem Hinweis auf das italienische mille, due mila am Platze — S. 40, § 67, b ist das s von quadruplus abgesprungen — p. 58, Anm. 61, lies „mini in 2. P. Pl.“ nicht „mini in 3. P. Pl.“ — p. 58, Anm. 64 ergänzen die Nachträge Folgendes: „Verbale O-stämme sind nur aus anderweitigen Bildungen zu erschliessen: no-sco; aegrotus“; wir sähen gerne potus beigefügt. — p. 69 capiebar fälschlich mit statarischem r — p. 73 unten immineo fälschlich mit cursivem o — p. 85 ist in der Note faxitur (aus der untertextlichen Anm. von p. 58) neben faxo aufzunehmen, da die Form thatsächlich im

Digitized by Google

Schulschriftsteller Livius vorkömmt — p. 97 ist in der Anm. 107 beizufügen, dass Ritschl die alten Formen cubi und cunde (statt ubi, unde), wovon alicubi, alicunde, sicubi, necubi, sicunde (Catull.), necunde (Livius), neuerdings im Plautus introduciert hat. Schliesslich bemerken wir, dass der vom Recensenten der »lat. Vorschule« ausgesprochene Wunsch, die Anlehnung von consonantischen Adjectiv-stämmen an die verwandten Substantive systematisch durchgeführt zu sehen, in der vorliegenden Grammatik (p. 22 und 23) erfüllt ist.

Der dritte Theil der Formenlehre, die Wortbildungslehre (p. 104—111) — auf Nomina und Verba mit Rücksicht auf den Zweck des Buches beschränkt; Anderes vielfach in den untertextlichen Anmerkungen der Flexionslehre — hält sich selbstverständlich streng an die wissenschaftliche Methode und bietet in der präcisesten, sich leicht einprägenden Form einen reichlichen Stoff. Sie zerfällt in A Wortbildung durch Ableitung und B Wortbildung durch Zusammensetzung; der erste Abschnitt enthält zunächst allgemeine Bemerkungen und bringt die Begriffe »Wurzel« »Wurzelwörter« »Flexionssuffix« »Stammbildungsvocal« »Derivata« »Bildungssufflixe« »Denomiuativa«, »Verbalia« zur Erkenntniss, behandelt sodann in specie 1) die abgeleiteten Substantiva a) verbalia mit den Bildungssuffixen tor*) -tio -tus und -tura; -brum -crum, -trum und -mentum (— die übrigen, minder häufigen sind in einer Note erwähnt —), b) denominativa aa) von Substantiven mit den Bildungssuffixen -īna, -ātus, -tus und -ium, [-īle, -ētum -arium; für Personen o und arius], — (dazu als Note die Deminutivsuffixe), — bb) von Adjectiven mit den Bildungssuffixen ia, tia, tas, und tudo; 2) die abgeleiteten Adjectiva (verbalia, denominativa aa) aus Appellativen, bb) aus Eigennamen;) 3) die abgeleiteten Verba [a) verbalia aa) iterativa (intensiva) bb) inchoativa cc) desiderativa (esurio etc.) dd) deminutiva (cantillo trillere) b) denominativa; beigegeben eine Zusammenstellung von fugio, fugo -plăceo plăco und ähnlichen Verbis] mit der gleichen rationellen Präcision. Die Wortbildung durch Zusammensetzung behandelt uneigentliche (wie iusiurandum) und eigentliche Composita. Als Anhang zur Formenlehre ist in sehr brauchbarer, kurzer Fassung (p. 111—114) die Lehre von der Quantität der Silben beigegeben; p. 114 fehlt ein Beispiel zu rūp neben rūpes; lĕgirupa (Plaut.) liegt nahe; in der Schlussnote über Quantität griechischer Wörter vermisst man, was der Verfasser auf S. 1 der

---

*) Man vergleiche Seyffert p. 124 „1) Substantive auf or und ium etc. 2) Substantive auf or (tor und sor), vom Supinum abgeleitete etc. 3) Substantiva auf io, us (Gen. ūs) und ūra etc.“ mit der Schmitt'schen Erklärung: „Die Suffixe -tor, -tio, -tus (U-stämme) -tura werden unter den gleichen Bedingungen wie das Supinsuffix -tum zu -sum, auch zu -sor, sio, -sura“; die Abstracta auf or sind in der oben erwähnten Note behandelt. Welche Fassung ist praktischer?

Digitized by Google

untertextlichen Anmerkung 6) einverleibt hat: „das griech. *ει* wird vor Consonanten in der Regel durch ī, vor Vocalen durch ē wiedergegeben"; vielleicht könnte man daran auch eine kurze Bemerkung über Patronymica (Aeacīdes, Pelīdes etc.) anknüpfen, wiewohl die Sache rationell der lateinischen Grammatik fern steht.

Wir gehen zur zweiten Abtheilung des Buches, zur Syntax, über. Wie oben schon bemerkt, erscheint in diesem Buche zum ersten Male die Syntax der lateinischen Grammatik durchgreifend wissenschaftlich, im strengsten Sinne des Wortes, bearbeitet. Diese Wissenschaftlicheit zeigt sich 1) in der rationellen Behandlung des Sprachstoffes, 2) in der umfassenden Berücksichtigung der Schriftsteller nach den neuesten und besten Texten. In erster Beziehung sind wieder zwei Punkte zu betonen; a) die logische Schärfe und Vollständigkeit in der Eintheilung, beziehungsweise Systematisierung (z. B. Tempuslehre) des Stoffes, b) die Angabe des logischen Grundes für jede Spracherscheinung. Beide Dinge zeichnen das vorliegende Buch in einer Weise aus, dass jeder sachverständige Leser die in dieser Beziehung durch und durch originelle Arbeit liebgewinnen muss. Was die umfassende Berücksichtigung der erhaltenen Literaturwerke betrifft, so ist durchweg streng zwischen vorclassischer, classischer und nachclassischer Zeit (cf. S. 3) unterschieden. In den Hauptregeln ist selbstverständlich die classische Zeit massgebend, die Anmerkungen belehren über Abweichungen bei denjenigen poetischen und nichtclassischen Schriftstellern, welche in der Schule gelesen werden (Ovidius, Vergilius, Horatius, Phaedrus — Livius („*obwohl* im Ganzen zur classischen Prosa zählend" p. 117), Nepos, Tacitus); speciell Vorclassisches, bez. Eigenthümlichkeiten, derjenigen nachclassischen Autoren, welche die Schüler nicht berühren (Plautus, Terentius — Curtius, Suetonius) finden geeigneten Falles in den untertextlichen Noten, welche, nebenbei bemerkt, zugleich auch wie die der Formenlehre Etymologisches und Sprachwissenschaftliches überhaupt enthalten, ihre Besprechung. Man beachte ferner, dass bei den einzelnen Regeln der Casus- und Verballehre sämmtliche lateinische Verba, bez. Ausdrücke des jeweiligen Betreffs mit musterhafter Genauigkeit aufgeführt sind. Ist also in der Formenlehre das gründliche Studium der bezüglichen Arbeiten von Ritschl, Curtius, Corssen nicht zu verkennen, so finden wir in der Syntax — abgesehen von der erstaunlichen Belesenheit des Verfassers — die Resultate aller Spezialschriften verwerthet, welche über den Sprachgebrauch des Livius, Tacitus u. A. erschienen sind. Kurz, die vorligende Syntax bietet einen zuverlässigen grammatischen Commentar zu Vergilius, Ovidius, Horatius, Sallustius, Livius, Tacitus — um von Cicero, Caesar nichts zu sagen —, dessen Gebrauch namentlich dadurch erleichtert wird, dass theils allgemein durch ein Kreuzchen die poetischen Beispiele als solche angedeutet, theils die betr. Autoren beigeschrieben, theils vielfach die Stellen selbst

Digitized by Google

citiert sind. Aber auch der Vorzug der praktischen Brauchbarkeit gilt von der vorliegenden Syntax in hohem Masse. Die Uebersichtlichkeit und Kürze, die eben zugleich durch die Wissenschaftlichkeit bedingt sind, finden wir hier ebenso wie in der Flexionslehre. Wem sollte ferner entgehen, dass der Anschluss an's Deutsche unberechenbare Vortheile in praktischer Beziehung bietet? Wird doch nur auf diese Weise das allgemeine grammatische Gefühl geweckt, indem der Schüler dieselben Satztheile, dieselben Genetive, dieselben Satzarten im Lateinischen wiederkehren sieht, die er im Deutschen schon hat kennen lernen? Wie vielen Unsicherheiten wird dadurch vorgebeugt! Falsch aber ist es, wenn man erst am Lateinischen überhaupt Grammatik lernen will, indem sich dadurch viele nebelhafte, nicht durchdrungene grammatische Scheinschablonen in den Kopf des Lernenden festsetzen; ich erinnere Beispiels halber nur an die verschiedenen Arten des Praesens: Mit welcher Befriedigung, welche man oft in den Gesichtszügen lesen kann, nimmt der Schüler die Erklärung des Lehrers auf, der auf die gleiche Erscheinung des Deutschen hinweist. Eine einzige solche Beobachtung dürfte ein untrüglicher Fingerzeig sein, mit welcher Sprache man den grammatischen Unterricht zu beginnen habe. Ein weiterer praktischer Vorzug der vorliegenden Syntax — selbst wieder durch die wahre Wissenschaftlichkeit bedingt (man vergleiche die jüngst erschienene altdeutsche Grammatik (I.) von dem leider zu früh verstorbenen Holtzmann und dessen betr. Worte in der Vorrede) — liegt in der Reichhaltigkeit der Beispiele zu jeder Regel. Auch hierin hat Schmitt-Blank keinen Vorgänger. Nur so ist es möglich, dass der Schüler wie der Lehrer von vorn herein eine Regel in ihrer Ganzheit erfasst, indem ihm alle möglichen Combinationen in den Beispielen vor die Augen treten. Dadurch ist eine Vollständigkeit und Sicherheit erreicht, die wir bis heute in keiner Grammatik gefunden haben. Die Beispiele sind aber nicht blos nach dieser zunächst liegenden Rücksicht ausgewählt, sondern sie enthalten — natürlich alle aus Autoren entnommen — eine solche Fülle gehaltvoller, sprüchwörtlicher Gedanken und historisch merkwürdiger Aussprüche und Facta (cf. z. B. p. 227. 231) mit stilistischem — indem der abweichende deutsche Ausdruck beigefügt ist (Beispiele fast auf jeder Seite) — lexicographischem, antiquarischem, geographischem Material, dass sie geradezu jedes Lesebuch einerseits, sowie jede Stilistik andererseits ersetzen. Zur Erleichterung des Verständnisses für die Anfänger ist dann und wann die Quantität bezeichnet (z. B. § 312, S. 233 futura). Auch an sonstigen, praktisch sehr brauchbaren Winken (z. B. S. 247 über den Unterschied des Impf. conj. und Perf. conj. in Folgesätzen) liess es der Verfasser nicht fehlen. Nicht vergessen endlich darf ich, dass hier, wie in der Formenlehre, die Uebersicht auch äusserlich durch die Obermarginaltitel und kurze Inhaltsangaben am Anfange jedes §'s, welche zugleich durch den

Digitized by Google

Druck bemerklich gemacht sind (z. B. [Substantivierung des Adjectivs]), wesentlich erleichtert wird.

Wenn wir nun im Folgenden das System der Schmitt-Blank'schen Syntax dem Leser vorführen, so werden dabei die verschiedenen soeben summarisch erwähnten Vortheile zu Tage treten, namentlich aber wollen wir Solches hervorheben, was gerade durch rationelle Behandlung sich als praktisch erweist. § 148 — die §§-Nummer der Formenlehre läuft fort — hebt unter Hinweis auf D. Gr. § 18 mit dem nackten Satze an; hier sind richtig die elliptischen Sätze mit zahlreichen Beispielen in einer Note erwähnt (nicht bei Seyffert). Es folgen dann 149 und 150 die Arten des Subjects (150 behandelt die Substantivierung des Adjectivs); man bemerke wohl die stilistische Hinweisung auf qui diliguntur die Geliebten etc. § 151 behandelt die Arten des Prädicats a) das verbale Prädicat, wozu auch das auxiliare mit inf. gehört; b) das nominale mit dem Bindezeitwort (v. copulativum), § 152—158 die Congruenz zwischen Subject und Prädicat. Die Aufzählung der Bindezeitwörter lässt an Vollständigkeit und richtiger Eintheilung zwischen Haupt- und Nebensachen nichts zu wünschen übrig; man vergleiche dagegen Seyffert S. 129 wo fio, existo etc. nur in der Anmerkung erscheinen; auch fehlt bei Seyffert, wiewohl in einem Beispiele verwendet, die stilistische Zuthat über fieri ex und Redensarten wie quid illo fiet, die naturgemäss hierher gehören, finden bei ihm fälschlicher Weise erst beim Ablativ (§ 177, Anm. 3) Erwähnung; Seyffert sagt ferner kein Wort über Auslassung von est und sunt, was schon wegen der schönen Sentenzen, die sich hier beispielsweise anführen lassen, nicht geschehen sollte; vergleiche dagegen die sehr ausführliche Besprechung der Sache von Schmitt-Blank p. 120 Note 3). Kurz, gleich dieser erste Abschnitt ist so präcis und handlich gearbeitet, dass der Leser sowohl über alle Zweifel Aufschluss findet, als auch rasch sich orientiert. Man bemerke, um nur noch zwei Punkte aus diesem passus anzuführen, a) die treffende Note 1. auf S. 121 — wo übrigens durch Versehen vor »dessen substantivisches Neutrum« ein »bisweilen« ausgefallen ist — und b) Anm. 4) auf S. 122; in ersterer ist den Beispielen »si umquam in dicendo fuimus aliquid — tum quod ego fui, id tu, hodie — quid sumus aut quid esse possumus« kurz und schlagend beigefügt: »So zur Angabe des Werthes, nicht der Beschaffenheit«; so erledigen sich horazische Stellen wie Serm. I, 6, 55. Ep. I, 11, 1 u. a. Die Anmerkung 4) ist in praktischer Beziehung sehr zu loben; sie lautet: »Genaue betrachtet congruiert das Pronomen mit dem Prädicatssubstantiv nur dann, wenn jenes sich mit diesem auch Attributiv zusammenfassen lässt, z. B. eas divitias, eam bonam famam magnamque nobilitatem putabant (Sall. Cat. 7: = eas divitias putabant divitias: nur ein derartiger Reichthum galt ihnen für Reichthum)«. Andere Beispiele folgen. Der Verfasser fährt dann fort: »Ist

Digitized by Google

dies nicht der Fall, wie namentlich bei einer verneinten Aussage, so steht das Pronomen als selbständiger Begriff im substantivischen Neutrum: si hoc profectio et non fuga est (Liv. II, 38: hoc diese Vorgänge; weil auch hoc non profectio sed fuga est).« Es folgen noch mehrere Beispiele. Wie rationell einerseits, wie einleuchtend andererseits diese Distinction ist, liegt auf der Hand. § 158 folgen die Arten des verbalen Prädicats; es werden also verba intransitiva (159) in ihrem »Uebergang zu transitiven« mit der »Figura etymologica« (160) — man beachte, wie der Verfasser mit einem kurzen Ausdruck die Sache erledigt; es ist dies für die Schule von höchstem Werthe — und verba transitiva (161) nach den beiden Arten »direct-transitiv« und »indirect-transitiv« (vergl. D. Gr. § 2), sowie in ihrem »Uebergang zu intransitiven« (anno vertente etc.; erschöpfende Beispielsammlung) vorgeführt; angeknüpft wird daran die Constructio praegnans (excusare morbum = excusandi causa proferre morbum; defendere mit Acc. c. inf. = defendendi causa dicere) nebst der »absoluten Gebrauchsweise trs. Verba« (solvere sc. navem etc.; im Anschluss daran datur es wird vergönnt etc.) § 163 behandelt endlich »persönliches und neutrales Passiv.« Nachdem § 151 die nominale Prädicatsart in Verbindung mit den Bindezeitwörtern besprochen und § 158 u. d. folg. den Begriff Object erläutert haben, schliesst sich folgerichtig in § 164 der Fall an, wo ein Zeitwort zugleich ein Object und ein Prädicat regiert: wie dies bei den Activis der im § 151 aufgezählten Passiva und ähnlichen Statt hat; der Verfasser nennt (vgl. D. Gr. § 18, 9) das Prädicat von § 151 Subjectsprädicat, das von § 164 Objectsprädicat. Nur so wird dem Schüler eine klare Einsicht in den Satzbau vergönnt, nur so wird er von aller Unbestimmtheit und Unsicherheit ferngehalten. § 165 führt in der Aufzählung der Arten des verbalen Prädicats weiter: es werden die »reflexiven Verba« nach ihren Arten (»direct« und »indirect») besprochen; § 166 bringt eine Combination von 164 und 165: »Directreflexive Verba mit Objectsprädicat« (se praebere quem). — Schon aus diesem ersten Theile, welcher die allgemeinen Begriffe des einfachen Satzes zur Erkenntniss darstellt, ersieht man, wie befruchtend eine solche rationelle Behandlung des grammaticalischen Stoffes, bei der alle §§ wie die Ringe einer Kette zusammenhängen, auf den Geist des Schülers einwirken muss, wie dieser durch eine solche musterhafte und doch so einfach erscheinende Logik von vornherein gezwungen wird, auch seinerseits bei allem Denken und Arbeiten sich an logische Ordnung zu gewöhnen. — Es folgt nun die Casuslehre. § 167 entwickelt von vornherein den Gegensatz von casus rectus (Nominativ) zu casus obliqui; man beachte gleich an dieser Kleinigkeit die Gewissenhaftigkeit des Verfassers: der Knabe hört nach alter Methode zwar oft von casus obliqui, was mag er sich wohl unter obliquus denken? Der Gegensatz »casus rectus« mit der wei-

Digitized by Google

teren Erklärung begegnet dem natürlichen Bedürfnisse, sich von allem, was man ausspricht, eine deutliche Vorstellung zu machen. § 168 führt das Syntaktische vom Vocativ vor; (man vergleiche die weit genauere Angabe über en und ecce (= en-ce) bei Schmitt-Blank mit der betr. Stelle bei Seyffert (S. 151). Die cas. obliqui heben rationell mit dem Accusativ an: nur der bisherige Gebrauch in Deutschland konnte den Verfasser veranlasst haben, die die übliche Reihenfolge der casus bei der Declination einzuhalten; englische Schulgrammatiken haben schon längst die rationelle Reihenfolge »N. Voc. Acc. Gen. Dat. Abl.« neben der in Deutschland üblichen aufgenommen (vgl. z. B. die lat. u. die griech. Grammatik von Archibald Bryce). § 169 entwickelt sehr präcis die Grundbedeutung des Accus. und seine Eintheilung in Objectsaccusativ, Orts- und Zeitaccusativ, und Subjectsaccusativ (Casus für das infinitivische Subject und Subjectsprädicat), § 170—171 behandeln den einfachen, § 172 den doppelten Objectsaccusativ (mit Hinweis auf althochdeutsches helan, pergan, verdagen, verswigen in der Anmerkung) nebst (173) dem »erweiterten Gebrauch des Sachobjects im Passiv«, wo z. B. das horazische suspensi loculos seine Erklärung findet. § 174—176 erläutern den localen und temporalen Acc.; man beachte die Unterscheidung des loc. Acc. in Acc. des Ziels (cf. Curt. gr. Gr. § 406; domum, rus — Eigennamen etc. — infitias ire, suppetias venire und Verwandtes, wovon man vergeblich in anderen Grammatiken eine Erklärung sucht — Acc. mit in nebst poet. Gebrauch (auch Tacitus: Aegyptum proficisci), Acc. der räuml. Ausdehnung (§ 175) und Accusativ der Zeitdauer (176). § 177 bespricht den freien (t. t., wenn ich nicht irre, von Curtius herrührend) und den adverbialen Accusativ; jener wird schlagend erklärt als »unbestimmtes Sachobject« (id etc.); § 178 fügt eine Notiz über Accus. graecus bei (cetera Grains) (für Poesie und nachclassische Prosa«) bei; § 179: »In vielen Ausdrücken der Art und des Grades wird der freie Acc. geradezu zu einem adverbialen Casus: »adverbialer Accusativ«; es folgen die Beispiele; »hiezu kommen noch die temporalen Ausdrücke id temporis zu der Zeit, (esse) id aetatis so alt«. Welcher Missbrauch wird von Lehrern und Schülern mit dem »adverbialen« Accusativ getrieben! Wie klar und scharf dagegen grenzt er sich hier von dem ihm verwandten freien Accusativ ab! — Der § 169 gegebenen Disposition gemäss wird nun in § 180 der »infinitivische Subjectsaccusativ« abgehandelt; in § 181 schliesst sich mit Hinweis auf die Grundbedeutung des Acc. der »präpositionale« Accusativ an, d. h. der Gebrauch der Präpositionen, welche ausschliesslich den Accusativ regieren; die Bedeutungen sind sehr übersichtlich nach den Begriffen des Oertlichen, Zeitlichen und Uebertragenen geordnet. — § 182: »Wie der Accusativ zur unmittelbaren Ergänzung und Bestimmung des Verbums dient, Objectscasus des Verbums ist, so dient der Ge-

Digitized by Google

netiv zur unmittelbaren Ergänzung und Bestimmung des (substantivischen oder adjectivischen) Nomens, ist Objectscasus des Nomens«. Mit dieser lichtvollen Auseinandersetzung beginnt der Verfasser die Lehre vom Genetiv, als dessen Grundbedeutung sich der »Theilungsfall« ergibt. Sein Gebrauch nach Verbis wird als secundärer, vom Gebrauch nach dem Nomen übertragener erkannt. Der Verfasser führt fort: »Der lat. Genetiv findet (von dem poetischen Sprachgebrauch abgesehen) stets einen eigentlichen, nie einen freieren Gebrauch. Auch behält er seine Grundbedeutung stets rein und unvermengt, weshalb die Sprache sich nie zur Anwendung unterstützender Präpositionen genöthigt sieht«. Die Materie wird demgemäss also abgehandelt: I. Genetiv in Rection von Substantiven: a) originis, b) definitivus oder explicativus (gens Sueborum etc.), wohin die Genet. nach causa, gratia etc., nomine, more etc., opera gehören, c) possessivus, d) qualitatis, e) proprietatis, f) partitivus (S. 149—153), g) subiectivus, h) obiectivus (S. 153—156; man vergleiche namentlich die stilistischen Winke S. 156: hic metus u. dgl.), i) Genetivus pretii. § 199 finden zwei »Genetivarten von ziemlich beschränktem Gabrauche« ihre Besprechung: der Genetivus materiae und causae (pyxis veneni — o mihi nuntii beati«. (Catull.)). Logisch richtig und in diesem Zusammenhange gemeinverständlich schliesst sich § 200 an: »Statt des substantivischen Genetivs tritt vielfach theils das attributive Adjectiv, theils eine praepositionale Umschreibung ein«. Der hier reichlich gebotene Stoff ist wieder praktisch nach den einzelnen Genetivarten geordnet. Zu bemerken bleibt noch, dass bei den Beispielen des bis dahin abgehandelten substantivischen Genetivs die dem Verständniss sehr zu Statten kommende Unterscheidung des unmittelbaren attributiven und des durch ein Verbum vermittelten prädicativen Gebrauchs befolgt ist. § 201—204 incl. führen den Genetiv in Rection von transitiven Adjectiven vor (man beachte die Constr. von similis § 203 u. 222 im Vergl. z. Seyffert), § 205—210 endlich den Genetiv in Rection von Verben. — Es würde zu weit führen, wenn wir auch den übrigen Theil der Casuslehre in derselben erschöpfenden Weise behandeln wollten; wir begnügen uns daher zu bemerken, dass Dativ und Ablativ ganz in derselben strengwissenschaftlichen (vgl. z. B. § 218, mit der untertextlichen Note 36) [Erklärung des Dativ nach nubo, medeor etc.] und § 249 mit der unt. Anm. 51 [über den Abl. nach dig-nus]) und dadurch übersichtlichen Ordnung gehandhabt sind, wie wir sie beim Accusativ und Genetiv beobachtet haben. Mit der Casuslehre hat der nackte Satz seine Erledigung gefunden: § 272 führt nun in dem erweiterten Satz fort und beginnt, im Anschluss an D. Gr. § 20, mit der Lehre vom Attributiv und der Adverbialbestimmung; von beiden ist freilich — dies lässt sich nicht umgehen — in der Casuslehre schon Manches vorweggenommen. Die betr. Casus werden daher nur kurz angeführt

Digitized by Google

und Neues, wie praepositionaler Casus als Attributiv, Apposition (§ 272), distributive Apposition (duae filiae harum, altera occisa, altera capta est) (§ 274), appositives Prädicatssubstantiv (beim Subject und beim Object) (deutsch »als«) — man beachte den treffenden terminus —, das adjectivische Attributiv in attributiver und appositiver Verwendung (medius — invitus) (§ 276 u. 277 mit reichlichem stilistischem Material; § 278 behandelt den einschlägigen poetischen und nachclassischen Gebrauch), Gebrauch der Substantiva als attributiver Adjectiva, mehrere Attribute, Adverb (§ 282—287 mit reichlichem lexicographischem Material), Präpositionen als Adverbien — alles dies wird ausführlich und unter Berücksichtigung der verschiedenen Combinationen behandelt. — Wir gehen zur Verballehre über. War für die Lehre vom Nomen der Gegensatz von nacktem und erweitertem Satz entscheidend, so liegen der Verballehre die Gegensätze »einfacher« oder, wie Schmitt-Blank ihn bezeichnender nennt, selbständiger und zusammengesetzter Satz zu Grunde. § 289, 2: »Bevor nun die einzelnen Arten des selbständigen Satzes zur Sprache kommen, müssen schiedenen Zeitverhältnisse, in welche ein Satz durch die die ver-Tempusform seines Verbum finitum versetzt wird, sowohl an sich, als auch in Beziehung auf einander betrachtet werden«. Wenn es wahr ist', dass der Werth einer Syntax sich namentlich in der Behandlung der Tempus- und der Moduslehre zeigt, so darf die vorliegende Grammatik auf jegliche Anerkennung Anspruch machen, da wir bis jetzt noch in keinem grammatischen Werke die Tempus- und die Moduslehre in solcher erschöpfenden, fast in jeder Hinsicht befriedigenden Behandlung vorgefunden haben. Der Verfasser unterscheidet (vgl. die griech. Gramm. von Curtius u. dgl.) präsentische und historische Tempusgattung; die präsentischen sind mit Ausnahme des Futur II zugleich die absoluten; die historischen mit Einschluss des Futur II die relativen. Sehr dankenswerth bei der Behandlung der einzelnen Tempora sind a) die lexicographischen (z. B. § 291) und namentlich stilistischen Hinweise (z. B. 291, Note 1: habitari bewohnt sein etc.); b) ganz besonders die von den andern Grammatikern versäumte Behandlung jedes Tempus' im Hauptsatz mit Bezug auf andere indicativische Tempora des Untersatzes (tempus antecedens, Gleichzeitigkeit, z. B. beim Praes. histor., Coincidirendes Perfect; man beachte auch die Notiz über Coïncidenz in den Nachträgen p. 459 etc.). Um gleich beim Präsens stehen zu bleiben, so haben wir die Darstellung von Plato docet u. dgl. im Vergleich zu Seyffert § 235, 4 weit praktischer und rationeller zu nennen, auch ist die Auslassung des Futur-Präsens (§ 295 Schm.) bei Seyffert zu tadeln.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Schmitt-Blank: Lateinische Grammatik.

(Schluss.)

Das Imperfect wird in relatives und absolutes, und dieses wieder in descriptives, iteratives, intentives (de conatu; mit stilistischer Notiz in den Nachträgen) eingetheilt. Wir können nicht eindringlich genug rathen, auch in Schulgrammatiken kurze termini technici in möglichst grosser Anzahl einzuführen, da ein einmal verstandener Begriff, den ich als solchen und nicht in vager, verwaschener Umschreibung mir einpräge, viel sicherer festhaftet und überhaupt mehr zum streng-logischen Denken antreibt. Für die Schule speciell bietet eine reiche Terminologie den nicht zu unterschätzenden Vortheil des Zeitgewinns. § 303 schliesst sich correct der Infinitivus historicus an; auch hier fällt die Vergleichung mit Seyffert zu dessen Nachtheil aus: es fehlt nämlich bei ihm die Bemerkung, dass das Subject im Nominativ steht, und dass der besagte Infinitiv nur mit Subjecten 1. u. 3. Person verbunden wird. Beim Perfect ist uns aufgefallen, dass Schmitt-Blank das absolutorisch-negative Perfect wie fuimus Troes, habui filium! nicht dem Perfectum praesens, sondern dem Perfectum praeteritum beizählt, das er freilich in zwei Arten eintheilt: a) zur Bezeichnung dessen, was n u r f r ü h e r oder b i s h e r so geschah (im bestimmten Gegensatz zur Gegenwart und Zukunft): b) zur Bezeichnung dessen, was überhaupt e i n m a l geschah. In logischer Beziehung lässt sich gewiss nichts gegen diese Deduction einwenden, aber praktischer ist gewiss die von Seyffert befolgte Registrierung des erwähnten Falles unter Perfectum praesens, weil dadurch das lat. Perfectum praesens geradezu mit dem griechischen (Beispiele des absolutorisch-negativen Perfects: *ἅλις πεπαίσθω — βεβιώκασι*) und deutschen (Beisp. des abs.-neg. Pf.: »ich h a b e gegessen“, sagt der Bauer, wenn er eine Zusprache zum ferneren Essen zurückweist; »und was einmal dir ein Mächtiger nimmt, das h a s t du besessen« Göthe (Rein. Fuchs)) Perfect zusammenfällt; Aken sagt in dieser Beziehung (gr. Gr. S. 429) treffend: »das Perfect ist ein neues Präsens; in guter Sprache niemals Vergangenheit, sondern der durch Vollendung des Ablaufs der Handlung gegenwärtig eingetretene Zustand — der Zustand kann p o s i t i v oder n e g a t i v sein«. Jedenfalls gilt der § 308 gegebene Beisatz, das Perfectum praeteritum entspreche dem historischen Imperfect im Deutschen,

Digitized by Google

überhaupt nicht für alle Fälle (cf. Seyffert § 236, 2), namentlich aber nicht für den oben angezogenen Fall der »nachdrucksvollen Betonung des Perfects mit Beziehung auf eine gegentheilige Gegenwart«, wie Schmitt-Blank selbst die Sache bei den Beispielen richtig definiert. Das aoristische Perfect, das Seyffert und Zumpt gar nicht erwähnen, Madvig (§ 336, Anm. 3) nur in seinem speciell gnomischen Charakter und dichterischen Gebrauche kennt, ist bei Schmitt-Blank, während Süpfle (I p. 363) seinem Standpunkt gemäss nur die ciceronianischen Beispiele berücksichtigt, zum ersten Male in seiner vollen Geltung vorgeführt. Beim Plusquamperfectum haben wir zu loben, dass der Verfasser nicht wie Seyffert — vielleicht ist das in der jüngst erschienenen zehnten Ausgabe nachgetragen — versäumt hat, auf imperfectische Plusquamperfecta (noveram etc.) hinzuweisen. Man beachte auch § 311 den praktischen Fingerzeig: »In der richtigen Bezeichnung des Vorvergangenen durch das Plusquamperfect ist der Lateiner viel genauer als der Deutsche.“ Auffallen kann dem Leser im ersten Augenblick die Unterscheidung des Plusquamperfectums in ein relatives und absolutes. Der Verfasser geht aber ganz richtig von dem rein grammatischen, formalen Standpunkt aus und nennt dessbalb relativ nur das, dessen Relation in der Satzform ausgedrückt ist; wo daher das Einfach-Vergangene aus dem Zusammenhange zu ergänzen ist, also nur dem Gedanken nach, bez. paratactisch und nicht hypotactisch vorliegt, haben wir es mit grammatisch Absolutem zu thun. Aus dem besagten Grunde hat Schmitt-Blank correct das descriptive Imperfect, das »zur Einführung der eine erzählte Handlung bedingenden Gedanken und Erwägungen, Gesinnungen und Ueberzeugungen, Absichten und Entschlüsse« dient, unter das absolute Imperfect subsumiert. Etwas verständlicher dürfte die betr. präliminarische Distinction § 290, 2 gefasst sein. — Sehr dankenswerth ist der in § 314, 8 besprochene doppelte Zeitcharacter der zusammengesetzten Tempora des Passivs; nur wenn diese Sache wirklich als grammatische Regel den Schülern eingeprägt wird, sind sie im Stande Beispiele wie: »wir wissen, dass damals, als dem Pompejus der Oberbefehl übertragen wurde, die Macht des Königs schon ganz gebrochen war« mit Sicherheit zu behandeln. Dieser Wink, sowie (§ 316) positus fui — fueram — fuero, ist bei Seyffert ganz unterlassen. Beim Futurum I (§ 317 sq.), das stilistisch und lexicographisch sehr ausführlich behandelt ist, fiel uns auf: »In Condicionalsätzen dagegen steht mit Bezug auf ein Futur des Folgesatzes lieber ein Präsens als ein Futurum«. Diese Regel mit 4 Beispielen steht im Widerspruch mit der voraufgehenden, wo sich nicht weniger als 5 condicionale Beispiele finden. Auch verhält sich nach unserer Ansicht die Sache factisch so: »Eine Ausnahme erleidet die Regel nur in solchen Condicionalsätzen, bei denen der Causalnexus zwischen Protasis und Epidosis primär, und ihre Gleichzeitigkeit nur

Digitized by Google

secundär ist«. Uebrigens gebührt Schmitt-Blank das Verdienst, zum ersten Male auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben. § 320 folgt das futur. exactum, § 323—25 folgen die Tempora der Conjugatio periphrastica, § 326 der Tempusgebrauch im Briefstil; wir sind von der lichtvollen und erschöpfenden Behandlung dieser Materie durchaus befriedigt. Nur hätte bei der C. p., wie bei Seyffert (p. 197, A. 3), auf die deutsche Uebersetzung: „es steht zu erwarten, dass", hingewiesen werden können. Die Consecutio temporum (§ 327 ff.) ist, im Vergleich zu Seyffert, bei dem § 242—245 namentlich daran leiden, dass die Begriffe der Zeitart und der Zeitstufe in geradezu unverständlicher Weise verwechselt sind, durchaus präcis und vollständig behandelt; gerade für die Schule sind die Begriffe des „Vorzeitigen, Gleichzeitigen, Nachzeitigen" die einzig brauchbaren; ganz correct und zugleich sehr schulgemäss ist daher die Bemerkung des Verfassers p. 242: „Während also das Perfect für den indicativischen Hauptsatz (besser: als Regens) sowohl präsentisches als historisches Tempus sein kann, gilt es für den conjunctivischen Untersatz (besser: als Rectum) nur als präsentisches Tempus." Ferner ist als schulgemäss hervorzuheben, dass bei den Beispielen die verschiedenen deutschen Abweichungen in der Consecutio temporum vertreten und angedeutet sind; sehr zu rühmen ist ausserdem die Behandlung der Consecutivsätze, „mögen sie conjunctional oder relativisch gebildet sein", nach einem historischen Tempus; der Verfasser sagt richtig: „es folgt a) das Imperf. Conj., um die mit den damaligen Zuständen gleichzeitige Folge zu bezeichnen, b) das Präsens oder Perfect Conj., je nachdem der Folgesatz bei unabhängiger Satzform ein eigentliches Präsens oder ein Perfect Indicativ voraussetzt. [Der Deutsche übersetzt dieses Imperfect und Perf. Conj. häufig mit dem Plusquamprf. Conj. s. D. Gr. § 22, 3, b. N.]" Der letzte Satz ist ein dankenswerther praktischer Wink, ebenso die kurze Notiz zu den imperfectischen Beispielen: „[Man denke sich nur immer ein „damals" zur Uebersetzung des jeweiligen Imperfects hinzu]". Dagegen wundern wir uns, dass der Verfasser die Begriffe des „Gleichzeitigen, Nachzeitigen, Vorzeitigen" nicht auch auf die Infinitive übertragen hat (Seyffert hat § 301 das Richtige getroffen, aber nicht vollständig durchgeführt); nach unserem Erachten ist das der einzige zugleich praktische und rationelle Modus, um Missverständnissen in Betreff des Gebrauchs der Infinitive, namentlich des sog. Inf. Praes. vorzubeugen. Die von Schmitt-Blank u. A. gegebene Unterscheidung des Inf. praes. in präsentischen und imperfectischen (nach histor. Tempus; § 389) erscheint uns aus dem einfachen Grunde hinkend, weil sie auf die Coincidenz nicht passt, unpraktisch aber ist sie deswegen, weil der Schüler z. B. in dem Satze videbam esse quosdam ebensogut fuerunt, als erant zu Grunde legen wird und es immerhin eine ausführliche Erklärung mit dazu precärem

Digitized by Google

Erfolge erheischt, ihm die Auflösung in erant als die einzig richtige zu beweisen. —

Nachdem die Lehre von den Temporibus und ihrer Consecutio vorausgeschickt, folgt nun die Lehre von den Arten des selbstständigen Satzes. Insofern nun der Verfasser rationell sich beim System der Syntax streng an den Satz hält, entsteht ein ganz neues Arrangement, welches den Vortheil der erspriesslichsten Uebersicht bietet: es kommen zur Behandlung 1) die Behauptungssätze (§ 336—343) (§ 342 bespricht den zum Ausrufesatz modificierten Behauptungssatz), 2) Befehl-, Aufforderungs- und Wunschsätze in Behauptungsform, denen sich als Unterart die Einräumungssätze anschliessen (§ 343—356), 3) Fragesätze (§ 356 bis 368), 4) fragende Befehl-, Aufforderungs- und Wunschsätze (Deliberativsätze). Daran schliessen sich, als 1) und 3) zugleich angehörig a) der Conjunctivus potentialis, b) der Conj. condicionalis. Den Schluss des ganzen Abschnittes über den einfachen (selbständigen) Satz bildet eine sehr präcise und unseres Wissens noch von keinem Schulgrammatiker vorgeführte Uebersicht über den Gebrauch des Conjunctivs in selbständiger und abhängiger Satzform. Namentlich lehrreich und für die Schule von unübersehbarem Gewinne ist § 372, wo die Conjunctive des abhängigen Satzes klar in zwei Arten getheilt werden, a) in die sechs Conjunctive, welche wir beim selbständigen Satz kennen gelernt, die also der abhängige Satz mit dem Hauptsatz gemeinsam hat (Adhortativus, Optativus, Concessivus theils in abhängigen Befehl- und Wunschsätzen, theils in Absichtssätzen (zusammenfassend Conj. finalis); deliberativus in abhängiger Deliberativfrage; Potentialis vielfach in Attributiv-, dessgleichen in mehreren Adverbialsätzen (antequam etc.); Condicionalis im condicionalen Untersatz), b) in zwei Conjunctive, die nur dem Untersatze angehören: obliquus und causalis. Den Conjunctiv in Consecutivsätzen erklärt der Verfasser treffend: „Indem der Lateiner die aus einer Ursache fliessende Folge ebenso auffasst, wie die aus dem persönlichen Willen fliessende Absicht, so überträgt er den Adhortativus auch auf die Folgesätze (Conj. consecutivus).“ Vgl. namentlich Anm. 4 u. 6 (für den Lehrer). Auf diese Weise lernt der Schüler, dass nur der jeweilige Gedanke, nicht das oder jenes Wort den Modus bedingt. — Doch wir kehren zu den Behauptungssätzen zurück. An sie schliesst sich selbstverständlich die Besprechung der „Latinismen im Gebrauch des Indicativs“ an. Bei Fall 1. „Redensarten von dem, was wäre oder gewesen wäre“ ist namentlich die wissenschaftlich erschöpfende Vorführung der einzelnen Redensarten zu loben; sehr einleuchtend ist ferner die Herleitung des Indic. Impf. oder Perf. im Nachsatz des III. Condicionalfalles mit Bezug auf ein Plsqpf. Conj. im Vordersatz, sowie die sich daran anknüpfende Erklärung von „erat diligendus“ „er müsste gewählt werden“ als Assimilation an das „esset“ des Nebensatzes (worüber An. 89 unter

Digitized by Google

dem Texte zu vergleichen). Die Ausrufesätze sind nach ihren drei Arten (Behauptung, Frageform, Infinitivform (mit elliptischem Hauptsatze)) sehr vollständig behandelt; Beispiele wie „ut sustinuit" fehlen bei Seyffert. Gelegentlich der zweiten Art der selbständigen Sätze werden Imperativus, Conj. adhortativus, Conj. optativus, Conj. concessivus besprochen. Wir haben in diesem Abschnitt namentlich die rationelle Behandlung von neque statt neve (350, b), die Vollständigkeit in Betreff des Gebrauchs von non und neque beim Adhortativ und Optativ, den lexicographischen Hinweis auf sis (= si vis) und die rationelle Erklärung des Impf. Conj. beim Wunsche (Anm. 84; vgl. auch Anm. 89 (condic. Impf.)) hervorzuheben. Es folgen die Fragesätze: A Realfragen, a. Satztheilfragen, b. Satzfragen; angeschlossen: Directe Doppelfrage, *an* in der scheinbaren Einzelfrage, beisätzliche Fragen (an von aut unterschieden), B Modalfragen a) in der Form der Satztheil- oder Satzfrage, b) als elliptischer Folgesatz mit ut, bezw. nach § 342. Dieses System der directen Fragesätze ist ein ebenso rationell durchschlagendes, als schulgemässes; namentlich heissen wir auch gerade für das Bedürfniss der Schule die Termini „Satztheilfrage" und „Satzfrage" statt der bisher üblichen „Nominal-" und „Prädicatsfrage" sehr willkommen. Bei IV) (Deliberative Fragen) ist ganz besonders die Definition der deliberativen Frage als sehr präcis und klar und dadurch schulgemäss hervorzuheben: „Deliberative Fragen sind solche, welche einen behauptenden Befehl-, Aufforderungs- oder Wunschsatz als Antwort erfordern"; man vergleiche damit den betr. Passus bei Seyffert: „Der Conjunktiv steht in Fragen eines zweifelhaften Entschlusses, wo man im Deutschen das Hülfsverbum sollen gebraucht (Conjunctivus dubitativus)"; unter dieser Definition, welche überdies den Satz mit „wo" auch als bloss explicativ auffassen liesse, wird der Schüler z. B. auch folgenden Satz subsumieren: „Solltest Du nicht wissen, was Du zu thun hast?" Correct theilt Schmitt-Blank auch die deliberativen Fragen in Real- und Modalfragen (α) von affirmativer Form und negativem Gedanken — β) mit negativer Form und affirmativem Gedanken) und den hierher bezüglichen Coni. delib. in den des Prhes. und Imperfectums (was hätte geschehen sollen?) ein. Sehr dankenswerth und speciell dem Bedürfnisse der Schule entsprechend ist ferner, dass der Verfasser auch beim Coni. deliberativus und bei dem, wie oben erwähnt, nun hiernach folgenden Potentialis ausdrücklich auf die Verneinung non hinweist. Anlässlich des Potentialis sei auf die unpassende Zersplitterung des Coni. pot. praes. und pot. praet. bei Seyffert (§ 248 und § 253) aufmerksam gemacht. Rationeller Weise ist bei Schmitt-Blank auch die Phrase quod sciam (quod meminerim) mit dem Gegs. quantum scio, sentio perspicio hier registriert. Selbstverständlich ist der stilistische Hinweis auf velim, nolim, malim, ausim im Gegensatz zu vellem, nollem, mallem, cuperem, welche letztere correkt der Verfasser als

Digitized by Google

Condicionales auffasst; bei Seyffert dagegen ist die Erwähnung von velim, vellem unter Conj. opt. ganz verwirrend. Ein weiterer praktischer Vorzug liegt darin, dass unter den Beispielen für den Potentialis Perf. sich auch ein Beispiel befindet, an dem der Schüler die betr. Consecutio temporum erkennt (haud facile dixerim, utrum sit melius). Man vermisst dies bei Seyffert § 248. Bevor wir nun den „selbständigen, bzw. einfachen Satz verlassen, sei noch erwähnt, dass an die bereits oben angeführte Uebersicht über den Conjunctiv eine nach den einzelnen Arten des Conj. (final. etc.) geordnete Liste der Fügewörter, welche allzeit und ohne Ausnahme mit Conjunctiv verbunden werden, angeschlossen ist.

Wir gehen über zum zusammengesetzten Satz. a) Die Beisätze werden von § 373—387 (D. Gr. § 24) nach den bekannten Arten abgehandelt; sehr dankenswerth ist in diesem Abschnitte die Lehre vom Asyndeton (§ 384 u. 385), dessen Arten, meines Wissens zum ersten Male, nach denen der Beisätze bestimmt werden. b) Die Untersätze (D. Gr. § 25 ff.) werden nach herkömmlicher Weise in Substantiv-, Attributiv-, Adverbialsätze eingetheilt. Die Art, wie der Lateiner die Untersätze bildet, ist eine dreifache: 1) die pronominale (insb. Relat.), 2) die conjunctionale, 3) die infinitivische (als Satzverkürzung). Letztere wird nun zunächst § 388—398 ausführlich besprochen; sehr erwünscht für den Lehrer ist die erschöpfende Anmerkung 91a) (unter dem Texte), welche die rationelle Seite der besagten Construction unter Hinweis auf vor- und nachclassisches quod in sehr eingehender und origineller Weise vorführt. Bei dem Hinweis auf deutsche (altdeutsch — mittelhochdeutsch) Infinitivconstruction hätte vielleicht auch Lessing's betr. Soloecismus erwähnt werden dürfen (z. B. Laokoon c I: „wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben urtheilen dürfte“). § 389 „Zeitcharakter der Inf.“ haben wir schon oben gelegentlich der cons. temporum besprochen. Nun kehrt der Verfasser zu seiner Disposition zurück und behandelt A Substantivische Untersätze, I. Ergänzungs- und Erklärungssätze, 1. Ergänzungssätze § 401—411, a) subjective (licet — opus est, oportet), b) objective (sinere pati, prohibere etc., iubere u. vetare); 2. Erklärungssätze (meist quod 411—416): a) nach Determinativen, b) nach Substantiven, c) nach Adverbien, d) huc adde, adice, accedit, omittere, mittere, praeterire [sehr vollständig im Vgl. zu Seyffert (§ 269)], e) Verba affectuum [sehr lobenswerth (§ 415) hier wie sonst die erschöpfende lexicographische Aufzählung]; II. Abhängige Behauptungssätze (vv. sentiendi etc.) mit Nom. c. inf. und Oratio obliqua § 416—437. III. Abhängige Fragesätze (—441); IV. Abhängige Befehl- und Wunschsätze (nach den Vbb. voluntatis et studii, wozu auch die timendi gehören) —448; V. Wirkungs- (Factitiv-) Sätze 448—458 (D. Gr. § 26, e), theils final (sonst „beabsichtigte

Folge"), theils consecutiv, a) nach Verbis agendi, wozu richtig (mit consecutiv. Faktitivsatz) die Verba des Geschehens etc. und verwandte Substantive und Adjectiva (mos est, rarum est, vollständig im § 452 aufgezählt) gerechnet werden; b) Verb. impediendi und recusandi, woran sich die quin-Sätze anschliessen; VI. Determinative Relativsätze (D. Gr. § 26 f.) mit zahlreichen stilistischen Hinweisen. Es folgen nun B die attributivischen Untersätze mit namentlicher Betonung der localen und temporalen Attributivsätze und mit stilistischen Notizen § 461—464, C die adverbialen Untersätze (I. Locale, II. Temporale, III. Causale [1. causale im eng. Sinn, 2. Mediativ- (cum), 3. Absichts-, 4. Consecutiv-], IV. modale Untersätze [1. Vergleichungssätze, a. Correlativsätze, b. Vergleichungssätze durch Steigerung (meist zusammengezogene Satzform), c. Vergleichende Copulativsätze (ac), welche eigentlich, wie der Verf. selbst bemerkt, zu den Beisätzen gehören; angeschlossen das vergl. nisi, condicionale Vergleichungssätze mit Conjunctiv, als Anhang Gebrauch des Compar. u. Superlativs; 2. Proportionalsätze (quo — eo, ut quisque — ita, optimus quisque); 3. Restrictivsätze (modo, dum(-modo), quoad und quatenus, si modo und si quidem mit nisi forte und nisi vero nebst nisi quod); 4. Concessivsätze; 5. Condicionalsätze]. Wir haben hier in Kürze das fast durchaus originelle Arrangement des Untersatzes gegeben. Wir müssen daran vor Allem die logische Vollständigkeit und zugleich die schulgemässe Anordnung lobend hervorheben und für den Leser dieser Zeilen beifügen, dass die Akribie in Bezug auf Sprachgebrauch auch hier nichts zu wünschen übrig lässt; auf das Einzelne dieses umfangreichen Abschnitts (p. 294—386) einzugehen ist uns nicht verstattet; doch sollen einige besonders in die Augen springende Punkte hier die verdiente Würdigung finden. § 409 ist mit Vergleichung auf Anm. 83 der Formenlehre der lateinische Acc. c. Inf. bei iubeo im Ggs. zum deutschen Dativ c. inf. von vorn herein durch die wörtliche Uebersetzung: ich halte es für Recht, dass [iu[hi]beo, ius habeo], aufgedrängt; ähnlich ist veto = vermeiden (vīto) machen, ich mache, dass Einer etwas nicht thut, vor der dativsüchtigen Barbarei des Anfängers geschützt. Ebendaselbst ist die Uebersicht über die verschiedene Wiedergabe des Deutschen „lassen" sehr am Platze. § 432, 2 ist der Hinweis auf ein Imperf. coni. in der oratio obliq. statt des (mit Bezug auf das Hauptverbum) erwarteten Plusqpf.'s sehr dankenswerth; man sucht ihn in anderen Grammatiken vergeblich. Ebenso präcis ist § 438 die Behandlung von videre ut (wie) u. ä. (vgl. dagegen Seyffert). Lag bei iubeo und veto der praktische Gewinn gerade in der rationellen Behandlung, so haben wir nun einen äusserlichen praktischen Handgriff zu erwähnen, wir meinen die Versificierung der Vbb. voluntatis und studii § 441; die Praxis hat es von jeher als vortheilhaft erwiesen, Dinge, die blos zu memorieren sind — und dies ist namentlich in der Formenlehre der Fall — in versificierter Form dem Knaben vorzuführen; und so hat es denn Schm.-Bl. nicht versäumt in Formenlehre und Syntax

Digitized by Google

(nam. Casuslehre) reichlich jenes praktische Mittel auszubeiten; verwandt damit ist die Anordnung einer Reihe von Ausdrücken nach homogenen Begriffen und zwar so, dass diese Verwandtschaft auch durch zweckmässige Alineationen an den Tag tritt (z. B. § 198, § 448, 2 u. v. a.). § 443 ist mit Recht von id studeo, ut, was bei Seyffert in die Hauptregel als classisch aufgenommen ist, Umgang genommen; mir wenigstens ist nur id studio, ne aus einer vereinzelten Liviusstelle bekannt. Schm.-Bl. sagt kurz und richtig: „studeo ut oder ne- nicht klassisch.“ Sehr rationell ist bei Schm.-Bl. der Acc. c. inf. nach studere behandelt und präcis fixiert; treffend ist auch der Beisatz „als Auxiliarien“ zu den Ausdrücken volo, nolo, malo, cupio, studeo mit bl. Inf. Wie ferner Schm.-Bl. mit bewunderungswerther Sorgfalt Beispiele sammelte und auswählte, zeigt z. B. § 445 „cauneas“ — caveret ne iret Cic. div. II, 84) [die Form cauneas ist in der Lautlehre erklärt]; solche Beispiele geben zu theils sprachlichen, theils sachlichen — bekanntes Wortspiel mit cauneas sc. ficus — Bemerkungen Anlass, welche auf die Jugend ungemein anregend und stimulierend einwirken; sehr treffend und exquisit ist — in rein syntaktischer Beziehung — § 450: ex quo efficitur, non ut voluptas ne sit voluptas, sed ut voluptas non sit summum bonum (Cic. fin. II, 24). § 457 ist als präcis im Vergleich zu Seyffert (§ 264, Anm. 2) hervorzuheben: „dubitare — num findet sich nur nachklassisch.“ § 465 ist die Eintheilung der Temporalconjunctionen a) die der Gleichzeitigkeit und Vorzeitigkeit, b) der Gleichzeitigkeit und Nachzeitigkeit, c) der ausschliesslichen Vorzeitigkeit, d) der ausschl. Nachzeitigkeit sehr dankenswerth. Selbstverständlich ist überall der Conjunktiv nach § 371 erklärt als final, potential, causal; rationell und für den griech. Optativ schon längst vindiciert ist die Erklärung des iterativen Conj. als eines potential verallgemeinernden (§ 468 Zusatz). Nicht besonders zu erwähnen brauche ich ferner, dass der Verfasser es nicht versäumt, den Grund anzugeben, warum ut, ubi, postquam mit dem Perf. Ind. construiert werden (Anm. 109; Hinweis auf simulac c. fut. II fehlt bei Seyffert); die betreffende Regel zeichnet sich übrigens ausserdem durch erschöpfende Behandlung aus (§ 474). Sehr besonnen und einzig richtig hat Schm.-Bl. die Regel über antequam und priusquam (§ 476) gefasst: „Vom Standpunkt der Gegenwart folgt auf sie der Indicativ des Praes. oder des Perfects oder des Futurums II. (nicht das Fut. I.); häufig steht jedoch im potentialen und potential verallgemeinernden Sinne das Präsens Conjunctivi. — In der Erzählung folgt auf sie zum Ausdruck des thatsächlichen Berichts das historische Perfekt; sehr häufig tritt hier aber theils mit obliquem, theils mit potentialem Sinne das Imperfect und Plusquamperfect Conjunctivi ein.“ Es folgen nun dreissig nach den gegebenen Gesichtspunkten geordnete Beispiele; ihnen schliesst der Verfasser die Notiz an: Bei den nachclassischen Historikern, und zwar schon von Livius an, kann einem derartigen Conj. Imperf. od. Plusq. häufig kein

Digitized by Google

bestimmter Grund unterstellt werden, so wenig als dies gewöhnlich bei cum hist. der Fall ist. So z. B. neben 35, 25 (revertissent, oblique), neben 39, 36 (agerent, potenz.) Stellen, wie ducentis quippe annis antequam Clusium oppugnarent urbemque Romam caperent, in Italiam Galli descenderunt (Liv. V, 33); so auch Nep. III, 2, 1. Man vergleiche dagegen Seyffert § 268: „antequam und priusquam werden verbunden: a) in der histor. Erzählung, wenn im Hauptsatze ein Perfect. oder Praes. histor. steht, mit dem Conj. Imperf. oder Plusquamperf., zunächst um die Thatsache als vom Subject beabsichtigt zu bezeichnen, aber auch bei wirklich erfolgten Thatsachen, (indem diese dann von dem Willen des leitenden Schicksals abhängig gedacht werden)" (!). Es folgen zwei Beispiele mit obliquem Conj. und die zwei von Schmitt-Blank in dem Zusatz citierten Stellen aus Livius und Nepos, welche die sehr precäre Schicksalsidee verkörpern sollen. Beispiele potenzialer Art fehlen. „b) mit dem Indicat. oder Coni. Praes., ohne wesentlichen Unterschied, wenn im Hauptsatze ein Praesens oder Futurum I steht." Folgen Beispiele. „Der Coni. der zweiten Person Sing. Praesentis steht besonders in allgemeinen Aussprüchen (Sentenzen)." Folgt ein Beispiel. — c) mit dem Indic. Fut. II, wenn im Hauptsatze ein Futur I steht, und die Behandlung des Nebensatzes als in der Zukunft thatsächlich vollendet gedacht wird." [Folgt ein Beispiel.] Es ist unschwer zu entscheiden, dass die Seyffert'sche Behandlung der Regel der Schmitt-Blank'schen weit nachsteht. In Betreff der letzteren ist nur noch zu bemerken, dass § 465 das Generale vorausgeschickt ist. „Der in den Temporalsätzen herrschende Modus Verbi ist der Indicativ, so lange nicht ein besonderer Grund den Conjunctiv erfordert." Was jene zwei Beispiele aus Livius und Nepos betrifft, so kann ich nicht begreifen, wie man sie bei der Abfassung der Regel in erster Reihe vor Augen haben kann, während sie doch thatsächlich nur als unclassische Fälle der Ausnahme zu betrachten sind. Wenn sie doch einmal absolut erklärt werden sollen, dann lasse ich mir die Feldbausch'sche Hinweisung auf innerlichere Unterordnung, obgleich sie auch nicht stichhaltig ist, doch noch eher gefallen, als die „fatale" Idee von Seyffert. — § 477 müssen wir wegen erschöpfender Behandlung No. b) hervorheben; es ist die Schmitt-Blank'sche Grammatik die erste, welche bei den negativen Causalsätzen den Fall wie: „ich strafe dich nicht desswegen, weil du mich belogen hast, sondern weil Du ungehorsam warst" — wobei die Handlungen der beiden Nebensätze real sind — durch non idcirco quod, das den Conjunctiv nach sich haben „kann", vorsieht. § 480 beachte die rationelle Erklärung von nedum (= ne duim, ne dem, ne concedam) im Vergl. zu Seyff. § 271, Anm. (bei dum ne!). § 486 lesen wir „proinde (perinde: Anm. 108, f.)"; jene Bemerkung besagt aber: „proinde durch Metathesis und Vocalschwächung zu dem vulgären per-inde geworden". Wenn ich recht verstehe, will der

Digitized by Google

Verfasser perinde ganz und gar aus der Latinität gestrichen wissen; auf jeden Fall ist der Unterschied, den man zwischen proinde und perinde früher feststellen zu müssen glaubte, ein imaginärer, da per in dieser Zusammensetzung vernunftgemäss keinen Platz hat. § 497 ist der Hinweis auf „ut temporibus illis" u. ä. als verkürzten Proportionalsatz sehr schulgemäss. § 499, Anm. 122) ist die Construction von licet nur mit Praes. od. Perf. conj. sehr einleuchtend erklärt; es ist diese Erklärung aber durchaus für die Schule nöthig; denn was soll der Schüler z. B. mit der Seyffert'schen Regel § 276: „licet hat stets, quamvis meistens den Conj. praes. oder perfecti" anfangen? Seyffert hat da und dort Rationelles mit eingeflochten; nirgends aber wäre es nöthiger gewesen als hier; übrigens ist jenes „meistens" von quamvis zu hoch gegriffen, im Gegentheil ist quamvis mit dem Perfectum statt Imperf., bzw. Plusqpf. in der classischen Prosa nur mit wenigen Beispielen vertreten; vgl. Schm. ebd. — § 509 ist sehr treffend der Conj. impf. statt plusqpf. im Bedingssatz als Conj. potentialis praet. bezeichnet, indem „was damals so sein mochte" so viel ist als „was so gewesen wäre". § 514 „Einkleidung der Bedingungsfälle in anderweitige Satzverhältnisse" ist wieder einer der vielen Abschnitte, die über Dinge belehren, welche bis jetzt in den Grammatiken übergangen wurde; doch hätten wir gerne unter b) statt „In einen Temporalsatz mit cum" gelesen: „In einen Temporalsatz mit cum oder dum"; cf. Cic. Cat. 3, 15 neque nos umquam dum ille in urbe hostis esset — liberassemus (zugleich mit Hinweis auf § 509). — Als Anhang zur Lehre vom Untersatze werden „Eigenthümlichkeiten im Gebrauch des Relativpronomens im attributiven und adverbialen Untersatze" behandelt (§ 516—526; Congruenz, Attraction beim Relativ, Relativ mit Conjunctiv: a) pot. b) final. c) consec. d) causal. u. concess.). —

Genau im Anschluss an die deutsche Grammatik kommen jetzt die Verkürzungsformen der Untersätze in Betracht: Infinitiv (mit Gerundium und Gerundivum; Supinum), Participium. Dieser Abschnitt ist schon um der von der bisher üblichen abweichenden, streng wissenschaftlichen Auffassung des Inf. und namentlich des Gerundiums und Gnrundivs höchst bemerkenswerth. Die Satzverkürzung wird eingetheilt in die infinitivische und die participiale. Von der infinitivischen war bereits vor den Substantivsätzen die Rede; es wird hier nun freilich in so fern von der strengen Disposition abgewichen, als der Infinitiv, welcher jetzt zur Sprache kömmt, der „selbständige Infinitiv" gerade ausser der Satzverkürzung steht. Doch lässt sich das eben nicht anders arrangieren. § 527—533 wird also dieser Inf. (als Subject und Subjectsprädicat in Vertretung eines Substantivs, als Object nach den Auxiliarien) abgehandelt; die logische Grenze zwischen diesem "selbständigen" Infinitiv und dem der Satzverkürzuäg zieht treffend Note 125) auf S. 396. § 533 552 wird die Lehre vom Gerundium und Gerundiv

Digitized by Google

vorgeführt. Man vergleiche vor Allem § 526, 3: „Sofern dieser selbständige Infinitiv durch Substituirung des gleichbedeutenden Verbalsubstantivs auf -ndum auch in die obliquen Casus (mit Inbegriff des präpositionalen Accusativs) übergeht, so wird er zum Gerundium“ etc. und 533, 2: „In dem selbständigen Gerundium erhält sich die eigentliche Bedeutung des Gerundiums, wornach es als nomen actionis den substantivischen Inf. activi vertritt. — Wenn es sich aber (nach der Formel aliquid mihi est) als Subject mit esse verbindet, so erhält es in dieser Verbindung die Bedeutung der activen Nothwendigkeit“ etc. Diese Bemerkungen enthalten den Schlüssel zu der wissenschaftlich durchaus gerechtfertigten Neuerung in fugiendum est einerseits und mihi fugiendum est andererseits nicht nach bisheriger Uebung ein Gerundivum neutr. zu erkennen, sondern gemäss dem durchschlagenden Activbegriff sich die Sache gerundial so zurecht zu legen: „es gilt zu fliehen (das Fliehen gilt)“, „für mich gilt das Fliehen“; darnach ist also z. B. nunc est bibendum nicht mehr zu übersetzen: „jetzt muss getrunken werden“, sondern: „jetzt gilt's zu trinken, jetzt ist das Trinken an der Reihe“. Dem gegenüber hebt sich die Definition des Gerundivs § 536 als eines dem Gerundium entsprechenden Verbaladjectivs auf -ndus mit der Bedeutung passiver Nothwendigkeit scharf und klar ab. Im Einzelnen enthält die Lehre vom Gerundium und Gerundiv noch sehr viel Originelles und in rationeller und praktischer Beziehung Dankenswerthes (z. B. § 540. 550. 551); doch wir eilen zum Abschluss unserer Besprechung. § 552, 1: „Das Supinum ist ein nur im blossen Accusativ und blossen Ablativ (Dativ) gebräuchliches actives Verbalsubstantivum (nomen actionis) mit Verbalrection. Das 1. ist mit suppetias ire u. ä. (s. ob.) zusammengehalten, das 2. als Ablativ loci — unde (venatu redire) oder als freierer Dativ (zu gewissen Adjectivbegriffen) erklärt. In derselben lichtvollen und zugleich erschöpfenden Weise sind die »Participien« behandelt (Zeitchar. der Ptc. 556—558; A die construirte Participialverkürzung a) mit attributivem, b) mit appositivem [temp., causal., mod., conc., cond.], c) mit prädicativem Partic. [facere, videre etc.]; anhangsweise substantiv. Particip; B adverbiale Participialverkürzung (Abl. abs.) § 570—582: personaler mit Verbalprädicat, pers. mit Nominalprädicat, impersonaler (audito, incerto), Unregelmssgk.]; nur dürfte bei der construirten Participialverkürzung eine andere Anordnung der Uebersichtslettern (A erscheint z. B. zweimal) geboten sein.

Die nun folgenden Abschnitte über Verwandlung von Parataxis in Hypotaxis und umgekehrt, wobei auch das paratactische Relativ seine Besprechung findet, über das Anakoluth, über Wortfolge (gewöhnliche Wortstellung — Tonstellung, Stellung der Negation, rhythmische Inversion der Prosa, rh. I. der Poesie), über Satzfolge, über die Periode sind alle von Schm.-Bl. zum ersten Male systematisch neu bearbeitet, mit zahlreichen belehrenden Bei-

Digitized by Google

spielen versehen und an die entsprechenden Abschnitte in der deutschen Grammatik von demselben Verfasser angelehnt; sie sowohl, als der über lateinischen Singular, latein. Plural, Hendiadys, Simplex pro Composito, den römischen Kalender und lateinische Interpunktion handelnde Anhang enthalten sehr dankenswerthes Material. — Die Syntax der Pronomina (— Rel. und z. Th. Reflex. ausgenommen —) ist an betr. Stelle der Formenlehre abgehandelt. Eine kurze römische Metrik gedenkt der V. (IX Vorr.) im Verein mit der griechischen in der griechischen Grammatik zu behandeln. Die vorliegende Grammatik enthält einen sehr brauchbaren Index zur Syntax, aber keinen zur Formenlehre; wir meinen, es wäre für einen jungen Philologen eine für ihn und den Leser erspriessliche Arbeit, einen Index über die Formenlehre und Syntax nach sprachwissenschaftlichem Gesichtspunkte, in specie also über die untertextlichen Anmerkungen auszuarbeiten. Schliesslich möge es uns verstattet sein, noch auf einige Druckfehler und Versehen der Syntax aufmerksam zu machen. P. 115 lies »Wort- und Satzfügung« statt Wort und Satzfügung. § 152, c sind Fälle wie 'die Sonne ist die Mutter des Tages' u. dgl. nicht vorgesehen (derselbe Fehler bei Seyffert § 132, b)). § 208 hätte — doch auch von allen andern Grammatikern vergessen — auch die Construction insimulare alqd ohne persönl. Object (Cic. Cat. III, 12) erwähnt werden können. P. 223, Note 1 ist »premi bedrückt sein« beizufügen. P. 232, Z. 18 v. u. lies ‚pflegt' statt ‚pfegt'. P. 236, Z. 12 von oben ergänze der Deutlichkeit halber vor »Untersatze« das Wort »indicativischen«. P. 242, Z. 26 v. o. sind nach »Imperfects« die Worte »und des mit essem umschriebenen Futurs« ausgefallen. P. 248 a) ist der Inf. fut. in Bezug auf seine Geltung in der Consecutio temp. vergessen. P. 249, § 335 sollte in Beziehung auf die Ausführung der Disposition eine Versetzung von 2) und 3) Statt haben. P. 256, Z. 2 v. o. »Jussivsatz«, nicht »Jufsivsatz«. P. 266 ist die Specialität »an Sulla hoc potuit, ego non potero?« vergessen. P. 271, Z. 19 v. u. lies »Potenzialis« statt »Potenzialis«. P. 275, a) hätte auch gleich hier das ut ne der untertextlichen Anmerkung 89) aufgeführt werden sollen. P. 333, Anm. 104 (unter dem Text) lies »persönlichen« statt »persönichen«. P. 372, § 497 fehlt der Hinweis auf livianischen Gebrauch von pro eo ut in der Bedeutung von ‚anstatt, dass' (22, 1). P. 397 lies in der marginalen Aufschrift »Auxiliarien« statt ‚Auxilarien'. Schliesslich verdient die typographische Ausstattung des Buches (Druck von G. Mohr in Heidelberg) alles Lob.

Wir sind am Schlusse unserer Besprechung angelangt. Sie ist etwas umfangreicher geworden, als es Anfangs in unserer Absicht belegen war. Aber je genauer wir uns mit dem Buche beschäftigten, desto mehr drängte sich der Gedanken auf, dass, um mit Sallust zu reden, Weniges über es zu sagen schlimmer wäre

Digitized by Google

als desselben gar nicht zu erwähnen. Nur durch diese ausführliche Behandlung glauben wir das erreicht zu haben, was die Anzeige einer solchen thatsächlich originellen und bedeutenden litterärischen Erscheinung bezwecken kann: der Leser dieser Blätter hat, dünkt uns, eine Uebersicht über das vielfach neue Arrangement und den Charakter des Buches nach Wissenschaftlichkeit und praktischer Brauchbarkeit gewonnen. Und so sei denn diese gründliche Arbeit nicht allein als Schulgrammatik, sondern namentlich auch als unentbehrliches Handbuch für jeden strebsamen Philologen und Lehrer aufs Wärmste empfohlen.

Dr. J. J. Bachofen. Beilage zu der Schrift: Die Sage von Tanaquil. Heidelberg. Akadem. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. 1870. S. 31. 8.

Diese kleine Schrift, welche unter dem bescheidenen Titel einer Beilage erscheint, bietet weit mehr als derselbe vermuthen lässt. Nicht nur enthält sie eine Bestätigung der von dem Herrn Verfasser entwickelten Ansicht über die Stellung der Frauen, sondern sie beleuchtet auch ein gutes Stück der römischen Verfassungsgeschichte, erhält aber einen ganz besondern Werth durch Schilderung der römischen Geschichtsforschung von H. Prof. Theodor Mommsen, mit deren Resultaten derselbe die Berliner Akademie der Wissenschaften unterhält. Die Erzählung von Coriolans Verurtheilung hatte schon früher die Historiker beschäftigt oder vielmehr Zweifel erregt, weil die den Tribut-Comitien beigelegte Macht ausser allem Verhältniss zu der damaligen Entwickelung der Verfassung zu stehen schien. H. Mommsen hat indessen in der Erzählung des Dionysius über Coriolanus Verurtheilung noch ganz andere Entdeckungen gemacht, weil er sich in der Erklärung des Wortes *ἰσοψηφία* einen groben Irrthum hat zu Schulden kommen lassen; welches ihm unmöglich hätte begegnen können, wenn er alle dahin bezüglichen Stellen im Zusammenhang und mit unbefangenem Blicke gelesen hätte. Aber wer auf die Jagd von Irrthümern ausgeht, wer von der greisenhaften Impotenz des Dionysius so viel zu sagen weiss, der provozirt die Nemesis und bestätigt nur die Wahrheit des allbekannten Sprüchwortes: errare humanum est. Die richtige Erklärung der fraglichen Stelle: Dionys. VII, 64 ist von dem H. Prof. Bachofen mit einer Klarheit und Bündigkeit gegeben (S. 1—6), welche jeden Widerspruch entwaffnet und nothwendig das Gefühl der Beschämung bei dem zurecht gewiesenen zurücklassen muss.

Hätte es nun H. Mommsen bei der falschen Anklage des Dionysius bewenden lassen, so würde man darin nichts anderes gefunden haben, als eine Wiederholung der unzähligen rohen Aus-

Digitized by Google

fälle, die er sich auch gegen andere Schriftsteller und gefeierte Männer erlaubt hat, aber viel bedenklicher ist, dass er auf seine falsche Erklärung ein Gebäude von Hypothesen aufführt, welches in der That Alles übertrifft, was er bisher in dieser Beziehung geleistet hat. Erstens, wenn *ἰσοψηφία* an unserer Stelle Gleichheit der Stimmenzahl bedeutet, so folgt nothwendig daraus, dass Dionysius nicht einmal das Einmaleins verstand, oder da diess als eine zu derbe Beschuldigung erscheinen möchte, so muss die Tribuszahl damals 20 gewesen sein, und hat gerade die Einsicht, dass bei dieser Zahl oft Gleichheit der Stimmen die Entscheidung erschweren musste, den Vorschlag des Valerius Publilius veranlasst, die Zahl der Tributcomitien auf 21 zu erhöhen; ferner müssen gegen Dionysius, von H. Mommsen, wiederum falsch erklärt (VI, 46), und gegen Livius die Tributcomitien erst 280 gegründet, und endlich Coriolan in Curiat-Comitien verurtheilt worden sein. Alles diess ist mit Mehrerem gründlich von dem Herrn Verf. widerlegt S. 6—11; und durch eine geistvolle Ironie in seiner völligen Unhaltbarkeit nachgewiesen. Die oben aufgezählten falschen Voraussetzungen bilden nun ferner die Grundlage der Behauptung, dass die ganze Coriolan-Sage als ein schmähliches plebejisches Einschiebsel in den patricischen Annalen vermittelst des plebejischen Pontifex C. Marcius Rutilus in der 2ten Hälfte des 5ten Jahrhunderts zu betrachten ist. Denn sie ist recht eigentlich eine Verherrlichung der Plebejischen Nobilität, daher ein patricischer Marcius Coriolanus gar nie existirt hat; daher nun auch die Erwähnung der patricischen Valeria sehr zweifelhaft, und als Betrüger oder Urheber der Fälschung muss eben der Plebejische Pontifex C. Marcius Rutilus erkannt werden. Da aber die Erzählung von Coriolanus „unserer annalistischen Ueberlieferung von Haus aus fremd und unter andern Bedingungen und mit andern Tendenzen selbsständig entwickelt worden ist“, so kann deren Erfindung weder den Annalisten noch dem geschichtsfeststellenden Collegium des Pontifices zugeschrieben werden, und es muss ein Dichter ersten Ranges ein anderer Shakspeare als Verfasser angenommen werden, der etwa in den ersten Jahren der Republik gelebt hat, wo man freilich Alles Andere als Dichter der Art erwarten sollte. „Wenn man in der Coriolanus-Erzählung nach einem sogenannten geschichtlichen Kern sucht, wird man den Nussstaub finden“, ferner da wir nun ein Gedicht vor uns haben, so muss alles daraus entfernt werden, wodurch an grammatischer Einheit und poetischem Eindruck eingebüsst wird. Daher ist Coriolan vielmehr als Consul zu denken. Ebensowenig ist die Angabe richtig, dass Corioli damals in den Händen der Volsker gewesen sei u. s. w.

Indem sich nun der Herr Mommsen weitläufig über alle Consequenzen verbreitet, welche dieses Meisterwerk eines unbekannten aber ausgezeichnetsten Dichter, eines wahren Shakspeares nothwendig in sich schliesst, hebt er auch den Gegensatz hervor, in

Digitized by Google

welchem sich nach seiner Ansicht der Dichter mit den bei den Römern herrschenden Vorstellungen über die Frauen stellt, dem er als einem zweiten Frauenlob eine besondere Bedeutung gibt, wegen seiner Frauenhuldigung die ihres Gleichen nicht hat in der ganzen antiken Ueberlieferung; wo er nun die allergrössten Blössen gibt, und geradezu in Widerspruch mit der Geschichte geräth. Daher auch der Herr Bachofen diesen Theil keiner ernsthaften Widerlegung gewürdigt, sondern mit schlagendem Witz, geistreicher Ironie theilweise auch mit der Geissel des Spottes gerügt hat. Die Darstellung ist hier in der That meisterhaft und dürfte Einiges dazu beitragen, die maasslose Bewunderung der Laien auf das rechte Maass zurückzuführen. Das ganze Verfahren dieser modernen Geschichtsmacherei ist trefflich mit folgenden Worten charakterisirt: „Wenn wir nur mit der festen Ueberzeugung an der greisenhaften Impotenz der Quellenschriftsteller an die Correktur ihrer Werke gehen, dabei über unsere Leistungsfähigkeit nicht zu geringe denken und an der Bornirtheit der Zeitgenossen keinen Augenblick zweifeln, so wird es nirgends schwer halten, Alles so zu finden, wie wir es zu haben wünschen und der herrschende Geschmack es verlangt. Geht darüber der wahre Werth römischer Forschung verloren, was liegt daran? Et ex multitudine aranearum intelligi potest, quam magna sit Roma."

Basel. **Fr. Dor. Gerlach.**

Atlas der Krystall-Formen des Mineralreiches. Von Dr. Albrecht Schrauf, erstem Custos des k. k. Hofmineralien-Cabinets, Docenten für physikalische Mineralogie an der Wiener Universität. II. Lieferung. Wien 1871. Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler. In Fol. Taf. XI—XX.

Ueber Plan, Anordnung und beabsichtigten Umfang des vortrefflichen Werkes haben wir uns bereits beim Erscheinen der ersten Lieferung ausgesprochen. Die zweite liegt nun vollendet vor; sie enthält, gleich jener, zehn Tafeln nebst erläuterndem Text. Wenn die Zahl der Mineralien, deren Krystall-Formen in der zweiten Lieferung abgebildet, keine beträchtliche, so liegt der Grund in dem Gestalten-Reichthum einiger. Dies gilt zunächst von dem Anglesit oder Bleivitriol, welcher auf fünf Tafeln mit 75 Combinationen vertreten. Der Bleivitriol übertrifft die beiden mit ihm isomorphen Species, Baryt und Cölestin weit an Formen-Mannigfaltigkeit und Flächenzahl; wir begegnen da bald pyramidalem, bald prismatischem Habitus, bald horizontal säulenförmigem. Alsdann folgt Anhydrit mit 5 Formen und Anorthit mit 18 Formen, deren Darstellung, da sie zu den complicirtesten gehören, viele Schwierigkeit bietet. Beachtung verdienen die 5 Combina-

Digitized by Google

tionen des gediegenen Antimon, welches bekanntlich so selten krystallisirt getroffen wird. Für die Combinationen des Antimonit oder Antimonglanz, 19 an der Zahl, boten Schrauf die Wiener Sammlungen ein vorzügliches Material. Von dem Apatit sind endlich 36 Formen abgebildet. Dies Mineral bietet für den Krystallographen besonderes Interesse wegen des eigenthümlichen (hemiedrischen) Auftretens gewisser dihexagonaler Pyramiden und Prismen und überhaupt durch Flächen-Reichthum. Ausserdem theilt Schrauf noch eine Anzahl für den Apatit neuer Formen mit, welche er in letzter Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die zweite Lieferung von Schraufs „Atlas der Krystall-Formen des Mineralreiches" steht, was Schönheit der Ausstattung betrifft, hinter der ersten nicht zurück. Wir hoffen, dass die dritte Lieferung bald nachfolgen möge. **G. Leonhard.**

Die Mineralien in 64 colorirten Abbildungen nach der Natur von J. C. Weber. Zweite Auflage. Verbessert und vermehrt unter Mitwirkung von Dr. K. Haushofer. München 1871. Christian Kaiser. 8. S. 99 und Taf. 64.

Die erste Auflage der vorliegenden Abbildungen führt den Titel: Die Mineralien Bayerns und beschränkte sich auf Mineralien und Gesteine dieses Landes. Der wohlverdiente Beifall, welchen dieselbe fand, bestimmte die Verlagsbuchhandlung die zweite Auflage nach Möglichkeit zu erweitern; alle häufigeren und wichtigeren Mineralien, mit besonderer Berücksichtigung der Alpenländer, aufzunehmen. Diese Aufgabe wurde, wie uns scheint, mit vielem Glück gelöst. Ein systematisch geordneter Text führt die wichtigsten Species auf mit gedrängter Angabe der Synonymen und Trivialnamen, der morphologischen, physikalischen und chemischen Eigenschaften, nebst einigen Bemerkungen über das geologische Vorkommen und über Verwendung. Die Auswahl der häufigeren Mineral-Species ist eine geeignete, die Ausführung der Abbildungen eine sehr gelungene. Solche Werke, welche wie das vorliegende neben einer allgemein fasslichen Schilderung treffliche Abbildungen der Naturkörper bringen, sind für jeden Naturfreund, der nicht zugleich Naturhistoriker von Fach ist, ausserordentlich nützlich. Wir zweifeln daher nicht, dass „die Mineralien" von J. Weber eine günstige Aufnahme finden werden.

G. Leonhard.

Digitized by Google

Chronik der Universität Heidelberg für das Jahr 1870.

Am 22. November feierte die Universität in herkömmlicher Weise das Fest der Geburt ihres erlauchten Restaurators, des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich. Die von dem zeitigen Prorector, Geheimenrath und Professor Dr. J. C. Bluntschli gehaltene, seitdem im Druck erschienene Rede*) behandelt in ihrem wissenschaftlichen Theil das moderne Völkerrecht in dem Kriege 1870.

Die Rede knüpfte an die Störung der Studien an, welche durch den Ausbruch des Krieges mit Frankreich verursacht worden und erinnert an den Zusammenhang der Frequenz der Universität mit den Bewegungen des politischen Lebens. Sie hebt sodann den Gegensatz hervor zwischen deutscher Wahrhaftigkeit, welche durch die Universitäten gepflegt werde, und der französischen Befangenheit in dem künstlichen Lügennetze nicht bloss des Kaiserthums, sondern ebenso der republicanischen Regierung. Sie bespricht vorzüglich die Erlebnisse des Krieges aus dem Standpunkte des modernen Völkerrechts. Der Krieg wurde angeblich wegen eines »Hintergedankens« der Dynastie Hohenzollern unternommen, d. h. ohne einen Rechtsgrund. Der wirkliche politische Grund wurde nicht offen bekannt, war aber ebenso wenig völkerrechtlich zu rechtfertigen, nämlich die Behinderung der deutschen Nation in der Neugestaltung ihres Staatswesens, die Bewahrung des französischen Uebergewichts in Europa und die Eroberung. Missglückt sind die beiden Versuche, die von deutscher Seite gemacht worden, das Völkerrecht zu verbessern, fürs erste die Sicherstellung des Seehandels von der Kaperei der Kriegsmarine, fürs zweite die scharfe Trennung zwischen Soldat und Bürger und die Schonung des letztern. Frankreich verzichtete nicht ebenso auf die Prisen und der Krieg, welcher auch die wilden Leidenschaften entfesselte, wurde roher und gewaltsamer auch gegen die Bürger, welche sich wie Feinde benahmen. Grosse Schwierigkeiten ergaben sich gegen diese Durchführung des Princips in den Städten, welche zugleich Festungen waren. Das Völkerrecht bedarf hier einer Ergänzung. Als eine barbarische Massregel, geeignet den Hass der Rassen zu entzünden, wird die Austreibung der Deutschen, friedlicher Privaten aus Frankreich besprochen, während die Franzosen in Deutschland unangefochten blieben. Ferner wird die unzulässige Verwendung afrikanischer Truppen von unchristlichen Sitten in einem europäischen Kriege getadelt. Die Verhältnisse der Franctireurs im Unter-

*) Rede zum Geburtsfeste des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich von Baden und zur akademischen Preisvertheilung am 22. November 1870 von Dr. J. C. Bluntschli, Grossh. Geheime Rath und ordentl. Professor an der juristischen Facultät, dermaligem Prorector. Das moderne Völkerrecht in dem Kriege 1870. Heidelberg 1870. Buchdruckerei von Georg Mohr. 32 S. in 4to.

Digitized by Google

schied von dem stehenden Heere und den Privaten und Räubern werden charakterisirt und die Verhältnissmässigkeit als Rechtsschranke auch für Repressalien bezeichnet. Wie eine Oase in der Wüste hebt sich der Bereich der Genfer Convention und der Krankenpflege hervor. Endlich bespricht die Rede noch die Neutralitätspflichten. Zum Schluss schildert sie die welthistorische Aufgabe des deutschen Volkes in der neuen herrlicheren Weltstellung.

An der Universität selbst fanden im Laufe des Jahrs die folgenden Veränderungen statt:

Durch den Tod verlor die Universität: am 18. März 1870 den Geheimerath Dr. Rau, den ältesten und durch seine Arbeiten weithin berühmten Lehrer der Nationalökonomie; am 3. Juli den Hofrath Dr. Holtzmann, den geistvollen Lehrer der deutschen und der orientalischen Sprachen; am 22. August den berufstreuen Arzt und langjährigen Privatdocenten Dr. Puchelt und endlich am 11. October den Geheimerath Dr. von Vangerow, der durch seine begeisternde Lehre des Römischen Rechts das Wachsthum und die Fruchtbarkeit unserer Universität in hervorragender Weise gefördert hatte.

Sodann sind aus dem Lehrkörper ausgeschieden: der ausserordentliche Professor Dr. Heinrich Weber, in Folge einer Berufung an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich als Professor der Mathematik, der ausserordentliche Professor Dr. Du-Bois-Reymond, welcher an der Universität Freiburg den ordentlichen Lehrstuhl der Mathematik erhielt; der ausserordentliche Professor Dr. Oncken, welcher als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Giessen berufen wurde; der ordentliche Professor Dr. Goldschmidt, der zum Rath in dem norddeutschen Oberhandelsgericht zu Leipzig ernannt wurde, der ausserordentliche Professor Dr. Steiner, welcher zum ordentlichen Professor an die theologische Facultät der Universität Zürich berufen wurde. Mit Rücksicht auf sein hohes Alter wurde auf sein Ansuchen Geheimerath Dr. Rosshirt unter Anerkennung seiner langjährigen und treuen Dienste in den Ruhestand versetzt. Endlich hat sich der Privatdocent Dr. Schlayer einem andern Berufe zugewendet. Für den erledigten Lehrstuhl des römischen Rechts wurde berufen der durch seine Lehrwirksamkeit an der Universität München wie durch seine schriftstellerischen Werke ausgezeichnete Pandektist Professor Dr. von Windscheid unter Verleihung des Charakters als Geheimerath zweiter Classe. Derselbe wird am 1. April 1871 sein hiesiges Amt antreten.

Habilitirt haben sich in der theologischen Facultät der Licentiat Hermann Sevin, in der juristischen Facultät Dr. Adolf Samuely, in der medicinischen Dr. Carl Frommann, in der philosophischen Dr. Arnold Gaedeke. Die

Digitized by Google

Habilitation des Dr. Max Nöther für die mathematischen Wissenschaften steht bevor.

Befördert wurden in der theologischen Facultät zum ausserordentlichen Professor der Privatdocent Dr. Pierson, in der medicinischen Facultät zu ordentlichen Professoren die ausserordentlichen Professoren Dr. von Dusch und Dr. Julius Arnold In der philosophischen Facultät wurde der Privatdocent Dr. Wilhelm Lossen und der Privatdocent Dr. Salomo Lefmann zum Professor extraordinarius ernannt und dem Hofrath Dr. Kirchhoff der Charakter als Geheimer Hofrath verliehen.

Durch Ordensverleihung ausgezeichnet wurden Geheimer Hofrath Kirchhoff, Hofrath Friedreich und Geheimer Hofrath Kopp, welchen das Commandeurkreuz zweiter Classe des Grossherzoglichen Ordens vom Zähringer Löwen und Geheimerath Knies und Geheimer Hofrath Arnold, welche das Ritterkreuz erster Classe desselben Ordens erhielten.

Zum ersten Male kam in diesem Jahre der Ertrag der Schüler'schen Stiftung für wissenschaftliche Reisen zur Verwendung und ist das Schüler'sche Stipendium von 800 Gulden an Herrn Professor Stark zur Förderung einer Reise nach Rom, Süditalien und Athen verliehen worden.

Eine neue Stiftung ist unter dem Namen Melanchthon-Stiftung mit Ostern 1870 ins Leben getreten, zu Gunsten der Privatdocenten der Philologie oder Theologie. Das Stipendium wird abwechselnd von den Universitäten Halle-Wittenberg, Heidelberg und Tübingen vergeben.

Zu lebhaftem Danke verpflichtet uns die bedeutende Erhöhung der Staatsdotation im Betrag von jährlich 21,400 Gulden, welche auf den Antrag der Grossherzoglichen Staatsregierung die Kammern bewilligt haben. Es haben sich auch hier wieder die unermüdliche Sorge Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs für die geistigen Interessen bewährt und die freudige Bereitschaft des Landes, trotz der sehr gesteigerten Ausgaben für militärische und volkswirthschaftliche Zwecke, jene Sorge zu unterstützen.

In Folge dessen hat die Bibliothek einen Zuschuss von jährlich 700 fl., das akademische Krankenhaus von 6400 fl. erhalten; die Ausstattung der Augenklinik mit 3000 fl. ist nun aus dem ausserordentlichen Staatsbudget in das ordentliche Universitätsbudget übergetragen worden. Dem zoologischen Institute ist eine Erhöhung seines Aversums um 300 fl. zu Theil geworden, dem physikalischen Cabinette ebenso eine Erhöhung von 300 fl. Das mathematisch-physikalische Seminar hat einen jährlichen Credit von 300 fl. für Prämienverleihung erhalten, und die poliklinische Anstalt 50 fl. zur Besserstellung des Assistenten.

Sodann sind aus den Erübrigungen des aufgehobenen evangelisch-protestantischen Predigerseminars 10,000 fl. zur Deckung eines Deficits des Akademischen Krankenhauses angewiesen worden.

Der Universitätsbibliothek sind auch in diesem Jahre

Digitized by Google

zahlreiche Geschenke zugekommen, theils von Gliedern hiesiger Universität, theils von Gönnern und Freunden derselben, hiesigen sowohl wie auswärtigen. Insbesondere verdankt sie eine Reihe von werthvollen Gaben der Grossh. Staatsregierung, den Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und der Justiz, wie des Handels und der Finanzen, ebenso den Regierungen von Frankreich, Russland, Preussen, Italien und Belgien, wie den Akademien zu Petersburg, Wien, Brüssel und München; desgleichen den Universitäten zu Madrid und zu St. Jago in Chile, der Smithsonian Institution zu Washington und der Präsidentschaft zu Bombay in Ostindien; ebenso hat der Schweizerische Bundesrath die Zusendung der von dem eidgenössischen statistischen Bureau ausgehenden Publikationen an die Universitätsbibliothek verfügt und bereits eine nambafte Zahl dieser Schriften der hiesigen Universität zukommen lassen.

Das archäologische Institut hat nunmehr die ihm bestimmten Räume des für die Universität erworbenen Hauses (Augustinergasse No. 7) bezogen und dadurch ebensowohl für seine Lehrzwecke wie für die Oeffnung seiner Sammlungen für das Publikum eine sehr wichtige und heilsame Förderung erfahren. Dasselbe hat auch in diesem Jahre eine nambafte Vermehrung seiner Sammlung erhalten. Auch ist demselben der halbe Ertrag von einem Cyklus Vorlesungen von sechs Mitgliedern der Universität in der Summe von 180 Gulden zu Gute gekommen.

Für alle diese Gaben wird hiermit öffentlich der Dank der Universität ausgesprochen.

Auch der wohlgelungenen Erneuerung der St. Peterskirche, welche von Alters her mit der Universität in enger Beziehung steht, haben wir uns zu erfreuen und haben am 15. Nov. gemeinsam mit der Gemeinde das erhebende Erneuerungsfest gefeiert.

Es fanden im Laufe des Jahres die folgenden Promotionen statt:

In der theologischen Facultät wurde Hermann Sevin aus Nonnenweier am 17. Februar zum Licentiaten der Theologie promovirt.

In der juristischen Facultät erhielten die Doctorwürde: am 15. März: Herr G. Negruzzi aus Jassy; am 26. April: A. Horn aus Hannover; am 31. Mai: Otto Siemerling aus Neubrandenburg; am 3. Juni: A. Neukirch aus Frankfurt; am 11. Juni: E. Sennemann aus Hamburg; am 14. Juni: Hugo Hungerbühler aus St. Gallen; am 18. Juni: Hans von Weissenbach aus Dresden; am 2. Juli: Ferdinand Freiherr von Rüdt-Collenberg-Bödigheim; am 16. Juli: A. Pioda aus Locarno in der Schweiz; am 20. Juli: A. Perl aus Hamburg; am 23. Juli: Ernst Justus Häberlin aus Frankfurt a. M.; am 26. Juli: Arthur von Semarclans aus Rolle in der Schweiz; am 30. Juli: A. Freiherr von Seefried aus Bamberg; am 30. Juli: L. Lamazure aus Neufchatel in der Schweiz; am 31. Juli:

Digitized by Google

Israel aus Hamburg; am 5. August: L. Hessenmüller aus Amerika; am 5. August: H. Wolf aus America; am 15. August: G. Patow aus Hamburg; am 20. October: Th. Thomsen aus Kiel; am 23. December; Albert Linel aus Frankfurt a. M.; am 24. December: Benjamin Wilson aus Amerika.

In der medicinischen Fakultät erhielten die Doctorwürde: am 19. Februar: Theodor Lückfett aus Danzig; am 5. März: Julius Fridolin aus St. Petersburg; am 7. März: Jacob Hoffmann aus Kolomea; am 26. April: Georg Nebel aus Heidelberg; am 21. Mai: William Wingate Saul aus London; am 21. Juni: Wilhelm Gesse aus Australien; am 22. Juni: Anton Löwenthal aus Constantinopel; am 12. Juli: Alfred Gordon Cuffe aus London; am 17. Juli: Johannes Wehr aus der Capstadt in Südafrica; am 21. Juli: Heinrich Demme aus London; am 24. Juli: Robert R. Beasley aus Amerika; am 24. Juli: Wilhelm Löwenthal aus Braila; am 9. December: Adolph Tenner aus Heidelberg.

In der philosophischen Facultät erhielten die Doctorwürde am 14. Januar: Ludwig Fraatz aus Clausthal; am 10. Februar: Gottfried Otto Bach aus Leipzig; am 1. März: Charles Burghardt: aus Manchester; am 3. März: Eugen Prior aus Beringen; am 7. März: Adalbert Eller aus Mannheim; am 28. April: Romain Guillet aus Lyon; am 29. April: Emil Lindenberg aus Helmstadt; am 30. April: Wenceslaus Michael Zolkiewski aus Volhynien; am 2. Mai: Wilhelm Albert Brache; am 5. Mai: Theodor Rudolph Wolf aus Nordamerika; am 19. Mai: Ludwig Philipp Holthof aus Cöln; am 28. Mai: Woldemar Cübasch aus Odessa; am 1. Juni: John Hurst Durston aus Nordamerika; am 2. Juni: Julius Moritz aus Livland; am 3. Juni: Gideon E. Moore aus Nordamerika; am 15. Juni: Burkart Emil Dietzell aus Ziegenhain; am 18. Juni: Arnold Sulzberger aus Solothurn; am 22. Juni: Benjamin Vetter aus Schaffhausen; am 7. Juli: Julius König aus Raab; am 8. Juli: Freiherr von R. Eötvös aus Ofen; am 15. Juli: Hugo Weidel aus Wien; am 18. Juli: Wilhelm Stahl aus Darmstadt; am 19. Juli: Paul Marquart aus Bonn; am 20. Juli: Adalbert Lengyel aus Pest; am 21. Juli: Carl Woermann aus Hamburg; am 27. Juli: Rudolph Ditmar aus Wien; am 5. November: Andreas Arzruni aus Armenien; am 26. November: Salo Feige aus Breslau; am 6. December: Ludwig Bisschopinck aus Waderslohe in Westphalen; am 16. December: Wilhelm Velten aus Carlsruhe.

Ausserdem fanden die folgenden Ehrenpromotionen statt:

In der juristischen Facultät wurden unter dem 4. Januar dem Herrn Syndicus Peter Ludwig Elder zu Lübeck das an diesem Tage vor fünfzig Jahren erlangte Doctordiplom erneuert.

In der philosophischen Facultät wurde am 12. August dem Herrn Dr. Gustav Friedrich Constantin Parthey, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, das an diesem Tage vor fünfzig Jahren erlangte Doctordiplom erneuert: es heisst darin: »qui Berolini natus anno MDCCXCVIII e gente litterarum

Digitized by Google

studiis promovendis insigni adolescens mature antiquarum litterarum studia ingressus in universitate Berolinensi et Heidelbergensi summis illius aetatis viris ducibus Frid. Aug. Wolfio Boeckhio Hegelio Creuzero Schlossero aliis, mox his studiis finitis longinqua suscepit itinera atque antiquitatis terras maxime inclytas cognoscendi amore ductus Italiam et Siciliam dein Aegyptum usque ad Philas Asiam minorem et Graeciam invisit multosque inde fructus rettulit ad accuratiorem harum terrarum tunc minus cognitarum scientiam; qui in academiam litterarum Berolinensem socius ordinarius receptus de antiquitatis litteris inprimis de veterum geographia egregie est meritus haud paucis libris conscriptis pluribusque scriptoribus antiquis critica ratione editis et illustratis qui ad veterum geographiam spectant ut Pomponius Mela geographus Ravennas alii aut abdita veterum religionis et philosophiae decreta exponunt ut Plutarchus Iamblichus alii; qui rarioris doctrinae specimen exhibuit utilissimo vocabulario Coptico in lucem edito; qui artis et antiquae et recentioris historiam persecutus praeter alia pinacothecam condidit Germanicam omnium omnis aetatis pictorum opera recensentem; qui eximia humanitate animi integritate pietate excellit omnibus gratus et expetitus.«

Ebenso wurde am 15. Novbr. dem Herrn Architekten Ludwig Franck, dem Wiederhersteller der Peterskirche zu Heidelberg die Doctorwürde honoris causa ertheilt: es heisst von demselben in dem Diplom: »qui aedem Sancti Petri sacris academicis dicatam temporum iniuria laesam et ipsam imperfectam summa arte ac sollertia restituit et ad antiquam et vere Germanam formam a maioribus traditam turri quoque superimposita ita revocavit, ut monumentum structurae gothicae exhiberet admirandum posteris merito conspiciendum, quod simul nostrae urbi et academiae decori atque ornamento esset.«

Am 9. December wurde von der philosophischen Facultät dem Herrn Gustav Rose zu Berlin, ordentlichen Professor an der Universität u. s. w., welcher an diesem Tage seine vor fünfzig Jahren zu Berlin erlangte Doctorwürde feierte, eine Gedenktafel übersendet, in welcher es von dem Jubilar heisst: »qui ortus e gente illustrissima atque de naturae scientia promovenda meritissima huius ipsius gloriam suis inventis auxit et amplificavit; qui longinquis itineribus per regiones remotissimas susceptis atque indefessa perscrutatione fossilium quae in propinquioribus terris veniuntur summum cognoscendae naturae studium probavit; qui formas mineralium subtilissime definivit legesque formarum sagacissime cognovit nec minus normas mistionum accuratissime perscrutatus corporum illorum proprietates vel maxime latentes in lucem protulit; qui laborum fructus plurimis operibus in publicum editis aliis quoque obtulit, scribendo aeque ac docendo clarissimus multis rerum naturalium tam peritis quam studiosis undique confluentibus facem praetulit viamque monstravit et omnes scientiae

cupidos institutione sua aptos reddidit ad naturae disciplinas cum successu tractandas.«

Von den im vorigen Jahre gestellten Preisaufgaben war über die theologische Aufgabe: »Concilii Tridentini de peccato et libero arbitrio doctrina accurate explicetur atque cum Augustini doctrina comparetur« eine Bearbeitung eingelaufen, welche in deutscher Sprache abgefasst ist mit dem Motto aus Augustin:

»Weder soll es mich verdriessen, wenn ich unentschieden bin, zu fragen, noch werde ich mich schämen, wenn ich irre, zu lernen.«

Ueber diese Abhandlung hat die theologische Facultät folgendes Urtheil abgegeben:

»Diese Arbeit gibt zu Lob und Tadel Veranlassung. Fleiss und Nachdenken sind unverkennbar, der Verfasser hat viel Mühe aufgewendet, und bei der Aufstellung der einzelnen Differenzpunkte, welche die Augustinische Lehre von der Tridentinischen trennen, ist er meist auf das Richtige geführt worden. Dagegen hat er es zum Theil an einer gründlichen und selbständigen Erforschung der von ihm citirten Quellen mangeln lassen, und es fehlt ihm auch an derjenigen Uebersicht und Bildung des Urtheils, welche erforderlich waren, um den ganzen Standpunkt des Tridentinums im Verhältnisse zu der vorangegangenen dogmatischen Entwicklung richtig und gründlich zu würdigen. Einige Stellen werden ungenügend erklärt; die von ihm eingestreuten kritischen Bemerkungen sind meist unreif, sie gehen nicht bis an die Wurzeln der entscheidenden Fragepunkte und beweisen, dass der Verfasser über die Gesichtspunkte der älteren protestantischen Heilslehre nicht hinausgehen wollte. An der Darstellung und Sprache wird Gewandtheit und zuweilen auch Klarheit vermisst. Wenn die Facultät durch die angegebenen Mängel der Abhandlung verhindert wird, ihr den Preis zuzuerkennen, so freut sie sich doch, dieselbe als einen achtungswerthen Versuch bezeichnen zu können, dessen Verfasser daher einer lobenden Nennung würdig erscheint.«

Demselben wird anheimgegeben, ob er seinen Namen nachträglich bekannt gemacht wissen will.

Die juristische Facultät hatte die Aufgabe gestellt:

»Exponantur praecepta juris Romani de periculo et commodo rei venditae.«

Es ist der juristischen Facultät ein einziger Versuch zur Lösung der von ihr gestellten Preisaufgabe mit dem Motto: »Nec temere, nec timide« überreicht worden. Die Facultät hat darüber folgendes Urtheil gefällt:

»Zwar fehlt es dieser Arbeit an eingehenden Untersuchungen, sowie theilweise an selbständiger und vollständiger Benutzung der Literatur. Aber sie zeichnet sich aus durch eine gute Methode, durch klare Bestimmung der Begriffe, durch umfassende Uebersicht über alle wichtigen Fragen, welche die Aufgabe veranlasst, und durch ein gesundes juristisches Urtheil. Von der

Digitized by Google

Ueberzeugung ausgehend, dass weniger die Förderung der Wissenschaft als die Anregung und Förderung der wissenschaftlichen Arbeit von Seite der Studirenden der Zweck der Preisaufgaben sei, hat die Facultät dieser Arbeit den Preis zuerkannt.«

Als Verfasser der des Preises würdig befundenen Arbeit ergibt sich bei Eröffnung des mit dem Motto: »Nec temere, nec timide« bezeichneten Umschlags HANS von REINBABEN Stud. jur.

Die von der medicinischen und von der philosophischen Facultät gestellten Preisfragen haben keine Beantwortung gefunden.

Für das kommende Jahr sind folgende Preisaufgaben gestellt, bei deren Bearbeitung der Gebrauch der deutschen Sprache gestattet ist.

Von der theologischen Facultät:

»De Petri quae fertur epistolae prioris authentia.«

Von der juristischen Facultät:

»Die kritische Beleuchtung der modernen Verträge und Gesetze über die Pflichten der neutralen Staaten gegenüber den Kriegsparteien.«

Von der medicinischen Facultät:

»Observationibus eruatur influxus contractionum uteri sub partu in circulationem sanguinis tam parturientis quam infantis, phaenomena hoc ex fonte prodeuntia explicentur et valor eorum practicus determinetur.«

Von der philosophischen Facultät:

I. Philosophische Preisaufgabe:

»Die Bedeutung und Begründung des Causalitätsgesetzes soll mit Rücksicht auf Hume, Kant, Herbart, Schopenhauer und John Stuart Mill untersucht und dabei namentlich auch die Frage, ob es ein empirisches oder ein apriorisches Gesetz ist, in Betracht gezogen werden.«

II. Geschichtliche Preisaufgabe:

»Darstellung der Entstehung des siebenjährigen Krieges. (Es soll mit Benützung und Prüfung der neuesten Arbeiten von Schäfer, Vitzthum, Duncker u. a. eine Darstellung der politischen Verhältnisse und diplomatischen Verhandlungen gegeben werden, welche den Ausbruch des siebenjährigen Krieges herbeigeführt haben.")

III. Mathematische Preisaufgabe:

»Die Aufgabe, ein begränztes Flächenstück auf die Fläche eines Kreises in den kleinsten Theilen ähnlich so abzubilden, dass der Peripherie des Kreises die Gränze eines andern Flächenstücks und dem Mittelpunkt des Kreises ein bestimmter Punkt des andern Flächenstücks entspricht, ist bereits für die Ellipse, Parabel und Lemniscate gelöst. Es handelt sich darum, andere Curven, die auch sonstiges Interesse haben, anzugeben, deren Abbildung in der angegebenen Weise durch algebraische oder trigonometrische oder elliptische Functionen möglich ist.«

Digitized by Google

Inhalt

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Drei und sechzigster Jahrgang, 1870.

	Seite
Aeschylus. Die Schutzflehenden von J. Oberdick	577
Alabaster: The modern Buddhist	660
Al. d'Ancona: La Reppresentazione Drammatica del Toscano	317
Apulei Metamorphoss. Rec. Eyssenhardt	521
Aristonici reliquiae. Ed. Carnuth	429
Aristophanes Werke von Droysen. 2. Aufl.	576
Aristotelis ars poetica. Ed. Ueberweg	413
Aristoteles über die Dichtkunst, von Ueberweg	413
v. Arneth: Maria Theresia	897
Bachofen: Die Sage von Tanaquil	225
Bachofen: Die Sage von Tanaquil, Beilage	957
Barach: Die Wissenschaft als Freiheitsthat	269
Bartsch: St. Agnes, provencal. Schauspiel	65
„ Herzog Ernst	163
Becker: Grabschrift eines Panzerreiterofficiers	187
„ Castellum Mattiacorum	187
„ Spuren des Christenthums am Niederrhein	187
Berg: Beatrijs	756
Bergenroth, ein Nekrolog	592
Berger: Die Fragmente des Hipparchus	414
Beulé: Le Sang de Germanicus	301
Reden des Grafen Bismarck-Schönhausen	560
Boehmer: Die provenzalische Poesie	928
Boissier: Cicero und seine Freunde. Von Doehler.	401
Bouillier: De la morale	695
Bouillier: Du principe vital	34
Brambach: Die sophokleischen Gesänge	677
Brugsch: Sage von der Sonnenscheibe	438
Buchholz: Sittliche Weltanschauung d. Pindar u. Aeschylos	509
Buddhaghoscha's Parables, by M. Müller	313
Büdinger: Lafayette	727
Caesaris Comm. Ed. Dinter. Vol. II.	913
Canti populari Monferrini dal G. Ferraro	871
Catonis liber ed. Hauthal	554
Catulli Tibulli Propertii Carmm. Rec. Luc. Müller	898
Ciceronis Laelius von Lahmeyer. 2. A.	921
Cicero's Divinatio in Caecilium von Richter	843
Cicero's erste und zweite philipp. Rede von Koch	843
Cicero's Reden für Marcellus u. s. w. von Richter	520
Ciceronis Scripta. Recogn. R. Klotz. P. III. Vol. II.	915
Clason: Plutarch und Tacitus	395
Comparetti's Ricerche intorno al libro di Sindibâd	168
Contzen: Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur	528
Corssen: Ueber Aussprache, Vokalismus u. s. w. der lat. Sprache	540
Curtius: Griech. Etymologie. 3. Aufl.	62

Digitized by Google

Seite
Curtius, erklärt von Vogel 859
v. Dechen: Geologische Karte von Deutschland 879
Dederich: Die Feldzüge des Drusus und Tiberius 550
Demosthenes Philippische Rede von Rehdantz. Dritte Ausg. . 681
Dindorf: Lexicon Sophocleum I. 558
Dindorf: Lexicon Sophocleum. II. III. 916
Dionysi Halic. Antiqq. Romm. IV. ed. Kiessling 515
Dixon: Das heilige Land 472
Donner: Die Lusiaden des Luis de Camoens 220
Drbal: Empirische Psychologie 276
Dümichen: Die Flotte einer ägyptischen Königin 438
Elliot: Glossary of Indian Terms 746
Der Feldzug am Mittelrhein im Jahr 1794 547
Fichte: Vermischte Schriften 490
Fickler: Die erste Zerstörung der Stadt Mannheim 142
Fricke: Ueber die Quellen des Plutarch 395
Fuchs: Ueber essbare Erde 321
Fuglistaller: Schiller's Lied von der Glocke 522
Fuhlrott: Die Höhlen und Grotten in Rheinland-Westphalen . 174
Fürst: Das peinliche Rechtsverfahren im Judenthum 686
Goedeke: Dichtungen von Hans Sachs 717
Fragmm. hist. arabb. I ed. Goeje et Jong 1
Gsell-Fels: Römische Ausgrabungen 160
Hagemann: Logik und Noëtik 89
Harms: Abhandlungen zur systematischen Philosophie 620
v. Hartmann: Philosophie des Unbewussten 888
Helmholtz: Ueber die Gesetze der elektrischen Ströme u. s. w. . 83
Henrici: Elementar-Mechanik des Punktes 109
Herodiani Reliquiae. Ed. Lentz. II. 2. 864
Griechische Historiographie II. 193
Hitzig: Geschichte des Volkes Israel 484
„ Zur Kritik paulinischer Briefe 484
Hoffmann: Der Agricola des Tacitus 839
Hoffmann: Philosophische Schriften II. 49
Horatius Episteln von O. Ribbeck 241
Horatius, herausgegeben von Lehrs 241
Clotilde v. d. Horst: Geschichte der deutschen Literatur . . 689
Hubatsch: Die Vagantenlieder des Mittelalters 526
Hübner: Statistische Tafel. 19. Aufl. 768
Hüffer: Die Politik der deutschen Mächte 209
Juvenal, Satiren von Mayor 763
Kämpf: Inschrift auf dem Denkmal Mesa's 849
Indiculus Arnonis von Keinz 20
Kern: Die Glossen in der Lex Salica 158
Kiepert: Atlas von Hellas. II. 557
Kiepert: Atlas antiquus. 5. Aufl. 159
Kirchenrecht 562
Klein: Das Grossherzogthum Hessen. 2. Ausg. 448
v. Knobelsdorf: Die keltischen Bestandtheile in d. engl. Sprache 799
Korn: Breslauer Urkundenbuch 721
Kuhn: Propädeutik für wissenschaftliche Studien 236
Kurz: Ausgewählte Correspondenz Napoleon's I. Bd. II. III. . . 467
Laboulaye: Geschichte d. Vereinigten Staaten v. Amerika. III. . 593
Landau: Die Quellen des Decamerone 73
Latour St. Ybars: Néron, sa vie etc. 705
Lehmann: De deuteronomio 882
Lehmann: Forschungen zur Geschichte Abt's Hugo von Cluny . 25
Lorent: Wimpfen am Neckar 459
Lorenz: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter . . . 740

Seite
Lübbert: Grammatische Studien. I. II. 669
Luchs: Schlesiens Vorzeit 722
Maçoudi: Les prairies d'or 1
Phil. Melanthonis orat. de Legibus rec. Muther 16
Mendelssohn-Bartholdy: Geschichte Griechenlands. I. . . 564
Menzel: Diether von Ysenburg, Erzbischof von Mainz . . . 141
Merzdorf: Der Mönch von Heilsbronn 573
Mestorf: Säve's Siegfriedbilder 757
Moos: Ueber eine totale Taubheit u. s. w. 81
Müller: Zur Kenntniss der Rom-Sprache 172
Max Müller: Rig-veda-sanhita. Vol I. 98
Namatiani et aliorr. poett. Reliqq. Rec. Luc. Müller 912
Naville: Textes relatifs au mythe d'Horus 438
Neubauer: Commentatt. Epigraphicc. 641
Nöldeke: Die Inschrift des Königs Mesa 436
Nutzhorn: Entstehungsweise der homerischen Gedichte . . . 454
Oberdick: Die römerfeindlichen Bewegungen im Orient . . . 524
Oetling: Librr. mss. Ciceronis orat. pro Caelio 417
v. Ompteda: Politischer Nachlass. II. III. Absch. 289
Opel: Mittheilungen d. Thüring.-Sächs. Vereins. Bd. XII, 2 . . 552
A. Pagenstecher: Ueber einen Ausflug nach Spanien . . . 323
Papini Stati Thebais ed. O. Mueller 517
Petsch: Die Bestimmungen über den Verlagsvertrag . . . 925
Piderit: Ein Weihnachtsspiel 167
Pierson: Elektron über die Vorfahren u. s. w. der Preussen . 153
Pindari Carmm. rec. Christ 59
Lao-tse Tao-te-king von R. v. Plaenckner 609
Platon's Kratylus von Schmidt 26
Plautus' ausgewählte Komödien von Brix. 2. Bdchn. . . . 415
Plautus' Mostellaria von Ramsay 759
Plinii Hist. Nat. I. Rec. L. Janus 515
Plinii Sec. Opp. e recens. H. Keilii 921
Poetae scenici Graeci e rec. Guil. Dindorfii 145
Pott: Etymologische Forschungen 113
„ Wurzelwörterbuch 113
Rajna: La Materia del Morgante 67
Rausch: Rhäto-Romanische Sprache und Literatur 714
Regel: Ruhlaer Mundart 165
v. Reichlin-Meldegg: System der Logik 529
v. Reumont: Geschichte der Stadt Rom. III, 2 602
Die Revision der norddeutschen Verfassung 865
Ribbeck: Appendix Vergiliana (Ciris, Culex) 769
Ulr. de Richental: Annales Constantt. 546
Richter: Pädagogische Bibliothek 766
Ritschl: Neue Plautinische Excurse. I. 676
La Roche: Homerische Untersuchungen 451
Rösler: Johanna, die Wahnsinnige von Castilien 400
Roth: Beiträge zur Petrographie 878
de Rozière: Liber diurnus 545
Rüdorff: Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund . . . 450
Rusch: Appenzellisches Landbuch von 1409 48
Sadebeck: Krystallformen der Blende 78
Sadebeck: Ueber die Krystallformen des Kupferkieses . . . 177
Säve: Sigurds-ristningarna 168
Schäfer: Geschichtstabellen. 12. Aufl. 800
Schliemann: Ithaque le Peloponnèse 17
Schlottmann: Die Siegessäule Mesa's 436
Schmelzer: Commentar zu Platon's Phädrus u. s. w. . . . 32
Schmidt: Tableaux de la revolution Française II. III. . . . 575

Digitized by Google

Seite
Schmitt-Blank: Deutsch-lat. griech. Parallelgrammatik II. . 931
Schnitzler: Les institutions de la Russie 477
Schrauf: Atlas der Krystall-Formen 959
Schrauf: Handbuch der Edelsteinkunde 179
Sophoclis König Oidipus. Von Wolf 917
Spach: Oeuvres choisies. T. III. 699
Tabb. ord. Theutonici ed. Strehlke 19
Tacitus Agricola von Tuecking 206
Tacitus Annalen von Pfitzner 156
Tacitus Germania von Dyckhoff 207
Tacitus Historien von Heräus. Bd. II. 685
Teza: Rainardo e Lesengrino 161
v. Thaler: Gedichte 285
Theokrit's Idyllen von Fritzsche. 2. Aufl. 151
Ueberweg: Berkeley über die Principien der Erkenntniss . . 45
Ussing: Erziehungs- u. Unterrichtswesen bei Griechen u. Römern 55
Vahlen: Lorenzo Valla 544
Venedey: Die deutschen Republikaner u. s. w. 535
Venedey: Erklärung 719
Klein: Erwiederung 719
Vering: Geschichte u. Institutt. d. römischen Rechts. 3 Aufl. . 449
v. Vivenot: Korssakoff und die Schlacht bei Zürich 143
v. Vivenot: Thugut und sein System 702
Volck: De summa Jobi 882
Volkmann: Philosophie des Plutarch II. 180
Volz: Die römische Elegie 918
Weber: Allgemeine Weltgeschichte. Bd. VIII. 750
Weber: Die Mineralien 960
Wechniakoff: l'Economie des travaux scientifiques 650
Wecklein: Ars Sophoclis emendandi 679
Weinhold: Schönborn's Aufzeichnungen 739
Wellhausen: De gentibb. et famill. Judaeis 882
Wesselofsky; Il Paradiso degli Alberti 663
v. Widdern: Der Rhein und die Rheinfeldzüge 75
Willems: Les Antiqués Romaines 796
Wohlwill: Geschichte des Elsasses 848
Wrampelmeyer: Librr. mss. Ciceronis orat. pro Sestio et Caelio 417
v. Wrede's Reise in Hadhramaut von v. Maltzan 850
Wundt: Ueber die Erregbarkeitsveränderungen 481
Xenophons Anabasis von Vollbrecht. Vierte Ausg. 683
Zeissberg: Kadlubek, Bischof von Krakau 723
Zonaras. III. Ed. Lud. Dindorf 515

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 045360334

Digitized by Google